BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelehrte Anzeigen

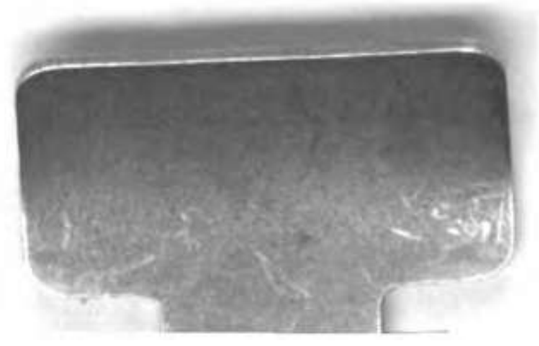
Bd.: 6. 1838

München 1838
4 Bavar. 125 i-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10331561-6

10331581

10331561

4° Bavar. 125 i (6



10331561

10331561

10331561

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie

der Wissenschaften.

Sechster Band.

München,
im k. Central-Schulbücher-Verlage.

10331561

BIBLIOTHECA
REGIA.
MONACENSIS.

Gelehrte Anzeigen.

Jänner bis Juny.

1838.

München.

Im k. Central-Schulbücher-Verlage.

43

10331561

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Jänner.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit Georgius Heinricus Pertz. — Tomus IV. Legum. Tom. II. Hannov. 1837.

Es wäre ungemein erfreulich, wenn wir uns mit der Hoffnung schmeicheln dürften, daß dieses deutsche Nationalwerk einen raschen Fortgang haben werde; das Erscheinen dieses zweyten Bandes der Gesetze, der auf den ersten (s. ob. B. 2. S. 1057) nach dem Zeitraum von zwey Jahren folgt, scheint dazu zu berechtigen. Es zerfällt dieser Band in zwey Abtheilungen, von denen die erste außer einigen Supplementen zu den Kapitularien der fränkischen Könige, die Constitutionen der deutschen Könige und Kaiser, vom Jahre 918 bis 1313 enthält, die zweyte hingegen mehrere unechte Kapitularien, kirchliche Canones und päpstliche Bullen enthält. Zu den unechten Kapitularien wird hier insonderheit auf Grund der Kritik, welche Knust auf dieselbe verwendet hat, die Sammlung des Benedict Levita gezählt, die nun gar nicht mehr Anspruch darauf machen kann unter die Quellen des Rechtes jener Zeit gestellt zu werden. In der ersten Abtheilung erhalten wir nun Alles, was bisher von Gesetzen, Friedensschlüssen, einzelnen Urtheilsprüchen von den Königen und Kaisern im Laufe von vierhundert Jahren ausgegangen war. Obschon diese Quellen einen Raum von 582 Folioseiten einnehmen, so ist dieß doch verhältnißmäßig außerordentlich wenig und man sieht recht deutlich daraus, in wie hohem Grade das Recht unserer Vorfahren ein auf der Sitte und Gewohnheit, das heißt auf dem Leben beruhendes gewesen ist; jetzt werden in jedem einzelnen Lande Deutschlands in jedem Jahre mehr Gesetze gemacht. Historisch ist es freylich zu bedauern, daß uns nicht mehr aus jener Zeit aufbehalten ist, etwa auch aus einem andern Grunde möchte dieß als eine Calamität betrachtet werden dürfen. Wenn es nämlich zu der Zeit, als das Römische Recht in Deutschland recipirt wurde, mehr einheimische geschriebene Gesetze, in denen die Grundprincipien des nationalen Rechtes niedergelegt gewesen wären, gegeben hätte, so wäre auch unstreitig der Einfluß des fremden Rechtes weniger nachtheilig und zerstörend gewesen. —

Unter den einzelnen in dieser schätzbaren Sammlung mitgetheilten Gesetzen erscheinen als besonders merkwürdig die Constitutiones Pacis oder Errichtungen der Landfrieden; unter diesen ist aber vorzüglich auszuzeichnen die älteste erhaltene Urkunde über die Verkündigung des Gottesfriedens in Deutschland v. Jahre 1083 und eine andere von dem Jahre 1085. Wir kommen auf den Inhalt derselben weiter unten zu sprechen, heben hier aber nur in Bezug auf unsere früher gelieferte Anzeige von Fürths Ministerialen (Bd. 5. Nr. 240.) einige Stellen heraus, welche hinsichtlich der Standesverhältnisse überhaupt von Bedeutung sind. Hier heißt es (p. 56) „si nobilis est (der eine friedensbrecherische Handlung begeht), libra componat. Si liber aut ministerialis decem solidis. Si servus, cute et capillis; nachher aber: si ingenuus est sive liber est, duodecim probatis se expurget, si servus, tam lito quam ministerialis, judicio aquae frigidae und dann wieder: Qui vero absque inevitabili necessitate se subtraxerit, si principum terrae (auch dieser Ausdruck ist für das eilfte Jahrhundert sehr merkwürdig!) aliquis est, decem libras; si nobilis, quinque; si liber

aut ministerialis, si lito aut servus quinque solidos persolvat, aut cutem et capillos perdat. Hierin drückt es sich deutlich aus, wie das Institut der Ministerialität sich auf dem Uebergange von der Unfreyheit zur Freyheit befand; merkwürdig ist hier das in jener Zeit fast verklungene Wort lito. Gegen den Schluß der Eidesformel, welche zur Beschwörung des Gottesfriedens festgestellt ist, findet sich auch noch eine andere für die Standesverhältnisse zu beachtende Stelle: Qui convicia in alium dixerit, si miles, baculis multetur; si rusticus, scopis excorietur. Ausserdem sind es auch mehrere andere Inedita in dieser Sammlung, welche gerade für das Institut der Ministerialen von Bedeutung sind, insonderheit aus der Zeit Heinrichs VI. z. B. Sententia de filiis ministerialium ex liberis matribus p. 187. u. Sententia de feodis ministerialium p. 194. — So wird auch in einer Sententia de advocatia (p. 564 aus der Zeit Konrads III.) ein ministerialis proprius eines Klosters und dann in Beziehung auf ihn eine andere Person miles sui genannt. (Vrgl. auch Chuonradi Litterae ad Heinricum Regem. p. 85). Auch machen wir auf den Gegensatz beneficiati et ministeriales (Curia Babenb. ann. 1164. p. 134.) aufmerksam.

Doch wenden wir uns zur Betrachtung der einzelnen Bestandtheile der Sammlung in der Reihenfolge, in welcher sie uns geboten werden und machen wir den Anfang mit den Supplementen zu dem vorigen Bande. Unter ihnen stehen an der Spitze mehrere Capitula addita zur Lex Salica, welche von verschiedenen Königen herrühren. Die Lex Salica gehört unstreitig zu den wichtigsten und interessantesten Monumenten der ältern deutschen Geschichte, zugleich ist sie aber auch dasjenige, in Betreff dessen noch die meisten Dunkelheiten obwalten. Was die Zeit ihrer Abfassung und ihrer allmähligen Vermehrung anbetrifft, so hat die Kritik der neuesten Zeit die Nachrichten der Prologe und Epiloge dahin mit einander vereinigt, daß der Ursprung der Lex Salica dem Könige Chlodwig zuzuschreiben sey, und daß ihre erste Abfassung, wie schon Heineccius bemerkte (Antiquit. jur. Germ. Vol. I. p. 265.) in die Jahre 486 bis 496 falle; ferner daß nach der Bekehrung der Franken zu dem Christenthume zuerst von Chlodwig selbst, dann nach langer Zeit

von Childebert und Chlothar Zusätze zu dem Volksrechte gemacht worden seyen. Die Vergleichung zweyer französischer Codices hat dem Herausgeber der Monumenta das Resultat geliefert, daß mit der Ueberschrift do micio fristatio die Reihe der von Chlodwig hinzugefügten Kapitel, deren Zahl sich auf zwölf beläuft, beginne; unter diesen befinden sich einige, welche bis jetzt noch in keinem andern Codex angetroffen worden sind. Wir heben daher Einiges von dem nicht uninteressanten Inhalte derselben heraus: das erste derselben bezieht sich auf Pact. leg. Sal. Tit. 40. de vestigio minando und hat die vorhin erwähnte Ueberschrift: do mitio fristito (al. do micio fristatio, im Rubrikenverzeichniß: de mitio fristatito). Eine damit übereinstimmende Malburgische Glosse, nämlich Mittinio frastatinto (in marg. frastathinto) findet sich im Texte jenes Titels in dem Schilterschen Codex, und es scheint darin das Wort frasa oder vrais zu liegen, welches eine gewaltsame oder überhaupt unrechtmäßige Handlung bezeichnet. So führt Schmeller in seinem Wörterbuche den Eid an, welchen nach dem bayr. Rechtsb. v. J. 1332 der Käufer einer gestohlenen Sache abzulegen hatte: daz er chain vrais gewest hab an dem guet, do er es chaufft hab. Da nun obige Glosse bey den Worten violenter-tulit steht, so scheint sich dieselbe auf eine gewaltsame Handlung zu beziehen (vrgl. Wiarda, Ausleg. d. Sal. Ges. S. 451). Dieß wird nun auch durch den Text des Cap. add. bestätigt, indem es daselbst heißt: Si quis truste dum vestigio minant detenere aut battere praesumpserit. In diesem Satze macht freylich das Wort trustis einige Schwierigkeit; wir haben nirgend eine für diese Stelle ganz passende Erklärung gefunden. Grimm macht in seinen Rechtsalterthümern S. 275. darauf aufmerksam, daß es zwar eine andere Wortbildung als das angels. treowth, daß aber die Bedeutung fidelitas unzweifelhaft sey; in dem Nachtrage fügt er noch hinzu, dasselbe erschiene nahverwandt mit „Trost“ welches ursprünglich protectio, tutela, mundium bedeute, daher antrustio derjenige qui in potestate domini sich befindet. Am meisten scheint aber das Decretum Chlotach. (Vol. III. p. 11 u. f.) zur Erklärung benützt werden zu können; hier kommt das Wort trustis zu vielen Malen vor und scheint entweder soviel als Immunität, den in potestate

domini befindlichen Bezirk (oder die durch das gemeinschaftliche Band der Treue an einen Herrn gefesselten Menschen) oder soviel als Gemeinde (und deren Bezirk), überhaupt eine durch Treue verbundene Genossenschaft, die auch zur Gesammtbürgschaft verpflichtet ist, oder endlich — und dieß möchte hier das Meiste für sich haben — einen Vorstand, sey es einer Gemeinde oder einer Immunität zu bedeuten. — In einem der folgenden Kapitel wird bestimmt, daß der Servus, welcher sich mit einer Ingenua verbindet, pessima cruciatu, nämlich mit dem Tode des Räderns bestraft werden solle. Ganz vorzüglich merkwürdig und interessant ist aber das Capitel 7., welches einen Zusatz zu Pact. leg. Sal. Tit. 47. De Re Ipus enthält. Bekanntlich hat Grimm in seinen Rechtsalterthümern (S. 425) das Räthsel, welches jene Ueberschrift enthält, sehr glücklich gelöst und dargethan, wie darunter „Reif" zu verstehen sey, indem dieses Symbol bey der Uebergabe einer zur zweyten Ehe schreitenden Wittwe von dem Manne an die Verwandten der Frau als Kaufgeld bezahlt worden sey. Bey der Wiederverheirathung derselben mußte aber die Frage entstehen, wie es mit der Dos zu halten war, die sie von ihrem ersten Manne empfangen hatte und über diesen Punct gerade giebt das Cap. add. nähere Auskunft, obschon Manches dabey, dem Ref. wenigstens, noch nicht völlig klar wird. Der Fall wird verschieden beurtheilt, je nachdem die Wittwe aus ihrer ersten Ehe Kinder hat oder nicht; sind deren vorhanden, so muß sie dennoch von den Verwandten ihres verstorbenen Mannes, nachdem der Bräutigam den reipus bezahlt hat, durch eine Abgabe (achasius, also auch Kaufgeld) die Dos auslösen und zwar nach Verhältniß derselben zahlt sie für 25 sol. drey, für 63 sol. sechs. War dieß geschehen, so konnte sie die Dos auf Lebenszeit behalten, durfte aber Nichts davon veräußern; nach ihrem Tode nahmen dann die Kinder erster Ehe dieselbe ausschließlich des Stiefvaters und der halbbürtigen Geschwister (sine ullum consortium). Waren hingegen keine Kinder vorhanden, so durften doch die Verwandten des verstorbenen Mannes in Beziehung auf die Dos nicht ganz leer ausgehen. Nachdem die Frau ihnen den achasius bezahlt hatte, mußte sie dieselben zusammenberufen, und ihnen in Gegenwart von neun Zeugen mit ausdrücklichen Worten mehrere Gegenstände des von ihr in die erste Ehe inferirten Gutes überlassen; sie erhielt dann von der ihr bestellten Dos zwey Drittheile. Das folgende Kapitel (Cap. 8) enthält Bestimmungen für den Fall, daß ein Wittwer zur zweyten Ehe schreitet; diese sind in der That sehr merkwürdig, da wir etwas Aehnliches in keinem andern Volksrechte ausgesprochen finden. Hat er in jener ersten Ehe Kinder gezeugt, so mag er die Dos, welche er der Mutter derselben bestellt hatte, bis zur Volljährigkeit der Kinder behalten, dann aber mußte er sie herausgeben; waren hingegen keine Kinder vorhanden, so mußte er es gestatten, daß die Verwandten seiner verstorbenen Frau zwey Drittheile seiner Dos nahmen, ihm aber solche Gegenstände, die zur häuslichen Einrichtung gehörten, also vermuthlich die inferirte Aussteuer zurückließen; thaten sie dieses nicht, so mußten sie sich mit einem Drittheile begnügen.

Gehen wir nunmehr zu den Zusätzen über, welche von andern fränkischen Königen herrühren, insonderheit zu denen, welche Childebert und Chlothar ihren Ursprung verdanken. In dieser Hinsicht sind die Meinungen sehr getheilt; Einige, darunter Eichhorn, halten die beyden Könige für die zweyten dieser Namen, also den einen für den Sohn Siegberts und der Brunehild, den andern für den Sohn Chilperichs und Fredegundens, Andere, darunter der Herausgeber der Monumenta, für die Söhne Chlodwigs. Eichhorn (D. St. u. RGsch. Bd. 1 §. 35) beruft sich darauf, die Epiloge, welche die beyden Könige Brüder nennten, hätten den bildlichen Ausdruck, der das innige Verhältniß zwischen Childebert und Chlothar bezeichnen sollte, nämlich: inter nos germanitatis caritas indisrupta vinculo custodiatur (Walter Corp. jur. Germ. ant. Vol. II. p. 13. not. g.) zu wörtlich und daher falsch verstanden, und hätten daraus die Könige dann gleich zu leiblichen Brüdern gemacht; wäre diese nahe Verwandtschaft richtig, so müßten es freilich Chlodowigs Söhne seyn; dagegen spräche aber auch der Ausdruck eines der Prologe, der bemerke: post longum tempus nach Chlodwig hätten Childebert und Chlothar ihre Zusätze gemacht, es könnten also nicht seine beyden Söhne darunter verstanden werden. Allein Zeitbestimmungen der Art sind immer sehr relativ und wenn Tacitus sich nicht behindern läßt, ein Ereigniß, seit welchem 150 Jahre verflossen als neulich (nuper) ge-

schehen zu bezeichnen, so kann auch wohl der Verfasser des Prologes einen Zeitraum von 50 Jahren longum tempus nennen; wir erinnern an die longi temporis praescriptio! Fünfzig Jahre könnten aber seit der Zeit, wo Chlodwig seine Zusätze machte, sehr wohl verflossen seyn, denn Childebert ist erst im Jahre 558 gestorben. Zudem entsteht die Frage, was es mit dem Bündnisse, auf welches Eichhorn sich beruft, für eine Beschaffenheit habe? Ref. wäre sehr geneigt, das ganze Bündniß Childeberts II. mit Chlothar II. in Zweifel zu ziehen. Es möge hier kein besonderes Gewicht darauf gelegt werden, daß Chlothar II. (geb. 583), so lange seine Mutter Fredegunde († 597) lebte, gar Nichts zu sagen hatte; formell hätte er doch mit Childebert den Vertrag schliessen können. Wir haben indessen eine Nachricht in der Vita S. Carilefi Abb. Anisol. Nr. 4 (bei Boucquet Tom. III. p. 439), wonach es ausdrücklich von Childebert I. und seinem Bruder Chlothar I. heißt: Principe itaque Childeberto et germano ejus Chlothario Rempublicam regni Francorum gubernantibus, ut se habet talium usus rerum Monarchiam regni sui in duo diviserunt, ita tamen, ut in amore germanitatis manente unitate, unusquisque potiretur regni sui ab alterutro tradita pactione. Hiemit scheint die nämliche Uebereinkunft angedeutet zu werden, auf welche sich die Worte germanitatis charitas beziehen. Dazu kommt noch, daß nach der von Pertz (Monum. Vol. III. p. 13) gewählten Lesart: „germanitas, vinculum caritatis“ der Ausdruck germanitas wohl schwerlich bildlich seyn kann; hier erscheint vinculum charitatis bloß als Apposition; ein anderer Codex liest: inter nos germanos fratres caritas indisrupto vinculo custodiatur. Kurz um die zwischen Childebert und Chlothar bestehende germanitas und fraternitas läßt sich nicht gut herumkommen und somit möchte auch das bey Pertz, Monum. Vol. III. p. 11 flg. abgedruckte Decretum Clothacharii nicht Chlothar II., sondern Chlothar I. zuzuschreiben seyn. — Capitula Childeberti (I.) pacto legis Salicae (c. 550, wie Pertz annimmt) addita finden sich nun Vol. IV. p. 5. und belaufen sich der Zahl nach auf acht. Sie sind sämmtlich schon bekannt gewesen, wie aus der nachfolgenden Uebersicht erhellt; besonders merkwürdig ist aber Cap. 4. in Beziehung auf den Eidhelfereid. Dasselbe entspricht dem Cap. 71. des Wolfenbüttler Codex und Cap. 78 bey Herold, allein es hat nunmehr noch einige wichtige Zusätze erhalten. Zunächst bestätigt diese Stelle die erste Abfassung der Lex Salica zur heidnischen Zeit indem es heißt: Propterea non est sacramentum in Francos; quando illi legem conposuerunt, non erant christiani. Propterea in eorum dextra et arma eorum sacramentum adfirmant. Ref. findet zugleich in diesen Worten eine bedeutende Unterstützung der von ihm (deutsche Gesch. Bd. I. §. 14) aufgestellten Ansicht, daß der Eid ursprünglich bey den Germanen kein Beweismittel gewesen und daß die Eideshülfe aus der Kampfhülfe hervorgegangen sey; das Argument: die Franken hätten deshalb das sacramentum nicht gehabt, weil sie noch nicht Christen waren, paßt natürlich auf das ältere Recht aller germanischen Stämme. Die folgenden Worte dieser merkwürdigen Stelle sind dem Ref. noch nicht klar genug, als daß er jetzt schon wagte eine Ansicht darauf zu gründen. Die König Chlothar I. zugeschriebenen Capitula, drey an der Zahl, enthalten nicht viel Interessantes, als Ueberschrift für das erste derselben erscheint die Lesart: de agsoniis passender als de saccioniis; jene entspricht dem in englischen Rechtsquellen so häufig vorkommenden exonium, essonium (franz. essoin). Ganz neu sind die zehn der Lex Salica von König Chilperich (561 — 584) hinzugefügten Kapitel; auf sie folgen noch 16 andere; von denen man nicht anzugeben vermag, von welchem Könige sie herrühren. Unter den Kapiteln Chilperichs bezieht sich eines wiederum auf die Dos (vrgl. oben S. 13.) und bestimmt, daß wenn bey kinderloser Ehe die Frau den Mann überlebt, tunc illa mulier dimediam dotem accipiat, et dimediam partis defuncti marito ad se recolligant; hier bietet sich für partis wohl von selbst die Correctur parentes dar.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Jänner.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum etc.

(Fortsetzung.)

Ueber alle diese Zusätze und über ihr richtiges Verhältniß zur Lex Salica wird aber erst dann ein vollständigeres Urtheil gefällt werden können, wenn wir die Lex Salica in der neuen Ausgabe vor uns haben werden; ihr baldiges Erscheinen ist sehr wünschenswerth. Zum Schlusse dieser Bemerkungen über das Volksrecht der Salischen Franken möge hier noch folgendes kleine Schema hinzugefügt werden, aus welchem übersichtlich erhellt, was in den Zusätzen neu ist oder nicht, indem darin den bereits bekannten Capiteln die Parallelstellen aus dem Wolfenbüttler und Heroldinischen Codex beygefügt werden.

		Cod. Guelf.	Cod. Fuld.
Capitula Chlodovechi	1	. . . . .	. . . . .
	2 (vrgl. Cap. Childeb. 8).	. . . . .	. . . . .
	3. 4. 5. 6. 7. 8.	. . . . .	. . . . .
	9.	75.	. . . .
	10.	74.	. . . .
	11.	76.	. . . .
	12.	. . . . .	. . . .
Capit. Childeb.	1.	68.	. . . .
	2.	69.	. . . .
	3.	70.	. . . .
	4.	71.	. . 78.
	5. §. 1. §. 2.	72.	. . 74.
	§. 3.	. . . . .	. . . .
	§. Si quis ingenuam	. . . . .	. . . . .
	6.	. . . .	76.
	7.	73. §. 1.	13. §. 3.
	8.	73. §. 2. §. 3.	69.
C. Chloth.	1.		19. §. 5. §. 6.
	2.	91.	77.
	3.	vergl.	44. §. 12.
		L. Sal. emend.	§. 11.
Capit. Chilp.		. . . . .	. . . . .

Capit. inc. auct. s. die Note bey Pertz. p. 12.

Als Supplemente zu dem dritten Bande erscheinen hier außerdem noch mehrere Kapitularien, eines von Pippin, die übrigen von Karl dem Großen. Der Herausgeber hat das erstere, welches bisher noch ungedruckt war und sich vorzüglich auf die Verhältnisse Aquitaniens bezieht, Capitulare Aquitanicum genannt und, da es den Tod Waifars voraussetzt, in das Jahr 768 gestellt.

In die Zeit Karls des Großen gehören folgende Stücke: 1) Capitnlare Missorum Aquitanorum; dieses ist nicht ganz vollständig und scheint in das Jahr 789 zu setzen zu seyn. 2) Der Eidschwur Papst Leo's IV., den derselbe im Jahre 800 zu Rom ablegte, wird hier vollständig aus einem Codex der Würzburger Universitätsbibliothek mitgetheilt. 3) Varianten zu dem Capit. ann. 802. (Vol. III. p. 96). Außerdem enthält der Anhang dieses Bandes: 4) ein Capitulare legationis Romanae vom Jahre 785, welches auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufgefunden worden ist. Dasselbe ist nicht vollständig, aber deshalb merkwürdig, weil den königlichen Gesandten, die an Papst Hadrian abgeordnet wurden, in dieser Instruction genau die Worte vorgeschrieben werden, deren

sie sich zu bedienen hätten, z. B. „Postea vero danda est aepistola dicentibus hoc modo: Praesentem aepistolam misit vobis dominus noster, filius vester, postulando scilicet sanctitati vestrae, ut almitas vestra amando eam recipiat. Postea dicendum est etc. Diese Instruction ist von Karl dem Großen ertheilt worden, während er sich auf einem Heereszuge gegen die Sachsen befand; er läßt sich daher beym Papste entschuldigen, daß er ihm nicht bessere Geschenke schicke, als qualia in Saxonia praeparare potuit. 5) Schon im vorigen Bande befindet sich das Capit. Aquisgr. vom Jahre 813; nach einer Entdeckung Föringers wird hier (p. 252) noch die Concordia Episcoporum zu den einzelnen Beschlüßen mitgetheilt. —

Den Beschluß des vorigen Bandes hatten die Kapitularien der zur Zeit Arnulfs in Italien regierenden Kaiser und Könige, Guido, Lambert und Berengar gebildet. Der Freysinger Codex, dem wir die vorhin erwähnten Erläuterungen in Betreff des Capit. Aquisgr. von 813 verdanken, liefert zugleich auch die wichtigen Beschlüsse des Conciliums von Altheim, welche zwar schon gedruckt jetzt aber in Folge einer abermaligen Collation noch verbessert worden sind. Diese Synode gehört in die Zeiten Konrads I., doch möchte es zweifelhaft seyn, ob dieser selbst derselben beygewohnt hat, gewiß würde dieß auch zu Eingang der Urkunde bemerkt worden seyn. Aus den Beschlüssen der Synode möge hier Cap. 16. hervorgehoben werden, welches de purgatione episcoporum handelt, und verordnet, daß diese dem Beyspiele Papst Leos folgend auf die vier Evangelien vor dem versammelten Volke schwörend sich von den gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen reinigen sollten. Sehr merkwürdig, und ein Beweis wie die Kirche das Verhältniß der Unterthanen zu ihrer weltlichen Obrigkeit stets in gleicher Weise aufgefaßt, ist folgende Stelle: Bey vielen Völkern, heißt es, finde eine solche Treulosigkeit der Herzen Statt, daß sie es verachten, die ihren Königen und Herren eidlich beschworne Treue zu bewahren, und daß sie mit verbrecherischem Munde den Eid vorbringen, während sie in der Seele ihren gottlosen Verrath bewahren. Denn sie schwören ihren Königen und verletzen die Treue, welche sie versprechen, und fürchten nicht das heilige Gesetzbuch des fürchterlichen Gerichtes Gottes, durch welches Fluch und vielfältige Drohung von Strafen über diejenigen verhängt ist, welche meineidig im Namen Gottes schwören. Daher wenn Euch Allen, die Ihr hier zugegen seyd, dieser zum Drittenmale wiederholte Ausspruch gefällt, so bestätigt dieß durch Euren Zuruf.“ Darauf sprach der gesammte Clerus und das Volk: „Den, welcher gegen Euren Ausspruch sich verfehlt, treffe anathema maranatha d. i. die Verdammung bey der Ankunft des Herrn, und er habe seinen Theil mit Judas und seinen Genossen. Amen.“ In dem folgenden Kapitel beschwören die Bischöfe bey Gott, allen Engeln und Heiligen, daß doch Niemand gegen den König aufstehe. Gerade dieß bezieht sich ganz eigentlich auf die damaligen Zeitverhältnisse, indem Konrad I. keineswegs allgemein in Deutschland als König anerkannt wurde, die Geistlichkeit aber vorzüglich darnach strebte, ihn auf dem königlichen Throne zu befestigen. Daher legt auch Kap. 21. dem Erchanger und seinen Genossen die Buße auf, die Welt zu verlassen, die Waffen niederzulegen und in ein Kloster zu gehen. Das 22te Kapitel bezieht sich wiederum vorzugsweise auf den Eidhelfereid, indem es heißt: wer einen Meineid schwört und wissentlich und willentlich Andere zum Meineide verleitet u. s. w. Dieß konnte beym Eidhelfereide, der ein bloßes Juramentum de credulitate war, ungemein leicht vorkommen. Dieses für die Deutsche Geschichte sehr bedeutende Concilium, woraus auch Burchard von Worms mehrere Stellen in seine Sammlung der Canones aufgenommen hat, ist in der nunmehr verbesserten Gestalt dem Herausgeber erst zu einer Zeit zugegangen, als der Druck bereits begonnen hatte; daher finden wir dasselbe in dem Anhange. Die Reihe der in diesem Bande als für diesen eigentlich bestimmten Stücke beginnt p. 16. mit dem Conventus Confluentiae, welchen Heinrich I. der Sachse und Karl der Einfältige im Jahre 922 hielten. Der Herausgeber wiederholt hier den Abdruck, welchen Baron v. Freiberg hiervon in dem vierten Bande seiner historischen Schriften und Urkunden nach einer Münchner Handschrift gegeben hat und fügt noch ein Fragment aus Harzheim hinzu. Hieran schliessen sich die Rubriken der Verhandlungen auf dem Conventus Duisburgensis vom Jahre

929 und die schon von Baronius herausgegebenen Capitula Conventus Erfordiensis, nach einer Münchener Handschrift verbessert, an.

Mit p. 19 beginnen die Constitutiones Ottonis Magni. Sie sind folgende: 1) Synodus Ingelheimensis vom Jahre 948, die Zusammenkunft Otto's des Großen mit König Ludwig VI. von Frankreich, über welche Flodoard und Richerus nähere aber nicht völlig übereinstimmende Nachrichten enthalten. Die Acta selbst finden sich schon bei Canisius in den Lectiones nach einem Weingartner Codex, der aber nicht aufzufinden gewesen ist, nur in Wien ist das Verzeichniß der bey seiner Versammlung anwesenden Bischöfe (p. 24 Not. b) entdeckt worden. 2) Constitutio Francofurtana v. J. 951, schon früher von Baluze, Eccard und Harzheim herausgegeben. Hier findet sich (p. 26) die bekannte merkwürdige Stelle: canonum sanctorumque patrum auctoritate, nec non capitularium praecedentium regum institutis coram positis," welche den Beweis des damals noch fortdauernden Gebrauches der Kapitularien liefert (vergleiche Türk Vorlesungen über d. deutsche R. S. 131. — Mittermaier, Grundsätze §. 7. Note 1). Dieß lag auch ganz in Otto's des Großen Politik, den Gesetzen der älteren fränkischen Könige Gültigkeit beyzulegen, seinem Vater Heinrich möchte dieß schwerlich in den Sinn gekommen seyn. 3) Conventus Augustanus vom Jahre 952 nach der früheren Ausgabe von Canisius. 4) Coronatio Romana aus verschiedenen Codices. Otto verspricht in seinen Eiden, die er theils durch Abgeordnete ablegen läßt, theils selbst leistet, dem Papste Johann XII., daß er ihm, der ihn zum Kaiser krönen würde, in keinerlei Weise feindlich seyn wolle. Dessenungeachtet ließ ihn Otto im Jahre 963 durch die 5) Synodus Romana als einen lasterhaften Menschen, was Johann XII. ohne allen Zweifel war, absetzen. Dieser Schritt war höchst bedenklich, da Otto die Rechtmäßigkeit seiner Kaiserkrönung selbst dadurch zweifelhaft machte. Johannes XII. Lebenswandel war vor wie nach der Krönung ein notorisch schlechter, und doch empfieng Otto von ihm die Krone. 6) Synodus Lateranensis nach Luitprand, gerichtet gegen Benedikt V., den die Römer nach dem Tode Johannes XII. gegen Leo VIII. als Papst erhoben hatten. 7) Ottonis I. Imperatoris et Ottonis II. Regis Edictum, erlassen im Jahre 967 zu Verona. Merkwürdig ist darin zunächst die häufig wiederkehrende Anordnung, daß die Entscheidung von Streitigkeiten durch gerichtlichen Zweikampf herbeygeführt werden solle. Das Cap. 6 ist wichtig, weil es Bestimmungen über das Berufen auf einen Auctor bey der Vindication beweglicher Sachen enthält. Der Auctor wird warens (–ntis) genannt, und es wird durch das Gesetz das „Stehenbleiben beym dritten Manne" angeordnet. 8) Eine gemeinschaftliche Verordnung der beyden kaiserlichen Ottonen über die Unfreien; diesen wird in signum servitutis eine jährliche Kopfsteuer von einem Denar auferlegt, die jeder nach erreichtem 25ten Lebensjahre zu entrichten hat. 9) Conventus Papiensis vom Jahre 971 stimmt mit cap. 1 des Veroneser Edikts vom Jahre 967 überein. — Der Anhang (p. 560) bringt noch 10) das Mandatum de inthronizatione Archiepiscopi Magdeburgensis vom Jahre 968. Von Otto II. allein ist nur der Friedensschluß mit den Venetianern vom Jahre 983 erhalten; in der hiezu gehörenden Securitas Venetorum kommt für die deutschen Fürsten der Ausdruck: principes ultramontani vor; ist dieß das erste Mal, daß dieser Ausdruck in diesem Sinne gebraucht wird? Von Otto III. finden sich zwey Constitutionen, die eine (vielleicht vom Jahre 996) verbietet vorzüglich das Gerichthalten an den Feiertagen, die andere, Constitutio Ticinensis vom Jahre 998 (schon bey Labbé und Muratori), erscheint aber dem Herausgeber nicht ganz unverdächtig. Den Schluß der sächsischen Kaiserzeit machen einige Gesetze Heinrichs II. des Heiligen, welche von demselben gegen den Ausgang seiner Regierung erlassen worden sind; sie stehen auch bey Grandidier, histoire d'Alsace. In dem Anhange (p. 561) finden sich auch die im Jahre 1022 gegebenen Leges Papienses, in welchen die älteren Vorschriften über den Cölibat der Geistlichen wiederholt werden; hauptsächlich beziehen sich dieselben aber auch auf die Unfreyen, besonders auf die der Kirche. In cap. 7 wird neben dem judex der tabellio genannt, worunter unstreitig ein mit wirklicher fides publica versehener Notar, nicht bloß ein Urkundenschreiber verstanden ist. Das

Verhältniß zwischen Kirche und Staat drückt sich in folgenden Worten aus: Sed neque honorabitur in palatio, qui ecclesiam, palatii matrem, non erubuit impugnare.

Etwas reichhaltiger ist die Sammlung von Gesetzen aus der fränkischen Kaiserzeit. Sie beginnt mit einem Edicte Konrads II. (ann. 1031), welches die Veräußerung der kirchlichen Unfreyen verbietet, und dem Herzog Bernhard von Sachsen, dem Grafen Siegfried und Markgrafen Bernhard auferlegt, über die Vollziehung des Gesetzes zu wachen. Hierauf folgen dann vier Capitula de beneficiis, welche Konrad im Jahre 1037 auf der Reichsversammlung in den Roncalischen Feldern erließ; sie stehen auch im Feudisten, sind daselbst jedoch mit Erläuterungen untermischt, welche der Herausgeber in die Noten verwiesen hat. In demselben Jahre erfolgte auch die bekannte Lehns-Constitution Konrads II., durch welche die Erblichkeit der Lehen für Italien gesetzlich festgestellt wurde. Sie ist abgedruckt p. 39, auf sie folgt dann eine Vorschrift, daß die Richter in Rom und der Umgegend bey allen Streitigkeiten, wenn auch einer der Partheyen ein Langobarde ist, nach Römischem Rechte richten sollen. — Der Text der obigen Lehensconstitution ist entnommen aus einer Mehrzahl vorzüglicher Codices; wir machen auf einige Verschiedenheiten aufmerksam, welche sich aus einer Vergleichung mit dem Senkenbergischen Texte ergeben, p. 39, l. 17 bey Pertz: omnium für hominum; l. 20, 21: nisi secundum constitutionem antecessorum nostrorum für n. s. consuetudinem a. n. Dieß ist allerdings eine erhebliche Variante, welche sich auch in einigen andern von Pertz benützten Codices findet. l. 28 decreverit für debuerint. l. 31 cum für si. l. 36 effici für esse. l. 38. Illa vero *bona* quae tenet proprietario jure, aut per praecepta *aut per* rectum libellum — nemo injuste *eos dis*vestire audeat für: Illis vero, quae tenet p. j., aut per praecepto *suo porrectum* l. — nemo *eum de*vestire audeat injuste. — Die folgenden Stücke gehören der Regierungszeit Kaiser Heinrichs III. an: 1) Eine Constitution vom Jahre 1047, worin derselbe die Vorschriften über die Befreyung vom Juramentum calumniae auf alle Cleriker ausdehnt. 2) Conventus Turicensis v. J. 1054; die hier erlassenen Gesetze beziehen sich zunächst auf die Ehe, und verordnen, daß die diesen Punkt betreffenden Canones streng beachtet werden sollen. Der Kaiser beruft sich auf diese und auf frühere Gesetze seiner Vorfahren, und fährt dann fort: et inde etiam nostro imperiali jure addidimus, ut quicunque seu in legitima aetate sive infra legitimam aetatem uxorem duxerit vel desponsaverit, si morte praeventus fuerit, nulli propinquorum suorum liceat viduam vel desponsatam illius uxorem ducere. Quod si quis hoc fecerit, tam mulier quam vir ex hac lege exheredati sint, omniumque bonorum eorum medietas ad fiscum deveniat, altera vero medietas propinquis parentibus legitimis hereditario jure deveniat. Diese Bestimmung ist sehr merkwürdig, indem es das Ehehinderniß wegen zu naher Affinität auch auf Quasi-Affinität, die durch Desponsation entsteht, weiter ausdehnt, als das canonische Recht, und noch dazu mit weltlichen Strafen belegt. Auf eben jenem Reichstage wurde auch eine besondere Constitution, die sich auf die Lombardei bezieht, gegen den Meuchelmord, vorzüglich gegen den Giftmord, erlassen. Der Mörder soll zum Tode verurtheilt werden, und sein Vermögen verlieren. Davon sollen erst zehn Pfund Goldes an die Verwandten des Getödteten pro legitimo Widrigild entrichtet, und das Uebrige zwischen diesen und dem Fiscus getheilt werden; als Vertheidigungsmittel steht dem Angeschuldigten, wenn er ein Freyer ist, der gerichtliche Zweykampf, wenn er aber unfrey ist, irgend ein anderes Ordale zu Gebote. 3) Constitutionis de beneficiis amittendis fragmenta, welche sich bey Jakob von Ardizo mit Glossen untermischt vorfinden. — Die Constitutionen Heinrichs IV. (p. 44. u. ff.) beginnen erst mit dem Zeitpunkte, wo bereits der Streit mit Gregor VII. begonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mit diesem Stücke wird das Inhalt-Verzeichniß des vierten und fünften Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Jänner.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum etc.

(Fortsetzung.)

1) Das erste Aktenstück, welches hier mitgetheilt wird, ist das Concilium Wormatiense vom Jahre 1076, oder vielmehr die Briefe, welche die Bischöfe und der König zu dem Reichstage von Worms versammelt, an den Papst und die Römer, welche Heinrich gegen Gregor aufwiegelte (vos in ejus inimicitiam excitamus) schrieben. 2) Jene Briefe wurden im Januar erlassen, zu weiteren Berathungen lud Heinrich durch ein besonderes Schreiben, welches p. 48 abgedruckt ist, die Fürsten ein, sich um Pfingsten desselben Jahres in Worms einzustellen. 3) Eine ganz andere Sprache findet sich in der Promissio Heinrici Regis, welche der Herausgeber der Reichsversammlung von Oppenheim (Oct. 1076) zuschreibt. Dort hieß Gregor VII. „et ecclesiae invasor et oppressor et Romanae reipublicae vel regni nostri insidiator“ oder „non apostolicus, sed falsus monachus,“ hier hingegen: „sedis apostolicae venerandus praesul domnus G. papa.“ Nachmals (1080) wird er dann wieder quidam Hildebrandus pseudomonachus genannt. Hierauf folgt dann 4) die Promissio Canusina, die schon öfters gedruckt ist, 5) Synodus Brixinensis theils die litterae convocatoriae, theils das Decretum Synodi, welches gegen Gregor VII. gerichtet war; die ersteren gingen von dem Bischof von Speyer aus, das Decret ist meistens von Lombardischen Bischöfen unterzeichnet. 6) Conventus Ticinensis vom Jahre 1081, abgedruckt bey Canciani; ein Bestandtheil davon führt die Ueberschrift de praecepto et firma fidelitate Heinrici regis contra depraedatores ac scachatores regni ejus. Scachator, Schächer, ist eigentlich eben so viel als Räuber und kommt her von Scah (praeda); so heißt es auch im Contexte: furtum, schacum vel rapinam etc. 7) Die Einladung, welche Heinrich IV. im Jahre 1084 an die Fürsten ergehen ließ, damit sie sich am St. Andreastag zu einem Colloquium nach Mainz versammeln sollten. 8) Synodus Moguntina (Frühling 1085), ein merkwürdiges bereits oben (S. 10) erwähntes Aktenstück. Nach dem Zeugnisse mehrerer Chronisten hatte bereits Heinrich III. auf dem Reichstage zu Constanz im Jahre 1043 einen Gottesfrieden errichtet. Die Urkunde, welche denselben enthielt, ist nicht mehr vorhanden, wohl aber hat sich im Jahre 1833 auf der königlichen Bibliothek zu München eine solche Friedensverkündigung vorgefunden, welche auf der Synode zu Mainz ausgegangen ist; eine ähnliche erfolgte aber auch schon 1083 zu Cöln, die aus einem ehemaligen Abdinghofer Codex bekannt worden ist. Beyde sind nun (p. 55.) neben einander gestellt. Die Bischöfe (in der Cölner Urk. der Erzb. Sigwin) sagen darin: tractavimus, ut pacem quam peccatis nostris exigentibus continuare non potuimus, intermissis saltem diebus aliquatenus confirmaremus. Es werden darauf für bestimmte Zeiten des Jahres und der Woche alle Fehden verboten; für Edle und Freye, welche den Frieden gebrochen zu haben beschuldigt werden, wird der Eid mit zwölf Gehülfen als Reinigungsmittel angeordnet, Unfreye müssen zum Ordale des kalten Wassers, wobey Stellvertreter nicht gestattet werden, schreiten. Wenn aber während jener Zeiten ein Herr seinen Knecht, oder ein Lehrer seinen Schüler mit Schlägen straft, soll dieses doch nicht als Friedensbruch betrachtet werden. Zweymal kommt in der Urkunde

der Ausdruck faicosi vor, das diesem Bande angehängte Glossarium giebt keine nähere Auskunft über denselben; nach dem Zusammenhange zu schliessen, sind darunter die in einer Fehde begriffenen Personen zu verstehen, sollte daher nicht faidosi zu lesen seyn? 9) Das Einladungsschreiben Heinrichs IV. zu einem im Jahre 1100 zu Mainz abzuhaltenden Reichstage. Schon Pez hatte dasselbe abdrucken lassen, aber fälschlich Heinrich VI. zugeschrieben. 10) Curia Moguntina v. Jahre 1103; enthält die Errichtung eines vierjährigen allgemeinen Landfriedens. Am Schlusse der Formel, nach welcher zur Bekräftigung der Eid zu leisten ist, heißt es jedoch: Si in via occurrerit inimicus tuus si possis illi nocere, noceas; si fugerit in domum vel in curtem alicujus, illesus maneat. Hierauf folgt dann die Constitutio pacis provincialis, errichtet vom Herzog Friedrich von Schwaben und mehreren anderen Reichsfürsten. Hierin wird der Friede den Geistlichen und Weibern und allen Menschen in Häusern und jederley Gebäude et in curiis etiam infra legitimas areas domuum quas houestete vulgo vocamus gewährt. Für den Diebstahl einer Sache unter dem Werthe von 60 Denarien wird außer den Ruthenstreichen auch noch die Strafe des Brandmarkens in utraque maxilla — usque ad dentes festgesetzt. Auch wird das Legen von Schlingen und Fußangeln um damit Wild zu fangen, verboten, indem es heißt: Si quis cum laqueis vel cum pedica, quam vulgo drûch dicimus, silvestria animalia, scilicet cervos — ceperit, etc. 11) Conventus Ratisponensis vom Jahre 1104 enthält Bestimmungen über die Kirchenvögte, nach einer Münchener Handschrift.

Unter den Constitutionen Heinrichs V. macht 1) diejenige den Anfang, durch welche derselbe im Jahre 1106 den Heereszug gegen seinen Vater ansagte und den Seinigen befahl, sich um ihn zu Würzburg zu versammeln. Hieran schließt sich dann die Botschaft der Fürsten an Heinrich IV., worin sie ihm, als dem incorrigibile caput omnium scismatum völlig absagen. Mit Uebergehung zweyer weniger wichtigen Stücke, 2) Expeditio Flandriae vom Jahre 1107 und 3) Conventus Spirensis vom Jahre 1110 machen wir noch besonders aufmerksam 4) auf die Coronatio Romana vom Jahre 1111. Dieß Aktenstück erscheint hier in größerer Vollständigkeit, als es bisher gegeben wurde. Dasselbe beginnt mit einem Briefe an den Senat und das Volk von Rom, worin Heinrich diese Stadt mit dem Ausdrucke: caput et sedes nostri imperii bezeichnet und erklärt, er wolle die Römer wie ein Herr seine Getreuen, wie ein Vater seine Söhne, wie ein Bürger seine Mitbürger ehren und erhöhen. Durch das, was der Herausgeber aus einzelnen Chronisten eingemischt hat, wird die Uebersicht der Krönung sowohl, als die derselben vorangehenden Unterhandlungen und Streitigkeiten zwischen Papst Paschalis II. und Heinrich V. sehr klar. 5) Da der Investiturstreit auch nach dem Jahre 1111 fortdauerte, so wurden abermals im Jahre 1119 Unterhandlungen, damals schon mit Calixtus II. gepflogen; die Bedingungen, unter welchen man sich einigen wollte, wurden auf einer Versammlung zu Metz festgestellt. Sie wurden indessen nicht vollführt bis endlich, nachdem der Kaiser auch mit dem Reiche in Streit gerathen war, welchen (6) der Conventus Wirceburgensis vom Jahre 1121 beylegte (7), das Concordatum Wormatiense oder Calixtinum zu Stande kam. Zur neuen Herausgabe desselben haben 7 Codices zu Gebote gestanden. Nachdem der Friede abgeschlossen war, sendete Heinrich V. eine Gesandtschaft nach Italien, um hier den Eid der Treue entgegenzunehmen. Diese Legatio Italica (8) und 9) ein Mandat Heinrichs wegen Aufrechterhaltung des Friedens, erlassen auf dem Reichstage zu Lüttich vom Jahre 1125, sind die letzten, welche der fränkischen Kaiserzeit angehören. An den Schluß hat der Herausgeber noch den Ordo Coronationis Romanae gestellt, wie dieser bis zu jenem Zeitpuncte hin beobachtet worden ist.

Aus dem Zeitraume Kaiser Lothars III. werden folgende Stücke mitgetheilt: 1) das Schreiben der Fürsten, welche dem Begräbnisse Heinrich V. beygewohnt hatten, um die übrigen zur Wahl eines neuen Königs einzuladen. 2) Die Constitutio de investitura et amissione feudi vom Jahre 1127, welche sich findet in II. Feud. 52. §. 3. 3) Einladung des Kaisers an Bischof Otto von Bamberg zu dem im Jahre 1130 zu haltenden Conventus

Wirciburgensis. 4) Coronatio Romana vom Jahre 1133; hier wird zunächst der Urtheilsspruch gegen den Afterpapst Anacletus (Petrus Leo), dann der Eid mitgetheilt, den Lothar dem Papst Innocenz II. leistete; 5) und 6) sind die Lehenstexte II. feud. 52. §. 2. und II. feud. 52. pr. §. 1. Letzterer ist der bekannte über die Veräußerung der Lehen. Es sind hier zur Herausgabe mehrere Codices zu Rathe gezogen; es kommen allerdings manche Verschiedenheiten vom Feudisten vor, diese hat indessen meistens auch der Pariser Codex, dessen Lesarten in den Noten angegeben sind. Auffallend anders ist die Wortstellung im ersten Satze. 5) Eine Einladung des Kaisers an den Erzbischof von Arles zur Theilnahme an dem Heereszuge nach Italien im Jahre 1136.

Mit p. 84 beginnen die Constitutionen der Schwäbischen Kaiser; sie füllen mit Ausschluß der Constitutionen Ottos IV., den Raum von 231 Seiten, also beynahe die Hälfte der ersten Abtheilung dieses Bandes; was zunächst die Regierung Konrads III. anbetrifft, so gehört dahin ein Brief Konrads aus dem gelobten Lande an seinen Sohn gerichtet, auch interessant wegen der Stellung der Ministerialen. Im Anhange (p. 564) wird sodann ein von Böhmer auf der königl. Bibliothek zu Stuttgart aufgefundenes Aktenstück mitgetheilt. Als nämlich König Konrad im Jahre 1149 zu Frankfurt Hof hielt, kamen Abgeordnete der Mönche von St. Remigius aus Rheims zu ihm, welche Klagen theils über einzelne Kirchenvögte, theils einen Ministerialen des Klosters vorbrachten. Es kamen hierbey einige für die Rechtsgeschichte interessante Verhältnisse in Betracht, weßhalb wir noch etwas näher auf den Inhalt der Urkunde eingehen. Konrad fragte die um ihn versammelten Fürsten, was in Betreff des ersten Anklagepunctes Rechtens sey; einer derselben (Ludovicus comes regionarius) sprach mit Zustimmung der übrigen (ex communi consensu) das Urtheil dahin aus: quod nullus posset causas vel lites, quae ad advocatorum jus pertinerent, audire vel terminare vel placita advocatiae tenere nisi qui bannum de manu regia recepisset; ein Zweyter sprach dann aus, daß dem Pfalzgrafen am Rhein es zustände: Omnia corrigere quaecunque contra indubitati juris rationem in praenominatis possessionibus ab injustis advocatis essent perpetrata. Ueber den zweyten Punct der dadurch schwieriger wurde, daß der angeschuldigte Ministeriale aus Rheims sich weigerte, außerhalb Lothringens zu Recht zu stehen, befragte der König einen seiner Ministerialen (quid super hac controversia juris ordo contineret); mit Zustimmung Aller antwortete derselbe: Omnem hominem sive liberum sive ministerialem oportere domum illius adire, cujus nomine possideret, in quocunque regno vel provincia sita esset, si de ipsa possessione controversia agatur.

Von den Constitutionen Friedrichs I. Barbarossa's können wir hier nur die bedeutendsten unter den bisher nicht gedruckten näher hervorheben; im Ganzen beläuft sich die Zahl der in diese Zeit gehörigen hier mitgetheilten Rechtsmonumente auf hundert und acht, unter denen viele, wenn auch nicht ganz neu, so doch verbessert und vervollständigt erscheinen. Sehr viel Material hat hier insonderheit ein Codex der königlichen Bibliothek zu Hannover geliefert. Aus diesem ist unter andern ein Brief Friedrichs I. an den Erzbischof von Salzburg entnommen (p. 116). Diesen bestellt er von Worms aus zum Schiedsrichter in den Streitigkeiten zwischen seinen beyden Oheimen, dem Bischof von Padua und Herzog von Oestreich. Ein anderes Schreiben vom Jahre 1164 in dem nämlichen Codex unserer Zeit erhalten, ist an den Clerus, die Vasallen und Ministerialen des Erzbisthums Salzburg gerichtet, welche der Kaiser einlud nebst ihrem erwählten Erzbischof bey seiner Curie zu Bamberg zu erscheinen, um daselbst die Angelegenheiten ihrer Kirche zu berathen. Aus dem Darmstädter Archiv und zwar aus dem in demselben befindlichen Copiarium von Worms ist eine Constitutio de bonis clericorum decedentium (p. 138) entnommen; die Veranlassung dazu hatte ein Testament gegeben, welches ein Canonicus von Worms errichtet und worin er seine bewegliche Habe verschiedenen Personen vermacht hatte, dieß Testament focht der Stiefvater an, weil es auf dem Sterbebette errichtet war. Das Germanische Recht, seinen Grund-Principien consequent anhängend, gestattete überall nicht Vermächtnisse auf dem Krankenbette, sondern forderte, daß derjenige, welcher Verfügungen der

Art treffen wollte, sich durchaus bey vollen Leibeskräften befinden müsse. Der Ritter mußte daher im Stande seyn, ohne Hülfe in voller Rüstung sich auf sein Roß zu schwingen und auch von andern Personen wurde gefordert, daß sie vor Anordnung solcher Vermächtnisse Proben ihrer Gesundheit abgaben. Dahin gehörte, daß sie ohne sich von andere Personen halten zu lassen und ohne sich eines Stabes zu bedienen (— es sey denn, daß sie von Jugend auf lahm waren —) eine Strecke weit gingen; man bezeichnete daher auch solche letztwillige Dispositionen, denen jene Probeleistungen vorangegangen waren mit dem Ausdrucke: „Testamenta ungehabt und ungestabt.“ Es ist begreiflich, daß die Kirche mit diesem unchristlichen Princip nicht einverstanden war, und entschieden dagegen auftrat. In diesem Sinne ist nun Friedrichs Constitution abgefaßt, die auch merkwürdig ist wegen des Bezuges, den der Kaiser auf seine Vorfahren im Reiche Justinian und Valentinian, Karl und Ludwig nimmt und sich dabey ausdrücklich auf die Gesetze des letzteren beruft. Eine andere bemerkenswerthe Entscheidung traf Friedrich in Betreff des Mobiliar-Nachlasses der Bischöfe (p. 140), nämlich daß der Nachfolger in suppellectile praedecessoris sui heredibus ipsius nichil hereditarii juris seculari controversiam nusquam nisi in curia nostra ad discutiendam debeat transferre; hieran schließt sich auch ein Urtheil über das kirchliche Lehenrecht in folgenden Worten an: Jus quoque beneficiale in prebenda fratrum — et jus beneficiale in plebanis ecclesiis, post mortem concessoris cessatum esse judicamus, wodurch also das Princip, daß der Successor Clericus nur als Successor Singularis zu betrachten sey, vollständig bekräftigt wird. Diese Sentenz, so wie die unmittelbar auf sie folgende de dote Ecclesiarum contra advocatos sind der Nachwelt durch das Copiarium des Stiftes Verden, nunmehr im königlichen Archiv zu Hannover überliefert worden. Der Bischof von Verden war nämlich im Jahre 1170 an den Hof Friedrichs gekommen und hatte hier die Rechtsfrage gestellt: utrum cuiquam advocato liceat aliquod jus posse et debere exercere in dotem alicujus ecclesiae vel clerici in ea manentis, vel in rebus suis, vivi seu morientis. Otto, der Markgraf von

Meissen wurde um seine Meynung gefragt; dieser hielt mit den Andern Rath (— wir theilen dieses mit, um auf die Art der Urtheilsfindung in der königlichen Curie aufmerksam zu machen, vergl. oben S. 29) und brachte dann in allgemeiner Versammlung den Urtheilsspruch vor (generalem in generali curia sententiam protulit): daß keinem Kirchenvogt irgend ein Recht der Art zustehe. — Eines der wichtigsten Aktenstücke aus der Regierungszeit Friedrichs I. ist der Conventus Venetus, auf welchem die Aussöhnung des großen Kaisers mit dem großen Papste Alexander III. erfolgte. Dasselbe erscheint hier mit Benützung mehrerer Codices vollständig zusammengestellt, nämlich aus den Gesta Alexandri, aus Romualds Chronik, aus Muratori und Mittarelli und besteht aus folgenden einzelnen Bestandtheilen: Conventio praevia, Juramenta in anima Imperatoris de pace Ecclesiae, Litterae Papae et Imperatoris, Oratio Papae bey dem Friedensschlusse selbst, Oratio Imperatoris (in deutscher Sprache gehalten, von dem Erzkanzler dem Erzbischof von Mainz ins Lateinische übersetzt), Treuga cum Lombardis, Sacramentum in anima Imperatoris, Juramenta Principum, Pax cum Rege Siciliae, Privilegium Pacis, Litterae Imperatoris ad clerum Salzburgensem, Confirmatio Pacis in Concilio, Imperatoris Promissio de Pace observanda, Litterae Principum Imperii de confirmatione Pacis, Pax cum Venetis und Promissio de feudis. Ein Urtheilsspruch des Kaisers, welcher auf der Curia Moguntina im Jahre 1182 gehalten wurde, und die Befreyung des Clerus von Worms von den Steuern feststellte, zu welchen die Bürgerschaft von Worms nöthigen wollte, ist wiederum aus dem Darmstädter Archiv entnommen und erscheint hier (p. 164) zum ersten Male gedruckt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Jänner.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum etc.

(Schluß).

Aus der Regierungszeit Heinrichs VI. wird eine Mehrzahl neuer hieher gehörender Urkunden mitgetheilt, nämlich: 1) Sententia de decimis non alienandis vom Jahre 1190 auf die Anfrage des Bischofs von Verden von Otto, dem Markgrafen von Meißen, in der Curia Merseburgensis dahin gefällt: quod — non liceret alicui episcopo decimam quamcunque, cujus usus suis temporibus non contigisset provenire, per infeodacionem, sive vendicionem aut per alium quemcunque alienationis modum, ab ecclesia sua nullatenus alienare. Auch die drey folgenden Sentenzen sind gleichermassen, wie diese, aus dem Copiarium Verdense entlehnt; die erste handelt de filiis Ministerialium ex liberis matribus. Die Frage, ob diese Kinder dem Stande ihrer Väter oder Mütter folgen sollten, wurde von der königlichen Curie, nachdem Otto, der Bischof von Bamberg, zuerst die Entscheidung abgegeben hatte (consentientibus Coloniensi archiepiscopo — Conrado Palatino comite Reni, et aliis principibus, comitibus, nobilibus et ministerialibus), dahin beantwortet, solche Kinder würden wie ihre Väter Ministerialen der Kirche. Eine Anfrage, wie jene vom Bischofe von Verden über die Lehen der Ministerialen gestellt, wurde im Jahre 1192 (p. 194) consensu principum nobilium et ministerialium imperii nostri dahin entschieden: quod nullus ministerialis alicujus eclesiae feudum quod habet ab ecclesia jure ministerialium, filio suo, qui sue non est conditionis, vel alii persone in fraudem ecclesie vel subterfugium potest vel debet concedere. Die folgende Sentenz (p. 195) bezieht sich auf die ohne Erlaubniß des Bischofs in der Stadt Verden an der platea publica gebauten Häuser. Diese Erlaubniß wird als nothwendiges Requisit für alle Folge festgestellt. Aus der nämlichen Quelle ist eine Sententia de testibus jure feodali (p. 198) entnommen; hier wird von den fidelibus imperii, tam liberis quam ministerialibus geurtheilt, daß weder ein Freyer noch ein Ministeriale, der nicht ein Lehen von seinem Herrn hat, für irgend einen Belehnten gegen einen Andern oder gegen den Herrn ein Zeugniß abgeben dürfe. Die darauf folgende Sentenz de citatione super feodo antwortet auf die Frage, ob der Erzbischof von Trier in Lehenssachen seinen Vasallen den Termin nach vierzehn Tagen oder nach dreymaliger Citation nach sechs Wochen anzuberaumen habe? — folgendes: quod — ad 14 dies tantum per ternam vocationem vel ad sex septimanas peremtorie teneatur citare. Soll das heißen: wenn der Termin nach 14 Tagen anberaumt wird, so soll eine dreymalige Citation Statt finden, wenn aber nach sechs Wochen, so soll die Vorladung ein für alle Male geschehen? Das klingt sehr unwahrscheinlich, weil es mit allem Gerichtsgebrauche im Widerspruche steht, und soll wohl so viel heißen: entweder mag der Erzbischof den Partheyen drey Termine anberaumen, ist dann dann aber verpflichtet, für jeden 14 Tage zu gewähren, oder er muß gleich durch die erste Vorladung denselben auf sechs Wochen feststellen.

Aus der Regierungszeit Philipps von Schwaben und Otto's IV. sind als Inedita auszuzeichnen: 1) Ottonis Pactum cum Adolfo Archiepiscopo Coloniensi (p. 206), für welches, wie die Urkunde selbst sich ausdrückt, „quatuor ordines“ des Erzstifts Cöln die Garantie überneh-

men; dieſe quatuor ordines ſind nämlich: zunächſt der Clerus, dann die Nobiles terrae, qui juramentis Archiepiscopo Coloniensi sunt adstricti, ferner die Ministeriales s. Petri, und endlich die Burgenses von Cöln. 2) Vier Jahre darauf ſchloß auch Philipp ein Pactum cum Coloniensibus, welches p. 200 mitgetheilt wird. Dasſelbe iſt nur mit den Bürgern von Cöln abgeſchloſſen, welche von Philipp in Gnaden aufgenommen worden. —

Sehr bedeutend iſt die Zahl derjenigen hieher gehörenden Rechtsmonumente, welche in die Zeit Friedrichs II. und ſeiner beyden Söhne Heinrich und Konrad zu ſetzen ſind; ſie beläuft ſich auf einhundert und zwey und achtzig. Als neu zu den bisher bereits bekannten hinzukommend iſt zunächſt die Promissio Honorio III. facta (p. 231) vom Jahre 1219, welche mit der Innozenz III. früher (1213) geleiſteten (vergl. p. 224) übereinſtimmt; an ſie ſchließt ſich dann das Juramentum futuri Imperatoris (p. 232) unmittelbar an. Die Originalien beyder Aktenſtücke befinden ſich in der Vaticana, der Herausgeber hat ſie entnommen aus Cencii Cod. S. Angeli. Die Krönungsakten ſelbſt ſind vorzüglich durch eine Constitutio generalis, von dem neuen Kaiſer in der Basilica s. Petri erlaſſen (22. Novbr. 1220), vervollſtändigt. Dieſe Conſtitution iſt vornehmlich deshalb merkwürdig, weil aus ihr die bedeutendſten Authentiken Friedrichs II. hervorgegangen ſind. Ein anderes neues Monument iſt ein Urtheilsſpruch des König Heinrichs de non distrahendis hofmarchiis Episcopatuum (p. 243), welcher auf Veranlaſſung Gebhards, erwählten Biſchofs von Paſſau, im Jahre 1222 gefällt wurde. Eine Mehrzahl von Urtheilsſprüchen (– ſie gehören in das Jahr 1234 –) folgt ſpäterhin nach; dieſe ſind jedoch bis auf eine Sententia de argento vendendo bereits ſämmtlich gedruckt. In Betreff des Verkaufes des Silbers, ſprach die königliche Curie (p. 302) ſich dahin aus: quod quicunque argentum vendere voluerit, ad monetam debeat illud praesentare. Von König Heinrich wird auch (p. 266) eine Treuga mitgetheilt, welche aus einem Pariſer Codex entnommen iſt. Allerdings iſt die Sache nicht ganz unzweifelhaft, von welchem Könige Heinrich dieſe Verkündigung des Gottesfriedens herrührt; es könnte möglicherweiſe Heinrich V., Heinrich VI., oder endlich, was aber am wahrſcheinlichſten iſt, Heinrich der Sohn Friedrichs II. ſeyn.

Zu denjenigen Perſonen, welche eines ſteten Friedens genieſſen, und deshalb auf den Bildern der Codices Picturati des Sachſenſpiegels mit einer Lilie bezeichnet werden, gehören nach dieſer Conſtitution noch die Fiſcher. Merkwürdig iſt auch die Beſtimmung, daß es dem Reiſenden, welcher reitend an einem Getreidefelde vorüberkommt, geſtattet iſt, ſo viel Halme abzuſchneiden und damit ſein Pferd zu füttern, als er es, mit einem Fuße im Steigbügel bleibend, zu thun vermag. Ueber den Mord enthält die Treuga den Grundſatz, daß wenn der des Mordes Verdächtige flieht, durch den Leumund (limunt, cap. 14. loimunt) als Thäter bezeichnet wird, ſo ſoll ſich binnen vierzehn Tagen ſein unmittelbarer Lehnsherr ſeiner Lehen (hier foeuda geſchrieben) bemächtigen; unterläßt derſelbe dieß, ſo hat es der nächſt höhere Herr, zuletzt der König (dominus imperii iſt nicht der Kaiſer —) zu thun; auffallend ſind hier die von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichenden Bezeichnungen, indem hier der unmittelbare Lehnsherr dominus primus, der nächſt höhere dominus secundus u. ſ. w. genannt wird. Die Allodien ſind ebenfalls binnen vierzehn Tagen von den Erben in Beſitz zu nehmen; unterlaſſen ſie es, ſo hat zunächſt der dominus provincie, womit wohl der Herzog gemeynt iſt, dieſelben an ſich zu nehmen und dann, an deſſen Statt wiederum der König. Nicht ganz verſtändlich iſt das dreyzehnte Kapitel, wo es heißt: Quicunque predam que reraup, et predam que sexanraup, et tertiam quod scach dicitur, commiserit etc.; reraup iſt Beraubung der Todten (vrgl. Bd. 5. Nr. 259), allein was iſt sexanraup? — Auch die auf die Treuga folgende Forma Pacis inter Ecclesiam Romanam et Imperatorem vom Jahre 1230 erſcheint hier zum erſten Male ganz vollſtändig. Mehrere intereſſante Aktenſtücke ſind ſodann im Jahre 1235 von der zu Mainz gehaltenen Reichsverſammlung ausgegangen, zunächſt abermals eine Constitutio Pacis und ſodann die Errichtung des Herzogthums Braunſchweig und Lüneburg. Das Original dieſer wichtigen Urkunde, von welcher der Herausgeber eine

Schriftprobe liefert, wird in dem herzoglichen Archiv zu Braunschweig aufbewahrt; ein besonders unglücklicher Zufall hat es gewollt, daß bey dem Brande des Schlosses im Jahre 1830 die an dem Documente hängende goldene Bulle abhanden gekommen ist. Von der Constitutio Pacis sind nunmehr auch zwey deutsche Texte aufgefunden worden, der eine von Föringer in München, der andere von Wackernagel in Basel; der erstere ist der ältere und gehört noch in das dreyzehnte, der Baseler Codex hingegen in das vierzehnte Jahrhundert (im Anhange p. 571 u. f.). — Außerdem sind aus der Zeit der Hohenstaufen noch folgende Stücke als Inedita zu bezeichnen. Curia Paduae (de pena judicum male judicantium p. 330), der Schluß der bekannten Constitutio de jure prothimiseos aus einem Neapolitanischen Codex (p. 333 bey den Worten: Scriptum est enim Grecorum legibus), Tractatus Pacis (Principum Imperii) cum Gregorio IX. vom Jahre 1240 (p. 334), Mandatum (Frid. II.) contra convocationem Concilii (p. 337); dem Mandatum Conradi IV. contra Tartaros ist aus einem Insbrucker Codex noch ein Mandatum Imperatoris beygefügt, welches unter Andern die Bestimmungen enthält, daß die Fürsten des Reichs sich in keine offene Feldschlacht mit den Mongolen einlassen sollten, daß man das Getreide aufbewahren und nicht zu Bier verbrauen, auch nicht zu viel in Gasthäusern sich aufhalten und keine kostbaren Kleider tragen solle; jeder der drey Mark (Goldes?) an Einkünften hat habeat scutum quod dicitur setzi schilt. Hierauf folgen zwey Briefe Friedrichs in Betreff der nach dem Tode Gregors IX. vorzunehmenden Papstwahl und die Friedensunterhandlungen mit dem neugewählten Papste Innocenz IV. Unter diesen sind nicht alle, sondern nur einige Stücke neu; dazu gehört ein Brief Friedrichs an die Cardinäle (Juny 1245), welcher wie das Berufungsschreiben eines Reichstages nach Verona (Septbr. 1244) und das Schreiben, mit welchem Friedrich die Abgeordneten der Städte von der Versammlung zu Parma (Sept. 1245) entließ, aus einem Codex des Klosters Wilhering entnommen ist. Den Schluß bilden das Testament Friedrichs II., welches mit Vergleichung mehrerer Codices von Neuem abgedruckt ist und das Testament Konrads IV. aus einer vaticanischen Handschrift (p. 361).

Die Zeit des sogenannten Interregnums war ohnehin der Gesetzgebung nicht günstig, es ist daher aus ihr nur Weniges zu bemerken. Dahin gehörten als neu zwey Urtheilssprüche Wilhelms von Holland 1) über die Ungültigkeit aller gerichtlichen Sentenzen, welche den kaiserlichen und königlichen Privilegien zuwider, zu Gunsten von Kirchen und Klöstern erlassen worden sind (p. 367). 2) Ueber die Güter der Schiffbrüchigen und das Münzwesen (Febr. 1255). Die letztere Urkunde aus den städtischen Archiven von Cöln und Worms entnommen, ist theils ihres Inhalts, theils eines andern Umstandes wegen sehr merkwürdig. Das in den Prinzipien des germanischen Rechts begründete (Meine deutsche Gesch. Bd. 1 §. 9), freylich sehr barbarische Strandrecht wird durch diesen Urtheilsspruch vom Jahre 1255, also etwa zweyhundert vierzig Jahre früher als das Fehderecht, in Deutschland für abgeschafft erklärt. Außerdem aber ist besonders wichtig, daß auf dem Reichstage, auf welchem dieses Urtheil gefällt wurde, zum ersten Male Abgeordnete der Städte erwähnt werden: es heißt nämlich (p. 371): nobis apud Wormaciam pro tribunali sedentibus, et presentibus venerabili G(erhardo) Maguntino archiepiscopo — — quam plurimis comitibus, nobilibus et ministerialibus imperii, nec non et solemnibus nunciis omnium civitatum pacis federe conjunctarum de Basilea inferius.

Auch die Constitutionen Rudolfs I. erscheinen, so weit sie schon gedruckt waren, durch Benützung vieler Handschriften vielfältig verbessert; wir begnügen uns, um den uns gestatteten Raum nicht zu überschreiten, nur auf die neuen Aktenstücke die Aufmerksamkeit hinzulenken. Durch einen Urtheilsspruch Rudolfs vom Jahre 1282 (p. 439) wurde das altgermanische Princip: „das Kind folgt der ärgeren Hand“ (partus condicionem semper sequi debet viliorem) ausdrücklich bestätigt, auch sah derselbe König sich veranlaßt, wegen der zunehmenden Münzverschlechterung (de monetarum defectibus et earum falsificatione in variis et diversis locis Alemannie male commissa) ein be-

sonderes Gesetz zu erlassen (p. 440), welches Böhmer im königlichen Archiv zu Berlin in einer Kopie vom Jahre 1401 aufgefunden hat. Ein Schreiben Rudolfs an die Stadt Lübeck (prudentibus viris, advocato, consulibus et universis civibus Lubicensibus) vom Jahre 1284, welches dem Herausgeber von Bluhme mitgetheilt ist, klingt fast so, als ob der König, der darin von dem zu Nürnberg zu haltenden Reichstage spricht, die Stadt selbst zur Absendung von Abgeordneten habe auffordern wollen. Von den Beschlüssen der zu Erfurt im Jahre 1290 gehaltenen Reichsversammlung war Einiges bereits bekannt, Anderes nicht; nämlich: die Sententia contra thelonea injusta und die Sententia de defensione a periculo duellionis (p. 455).

Aus der Zeit Adolfs von Nassau findet sich nur eine Urkunde, die nicht schon gedruckt war; das Original derselben wird wie das des zuletzt erwähnten Urtheilsspruches in dem königlichen Archive zu Düsseldorf aufbewahrt und ist von Lacomblet zur Herausgabe mitgetheilt worden; es ist eine Sententia contra praescriptionem judicii de oppressione violenta (p. 460). Es war nämlich die Frage, ob ein Weib die Klage wegen Nothzucht sogleich nachdem sie das „Gerüfte" erhoben, selbst vor Gericht zu verfolgen habe, und ob sie dadurch, daß sie die drey nächsten Gerichtstermine (sechs Wochen, s. oben S. 34) unbenützt vorübergehen ließ, sich stillschweigend ihres Klagerechtes begeben solle? In mehreren unteren Gerichten (— so scheinen die Worte: quidam judices et scabini de partibus inferioribus zu verstehen zu seyn —) war diese Frage bejahend beantwortet worden, allein die königliche Curie entschied dahin, daß das Weib selbst noch nach sechszig Jahren ihr Klagrecht geltend machen könne, und daß jede entgegenstehende Vorschrift (— constitutio municipalis, vel civium ordinacio seu eorum diffinicio) gar keine Kraft haben solle.

Unter den bisher noch nicht gedruckten Constitutionen König Albrechts I. sind folgende zu bemerken: die Cassatio theloneorum ad Rhenum (p. 474) vom Jahre 1301, und das Instrumentum Pacis cum Archiepiscopo Moguntino (p. 477) vom Jahre 1302, in deutscher Sprache abgefaßt; letzteres ist von Böhmer aus dem k. Archive zu Würzburg abgeschrieben worden.

Den Schluß bilden die Constitutiones Heinrici VII. Imperatoris; die unter ihnen befindlichen neuen Stücke sind aus dem Liber commemorialis, (ehedem in dem Archive zu Venedig, jetzt zu Wien) entnommen. Sie sind folgende: Legatio ad Venetos (p. 498) und Legatio Venetorum vom Jahre 1310 (p. 509), Status Lombardiae (gleichsam eine kurze Notitia dignitatum), Litterae de Comitiva ad Coronationem Romanam (p. 517) und ein Mandatum de exequenda sententia in civitatem Paduae (p. 549).

Dr. Phillips.

Correspondance inédite de Voltaire avec Frédéric II. le président de Brosses et autres personnages, publiée d'après les lettres autographes, avec des notes, par Th. Foisset. Paris 1836. VII. 410. 61. 8.

Von Friedrich II. sind hier nur zwey Briefe, und beyde waren früher schon gedruckt. Von Voltaire an den König sind mehrere, die hier zum ersten Male ans Licht treten; alle aus den Tagen zunächst vor und nach seiner Abreise von Berlin, voll Klagen über die Ungnade, die er so wohl verdiente. Hauptinhalt aber ist Voltaire's Briefwechsel mit dem Präsidenten de Brosses zu Dijon und einigen Bekannten desselben. Voltaire hatte von de Brosses den lebenslänglichen Nießbrauch eines Landgutes erkauft. Da er dieses weniger einträglich fand als er erwartet hatte, so suchte er sich durch Uebergriff in die Vorbehalte des Verkäufers mehr Vortheil zu verschaffen; und da jener sich das nicht gefallen ließ, so ergoß sich Voltaire's Galle unaufhaltbar über ihn. So eckelhaft nun dieser Briefwechsel ist, so darf die Bekanntmachung dem Herausgeber doch nicht verdacht werden. Er glaubte sie dem Andenken seines Landsmannes de Brosses, dessen Leben er beschrieben hatte, schuldig zu seyn. In Voltaire's Schriften ist dieser Mann nicht selten genannt, nicht mit der Achtung, die sein Charakter und sein, durch eine römische Geschichte nach dem Sallustius wohl begründeter, Ruf verdiente, sondern mit Spott und Hohn. Was ihm diese Behandlung zugezogen hat, ist nun aus diesem Briefwechsel ersichtlich, dem der Herausgeber viele erläuternde Anmerkungen beygefügt hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Jänner.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. Ein Versuch von Karl von Raumer. Beylage zu des Verf. Palästina. Mit einer Karte, Leipzig 1837. 56 S. — Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

Daß der Verf. der hier vorliegenden Schrift es verstehe, in einem bescheidenen, engbegränzten Umfange der Rede und der Schrift Vieles und Gehaltreiches zu sagen, hat er schon öfter gezeigt und beweist es durch seinen „Zug der Israeliten“ von Neuem in einem ganz vorzüglichen Maaße. Ein Auszug aus dieser damals noch ungedruckten Schrift, als Gabe aus der Freundeshand des Verfassers, hat den Schreiber der nachstehenden Anzeige auf seiner im Februar und März des jetzt abgelaufenen Jahres gemachten Reise durch (großentheils) dieselben Gegenden der Wüste begleitet, durch welche der Weg der Israeliten führte. Dankbar erkenne ich es an, daß mir dieser Auszug wichtiger und belehrender war, als mir viele dicke Bände anderer Schriftsteller, in denen derselbe Gegenstand besprochen ist, hätten seyn können. Unser Verfasser hat es wohl verstanden, die Aussagen und Zeugnisse derer zu befragen, welche das, wovon er redet, gesehen haben mit eigenen Augen, gehört mit eigenen Ohren, und es ist auf seine Arbeit ein Licht gefallen, welches ihn mitten durch das Dunkel, das über diesem Theil der Geschichte Israels liegt, den einfachen Richtweg finden ließ. Namentlich hat sich derselbe zweyer sehr landeskundiger Führer: Burckhards und Laborde's bey seinem Zuge durch die Wüste der vielfältigen, sich oft widersprechenden Vermuthungen mancher früheren Commentatoren bedient, so daß der Schreiber dieser Anzeige fast nichts Anderes kann, als auf dem Wege, den er nun aus eigener Ueberzeugung für den geraden und richtigen hält, hinterdrein zu gehen. Dennoch, um mir einigermaßen das Recht zu begründen, diese eigene Ueberzeugung auszusprechen, lasse ich hier eine kurze Beschreibung des von uns gemachten Weges durch die Wüste, als Auszug aus meinem jedesmal am Abend, gleich nach dem Absteigen vom Kameele geschriebenen Tagebuche vorausgehen. —

Wir verließen Cairo Montags den 13. Februar 1837 Nachmittags um 2 Uhr. Ein Theil unserer jüngeren Reisegefährten hatte die Reise auf dem Rücken der Kameele angetreten, wir andern, in Begleitung einiger in Cairo wohnender Freunde, ritten für heute noch auf Eseln. Der Weg, vom Stadtviertel der Kopten, das wir bewohnt hatten, führte uns noch einmal mitten durch die große Stadt, dann über den Burgplatz am westlichen Vorsprunge des Mokkatam und jenseits der Gräber der Kalifen südwärts im Nilthale hinauf. Bald sahen wir wieder vor uns den Berg und die alte Burg von Torrah; zur Rechten die erhabenen Pyramiden von Ghizeh, zur Linken die verödeten Abhänge des Mokkatam, namentlich den „Diuschi“ mit den Grabstätten der Juden. Nach fast drey Stunden war das Beduinen-Dörflein Bessatin erreicht, von welchem aus am andern Tage die eigentliche Wüstenreise beginnen sollte; wir lagerten jenseits (südlich) vom Orte, zwischen einigen streifenweise mit Feldern abwechselnden Palmenpflanzungen, nicht sehr ferne von etlichen schmutzigen Hütten, die von einem armen Völklein der Landleute bewohnt sind, deren halbnackende Kinder sich bald unserem Zelte naheten. So lästig uns die Thierwelt dieser Nachbarschaft fiel: jene volkreichen Schaaren der kleinen ägyptischen Flöhe, die, sobald sie unsere Nähe bemerkten, aus

dem Sande, den sie bewohnen, hervorkamen ,*) war es dennoch im Anblick der Wüste, die hier vor uns lag, ein fast tröstliches Gefühl, noch einmal in der Nähe von Menschenwohnungen zu übernachten. Wir ergiengen uns schon am Abend in der angrenzenden, sandigen Wüste und genossen auch noch einige Stunden der Nacht hindurch vor dem Zelte die erfrischende Frühlingsluft und den erhellenden Mondschein.

Es war am andern Morgen schon 9 Uhr geworden, ehe alle die Kameele, die sich an unsere kleine Karawane anschließen sollten, in Bessatin sich versammelt und wir den anfangs uns sehr unbequem dünkenden, harten Sitz auf den Sattelhölzern der Kameelrücken eingenommen hatten. Der Weg von Bessatin aus verläßt gleich bey seinem Beginn das bewohnte Land und ziehet sich in dem weiten Thale, das zur Linken von dem Höhenzug des Mokkatam, zur Rechten von dem von Torrah begrenzt wird, allmählig berganſteigend, ostwärts hinauf in die Wüste. Nach etwa drey Viertelstunden, sowohl nach Menschen- als nach Kameelschritt gerechnet, denn das belastete Kameel der Karawane gehet nicht schneller denn ein guter Fußgänger, kamen wir an das erste große Lager von versteinerten Baumstämmen, das wie im Bette eines vertrockneten Rinnsales der Gewässer hingestreckt liegt; zugleich erscheint auch der Boden reich an dem schönsten ägyptischen Jaspis. Um 11 Uhr trat der Höhenzug zur Rechten dem Wege ganz nahe; er besteht aus den Gebilden des tertiären Kalk- und Sandsteines mit häufigen Lagern von blätterigem und dickfaserigem Gyps; im Thale lag Jaspis und Holzstein umhergestreut. Um 1 Uhr kamen wir in einen ziemlich engen Paß, zu dessen Bildung der nun auch nahe herangerückte nördliche Bergzug (zu unserer Linken) mit dem südlichen sich vereint. Hier zeigte sich uns die Wüste zum ersten Male in ihrer freundlichen Gestalt, denn an den malerisch schönen Bergwänden und in ihren Schluchten blühten manche Arten des stachlichen Tragant (Astragalus Sieberi), neben ihnen Gesträuche der gelbblumigen Iberis, Fagonien, und das platt am Boden sich hinbreitende Bilsenkraut der ägyptischen Sandfelder (Hyoscyamus pusillus). Um zwey Uhr hatten wir eine Anhöhe erreicht, von der sich in großer Deutlichkeit das tief im Westen gelegene Nilthal mit den Pyramiden zeigte. Hier trafen wir wieder auf mächtige Massen von versteinerten Bäumen, unter ihnen Stämme von 8 bis 10 Fuß Länge der einzelnen Trümmerstücke, großentheils in der Richtung von N.O. gegen S.W. gelegen, dazwischen die rundlichen Gebilde des Feuersteins und ägyptischen Jaspis. Von da senkt sich der Weg wieder in ein Kesselthal hinab, dessen Sandsteinhöhen von so grotesken pfeilerartigen Zinnen bekränzt sind, daß wir aus der Ferne alte Denkmäler und Mauerwerke zu erblicken glaubten; nur noch auf den Höhen gegen N. und N.O. erschienen versteinerte Bäume. Aus diesem Thale steigt der Karawanenweg wieder bergan und von der Höhe hat man noch einmal die Aussicht nach dem Nilthale, doch sind die Pyramiden von den vortretenden Anhöhen bedeckt. Jenseits der Höhe lenkten wir in eine Thalebene hinab, in der unsere Kameeltreiber schon ein Viertel vor vier Uhr Halt machten, weil die Gesträuche des blühenden Pfriemenginsters (Spartium), des Tragants, der Centaureen und andere Wüstengewächse den hungernden Kameelen hier ein Abendfutter darboten. Wir hatten heute, vorherrschend in der Richtung von West nach Ost, einen Weg von nicht viel mehr als 6 Stunden gemacht.

Mittwochs den 15. war es abermals $7\frac{1}{2}$ Uhr des Morgens geworden, als wir endlich, noch ungeübt in dieser Art zu reisen, die Sitze auf den Kameelen bereitet, und unsere Geräthschaften wieder aufgeladen hatten. Der Weg zieht sich in der von niedrigen Höhenzügen kesselartig umgränzten Thalebene nach Ost, und dann O.S.O. fort. Wir kamen hier an vielen Seitenthälern vorüber, welche den Rinnsalen der Regenfluth glichen und häufig voll grünenden Gesträuches waren. Daß hier wirkliches Weideland, wenigstens in dieser Jahreszeit, zu finden sey, das bewiesen uns die Heerde von Lämmern, der wir schon nach etwa $\frac{3}{4}$ Stunden Weges begegneten, und bald hernach die kleinen Truppen von Kameelen, die wir hin und wieder, Mütter mit den Jungen, auf der Weide sahen. Da-

*) Diese plagenden Insekten, die ich nicht mit voller Sicherheit mit unserem Pulex irritans zu derselben Art rechnen möchte, erscheinen vorzüglich häufig im Februar und angehenden März und verschwinden in der heißen Jahreszeit gänzlich.

zwischen bemerkte man auch bald näher, bald ferner wieder größere Heerde von Schafen, Ziegen und selbst einzelne Esel, zum sicheren Anzeichen, daß dieser Gegend ein trinkbares Cisternen- oder wenigstens Pfützenwasser nicht fremd seyn könne. Nach zehn Uhr hatten wir zur Rechten eine Eintiefung neben uns, welche einem ausgetrockneten Teichbette glich, zur Linken eine niedere Hügelkette. Der Boden war hier reicher, als wir dieses jemals gesehen, mit dem schönsten (auch rosenrothen und bandförmig gezeichneten) Kugeljaspis, mit Achat und Kalzedon, hin und wieder auch mit kleinen Carneolen bestreut. Um 12 Uhr stund zur Seite des Weges ein mergelicher Kalkstein an; bald hernach lag vor uns und neben uns in Süden (zur Rechten unserer Strasse) ein stark zerklüfteter bräunlicher Berg, der dem sogenannten erloschenen Vulkane bey Cairo, dem Djebel Asser glich. Die mitgenommenen Steintrümmer von beyden haben jedoch bey einer erst in in der Heimath möglichen ruhigen Betrachtung und Vergleichung gezeigt, daß hier keineswegs vulkanische Gebirge, sondern nur Felsenmassen einer Abänderung des tertiären Sandsteines vor uns lagen. Unser Beduinenscheich Hassan nannte dieses Gebirge Graibur, auf der Charte in Laborde's Werk (Voyage de l'Arabie petrée) heißt es Grayboun. Unser Weg hatte sich von heute Morgen an bis hieher immer allmählig abwärts gesenkt, und auch jetzt zog er sich noch ein wenig lehnab durch eine sandige, mit Kalksteintrümmern bestreute Ebene. Am Nachmittage sahen wir gegen Norden hin eine deutliche Luftspiegelung: abbildliche kleine Seen mit grünen baumreichen Ufern.

Wir lagerten, etwa $\frac{1}{2}$ Stunde vor Sonnenuntergang (20 Minuten nach 5 Uhr) an einem Sandhügel am Beginn eines mit mannigfachem Gesträuche der Wüste bewachsenen Thales. Die Gebirge in Ost und West zeigen zum Theil eine sonderbare zackige Gestaltung, einige wie Sandsteinfelsen. Von unserer Lagerstätte gegen Osten soll sich zwischen den Gebirgen ein Thal bis zum rothen Meere fortsetzen, das man von hier aus in einem Tage erreichen könne. — Unsere Beduinen gaben auch diesem Thale, an dem wir heute übernachteten, den Namen Ghendely. Wir waren heute doch gegen 9 Stunden vorwärts gekommen. — An diesem Abende verirrte sich Hr. Dr. Roth von unserer Karawane, und gerieth in die steil abfallenden Engthäler des östlich gelegenen Gebirges. Er hatte weder das auf dem Hügel, bey unserem Zelte, die ganze Nacht hindurch unterhaltene Feuer gesehen, noch das Schießen und laute Schreien der Beduinen gehört. Das war eine sorgenvolle Nacht. Das klägliche Geschrei der Eulen, die um das Zelt herflogen, paßte recht zu unserer Stimmung. Doctor Roth war, dieses wußten wir Alle, nach Osten hingegangen, in derselben Richtung, in welcher die Karawanenstrasse nach Suez verläuft. Nach längerer Ueberlegung am darauffolgenden Morgen wurde beschlossen, daß unser Dragoman in Begleitung eines landeskundigen Beduinen die rückwärts und seitwärts gelegenen Gegenden auf den an schnelleren Lauf gewöhnten Dromedaren durchforschen sollte; die Herren Erdl, Kielmeyer, Franz und Keller mit mehreren Beduinen durchsuchten die zu beyden Seiten der Strasse nach Osten gelegenen Gegenden; wir andern verließen die Stätte des Nachtlagers, etwas vor 9 Uhr, in der Hoffnung, in der uns die vermeintlichen Spuren eines mit europäischen Schuhen bekleideten Fußes im Sande bestärkten, daß wir unsern Verirrten auf der Karawanenstraße nach Suez, vielleicht hinter einem der nächsten Hügel die Sorgen der Nacht verschlafend oder auf uns wartend finden würden.

Wir hatten in den ersten Stunden dieser Tagreise neben uns in ONO. ein höheres Gebirge von angenfällig dunkler Farbe; hinter ihm zuckerhutförmige Kegel. Gegen und nach Mittag kamen wir jenem Gebirge parallel. Auch gegen N. und NW. zeigte sich ein Gebirge. Die breite Ebene steigt gegen NO. ein wenig an. Man findet in ihr fast gar kein Grün, außer einigen Mimosenbäumen. Gegen 2 Uhr näherten wir uns der Stelle, wo die Straße, die von Cairo südwärts an Abusabel vorbey nach Suez geht, unsere von Bessatin kommende Straße durchkreuzt; hier begegneten wir einer kleinen Karawane von Engländern. Einige unserer Reisegefährten liefen zu diesen hin, um zu fragen, ob ihnen unser verirrter Reisegefährte begegnet sey; dieß war er aber nicht und wir konnten nur Aufträge für den Fall geben, daß sie weiterhin mit ihm zusammenträfen. Etwas vor 3 Uhr gelangten wir auf eine Anhöhe, von welcher aus wir das rothe Meer zu sehen wähnten,

was uns aber später ungewiß geworden ist; dann zog sich der Weg allmälig bergein nach einem grünen, streifenartigen Flecken, der wie ein Saum das wüste Land umfaßt, wo wir für diese Nacht Halt machten. Unser heutiger Weg hatte großentheils seine Richtung nach NO. genommen. Wir waren so ziemlich in dem gleichen Niveau geblieben; denn das gestrige Nachtlager vor dem Graibur hat nach unseren barometrischen Messungen eine Höhe von 585, das heutige von 594 Pariser Fuß über dem Meere betragen. Es wehte an diesem Tage ein sehr kühler Ostwind, so daß ich meinen Mantel erleiden konnte; am Morgen, vor Sonnenaufgang, war der Thermometerstand noch nicht ganze 2 Grad Reaumur über dem Gefrierpunct gewesen. Ich wollte noch am Abend mit H. Kielmeyer und Bernatz eine der vermeintlich ganz nahen Anhöhen, ostwärts von unserem Nachtlager, besteigen, dieses hügelige Land war aber von so vielen tiefen Schluchten durchschnitten, daß wir nicht weit kamen. Wir fanden Geschiebe von Grünstein und anderen Urgebirgsarten; das eine Stücklein glich unserem Variolit. Unser verirrter Freund kam, von dem lauten Jubelgeschrey der Beduinen begrüßt des Abends halb zwölf Uhr zu uns ins Lager. Er hatte in der Nacht vorher und an dem darauf folgenden Morgen die Thäler des östlichen Gebirges durchwandelt, war zuletzt gegen Mittag bey dem zerklüfteten Felsen Graibur, an dem wir gestern vorbeyzogen, herausgekommen auf die Karawanenstraße, hier von einer vorbeygehenden Karawane mit ein wenig Wasser und Brod erquickt worden, hatte dann unsern Lagerplatz leider verlassen gefunden und war nun, ohne weiter zu irren, auf der Karawanenstraße fortgegangen, bis er hier einen unserer Beduinen traf, der bey seinem Kameel, das am vergangenen Nachmittag ihm stürzte, zurückgeblieben war. Der Beduine brachte ihn mit lautem Triumphgeschrey ins Lager.

Freytags den 17. Februar. Wir brachen heute Morgen um 7 1/2 Uhr auf. Unser Beduinen-Scheich Hassan nennt (was gewiß falsch ist) den Berg, der uns gegen NW. liegt, und an dessen Fuß die Straße von Kairo (über Abusabel) nach Suez vorbeygeht, Kuaiba; schon den niedern Vorbergen, die uns heute Morgen in O. und SO., später in S.W. zur Linken lagen, giebt er den Namen Attaka. Zwischen dieser Hügelreihe und dem eigentlichen herrlichen Felsengebirge, das sich hoch über die Vorberge emporhebt, verläuft gegen die Ebene am rothen Meere, die hier gewiß noch vier Stunden breit ist, ein enger Paß, wie das Rinnsal eines Gebirgsstromes, mit sehr jähem Abfall. Die Wüste, durch die wir heute zogen, ist sehr öde, nur an einigen Puncten sahen wir Mimosenbäume. Es begegnete uns eine kleine Karawane mit Waaren und reisenden Engländern, die mit dem Dampfschiffe aus Ostindien gekommen waren; auch etliche Mönche vom Sinai zu Kameel und zu Fuß begegneten uns. Suez sieht man schon aus weiter Ferne; mehr aber als diese Einödestadt zog uns der Anblick des rothen Meeres und des Gebirges an seiner Westseite an, das eine erhaben schöne Form hat. Im Meere lag, ziemlich fern von der Stadt, ein englisches Dampfschiff. — Etwa eine Stunde vor Suez fanden wir ein kastellartig gebautes Brunnenhaus; so denkt hier der Mensch daran, sich den kostbarsten Schatz der Wüste, das Wasser sicher zu bewahren. Unsere Kameele, die nun seit 4 Tagen nicht getrunken hatten, tranken hier sehr lange, uns selber aber will dieses salzige Wasser nicht schmecken, wir sind durch das gute Nilwasser zu sehr verwöhnt. Wir kamen gegen Abend halb fünf Uhr bey Suez an, und schlugen unser Zelt nahe beym Thore am Meeresstrande auf. Wir konnten uns an den schönen Seeschnecken und Muscheln, die schon großentheils zu den Formen des indischen Gewässers gehören, gar nicht satt sehen. Suez ist ganz von der dürren Wüste und von häßlichen Schutthaufen umgeben; ohne Felder und Gärten. Wie arm ist ein Land ohne lebendiges Wasser! —

Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Jänner.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ꝛc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung)

Sonnabend den 18. blieben wir in Suez. Es hat einen ziemlich reich besetzten Bazar; man kann da die meisten europäischen Bedürfnisse befriedigen. Wir besuchten den englischen Konsul, der eine schöne Cochylienſammlung hat, und dann den guten Kaufmann Girgis, an den wir von Kairo aus empfohlen waren. Das hohe Gebirge im Westen ist der Attaka, der an vielen Stellen sehr steil zum Meere abfällt, doch einen schmalen Paß zwischen seinem Fuße und dem Meere übrig läßt. Einige unserer jungen Reisegefährten brachen mit den Kameelen schon zeitig am Nachmittag auf, weil diese einen Umweg von fast 4 Stunden um die äußersten Arme des Meerbusens herumzumachen hatten; wir Andere, in Begleitung von mehreren unserer Beduinen fuhren in kaum $\frac{1}{4}$ Stunde über die Bucht hinüber, mußten aber von dort aus noch wenigstens eine Stunde zu Fuß bis an den Ort gehen, den die Beduinen zum heutigen Nachtlager bestimmt hatten. Die Kameele mit dem Gepäcke und unseren Reisegefährten kamen erst nach uns an, obgleich sie mehrere Stunden vor uns von Suez abgereist waren.

Sonntags den 19. ritten wir des Morgens um 7 Uhr weiter. Die Aussicht über das Meer hinüber nach dem Attaka und dem südlich von ihm gelegenen Gebirge, das unser Beduinen-Scheich Galahla, der englische Konsul in Suez aber, in Uebereinstimmung mit den neuesten Landcharten Kuaiba nannte, ist wahrhaft hehr und entzückend. Zwischen beyden Gebirgen verläuft eine breite Thalmündung in die Ebene (Ramlieh) am Meere. Um $9\frac{3}{4}$ Uhr kamen wir zu den Mosisbrunnen, deren sieben seyn sollen; wir sahen aber nur fünf. Das Wasser des einen schien mir etwas warm; es stiegen Blasen aus dem röthlicheu Schlamme empor; der Geschmack war gesundbrunnenartig (nach Eisen und ein wenig Schwefelleber). In der Nähe dieser Brunnen ist der Boden grün bewachsen; die wilden Dattelpalmen (meist männliche Bäume) bilden zum Theile, die zu ihrem Fuße mit Blättern bedeckt, ein undurchdringlich dichtes Gebüsch. Das Meer ist hier, von der diesseitigen Küste bis hinüber zum Fuß des Attaka, 5 bis 6 Stunden breit. Heute Nachmittag sahen wir die Fata morgana ganz herrlich. Der Boden von den Mosisbrunnen an ist sehr steinig, so daß an unserem Lagerungsplatze, den wir um $4\frac{3}{4}$ Uhr Nachmittags erreichten, die Zeltpfähle gar nicht im Boden haften wollten.

Montags den 20. Diese ganze Tagreise (von früh 7 bis nachmittags $4\frac{1}{2}$ Uhr) gieng der Weg durch eine einförmige Ebene voll Sand, in welchem Frauneisstrümmer und Feuersteine umhergestreut liegen; zur Linken Sandsteingebirge. Am Abend gegen 4 Uhr sahen wir auf einem kleinen Hügel Palmenbäume, und dabey einige Beduinen mit Kameelen. Es war der Brunnen Howarah (Marah). Wir kamen zu diesem nach 4 Uhr; unsere Beduinen machten aber hier noch nicht Halt, sondern zogen noch etwa $\frac{1}{2}$ Stunde weiter. Wir besahen den Brunnen Marah, dessen klares, aber sehr bitteres Wasser eine beckenartige Eintiefung des Felsens ausfüllt, an welcher wahrscheinlich die Hand des Menschen mitbilden half. Ich besah mir die nächste Umgebung; dem Brunnen gleich gegenüber ist ein kleines, sonderbar gestaltetes Kesselthal,

recht wie zu einem Lagerplatze von der Natur eingezäunt und eingerichtet. Der Boden ist an manchen Stellen feucht; es wachsen schöne Blumen aus der Familie der kreutzblüthigen Pflanzen da, mit fetten, den Wohlstand des Bodens verrathenden Blättern. Die armen Gazellen müssen das bittere Wasser doch aus Noth trinken und kein Leibweh davon bekommen wie ich. Wir sahen sehr viele Spuren von Gazellen beym Brunnen und auch in der Nähe unseres Nachtlagers, haben aber keine schießen können. Marah liegt nach Erdls barometrischen Messungen 484 P. Fuß hoch über dem Meere.

Dienstags, den 21. Schon gestern hatten wir den mächtigen Hammam oder Djebbel Faraun vor uns liegen sehen; heute zogen wir bey guter Zeit in seine Seitenthäler ein. Etliche von unsern Beduinen, mit den Kameelen, welche die Wasserschläuche trugen, waren schon mit Tagesanbruch voraus nach Garandel (Hassan nannte es Ganderah) gezogen, um dort Wasser einzunehmen. Unser Weg lenkte sich links am Hammam Faraun hin. Das benachbarte Gebirge zeigt oft pfeiler = und mauerartige Felsenmassen, die von ferne wie Ruinen von Gebäuden aussehen; es scheint nicht an Weideland zu fehlen; der Boden war an vielen Stellen mit einzelnen Sträuchlein und andern Wüstengewächsen versehen; zwey junge Kameele kamen von einer benachbarten Weide zu uns und liefen aus Freude an der guten Gesellschaft den ganzen Tag hinter uns drein, sie kamen uns, so oft sie auch unsere Beduinen zurückjagten, immer wieder nach, bis sie zuletzt gegen Abend, doch der Hunger wieder von uns wegführte. Nach vier Stunden gelangten wir in ein sehr schönes von O. nach W. verlaufendes Thal, mit vielen wildwachsenden Palmen und Tamarisken; es war das östliche Ende des Thales Garandel; westwärts von hier, in einer Entfernung von 1 1/2 Stunden hatten unsere Beduinen heute das Wasser geholt. Nachmittags um 1 1/2 Uhr kamen wir an einem Felsengewände, das einzelne Höhlen enthielt, vorüber in ein sandiges Thal, durch welches zwischen Tamariskengebüsch ein Gießbachbette verläuft, in das unsere Beduinen mit der Schaufel nur einige wenige Stiche zu thun brauchten, um Wasser für sich und die Kameele zu finden. Unser Hassan nannte dieses Thal so wie das Gebirge im NO. „Sal.“ Etwas später am Nachmittag verließen uns die Beduinen, die geraden Weges nach dem Sinai wollten, wohin sie Mehl und andere Vorräthe führten, und schlugen gegen Süden einen Weg in ein Thal zur Linken unseres Weges ein, der sich bald nachher mehr gegen Westen wandte. Gegen Abend kamen wir in ein Felsenthal von wahrhaft erhabener Naturschönheit. Da standen viele Palmen und andere strauch- und bäumchenartige Gewächse; ein kleines Bächlein, dessen schwacher Wasserstrahl sich freylich oft unter den Steinen verbirgt und bald nachher im Sande versiegt, geht im Thale hin; da, wo dieses sich südwestwärts hinaus nach dem Meere zu lenkt, ist ein tiefer Sumpf (wie ein kleiner Teich), in welchem sehr viel hohes Rohrgewächs steht. Es gab hier recht viele Vögel, besonders das Wüstenhuhn (Pterocles). Wir hätten gerne da übernachtet, aber unsere Beduinen führten uns noch durch die enge Thalschlucht (südwestwärts) hinaus zur Ebene, und da wir aus ihren Reden schloßen, daß unser Nachtlager dicht am Meere seyn würde, wendeten wir nichts dagegen ein. So nahe aber auch das Meer vor unseren Augen lag, hatten wir doch noch eine gute halbe Stunde bis zu ihm hin, so daß nur unsere jungen Leute es erreichten. Wir andern vergnügten uns mit dem Sammeln von Jericho-Rosen, (Anastatica hierochuntica), Achaten und Käfern. Nicht weit von unserm Lagerplatz, der vieles Gesträuch und manches Futterkraut enthielt, steht ein braunfarbiger und streifenartig horizontalgezeichneter Sandsteinfelsen an.

Mittwochs, den 22. Aufgebrochen um 6 1/2 Uhr Morgens. Zu unserer Linken erhebt sich das majestätisch schöne Mokkatab-Gebirge (rothfarbiger Sandstein mit Porphyr, bunter Sandstein, Kalk), das oft in gähen Wänden, eine über der anderen emporsteigt und von furchtbar schönen Engthälern durchbrochen ist. Wir kamen anfangs ganz nahe an's Meer, mußten auch an manchen Stellen, wo die Felsen ganz gäh ins Wasser abfallen, durch dieses reiten. Da gab es viele seltne Schnecken und Muscheln; am Boden lagen häufig die Geschiebe und Trümmer von Porphyr, Sienit, Urgrünstein, auch von Feuerstein, Sandstein, Kalkspath (selbst zuweilen durchsichtiger) umher. Später tra-

ten die Gebirge etwas weiter zurück; die Ebene, über die wir hinritten, wurde breiter. Die Beduinen wollten uns vom Meere hinweg zu einer abgelegenen Lagerstätte führen, wir aber bestunden darauf, heute am Meere zu bleiben, und schlugen ganz nahe am Ufer, beym Tamariskengebüsch, gegen oder bald nach 4 Uhr unser Zelt auf. Es war starker Wind, der das Meer heftig bewegte, gegen Abend aber um Vieles nachließ. Wir giengen lange am Meeressaume hin, fanden viele Patellen und große Küstenschnecken (Chitonen), auch schöne Kräusel- und Mondschnecken. Nicht weit von unserer Lagerstätte lagen die Trümmer von etlichen gescheiterten Schiffen. Das Wrack sah noch ganz frisch aus. Ihrer bunten Farbe und Bauart nach sind es arabische Schiffe gewesen. Am Ufer findet sich eine bunte Breccie von so großer Schönheit, daß ich wohl niemals eine schönere gesehen habe.*) Sie gleicht schon in ihrem Naturzustand einer Mosaikarbeit. Rothe, grüne, weißliche und gelbe Stücke, von den verschiedensten Nüançen der Färbung, wechseln in ihr mit einander ab. —

Donnerstag, am 23. Ausritt früh um halb sieben Uhr, durch eine Ebene, auf der man das Meer noch im Gesicht und zuweilen ziemlich nahe hat. Auf dem sandigen Boden liegen bunte Feuersteine, auch Porphyr und Stücklein von Holzopal. Nach 2 1/2 Stunden kamen wir in ein Kesselthal, darin es vieles Grün gab. Die Felsenwände zur Rechten enthielten einzelne kleine Hölen. Der Sturm hatte sich wieder sehr stark erhoben und fiel uns, als wir jetzt auf die Ebene Kaa hinaustraten, so heftig an, daß unsere beladenen Kameele nicht gut weiter konnten, und wir schon um 3 Uhr Halt machen mußten. Die Ebene lehnt sich gegen Osten hin an die Berge an, denen wir hier ziemlich nahe kamen, auch gegen Westen

*) In Florenz in der großherzoglichen Mosaikfabrik sah ich später eine große Tafel von derselben Breccie. Der Herr Director der Fabrik zeigte sie mir und legte einen hohen Werth auf dieselbe. Ich sagte, ich hätte dasselbe Gestein etliche Tagereisen vor Tor am rothen Meere gesehen, und er erwiederte, daß er schon immer gemeint habe, diese schöne Breccie sey vom rothen Meere. Sie sey von einem Ostindienfahrer bereits vor langer Zeit nach Livorno gebracht worden.

ist sie durch eine niedere Höhenreihe vom Meere abgegränzt. Dort gab es Schaafheerden und eine Beduinenhorde. Wir kauften für unsere ganze Gesellschaft ein Lamm und ein Zicklein, lebten daher, weil das Lamm noch heute geschlachtet wurde, herrlich und in Freuden und vermißten nichts, als einen Trunk guten Wassers, denn das Wasser aus Ganderah schmeckt gar bitter und salzig. Unser Nachtlager war 391 F. über dem Meere hoch.

Freytags, den 24. Der Sturm hatte sich gelegt; wir ritten auf der sich ein wenig abwärts ziehenden Ebene Kaa hin, die sehr reich an Jerichorosen war, welche jedoch mehr durch ihre Größe, als durch Schönheit ausgezeichnet schienen. Ostwärts zu unserer Linken, stund das Hochgebirge, zu welchem auch der Sinai gehört, in seiner Herrlichkeit da; doch sieht man hier, wie Hassan sagt, weder den Sinai, noch den Horeb. Um 5 Uhr erreichten wir ein schönes Palmenthal und nahe dabey ein Dorf: Saib, bey welchem wir zum ersten Male die seltene Doompalme mit ihren gabelartig zertheilten Stämmen sahen. Nicht weit von da, nach dem Meere hin, findet sich eine warme Quelle, die mitten in einem Palmengarten liegt, der dem Katharinenkloster des Sinai angehört. Die Quelle heißt das Mosisbad. Unsere Bedninen hätten gerne hier übernachtet, wir aber, weil wir von dem Oertlein Tor und den Naturgegenständen, die wir dort finden würden, zu große Erwartungen hegten, nöthigten sie, uns heute noch bis Tor zu bringen, wo wir spät am Abend ankamen. Wir waren an einen der dort wohnenden Griechen empfohlen, der uns zu sich einlud. Wir zogen es jedoch vor, unser Zelt vor den Häusern, nahe am Meer, aufzuschlagen, obgleich uns das Schiffsvolk eines hier vor Anker liegenden arabischen Schiffes nicht als die beste Nachbarschaft erschien. Wir blieben auch am andern Tage hier. Tor ist ein armselig kleines Oertlein, das nur aus einigen wenigen, ganz eng verbundenen Häusern besteht, in denen die Nachkömmlinge der Griechen wohnen, die sich vor einigen Jahrhunderten hier niedergelassen haben. Es lebt ein griechischer Priester vom Sinai unter ihnen. Die Mauern der Häuser sind meist von Mäandrinen- und anderen Lithophytengehäusen gebaut; das Ufer ist sehr schlammig. Wir fanden weniger Seethiere,

als wir erwartet hatten, denn die Jahreszeit war für ihr Erscheinen noch nicht genug günstig; doch kauften wir von den Einwohnern viele für uns werthvolle Gegenstände. In der warmen Quelle des Mosisbades fand Hr. Dr. Roth ein seltenes Fischlein von der Gattung Lebias. Die nördliche Hügelkette ist sehr reich an Versteinerungen.

Sonntags, den 26. Februar, verließen wir früh vor 8 Uhr Tor und ritten abermals an Saib vorüber, immer allmählig aufwärts über die Ebene Rakabah, gegen das Serbalgebirge hin, vor dessen Fuß, in der Nähe der Mündung des Thales Hebron, wir zeitig am Nachmittag lagerten. Hier gab es viele Sienitgeschiebe mit Pistazit; in den gähen Schluchten war eine reiche Vegetation. Am Abend herrliches Zodiakallicht. Wir befanden uns gegen 800 Fuß höher als in Tor.

Montags, den 27. Februar. Das Thal Hebron ist ein enges, mächtig schönes Felsenthal; die Wände sind Sienit, welchen mächtige Gänge von Hornblendeschiefer, Grünstein und basaltischem Gestein durchsetzen. Nach kaum 1 1/2 Stunde kamen wir zu dem Puncte, wo das weiter aufwärts im Thale noch fließende Bächlein im Sande versiegt. Das Thal bekleidet sich jetzt am Wasser hinauf reichlich mit Palmen, Tamarisken, syrischen Seidenpflanzen (Asclepias syriaca) und anderen schönen Gewächsen. Vor uns und neben uns erhuben sich die Gebirge zu den groteskesten Formen. Nach etwas länger, als 3 Stunden, gerade als der Tag heiß zu werden begann, gelangten wir an einen steilen, sehr beschwerlichen Felsenweg, den man zu Fuß machen muß. Dieser Weg dauerte gegen 4 Stunden. Endlich erreichten wir gegen Abend zuerst in der Nähe eine kleine Quelle, dann das an Weideland sehr reiche Hochthal Slav, das nach unseren Messungen und nach von Steinheils Berechnungen 2719 Pariser Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres liegt. Die Beduinen, die in diesem Thale wohnen, gehören zu einem Stamme, der mit dem unserer Begleiter nahe befreundet ist, und der vor mehreren Jahrhunderten bey einer Streitigkeit mit den Mönchen des Katharinenklosters vom Christenthum, zu dem er sich dem Namen nach bekannte, abgefallen ist.

Dienstag, den 28. Februar. Weiterreise im Thale Slav, dessen Sienit überaus häufig von

schwarzen Gängen, deren Masse aus Hornblendegestein, Grünstein, Basalt, Porphyrschiefer besteht, und welche meist von NO. nach SW. streichen, durchzogen ist. Man kann diese Gänge oft stundenweit mit dem Auge an das nackte Gebirge hinauf und hinein verfolgen. Zur Rechten neben uns zeigte sich der hohe Berg, den unsere Beduinen Madein nannten, und den wir, glaube ich, am Ende des Hebronthales gestern gerade vor uns liegen hatten. Jetzt begann bald ein äußerst beschwerliches Ansteigen auf das steile Sienitgebirge links neben dem Radoaberge und an seinem Abhange in das Garbathal, dessen tiefe, schmale, mit heruntergestürzten Felsenmassen überschüttete Sohle zur Linken tief unter uns lag. Wir gingen zu Fuß; der Weg windet sich zwischen den herabgerollten Felsentrümmern wunderlich hinauf; es sieht aus, als sey da schon einmal ein Vorspiel vom jüngsten Gericht gehalten worden, ich habe in meinem Leben noch keine so schauerliche und doch erhaben schöne Wildniß gesehen. Auf unserem Wege bemerkten wir öfters eingehauene Stufen und eine Nachhülfe der Menschenhand zur Erweiterung des Passes durch die Felsenstücke, die wie kleine Berge auf dem Abhange des großen herumliegen. Es ist eben der Weg vom Kloster aus nach einer seiner wichtigsten Besitzungen, nach Tor hin, und so mag dieser Straßenbau in keine gar zu hohe Zeit hinaufzusetzen seyn. Endlich war denn die Anhöhe, deren Ersteigen uns gerade in den heißen Mittagsstunden viel zu schaffen gemacht hatte, erreicht; der Weg wand sich hinabwärts und vor uns lag der Berg Gottes Horeb und im Schatten seiner sieben Gipfel das Thal mit dem Katharinenkloster. Unser Dragoman (H. Mühlenhoff) war vorausgeritten und hatte unsere Ankunft schon im Kloster gemeldet. Der Prior, ein freundlicher Greis, war uns entgegen gegangen; unsere jungen Leute wurden, wie gewöhnlich, in einem Korbe hinaufgezogen in das kastellartig verwahrte Klostergebäude; wir Andern mit dem Prior stiegen auf einer Leiter über die Mauer des Gartens, der durch einen unterirdischen, wohlverwahrten Gang zu dem äußersten Vorhof des Klosters führt, welcher von dem inneren durch einen gewaltig festen Thorweg abermals abgeschlossen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Jänner.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ꝛc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung)

Im Garten hatten die Mandeln und Pfirsiche schon verblüht, die Aprikosen stunden eben in voller Blüthe; die Obstbäume fiengen an aufzubrechen. Wir blieben eine volle Woche in dem Katharinenkloster und seiner Umgebung; ich ziehe aus den während dieses Aufenthalts gemachten Wahrnehmungen nur die folgenden kurzen Züge aus meinem Tagebuche aus. Das St. Katharinenkloster liegt 4558 Pariser Fuß über der Meeresfläche, in einem ziemlich nahe von NW. nach SO. anwärts steigenden Thale, das auf seiner rechten Seite durch die gäh abfallenden Felsenwände des in SW. gelegenen Horeb, zur Linken oder gegen NO. durch die Wände des Pistimi begränzt wird; gerade in SO. des Thales, das keineswegs geschlossen ist, sieht man einen niedrigen, fast kegelförmig geformten Berg oder Hügel, der einen etwas grünlicheren Anschein hat, als die andern; das ist der Minnejah da Moyseh, auf welchem, wie man mit Wahrscheinlichkeit vermuthet, Moses die Schafe seines Schwähers Jethro hüthete, als er hier, an der Stelle, wo die Hauptkirche des Klosters steht, den feurigen Busch erblickte. Wenn man in dem Klosterthale fast drey Viertelstunden aufwärts geht, kommt man rechts am Fuße des Minnejah da Moyseh auf die sattelförmige Erhöhung, die sich nach Süden zu dem schönen weidereichen Spahiahthale herabsenkt. Erst jetzt hat man den eigentlichen Sinai in seiner ganzen Erhabenheit vor sich, während man tiefer im Klosterthale, so wie auch in dem weiten Bostanthale, das nordwestwärts um den Horeb herumläuft, und von welchem ich nachher noch sprechen will, nur den Horeb sieht, der eigentlich bloß das niedrere Stockwerk des auf der südlichen Seite seines Rücken emporsteigenden Sinai bildet. Das Spahiahthal, welches Wasser und eine dem Kloster zugehörige Gartenanlage hat, steigt von S. nach N. an, und hinter dem ersten Bergzuge, der es in Osten begränzt, liegt das Feruſch- (Fruſch-) Thal, das von O. nach W. streicht. In das Spahiahthal senkt der Hochscheitel des Horeb oder der Sinai seinen gähen Abhang unmittelbar herab, hier kann man bis an seinen Fuß hingehen und diesen anrühren; zwey Schluchten steigen vom Thale nach seinem Gipfel von ONO. gegen WSW. hinan, die eine dieser Schluchten hat Wasser. Der gegen S. dem Sinai gegenüber liegende Berg heißt Baalti; wenn man zwischen beyden hindurch ginge, würde man in das Erbainthal und von diesem wieder in das Bostanthal kommen. Man besteigt gewöhnlich den Sinai vom Sct. Katharinenkloster aus durch eine von NNN. auf den Horeb hinan verlaufende Schlucht, in welcher seit alter Zeit, (wie man sagt, seit den Zeiten des Kaiser Justinians) Stufen ausgehauen sind. Man kommt zuerst in einer kühlen Felsengrotte zu dem Brunnen des h. Sangarius, worin sich ein sehr erfrischendes, klares Wasser findet. Die Muttergotteskapelle, die etwas weiter abwärts steht, liegt 5478 Fuß über dem Meere, man ist mithin vom Kloster aus bis hieher schon 920 Fuß gestiegen. Von einem alten Thore, das den Steig abschließen konnte, steht noch das steinerne Bauwerk. Um 352 Fuß höher als die Kapelle ist die Grotte des Elias (5830 P. F.). Hier hat man jenen Theil des Horeb-Rückens erreicht, auf welchem der Sinai als ein zweyter, südlicher Gipfel emporsteigt;

man ist in einer muldenförmigen Eintiefung, in einem Hochthale, das die in NO. und N. noch weiter emporgehenden Zackengipfel des Horeb von dem höchsten Hauptgipfel (dem Sinai) abgränzt. In diesem Hochthale findet man neben dem Eliasbrunnen, der ein treffliches Wasser führt, und bey dem eine schöne, schlanke Cypresse steht, einen lieblichen Ausruhepunct. Es gab da viele schöne Kräuter, doch leider noch nicht in Blüthe. Namentlich muß die Phlomis, welche hier überaus häufig ist, in späterer Jahreszeit den ganzen Berg mit ihrem goldfarbenen Blüthenteppich überziehen. Man hat von dem Eliasthale noch 706 Fuß bis auf den Gipfel des Sinai zu steigen, denn dieser liegt 6596 P. F. über der Meeresfläche. Man steigt auch hier wieder großentheils auf den alten zum Theile sehr verfallenen Stufen hinauf. Ohngefähr auf der Hälfte des Weges zeigte uns der gute Prior die Steinplatte, auf welcher Moses während des Kampfes der Heere Israels mit Amaleck stand. Man sieht hier gerade in das Spahiahthal hinunter. Die Höhle oder vielmehr Kluft, da Moses die Herrlichkeit des Herrn sah, liegt ganz nahe unter dem Gipfel; auf diesem selber stehet an der Stelle der Kirche, angeblich der Kaiserin Helena, von welcher noch schöne weiße Marmortrümmer herum liegen, und auch noch Gemäuer vorhanden ist, eine kleine Kapelle; ganz nahe dabey auf einem andern Felsenvorsprung des Gipfels haben sich die Mahomedaner eine kleine Moschee erbaut. Von dem Gipfel des Sinai ist die Aussicht gewaltig schön; hinüber nach dem hohen St. Katharinenberg und hinab in die Nachbarthäler, ostwärts nach dem ailanitischen Meerbusen, westwärts auf den von Suez, gegen Norden auf das Wüstenplateau el Tih. Das Gestein des Sinai ist ein schöner Sienit, der stellenweise mit Granit und Porphyr abwechselt, und welcher Gänge von Grünstein und Hornblendegestein (auch Pistazit) enthält. Die Mönche glauben, die Hornblende sey eine Verkohlung des Gebirges, die damals entstanden sey, als der Berg bey der Gesetzgebung wie mit Feuer gebrannt habe. Sowohl am Pistimi als am Horeb hatte man beym letzten Erdbeben, wie bey andern solchen Ereignissen, Erschütterungen bemerkt; die Klosterkirche soll nie erschüttert worden seyn.

Wenn man vom Kloster aus im Thale hinab nach NW. geht, wo wir von Tor aus hergekommen sind, kommt man in das weite Thal, in welchem die beyden dem Kloster angehörigen, ummauerten Gärten Bostan und Rabah liegen und das weiterhin zum engen Thale Erbain führt. Ich machte mit dem Maler Bernatz gleich am andern Nachmittag diesen Weg, weil ich hoffte, wenn wir ein Stück Weges in dem fast von NO. nach SW an den nördlichen Wänden des Horeb verlaufenden Bostanthale fortgingen, würden wir den Sinai sehen, den ich damals noch nicht erblickt hatte. Allein unsere Hoffnung wurde getäuscht; denn auch in diesem Thale, das sich weiter dehnt, als wir erwartet hatten, verdeckten der Horeb, und weiterhin sein südwestlicher Verbündeter, der Rabah, die Aussicht nach dem Sinai. Da wir ganz allein waren, gesellten sich sogleich zwey Beduinen-Jungen zu uns, die sich uns zu Führern anboten. Sie kamen zuerst, noch im Klosterthale an einen Stein, bey welchem sie ein Zeichen machten, als ob sie etwas zerschlügen (denn von ihrer Sprache waren uns nur wenige Worte verständlich). Dann weiterhin, im Bostanthale zeigten sie uns einen sonderbar ausgehölten Stein; wir verstanden wieder nicht, was sie sagen wollten. Als ich aber den Stein ein wenig betrachtete, sagte ich: daß wird gewiß der Stein seyn sollen, in welchem Aaron das goldene Kalb goß; denn die Hölung mit ihren beyden halbmondförmig auslaufenden Seitenkammern hat wirklich eine rohe Aehnlichkeit mit dem Umriß eines Stierkopfes. Ich hatte richtig gerathen; denn als einige Tage später der gute, alte Prior mit uns nach Erbain ging, zeigte er uns zuerst den einen der vorhin erwähnten Steine als jenen, an welchem Moses die steinernen Tafeln im Zorn über Israels Götzendienst zerschlagen habe, dann den holen Stein als Aarons Form für das goldene Kalb; weiterhin die Stätte, da die Rotte Korah soll von der Erde verschlungen worden seyn; auf einer Anhöhe ein Gemäuer als Ueberrest von Aarons Hause. Wir sahen am Wege mehrere Ziegenheerden. Als wir, an der Westseite des Horeb hin, bis an den Bergabhang Rabah gekommen waren, bey welchem ein schöner Garten gleiches Namens liegt, lenkten wir uns zur Linken fast südwärts hinein in das engere,

anfangs sehr steinige Thal Erbain, das den Sinai-Horeb von der SW. bis gegen die Südseite umgürtet.

Dieses Thal wird von den Mönchen des Klosters für das Thal Raphidim der hl. Schrift gehalten nnd in ihm ein kegelförmig geformter Felsen gezeigt, in welchem, wie uns schien, von Menschenhand, die dem Kunstwerk von Zeit zu Zeit nachhilft, solche Eintiefungen gehauen waren, wie sie das Quellwasser, das aus den Felsenspalten herausdringt, erzeugt oder nach und nach aushölt. Dieser Fels wird für den gehalten, welchen Moses schlug mit seinem Stabe, und welcher Wasser gab. Auch zeigte man uns einen kesselförmig eingetieften Stein unter dem Namen Kessel Mosis, und einen andern als Sitz Mosis. An den Wänden der Felsenstücke zeigen sich öfters dergleichen Inschriften, wie Burkhard und andre Reisende sie abgebildet haben. Das Thal Erbain ist nicht arm an Wasser; es hat, besonders weiter hinaufwärts, einige reiche Quellen, die zur Bewässerung und Fruchtbarmachung mehrerer Gärten benützt sind, in deren größtem und schönsten, der voller Oel- und Obstbäume ist und auch eine kleine Anlage von Orangebäumen enthält, wir am Mittag mehrere Stunden lang ausruhten. In diesem Garten steht das alte Klostergebäude Erbain. Man sieht von hier aus den Sinai ganz vortrefflich; sein Abhang ist steil, wird aber von Erbain aus auf einem Wege, an dem sich auch eingehauene Stufen finden, erstiegen.

Das Gebäude des Catharinenklosters, das in seiner etwas unregelmäßigen Bauart mehr einem Kastell, denn einem Kloster gleicht, ist 140 Schritte lang und enthält in seinem hochummauerten Raume 24 Kirchen, darunter eine ziemlich große; auch eine mohamedanische Moschee. Der Garten, der am nordwestlichen Ende des Klosters liegt, mit dem er, wie schon erwähnt, durch einen unterirdischen Gang verbunden ist, besteht aus mehreren, höher und tiefer gelegenen Abtheilungen. Es gedeihen hier, außer den Oel- und Obstbäumen, auch Orangen; von der Dattelpalme sahen wir aber nur ganz kleine Strünke, denn es wird hier doch im Winter auf einige Tage ziemlich kalt; im vorhergehenden Winter $18\frac{3}{3}\frac{9}{7}$ fiel einmal Schnee, selbst im Klosterhof und Klostergarten, der aber freylich gleich wieder wegthaute. Der Gipfel des Berges ist jeden Winter mehrere Wochen lang mit Schnee bedeckt. Wir haben in jenem gesund gelegenen Kloster sehr alte (90 und 100jährige) Mönche gefunden.

Wir verließen das Catharinenkloster Dienstags den 7. März Nachmittags 2 Uhr. Unser Weg gieng zuerst wieder N. W. im Klosterthale da hinab, wo wir von Tor hergekommen waren, dann aber lenkte er sich zur Rechten in das zuerst von S. S. W. nach N. N. O., dann aber ganz gegen N. verlaufende Scheikhthal. Wir kamen nicht fern von dem Grabmahle eines mohamedanischen Heiligen und berühmten Scheikhs vorüber. Hier wird im Juny ein großer Viehmarkt gehalten, zu welchem die Beduinen der Halbinsel mit ihren Kameelen aus sehr weit abgelegenen Gegenden herbeykommen und da friedlich mit einander verkehren und schmausen. Das Seitenthal, worin wir übernachteten, ward von unsern Beduinen das Bussuerethal genannt; wir lagerten daselbst schon vor halb 5 Uhr, hatten deshalb heute nicht über 2 Stunden Weges vom Kloster hinweg zurückgelegt. Unsere Lagerstätte war sehr interessant. In einer Schlucht, die sich zwischen die Hügel hineinzieht, findet sich etwas Wasser; dort haben sich die Mönche vom Sinai drey Gärtchen angelegt, die mit Mauern, bestehend aus kunstlos über einander gehäuften Steinen, umgeben sind. Es blühten jetzt gerade die Birnbäume. In derselben Schlucht außerhalb der Gärtchen fanden wir manches seltne, blühende Gewächs, und die Gegend gab uns auch noch vieles Andere zu beobachten, unter Anderen viele Feldsteinporphyr-Gänge im Sienit, und unmittelbar bey unserem Zelte einen mächtigen aus kuglichem Basalt bestehenden Gang, der an dieser Stelle eine starke Verwerfung zeigte. Das Streichen der Gänge war meist nahe in der 12ten Stunde (von S. nach N.) Die Höhe unseres Lagerungsplatzes über dem Meere war 3906 Par. F.

Mittwochs den 8. März. Wir brachen um $7\frac{1}{2}$ Uhr auf, ritten zuerst in einem engen, steinigen Thale hinauf, dann queer durch ein weites Thal, dem unsere Führer auch den Namen Sal geben wollten. Hierauf zog sich unser Weg bergan, bis wir abermals in ein breites, von niedern Felsen umgränztes Hochthal gelangten, das uns Wadi

Mandara genannt wurde, und durch welches wir 1½ Stunden lang ritten. Darauf kamen wir in ein schönes Felsengebirgsthal — das eigentliche Wadi Sal, welches freylich mit vielen Krümmungen und Zickzackabweichungen, dennoch im Ganzen nach NO. und N. verläuft. Es ist zuweilen ziemlich eng. Nach 3½ Stunden sahen wir mehrere sehr mächtige Gänge von einer rothen Eisenthon- oder Thonporphyrmasse gebildet, und an einer Stelle ein schiefriges Gebirge (Grünsteinschiefer?); nach 4½ Stunden hatten wir zu unserer Rechten Berge und Hügel mit kesselförmigen Eintiefungen und Thälern; man hätte sie, ihrem Umriß nach, aus der Ferne für ehemalige Vulkane halten mögen. Nach 5½ Stunden traten wir in eine weite Ebene hinaus, auf welcher man das Tihgebirge fast im N. vor sich sieht, und auf welcher ziemlich viele Mimosenbäume stehen. Jenseits der Ebene, von der wir nnr den Saum durchschnitten, kamen wir abermals in ein ziemlich in derselben Richtung mit dem Wadi Sal, fortlaufendes Thal, das sich an manchen Stellen sehr verengerte. Die Gebirgsart der Wände war zum Theil ein schaaliger Granit; gegen Ende des Thales war auf den Höhen dieser Granitberge Sandstein aufgelagert.

Wir schlugen kurz vor Sonnenuntergang an der rechten Seite des Thales, am Felsen, neben engen Schluchten, unser Zelt auf; hörten das Geschrey der arabischen Trappen, sahen sie laufen, konnten aber keinen schießen. Die Höhe unseres Lagers war 2112 F.

Donnerstag den 9. März. Anfbruch um 7 Uhr; durch einen Engpaß, der sich zuletzt ziemlich steil abwärts senkte. Nach einer Stunde und 10 Minuten kamen wir in das breite sandige Thal Marrah, das von S. nach N. verläuft. Wir stiegen hier in fast nördlicher Richtung immer aufwärts bis etwas nach 10 Uhr. Zur (linken) Seite sahen wir braune Sandsteinfelsen mit ganz weißen Stellen und Flecken; gegen N. und N.W. lag, sehr genähert, das oft pfeilerartig gebildete Gebirge Tih vor uns. Auf der Anhöhe, die wir zwischen 10 und 11 Uhr erstiegen hatten, fanden wir Thoneisenstein und selbst Brauneisenstein, lagerweise im buntstreifigen (Amberger) Sandsteine. Um 12½ Uhr gelangten wir zu dem Thale Ghirrisi, das einen so

wunderlichen Anblick gewährt, als ich kaum sonst in meinem Leben einen genossen habe. Denn die merglichen Sandsteinwände zeigen Naturspiele, welche selbst noch in der Nähe architektonischen Zierrathen oder halb erhabenen Hieroglyphen gleichen, und es ist, als fühlten sich die Reisenden hier angetrieben, auch allerhand Figuren an den Fels zu malen, denn noch ehe wir in das eigentliche Engthal kamen, zu welchem man neben einem burgartigen Felsen, wie durch ein Thor hineinzieht, sahen wir die Felsenwände mit Kohle häufig bemalt; die Figuren sollten zum Theile Kameele und Ziegen vorstellen; dazwischen gab es auch arabische Namenszüge. In dem Thale selber getraute ich mich fast nicht zu reden, so sehr interessirte es mich. Es dauerte aber nur ½ Stunde; dann ritten wir (von 1 bis 1⅔ Uhr) über das Felsenplateau Gadah hinüber. Darauf kamen wir in ein gar schönes grünendes Thal, das unsere Beduinen Hadhra nannten, und in welchem viele Bäume und Gesträuche stunden. Die Richtung ist N.O. Hier sahen wir allenthalben Höhlen der Springhasen, auch schöne Schlangen und Spuren von andern Thieren, konnten aber nichts von Allem dem bekommen, weil der Mahomed (unser arabischer Knecht) und der schwarze Pelzbeduine, die sich des Fanges vorzüglich annahmen, dabey ein Geschrey und einen Lärmen machten, daß wohl ein Elephant davor scheu würde, geschweige ein Springhase. Ich legte die Hand auf den Mund, nm sie zum Schweigen zu ermahnen, das verstunden sie nicht; ich machte mit den Händen ein Zeichen am Kopf, das Eselsohren bedeuten sollte, darauf lachten sie, nnd ließen ab. Wenn Einer in diesem fruchtbaren Thale nur ½ Stunde lang still auf dem Anstand stünde, der sollte viel schießen können. Jenseits Hadhra kamen wir auf das Plateau oder die Thalebene Phara, dann nach Grabo. Dort gieng es gar steil durch steiniges Defile hinunter in's Thal Sengi (von 3 Uhr an); wir mußten hier zu Fnße gehen, und ich hatte meine Brieftasche verloren, die sich jedoch wieder fand.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Jänner.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ꝛc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung)

Wir lagerten um 5 Uhr neben vielen Mimosenbäumen. Und wer weiß, welcher große, gute Herr oder gute Freund heute seinen Geburtstag hatte; wir zündeten uns in dem dürren Gesträuche der Wüste ein Lustfeuer an, das sich ganz prächtig ausnahm, so daß selbst die Kameele neugierig zusahen. Unser Lagerplatz lag 1384 P. F. über dem Meere.

Freytags, am 10. März. Wir ritten aus um 6 1/2 Uhr, im Thal hinab, das hier wirklich dem schönsten, italienischen Thale in seinen Formen nicht nachsteht. Es gab viele seltene Pflanzen, unter andern eine wunderschöne, baumartige Asclepias (der Aschenbaum). Etwa nach 1/2 Stunde lenkten wir gegen Osten in das enge Thal Sera oder Samora ein, in welchem es anfangs bergauf, dann aber bergab gieng. Wir kamen da an einen Paß, der sich durch das aus Sienit, Porphyr und Urtrapp (Grünstein) bestehende Gebirge hinzieht, und welcher mich durch seine Gestalt an manche der Engpässe erinnerte, dnrch die man auf dem Wege nach dem Col de Tende hindurchkommt. Ein breiteres Seitenthal, das von Süden her in das Serathal einmündet, nannte unser Scheikh das Wadi aëb. Jetzt zeigte sich auf einmal durch den Engpaß die überraschende, herrliche Aussicht, zuerst hinüber nach dem jenseits des Meeres gelegenen arabischen Gebirge, dann auf das Meer selber. Hier in dem mit vielen Mimosenbäumen bewachsenen Engthal hätte man gerne gleich einen Tag bleiben mögen. Wir mußten aber, wie die Kameele wollten, auf denen wir saßen, unverzüglich weiter, so gerne ich auch mein Kameel allein, ohne ihm Gesellschaft dabey zu leisten, hätte fallen lassen, was indeß, Gott Lob, noch ziemlich gut abgieng. Wir sahen jetzt das Meer unmittelbar unter uns; ich hätte gemeint, zu dem schönen Palmenwäldchen, das zu unsern Füßen in der Ebene lag, könnte es nur 1/4 Stunde Weges seyn; nach Hassans Versicherung wäre es aber ein weiter Umweg gewesen. Wir schlugen nun, immer parallel mit dem Meere, die Richtung nach N. ein und kamen durch viele steinige, jetzt eben ganz vertrocknete Gießbachbetten, denen aber dennoch von der Regenzeit so viel Feuchtigkeit geblieben war, daß sie mit schönen blühenden Gewächsen, besonders aus der Klasse der Kreuzblüthigen, ganz übersät waren. Diese Meeresebne, über die wir jetzt kamen, nannten unsere Beduinen Nuäbe. Etwa um 1 Uhr kamen wir an einen Brunnen mit ziemlich schlecht schmeckendem Wasser; dabey war eine Palmenpflanzung, in welcher Hütten stehen, die zur Zeit der Dattelernte von den Besitzern der Gartenanlage bewohnt werden. Jetzt war Niemand da, als ein alter Beduine, der unsern Leuten Wasser schöpfen und die Kameele tränken half. Die Mauern der Palmenpflanzungen und Hütten waren fast ganz von Orgelcorallen und andern Lithophytengehäusen erbaut. Wir lagerten um 4 1/2 Uhr in einem vertrockneten Gießbachbette, ganz nahe am Meere, und vergnügten uns bis zum Einbruche der Nacht mit reichlichem Einsammeln von Conchylien.

Sonnabends, den 11. März. Aufbruch 1/2 7 Uhr. In einem Gesträuche an der Seite unseres Weges, der immer nahe am Meer blieb, lag ein Rückenschild von einer sehr großen Seeschildkröte. Nach 9 Uhr kamen wir an einen Fi-

scherort, Namens Magaiat, bey welchem einige Doompalmen stunden. Wir kauften da um ganz überaus billigen Preis frische und getrocknete Fische. Hinter dem Dorfe wollte der schwarze Pelzbeduine eine Gazelle schießen, die ziemlich nahe an unserm Wege weidete, lief und schlich ihr lange nach, bekam sie aber nicht zum Schuß. Nachmittags führte der Weg über einen Bergabhang, der auf ganz furchtbare Weise mit Felsentrümmern und Abstürzen übersäet war. Die Beduinen nannten diesen Abhang Gaffara. Jenseits desselben kamen wir in das lieblich grünende, ganz ebene, aber nur kleine Thal Gaffara, wo wir wieder viele Hölen nnd Spuren von Springhasen und andern Thieren sahen. Hier glaubte man wirklich auf einer vaterländischen Frühlingswiese zu seyn, nur gab es kein hohes Gras, sondern meist blos niedrige, kreuzblüthige Pflanzen. Jenseits des kleinen Kesselthales gieng es bergauf durch einen Felsenpaß, der wohl einmal vor alter Zeit durch Menschenhände mag gangbar gemacht worden seyn. Wir glaubten an einigen Steinen Züge wie von halbverloschenen Eingrabungen römischer Zahlen zu sehen. Jenseits kam das Wadi Busarial, von da das Vorgebirge Dschillaladi im Meeresküstenthale Abusanio. Unsere Beduinen schienen sich hier nicht für recht sicher zu halten; sie hatten einen von Sumpf, Moor und Felsen recht wohl beschirmten Lagerplatz gewählt. Wir sammelten heute sehr viele und zierliche Conchylien, namentlich den Pharaonskräusel (Trochus Pharaonis), die Mennonitentute (Conus virgo) und viele Andere. Nach Sonnenuntergang erhob sich ein starker Wind.

Sonntags, den 12. März. Heute früh um 3 Uhr hat uns der Sturmwind unser Zelt abgerissen und auf uns geworfen, es war aber Niemand beschädiget worden. Wir brachen vor 7 Uhr auf, mehrere von uns gingen zu Fuße; ich wollte einen Nichtweg durch die Thalbucht nehmen, welche die Kameele in einem weiten Umkreis umzogen, ich gerieth aber so tief in den salzthonigen Schlammboden, der von weitem wie weißer Sand aussah, daß ich fast stecken blieb. Wir umzogen das Vorgebirge, bey welchem wir vorige Nacht gelagert hatten, kamen durch mehrere Thäler und Engpässe an einer sehr schmalen Meeresbucht herum, dann wieder hinaus an das freye Meeresufer, das sehr steinig war. Es gab in der Gegend, durch die wir heute kamen, sehr viele Pharaonskräusel; meine Hausfrau wollte aber keine sammeln, weil es Sonntag war. An einer recht felsigen Stelle des Ufers stürzte Hr. Dr. Roth vom Kameel, woran der Beduine Schuld war, der das Kameel meiner Frau führte und jenes des Dr. Roth plötzlich durch einen Schlag antrieb. Gott hat ihn bey diesem Falle abermals vor größerem Schaden bewahrt; er klagte aber doch sehr über Schmerz in der Hüftgegend. Wir hatten diesen Vormittag eine unbeschreiblich schöne Aussicht über das ganze Ende des ailanitischen Meerbusens. Um 10 Uhr kamen wir ganz nahe an der Felseninsel Craie vorbey, auf welcher eine Festung liegt, die ihrer Bauart nach an manche andere von uns gesehene alte Festungswerke der Venetianer oder Genueser erinnerte. Um 12 1/2 Uhr war das nördliche Ende des ailanitischen Meerbusens erreicht; auf der Umbeugung unsers Weges von N. nach O. brachten wir eine ganze Stunde zu, wobey wir zuletzt an eine schöne Palmenpflanzung kamen, in welcher manche alte Gemäuer stehen. Von dort wendete sich unser Weg an dem östlichen Ufer des ailanitischen Meerbusens hinab gegen Süden, und wir brauchten gerade noch 20 Minuten, bis wir in das Thor des mitten in einem Palmwald gelegenen Kastells von Akaba kamen. Aus dem Thor kam uns ein recht verdächtig aussehendes Gesindel entgegen; auf dem Hofe war ein Getümmel und Gedränge von ärmselig gekleideten Männern, Frauen und Kindern um uns her. Etliche Officiere, besonders aber der Commandant und der Aga, die sich etwas später sehen ließen, waren ein wenig besser aufgeputzt. In dem Hofe sieht es gar unsauber aus. Der Commandant ließ uns sagen, wir sollten im Hofe übernachten, wir aber fürchteten uns des vielen Ungeziefers wegen und schlugen lieber unser Zelt außen im Freyen, unter den Palmen, am Meere auf. Unser guter Scheikh Hassan und seine Beduinen machten sich, als sie unsere Sachen abgepackt hatten, eilig fort; ich glaube sie fürchteten sowohl die hiesigen Beduinen, mit denen sie nicht gut Freund sind, als auch den Commandanten, dem ich selber nicht traue. Der Aga schickte uns, bald nachdem unser Zelt aufgeschlagen war, ein Lamm zum Geschenk; wir können das nicht zurückweisen, obgleich das Gegengeschenk mehr ko-

stet, denn das Geschenk. Der Commandant ließ uns sagen: wenn wir nicht im Hofe bleiben wollten, müsse er uns auf heute Nacht Soldaten zu unserer Bewachung (gegen die bösen Beduinen) zuschicken; wir ließen ihm wieder sagen, wir wollten uns selber bewachen, und hatten auch schon die Wachstunden unter uns vertheilt; der Maler Bernatz, den die erste Wache traf, schritt schwer bewaffnet mit Flinte und Säbel umher, da kamen dennoch ungebeten 12 schlecht bewaffnete (meist nur mit einem Spieß versehene) Soldaten, und der graubärtige Alte, der heute schon mehrmalen den Unterhändler zwischen uns und dem Commandanten machte, sagte uns, daß der Commandant für unsere Sicherheit verantwortlich wäre, darum müßten wir die Wache annehmen. Die Kerls zündeten sich Wachfeuer an und machten einen so großen Lärmen, daß wir wenig schlafen konnten, besonders der Eine, welcher gern singen wollte, aber nur schreyen konnte.

Montags, den 13. März. Mit unserem Weiterkommen sieht es schlecht aus. Der Kommandant und der Aga lassen uns sagen, es seyen keine Kameele da, und als wir erwiederten, wir hätten ja selber genug Kameele in der Nähe von hier auf der Weide gesehen, antworteten sie, diese Kameele gehörten einem sehr verdächtigen Beduinenstamme an; mit diesen könne man uns wegen der Verantwortung gegen den Vicekönig nicht ziehen lassen; man habe aber schon fortgeschickt nach andern Kameelen, die freylich erst in etlichen Tagen kommen könnten. Ich machte mit Hrn. Erdl und Franz einen schönen, für unsere Sammlung einträglichen Spaziergang an der östlichen Meeresküste nach Süden hinunter. Nach etwa $\frac{3}{4}$ Stunden kamen wir an eine auf dem vorspringenden Fels gelegene Ruine, die aber wohl nicht so gar alt seyn mag. Auch unten, näher am Meere, waren Reste von Bauwerken. Wir fanden vieles für uns Werthvolle, unter anderen sammelten wir auch die in unzähliger Menge aufgehäuft liegende kleine Hyalea des rothen Meeres. Zuletzt kam ich an eine Breccienbank, wo ich mehrere der schönsten Seeschnecken fand, und auch eine große Seeschildkröte sah. Ich kehrte sehr ungerne um. — Gestern hatten wir, um uns bey den Arnauten und Beduinen in Respekt zu setzen, viel mit unserem Gewehre geschossen; heute mußten wir uns gefallen lassen, daß die Soldaten, ganz nahe bey unserem Zelte, nach einem Ziele schossen, und ich meyne, sie trafen mit ihren alten Gewehren fast besser, denn wir mit unsern neuen.

Dienstags, den 14. März. Der Kommandant und der Aga machen unerhörte Forderungen an uns. Wir sollen, außer unseren 13 Kameelen, noch 10 nehmen, auf welchen Bewaffnete zu unserer Bedeckung durch die ganze Wüste uns begleiten sollen. Wir erwiederten: wir würden lieber nach Cairo zurückkehren, und vor der Hand solle man einen berittenen Boten ausrüsten, wir wollten an den Vicekönig schreiben. Man hielt mich hier für einen Consul, und zwar für einen englischen; mein Firman hat zu diesem Mißverständnisse Veranlassung gegeben. — Heute, so wie gestern Morgen haben wir die sogenannte orientalische Nachtigal oder den Bull-Bull (Turdus melanocephalus) recht schön singen hören. Mehrere Pärchen nisten in den Palmen neben unserem Zelt. Die männlichen Palmbäume sind eben im Aufblühen; heute hieng ein Mann die zertheilten männlichen Blüthenkolben zwischen den Blüthen der weiblichen Palmen auf, an deren Stämmen er sehr geschickt hinaufkletterte. — Wenn man ein wenig auf die freye Anhöhe neben dem Kastell hinaustritt, hat man einen ganz vortrefflichen Ueberblick über die Gebirge auf der Westseite. Diese bestehen aus 3 parallelen Ketten, davon die hinterste die höchste, die vorderste (östliche) die niedrigste ist. Zuerst, am weitesten im Westen, erhebt die schwärzliche Hauptgebirgskette, die allem Anscheine nach aus Urgebirge (Sienit und Porphyr) besteht, ihren Rücken hoch über die andern alle, und vor ihr, nur wenig niedriger als der Hochrücken, zieht sich die Kette des helleren Sandsteines hin. Vor dieser folgt der zweyte, mittlere Höhenzug des Urgebirges, der schon bedeutend niedriger ist, als der erste, und seine Sandsteinhöhen, und auch vor diesem mittleren Urgebirgszug zeigt sich etwas niedriger als er, eine Ablagerung des Sandsteines. Darauf folgt, noch weiter westwärts, die vorderste niedrigste Kette des Urgebirges mit ihren noch niedrigeren Vorbergen des Sandsteines. — Wir bekamen heute abermals unsere 12 Mann ungebetene Wache.

Mittwochs, den 15. März. Die Händel mit dem Kommandanten und Aga wegen unserer Kameele dauern noch immer fort. Es sind nun

angeblich die Kameele vom Scheikh der Araba gekommen; auch sehe ich wirklich einige Gesichter unter den Beduinen, die der Aga zu unserem Zelte führt, welche mir noch neu sind; die meisten aber, meyne ich, schon seit unserer Ankunft mit ihren Kameelen gesehen zu haben. Unter den neuen Ankömmlingen ist ein stämmiger, hübsch aussehender Knabe, der ist so bunt aufgeputzt, wie der Heidenprinz eines Dorftheaters, doch hat er einen schönen Kaschemir-Schawl um den Kopf. Er ist auch wirklich ein kleiner Prinz: der Sohn des Emir Salem von Ghaza, des großen Scheikhs der Araba; er ist zu uns gekommen, um einen Führer unserer Karawane vorzustellen. — Der Aga hatte heute Vormittag das Geld für die Kameele bis Hebron (denn man muß hier zu Lande Alles vorausbezahlen) schon angenommen; wir dachten, wir wären in Ordnung; jetzt bringt er es uns wieder, sagt uns, die Beduinen möchten dieses wenige Geld nicht (das doch einen hübschen Haufen ausmacht) und geht trotzig fort. Der Dragoman (Herr Mühlenhof), der sich in diesen Tagen sehr mit den beständigen Unterhandlungen abgeplagt und recht brav dabey benommen hat, ist wieder hinein in das Kastell. — Endlich (vor 2 Uhr) sind wir im Reinen. Der Aga, und aus seiner Hand die Beduinen, haben das Geld definitiv in Empfang genommen und man führt schon die Kameele herbey, um aufzuladen. Wir kommen noch immer erträglich weg: 16 Kameele (statt 13), jedes zu 10 Maria-Theresien-Thaler macht 160, dazu noch etliche 20 Thaler Geschenk an den Kommandanten und an den Geber des Lammes, den Aga, und die Trinkgelder an unsere Leibgarde. Jetzt haben wir doch nicht mehr so schwer zu schleppen an dem Geld, das tragen nun die Beduinen und der Kommandant, dem jene für jedes Kameel eine gute Abgabe bezahlen müssen.

Um 4 Uhr verließen wir endlich Akaba, und ritten gar fröhlich in die Araba hinauf. Unser Weg, nahe an dem Fuße des östlichen (Ur-) Gebirges hin, zog sich immer lehnan; der Boden ist Sand, mit Sienit und Porphyr, auch Grünsteintrümmern untermischt. Die zwischen den westlichen (gestern beschriebenen) und den östlichen Gebirgen hinlaufende Thalebene der Araba erweitert sich in geringer Entfernung von Akaba zu einer augenfälligen Breite von gewiß 4 Stunden. Man kann sie aber auch

von unserem Wege aus recht gut überblicken, denn sie bildet eine stark gegen Westen hin geneigte (abwärts laufende) Ebene. Das alte Jordanbette muß auf der Westseite, am Saume des dortigen Sandsteingebirges, gelegen seyn. Wir lagerten kurz vor Sonnenuntergang. Wir bemerken, daß wir dießmal einige recht böse und bissige Kameele haben, auch sind die Beduinen gar nicht so gut und bescheiden, als die vorigen. Der junge Scheikh-Prinz schickte heute Abrnd zu uns, und wollte Reis haben. Wir sandten ihm eine ganze Schüssel voll ungekochten Reis, gewiß dreymal so viel, als wir gewöhnlich unserem vorigen Scheikh (Hassan) gaben. Er sandte uns die Gabe wieder mit dem Beyfügen: das sey für ihn und seine Leute zu wenig. Wir nahmen den Reis wieder, und gaben ihnen keinen andern. Dafür haben die Beduinen auch heute Nacht einen erschrecklichen Lärmen mit Schreyen und Schießen vor unserem Zelte gemacht. Sie wollten uns wahrscheinlich fürchten machen.

Donnerstag, den 16. März. Es ist eine Täuschung des Auges, die mich gestern Nachmittags glauben machte, die Berge zu beyden Seiten hörten weiterhin auf, und wir würden bald in eine unbegränzte Ebene kommen. Weil es immer allmählig bergauf geht, sieht man nur die fernen Bergwände nicht. Die Thäler, welche das (vorherrschend) primitive Gebirge der östlichen Seite durchschneiden, ziehen sich in der Richtung von N.N.W. nach S.S.O. aus der Ebene nach dem Hochrücken hinan; die der westlichen Gebirge dagegen haben die Richtung von S.S.W. hinan gegen N.N.O.; beyde Richtungen laufen mithin strahlenförmig auseinander. Auf der Westseite herrscht immer mehr und mehr der Sandstein vor, der sich am Vormittag öfters in mauer- und pfeilerartigen Formen zeigte. Wir kamen an vielen blühenden Gesträuchen vorbey; überhaupt ist diese Gegend gar nicht pflanzenarm; auch fanden wir schöne seltene Insekten. Am Nachmittag sahen wir gegen Westen, neben uns, eine brackig-feuchte Sandebene; die Fata Morgana mahlte uns Seen und Teiche über die Fläche hin; im östlichen Gebirge bemerkten wir mehrere Gänge von röthlicher Färbung.

Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Jänner.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ꝛc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung).

Der Scheikh Salem schickte uns einen Boten, der ein sehr schnelles Dromedar ritt, mit seinem Petschaft zu, um seine Einwilligung in den abgeschlossenen Vertrag zu bezeigen, und uns zu begrüßen. Wie schnell war der Bote, als er wieder umgekehrt, mit seinem Dromedare unsern Augen verschwunden. Doch eilten auch unsere eigene Beduinen heute ungewöhnlich schnell, denn sie haben morgen einen großen Festtag. Um 4 Uhr waren wir bey dem großen Nomadendorfe der Araba, das wahrscheinlich an der Stelle des Jothbatha der h. Schrift liegt. Scheikh Salem, ein rüstiger Mann von mittleren Jahren, kam uns zu Pferd entgegen, führte uns nach seinem Zelte, wo wir im engeren Kreise der Vornehmen (hinter uns war noch ein weiterer Kreis der Gemeineren) und auf dem Teppich niederkauerten und mit ihm Kaffee und Buttermilch tranken und Tabak rauchten. Einem seiner kleinsten Prinzen, der nur ein Hemdchen anhatte, einem hübschen Kinde, schenkte ich einen Schiffs-Zwieback aus Cairo, den der Kleine mit Freuden annahm. Der Scheikh schickte uns ein Lamm zum Abendessen. — Ich stund gegen Abend auf einer kleinen flachen Anhöhe, und sah die zahlreichen Ziegen- und Schaafheerden aus den Thälern des östlichen Gebirges nach Hause kommen. In diesen Thälern muß es viel und gutes Weideland geben; es ist schon um das Dorf her zum Theil recht guter gewächsreicher Boden. Das Wasser holen die Bewohner, wenigstens des Theiles des Dorfes, bey welchem unser Zelt steht, aus einer Lache; es ist trübe, doch nicht stinkend; wir sind froh, daß wir solches haben. Im Gebirge mag es schon besseres geben, wovon auch der Scheikh welches hat. Nach Dr. Erdl's Messung liegt das Dorf der Araba 419 Pariser Fuß über dem Meere.

Freytag, den 17. März. Heute feyerten die Leute hier zu Lande das Fest des Frühlingsanfanges (den 2. Bairam), und wir mußten eben, wie wir's ihnen auch schon in Akaba versprochen hatten, mit ihnen da bleiben. Die edlen arabischen Rosse stunden am Morgen früh in der Nähe unseres Zeltes an Pflöcken angebunden da; es sollte ein Wettrennen von dem kleinen Scheikhsprinzen, der uns von Akaba herbegleitet hatte und einem oder etlichen seiner Vettern gehalten werden; der Preis war ein schönes Tuch. Der Scheikhsprinz hatte, um sich vor uns zu zeigen, sein Roß lange vor dem Anfange des Wettrennens losgebunden und müde gejagt; da es nun jetzt zum Pferderennen ging, trug sein kleiner Vetter den Preis davon, den ihm der Scheikh Salem reichte, zugleich aber seinem besiegten Prinzen, als Zeichen eines gelinden Tadels in's Gesicht spuckte. Erdl und ich (er mit der geladenen Flinte) gingen nach Beendigung des Wettrennens ein wenig nach Osten, gegen das Gebirge hin spazieren; ein Töchterchen des Scheikh, von etwa 10 Jahren, kam mit ihrer Gespielin hinter den Ziegenheerden drein und reichte uns sehr freundlich ihre Feldflasche voll Buttermilch zum Trinken dar. Das Kind war auf seine Weise ganz artig geputzt; besonders hatte es allerhand Zierrathen in dem schwarzen Haare; es hatte auch recht gute, schöne Augen und war überhaupt hübsch von Angesicht. Ich schenkte ihm für seine Buttermilch einen neuen ägyptischen Piaster (nach unserm Geld etwas über 7 Kreuzer), und es lachte laut vor

Freude darüber und schwatzte uns noch Vieles vor, das wir aber leider meist nicht verstanden. Am Nachmittag machten und erhielten unsere Frauenzimmer Besuche bey und von den Frauen des Scheikhs, die sich gar nicht sehr vor uns Männern genirten, denn sie waren nicht einmal ordentlich verschleiert. Der kleine Scheikhsprinz wollte ein Trinkgeld haben für sein Ehrengeleite von Akaba bis hieher; wir gaben ihm 4 Thaler; er nahm sie nicht an, denn das sey zu wenig für einen Scheikh; wir steckten das Geld ruhig wieder ein. Da mochte er sich doch anders besonnen haben, denn sein Vater ließ uns sagen, wir sollten dem Knaben seinen Unverstand zu gute halten und ihm geben, was wir wollten, weil wir ja doch das Haupttrinkgeld in Hebron bezahlen würden. Wir gaben dem Knaben darauf als Gegengeschenk für das Schaf, das man uns geschenkt hatte, und für sein kurzes Ehrengeleite 8 Thaler, womit er sehr zufrieden war, jedoch noch mehr als über das Geld über eine ihm von Dr. Roth geschenkte Mundharmonika sich freute, die wir von ihm und seinen Gefährten den ganzen Abend pfeifen hörten.

Sonnabend, den 18. März, entließ mich der Scheikh Salem mit einer sehr feyerlichen Abschiedsrede, bey welcher die Vornehmsten des Dorfes als Zuhörer um uns herumstanden. Er, so wie unser Kameeltreiber riethen uns, heute noch zu bleiben, weil ein schlimmes Wetter vorhanden sey, wir aber achteten der Warnung nicht, sondern bestanden auf der Abreise. Der Wind kam von SSW. vom rothen Meere her, stund uns also im Rücken; hinter uns nach dem Meere zu dämmte sich's wie ein röthlich-graues Gebirge am Horizont auf; bald kamen die Ergüsse des feinen Sandes über uns her, die uns alle Aussicht in das benachbarte Gebirge, in welchem wir kurz vorher noch ein schönes palmenreiches Seitenthal gesehen hatten, verdeckten; die ganze Gegend erhielt dabey, durch die nur noch schwach durch den Nebel strahlende Sonne eine gräßliche Färbung (wie die Aschenwolke, die aus einem Ofen aufsteigt). Jetzt kamen aber auch mit dem immer heftiger werdenden Sturme die groben Sandmassen, vermischt mit Stücken dürren Gesträuches, hinter uns drein und über uns hin, verdunkelten Alles, daß man nicht drey Schritte weit sah; dabey wurden die Kameele wild, rannten ohne Ordnung und mit lautem Gebrülle umher; wir waren froh, daß wir am Mittag das trocken liegende, ziemlich tiefe Bette eines Gießbach's erreichten, an dessen Rande viele Tamarisken-Sträuche wuchsen. Wir duckten da unter, wie die Feldhühner, wenn es hagelt, und es war uns dennoch recht behaglich wohl zu Muthe, nur waren wir hungrig und konnten uns doch bey solchem Sturme unsern Reis nicht kochen. Endlich ließ das Wetter ein wenig nach und man konnte Anstalten für das Abendessen treffen; der Reis und das Wasser waren aber durch den Sturm, der den feinen Sand selbst unter unsere Kleider, auf die bloße Haut, in die Mantelsäcke und sogar unter mein Uhrglas hineingeführt hatte, so versandet, daß wir ihn gern, ohne ihn im Munde zu prüfen, ganz verschluckten. Nach Sonnenuntergang legte sich der Sturm; der Mond schien gar lieblich hell in unser Tamariskenwäldchen hinein; wir fingen noch viele schöne Käfer. Die Höhe unseres Nachtlagers über dem Meere betrug nach Erdl's Messungen 784 Fuß.

Sonntag, den 19. März. Der Himmel war am Morgen trüb und drohte mit Regen, welchen unsere Beduinen schon gestern voraus verkündigt hatten; die Luft überaus angenehm zum Athmen. Es zeigte sich uns zur Linken eine niedere Hügelkette aus Sandstein, welche etwas diesseits der Mitte des großen Arabathales näher nach der Ostseite desselben verläuft, und so ein anfangs noch immerhin ziemlich breites Seitenthal bildet, das auch zu seiner rechten Seite vorherrschend Sandsteingebirge anstehen hat. Dieses Seitenthal ist schon sehr reich an Sträuchen und andern Gewächsen, auch sahen wir viele Vögel; es muß hier großentheils ein gutes Weideland geben. Es fieng ein wenig an zu regnen, hörte aber bald wieder auf. Als wir durch eine Schlucht hinanzogen, kamen fremde Beduinen auf uns zugeritten; unser arabischer Knecht und etliche Beduinen wollten uns einen feindlichen Ueberfall befürchten machen; wir ritten näher an einander, es waren aber befreundete Beduinen, die den einen (ältern) der beyden Scheikhs, die uns Scheikh Salem zur Begleitung mitgegeben hatte, vor einem ägyptischen Regiment Soldaten warnten, das heute auf seinem Wege von Gaza nach Kerek durch diese

Gegend kommen könnte. Unsere Beduinen, vielleicht in Folge dieser Warnung, führten uns eine Zeit lang ziemlich schlechte Wege. Gegen Mittag erreichten wir eine Anhöhe, von welcher aus wir das wahrhaft hehre edomitische Gebirge ganz nahe vor uns erblickten, das durch seine riesenhaften Pfeilerformen einen überwältigenden Eindruck auf die Sinne macht. Der Hor, über dessen Gipfel und Seitenthälern sich eben eine dunkle Wetterwolke entlud, schaute majestätisch ernst über das niedere Gebirge herüber; die Hügel und Thäler um uns her waren grünender als wir seit langer Zeit dergleichen gesehen hatten. Wir verweilten ein wenig in einem kleinen, zwischen den Sandsteinhügeln gelegenen Thale, wo gar viele blühende Gewächse stunden und erbeuteten da Vieles. Auf der nächsten Anhöhe kamen wir nicht weit von einem alten Gebäude vorbey, das ein römischer Wachtthurm gewesen zu seyn scheint; meine jungen Leute, die hinüberliefen, fanden römische Zahlen daran eingehauen. Um 1 1/2 Uhr Nachmittags lagerten wir an der Mündung des Wadi Musa und hatten kaum unser Zelt aufgeschlagen, da brach ein gewaltiges Donnerwetter aus, das zwar bey uns nur kurz dauerte, nach den Bergen hin aber viel anhaltender gewesen seyn muß, denn das vorhin trockene Gießbachbette, (in welchem ich hatte wollen das Zelt aufschlagen lassen) wurde ganz voll Wasser, das wie ein Strom herausstürzte. Nach Erdl's Messungen liegt unser Lagerungsplatz an der Mündung des Wadi Musa 1954 Fuß über dem Meere.

Montag, den 20. März. Das Wasser, das gestern das enge Thal ganz ausfüllte, war schon wieder verlaufen; wir ritten vor früh 6 Uhr in dem Bette des Baches hinauf und erst nach einer halben Stunde kamen wir zu dem letzten Ende des hier im Sande versiegenden Bächleins, das jnseits des Wadi Musa entspringt und durch dieses hindurchläuft. Am Ende des Baches und in seinem Bette gab es vieles Gebüsch von Nerium Oleander. Nach 3/4 Stunden verließen wir die Krümmungen des Thales und stiegen an der linken Seite desselben steil bergan, wobey wir an unserm Wege abermals ein Gemäuer von wahrscheinlich römischer Bauart fanden. Nach wiederum 3/4 Stunden Steigens kommt man in ein zweytes höheres Thal, das gleichsam nur ein höheres Stockwerk des erstern ist; bald aber geht auch in diesem das Steigen und zwar ein viel steileres und beschwerlicheres hinauf nach dem dritten Plateau des Thales an, das in allen seinen Stockwerken nicht nur den ruhigen Lauf, sondern den Sturz der Kataraкten des Wassers begleitet, welches jetzt bloß noch in der Zeit der jährlichen Regengüsse in reichlicher Menge durch das Wadi Musa hindurchströmt.

In solcher Zeit muß das an der rechten Seite des Thales gelegene Gebirge, auf dessen fernen Höhen wir kleine Wäldchen, wie uns schien, von Cypressen, erblickten, aus seinen Schluchten und Seitenthälern eine Menge kleiner Wasserfälle und Bäche in das Hauptthal ergießen, und dieses selber durch seine mächtigen Wasserfälle, die von einer Etage zur andern aus Höhen von mehreren hundert Fußen herabstürzen, ein recht erhebendes Schauspiel gewähren. Doch dieses gewährte uns das Wadi Musa auch jetzt, obgleich in den Morgenstunden ein Nebelgewölk bald da, bald dort die Höhen und Thäler bedeckte; ich habe in meinem Leben kaum eine erhaben-schönere Gegend gesehen. Die Anhöhe ober dem dritten Stockwerke des Thales war nach fast 3 Stunden (vor 9 Uhr) erreicht und zugleich stunden wir hier am Fuße des Hor. Der Weg nach Petra geht rechts (fast südwärts) an dessen Fuß vorüber; ihn schlugen unsere Gefährten ein, ich und Hr. Franz in Begleitung von 4 Beduinen, (wir hatten eigentlich nur 2 begehrt) stiegen hinan auf den Hor. Dieser herrliche Berg bestehet aus einem Sandsteine, der auf braunem Grunde roth und gelblich gestreift ist, so daß die Wände oft wie gemalte Tapeten aussehen. In der Hauptmasse liegen kleinere und größere Kugeln innen, ebenfalls von Sandstein, der concentrische Zeichnung hat. Der Scheitel des Hor ist durch eine seichte Einbuchtung in 2 Gipfel getheilt, auf deren einem östlicheren Aarons Grabmal steht. Wir stiegen neben einem kleinen Thale, daß sich in die Eintiefung, in welcher Petra liegt, hinabsenkt, aufwärts und zogen dann nordostwärts gegen den östlichen Gipfel hin. Da stunden, am Abhang des Berges, viele Zypressen; die Phlomis fing eben an, ihre großen, goldgelben Blüthen zu entfalten, auch mehrere Cistusarten, zum Theil schon verblüht,

wuchsen mit dem Gesträuch des Ginsters und einer kleineren Art von Fichte vermischt. Nahe am Gipfel kamen wir an eine Schlucht, in welcher noch recht wohlerhalten, Stufen hinaufführten, und etwas höher hinan fanden wir alte Bauwerke: bogenartige Gewölbe, unter denen eine Art von gemauerter Kammer oder Cisterne offen vor Augen lag. Es soll hier in alter Zeit ein christliches Kloster gegeben haben; rühren diese, allerdings für ein bloßes Kloster fast zu prächtig erscheinenden Mauerwerke vielleicht noch davon her? Auf dem Gipfel steht, über dem Grabgewölbe, eine viereckige, kleine Moschee, in ihr ein moderner Sarkophag von derselben Form, wie wir in vielen türkischen und arabischen Grabgewölben gesehen haben. Zu dem eigentlichen, vermuthlichen Grabe Aarons steigt man innen im Gebäude bey der nördlichen Wand desselben auf mehreren Stufen hinab; es ist nichts zu sehen, als 2 (moderne) eiserne Flügelthüren, und hinter ihnen der mit hebräischer Inschrift, die keineswegs recht alt scheint, verzierte Stein. An den Wänden waren mit hebräischen Buchstaben mehrere Namen der besuchenden Juden mit Kohle angeschrieben. In der Nähe des Grabmales, am Berge, fanden wir viele Scherben von thönernen Gefässen und auch Stücken von buntem Glas, deren ähnliche wir bey Ghizeh und Sakkhara an den Syringen und Pyramiden gesehen hatten. Die Aussicht auf dem Hor reicht gegen Westen weit über das gegenüber gelegene Saumgebirge der Araba in die Wüste Tih hinein; nach O. und NO. blickt man in die Gebirgsgegenden und Thäler des edomitischen Gebirges. — Vom Hor stiegen wir auf einem geraderen Wege in das Felsenthal hinunter, darinnen Petra liegt. Schon am östlichen Abhange des Hor beginnen die Hölengräber; das alte Petra bestand ganz daraus. — — (Die etwas zu weit auslaufende Beschreibung von Petra, die ohnehin nichts hiehergehöriges Neues enthält, verspahren wir an einen andern Ort). — Wir kamen erst nach Einbruch der Nacht (von Mondschein begünstigt) nach unserem Nachtlager zurück.

Dienstag, den 21. März. So groß gestern die Anstrengung gewesen war, brachen wir dennoch schon um 6 1/4 Uhr am Morgen auf. Gegen ihre Gewohnheit betrieben dießmal unsere Beduinen selber die frühe Abreise, vielleicht in Folge

des Zankes, den sie gestern Abend mit den Beduinen von Eldschi hatten, denen die Weideplätze und felderartigen Anlagen im Thale von Petra, wohin die unsrigen ihre Kameele auf die Weide getrieben hatten, angehören. Wir bekamen also nichts von den Sachen, die wir bey dem einen Beduinen aus Eldschi, in der Voraussetzung, daß wir erst um 9 Uhr aufbrechen würden, bestellt hatten; dagegen gab uns der jüngere Scheikh, der Vetter des Scheikh Salem einen Becher voll Kameelmilch. Der alte Scheikh sagte uns, daß wir besonders heute Vormittag durch eine Gegend kämen, wo wir uns auf einen Ueberfall gefaßt machen müßten; wir sollten unsere Gewehre bereit halten, auch hat er heute Morgen einen Beduinen vorausreiten lassen, der auf die Anhöhen hinaufstieg und sich da nach allen Seiten umsah.

Wir ritten in der Richtung von NW. im N. queer durch die Araba, die von hier an nach Norden den Namen Ghor bekommt. Zuerst noch durch das Nebenthal, das die Vorberge und Hügel der Ebene bilden, in welche Wadi Musa mündet; die Wände bunte und mergeliche Sandsteine, auch jüngerer Kalk. Zuweilen solche kleine (architectonische) Aushölungen und halberhabene Naturspiele, doch lange nicht so schön, als im Tal Ghirrisi. Herrliche Orobanchen. Der Ausgang des Nebenthales war um 9 Uhr erreicht, und wir kamen nun in eine weite Ebene, wo man die ferne Aussicht rückwärts nach dem Hor und dem edomitischen Gebirge, vor sich nach dem Höhensaum der Wüste Tih hat. In dieser Ebene haben die Mahomedaner viele Steinhaufen beym Anblick vom Hor und von Aarons Grabmal aufgerichtet. Unser Weg hieher und auch noch über die Ebene zog sich immer allmälig abwärts, und wir waren nun in die (an der Westseite gelegene) tiefste Gegend der Araba (des Ghor) gekommen; in die Nähe des alten Jordanbettes. Noch jetzt hat diese Stelle viele Feuchtigkeit, das bezeugte uns das herrliche, wiesenartige Grün, das den Boden in der Nachbarschaft bedeckte, und das Hervorkommen von Wasser aus dem jetzt trocken erscheinenden Bette des Gießbaches, in dessen Nähe wir übernachteten, als die Beduinen etwas weiter westwärts da hinein gruben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Jänner.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ꝛc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Fortsetzung)

Wir lagerten schon um 3 Uhr am Nachmittag, als es noch sehr heiß war, zwischen vielen Tamarisken. Wenn eine Aenderung des mittleren Barometerstandes, wie dieß sehr wahrscheinlich ist, nicht dabey im Spiele war, hätte die Barometer-Beobachtung meines jungen Freundes Erdl für unser heutiges Nachtlager eine Höhe von kaum 2 Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres ergeben. In jedem Falle waren wir heute von der Mündung des Wadi Musa um mehr als 1900 Fuß tiefer hinabwärts gestiegen, obgleich die allmählige Senkung der Ebene nur da recht deutlich ins Auge fiel, als wir von der Fläche, auf die wir aus dem Seitenthale heraustraten, hinab nach den Fuß des Höhensaumes der Wüste Tih blickten und ebenso wieder jetzt, von der Lagerstätte aus zurück nach den Vorbergen, aus denen unser Weg herauskam.

Mittwoch, den 22. März. Ausritt gegen 6 1/2 Uhr durch ein lieblich grünendes, weites Thal, in welchem auch Bäume und Gebüsche stehen (altes Jordanbette), zuerst nach NW. Etwa um 8 Uhr kamen wir zum Brunnen Huaibi (Wuâbe), bey welchem Palmenbäume stehen, und der etwas salpetrig schmeckendes Wasser enthält. Der Weg zog sich nun etwas mehr nordwärts auf eine sandige Ebene hinan, auf der ein großer runder Stein lag. Jeder unserer Beduinen strengte sich beym Vorbeykommen an, um den Stein ein wenig rückwärts zu wälzen; auch unser Knecht half mit. Diese Leute machen ein besonderes Wunder aus dem Stein; sie meynen, er rücke von selber jedes Jahr, sonst etwa um eine Elle, südwärts hinab; und wenn er beym ailanitischen Meerbusen ankäme, da gäbe es schreckliche Sachen und den jüngsten Tag. „Seit einiger Zeit," so erzählten sie uns, „rücke der Stein viel schneller vorwärts." Einer der älteren Kameelführer wollte ihn noch selber vor etlichen Jahren fern von da auf dem Abhange einer vor uns stehenden kleinen Anhöhe liegen gesehen haben. Das Thal „Mirsaba", (so nannten es unsere Beduinen) in welches wir jetzt eintraten, kam mir mit seinen vielen Nebenthälern und Schluchten wie das Innere einer vielfächerigen Frucht vor. Es hat viele grünende Stellen, Büsche und (Mimosen-) Bäume, denn es ist Wasser da; die Beduinen halten es aber für todtgefährlich, von diesem Wasser zu trinken. Jetzt zogen wir ziemlich hoch bergauf, dann aber auch wieder eben so stark bergab, bis wir ein tiefes, mit grünem Strauchwerk bewachsenes Thal vor uns sahen. Noch auf der Anhöhe fiengen unsere Beduinen und hinter ihnen die Kameele an, stark zu laufen, jene, weil sie das gute Futter für ihr Vieh sahen und jeder dem Andern es streitig machen wollte, diese weil sie dasselbe aus der Ferne witterten. Wir lagerten im Thale (Madara, auch Figari nannten es unsere Beduinen) an einem jetzt trockenen Gießbachbette; die Barometerbeobachtungen ergaben eine Höhe von nur 36 Fuß über dem Meeresspiegel; wir waren mithin noch immer in dem alten vermuthlichen Jordansthale.

Donnerstag, den 23. März. Wir brachen heute erst um 3/4 nach sechs Uhr auf. Unser Weg zog sich zuerst über das ziemlich weite Thal hinüber, bis wir nach etwa drey Viertelstunden an das Gebirge kamen, das aus Kalk besteht und dessen Schichten sehr steil gegen Osten einfal-

len. Wir stiegen ab vom Kameele, und meine Frau und ich folgten dem Beduinenweibe, das bey unserer Karawane war, auf einem Nichtweg nach, der allerdings viel gerader nach der Höhe hinanführte, als der andere, den die Kameele einschlugen, dabey aber wegen seiner Steilheit und dem starken Reflex der heißen Sonnenstrahlen vom weißen Gestein so beschwerlich war, daß mir es öfters vorkam, als wollte mir der Athem versagen. Wir fanden übrigens auf diesem Wege deutliche Ueberreste von eingehauenen Stufen. In einer Bergschlucht, in welcher wir, nahe beym Gipfel, ausruhten, zeigte sich ein altes Gemäuer, wie von einer ehemaligen (nun aber ganz versandeten) Eintiefung oder Cisterne für das vom Gebirge kommende Regenwasser. Der höchste Punct, über den unser Weg kam, wurde vom Fuße an in 1 1/2 Stunden erstiegen, doch hatten wir ziemlich lange ausgeruht. Auch hier war ein Gemäuer in der Nähe, das fast an die Bauart eines alten, römischen Wachthauses erinnerte. Die Schlucht, in der wir ausruhten, war nach Erdls Messungen 885, der Gipfel des Berges 1360 Fuß über der Meeresfläche; unsere Beduinen nannten das Gebirge Assapha oder Sapha, es ist aber der Madara des Seetzen. Von der Höhe gieng es wieder, doch nur kurze Zeit, steil bergunter; hier fand sich in einer Felsenkluft eine natürliche Cisterne mit etwas verhaltenem Wasser, noch von der Regenzeit her, das einige unserer Beduinen begierig tranken. Nach einer kurzen Strecke über die Ebene ging es abermals stark lehnan. Gegen Mittag kamen wir an das Beduinendorf Kurnub, welches Brunnenwasser (Cisternen) in seiner Nähe hat, und bey welchem uns der Anblick der großen, schönen Ziegen- und Schafheerden die Ueberzeugung gab, daß nun, Gott Lob, die Wüste bald enden würde. Nachmittags um 2 Uhr kamen wir in ein herrliches, fruchtbares Thal, wo wir zum ersten Male wieder ein ordentliches, dicht gedrängtes, hohes Grün der Wiesen sahen. Hier bemerkte man viele alte Gränzmauern, wie von ehemaligen Feldern. Die Beduinen nannten dieses Thal Atheuche; wir lagerten um 3 Uhr nahe bey dem (dicken) Gemäuer eines alten kastellartigen Gebäudes. Die Richtung unseres heutigen, etwa 12 stündigen Weges, war im Ganzen NNW. Die Höhe unseres Lagerplatzes über dem Meere betrug nach Erdls Messungen 1414 Fuß.

Charfreytag, den 24. März. Ausritt gegen 6 Uhr; zuerst noch durch das herrlich grünende Thal Atheuche, wo wir ganze Heere von Störchen sahen; dann durch das Thal Ghirfalgula. Gegen 10 Uhr sahen wir in einiger Entfernung zu unserer Rechten ein altes Gebäude mit Säulen (ein Tempel?), dann kamen wir bey gemauerten Brunnen vorbey, aus denen die Hirten ihre Heerden tränkten. Dieser Brunnen heißt Bir Melech. Um 12 Uhr ritten wir an dem Beduinendorf im Wadi Melech vorüber und zogen dann über die terassenartigen Absätze des Gebirges Chalil zu dem nicht unansehnlichen Flecken Esmoa oder Samua, vor welchem, in einer Entfernung von etwa 1/2 Stunde, große und viele römische(?) Ruinen stunden, welche unsere Araber Arafaat nannten. Das Gebirge, über das wir heute gekommen waren, glich ganz unserem Jurakalk. Wir lagerten unten im Thale, vor Samua, in der Nähe der lebendigen Brunnen, deren nach der Aussage der Einwohner sieben da seyn sollen. Unsere Lagerstätte lag 1970 Fuß über dem Meere.

So weit mögen einstweilen diese dürftigen Auszüge aus unserem Tagebuche hier vorausgegeben werden, denn nur bis hierher können sie zu eigentlichen Begleitern der v. Raumer'schen Untersuchungen dienen, indem von unserem Nachtlager am 24. März aus schon am andern Mittag Hebron, die Ruhestätte für unsere dießmalige Osterfeyer, erreicht wurde. Wir wenden uns nun zu dem Inhalte der lichtvollen, lehrreichen Schrift von Raumer selber.

Sie beginnt mit einer historischen Einleitung, S. 1 bis 4.

„Als Gott," so sagt der Verfasser unter Anderem, „das Volk Israel wie einen Brand aus dem Feuer riß, als er es (nicht um seiner Gerechtigkeit und seines aufrichtigen Herzens willen) aus den Heiden erwählte und aussonderte, um durch dasselbe den Segen der Erlösung über alle Völker zu bringen, da bedurfte dieß auserwählte und doch sündhafte Volk, seiner unmittelbaren, augenfälligen, ausserordentlichen Führung, um dem Contagium des allgemeinen Götzendienstes zu widerstehen und den rechten Glauben zu bewahren."

Er bemerkt hierauf, wie sich Gott an diesem

Volke ganz besonders durch Zeicheu, Wunder und Weissagungen als der allmächtige, allwissende Herr erwiesen habe. Durch Weissagung namentlich auch da, als Er schon dem Abraham verkündete: „das sollst du wissen, daß dein Same wird fremd seyn in einem Lande, das nicht sein ist, und da wird man sie zu dienen zwingen und plagen vierhundert Jahre. — Darnach sollen sie ausziehen mit großem Gut.“ Dieser Auszug, dessen Geschichte hier betrachtet wird, war mithin dem Stammvater des Volkes schon 700 Jahre vorher, ehe er geschah, verkündet worden.

Der zweyte Abschnitt von S. 4 bis 8 giebt in meisterhafter Kürze (denn auch diese, und sie ganz vorzüglich, vermag beredt zu seyn) einen Ueberblick des von den Israeliten durchzogenen Landes. Der Ueberblick beginnt bey der großen Wüste, die am atlantischen Meere mit der NW. Küste Afrika's anhebt und dann ostwärts durch das ganze nördliche Afrika und Mittelasien bis zum großen Meere verläuft. Ein Theil von dieser, jenseits der grünenden Oase, die das Nilthal in ihr bildet, ist die Wüste Arabiens, die durch das Edomitergebirge in die westliche Arabia petraea und in die östliche Arabia deserta getheilt wird. Die erstere läuft in der Halbinsel des Sinaigebirges aus.

„Fast inmitten dieses Gebirges, welches ungefähr 16 Meilen im Durchmesser hat, liegen 2 seiner höchsten Spitzen: der Sinai selbst und der Katharinenberg. Am nordöstlichen Fuße des Sinai erbaute der Kaiser Justinian das festungsähnliche Katharinenkloster. Von diesem an sich hochgelegenen Kloster steigt man zuerst in $\frac{3}{4}$ Stunden auf den Horeb, von hier in $\frac{1}{2}$ Stunde auf den Sinai. Eine hohe einsame Warte schaut dieser heilige Berg über die Meerbusen von Aila und Suez nach zwey Welttheilen hinüber. Heilig ist der Berg den Juden, in deren Gewissen nach Verlauf von mehr als 3000 Jahren der Eindruck der furchtbaren Majestät des gesetzgebenden Gottes als ein Erbtheil von ihren Vätern fortlebt: heilig ist er den Christen und Muhamedanern, wie eine verfallene Kirche und eine Moschee, welche neben einander auf dem Gipfel stehen, bezeugen; die Hälfte der Menschen verehrt den Berg, auf welchem sich Jehovah in seiner Herrlichkeit offenbarte.“

Hierauf folgt, in wenigen, treffenden Zügen, eine Beschreibung der wüsten Hochebene El Tih, dann die der Araba und ihres nördlichen mit dem Namen Ghor bezeichneten Theiles und jene des Edomitischen Gebirges.

Der dritte Abschnitt, von S. 8 bis 18 beschreibt den Zug der Heere Israels von Raëmses an und durch das rothe Meer, nach Exodus 12, V. 15. und Numeri Cap. 33. Als den Wohnsitz Israels, ihm und seinen Kindern von Pharao im Lande Gosen angewiesen, erkennt der Verf. mit Recht den Distrikt von Heliopolis (On) an. Dieses lag, wie der noch jetzt stehende Obelisk bezeugt, links (westwärts) am Wege von Cairo nach Abusabel fast in der Mitte des Abstandes dieser beyden Orte. Abusabel, wo der Vicekönig von Aegypten eine sehr großartig angelegte Schule für Arzneykunde und Geburtshülfe, so wie für Veterinärkunde unterhält, die wir besuchten, ist von Cairo vier gute Stunden weit entfernt. Noch eine Stunde weiter gegen Norden liegen auf einem Hügel die Ruinen der Judenstadt Tel el Ihûd. Von diesem ihren Wohnsitze aus läßt d. V. die Israeliten ihren Auszug am 15ten Tage des ersten Monates beginnen, und dieselben, auf Gottes Befehl zuerst, statt gegen Nordost, auf die Strasse nach Ghaza, gegen Süden (Exodus Cap. 13, V. 17 und 18) sich wenden. Josephus giebt die Wendung an, indem er erzählt, sie seyen aus Raëmses (Gosen) über den Ort gezogen, wohin später Babylon (bey Alt-Cairo oder Fostat) gebaut wurde; südwärts über diesen Ort hinaus gelangten sie dann in die Ebene von Bessatin, von welchem oben in dem Auszuge aus unserem Tagebuche die Rede war. Die dort erwähnten Gebäude und Begräbnißstätten der Juden auf dem Djuschi, so wie die Benennung eines Felsen auf dem Torrâh: Meravad Musa oder Standort des Moses, lassen auf eine große, nahe Bedeutenheit dieser Gegend auch für die Geschichte des Auszuges der Heere Israels schließen. Deßhalb setzt P. Sicard (man vergl. Paulus Sammlungen V. S. 211) den Ausgangspunkt des Zuges in die Nähe von Bezatin, bis zu welchem Orte freylich von Tel el Jhud 8, von Heliopolis 5 Stunden Weges schon zu machen gewesen wären, ehe der eigentliche „Weg nach der Wüste am Schilfmeer“ hätte beginnen können. Girard's von dem Verf. erwähnte Behauptung, daß das ganze Thal von Bessatin bis zum rothen Meere ein ziemlich

gleiches Niveau habe, „so daß bey geringer Erhebung des rothen Meeresspiegels ein Meeresarm aus ihm zum Nil treten würde“, möchte denn doch wohl einer Berichtigung bedürfen; wir stiegen am ersten Tage von Bessatin aus meist und zum Theil bedeutend bergauf, am andern Tage lenkten wir uns auf der Ostseite des Höhensattels der Wüste wieder viel bergab, und dennoch zeigten die barometrischen Messungen eine Erhöhung des zweyten Nachtlagers von fast 600 Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres. Die Ebene Gendely, die Sicard 9 Stunden Weges von Bezatin setzt, war jene Gegend, durch die wir am Morgen des zweyten Tages nach unserer Abreise aus Bessatin (am 15ten Februar) hindurchkamen; jene Gegend, in welcher wir Heerden von Lämmern, Kameelen und Ziegen begegneten.

Die Lage von Etham mag so ziemlich in die Gegend der Stätte unseres zweyten Nachtlagers jenseits Bessatin, zu setzen seyn. Die oben erwähnten, kegelförmigen Bergspitzen, die wir hinter dem gähen, schwärzlichen Gebirge hervorragen sahen, liegen wahrscheinlich dem Engthale nahe, das von dort zu der Ebene Bede am rothen Meere führt. Statt zu diesem Engthale, wohin allerdings unser verirrter Freund sich hingewendet hatte, lenkten wir uns von hier an in nordöstlicher Richtung nach der gewöhnlichen Karawanenstrasse von Kairo nach Suez hin. Pihachiroth, d. h. der Mund der Löcher, mag nach Sicard, dem nnser Verf. beystimmt, identisch seyn mit Thuârâk, d. h. kleine Löcher, einer Stelle am südlichen Abhange des Attaka unweit des Meerbusens an der Ebene Bede, wo sich 3 – 4 Quellen mit salzigem Wasser finden; Baal Zephon wird von beyden für den Attaka, Migdol für den Kuaiba gehalten. Um den Attaka herum führt nur ein stellenweise sehr schmaler Paß, den die Aegypter leicht zu sperren vermochten, nach Suez.

„In der Meeresebene Bede holt nnn Pharao mit seinem Heere die Israeliten ein. Wie Sicard, schildert Josephus die Lokalität, in welcher sich die Israeliten hier am rothen Meere befanden. Die Aegypter, sagt er, hatten alle Wege besetzt, auf welchen nach ihrer Meynnng die Hebräer nur immer hätten entfliehen können, indem sie dieselben zwischen unzugänglichen Felsenmauern und dem Meere eingeschlossen hielten. Denn ein durch seine Steilheit unzugänglicher Berg (Attaka) läuft in das Meer aus, und verhindert die Flucht. Deßhalb hatten sie da, wo der Berg gegen das Meer abfällt, den Hebräern durch ihr Heereslager den Ausgang in die Ebene versperrt. — An welcher Stelle die Israeliten durch das Meer zogen, darüber kann kein Zweifel seyn, wofern wir voraussetzen, daß sie die Strasse durch das Thal der Verirrung gegangen sind, eine Voraussetzung, welche (wie dieß der Verf. vielseitig begründet) die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. — Der Durchgangspunkt ist auf der Nordseite der Küstenebene Bede, möglichst nahe dem Vorgebirge Attaka zu suchen, wo das Meer nur 6 Stunden breit ist. Eine arabische Sage (auch wir vernahmen sie aus dem Munde der Beduinen und einiger Bewohner von Suez) bestätigt jene Annahme, da nach dieser Sage der Durchgang bey Ajun Musa (Brunnen Mosis), die gegenüber dem Attaka liegen, Statt fand.“

Unser Verf. fügt diesen Erörterungen über die Gegend des Durchzuges der Heere Israels durch das rothe Meer noch eine Widerlegung der Vermuthung des ehrenwerthen Niebuhr hinzu, nach welcher Moses die Zeit der Ebbe benutzt haben sollte, um sein Volk durch den schmalen, zugleich aber lang auslaufenden Meeresarm bey Suez zu führen, den unsere Beduinen mit den Kameelen am 18ten Februar des Nachmittags umzogen, wir aber in einem Kahn überschiffteu. Hier schliessen sich dann, als ein besonderer kleiner Abschnitt seiner Schrift, einige treffende Worte „über die natürliche Erklärung der Wunder“ an.

Der fünfte Abschnitt betrachtet den Zug der Heere Israels vom rothen Meere zum Sinai nach Exod. Cap. 15 und 16, so wie Numeri 33, und handelt zugleich vom Manna. Daß der Brunnen Howara, den wir oben in dem Auszuge aus dem Tagebuch vom 20ten Februar beschrieben haben, der Brunnen Marah der h. Schrift sey, hat schon Burkhardt wahrscheinlich gemacht. Seine Angabe der Entfernung dieser Station von den Brunnen Mosis, stimmt auch ganz nahe mit dem überein, was wir selber darüber wahrnahmen, denn wir machten am 20ten von den Brunnen Mosis aus bis zu unserer Lagerstätte noch einen Weg von 6 Stunden, und brauchten am andern Tage noch länger als 9 Stunden bis Marah (von 7 Uhr früh bis nach 4 Uhr Nachmittags). Burkhardt aber giebt den Abstand zu $15\frac{1}{4}$ Stunden an.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Jänner.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan ꝛc. Nebst einem Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste von Hofrath v. Schubert.

(Schluß.)

Die „einförmige“ Ebene zwischen Ajun Musa und Howara wird Exod. 15. V. 22. die Wüste Sur genannt. Numeri 33 heißt sie Etham, was nach Jablonsky auf ägyptisch terminus maris bedeutet, mithin, sehr treffend eine Ebene bezeichnet, die sich am Saum des Meeres hinbreitet. Von Howara kam Burkhardt in 3 Stunden in das palmenreiche Thal, das er für Elim hielt; wir erreichten dieses Thal, das, wie oben erwähnt, auch an manchen Stellen unseres Weges Wasser enthielt, in 4 Stunden; seitwärts aber von unserer Straße hatten unsere Beduinen ihre Wasserschläuche gefüllt. Die Lagerstätte am Schilfmeer, welche Numeri 33, jenseits Elim aufgeführt wird, ist, wenn sie nach Laborde an der Mündung des Thales Taïbe lag, wohl keine andere, als die, an welcher auch wir am 21. Februar des Abends lagerten. Der kleine Weiher oder See Morkha, der im Sandsteinfelsen dicht am Fuße der Berge in geringer Entfernung von unserem Lagerplatze liegt, soll nach Burkhardt 5 Stunden von Gharendel-Elim abliegen; auch wir fanden die Entfernung ohngefähr eben so groß. Die Beduinen, welche den nähern Weg nach dem Sinai einschlugen, hatten uns schon vorher, ehe wir an das Taïbethal kamen, verlassen; es mag aber auch von der Lagerstätte an der Mündung dieses Thales, die unsere Beduinen als guten, ebenen Weideplatz für ihr Vieh gewählt hatten, und von der Ebene am Meere, durch die uns von hier an der Weg nach Tor führte, ein Weg durch das Thal des Mokkateb und nach dem Feiranthale gegen den Sinai hinanführen; denn daß das Mokkatebgebirge, das wir am 22. Februar zu unserer Linken hatten, von tiefen, mächtigen Thälern und Schluchten durchschnitten seyn müsse, lehrte uns der Anblick seiner weit von einander absetzenden Felsenhöhen. Nach der Vermuthung unseres Verf. schlugen die Israeliten die seit alten Zeiten gangbare Strasse durch das untere Ende des Wadi Nasseb in das nach Burkhardt 3 englische Meilen breite, durch seine Inschriften berühmte Thal Mokkateb ein, wohin Laborde die Station der Wüste Sin setzet. Hier war es, wo zum ersten Male das Manna fiel. Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Verf. der verschiedenen Angaben und Meynungen der Naturforscher und Reisenden über das Manna, das in regenreichen Jahren in den Monaten Juny und July, freylich in sehr geringer Menge aus der Mannatamariske träufelt. Dieser Ausfluß wird, nach Ehrenbergs genauen Beobachtungen, durch den Stich einer Schildlaus (Coccus manniparus) bewirkt. Wir sahen diese Tamariske, außer im Scheikthale, auch im unteren Salthale am 21. Februar und im Thale Hebron; der merkwürdige Stoff aber, den man mit dem Manna der Israeliten vergleicht, wird nur in der Umgegend des Sinai gefunden. Wir erhielten durch die Mönche des Sinai, die ihn auch für das ächte Manna halten, 2 blecherne Büchsen voll; er gleicht an Farbe dem dunklen Honig, ist mit fadenartigen Gebilden durchsetzt, fängt schon bey starker Sonnenwärme an, von selber zu fließen, und schmeckt wie Honig mit Mehl vermischt. Die Mönche halten ihn für sehr gesund und heilsam, besonders bey Brustbeschwerden, und thun sehr rar damit. Allerdings ist es bemerkenswerth, daß die Insecten der Natur der Sinaigegend noch jetzt einen

Stoff entlocken, der an das Manna in der Geschichte Israel erinnert; aber dieses „Engelsbrod“ ist nicht durch die Kraft der Läuse, sondern durch eine andere Macht erzeugt worden und das jetzige Läusemanna hat weder die nährende Kraft, noch die anderen Eigenschaften, die uns am ächten Manna der mosaïschen Zeit der Wunder beschrieben werden.

Raphidim, wo das murrende Volk aus dem Felsen Horeb getränkt wird, sucht unser Verf. im oben erwähnten Thale Sal, in welches die Israeliten, wenn sie vom Wadi Mokkateb durch das Feiran- in das Scheikthal zogen, von diesem (jenseits der Ebene Szuir) gelangen konnten. Nahe von hier im oberen Scheikhthale wird aus alter Ueberlieferung noch der Sitz des Moses „Mokad Seidna Musá“ gezeigt. Was die Mönche des Sinai für Raphidim ausgaben, habe ich oben S. 61. erwähnt. Der Ort, wo Israel bey der Gesetzgebung lagerte, war ohnfehlbar das Sphiathal am eigentlichen Fuße des Sinai, (man vrgl. S. 58).

Der 6te Abschnitt beschreibt den Zug der Israeliten nach Kades und von Kades an den Bach Sared nach Num. Cap. 10. V. 12; Cap. 11, 3, 34, Deut. Cap. 1, 2; Num. 33, V. 16 — 44. Kades wird mit Recht (nach Num. 33, V. 3 — 5 und Josua 15 V. 2, 4.) an die Südgränze Palästina's, im Westen der Südspitze des todten Meeres gesetzt. Es lag in der Nähe des steilen Gebirges, das Seetzen Madara nennt, und welches wir am 23. März bestiegen (man vergleiche oben das Tagebuch); am Abfall dieses Gebirges, auf welchem uns, wie oben erwähnt, unser Weg an mehreren alten Gemäuern vorüberführte. Es war zu Mosis Zeit das Gränzgebirge der Amoriter, und Kades lag zugleich an der Westgränze Edoms; später war hier die südliche Gränze des Gebirges Juda und Palästina's überhaupt. Die Ebene bey Kades heißt in der heiligen Schrift auch die Wüste Zin (Num. 27. V. 14), worinnen Zoar, reich an Palmen, lag, (auch das Wort Zin bedeutet Palme); Paran, in einem engeren Sinne, hält der Verf. für den Namen des nördlichen Theiles der Araba, oder des Ghor; in einem allgemeineren Sinne (das Wort Paran bedeutet eine Gegend, die reich an Hölen ist) scheint es auch einen großen Theil des südlich von Ghor gelegenen Kalkgebirgs-Striches und seiner Ebenen zu bezeichnen. Hazaroth möchte mit dem grünenden Thale Hadhra, das wir am 9. März durchzogen, eines seyn. Der Verf. nimmt nun mit vieler Wahrscheinlichkeit an, daß der Zug der Israeliten zuerst von dem Sinai den geraden Weg nach Hebron durch die Wüste Tih einschlug, die noch jetzt el Tih beni Israël, die Wüste des Irrens der Kinder Israel heißt. Auf diesem Wege kamen sie in 11 Tagen nach Kades; hier blieben sie mindestens 40 Tage, während die Kundschafter Palästina durchforschten; wanderten dann auf Befehl des Herrn wieder mittagswärts um, nach dem Schilfmeer. Als Lagerstätte werden genannt Ben Jaekon, Maseroth (das ist das Gebirge Hor), Horgidgad, Jothbatha (die Gegend des Dorfes der Araba, wo wir am 17. März verweilten). Aber dieser erste Aufbruch von Kades ist nicht mit dem zweyten zu verwechseln, denn die Israeliten waren nach Num. 20. V. 1. noch ein zweytes Mal bey ihrem 38jährigen Verweilen in und an der Araba und dem Ghor gen Kades gekommen, von wo sie dann im 40. Jahre des Auszuges aus Aegypten im Ghor südwärts zum Gebirge Hor zogen, wo Aaron starb. (Num. 20. V. 22 — 29; 33, V. 37 — 40.) Von Hor wanderten sie weiter auf Ezeongaber und nach dem ailanitischen Meerbusen zu und hier befiehlt ihnen der Herr: „Ihr habt dieß Gebirge Sin nun genug umzogen, wendet euch gegen Mitternacht.“ Es war ihnen verboten Edom zu bekriegen; sie sollten vielmehr das feste Gebirge Sin umgehen. (Deut. 2. V. 4, 5.) Bey dieser Umgehung schlugen sie den Weg ein, den noch jetzt die von Gaza nach Maan reisenden Karawanen nehmen, wenn sie nordostwärts von Akaba in dem Thale Getum aufwärts auf die Hochwüste der Arabia deserta steigen, welche über 1000 Fuß höher liegt, als die Wüste Tih. (Schon die Mündung des Wadi Musa liegt, wie wir oben sahen, 1954 Fuß über dem Meere, die jenseitige Hochebene gewiß noch einmal so hoch; die jenseits dem Madara gelegene Ebene Ateuche nur 1414 Fuß.) Im Buche der Richter Cap. 11. V. 17, 18 wird der Weg, den die Heere Israels nahmen, noch einmal als ein solcher beschrieben, wobey die Heere Israels von der Sonne Aufgang in der Edomiter Land kamen. Der Zug folgte nun derselben Richtung,

welche noch jetzt der Weg der Karawanen von Mekka nach Damaskus nimmt, über Zalmona (Maan), Phunon (Seetzens Phonan in Gebalene), Oboth (Ebode des Ptolomäus), Ijun (Katram) zum Bache Sared.

Der siebente Abschnitt begreift den Zug der Israeliten über die Gefilde Moab nach Edrei, von da zurück zum Gefilde Moab und dann über den Jordan zum Gefilde Jericho, nach Num. Cap. 3, 21 und 22, so wie Cap. 33. V. 44 — 50; Deuteron. Cap. 2. u. 3., dann Josua, Cap. 2. 3, 5. Ueber die in den eben angeführten Schriftstellern erwähnten Lagerstätten ertheilt der Verf. folgende Nachweisungen: Beer lag am rechten Ufer des Arnon (Modscheb); auch Mathana, später Maschama, so wie Naaliel und Bamoth sind nach Hieronymus im Gebiete des Arnon zu suchen, namentlich Mathama lag 12 Mill. (gegen 5 Stunden) in Osten von Madba, vielleicht da, wo Berghaus Meschta, nahe an den Quellen des Arnon, verzeichnet. Nach der durch Burkhardt nnd Seetzen bekannten Naturbeschaffenheit des unteren Arnonthales, so wie nach Num. 21, V. 13; Deut. 2. V. 18, 24, 26 und Richter 11. V. 18 wird es wahrscheinlich, daß die Israeliten weiter gegen Osten, auf der Morgenseite des Landes Moab über den oberen Arnon zogen und jenseits desselben nach der Schlacht an Sihon westwärts zum Pisga am todten Meere und zum Gefilde Moab sich wendeten. Von hier brachen ihre Heere auf über den unteren Jabock zur Schlacht bey Edrei an dem Og von Basan und seinen Heeren und kehrten nach erlangtem Siege abermals zurück zum Gefilde Moab, von wo sie, nach Mosis Tode, Josua durch den Jordan führte. Auf dem Gefilde Jericho hielten sie Passah am 14. Tage des Monats Abib, im 41. Jahre seit dem Auszuge aus Aegypten, aßen vom Getraide des Landes — das Manna hörte auf.

Wir können diese Anzeige nicht besser schließen, als mit den Schlußworten des Verfassers selbst:

„Des Herrn Wort ist wahrhaftig und was er gesagt hat, hält er gewiß. Was er vor Jahrhunderten den Erzvätern Abraham, Isaak und Jakob zugesagt, war nun erfüllt und ward fernerhin erfüllt. Er hatte ihre Nachkommen mit starker Hand aus Aegyptenland, aus dem Diensthause erlöst und das Volk gerichtet, dem sie dienten; er hatte sie

wunderbar durch das rothe Meer geführt zu dem heiligen Berge Sinai, wo er ihnen in furchtbarer Herrlichkeit das Gesetz gab. Mit Manna hatte er sie gespeist, mit Wasser aus Felsen getränkt. Vom Sinai leitete er sie an die Gebirge des Landes der Verheißung durch die entsetzliche „Einöde, da es heulet.“ Aller Wunder ungeachtet verzagt Israel hier beym Bericht der Kundschafter an der siegreichen Hülfe seines Gottes und muß zur Strafe seines Unglaubens dem ersehnten Lande den Rücken zuwenden, und 38 lange Jahre in der Wüste wandern. Nach Verlauf der Strafzeit kehrt des Herrn starke Segenskraft zu seinem Volke zurück; es umgeht das Gebirge Esau's, überschreitet den Sared und Arnon, besiegt zwey Könige der Amoriter und wird, nachdem Moses, der Knecht Gottes, auf dem Nebo gestorben, von Josua durch den Jordan in das verheißene Land gebracht. Nun beginnt das Gericht über die Kanaaniter; die Besitznahme des Landes, wie es dem Abraham verheißen war; es beginnt die Erfüllung des Gebetes Mosis: Bringe sie hinein und pflanze sie auf dem Berge deines Erbtheiles, den du Herr, dir zur Wohnung gemacht hast; zu deinem Heiligthume, Herr, das deine Hand bereitet hat. — Ja, der Herr wird König seyn, immer und ewig!“

Mémoires secrets et inédits de la Cour de France sur la fin du règne de Louis XIV, par le marquis de Sourches, grand-prévôt de France etc. suivis de documens inédits relatifs à la révocation de l'édit de Nantes, avec une introduction et des notes par Adhelm Bernier, avocat etc. Paris 1836. Tom. I. XLVI. 403. Tom. II. 409. 8.

Den ersten Band und die Hälfte des zweyten nimmt die Schrift ein, welche der Finder und Herausgeber mit größter Wahrscheinlichkeit dem auf dem Titel genannten Marquis v. Sourches beylegt. Es sind Monatsberichte (ausdrücklich für die Nachwelt bestimmt, I. 177), fast ohne andern Inhalt als das Tagsgespräch an dem Hofe zu Versailles, (in den Jahren 1685 und 1686; mehr ist bis jetzt nicht gefunden, der Herausgeber fordert aber zur Nachforschung nach anderen Stücken der ver-

muthlich sehr umfangreich gewesenen Handschrift auf;) z. B. II. 212 über die Haare des älteren Dauphins (Großvaters Ludwigs XV): Monseigneur conservoit depuis long-temps les plus beaux cheveux du monde, qui étoient l'admiration des François et des étrangers; mais soit qu' ils l'incommodassent à la chasse, ou par quelqu' autre raison qui ne fut pas connue, il se les fit couper alors et prit une perruque, malgré les remontrances de tout le monde. Dazu sind von dem Verf. eine Menge theils erläuternder, theils beurtheilender, manchmal sogar etwas freymüthiger Anmerkungen beygefügt; z. B. zu der eben angeführten Stelle, die folgende: Tout le monde fut au désespoir de ce qu'il se fit couper les cheveux, et parce qu'il n'y en avoit pas au monde de plus beaux, et parce que la perruque qu'il prit ne lui séoit pas la moitié si bien. — I. 275. über die Dragonaden. Cette manière de convertir étoit un peu nouvelle, mais elle ne laissoit pas de faire de bons effets. — I. 340. über den berühmten Huet: c'étoit un homme savant, d'une certaine science qui n'étoit pas agréable. — II. 11. über Ludwigs XIV. Erklärung, daß er die Ansprüche seiner Schwägerin an die Rheinpfalz geltend machen werde: C'étoit là un beau prétexte pour recommencer à mettre le feu dans toute l'Europe. — II. 52. über die Ernennung eines Herzogs zum Hofmeister des Herzogs von Chartres (nachmaligen Regenten): Il auroit mieux valu prendre un homme capable qu' un homme titré. Auch der Herausgeber hat Anmerkungen, meist chronologische, zugegeben; z. B. I. 325, daß die Ernennung eines Hrn. v. Argouges zum Finanzrathe am 12ten und eines gewißen Bonrepos zum Lector am 18ten November geschehen sey; II. 153, daß ein Marquis von Autin am 20ten August seine Hochzeit gefeyert habe.

D'Alembert gedenkt eines Mannes, der seine Unbekanntschaft mit der Geschichte gern eingestanden, aber sich damit getröstet habe, daß Geschichte ja doch nichts anderes sey, als eine Reihe Vorgänge, wie man deren täglich sehen könne. Wenn das Geschichte wäre, was hier erzählt und erläutert wird, so hätte der Mann Recht gehabt. Freylich ist die Unerheblichkeit einer Menge von Dingen, die für Geschichte ausgegeben werden, an dem vorliegenden Beyspiele nicht größer, nur mehr in die Augen fallend als an tausend andern. Ein deutscher Historiker z. B., der die Erwerbungen eines Stiftes oder eines Grafengeschlechts ausführlich erzählt, möchte dem Marquis von Sourches kaum etwas vorzuwerfen haben.

Von ganz anderem Gehalte sind die mémoires inédits de Nicolas-Joseph Foucault, welche die zweyte Hälfte des zweyten Bandes ausfüllen; nur Auszüge zwar, die aber der Herausgeber so verständig gemacht hat, daß nichts Unnützes darin anzutreffen ist. Foucault (geb. 1643) war von 1674 bis 1703 Intendant (etwa das, was jetzt ein Präfekt ist) zuerst in Montauban, dann in Pau, zuletzt in Caen. In jedem dieser Bezirke waren die Calviniſten zahlreich. Hier sind alle Gestalten des Druckes offen dargelegt, die man gegen sie, auch schon vor der Aufhebung des Edicts von Nantes, anwandte. Foucault war einer der eifrigsten in diesem Geschäfte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß vorzüglich seine Berichte, nach welchen es, wo er war, bald fast keine Calviniſten gab, jene Aufhebung veranlaßt, wenigstens beschleunigt haben. Er ist unzufrieden mit einem Bischofe (281), der ein milderes Verfahren wünscht; mit katholischen Gemeinden (343), von welchen Zusammenkünfte der Convertiten verhehlt werden; mit dem Hofe selbst (284, 338, 351), der zu viel Nachsicht hat. So weit er aber in seinem Diensteifer geht, thut er dem berüchtigten Louvois (Mordbrenner der Rheinpfalz), doch kein Genüge (308, 341, 335). Freylich war dieser allen Angestellten, die, wie Foucault, durch Colbert befördert worden waren, abgeneigt. Da man über das Verfahren der franz. Obrigkeiten gegen die Calviniſten zwar viele Nachrichten von diesen selbst, aber nur wenige von jenen hat, so sind diese Memoiren als eine Bereicherung der Geschichte anzusehen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Jänner.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. Hamburg, 1837. XXI. und 406 S. gr. 8.

2) Hellenika. Griechenland im Neuen das Alte von P. W. Forchhammer. Erster Band, mit einer Kupfertafel und einer Karte. von Böotien. Berlin 1837. gr. 8.

3) Panathenaica. Auctore Herm. Alex. Müller. Bonnae. 1837.

4) Lettre à M. L. de Klenze, sur une statue de heros Attique récemment découverte à Athènes, par M. Raoul-Rochette (Extrait des Nouvelles Annales publiées par la section Française de l'Institut Archéologique.) Paris 1837. 8.

5. Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monuments figureés de Venus en Orient et en Occident, par M. Felix Lajard, Membre de l'Institut (Académie royale des Inscr. et B. L.) Première Livraison, Tableau lithographié et planches II V VII VIII et IX. à Paris 1837. (Der Text in 4.; die lithographische Tafel und die Kupfertafel in gr. Fol.)

Wollte man diese fünf Schriften ihrem ganzen Inhalte nach, Capitel vor Capitel darlegen, und den Gang, den ihre Verfasser genommen, Schritt vor Schritt beleuchten, so wäre dazu ein eigenes Buch erforderlich, zumal da noch einige andere, im obigen Verzeichniß nicht angeführte, neueste Schriften hier berücksichtiget werden mußten. Auch ist von einer derselben (Nr. 2.) nur erst ein Theil erschienen, von einer andern (Nr. 5.) nur die Einleitung und das erste Capitel. Ohnehin werde ich mehrere Ergebnisse der in ihnen (besonders in Nr. 1 und 5) niedergelegten Untersuchungen bey der ferneren Umarbeitung meiner Symbolik und Mythologie berücksichtigen müssen. Es kann daher hier nur von den Grundsätzen die Rede seyn, wovon diese Verfasser ausgehen, von dem Geist, in welchem sie die Religionen des Alterthums aufgefaßt haben; oder mit andern Worten, es kann innerhalb der Schranken dieser Anzeige nur eine Charakteristik der neuesten Richtungen, welche die Mythologie und Cultusgeschichte genommen, versucht werden, und obschon zwey dieser Schriften (Nr. 1. u. 2.) zu einem allgemeinen Principienkrieg Aufforderungen genug enthalten, so will ich doch auf das System meiner Antithesen, wie ich es ganz neuerlich im allgemeinen Theil oder im ersten Hefte der Symbolik dritter Ausgabe dargelegt, für jetzt verweisen; ja, um alle Weitläufigkeit zu vermeiden, will ich Ton und Art dieser sämmtlichen Schriften hier nur an Einem den Attischen Religionen angehörigen Mythus und Cultusbild deutlich zu machen suchen, deren in den vier ersten dieser Schriften mehr oder minder Erwähnung geschieht, und worauf die fünfte schon in ihrem ersten Capitel einige Lichtstrahlen wirft; woran ich schließlich, aus Anlaß einer neulich mir vorgelegten Frage, meinen eigenen Auslegungsversuch anknüpfen werde.

Ueber seine mythologischen Grundsätze hat sich der Verf. von Nr. 1. in einer einleitenden Zuschrift an den Hrn. G. W. Nitzsch offen und männlich erklärt. Nachdem das Geschäft des Mythologen als ein dreyfaches bezeichnet worden: Mythenkritik, Mythenerzählung und Mythenexegese, heißt es ferner (S. IV. f.): „Zuerst, wie ich bey der Kri-

tik der Mythen verfahren bin. Ohne Zweifel ist sie die wichtigste jener einzelnen Operationen, denn ist wohl ein Gebiet der Alterthumskunde, wo die Ueberlieferung so fragmentarisch, unordentlich und in jeder Beziehung entstellt vorliegt, als auf dem der Mythologie? Da hatte ich nun zwischen den beyden Methoden zu wählen, welche neuerdings geltend gemacht sind, die eine zuerst von Voß, dann besonders von Lobeck, die andere von Müller (K. O.). Beyde haben ihr Wahres, so daß ich weder der einen, noch der andern ausschließlich folgen zu müssen glaubte; im Ganzen aber habe ich doch jener ersten den Vorzug gegeben. Ich möchte sie die literarisch-kritische, die zweyte die historisch-kritische nennen." Beyde Methoden werden darauf ausführlich charakterisirt und beurtheilt; wobey jedoch auch auf andere Methoden Blicke geworfen werden. In der Erörterung über Mythenerzählung tritt als Hauptsatz dieser hervor (S. XIV.): „Die Mythen sind doch zunächst Gedichte," welches mit dem früher ausgesprochenen Satze zusammenhängt, (S. IV.) „daß die griechische Mythologie wesentlich Product der Poesie, namentlich des Epos sey" und „Homer ist dieser Methode der feste Stützpunct, an welche sie ihre Forschungen überall anlehnen, und auf welchen sie sich bey jeder Unsicherheit zurückbeziehen kann" u. s. w. Ueberhaupt soll der Mythos so viel als möglich wieder hergestellt werden, wie er in den besten Zeiten der griechischen Litteratur war und welcher den Griechen jenes plastisch-poetische Behagen gewährte, weswegen er ihnen vorzüglich (häufig bloß deßwegen) theuer war. An die ästhetische Anschauung richtete er sich, wie die Dichtung oder die Statue (der Mythos ist gewissermassen ein Mittelding zwischen beyden): und eine solche sollten wir zunächst bey ihm suchen, nicht einen abstracten Sinn, dessen Ausfindung „nur seine formelle Schönheit zu zerstören, und somit sein Wesentlichstes zu vernichten dient." Aus der Erörterung über Mythenexegese genügt es den Satz hervorzuheben, (S. XVIII.) „Lobeck habe die Charakteristik der griechischen Religion außerordentlich gefördert." Am Schlusse dieser Einleituug sagt endlich Hr. Pr. (S. XX.): „Frühere Untersuchungen über die in diesem Bande behandelten Gegenstände gibt es von Welker und von

Creuzer. Sie werden diese wenig berücksichtigt finden, theils weil die Differenz der Methode zu groß war, theils weil ich nicht wußte, in wie weit diese Gelehrten jetzt noch auf ihre Resultate bestehen würden, da namentlich von Creuzer eine Umarbeitung des vierten Bandes noch zu erwarten steht."

Vielmehr aller vier Bände, sage ich. Da ich aber nicht den geringsten Grund finde, von meiner Betrachtungsart und Methode abzugehen, so möchte, bey manchen einzelnen Aenderungen und Verbesserungen, im Ganzen die Differenz von der des Hrn. Pr. leicht noch größer werden. — Wie ich jedoch neulich vor dem Publikum der philologischen Gelehrsamkeit und dem kritischen Scharfsinne seines Führers, des Hrn. Lobeck meine volle Anerkennung und aufrichtige Werthschätzung gewidmet habe, eben so gern und willig erkenne ich die philologische Tüchtigkeit und das kritische Talent des Hrn. Preller an, Eigenschaften, die sich in diesem Buche, wo es sich um Berichtigung von Textesstellen und um Sprachuntersuchungen handelt, nicht selten auf das glänzendste bewähren; lasse auch seinem unermüdeten Fleiße in der Quellenforschung, sowie den Verdiensten des reichen Details, wodurch sich sein Buch dem Mythologen empfiehlt, die größeste Gerechtigkeit widerfahren, ja ich stehe nicht an, dieses Werk als einen nützlichen Beytrag nicht nur zur Lehre von den chthonischen und agrarischen Gottheiten, sondern auch vieler andern zu bezeichnen.

Und dennoch muß ich dieses Werk ein mißlungenes nennen; denn was ihm fehlt, sind eben die Hauptsachen. Zuvörderst jener Sinn für das höhere Alterthum, für jenes unreflectirte Leben und Dichten der Völker der Vorzeit. Es gebricht an jener naiven Beweglichkeit der Phantasie, die in die kindlichen Lebensäußerungen urweltlicher Menschen sich einzuleben vermöchte. Die Mythen und Culte werden hier ganz äußerlich genommen und mit Verstandesoperationen behandelt. Das erscheint nun wissenschaftlich, ist aber nicht jene Wissenschaftlichkeit, wie sie die Mythologie fordert. Diese verlangt wissenschaftliche Empfindung, (ἐπιστημονικὴ αἴσθησις, wie ein alter Philosoph diese Eigenschaft bezeichnet). Es gebricht an jener Genialität, welche das religiöse Leben und dessen Ausdruck, Symbol, Cultus und Mythos in seiner Wur-

zel zu erfassen, und in seinem Wachsthum und Ausbreitung, in Stamm, Aesten, Zweigen und Blättern zu entfalten vermag. Daher jener Mangel an Einheit eines Princips, worin die Cerealische Religion aufzufassen und vor Augen zu stellen war; Agglomeration an der Stelle des Organismus; atomistisches Verfahren, welches die mythischen Bestandtheile von außen her zusammenträgt und neben einander stellt, statt die Lebensmomente der alten Naturreligionen dynamisch zu durchdringen.

Offenbarte sich der Wissensdrang im Menschen zuerst als Mythenliebe (φιλειδήμων γὰρ ὁ ἄνθρωπος, προοίμιον δὲ τούτου τὸ φιλόμυθον), und haben Gesetzgeber und Gemeindevorsteher dieses Naturell des vernünftig sinnlichen Wesens, Mensch genannt, das sie zu bändigen und zu bilden hatten, viel früher in Betrachtung gezogen, als die Poeten, wie der klare und verständige Strabo bemerkt (1. p. 49 sq. Tzsch.), so hatten auch die mit ihnen verbundenen ältesten Bildner der Menschenstämme für Cultushandlungen, Liturgien und Lieder gesorgt, welche diesem kindlich mythischen Wissensdurst Befriedigung gewährten; oder mit anderen Worten, und um hier auf griechischem Boden stehen zu bleiben, Griechenland war der Mythen Mutter (μυθοτόκος Ἑλλας), nicht die Poesie war es. Die Poesie war der von dem Volke gebornen Mythen Organ und Ausdruck, — erst lyrisch, in Formeln, Anrufungen, Beschwörungen, wie in Bitt-, Dank- und Sühnopfern, in mimischen Tänzen und sinnbildlichen Gebräuchen — den noch ganz elementarisch-psychischen Zuständen primitiver Naturvölker gemäß. Es war spät am Tage, als das Epos Eingang finden konnte, eine in ihrer höchsten Ausbildung ganz anthropistische Poesie, d. h. eine Dichtungsart, welche von dem Wesen der Naturkulte nicht anders sang, als ob es eben herrliche Menschen wären.

Was heißt es nun, den Homer voranstellen, seine Gedichte zum Ein- und Ausgang der mythologischen Forschungen machen, und zwar mit dem Bedeuten, der Mythолog habe vor allem das plastisch-Schöne ans Licht zu stellen, als woran die herrlichen Griechen ihr Wohlgefallen gehabt? heißt das nicht verbieten, vom Anfang anzufangen? heißt das nicht die Mythologie zur Sklavin der Aesthetik machen? sind dem Entomologen die Metamorphosen

von Raupe und Puppe gleichgültig; freut er sich erst des Farbenspiels an den Flügeln des flatternden Zwiefalters, und soll der Mythолog sich nichts bekümmern um die Ahnungen, Gebilde und Dichtungen der noch ganz elementar in die Tiefe der Natur versunkenen Pelasger?

Aber Homer, heißt es, ist ja doch der älteste Zeuge. — Wohl — aber seine Religion und die seiner Helden ist nicht die älteste. Wer vom homerischen Olymp ausgeht, ist gerade auf dem Wege, um die Uranfänge des religiösen Lebens unter den Griechen zu verfehlen, und auf diesem Wege macht die Mythenforschung des Verfassers einen wahren Rückschritt. Freylich sind die homerischen Poeme ein Spiegel der Zeiten und reflectiren auch in einigen Parthien uralte Zustände selbst auf dem religiösen Gebiet. Hätte unser Verfasser eine solche Spur uralter Culte zum Ausgangspuncte genommen, so hätte er für seine Erörterung über Demeter und Persephone einen sichern Anfang gewonnen. Ich will sagen, er hätte mit seinem Homer zu den alten Göttern auf der Athenerburg wandern müssen, zur Burg des Erechtheus, welchen Athene pflegte, nachdem ihn die Erde geboren (Iliad. β. 546.), hätte er die Wiege der ältesten agrarischen Gottheiten und Götterdienste auffinden und die in der Sache liegende Einheit für seine Untersuchungen gewinnen wollen. Zwar wird des Erechtheus-Erichthonios gedacht (S. 292), und den Beziehungen des eleusinischen Gottesdienstes zum Pallascultus von Athen ist ein eigener Excurs (der fünfte S. 391 — 395) gewidmet; — aber die Sache ist doch nicht bey der Wurzel angefaßt — sonst hätten die uralten Pallasculte zur Grundlage gemacht werden müssen.

Aber freylich möchte Hr. Pr. jenen altattischen Schlangengott wohl nicht mit günstigeren Augen ansehen als er (S. 156 — 158) die Arkadische Demeter-Erinnys mit den Roß- und Schlangentheilen ihres alten Cultusbildes angesehen hat; worüber er sich so äußert: „Wie absurd, die Ackergöttin unter die Erinnyen zu versetzen, wie häßlich diese Stuten-Maskerade.“ Ich will hier nicht davon sprechen, daß die Ceres-Erinnys schon aus der Hungersnoth erklärbar ist, deren in derselben Erzählung (S. 158) gedacht wird, und daß in dem Mythus von Eryсichthon-Aethon (αἴθων Heißhun-

ger) der Verfasser (S. 333) selbst von Fluch und Pein redet, welche Demeter verhängt habe. Schon Völkner (Myth. Geographie S. 219) hätte den Verfasser auf einen andern Standpunct stellen können, wo er sagt: „— und wie auch nur eine Eigenschaft oder Seite einer Gottheit in einer Mehrzahl von Personen erscheint: Zeus der Donner in den Cyklopen, — Demeter in den Erinnyen.“ Ich will nur auf die ästhetisirende Pruderie aufmerksam machen, womit Hr. Preller solche Dinge behandelt, und auf seine Verschlossenheit gegen Bilder und Mythen, deren Rohheit nur von dem unbefangenen religiösen Sinn richtig aufgefaßt werden kann.

Ueberhaupt, und dieß ist ein Hauptgebrechen dieses Buches, ist die hieratische Bildnerey nicht gehörig beachtet worden. Zwar hat der Verfasser einen Excurs (nr. 2. S. 371 ff.) gegeben: „Zur Kunstmythologie des Demeterkreises“ überschrieben; aber theils ist hiermit die Bildnerey dieses Cyclus bey weitem nicht erschöpft, theils sind die hier nachgetragenen Notizen über die bildlichen Darstellungen beyder Göttinnen nicht mit der Betrachtung ihres Wesens und ihrer Charakterzüge organisch verbunden worden. Sodan klagt ja Hr. Pr. selbst (S. X.) über die Beschränktheit unserer Kenntniß von den Lokaltraditionen der Griechen „über mangelhafte Kenntniß der Cultusbilder, der gottesdienstlichen Verrichtungen, der Feste und des Opferwesens“ (S. XVIII.). Ergänzen uns denn die Bildwerke diese Lücken unserer Kenntnisse nicht? Sind diese Denkmale nicht auch Quellen, so gut wie die Nachrichten der alten Schriftsteller? Und hat uns nicht allein das letzte Jahrzehent mit einem großen Schatze von monumental-bildlichen Antiken und Anticaglien, besonders von Vasen und Münzen bereichert? Wie sehr ist hierdurch nicht allein der Kreis der cerealisch-chthonischen Gottheiten erweitert worden! Aber freylich wollen solche hieratische Bildwerke recht verstanden seyn. Zum rechten Verständniß gehört aber ein offener, vorurtheilsfreyer und religiöser Sinn, welcher an Gebilden, die sich, unabhängig von der verschönernden Poesie, Jahrhunderte lang bey Griechen und Italienern, geheiligt durch den Cultus erhalten haben, nicht die Maßhaltung und Vollendung der poetisch durchgebildeten Kunstwerke sucht. — Wer sie mit bloß ästhetischem Auge betrachtet, wird sich nicht einmal die Mühe geben, ihre religiöse Bedeutung herauszufinden.

So viel im Allgemeinen. Ueber Einzelnes (denn das Einzelne würde zu weit führen) will ich nun einige Bemerkungen machen. Hier lasse ich nun gleich die Frage fallen, ob es der ganzen Untersuchung nicht zuträglich gewesen wäre, mit dem anzufangen, was der Verfasser Analogieen der allegorisch-sentimentalen Anschauungsweise im Mythus vom Raube der Kora nennt, was aber im Grunde das ältere morgenländische Element ist (S. 241 ff.). Allein da dem Hr. Pr. (S. 266) nun einmal „das Substrat der homerischen Götterwelt der Mensch ist,“ und da ihm die Frage gar nicht einfällt, ob die homerischen Götter doch nicht bloß anthropizirte (vermenschlichte) Naturkräfte seyen, viel weniger die Nothwendigkeit einer genetischen Deduction dieser bis zum Homer sich allmählig vollendenden Metastase, da er einmal von dem Satze ausgeht, (S. 1 vergl. S. 197 Anm. 32.) „was sich bey Homer finde, dürfe für das Primitive gehalten werden“ — so müssen wir uns nun einmal in eine solche Anordnung finden. Unseres Bedünkens rächt sich jedoch eine solche Umkehrung der natürlichen Ordnung gleich im Verfolg durch grundfalsche Sätze, wie z. B. folgenden (S. 2): „das Mystische ist als allgemeines Religionselement in jeder historischen Religion ein nothwendiges, und muß also überall, entweder früher oder später zu seiner Entwickelung gelangen. Auch hat es sich bey den Griechen nicht lange nach Homer geltend gemacht“ u. s. w. Da frage ich nun gleich wieder, weil uns gerade dieser Mythus in unsrer kritischen Uebersicht schließlich beschäftigen muß, ob denn (Iliad. β. 546) das *Ἐρεχθῆος, ὃν ποτ' Ἀθήνη θρέψε — — τέκε δὲ Ζείδωρος ἄρουρα* — keine Elemente eines „vorhomerischen durch und durch mystischen Dogma enthält?“ — S. 15: „Homer kennt auch die Gäa nicht anders, als in der Bedeutung des bloßen Erdbodens“ (vergl. S. 32).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Jänner.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller ꝛc.

(Fortsetzung)

Man vergleiche jetzt auch Gottfr. Hermanns Behauptung: *Γαῖα* sey bloß die Materie des Erdkörpers (Zeitschrift für Alterth. Darmstadt 1837. S. 815). Hier sind die pelasgisch-dodonäischen Elemente ganz außer Acht gelassen, welche doch Homeros schon so bedeutend hervorhebt (Iliad. XVI. 233 ff.), worin neben dem Zeus die Früchte hervorbringende Erde als Grundwesen erscheint (Pausan. X. 12, 5.); wie denn der halbmythische und theologische Pherecydes von Syros mit seinen vier Urpotenzen *Ζεύς*, *Χρόνος* und *Χθών* und *Γῆ* (vergl. S. 186) die Grundelemente, das Grundthema aller griechischen Naturreligion erschöpfend bezeichnet, wo aber die bloß materielle Erde *χθών* ist, *Γῆ* hingegen die fruchtbare. — S. 17: „Ueberall sind Homers Götter menschlich mehr, und von so concreter Persönlichkeit, wie der Einzelne, dem du im Leben begegnest.“ Im Gegentheil, sie sind gigantisch, nicht selten geisterhaft und oft von sehr unbestimmten Formen. — Weil der Verfasser in seinem Homer die Bruchstücke ältester Culte und Cultusbilder organisch zu verknüpfen unterlassen, müssen ihm Widersprüche und Schwierigkeiten begegnen, wie S. 26: „das Unpassendste aber und etwas gewissermassen Widersinniges bleibt immer dieses, daß diese bloße Erscheinung auf der Erde, welche die *Κόρη Δήμητρος* präsentirt, eine waltende Macht und Herrscherin über die Todten unter der Erde seyn soll.“ (vergl. S. 23 und S. 187, wo selbst doch des chthonischen Zeus gedacht wird). Wenn nun aber Homer (Il. IX. 457) neben dem *Ζεὺς καταχθόντος* eine *ἐπαινὴ Περσεφόνεια* kennt, so ist dieß eine Anspielung auf einen uralten *Ζεὺς τριόφθαλμος* (Pausan. II. 24. 5.), eine, wenn auch nicht klare, Ahnung der ältesten Lehre von der Einheit des göttlichen Wesens, der daraus entsprungenen Dreyheit und endlich der populär gewordenen Vielheit. Nach der in der Mitte liegenden Triplicität hatte man früher als Homer gehabt: eine Hera-Persephone (die olympische), eine Demeter-Persephone (Gäa, die oberirdische), und eine Persephone-Hekate oder P. Stygia (die unterirdische); zu S. 57 vergl. S. 121 Anm. 112: „die Chthonien zu Hermione“ bemerke ich: „*χθόνια* hat für das Fest auch Siebelis im Pausanias (II. 35. 4.). Böckh wollte *χθόνεια*; Jakobs (zum Aelian H. A. XI. 4. pag. 374) hat aus Handschriften *τὴν ἑορτὴν χθονίαν* beybehalten. — In den Vorbereitungen zur Betrachtung des Homerischen Hymnus auf die Ceres werden (nach Pausanias IX. 27. 2) Hymnen des Orpheus und Pamphos auf den Eros erwähnt, wobey man sich wundern könnte, daß der Verfasser eine Stelle des Plato (Sympos. p. 177 A. B.) außer Acht gelassen, wonach es ja zu Sokrates Zeit noch keinen Hymnus und kein Enkomion auf den Amor gegeben habe. Vielleicht hielt ihn die andere Stelle dieses Philosophen (Phaedr. p. 252 B) ab, wo von Lobgedichten der Homeriden auf den Eros die Rede ist. — Allein was konnte ihn abhalten oder zaghaft machen, da er ja gleich auf der folgenden Seite (63) mit der Vermuthung hervortritt, daß die ganze für die Lykomiden gemachte Sammlung Attischer Hymnen des Pamphos, Musäos und Orpheus erst 200 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ihre Redaktion für den damaligen Gebrauch erhalten habe. — Ueber den homerischen Hymnus

selbst äußert sich Hr. Pr. im Verfolg (S. 75. ff.) so: „Wie also, wenn man annähme, die beyden Hymnen, welche Pausanias benutzte, und von denen der eine auf uns gekommen ist, der des Pamphos und der Homerische, wären bloß verschiedene Modificationen eines und desselben Gedichtes, welches von dem alten Pamphos ausgegangen war, gewesen, der eine in die attische Hymnensammlung, der andere in die homerische übergegangen“: und S. 79 wird gefolgert, „daß der homerische Hymnus auf die Ceres in der Zwischenzeit zwischen Antiochus und Apollodorus zu der Gestalt, in welcher er in die homerischen Sammlungen übergegangen und mittelst ihrer auf unsere Zeit gekommen ist, sich fixirt habe.“ — Nach solchen Einleitungssätzen wird man nun von selbst erwarten, daß in der Kritik oder in dem Reinigungsprozeß dieses Hymnus mit großer Sorgfalt Alles als Interpolation beseitigt wird, was derselbe recht alterthümlich-Kernhaftes und religiös-Tiefes enthält. Da werden z. B. Epitheta, wie πολυσημάντωρ und πολυδέγμων verdächtig gemacht, da doch das erstere nichts anderes heißt, als was Lasos mit seinem κλύμενος gemeynt hatte (Pausanias II. 35. 5), und das Zweyte durch den Volksmythus von Perseus und Polydektes, sowie durch den Hades Ἀγησίλαος und Ἀγήσανδρος (Herodot. VI. 56 mit Valckenaer) sich als volksthümliche Vorstellung vom Pluto rechtfertigt. (Gelegentlich bemerkt, sollte S. 89, Not. 29 für Δηϊώνη stehen Δηωΐνη). — Doch was wäre damit ausgerichtet, wollte man hier gegen Einzelnes streiten? Wer da wissen möchte, wie viel oder vielmehr wie wenig nach diesen Ausscheidungen übrig bleibt, lese S. 106 und 107. — Solche Trennungsprozesse sind überhaupt dem kalten Verstande des Verfassers besonders zusagend, z. B. am Schluße der Erörterung über den Sinn des Mythus (der Verf. sagt lieber: der Mythe), wo es heißt (S. 130): „Es scheint, daß dieses ursprünglich zwey verschiedene Themata derselben Mythologie gewesen sind, das eine von den Stiftungen der Demeter, in Folge deren der Erdboden Acker und das wilde Gewächs des Feldes veredelte und veredelnde Culturfrucht geworden ist, das andere von den Ereignissen in der Götterwelt, in Folge deren dieses bestimmte Doppelverhältniß der Persephone zum Aidoneus und zur Demeter sich gebildet hat, die Allegorie der Naturordnung.“ Eine tiefe Betrachtung weiß von solcher Duplicität von Thematen nichts. — Mit S. 146 beginnt nun die Uebersicht der durch die übrigen griechischen Länder hindurchziehenden Verbreitung des eleusinischen Mythus. Weil hier der Perieget Pausanias so viel Bedeutsames an alten Cultusbildern, Gebräuchen und Mythen beybringt, so muß er vor allen Dingen auf den geringstmöglichen Werth herabgesetzt werden, hoffentlich bey Unbefangenen nicht mit besserem Erfolge, als dieß im vorigen Jahrhunderte schon von Wieland versucht worden, in dessen Fußtapfen ein so tüchtiger Philologe, wie Hr. Pr. ist, nicht hätte treten sollen. Dieß offenbart sich gleich auffallend in Behandlung der arcadischen Ceresculte und Mythen. Jedoch hat mir hier, wie bey andern Sätzen des Prellerischen Buches, Freund K. Fr. Herrmann in seiner Schrift Quaestionum Oedipodearum Capita tria Marburgi 1837. pag. 69. ff. das epikritische Geschäft abgenommen. Ich will daher die Leser auf diese gehaltvollen Abhandlungen verwiesen haben, und nur probenweise zwey Stellen derselben ausheben: „Quod enim Prellero nuper (heißt es pag. 74. sq.) visum est, haec omnia ex nescio quibus poetarum figmentis sero demum ita composita esse et quasi ex diversis partibus in unum coiisse, ut primum quidem Arion equus, Neptuni equestris progenies, quia ad ulciscenda Thebanorum Scelera cum Adrasto proficisceretur, Erinnyn matrem acceperit, deinde vero, quum apud Antimachum terram matrem nactus esset, hac cum Cerere permutata et duabus matribus fabulosis inter se confusis et conflatis, Cereris Erinnyis filius exstiterit, atque ita demum haec in Neptuni matrimonium concesserit — id nescio utrum magis contra veterum auctorum fidem an contra rei ipsius naturam excogitatum dicam.“ Und hier haben wir in der That ein recht schreyendes Beyspiel von jenem unseligen atomistischen Verfahren, wie ich es oben im Allgemeinen bezeichnet habe. Solche zusammengetriebene gezwungene Erklärungen konnten nicht ausbleiben, wenn man von dem Satze ausgeht, daß die Poeten die Mythen, wenn man, was treue

Geschichts- und Reisebeschreiber von den alten Volksculten und Volkssagen melden, im Voraus verdächtigt, und die unbeholfenen naiven Aeußerungen des Volksglaubens mit ästhetischer Vornehmigkeit verspottet. Es ist eben so richtig, wenn derselbe Kritiker im Verfolge (pag. 76) sagt: — nec profecto considerate egit (Prellerus), dum antiquam religionem a locupletissimo teste (nämlich Pausanias) proditam ad fictiones grammaticorum vel interpretum somnia relegare, quam causas ejus indagare maluit" etc. (Man vergleiche ferner p. 85. sqq.) Was aber die von Hrn. Pr. so benannte „Periegeten-Fabel" (S. 159 f. vergl. S. 373) von dem Ceresbilde des Onatas betrifft, so verweise ich ihn auf meine eigenen Bemerkungen in der Symbolik, I. S. 84 f. dritter Ausgabe. — Jetzt sey nur bemerkt, daß Gottfr. Hermann, der, wie unser Verf., die Mythologie dialektisch zu behandeln pflegt, in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1837. S. 816, wo er denselben Mythos bespricht, — doch kein Wort einer solchen Verachtung der von Pausanias erzählten Volkssagen fallen läßt.

Wenn S. 183 ein Hauptabschnitt mit den Worten eröffnet wird: „damit wäre der Kreis von Mythen, Fabeln und Legenden (?), deren gemeinschaftlicher Mittelpunkt die Dichtung vom Raube Kore's ist, geschlossen. Jetzt ist es angemessen, den Standpunkt zu ändern, dahin, daß das bisher in einzelnen Zügen und Andeutungen Vorkommende unter allgemeinen Bestimmungen gesammelt, dazu aus andern Gebieten der griechischen Fabel das Analoge aufgesucht, und auf diese Weise so viel als möglich das ideelle und religiöse Moment dieser Spiele der Einbildungskraft (?) hervorgehoben werde" (worauf dann zunächst von den chthonischen Gottheiten gesprochen wird) — so sind Sätze wie folgende (S. 163) eine wenig versprechende Vorbereitung dazu; denn dort heißt es: „Demeter dagegen hat weder eine so allgemeine noch eine so praktische Geltung. Sie ist nicht Göttin der allgemeinen Naturordnung, sondern bloß derjenigen Ordnungen in der Natur und Sitte, welche sich auf Ackerbau beziehen, oder aus demselben entstanden sind"; und weiterhin (S. 168): „diese (Demeter) sorgt, daß Alles zu seiner Zeit komme, sie ist die Göttin der festen Regel, in der Natur wie in der menschlichen Gesellschaft." — Da ist alle Hoffnung abgeschnitten, an der Hand des Verfassers einen so hohen Standpunct zu erreichen, auf welchem Demeter-Persophone als das erste aller Wesen erscheint, das heißt, wo das an der Spitze der ältesten Religionssysteme offenbarte göttliche Wesen κατ' ἐξοχήν, in den attischen Culten bald als Zeus = Pallas = Athene, bald als Zeus = Demeter = Persephone (d. h. als eine sich hellenisch-nationell verklärende Gottheit an sich) verehrt ward; ohne welche Würde die Erhabenheit und Allgemeinheit der eleusinischen Feyer, die nur der höheren Verklärung des Christianismus weichen konnte, ein wahres Räthsel bleiben würde. — Wegen der auch vom Verf. noch behaupteten (S. 194) Benennung der Demeter und Persephone, Σεμναί, muß ich, auch wegen der Bemerkung K. Fr. Herrmanns (Quaest. Oedipod. p. 71 not. 18.) auf meine neue Erörterung (Symbolik I. S. 151. dritter Ausg.) verweisen. In der Stelle von der prosymnäischen Ceres (Δήμητρος προσύμνης, Pausan. II. 37. 2) sagt der Verf. (S. 212 Anm. 69) unter Anderm: „Der Name ist bald Prosymnos, bald Polysymnos und Polymnos, welches damit zusammenhängt, daß die Muse Polyhymnia für die Mutter des Philammon und des argivischen Triptolemos galt; siehe unten. Hygin nennt ihn Hypolipnos, was offenbar eine corrumpirte Form ist, von welcher dessen ungeachtet Creuzer bey seiner Erklärung dieser Legenden ausgeht, Symbol. II. S. 578." Die Stelle des Hyginus steht Poët. astron. I. 5. p. 433. ed. Verh. wo die Kritiker längst vorgeschlagen haben, Polypnus, Polyhymnos oder Prosypnus zu corrigiren. — Wie hätte ich da auf den Einfall kommen können, die falsche Lesart Hypolipnus zur Erklärung dieser Legende zu Grunde zu legen, wie mir der Verf. aufbürdet? Aber noch mehr! Ich habe jene Stelle des Hyginus gar nicht angeführt, sondern zur Erklärung des Beynamens der Demeter (Prosymna) an jenen Prosymnus der Legende erinnert, gezeigt, daß dieß eine weichere Schreib- und Sprechart statt Proshypnos sey, daß die chthonischen Gottheiten vom Schlafe (ὕπνος) Bezeichnungen haben, habe die Juno-Prosymna und Latona damit zusammengestellt, mit Bezugnahme auf den Todesschlaf, bleibe

noch dabey, und also weit entfernt, der gezwungenen Beziehung dieses Mythus auf die Musa Polyhymnia Beyfall zu geben, wodurch der Verf. in den Fehler verfallen, bey der Angabe der mit den chthonischen Gottheiten verbundenen Begriffen (S. 213 f.) diesen doch wohl sehr poetischen Begriff der Verwandtschaft zwischen Schlaf und Tod außer Acht zu lassen. Ich will damit die Treue des Verf. keineswegs im Allgemeinen verdächtig machen; begreife sehr wohl, warum er von meinen Mythologumenen so wenig Notiz genommen, verzeihe ihm auch gerne die Unbehaglichkeit, welche ihm die neueste Bearbeitung derselben verursacht haben muß, und wovon sich in folgender Stelle etwas kund gibt (S. 306. Anm. 66.): „Was die von Bode herausgegebenen Mythographi latini betrifft, so lehrt die erste Vergleichung, daß sie fast (also doch nicht ganz?) Wiederholung des Servius sind. Um so auffallender ist es, wenn Creuzer (Symbol. I. 1. S. 150 f. — nemlich der dritten Ausg. —) aus ihnen, wie aus neu gewonnenen Urkunden „große (?) Auszüge mittheilt, die in der That in der gewöhnlichen Ueberlieferung gar nichts verändern.“ — Nun habe ich aber gesagt: „weil sie einiges Charakteristische haben.“ Dabey verweise ich auf Bode, welcher den Servius anführt, wie auch andere bisher bekannte Mythographen; verbessere dabey mehrere Stellen der Alten, und gebrauche jene Stellen der Mythographi Vaticani überhaupt nur als ein Summarium, um den Faden der Erzählung dem Leser in die Hand zu geben und mich der Mühe des Selbsterzählens zu überheben. — S. 376. f. u. im Register 406. ist dreymal Athenio statt Anthenio zu schreiben. — Doch wollte ich alle einzelnen Epikrisen ausführen, und alle Fragezeichen auf dem Rande meines Exemplars in belegte Einreden, verwandeln, so würde mich dieß zu weit führen. Ich glaube dem Leser bewiesen zu haben, daß ich das ganze Buch gelesen und dem Verfasser, daß ich ihn achte, obgleich wir ganz verschiedene Wege wandeln.

Der Verf. von nr. 2. hat sich als Mitglied des Römisch-archäologischen Instituts durch gute Arbeiten bekannt gemacht, und verbindet mit gründlichen Kenntnissen den Vortheil eines langen Aufenthalts in den classischen Ländern Italien und Griechenland. Referent hat deßwegen sein Buch

mit großen Erwartungen zur Hand genommen, erkennt auch schon in diesem Bande die chronographischen und monumentalen Untersuchungen über das Erechtheion auf der Athenerburg (S. 31. ff.) und über den Kopais-See (S. 173—186) nach ihrem Verdienste gern und willig an; wie er denn auch dem Geiste, dem Scharfsinn dieses Forschers und dem sichtbaren Bestreben, die mythischen Anfänge griechischer Dinge in ihrer Tiefe aufzufassen, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. — Aber eben so unumwunden muß ich, der Ref., gleich von vorne aussprechen, daß die Mythologumenen mich fast durchaus nicht angesprochen, sondern ein unheimliches Gefühl bey mir hervorgebracht haben, — ein ganz anderes, als das wohlthätige, das ich beym Studium der Beschreibung des seel. Baron von Stackelberg von Phigalia u. s. w. empfunden und auch öffentlich bezeugt habe. Dort erfreute die im rein antiken Maaß gehaltene Auffassung hellenischer Lokalmythen vom Standpuncte des Griechischen Landes und seiner Natur. Die lebendigen Eindrücke, an Ort und Stelle empfangen, liessen dem Beschreiber manche Mythen in ihren noch immer frischen Localfarben erscheinen, und so konnte er sie aufs natürlichste seinen Lesern erklären.

Unserm Periegeten scheinen die griechischen Naturgötter und Local-Heroen, die er in ihren eigenen Wohnsitzen zu erhaschen gesucht, oftmals unter den Händen zerronnen oder gar zu neckenden Irrlichtern geworden zu seyn. Nur zu oft führt er uns, statt leibhaftiger Gottheiten, wie das griechische Volk sie anschaute, Ossianische Nebelgestalten vor Augen, undöse Götter und Göttinnen, welche Undinen gleichen. Ich kann bey aller Achtung gegen den Verfasser sie nicht anders nennen, und glaube sie so am kürzesten zu bezeichnen, weil, was in diesem ersten Bande die Combination von Naturstudien und Lokalforschungen mit kühnen und oft gezwungenen Etymologieen hervorgebracht, großentheils Luft- Dampf- und Wasserwesen sind; so daß man hie und da sich des Verdachtes nicht erwehren kann, als habe der geistreiche Verfasser satyrische Anspielungen auf unser vaporöses Zeitalter machen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Jänner.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller ꝛc.

(Fortsetzung)

Die Kürze gebietet mir, mich auf einige Proben zu beschränken, die ich zuweilen mit einigen Blicken auf einige neueste Deutungen aus demselben Mythenkreise begleiten werde. S. 49 ist der Abschnitt überschrieben: „Kekrops doch ein Aegypter“ und wird mit folgenden Sätzen eröffnet: „daß jene Sagen nicht bloß unglaubliche Geschichten, daß sie wirklich Religionslehre waren, erhellt wohl ohne weiteren Beweis daraus, daß es in Athen Heiligthümer der Athene, des Erechtheus, des Kekrops, der Pandrosos, Aglauros und Herse gab. Und meynte man, es habe willkührliche Dichtung diese Namen in diese Verbindung gebracht, so würde solche Erklärung, die keine ist, nicht begünstigt durch die Wahrnehmung, daß alle diese Heiligthümer nicht blos in der Sage, sondern in der Wirklichkeit in sehr enger Verbindung standen. Doch wozu gegen Irriges kämpfen? Das Wahre muß, sich selbst beweisend, die Widersprüche lösen, auf daß die Wirklichkeit, die durch den Gedanken in's Wort, in den Mythos übergegangen, als darin enthalten offenbar werde.“

Hier ist das Wahre: — Man sieht, daß Hr. Forchh. auf einem ganz entgegengesetzten Standpunct steht, als Hr. Preller, der die Mythen von den Poeten machen läßt. Es bedarf nach dem bisherigen keiner weitern Ausführung, daß wir uns mit den Grundsätzen, so weit sie der erstere hier angedeutet, vollkommen einverstanden erklären müssen. — Aber von der Anwendung dieser Grundsätze müssen wir uns alsobald lossagen, denn er fährt unmittelbar darauf fort: — „Kekrops heißt der Vater der drey Schwestern Herse, Aglauros und Pandrosos. Da die erste und letzte den Thau bezeichnen, so wird wohl die dritte Schwester von jenen Beyden nicht sehr verschieden seyn. Wir werden sie gleich näher kennen lernen. Der Vater der drey Thauschwestern gehört ohne Zweifel zu den Wasserheroen. Und der Wasserheros, der sich mit der Agraulos, mit dem Ackerboden des Attischen Landes vermählt, ist wohl kein anderer, als der Regen.“ — Da Hr. F. mit Beweisstellen sehr sparsam ist, auf Kritik der Texte sich aber gar nicht einläßt, so muß ich bemerken, daß im Namen der Tochter die Lesarten zwischen *Ἄγλαυρος* und *Ἄγραυλος* schwanken, siehe Heyne ad Apollodor. p. 323. ed. alt. Siebelis ad Pausan. I. 2. 5. p. 12 und Schweighäuser ad Herodot. VIII. 53. p. 26. Für den letztern Tochternamen erklären sich Heyne, Siebelis, C. O. Müller, de Minerva Poliad. p. 3 und Völcker in der myth. Geogr. I. S. 220. Unser Verf. hat Herrn Gottfr. Hermann für sich. Dieser sagt nämlich de Graeca Minerva Lips. 1837 p. 10. „Virgines autem illae Augraulides, si ministerium deae respicimus, eadem quae Butadae caussa cum dea sunt consociatae; sin divinam quae iis tributa est naturam, numina sunt ordinis inferioris, propitia agricolis. Falluntur autem, qui unius ex iis non Aglauri sed Agrauli nomen fuisse putant, quos non solum constantior et melioribus libris firmata scriptura, sed etiam res ipsa refutat. Mater enim recte dicta est *Ἄγραυλος*, quod filiae omnes ad rem rusticam pertinent: ex filiabus vero si una sic esset vocata, falsa et perversa facta esset divisio, de tribus nomi-

nibus uno genus universum, reliquis duobus partes generis significantibus. Recte divisere veteres Ἄγλαυρον, Ἔρσην, Πάνδροσον appellantes, ut agros et puris sub auris siccos at modico rore rigatos et multo humore uliginosos significarent.“ — Ich habe die ganze Stelle hergesetzt, um auch dieses Kritikers Ansicht von diesen attischen Wesen darzulegen. — Ich kehre zu Hr. F. zurück: „Es wird sich, sagt er weiter, im Verlauf dieser Untersuchungen zeigen, daß aller Gesang und alle Musik in der Mythologie, d. h. in der Lehre von der Natur, ihren Grund hat in dem Rauschen und Singen des Wassers, sey es des auf der Erde fließenden oder des vom Himmel wie Saiten herausrauschenden; hat doch der Hymnos selbst seinen Namen von ὑμα, dem Regen, singen doch die Musen an rieselnden Quellen und Bächen u. s. w. (Die Leser der Symbolik werden sich erinnern, daß ich dieselben Gedanken meiner Lehre von den Musen zu Grunde gelegt und zu beweisen versucht habe, daß die ältesten Musen Quell- und Flußnymphen gewesen) — „der Regen, heißt es weiter, der sich mit dem Ackerboden vermählt, heißt deshalb Kekrops, oder ohne Versetzen des r, Krekops von κρέκω, weil er rauscht, (krext). Von demselben Wort mit anderer Versetzung des r ist κερκίς, das Plectrum, mit dem die Saiten geschlagen werden. Zu dem Griechischen κρέκω verhält sich das lateinische crepo rauschen, wie lupus zu λύκος, und dürfen wir eine sogenannte Aeolische Form κρέπα annehmen, so ist die Ableitung des Namens Kekrops von dem Perfectum κέκροπα nicht nur ohne Versetzung des r einfacher, sondern auch in der Sache wahrer, denn Kekrops ist der Regen der gerauscht hat, der sich schon mit Agraulos, mit dem Attischen Boden vermählt hat. Dieser Kekrops ist Autochthon, weil der Regen entsteht durch die aus der Erde aufsteigenden Dünste (αἴγες vergl. oben Aegina) und eben deshalb ist er zugleich Aegypter αἰγ — ὔπτιος d. h. der Heros der zurückkehrenden Erddämpfe. Darin also besteht seine doppelte Natur, darum ist er διφυής, weil er zugleich erdgeborner Hellene und eingewanderter Aegypter, weil er aus der Erde stammt, und doch aus der Fremde kommt. Kekrops hieß in den attischen Mythen wahrschein-

lich lange ein Aegyptios, ehe die Griechen Aegypten kennen lernten, und diesem Lande oder vielmehr ursprünglich dem Nil den rein griechischen Namen Aigyptos und zwar aus eben demselben Grunde beylegten, weil er nämlich ein διϊπετὴς ποταμός (Homer), ein durch den Regen vom Himmel gefallener, ein aus den Dünsten (αἴγες) zurückkehrender (ὔπτιος) Fluß ist.“ (Aus dieser Deduction wird der Leser schon von selbst ersehen, wie unser Verfasser neben manchen Lichtblicken und gesunden Gedanken, doch die willkührlichsten Hypothesen und die wunderlichsten Etymologieen durch einander mischt, um Alles zu erklären, was uns der Mythos von den griechischen Göttern und Heroen berichtet).

Im folgenden Abschnitte überschrieben: Poseidon. Athene. Erichthonios — wird (S. 53, 55) unter Anderm die von Zeus verschlungene Metis, von einer Wurzel μηδ, μηϑ, μητ, worin nach dem Verfasser die Bedeutung aufsteigender Dünste liegen soll, als die von Zeus verschlungenen Wasserdämpfe erklärt. (Ganz anders, bemerke ich, Schwenck in den Mythologischen Skizzen, Frankfurt a. M. 1836. S. 89: In ähnlichem Sinne mußte auch Zeus die Metis — schon bey Hesiodos in der Theogonie 890 —, d. i. die Weisheit verschlingen, als diese mit Athene schwanger war, um sie selbst zu gebähren. „Dagegen G. Hermann de Gr. Minerva p. 16: „Recentiorum fabula est mater Metis, Jovis alvo recepta.“) — Hören wir unsern Verf. weiter (S. 34 vergl. 133 ff.): „Und diese Athene? Ist Poseidon, der ihr weichen mußte, der Gott des die Erde bedeckenden Wassers, — so ist, wenn einfache Erklärung frommt — Athene die Göttin des Elements, welches an die Stelle des Wassers trat, welches sich in Besitz des vom Wasser verlassenen Bodens setzt, welches Pflanzen- und Baumwuchs möglich macht, welches vor Allem den vorzüglichsten Baum Attika's, den Oelbaum, dessen Frucht dem Wasser am unversöhnlichsten, gedeihen läßt. Athene ist die Göttin der Luft, zunächst nicht des Aethers, auch nicht der Luft, die über dem Meere schwebt, auch nicht der nassen, rings bevölkerten und bedeckten Luft, die dem Poseidon günstig, sondern der reinen, heitern Luft, welche die erzeugende Erde berührt, und ohne die keins ihrer Erzeugnisse Leben und Gedeihen ge-

winnt.“ Die Geburt der Minerva aus Jupiters Haupt wird darauf (S. 55) so erklärt: „Aber eben dadurch, daß Zeus die Metis, die Nebel, verschlingt, daß sich die Dünste in der höhern Luft vertheilen, daß sie aufsteigen, vorwärts ohne umzukehren, d. h. dadurch, daß Prometheus, *Προμηθεύς*, dem Zeus das Haupt öffnet, entsteht die Athene, und springt plötzlich in voller Rüstung aus des Vaters Haupt empor, wie die heitere Luft plötzlich hervorbricht durch die sich theilenden Wolken an dem mit Dünsten erfüllten Himmel“: (da kann man wohl mit Cicero d. N. d. III. 24 sagen: „Magnam molestiam suscepit commenticiarum fabularum reddere rationem:“ „vocabulorum cur quique (dii) ita appellati sint, reddere rationem“ und unser Verf. thut, was die Stoiker, und namentlich Diogenes von Babylon, lange vor ihm gethan, Cicero, ibid. I, 15, fin.: „Quem (Chrysippum) Diogenes Babylonius consequens in eo libro, qui inscribitur de Minerva, partum Jovis ortumque virginis ad physiologiam traducens, dijungit a fabula. Man vergleiche jetzt Thiery de Diogene Babylonio. Lovaniae 1830. p. 46. sq. Derselbe Diogenes bemerkte auch, daß die Athene schon oftmals als die Luft bezeichnet worden, obwohl er es in gewissem Sinne mißbilliget: *Ὥσπερ δ'ἂν πολλάκις ἀὴρ λέγοιτο, ἐροῖ ἂν ἤδη μηδεὶς τὸν ἀέρα Ἀθηνᾶν* (Phaedri Epicurei de Natura Deorum fragmentum, ed. Petersen pag. 21 cf. p. 29). Welcker in der Aeschyl. Trilogie erklärte die Athene als Feuer aus Wasser; wogegen sich wieder Schwenck in den mythologischen Skizzen S. 61 ff. erklärt, der wie andere unter den Alten, die Athene lieber für den Aether oder die obere Feuerluft genommen wissen will. — Wenn dagegen die Stoiker insgemein das Wesen der Gottheit in der Minerva die Durchdringung des waltenden göttlichen Princips durch den Aether nennen, (Diogen. Laert. VII. 147: *Ἀθηνᾶν δὲ καλοῦσι κατὰ τὴν εἰς αἰθέρα διάτασιν τοῦ ἡγεμονικοῦ αὐτοῦ*) — so wäre mit einer solchen Auffassungsart doch wenigstens die Vereinigung des Ideellen und Realen für die Pallas-Athene gerettet, damit möchte aber, um diese neuesten Erklärungen der Minerva zu beschließen, Gottfried Hermann wieder nicht zufrieden seyn; welcher vom entgegengesetzten Pol aus, die reelle Seite dieses Wesens gänzlich beseitigend, sich peremtorisch also ausdrückt: — de Gr. Minerva p. 11: Mittamus ergo, quae nulla unquam fuit, ruris atque agricolarum praesidem Minervam (?), atque audiamus potius poetas, statuarios, pictores (?) totamque antiquitatem ipsam (?); quae quid denique aliud testatur, quam numen consilio manuque promptum, pacis aeque ac belli artibus praefectum?“ Es werden darauf ihre ständigen Attribute angeführt: Helm, Speer, Schild, Aegeis mit dem Gorgoneum. — Nun aber hat sie doch auch die Nachteule bey sich stehen? Antwort: „Alia a poëtis accepta, ut noctua, quod *γλαυκῶπις* dicta est,“ dieß letzte könnte auch Hr. Preller gesagt haben: so sehr paßt es in sein System. So bewegt sich also die neueste Mythologie noch immer um ganz entgegenstehende Pole, und wird auch ferner sich darum bewegen, so lange man sich nicht entschließen wird, vom Anfang anzufangen, und die Wiegen der Griechisch-Italischen Gottheiten da aufzusuchen, wo sie zu finden sind, nämlich im Orient. — Unser Verfasser führt seine Ausdeutung weiter mit den Worten: „Wenn auch Hephästos, nach einigen, dem Zeus das Haupt spaltet, so bezieht sich dieß offenbar auf dasselbe Phänomen, wenn durch Entladung von Gewitterwolken der trübe Himmel sich schnell erheitert.“

In diesem Sinne wird denn auch die bekannte Sage von der Zumuthung des Hephästos an die Athene und von der Geburt des Erdensohns Erichthonios, des Autochthonen, erklärt: „das Feuer der Gewitterwolke kann sich nicht mit der heiteren Luft vereinigen; indem es gewaltsam hervorbricht, löst sich die Wolke in Regen auf, das ist der Same des Hephästos, der auf die Erde fällt. (Aber wo ist hier die Wolke, muß man fragen, wenn Athene die reinere heitere Luft ist?) Durch den Regen wird die Erde geschwängert, und was sie hervorbringt, ist die Quelle, d. i. der wahre Erdensohn Erichthonios. Erinnern wir uns jetzt, daß die Quelle, welche Poseidon auf der Akropolis hervorsprudeln ließ, indem er den Felsen mit der Triaina zerspaltete, gewiß (*ἐρέχθων*) Erechtheis hieß, daß Posei-

don, der Erdbewässerer, mit Erechtheus einen gemeinschaftlichen Altar hatte, daß er selbst Erechtheus genannt wurde, so ist leicht einzusehen, warum Erechtheus und Erichthonios identisch sind. Sie sind beyde Quellheroen, das supponirte geistige Princip der Quelle.“ (Hier also doch einmal ein geistiges Princip. Sollte ein solches nicht auch in Hephästos und in der Athene zu supponiren seyn? und gab es nicht ein System, worin Hephästos und Athene als Ehegatten erschienen? Haben wir doch eine Genealogie, worin beyde Gottheiten aus ordentlicher Ehe den Apollon, und zwar den Athenerhort Apollon, erzeugt haben — Cic. de N. D. III. 22. — und das möchte sogar die ältere gewesen, und jener Mythus von der den Hephästus mit Unwillen zurückstoßenden Athene und von des Erichthonios Erdgeburt erst hinterher zur Rettung der dieser Göttin beygelegten Jungfrauschaft hinzugethan worden seyn, wie schon K. O. Müller, Minerva. Poliad. p. s. und neuerlich Schwenck myth. Skizzen S. 64 vermutheten. Mit Uebergehung jener älteren orientalischen Genealogie, die uns hier ablenken würde, hören wir Schwenck a. a. O.: „Erechtheus ist eine die Erde und ihren Segen bezeichnende Personification oder ein Dämon der Erde in Athen, und daß man diesen an die Stadtgöttin anknüpfte, wäre natürlich gewesen. Aber wirklich hat der Aether gleich dem Himmel, welcher mit dem Aether gleich ist, wenn auch die Vorstellung sie oft trennte, Einfluß auf das Wachsen, als Zeugung, ebenso gut wie die Sonne. Daß Einfluß auf Wachsen ausgedrückt wird, ist natürlich, und so wird die Göttin, wenn nämlich diese Eigenschaft und nicht ihr Verhältniß als Athenische Stadtgöttin berücksichtiget ward, Mutter des Erechtheus.“ — Dieser letzteren Auffassung des Erechtheus nähert sich unser Verf. selbst im folgenden (S. 56): „Allein wie Hephästos überhaupt Princip der Wärme in der Luft ist, welche zur Erde befruchtenden Regen sendet, wie die Erde überall nichts hervorbringt, ohne daß der Boden genäßt und erwärmt werde, so ist auch Erichthonios nicht bloß als Quelle, sondern als jedes Erzeugniß der Erde im Pflanzen- und Thierreich der wahre Erdgeborne; er ist Repräsentant alles von der Erde Hervorgebrachten. Und alles, was die Erde hervorbringt, das empfängt die Luft über der Erde, sie selbst nichts gebährend, aus ihren Armen, daß es wachse und gedeihe; jeden erdgebornen Erichthonios nimmt die jungfräuliche Athene aus den Armen der Ge auf und erzieht ihn in ihrem Tempel. Erichthonios wird ein Sohn der Athene. Man vergleiche die Darstellung dieser Handlung, wie die halb aus der Erde hervorragende Ge mit langem nassen Haar das Kind der mit der Aegis umgebenen Athene in Beyseyn des Hephästos überreicht, in einer Sammlung von Vasengemälden und Basreliefs in den Werken des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom.“

Von diesem Vasenbilde wird im Verfolg die Rede seyn. Hier muß noch des Verf. Erklärung der Schlange erwähnt werden. Im Abschnitte, die drey Thauschwestern überschrieben (S. 47 f.), lesen wir: „Um es kurz zu sagen: die cista mystica ist Symbol der Erde, der fruchtbringenden — und die Schlange Symbol des Wassers. In der gesammten Griechischen Mythologie bezeichnet die Schlange δράκων, den sich schlängelnden Lauf des Flusses, von δράω δέδρακα, oder geradezu von δράκω, welches eine verschwundene Dialektform für τρέχω, dorisch τράχω (Drache) ist und laufen (?) bedeutet u. s. w.“ — S. 127: „Was ist dieser beflügete Drachenwagen der Demeter anders, als die Erde selbst, die durch das Abfließen des laufenden Wassers (δράκοντες) und durch die beflügelten, aufsteigenden Dämpfe (πτερά) vom Uebermaß der Nässe befreyt, für die Saat empfänglich wird.“ — Ganz anders Hr. Preller (Demeter und Persephone S. 311) „— Wie kam man dazu, gerade Schlangen zu wählen? Ohne Zweifel, weil diese das habituelle Symbol der chthonischen Götter waren. Man findet sie zuweilen auf Sicilianischen Münzen als Vorspann des Pfluges; der Pflug mag mit Recht ein Wagen der Demeter genannt werden, so konnte dieses den ersten Anlaß zu jenem Bilde geben.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Jänner.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Meteorologische Untersuchungen von H. W. Dove, Mitgliede der Akademie der WW. zu Berlin. Mit 2 Steindrucktafeln. Berlin 1837.

In keiner Zeit hat man der wissenschaftlichen Behandlung der Meteorologie mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als in unseren Tagen. Welche Stufe würde nicht auch diese dem Staate und dem Einzelnen so wichtige Wissenschaft erreicht haben, wäre für sie seit Aristoteles auch nur ein hunderter Theil dessen geschehen, was für Astronomie seit Ptolomäus geschehen ist? — Deßwegen verdienen die Männer, welche sich jetzt derselben mit so vielem Eifer als Scharfsinn annehmen, den Dank aller Derjenigen, welchen Naturwissenschaften am Herzen liegen. Zu den vorzüglichen Bearbeitern in unserer Zeit gehört besonders der Hr. Verf. des obigen Werkes. Er hatte sich seit mehreren Jahren beynahe ausschließlich meteorologischen Untersuchungen hingegeben, und die Resultate in H. Poggendorffs Annalen bekannt gemacht, in der vorliegenden Schrift aber alle Resultate seiner Arbeiten niedergelegt, und zu einem Ganzen verbunden.

Das Werk zerfällt in zwey Theile, von welchen der erste (S. 1—98) den innern Zusammenhang der Witterungserscheinungen zum Gegenstande hat. Der Hr. Verf. bemerkt hier mit Recht, daß a) der Aufschluß über meteorologische Erscheinungen nicht im Ungewöhnlichen gesucht, b) die Totalität nicht als Schlüssel für alle Einzelheiten angesehen, und c) die Untersuchung doch nicht als vergeblich verworfen werden dürfe, sondern d) das Verständniß der Erscheinungen in den Erscheinungen selbst zu suchen sey.

Dieß gewinnen wir, wenn wir alle meteorologische Erscheinungen als bedingt ansehen durch die Vertheilung der Wärme auf unserer Erde. Um aber das Problem dieser Vertheilung in seiner abstracten Allgemeinheit aufzufassen, muß natürlich alles Individuelle beseitiget, und nur die Wirkung der Sonne berücksichtiget werden. Da aber das Abstracte nicht das Wahre ist, so muß das reale Klima ein andres seyn als das solare, und der Grund der Aweichung muß gesucht werden.

Aus der Beziehung der Erde zur Sonne zeigt sich aber sogleich eine jährliche und tägliche Periode, und eine Abnahme nach den höheren Gegenden der Atmosphäre, was, wenn Meer und Atmosphäre unbeweglich wären, eine unveränderliche Größe seyn müßte. Allein die Erfahrung lehrt uns bedeutende Unterschiede in Beziehung auf geographische Breite, auf östliche oder westliche Lage, auf südliche und nördliche Halbkugel, auf Höhe und Tiefe über und unter der Erde u. s. w.

Damit stehen nothwendig die Vegetationsgrade in verschiedenen Breiten und Höhen, Continental- nnd Seeklima, Schneegrenze u. s. w., im Verhältniß.

Die Wärmeveränderungen nehmen an demselben Orte nach der Tiefe ab, und 10 Fuß unter der Oberfläche giebt es schon keine tägliche Veränderung mehr. Daher geben Quellen die mittlere Temperatur um so sicherer an, je tiefer sie heraufkommen.

Unter der Tiefe, wo diese Veränderungen aufhören, nimmt die Temperatur abwärts zu, aber, während bey 27 Bohrlöchern in Wien auf 85 W. F. ein Grad Temperaturerhöhung kommen soll, gab das Rudersdorfer Bohrloch auf 880′ nur 8°, das Genfer auf 680′ gar nur $5\frac{1}{2}$° Zunahme.

Die heissen Quellen zeigen eine in Jahrhunderten unveränderte Temperatur.

Dafür spricht auch die Wärmezunahme in Schachten, und die Beobachtungen geben für einen Grad zwischen 111 und 128′,5 Tiefe.

Alles dieses zeigt, daß die Erde eine eigenthümliche Wärme besitze, welche, wenn auch unmerklich geworden an der Oberfläche, doch die Extreme der von der Sonne abhängigen periodischen Veränderungen „abschleifen“ muß.

Die größte Hitze auf unserer Erde beobachtete Ritchie in der Oase Mourzuk = 43°,1, die größte Kälte Capitän Back im Fort Reliance = — 45°,3, folglich mit einem Unterschiede von 88°,4. Die Extreme der Temperatur werden aber bedeutend durch die Nähe der See verringert, indem im Winter das erkaltete Wasser zu Boden sinkt, im Sommer die Verdampfung eine Menge Wärme bindet.

Die täglichen Veränderungen des Wärmezustandes sind nur als Phänomene der Ausstrahlung erklärbar, welche Pictet und Prevost zuerst auf die Meteorologie angewendet haben.

Mit den Gesetzen dieser Vertheilung der Wärme müssen alle universelle Phänomene übereinkommen; und für locale Erscheinungen sich locale Wärmeunterschiede nachweisen lassen, als a) Winde b) wässerige Meteore c) und Luftdruck.

In Rücksicht des Windes sieht man sogleich 1) daß er von einer kälteren zu der wärmeren Gegend strömen, und 2) die Geschwindigkeit mit der Temperaturdifferenz wachsen müsse, wie dieses die Erfahrung im Gange der obern und untern Passatwinde, der Land- und Seewinde, der verschiedenen Wolkenschichten, und die Richtung der Aschenregen auf Barbados und in der Landenge von Mittelamerika bestättigen.

Das Charakteristische der gemäßigten Zone in dieser Hinsicht ist ein Kampf zwischen einem nördlichen und einem südlichen Strom, welche bald in Wirbel, bald in Windstille, bald in Stürme übergehen. Aber von großer Wichtigkeit ist hiebey der Einfluß der Ungleichheit des Bodens, und daher die Ein- und Ausbeugungen der Isothermen, welche der Hr. Verf. nach H. Kämtz's Bestimmungen von der mittleren Wärme des Aequators = 22°,1 bis zu der von — 4° gegen Norden anführt. b) In Rücksicht der wässerigen Niederschläge führt Hr. V. zuerst die allgemeinen Principien der Hygrometrie an, woraus für die Entstehung der Niederschläge nothwendig folgt, daß sie immer eintreten müsse, wenn entweder Luft, die bey einer gewissen Wärme das Maximum der Feuchtigkeit erreicht hat, auf irgend eine Weise abgekühlt wird, oder wenn sich zwey vollkommen feuchte Luftmassen von ungleicher Temperatur mischen. (S. 46.)

Die erste Form dieser Niederschläge ist die Wolke, und, von ihr nur der Lokalität nach verschieden, der Nebel. Sie ist nichts Beständiges, kein Product, sondern ein Proceß, ist feiner Regen, der sich im Fallen wieder zu Wasserdampf auflöst, so wie Regen nichts ist, als eine hohe auf dem Boden ruhende Wolke. Es regnet daher nicht die Wolke allein, sondern die ganze Luftsäule bis zum Boden, und daher ist die Regenmenge in nicht gebirgigen Gegenden oben immer kleiner als unten.

Die Wassermenge, welche als Dampf in der Atmosphäre vorhanden ist, ist am Aequator, im Sommer und am Mittag am größten, und größer bey Winden, die aus wärmeren Gegenden kommen. Die als Regen herabfallenden Wassermassen werden gewöhnlich überschätzt. Der stärkste Sommerregen giebt kaum 1 Zoll, 2 Fuß hoher Schnee noch nicht 3 Zolle Wasser. Dagegen geben die tropischen Regen in kurzer Zeit eine ungeheure Menge Wassers. Der Regen fällt hier nicht in Tropfen, sondern in Wasserfäden. Auf Cayenne z. B. fielen in 10 Stunden $10\frac{1}{4}$ Zoll, und in 23 Tagen 12 Fuß 3 Zoll, also soviel, als in Paris in 8 Jahren.

Alle Niederschläge überhaupt, welche nicht am Boden selbst geschehen, entstehen 1) durch die Wirkung des Aufsteigens erwärmter Luftschichten, 2) durch die Vermischung ungleich warmer Winde, 3) durch die Zusammenwirkung beyder Ursachen.

Eine bis zur Ueberwindung des Druckes der Atmosphäre durch Temperaturerhöhung elastisch gewordene Luftschichte bildet nämlich einen aufsteigenden Strom (courant ascendant), muß daher auch kälter und relativ feuchter werden, also das unten aufgenommene Wasser wieder abgeben, woraus sich neben andern Erscheinungen auch die Regelmäßig-

keit der tropischen Regen allein erklären läßt. Daher rückt auch die Wolkenbildung gegen den Aequator hin immer höher hinauf.

Viel häufiger sind, besonders in Gegenden außer den Tropen, die Niederschläge durch gegenseitiges Verdrängen der Winde. Dieß scheinen die Wolkenformen nach Howard's Bezeichnung zu beweisen, obschon diese Terminologie zwar naturhistorisch zu gebrauchen aber durchaus unphysikalisch ist. Dasselbe beweiset die Verschiedenheit der Zeit der größten Regenmenge, indem die Luft, je mehr nördlich sie aufsteigt, desto nördlicher auch herab kommen muß. Wo der Aequatorialstrom den Boden erfaßt, erzeugt er Regen, und nördlicher als die Stelle dieses Herabkommens tritt der Kampf des Aequatorial- und des Polar-Stromes ein, von welchen dieser niedrige Temperatur und heiteres Wetter, jener höhere Temperatur, Thauwetter und Regen zu Begleitern hat, und deren abwechselndes Vorherrschen, besonders im Winter, wo eine gleichförmige Schneedecke alle Differenzen des Leitungs- und Ausstrahlungs-Vermögens des Bodens verwischt, die Veränderung der Witterung nach sich zieht.

Mächtig zur Modifizirung dieser Ergebnisse wirkt die Kultur des Bodens, vorzüglich die des Waldbodens, und noch mehr die Gebirgszüge.

Diese Ableitung der meisten meteorol. Erscheinungen zeigt, daß sie ohne Rücksicht auf Elektrizität möglich ist. Ueberhaupt scheint selbst die Gewitterbildung durch Elektricität problematisch, die Erfahrung lehrt vielmehr, daß Electricität um so stärker hervortritt, je plötzlicher irgendwo in der Atmosphäre ein Niederschlag eingeleitet wird. Die Frage, wie an einer rasch hervortretenden Wolke Electricität entstehe, läßt sich bis jetzt nicht mit Sicherheit beantworten. Es ist auch keineswegs nothwendig, daß die Entstehungsart immer dieselbe sey. Wenigstens sind ihre Aeußerungen sehr verschieden.

Die Form der Niederschläge ist entweder fest (Schneekrystalle, Graupel, Hagel), oder flüssig. Vielleicht wird das, was oben Schnee ist, dann Graupel, und in der untersten Schichte Hagel. Wenigstens wächst wahrscheinlich der Hagel im Fallen, und ist nach v. Buch's Ansicht das unmittelbare Produkt eines Verdampfungsprocesses, der

durch unverhältnißmäßige Erwärmung der untern Luftschichten und ungestörten Courant ascendant veranlaßt wird, ohne zu einer Mitwirkung der Elektricität seine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Die letzte Form des Niederschlages geschieht an der Erde selbst als localer Nebel, Frostnebel, Glatteis, die Hauptbildung ist aber Thau und Reif, welche durch Ausstrahlung des Bodens entstehen, weßwegen alle Körper, welche weniger ausstrahlen, auch weniger bethauen.

Eine Art Gegensatz zu den wässerigen Niederschlägen ist der trockene Nebel, an dessen Bildung der Staub wahrscheinlich Antheil hat.

Was den Druck der Luft betrifft, so bewegen sich die Schwankungen desselben alle um ein constant scheinendes jährliches Mittel, welches sich in höheren Breiten mehr verändert als in der Nähe des Aequators. Die jährlichen Veränderungen finden ihre Ableitung in dem Einfluße der Windesrichtungen und in der Vertheilung des Druckes der Dämpfe, und nur daraus sind die verschiedenen Aeußerungen des Barometers an verschiedenen Orten und Zeiten erklärlich.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller ꝛc.

(Fortsetzung).

Zu dem, was Hr. Pr. hiebey anführt, bemerke ich hier kürzlich: daß die Schlange ein uraltes chthonisch-agrarisches Symbol war, beweiset schon der Fluch des Jehova (Genesis III. seq.). Ueberhaupt kann ein Ueberblick über diesen Symbolenkreis vor einseitigen Erklärungen bewahren, deren sich Hr. F. hier schuldig gemacht. Hier nur einige Winke: Man erinnere sich an Exod. XXI. 9. an das Sinnbild der Schlange in verschiedenster Bedeutung bey Persern, Indern, Aegyptern (Jablonski Pauth. Aegypt. P. I. cap. 4), bey Griechen und

Italikern selbst (Historicor. grr. antiqq. fragmm. P. 193 – 195, vergleiche jetzt noch Raoul-Rochette Achilleïde p. 121. sq.). — Unser Verfasser bemerkt, seiner Deutung gemäß, über die Erechtheusschlange im Atheniſchen Heiligthume: „Auf der Akropolis im Erechtheion war sicher nur eine (Schlange), der sich schlängelnde Wasserlauf der Erechtheusquelle im Tempel selbst, der den heiligen Oelbaum bewässerte. Die Sage von Zweyen hatte ihre Wahrheit, sofern die ganze Erechtheussage ebensowohl von ganz Attika, namentlich von der Kephissosebene mit dem Olivenwalde galt; denn, wie schon erwähnt, der Kephissos, der den Olivenwald bewässert und bethaut, fließt in zwey Läufen (δράκοντες) durch die Ebene.“ — Wenn Hr. Forchh. und Hr. Schwenk den Erichthonios als jedes Erzeugniß der Erde im Pflanzen- und Thierreiche nahmen, so haben sie, besonders in Betreff des ersten, den Sprachgebrauch selbst auf ihrer Seite, denn Eustathius (in Iliad. B. 546. p. 229) bemerkt ausdrücklich und gerade im Artikel vom Erechthonios als Autochthonen, daß dieser Ausdruck auch von leblosen Erzeugnißen gebraucht werde, und führt als Beyspiel αὐτόχθονα λάχανα an. Daraus wird gelegentlich bemerkt der Witz in der Stelle Lucian's (Philosopseud. 3. p. 31. Wetst.) deutlicher: Ἀθηναῖοι δὲ τὸν Ἐριχθόνιον ἐκ τῆς γῆς ἀναδοθῆναί φασι, καὶ τοὺς πρώτους ἀνθρώπους ἐκ τῆς γῆς Ἀττικῆς ἀναφῦναι, καθάπερ τὰ λάχανα. Der angeführte Erklärer des Homer findet in den Worten des Dichters: τέκε δὲ Ζείδωρος ἄρουρα die Bezeichnung des Erichthonios als eines Autochthonen im Gegensatz gegen Kekrops, den viele für einen Einwanderer aus der Fremde hielten. — Wir haben oben gesehen, daß auch Hr. Forchh. in jenem attischen Wesen den Begriff des Autochthonen findet. Darüber sollte aber, wenn von diesem Wesen überhaupt die Rede ist, nicht vergessen werden, daß Erichthonios auch das Vorbild des die Erde aufreißenden Ackermanns ist, und insofern dem Worte nach dem Ἐρυσίχθων (von ἐρύω und χθών) d. i. dem Erd-Aufreisser, dem Pflüger, sich gleichstellt, wie denn der Pflug und der Pflugstier ἐρυσίχθων in alter Sprache genannt werden (Preller Dem. u. P. S. 331). Im Etymol. magnum (p. 336 Lips. p. 371 Heidelberg.) heißt es: Ἐρεχθεύς, ὁ Ἐριχθόνιος καλούμενος ἀπὸ τοῦ ἐσπᾶσθαι εἰς τὴν ἔραν (das Etymol. Gud. p. 207. hat ἀπὸ τοῦ ἐπάρθαι εἰς τὴν ἔραν, ὅ ἐστι τὴν γῆν. Es ist wohl in beyden zu lesen: ἐσπάρθαι) das Etym. magn. —: ἢ παρὰ τὸ ἐρείκω, Ἐρεχθεὺς κύριον, παρὰ τὸ διασχίσαι αὐτὸν τὴν γῆν, worin die Beschreibung des die Erde aufreißenden, pflügenden Feldbauens deutlich vorliegt. — Erichthonios nähert sich auch in Begriff und Namen dem Hermes, dem Hades-Pluton und der Persephone, denn χθόνιος, ἐριχθόνιος und ἐριούνιος sind Synonyma und obwohl dem Hermes das Epitheton ἐριούνιος (von ἔρι sehr und ὀνῶ ich nutze vergl. Preller S. 202. Hermes) vorzugsweise zukommt, so wurde doch auch Hermes mit dem Beynamen Erichthonios bezeichnet. Die beyden Eriunischen Götter (δύο τοὺς Ἐριουνίους), welche in einer Pest das Orakel zu sühnen befiehlt (beym Antoninus Liberalis aus Nicander XXV. mit Munker und Verheyk p. 166) sind Pluto und Proserpina; und so sind alle diese Wesen in den Begriffen und Anschauungen von unterirdischen, den cerealischen Reichthum heraufsendenden Mächten, aber auch von Todesgottheiten mit einander verwandt. Ist uns nun aber im Erechtheus-Erichthonios eine Persönlichkeit gegeben, Dämon, Gott oder Mensch, nun so werden wir auch Gedanken und Empfindungen in ihm voraussetzen müssen. Davon zeiget sich nun in den Darstellungen des Hrn. Forchh. keine Spur. Vielmehr waltet hier durchaus der pure Naturalismus, oder mit andern Worten ein physisch-localer Realismus vor. Damit sollen diesem Schriftsteller viele geistreiche Gedanken über die Mythen der Vorwelt, ja selbst manche tiefe Blicke in das Wesen des Mythus überhaupt nicht abgesprochen werden; aber wenn wir ihn dennoch einer materiellen Einseitigkeit anklagen, so werden uns die aus seinem Buche angeführten Proben, denke ich, hinlänglich rechtfertigen. —

(Fortsetzung folgt nächstens.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Jänner.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Meteorologische Untersuchungen von H. W. Dove ꝛc.

(Fortsetzung)

Eine besondere Berücksichtigung gebührt einigen, von den wässerigen ganz verschiedenen Meteoren, nämlich: a) den Aerolithen, deren Geburtsort nach dem dermaligen Stande der Kenntnisse nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann; b) den Sternschnuppen, deren periodisches Erscheinen am 12., 13., 14. November erwiesen ist. Ihre Höhe reicht bis gegen 100 Meilen, ihre Bewegung ist der Richtung der Bewegung der Erde entgegengesetzt, sie scheinen von Einem Punkte auszugehen, und ihr Ursprung ist außer der Atmosphäre zu suchen; c) dem Nordlichte. Es entsteht (nach Vielen) an der äußern Gränze der Atmosphäre, nimmt Theil an der Achsendrehung der Erde, die Corona desselben fällt in die Richtung der Magnetnadel, bringt dieselbe in unruhige Schwingungen, und verräth dadurch einen Zusammenhang zwischen sich und der magnetischen Vertheilung auf der Erde, woraus wir zu dem Schlusse berechtigt werden, „daß der Erdkörper nicht bloß der todte Träger eines außer ihm sich gestaltenden Lebens sey, sondern daß er selbst in das bewegte Spiel atmosphärischer Veränderungen thätig mit eingreift.“

In Rücksicht des Leuchtens des Nordscheines ist wohl Faraday's Annahme desselben als eines magneto-elektrischen Phänomens die einfachste.

Diese magnetische Einwirkung leidet aber eine tägliche Veränderung, geht parallel an verschiedenen Orten, hat ihre Pole an den kältesten Punkten der Erde, wird durch momentane Veränderung der Temperaturvertheilung gestört, welches Alles die Verbindung derselben mit der Temperatur-Vertheilung nachzuweisen scheint.

Für die Erkenntniß des Gesammtlebens der Erde ist dieses Verhältniß der magnetischen und thermischen Vertheilung von hoher Wichtigkeit. Während aber jene seit 200 Jahren sich wesentlich verändert hat, scheint dieses constant geblieben zu seyn. Daher können die Veränderungen der magnetischen Vertheilung nur auf die der Wärmevertheilung zurückgeführt werden.

Die II. Abtheilung führt die Aufschrift: „Ueber die von der Windesrichtung abhängigen Veränderungen des Druckes, der Temperatur und der Feuchtigkeit der Atmosphäre.“ Der Hr. Verf. behandelt in dem ersten Abschnitte die barometrische, die thermische und atmische Windrose, und zeigt, daß

1. in Rücksicht der barometr. Windrose die Abhängigkeit des Barometerstandes von dem herrschenden Winde als so bestättiget angesehen werden könne, daß es passend scheint, den Barometerstand als eine Funktion der Windesrichtung anzusehen. Die für Berlin von H. v. Buch, so wie die von H. Burkhardt für Paris berechneten Resultate weichen von den beobachteten immer nur um einige Hunderttheile einer Linie ab, und die in den Annalen der Chemie und Physik angegebenen von dem Hrn. Verf. berechneten 10jährigen Beobachtungen sprechen für ein continuirliches Abnehmen der Barometerstände vom höchsten Stande aus nach dem niedrigsten hin auf beyden Seiten der Windrose.

2. Jede Temperatur ist bedingt durch die Windesrichtung und die Jahreszeit. Man nähert sich der Wahrheit, wenn man die Temperaturverhältnisse der Winde in einzelnen Monaten bestimmt, und das aus den 12 monatlichen Mitteln eines Windes bestimmte jährliche Mittel als die diesem Winde ent-

sprechende Temperatur ansieht. Dann stimmen aber auch der Gang der Temperatur und der Vertheilung des Druckes in der Windrose auffallend zusammen. Der Hr. Verf. setzt die Extreme in SW. und NO. so, daß das thermische Maximum und barometrische Minimum auf SW., das thermische Minimum und barometrische Maximum auf NO. fallen. Eine diese Punkte verbindende Linie heißt ihm die Achse, die Seite von SW. durch W. N. NO. die westliche, die von NO. durch O. und S. bis SW. die östliche Seite der Windrose.

3. Die atmische Windrose stellt die Verhältnisse der Elastizität des Wasserdampfes zu den Winden dar. Zu dieser Untersuchung stand nur eine dreyjährige Beobachtung von London zu Gebot; aber es zeigt selbst in dieser kurzen Zeit die Vertheilung der Elasticität des Wasserdampfes selbst in den vierteljährigen Mitteln eine solche Regelmäßigkeit, daß sie einiges Zutrauen zu verdienen scheinen. (S. 100 – 120.)

Im zweyten Abschnitte behandelt H. V. das von ihm zuerst in die Meteorologie eingeführte Gesetz der Veränderung der Windrichtung, von ihm „Drehungsgesetz“ genannt. H. V. sucht allererst dieses Gesetz theoretisch abzuleiten. Da sich nämlich die Rotations-Geschwindigkeiten verschiedener Punkte verhalten wie die Radien der Parallelkreise, unter welchen sie liegen, so wird die von den Polen nach dem Aequator getriebene Luft sich mit einer kleineren Geschwindigkeit nach Osten drehen als die Orte, zu welchen sie kömmt, scheint daher von O. nach W. zu fließen, und wird um so mehr abgelenkt, je größer der Unterschied der geographischen Breite dieser Orte ist. Daher geht auf der nördlichen Halbkugel ein N. bey allmähligem Fortrücken durch NO., in der südlichen aber ein S. zu O. über.

Aus der Betrachtung aller Erscheinungen folgt, daß bey der Abwechslung der Polar- und Aequatorial-Ströme sich der Wind in der nördlichen Erdhälfte drehe im Sinne S. W. N. O. S., in der südlichen im Sinne S. O. N. W. S. Daher in der tropischen Zone bey dem Mangel an Aequatorialströmen gar keine vollständige Drehung (= Passat-Winde) und durch die eigenthümliche Vertheilung des Festen und Flüssigen = Mousſons, und in der

gemäßigten Zone das Eintreten des Drehungsgesetzes in obigem Sinne.

Daß dieses Gesetz wirklich Statt habe, beweisen die an verschiedenen Orten der nördlichen sowohl als südlichen Halbkugel gemachten Beobachtungen, welche H. V. mit großem Fleiße gesammelt, und zu seinem Zwecke benützt hat. (S. 121 – 138).

Im dritten Abschnitte geht der H. V. über zu den Gesetzen, nach welchen Barometer, Thermometer und Hygrometer sich verändern, und es ergiebt sich, α) daß für die nördliche Halbkugel die berechneten Beobachtungen von Paris, London, Danzig, Gunzenhausen und Holland das Gesetz: Das Barometer fällt bey O. SO. und Südwinden, geht bey SW. aus Fallen in Steigen über, steigt bey W. NW. und Nordwinden, und geht bey NO. vom Steigen zum Fallen über, bestättigen, und es hängt das Steigen und Fallen bey verschiedenen Winden innig mit der mittleren Vertheilung des atmosphärischen Druckes in der (barometrischen) Windrose zusammen. — Für die südliche Halbkugel hingegen gilt nach Galle's auf zwey Reisen mit dem Schiffe Prinzeß Louise gemachten Beobachtungen das Gesetz: Das Barometer fällt bey O. NO. und Nordwinden, geht bey NW. vom Fallen zum Steigen über, steigt bey W. SW. und Südwinden, und geht bey SO. vom Steigen zum Fallen über.

β) Für die Veränderungen des Thermometers gilt in der nördlichen Halbkugel das Gesetz: Es steigt bey O. SO. und Südwinden, geht bey SW. aus Steigen zum Fallen über, fällt bey W. NW. und Nordwinden, und geht bey NO. vom Fallen zum Steigen über.

γ) Die Elasticität des Wasserdampfes nimmt zu bey O. SO. und Südwinden, ihre Zunahme geht bey S. W. in Abnahme über, nimmt ab bey W. NW. und Nordwinden, und bey NO. geht ihre Abnahme in Zunahme über, und

δ) für die Veränderung des Druckes der trockenen Luft ganz dasselbe Gesetz, wie oben in α. Es scheint daher, daß die Veränderungen der vornehmsten meteorol. Instrumente nichts als ein treuer Abdruck des Drehungsgesetzes sind (139 – 167).

Es entsteht natürlich die Frage, ob die Hy-

drometeore das gefundene Gesetz unterbrechen oder bestättigen. Und dieß ist's, was H. V. im vierten Abschnitte untersucht.

Wenn (nach Hutton) bey Vermischung verschieden erwärmter mit Feuchtigkeit gesättigter Luftmengen jedesmal ein Niederschlag entsteht, indem dadurch die Temperatur der Luft bis zum Condensationspunkt des Wasserdampfes erniedrigt wird, so geschieht dieß entweder a) an dem erkalteten Boden selbst, oder b) dadurch, daß horizontal fortfließende Luft durch ein mechanisches Hinderniß gezwungen wird, in die Höhe zu steigen, oder c) daß der Boden nach der Höhe erkältend oder erwärmend wirkt, oder d) durch Vermischung der Winde. Von diesen Niederschlägen stehen die drey ersten in mittelbarem, die vierte in unmittelbarem Zusammenhange mit den Veränderungen des Barometers.

Der Niederschlag durch Vermischung der Winde ist der häufigste. Die Beobachtung lehrt aber, daß es zwey einander entgegengesetzte Winde giebt, welche durch die ganze Atmosphäre hindurchwehen, einen nördlichen und einen südlichen Strom, so, daß an der Westseite ein Uebergang des südlichen in den nördlichen, an der Ostseite des nördlichen in den südlichen ist. Das Verdrängen des nördlichen durch den südlichen geschieht zuerst in der untern, das des südlichen durch den nördlichen zuerst in der oberen Gegend der Atmosphäre. Die Gegenwirkung dieser Ströme giebt alle Mittelwinde. Die Extreme fallen aber nicht auf N. und S., sondern mehr auf NO. oder O. und auf SW. oder W., so wie die Vergleichung der Beobachtungen an 40 Orten zeigt, daß die Maxima an 15 Orten (im nordöstlichen Europa) auf O. und W., an 14 (im südwestlichen Europa) auf NO. und SW. und etwas verschieden an den übrigen Orten fallen.

Betrachtet man diese Erscheinungen in theoretischer Beziehung auf das Drehungsgesetz, so wird sich das Charakteristische dieser Ströme immer auf die Temperaturverhältnisse und die Art der Einwirkung von Seite der Erde zurückführen lassen. Hr. Verf. untersucht diese Ströme in Rücksicht auf den Druck, auf die Richtung, auf die Intensität und die Feuchtigkeit, die Veränderung der Richtung, das Verdrängen derselben durch einander, und es ergeben sich unter andern die merkwürdigen Resultate: a) Der südliche Wind wird in den obern Schichten nur dann den nördlichen verdrängen, wenn dieser beynahe O. geworden. Diese Veränderung muß sich also darstellen als eine Drehung im Sinne O. SO. S. u. s. w.; b) der warme leichte Wind wird durch den kalten schweren auf der Westseite rascher verdrängt, als der kalte schwere durch den warmen leichten auf der Ostseite (168 – 196).

Natürlich wird H. V. nun hinübergeführt zu der Untersuchung des Zusammenhanges der Niederschläge mit dem Stande der meteorol. Instrumente. Er unterscheidet zu diesem Zwecke Niederschläge des Stromes und Niederschläge des Ueberganges, und findet: 1) daß die relative Anzahl der Niederschläge auf der Westseite größer seyn müsse, als auf der Ostseite, und zwar am größten zwischen S. und W., 2) daß im Winter die Anzahl der Niederschläge des Verdrängens größer als im Sommer, 3) auch der Zusammenhang des Ganges der meteorolog. Instrumente mit den Hydrometeoren viel entschiedener hervortrete, 4) und die Niederschläge auf der Westseite höher hinaufrücken als im Sommer, 5) das Barometer während des Regens auf der Westseite stark steige, auf der Ostseite falle, 6) bey Niederschlägen zwischen SWW. weder entschieden steige, noch falle, von W. nach N. stark steige, mit SO. und S. stark falle, 7) bey Regen mit O. falle, mit W. steige, 8) während des Regens niedriger stehe, als der barometrische Werth des Windes, 9) bey Schneefällen am tiefsten unter dem allgemeinen Mittel des Windes (197 – 206).

In Rücksicht der Temperatur ergab sich, daß die Temperatur eines Regenwindes der Westseite niedriger, der Ostseite höher als die mittlere Temperatur dieses Windes ist.

In Rücksicht der Feuchtigkeit der Luft erzeugt die absolut feuchte Luft in einer bestimmten Höhe eine Wolkenbildung, und es muß auf der Westseite Einfallen des kälteren Windes, Wolkenbildung, Niederschlag und Steigen des Barometers zusammenfallen, auf der Ostseite aber ist die Wolkenbildung früher als der untere bemerkbare Wind. Auf jener geht die Wolkenbildung von unten nach oben, auf dieser von oben nach unten.

Der Anfang des Regens ist eine Vergrößerung

der Wolke nach Unten, er fällt oben sparsamer als unten, indem die ganze zwischen der Wolke und dem Boden befindliche Luftschichte dem Zustande der Sättigung zugeführt, an den herabfallenden Tropfen neuer Dampf niedergeschlagen, und der Tropfen also vergrößert wird. Die Pariser Beobachtungen von 1818 bis 1832 geben in dieser Hinsicht einen jährlichen Unterschied von 64,062 Millimètres, welcher aber im Winter beträchtlicher ist, als im Sommer.

Die Theorie der Gewitterbildung „mußte seit Volta den harten Dienst unter der Electricität durchmachen. Die Spuren dieser unglücklichen Herrschaft finden sich noch in den mannigfaltigen Hypothesen. Aber schon Deluc und Seaussure haben gezeigt, daß Wolken nicht Magazine von Electricität sind."

Da die Wolke selbst kein Product, sondern ein Proceß ist, und nur besteht, indem sie entsteht und vergeht, so wird sie desto stärker elektrisch, je lebhafter dieser Proceß eingeleitet ist, und es ist daher zum Hervortretten einer starken elektrischen Spannung eine plötzliche Wolkenbildung (Niederschlag) nothwendig. Weil nun die größten Temperaturdifferenzen sich bey S. SW. und N. NO. ergeben, und ein plötzliches Vermischen am leichtesten dadurch geschieht, daß der kalte Wind dem wärmeren folgt, so muß eine Drehung S. W. N. erfolgen. Daher wird vor dem Gewitter ein südlicher, nachher ein nördlicher Wind wehen, und wegen des ersten in der Höhe der Atmosphäre eine bedeutende Temperaturerhöhung Statt finden. Wenn daher alle diese Erscheinungen richtig zusammengefaßt werden, so sind sie eben so, wie Bewegungen der meteorologischen Instrumente zu der Zeit, wo überhaupt Niederschläge beobachtet werden, nichts anders als ein einfacher Ausdruck des Drehungsgesetzes (S. 196 — 242).

In dem fünften Abschnitt beschäftiget sich H. V. mit Betrachtungen über die allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre, ausgehend von den Windstillen und ihrer Regenzone zu den Passat- und den subtropischen Zonen. Aus dem Ineinandergreifen der Gegend der Windstillen und der Zone der constanten Passate entstehen intermittirende und alternirende Winde (Westmoussons der Linie). Diese Winde sind offenbar das Erzeugniß der vom Aequator abnehmenden Rotationsgeschwindigkeit der Erde und der erwärmenden Wirkung der Sonne. Wie H. V. die Gesetze zuerst theoretisch aus dem Drehungsgesetze ableitet, so bestättiget er dieselben mit großem Scharfsinne aus den gesammelten Angaben der Geographen und Seefahrer.

2) Daß es zwey einander entgegengesetzte Luftströme, einen nördlichen untern und einen südlichen oberen gebe, zeigt Theorie und allgemeine Erfahrung. Durch ihre wechselseitige Verdrängung werden die Witterungserscheinungen unserer Gegenden vorzugsweise bedingt, und ein barometrisches Minimum ist die Erscheinung des Südstromes, ein Maximum die Erscheinung des Nordstromes.

3) In Rücksicht des Minimums zeigt H. V. aus den am 24. December gemachten Beobachtungen, daß wir uns im Südstrome befanden, das Minimum in der Richtung des SW. Stromes fortrückte. Dieses Fortrücken stellt sich an einem bestimmten Orte dar als stürmischer Durchgang durch das Minimum der Windrose, also als eine Drehung O. SO. S. SW. W.

4) Die mittlere Windrichtung in der gemäßigten Zone ist im allgemeinen im Sommer W., im Herbst und Winter SW., im Frühling NW., die mittlere Windrichtung der nördlichen gemäßigten Zone eine südwestliche, die der südlichen aber eine nordwestliche (S. 243 — 298).

In dem letzten sechsten Abschnitt sucht Hr. V. die Witterungserscheinungen der einzelnen Zonen in allgemeinen Umrissen darzustellen. Für die Gegend der Moussons sind zuerst die Regen zu bemerken, welche an Mächtigkeit denen der eigentlichen Regenzone nichts nachgeben, indem sie in 24 Stunden manchmal die Höhe von 7 — 8 Zolle erreichen. Werden sie von südlichen Winden mit westlicher Ablenkung herbeygeführt, so werden die mächtigsten Niederschläge auf der Westseite der Gebirge zu erwarten seyn.

(Schluß folgt)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Jänner.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Meteorologische Untersuchungen von H. W. Dove ꝛc.

(Schluß.)

Steigen die feuchten Luftströme an den Gebirgen auf, so wird die Regenmenge schnell nach der Höhe hin zunehmen, und jenseits der Gebirge nichts mehr herabfallen. Bey dem Umsetzen des SW. Mousson in den NO. Mousson werden an der Ostseite der Gebirge, vorzugsweise zu Anfang, mächtige Niederschläge eintreten, wie dieß durch die Beobachtungen vollkommen bestättiget wird.

Der barometrische Druck nimmt schnell mit der Breite zu, aber unmerklich in der Höhe ab. Der Druck der Dampfatmosphäre wird in Vergleich mit dem im mittleren Europa wesentlich modificirt, und zwar durch die veränderte Windrichtung, die in Europa (Aspenrade) im Sommer nördlicher ist als im Winter, während in Benares das Entgegengesetzte und zwar in äußersten Extremen Statt findet. In Rücksicht der Temperaturveränderungen geht aus den Beobachtungen an 26 Orten von 33° 49′ nördlicher Breite bis 31° südlicher Breite hervor, daß bey zunehmender nördlicher Declination der Sonne der NO. Mousson seine abkühlende Kraft verliert, und die bisher allmählig wachsende Temperatur plötzlich so bedeutend steigt, daß der der Sonne folgende SO. Passat als SW. Mousson in die Windstille eindringt, woraus sich die Erscheinungen dieser Zone erklären. Die relative Feuchtigkeit dieser Zone ist am niedrigsten im July und August, am höchsten im April und May (S. 299 — 326).

Für die Gegend der Passate gelten die Regeln: Der Luftdruck nimmt gegen die Wendekreise zu, das Maximum der Temperatur fällt in einige Entfernung dieß- und jenseits der Calmen, die Elasticität des Wasserdampfes nimmt von dem Aequator in einem noch auszumittelnden Verhältniß ab. Dasselbe gilt von den continuirlichen Regen der Calmen. An den Grenzen der Tropen tritt, je weiter wir uns von ihnen entfernen, die Winterregenzeit immer mehr in zwey durch schwächere Niederschläge verbundene Maxima auseinander, welche in Deutschland in einem Sommermaximum wieder zusammenfallen, wo also temporäre Regenlosigkeit vollkommen aufhört (327 — 331).

In der gemäßigten Zone lehren die 10 jährigen Pariser und Howard's 12 jährige Beobachtungen bey London, daß die südlichere mittlere Windrichtung des Jahres in Paris eine weit bedeutendere Temperaturerhöhung bewirkt als der indifferente West in London. Eben so sind die Wirkungen im Winter und Herbst gesteigert, und der Unterschied der thermischen Windrosen dieser Städte zeigt, warum in Paris der W. im Sommer eine stärkere Abkühlung bewirkt, als der WNW. in London.

Eine Veränderung der mittleren Windesrichtung oder der Vertheilung der Wärme in der Windrose kann eine Veränderung des Klima's bewirken. Eine klimatische Aenderung, die nicht rein lokal ist, scheint sich in der Beziehung des Beobachtungsortes zu den ihn umgebenden kund zu geben, und da der unzweydeutigste Ausdruck dieser Beziehung die barometrische Windrose ist, so werden solche von Zeit zu Zeit berechnete Windrosen eine Andeutung dafür geben (332 — 342).

In der kalten Zone hat den Beobachtungen gemäß der Wind auf die Temperatur und das Barometer wenig Einfluß, er selbst ändert sich wenig ab, obschon seine mittlere Richtung in Port Bowen

auf die Südseite, in Melville auf die Nordwestseite fällt. Feuchte Niederschläge finden bey niedrigem Barometer Statt. „Die ganze Luftmasse dieser Gegenden scheint nämlich wie ein luftiger Gletscher dem Andrange der Aequatorialströme zu wiederstehen, und ihnen vielleicht nur in den eigentlichen Sommermonaten und nur vorübergehend ein Eindringen zu gestatten. Die Richtung aber, nach welcher hin diese Masse langsam abfließt, wird die Temperatur der begrenzenden gemäßigten Zone wesentlich modificiren“ (S. 343).

Mit wahrem Vergnügen hat Ref. den Inhalt dieses Werkes angezeigt. Es ist mit so viel Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Fleiß geschrieben, daß es gewiß zu den gehaltreichsten, die je zu Gunsten der halbaufgegebenen Meteorologie geschrieben worden sind, gezählt werden darf. Der Inhalt desselben ist aber so reichhaltig, und die Darstellung oft so gedrängt, daß es unmöglich ist, besonders inner den Grenzen, in welchen eine Zeitschrift sich bewegt, einen vollständigen Auszug zu liefern. Referent wird daher sehr zufrieden seyn, wenn er durch seine Anzeige nur das Lesen und Studium dieses Werkes veranlaßt hat. Gewiß wird jeder Sachkundige sich mit Ref. freuen, daß endlich wieder eine Zeit gekommen ist, in welcher an die Stelle der Legion unzuverläßiger Witterungsregeln, Wetterprophezeyungen u. dgl. ernstes wissenschaftliches Studium der meteorologischen Erscheinungen durch Männer wie v. Humboldt, v. Buch, Kämtz, Dove u. aa. eingeleitet wird. Referent wünscht nur, daß Hr. V. sich durch anderweitige, wenn auch gleich wichtige und unter seiner Behandlung höchst interessant werdende Untersuchungen, nicht ganz der Vormundschaft über die noch unmündige Meteorologie entfremden lassen möge.

Tabellarische Uebersicht der specifischen Gewichte der Körper. Ein alphabetisch geordnetes Handbuch für Freunde der Naturwissenschaften, insbesondere für Chemiker, Physiker ꝛc. Von Rudolph Böttger, Docent der Physik und Chemie beym physikalischen Verein in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. bey Brönner 1837.

Der Verf. bemerkt in einem Vorwort sehr richtig, daß in den meisten Handbüchern der Chemie und Physik nur die spec. Gewichte einiger Körper, und diese zum Theil mangelhaft, angegeben sind, und daß selbst in größern chemischen und physikalischen Wörterbüchern in diesem Betreff Verwechslungen und Unrichtigkeiten nicht selten sind. Er machte sich deshalb die Aufgabe, alle vorhandene, das spec. Gewicht der Körper betreffende Materialien zu sammeln, und das Richtige, wo möglich von dem Schwankenden und Falschen zu sichten. Der Bequemlichkeit im Aufsuchen wegen, ist eine alphabetische Ordnung gewählt worden. Wie gewöhnlich ist bey den tropfbar-flüßigen und festen Körpern das destillirte Wasser = 1,000, bey den Gasen und Dämpfen dagegen die atmosphärische Luft bey einer Temperatur von 0° R. und einem Barometerstande von 28 Pariser Zollen = 1,000 und bey den Gewichtsbestimmungen der Planeten die Erde = 1,0000 angenommen worden.

Die Temperaturgrade sind sämmtlich auf Grade des 80theiligen Thermometers reducirt worden.

Es ist auch eine vergleichende Tabelle des Fahrenheit'schen, Celsius'schen und Reaumur'schen Thermometers beygegeben, und eine Uebersicht der Grade der Araeometer-Scalen von Beaumé und Beck mit den diesen Graden entsprechenden specifischen Gewichten.

Eine so mühsame Arbeit ist gewiß mit Dank aufzunehmen und wir hätten nur gewünscht, daß der Verf. die neuesten oder mit vorzugsweise guten Instrumenten angestellten Beobachtungen besonders hervorgehoben oder bezeichnet hätte, was ihm gewiß nicht schwer gewesen wäre.

Auch hätte sich Manches wohl kürzer geben lassen und manche Angabe wegbleiben können. So finden sich z. B. beym kohlensauren Kalk die Angaben von Phillips, Beudant, Leonhard und Mohs, beym Kalkspath werden die von Brisson, Baumgartner unb Karsten angeführt und nun kommt noch für blättrigen Kalkstein eine Angabe von

Kirwan. Bey Manganspath ist nur auf das Kiesel-Manganerz hingewiesen und das kohlensaure Manganoxydul findet man nicht unter Manganoxydul, sondern unter Manganoxyd. Hier stehen zwey Angaben von Leonhard und Mohs; es hätte auch die von Breithaupt angeführt werden, oder eine Hinweisung gegeben werden sollen, daß es unter den Karbonspäthen beym manganischen Karbonspath vorkommt. Für Asbest und Asbestartigen Strahlstein sind nur Angaben von Kirwan gegeben und beym Bergkork steht eine Angabe von Muschenbröck mit 0,680. Beym Pistazit findet sich nur eine Angabe und auf Epidot ist nicht verwiesen u. s. w. Man sieht, daß die Synonymik einem solchem Werke viele Schwierigkeiten entgegensetzt, und daß man wohl mit ihr vertraut seyn muß, um es in der Art anzufertigen, daß es für Jeden mit gleichem Nutzen brauchbar ist. —

Druck und Papier sind sehr schön.

Einige Worte über die Pathologie der Mineralien. Von Med. Dr. Ritter von Holger. Aus der Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften. Herausgegeben von Dr. A. Baumgartner und Dr. J. Ritter von Holger. Wien bey Heubner. 1837. H. 4.

Der Verfasser hat in einer frühern Abhandlung (H. 2.) über den Gurhofian dargethan, daß dieses Mineral wesentlich Dolomit sey, und daß es als ein Product der Zerstörung des Serpentins gelten müße. In Beziehung auf die Bildung desselben heißt es in jener Abhandlung:

„Der Serpentin gehört als Gemenge der drey Mineralspecies Feldspath, Schillerspath und Granat der Geognosie an, der Gurhofian steht aber weder mit dem Gemenge an und für sich, noch mit der Hervorbildung einer der 3 Species aus diesem Gemenge in irgend einer Beziehung und gehört daher der Geognosie nicht mehr an. Der Dolomit ist keine Felsart, kein Gemenge, sondern eine wahre Mineralspecies — —; der Gurhofian gehört, in wie ferne er seinem Wesen nach Dolomit ist, gleichfalls der Oryktognosie an. Da er aber seiner Entstehung nach abnormes Product ist, welches nur entstehen kann, wenn die Thätigkeit, durch welche sich der Serpentin bildet und mit seine wesentlichen Eigenschaften erhält, in Folge eigenartiger äußerer Einflüße regelwidrig wirkt und daher nur aus theilweiser oder gänzlicher Zerstörung des Serpentins hervorgeht, so gehört er einer neuen Wissenschaft, der Pathologie des Mineralreichs an, die, wenn sie schon bis jetzt nicht gebildet ist, doch bald entstehen muß, weil die Körper, welche ihr angehören, mögen sie nun als Felsarten oder als Specien betrachtet werden, immer am unrechten Orte stehen und als Hindernisse der streng logischen Entwicklung und Durchführung irgend eines oryktognostischen oder geognostischen Systems angesehen werden müssen, und wirklich als solche erscheinen.“

Hier wird also die erste Idee der Pathologie des Mineralreichs ausgesprochen.

In derselben Abhandlung werden Analysen des mit dem Gurhofian vorkommenden Serpentins angegeben. Das Resultat ist:

Feldspath	36,6
Kieselerde	4,2
Thonerde	5,5
Eisenoxydul	19,1
Kalkerde	1,3
Talkerde	29,5
Wasser	3,8
	100,0

Man ersieht deutlich, daß dieses ein Serpentin ganz eigener Art ist. Es ist sehr wahrscheinlich ein kranker Serpentin. — Die Pathologie des Mineralreiches macht nun der Verf. im 4. Heft der genannten Zeitschrift zum Gegenstande einer eigenen Abhandlung.

Wir gestehen, daß wir diese Abhandlung an gegenwärtigem Orte nicht erwähnt hätten, wenn es uns nicht räthlich schiene, unhaltbaren Neuerungen und Irrlehren bey Zeiten entgegen zu treten.

Nachdem in der Einleitung bemerkt wird, daß die Mineralien eine Lebenskraft haben, oder eine sie bildende und erhaltende Kraft, welche, da sie ähnliche Erscheinungen, wie die organische Lebens-

kraft hervorbringt, von dieser nicht wesentlich verschieden seyn kann, daß diese Lebensthätigkeit bestimmten Gesetzen folgen muß, daß die äußern Einflüße, welche im Stande sind, sie zu zerstören, auch vermögend sind, so auf sie einzuwirken, daß sie regelwidrig zurückwirkt, so gelangt der Verf. zu dem Schluße, daß es also Krankheiten der Mineralien gebe, welche jedoch keine dynamischen, sondern nur organische seyn können. Es giebt also auch eine Pathologie der Mineralien.

Von den Ursachen der abnormen Zustände, von der Aetiologie der Mineralien, meynt der Verf., können wir nicht viel wissen, doch werden als besonders schädliche Potenzen angeführt: der Sauerstoff der Atmosphäre, das Wasser, besonders das Gefrieren des Wassers in den Zwischenräumen, aufgelöste mineralische Substanzen, erdige gemengte Mineralien, welche lange der Einwirkung der Feuchtigkeit ausgesetzt sind, vulkanische Wärme ꝛc. — Es kommt hier eine Anmerkung vor, in welcher gesagt wird, daß der Graphit ein Zerstörungsproduct der Hornblende sey. Es heißt nämlich: Der in Niederöstreich so häufig vorkommende Graphit, oder das gemeinhin sogenannte Wasserbley tritt, wie ich bisher immer beobachtet, im Syenitgebirge auf und es läßt sich leicht durch eine vollständige Reihenfolge von entsprechenden Uebergängen nachweisen, daß er ein Zerstörungsproduct des Syenits, und wie demnächst anzustellende Analysen wohl beweisen dürften, der in selbem vorkommenden Hornblende sey. Bisher fand ich ihn vorzüglich entwickelt in solchen Schluchten, wo der Syenit beständig feucht erhalten wird, ohne daß Sonnenwärme einwirken kann, — —, hingegen verwittert derselbe Syenit an andern Orten, wo freyer Luftzug und Sonne einwirken kann, zu einer Eisenocker haltenden Erde, auch fand sich die Hornblende in den böhmischen Basalten unter ähnlicher Einwirkung immer zur ockerhaltigen Erde, nie zum Graphit verwittert.“

Wir sind auf die versprochenen Analysen begierig, denn nach unserm bisherigen Wissen müßte es wunderbar zugehen, wenn die Hornblende, welche zufällige Spuren beygemengter organischer Substanzen abgerechnet, kein Atom Kohlenstoff enthält, eine Substanz erzeugen könnte, die, wie der Graphit, wesentlich nur Kohlenstoff ist; wenn übrigens die citirten Hornblenden von andern eben so abweichen, wie der Serpentin, woraus der Gurhofian entstand, von andern Serpentinen, so ist es wohl möglich, daß ein so räthselhafter Vorgang eine Erklärung finden werde. — Die neue Wissenschaft zerfällt hinsichtlich der abnormen Erscheinungen in 3 Abtheilungen und behandelt: 1) Mineralien, die durch ihre Mischung, 2) solche, die durch ihre Form abnorm geworden sind, und endlich 3) solche, die an und für sich normal beschaffen, durch eine regelwidrige Entstehung als abnorm in Beziehung auf jene gelten müssen, aus welchen sie hervorgingen.

In der ersten Abtheilung wird untersucht, was man unter normaler und abnormer Mischung und unter Species zu verstehen habe. — In Beziehung auf außerwesentliche Bestandtheile sagt der Verfasser: „So lange wir glauben, daß diese Nebenbestandtheile der normalen chemischen Verbindung nur zufällig beygemengt werden, etwa, weil sie zugleich aus der Auflösung, woraus sie krystallisirte, niedergeschlagen wurden, sind die Varietäten normale aber zufällig verunreinigte Mineralien. Wenn wir aber bey genauen auf diesen Punct gerichteten Beobachtungen einst einsehen dürften, es liege in der dem Mineral eigenen Kraft, daß es außer seinen wesentlichen Bestandtheilen noch andere aufnehme, statt der binären Verbindung, eine quaternäre darstelle, dann wären die Varietäten ohne weiters als abnorme Producte anzusehen.“ — Ueber diese etwas dunkeln Sätze verbreitet der Schluß des Abschnitts das nothwendige Licht, wo der Verf. seine originellen Ansichten über normale chemische Verbindung deutlich ausspricht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Jänner.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Observations anatomiques sur la Sirène mise en parallèle avec le Protée et le Têtard de la Salamandre aquatique par Maur Rusconi. Avec 6 planches. Edition à cent exemplaires. A Pavie chez Fusi et Comp. Libraires. 1837. fol.

Die günstige Fügung, welche mich vor kurzer Zeit in den Besitz von mehreren frischgefangenen Proteus, aus der Adelsberger Grotte, setzte, veranlaßt mich zu einer etwas umständlicheren Anzeige der vorliegenden Schrift und zu einem näheren Eingehen in die Anatomie der Circulations- und Athmungsorgane, sowie der Geschlechtswerkzeuge der Proteusartigen Amphibien, welche trotz der reichhaltigen Untersuchungen der neuesten Zeit, vorzüglich von Deutschland und England aus, keineswegs noch erschöpfend gekannt sind. Das hohe, allgemein physiologische Interesse der Kreislaufs-, Athmungs- und Geschlechts-Organe dieser merkwürdigen Thiere mag eine ausführlichere Besprechung in diesen Blättern entschuldigen, gesetzt auch, daß bloß der Fachgelehrte hieran Antheil nähme.

Zuvor einige allgemeine Bemerkungen über diese neue Arbeit Rusconi's, der als fleißiger Beobachter und geschickter Zeichner hinreichend bekannt ist.

Der Titel verspricht viel mehr, als der Inhalt giebt.

Auf 60 Seiten Text, wovon ein beträchtlicher Theil der Erklärung der Tafeln gewidmet ist, giebt der Verf. einige wenige neue Bemerkungen über die Anatomie von Siren, wovon er ein Exemplar durch den Prinzen von Musignano erhalten hatte. Den größten Theil des Textes nimmt übrigens die eingewebte Polemik, vorzüglich gegen Cuvier, auch gegen Geoffroy St. Hilaire, Martin St. Ange und Dugès ein und diese ist in derselben, nicht ganz feinen, jedenfalls leidenschaftlichen Weise geführt, welche Rusconi's neuere Arbeiten, z. B. über die Entwickelung der Batrachier gegen Baer, auszeichnet. Dabey kehren mehrere Irrthümer aus der ältern Monographie des Proteus hartnäckiger und schärfer wieder und verdienen eine nachdrückliche Widerlegung. Das Auffallendste aber ist, daß unter den 6 Kupfertafeln nur 2 neue sind, und die Besitzer der älteren Monografia del Proteo anguino gezwungen werden, die vier älteren Tafeln, deren Stich durch die Mehr-Abdrücke natürlich etwas gelitten hat, und deren Illumination, namentlich der ersten Tafel, an 2 vom Verf. verglichenen Exemplaren ungleich weniger sorgfältig ist, noch einmal zu kaufen.

Den beyden neuen Tafeln jedoch muß man das Lob zollen, daß sie gut gezeichnet und vom Verf. selbst so gestochen sind, daß sie den älteren an die Seite gesetzt werden können, und jenen Ruhm bewähren, den sich die in Pavia erschienenen anatomischen Kupferwerke durch Scarpa, Panizza und den Verf. erworben haben.

Da diese beyden Kupfertafeln den wichtigsten Theil der Schrift ausmachen, und die ihnen zu Grunde liegenden Thatsachen fast ausschließlich in der Kupfererklärung enthalten sind, so will ich zuerst von diesen sprechen.

Auf Tafel V. ist ein weiblicher Proteus mit sehr entwickelten Geschlechtstheilen dargestellt. Früher hatte Rusconi die Eychen immer nur sehr klein, höchstens wie Mohnkörnchen gefunden; bey diesem Exemplar sind eine Menge Eyer sehr entwickelt und von der Größe kleiner Erbsen; der Abbildung nach

ist der Eyerstock und der (jetzt gewundene) Eyleiter ganz wie bey den Salamandern zur Zeit der Eyreife.

Der Verf. hat die feinere mikroskopische Analyse der Eyer nicht gegeben. Ich habe ein frisch getödtetes, weibliches Individuum darauf untersucht und folgendes gefunden.

Die Eyerstöcke sind ganz gebaut, wie bey Salamandra, Triton und bey den Batrachiern überhaupt; es sind zwey gleich lange, beutelförmige, längliche, hohle Säcke von gelblicher Farbe. Die größten Eyer des von mir untersuchten Individuums betrugen freylich nur eine halbe Linie Pariser Maaß, waren aber bereits gestielt und ragten frey in die Höhle des Ovariums herein. Rusconi hat das Maaß der Eyer nicht angegeben; nach der Abbildung in natürlicher Größe finde ich dieselbe bis zu 1 1/2 Linien. Das Stroma der Ovarien ist, wie bey allen Batrachiern, schwach entwickelt. Jedes Ey ist mit einem Chorion oder vom Eyerstock herrührenden Indusium überzogen. Die Dotterhaut ist ohne besondere Struktur; im Dotter fand ich bloß feine Molükeln, keine Fetttröpfchen, unstreitig wegen der noch geringen Entwickelung der Eyer. Das Keimbläschen ist groß und sehr deutlich und, ganz wie bey allen bisher von mir untersuchten nackten Amphibien, mit mehrfachen (zahlreichen) granulirten Keimflecken versehen. Bey einem 1/6 Linie großen Ey fand ich das Keimbläschen 1/15 Linie.

Allerdings wäre es sehr interessant, aus der Entwickelung der Geschlechtstheile die Fortpflanzungs-Zeit des Proteus wenigstens approximativ zu bestimmen. Rusconi hatte das abgebildete Individuum von Brocchi erhalten; es war gegen Ende November in Adelsberg gefangen worden und starb nach 2 1/2 monatlicher Gefangenschaft, während welcher es keine Nahrung erhalten hatte. Der Leib war schon beym Empfange des Individuums ziemlich angeschwollen, vergrößerte sich aber immer mehr. Rusconi schließt hieraus, daß die Paarung Anfang des Winters, die Ausschlüpfung der Jungen aber im Anfang des Frühjahres erfolge. Meine drey erwachsenen Individuen waren von mir hier in Erlangen Ende July gekauft und der Angabe nach 3 Wochen vorher in Adelsberg gefangen worden.

Das erwähnte Weibchen öffnete ich Ende August. Die Oeffnung eines Männchens verzögerte ich bis Mitte October. Die beyden einfachen, unten mit einem Anhang versehenen und denen der Landsalamander sehr ähnlichen Hoden, schienen mir etwas größer und mehr turgescirend als bey dem von Rusconi auf Tab. III. abgebildeten Männchen. Die vasa deferentia waren dünn und leer. Leider wurde meine Vermuthung, daß noch keine Samenthierchen gebildet wären, bestätigt und die Hoden enthielten nur eine feinkörnige Masse. Bey der großen Aehnlichkeit des Proteus im Bau der keimbereitenden Geschlechtstheile mit Salamandra und Triton, vermuthe ich auch eine nahe Verwandtschaft der Form ihrer Spermatozoen. Es läßt sich dieß freylich nicht mit Sicherheit voraussagen, da unter den ungeschwänzten Batrachiern, meinen Beobachtungen zufolge, z. B. bey Pelobates, bey Bombinator höchst verschiedene Spermatozoen, denen der Frösche durchaus unähnlich, vorkommen.

Die übrigen Figuren auf der fünften Tafel: Vergleichung des Schädels von Proteus mit Siren und Axolotl in Profil (beyde letztere nach Cuvier kopirt) sind nicht von Bedeutung. Recht gut und sorgfältig ist dagegen die Abbildung eines Exemplars von Siren intermedia. Dasselbe Thier geöffnet Fig. 2. Es war ein Weibchen. Von den übrigen Figuren dieser Tafel ist nur eine kopirt, nämlich der Schädel von Siren lacertina nach Cuvier. Die gegebenen Figuren betreffen Schädel-Ansichten und Kiemenapparat mit Zungenbein vom Proteus, von Siren intermedia, Land- und Wassersalamander, und besonders sorgfältig eine Darstellung der injizirten Kiemengefässe einer Salamanderlarve. Ich will mir nicht erlauben an der Ausführung einer solchen Injektion zu zweifeln, obwohl sie gewiß höchst schwierig ist.

Von besonderem Interesse wird immer die Anatomie des Gefäßsystems und der Athmungsorgane bleiben.

Ich war vor Allem begierig, über die Größe der Blutkörperchen etwas Genaueres zu erfahren. Rudolphi hatte in seiner Physiologie (Bd. 1. S. 146) bereits angegeben, daß ihm die Blutkügelchen des Proteus alle bis dahin gesehenen zu übertreffen geschienen hätten, und daß sie in der Größe denen des

Landsalamanders wenigstens gleich kämen; doch habe er das Mikrometer nicht angewendet. Später fand ich, daß Rusconi bereits in seiner älteren Monografia davon gesprochen habe; er fand sie in der Form denen der Viper, der Schildkröte, des Frosches und Wassersalamanders ähnlich, aber doppelt größer (Monografia del Proteo p. 77). Ich habe nun die Blutkörperchen von frischen Thieren genauer untersucht und mit dem Mikrometer gemessen und fand sie meist sehr länglich eyrund, schmal, 1/40 ja bis 1/30 Linie lang und circa 1/80 bis 1/100 Linie breit; die Kerne messen 1/200 bis 1/250 Linie. Die Blutkörperchen des Proteus sind also wirklich die größten aller bekannten Thiere, selbst noch einmal so groß als die des Landsalamanders und zweymal so groß als diejenigen vom Frosch und vom Rochen, welche, wie ich gefunden habe, eben so, wie die der Haifische, nur die Größe derjenigen der Frösche und übrigen schwanzlosen Batrachier haben. Die Blutkörperchen des Proteus sind mit freyem Auge als kleine Pünktchen sichtbar.

Es folgt aus diesen Beobachtungen, daß die Gefäße des Proteus sehr weit sind und dieß erleichtert auch die Injectionen.

Rusconi bringt in der vorliegenden Schrift jene baroke Behauptung wieder vor, nach welcher der Proteus keine Lungen habe. Er nennt diese Organe vésicules und giebt als Gründe für seine Behauptung folgendes an. Bey allen Batrachiern, Siren allein ausgenommen, seyen die Lungen völlig frey, während die vésicules des Proteus im Gegentheil mit den Organen der Generation durch eine Falte des Peritonaeums an die Rückenwirbelsäule geheftet seyen. Die Arterie bilde kein Netz auf den Wänden, sondern gäbe nur einige Aeste und vertheile sich dann an den Zeugungsapparat ihrer Seite. Eben so öffne sich die Vene unter den Nieren in die Hohlvene. Die vésicules des Proteus hätten also kein eigenthümliches Gefäßsystem und demnach einen ganz andern Zweck, als das Blut zu dekarbonisiren.

(Schluß folgt).

Einige Worte über die Pathologie der Mineralien. ꝛc.

(Schluß.)

Nachdem er bemerkte, daß die chemische Verbindung nicht ein blos zufälliges Zusammentreten mehrerer Körper, sondern ein durch bestimmte Gesetze geregelter Act der Natur sey und die Natur einen bestimmten Zweck dabey erreichen wolle, und daß der für uns erkennbare Zweck bey einer chemischen Verbindung kein anderer seyn könne, als die vollkommene Ausgleichung der entgegengesetzten Thätigkeit mehrerer Körper, so fährt er fort: „Daher ist jede Verbindung normal, welche von beyden Bestandtheilen nur Ein oder gleichviel Atome enthält, und jede abnorm, welche von einem derselben mehr Atome als von dem andern enthält, und zwar abnormes Product jener Species, die mit ihr dieselben Bestandtheile in dem Normalverhältniß hätte, wenn z. B. ein Mineral von der Zusammensetzung $\ddot{C}\,\dot{C}a + \ddot{C}2\,\dot{M}g$ (eine dem Verf. eigenthümliche Schreibart) vorkäme, so wäre dieses keine Species, sondern eine Abnormität der Species $\ddot{C}\,\dot{C}a + \ddot{C}\,\dot{M}g$, nämlich des Dolomits. Ebenso sind auch Mineralien in dem Grade abnorm, als sie mehr zusammengesetzt sind, weil die Natur hier, wo es darauf ankommt, eine dauernde Verbindung hervorzubringen (bey organischen Körpern findet das Gegentheil statt), einfache Zusammensetzungen vorziehen muß, durch welche dieser Zweck allein erreicht wird.“ Diesen Sätzen fehlt es nicht nur an einer wissenschaftlichen Grundlage, sondern sie stehen auch im Widerspruche mit dem, was der Verf. bey mehreren Gelegenheiten als normale Mischungen citirt, wie z. B. die Kohlensäure $\ddot{C}$, das Eisenoxyd $\ddot{F}e$, das Manganperoxyd $\ddot{M}n$ ꝛc. da es sich doch deutlich herausstellt, daß nach dem eben angeführten die Kohlensäure als abnormes Kohlenoxydgas $\dot{C}$, das Eisenoxyd als abnormes Eisenoxydul $\dot{F}e$, das Manganperoxyd als sehr abnormes Manganoxydul $\dot{M}n$ betrachtet werden müßte. Auch scheint der Verf. nicht viel an die Natur gedacht zu haben, als er über ihre Zwecke schrieb; oder die Natur müßte sehr inconsequent

seyn, daß sie so ungeheuere Massen von Feldspath, Glimmer, Amphibol, Augit u. s. w. erzeugen konnte, da diese Mineralien mit dem Maßstab geprüft, welchen der Verf. der Natur aufdringen will, alle abnorm wären, und um wie viel mehr noch andere, wie z. B. Smaragd, Topas, Pyrop, Cordierit ꝛc., welche mit der Abnormität der Mischung noch die verbinden, daß sie gar nicht verwittern wollen, sondern eine eigensinnige Dauerhaftigkeit wahrnehmen lassen.

In der zweyten Abtheilung wird die wirkliche und scheinbare Abnormität der Krystallisation beleuchtet. Körnige und ähnliche Massen, an welchen Spuren von Krystallisation bemerkbar sind, werden normale Krüppel genannt. In Beziehung auf den Urkalk macht der Verf. den Geognosten einen Vorwurf. „Es war — sehr unwissenschaftlich, heißt es, daß die Geognosten einfache Mineralien, wo sie in großen Mengen vorkommen, und dadurch in ihrer regelmäßigen Ausbildung gehemmt bleiben, als Felsarten betrachteten, denn die größere oder geringere Menge kann ein Mineral nicht zur Felsart machen, sondern nur allein die Eigenschaft ein Gemenge zu seyn (!). Der Urkalk gehört daher als normaler Krüppel nicht der Geognosie, sondern der Oryktognosie an, hingegen müssen gemeiner Kalkstein und Kreide der Pathologie der Mineralien anheim fallen, nachdem im erstern die krystallisirende Thätigkeit auf ein Minimum herabgesetzt (!), in der zweyten ganz erloschen ist.“

Wenn man die Untersuchung consequent durchführt, was nach des Verf. Meynung zur Pathologie und zur Oryktognosie gehört, und deßhalb nicht in die Geognosie gehören darf, so kommt so ziemlich heraus, daß gar nichts in die Geognosie gehört. Als besonders abnorm werden die erdigen Mineralien angeführt. Von diesen heißt es, daß sie „als formlose, d. h. der Form nach todte, auf den höchsten Grad der Abnormität gekommene Körper sind, denn die Erden sind wenigstens mit freyem Auge (!) betrachtet Körper, deren kleinste Theile keine regelmäßige Form mehr haben, und gehören demnach alle der Pathologie des Mineralreiches an.“

Wir wollen des dritten Abschnittes nicht weiter erwähnen, er gleicht dem vorhergehenden vollkommen.

Am Schluße heißt es: „Wenn nach dem bisher Gesagten noch Jemand fragen sollte, welchen Nutzen eine Pathologie der Mineralien für die Wissenschaft bringen könne, so dürfte gar nicht ihr absoluter Werth angeführt werden, den sie so wie jede andere Erweiterung, jede mehr geregelte den Denkgesetzen angemessene Eintheilung unserer Kenntnisse ohne Widerrede in Anspruch nehmen kann, indem sich dieses von selbst versteht, und ihr praktischer Werth, bezüglich der Gründung und consequenten Durchführung eines Mineralsystems, welches den Forderungen der Naturwissenschaft und der Logik gleichmäßig entspricht, uns näher liegt.

Wenn zu der ohnehin schon bestehenden Confusion in der mineralogischen Systematik noch die der Holger'schen Pathologie käme, so möchte man wohl von gar keinem Werthe eines Mineralsystems mehr reden, weder von einem theoretischen, noch von einem praktischen.

Für die Geognosie, sagt der Verf., hat die Pathologie der Mineralien noch darum einen eigenen Werth, daß sie den einfachen Mineralien, welche in großen Massen vorkommen, eine andere geeignetere Stelle anweist, und daher erlaubt, die gemengten Mineralkörper, die wahren Felsarten allein als Objekt der Geognosie anzusehen, wonach ein allgemeines Bildungsgesetz aus der Beobachtung derselben abgeleitet, die Geognosie zur Wissenschaft erhoben werden kann, und in der Darstellung der in den gemengten Mineralien erscheinenden Bildungsgesetze glücklicher seyn wird, als sie es bisher in der Nachweisung einer umfassenden und consequenten Theorie der Bildung des Erdkörpers gewesen ist.“ — Das ist ein wahrer Gallimathias! —

Wir halten es für überflüßig, das Unhaltbare und Unwissenschaftliche, welches fast allen neuern in dieser Schrift ausgesprochenen Ansichten zum Grunde liegt, im Detail darzulegen; es erhellt hinlänglich aus den citirten Textstellen, wovon der größte Theil wenigstens keiner Interpretation bedarf. Dem Verf. aber möchten wir rathen, sich von den gesunden Mineralien und den normalen Erscheinungen der Naturkräfte im unorganischen Reiche vorerst besser zu unterrichten, ehe er es unternimmt, seine sogenannte Pathologie weiter zu verfolgen, denn ehe man von kranken Zuständen spricht, muß man zuvor die gesunden kennen gelernt haben, sonst werden nur schiefe Urtheile zum Vorschein kommen.

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Jänner.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere von Gustav Rose. I. Band. Reise nach dem nördlichen Ural und Altai. Mit Kupfern, Karten und Holzschnitten. Berlin 1837. Verlag der Sander'schen Buchhandlung.

Das vorliegende Werk bildet eine Abtheilung zu einem größeren, welches v. Humboldt, Ehrenberg und G. Rose gemeinschaftlich herausgeben.

Der Verf. giebt in der Vorrede einige Fragmente aus A. v. Humboldts Einleitung seines noch ungedruckten astronomischen und magnetischen Tagebuchs, woraus man entnimmt, daß von Humboldt auf Befehl des Kaisers Nikolaus die Reise nach dem Ural, Altai ꝛc. unternahm, wohin ihn der Verf. mit Ehrenberg begleitete. Die Munificenz des Kaisers ebenso, wie das Hrn. v. Humboldt geschenkte Vertrauen erhellt aus dem Schluße des durch den Finanzminister Grafen von Cancrin an v. Humboldt überschickten pro memoria, wo es heißt: „Es hängt ganz von Ihnen ab, in welchen Richtungen, und zu welchem Zwecke Sie diese Reise ausführen wollen; der Wunsch der Regierung ist einzig der, den Wissenschaften förderlich zu seyn. So viel Sie können, werden Sie dabey dem Bergbau und dem Gewerbsfleiße Rußlands Nutzen schaffen.“ — Solche edle Anerbietungen, sagt v. Humboldt, und sie wurden alle auf einer lange dauernden Reise, von 14,500 Werften (über 2000 geographische Meilen) erfüllt, darf ich schon deshalb nicht mit Stillschweigen übergehen, weil sie auf eine erfreuliche Art das Zeitalter charakterisiren, in dem wir leben. Die Gunst, welche dem edlen Treiben des Einzelnen gespendet wird, strahlt von der Höhe der Wissenschaft auf ihn herab. Sie ist der lebendige Ausdruck der Achtung, die ein mächtiger Monarch dem fortschreitenden Wissen und dem wohlthätigen Einfluße dieses Wissens auf den Wohlstand der Völker schenkt. —

Die Reise wurde daher unter den günstigsten Umständen im Jahre 1829 unternommen. Ueberall fanden die Reisenden zu ihrer Aufnahme vorbereitete Wohnungen, Pferde u. s. f. und erhielten einen ausgezeichneten Bergbeamten, der deutschen und französischen Sprache gleich mächtig, den Berghauptmann von Menschenin zum Begleiter. Der Verf. giebt hier den minerologisch-geognostischen Theil der geführten Tagebücher, und obwohl es bey einer so ausgedehnten Reise nicht möglich war, alle einzelnen interessanten Puncte zu besuchen, um Aufschluß über die Gebirgsformationen zu erhalten, so wurde er doch durch die vielen, ihm überall zu Gebote stehenden Sammlungen in den Stand gesetzt, ein allgemeines Bild derselben herzustellen.

Der Verf. bemerkt, daß sein Reisebericht zwey Bände ausmachen werde; der erste vorliegende enthält die Reise im mittlern und nördlichen Ural und in den Altai; der zweyte, dessen Druck unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten beginnen soll, wird die Reisen in den südlichen Ural und nach Astrakan nebst einigen besondern Abhandlungen enthalten, und mit einer mineralogisch-geognostischen Uebersicht des Urals schließen. Von den beyden, zum ersten Bande gehörigen Karten hat die eine, die große Uralkarte, Professor Berghaus zu zeichnen übernommen. Zum Grunde ist hiebey die russische Specialkarte des russischen Reiches (die Podrobnaja Karta) gelegt worden, es sind aber dabey auch die neuen astronomischen Ortsbestimmungen von Wisniewsky, Schubert, A. v. Humboldt und Ad. Ermann, sowie die handschriftlichen Specialkarten benutzt worden, welche v.

Humboldt von den Hüttenbezirken von Bogoslowsk, Katharinenburg, Slatoust und Miask mitgetheilt wurden. Die Karte vom Altai ist nach den russischen Gouvernements-Karten entworfen.

Ueber die im Buche vorkommenden Maaße und Gewichte bemerkt der Verf., daß das russische Pud zu 40 russischen Pfunden ziemlich genau 35 preußische Pfunde oder 70 Mark ausmache. In einer Anmerkung, welche ein Beyspiel der Anwendung dieser Vergleichung geben soll, wird die Ausbeute im Jahre 1836 an russischem Golde zu 27884,8 Mark, und an Platin zu 8269,8 Mark angegeben.

Das Werk ist in 6 Hauptabtheilungen getheilt, und begreift: 1) Die Reise von Berlin nach Petersburg. 2) Die Reise von Petersburg nach Katharinenburg. 3) Katharinenburg und Exkursionen in die Umgebungen der Stadt. 4) Reise in den nördlichen Ural. 5) Reise von Katharinenburg nach dem Altai. 6) Der Altai.

Wir machen hier auf einige besonders interessante Partien der einzelnen Abtheilungen aufmerksam.

Ueber die Bernstein-Gewinnung und Verwaltung in der Nähe von Königsberg theilt der Verf. ziemlich ausführliche Notizen mit. Der Bernstein ist seit dem Jahre 1811 an Hrn. Douglas für die jährliche Summe von 10,000 Thalern verpachtet. Als der Verf. das Magazin sah, befanden sich daselbst an 150,000 Pfund aufbewahrt. Der sonst sehr bedeutende Absatz nach Constantinopel hat sich in den letzten Jahren merklich vermindert, theils wegen der Kriege mit der Pforte, theils wegen der den Luxus einschränkenden Edicte des Sultans. Merkwürdig ist, daß die Menge Bernstein, die in jedem Jahre gewonnen wird, seitdem man angefangen hat, darüber Rechnung zu führen, sich immer gleich geblieben ist; der Bernstein wird theils gegraben, theils am Strande des Meeres, wohin er von den Wellen geworfen wird, gesammelt. Der Landbernstein findet sich in einer schwarzen, mit Stücken von Braunkohle gemengten, sehr vitriolischen thonigen Sandschichte. Die Kosten der Gräbereyen betrugen in einem Jahre 10,000 Thaler, und doch lohnte sich die Arbeit. Für die Königsberger und besonders für die in der Nähe wohnenden Fischer ist das Vorkommen des Bernsteins in der Hinsicht mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden, daß jeder die dortige Küste Befahrende einer Visitation durch die Strandreiter und andere Beamte unterworfen ist. Die Fischer dürfen nur von bestimmten Stellen aus in See gehen, und haben, wenn sie an andern Orten angetroffen werden, zu befürchten, nach Königsberg oder Fischhausen zur Untersuchung gebracht zu werden. — Es wird nebenher bemerkt, daß das größte bekannte Stück Bernstein, in der Berliner Sammlung, in ziemlicher Entfernung von der Küste auf dem Gute Schlappachen zwischen Gumbinnen und Insterburg gefunden wurde. Es ist 13 3/4 Zoll rhl. lang, 8 1/2 Zoll breit, auf der einen Seite 5 5/8″ und auf der andern 3 1/2″ dick und hat ein Gewicht von 13 Pfd. 5 3/4 Lth. Der Besitzer des Gutes erhielt für die Ablieferung 1000 Thlr., woraus hervorgeht, daß sein Werth auf 10000 Thaler geschätzt worden ist, da gesetzlich der Finder den zehnten Theil vom Schätzungswerthe des eingelieferten Bernsteins erhält. —

In Dorpat sammelte der Verf. mehrere Notizen über die geognostische Beschaffenheit von Ehstland und Livland. Aus der Beschreibung einer Gebirgsarten-Sammlung, durch von Engelhardt an v. Humboldt übergeben, geht hervor, daß die Formationen zum Uebergangskalk, bunten Sandstein, Muschelkalk, Keuper und Jurakalk gehören, aber in Ehstland und Livland nicht dieselben sind.

Die Beschreibung der mineralogischen Sammlungen von Petersburg macht manche dort befindliche Schätze und Seltenheiten bekannt. Die ansehnlichste Sammlung ist die im Bergkorps befindliche unter der obern Leitung des Staatsministers von Cancrin. Sie enthält unter andern einen Topas von 4 Zoll 9 Linien Länge und einer Breite von 4″ 6‴,; er ist auf einer Seite vollkommen auskrystallisirt; ferner einen Beryll, im Jahre 1828 gefunden, von 9″ 5‴ Länge und 1″ 3‴ Durchmesser, im Gewicht von 6 Pf. 11 Solot., sehr durchsichtig und von grünlichgelber Farbe; sehr große Feldspathkrystalle von Mursinsk; ein Malachitstück von der Kupfergrube Gumeschewsk in Ural von 3 Fuß 6 Zoll Höhe und fast eben so breit. Sein Werth wird auf 525,000 Rubel geschätzt; Goldgeschiebe aus dem Ural, worunter eines im Gewicht von 24 Pfund 69 Solot. (43 1/4 Mark), andere von 13, eines von 16 Pfund u. s. w. Unter den Platingeschieben ist

ein Stück von 10 Pfund 54 Solotnik (18½ Mark) aus den Demidoff'schen Platinsandlagern von Nischne-Tagilsk. Man fand später dort Geschiebe von 19 und 20 Pfund. An Größe übertreffen also die Ural'schen Platingeschiebe bey weitem die aus Brasilien, woher das größte in Madrid 11,641 Gran, das in Berlin 1088 Gran wiegt.

In der Sammlung der Akademie, welche der des Bergkorps nachsteht, nun aber durch den Ankauf der v. Struve'schen Sammlung bedeutend gewonnen hat, wird die bekannte Pallas'sche Meteoreisenmasse vom Jenisey aufbewahrt, welche noch gegenwärtig 1270 russische Pfunde wiegt. Die Sammlung der mineralogischen Gesellschaft enthält unter andern sehr ausgezeichnete Apatite vom Baikalsee. Außerdem finden sich sehr viele Privatsammlungen in Petersburg, so daß diese Stadt für den Mineralogen eine reiche Ausbeute liefert. Von eben so großem Interesse, wie die Sammlungen roher Mineralien, bezeichnet der Verf. die von geschliffenen Steinen. Es wird der große Diamant des kaiserlichen Scepters beschrieben, welcher 194¾ Karat wiegt, im größten Durchmesser 1 Zoll 3½ Linien und in der Höhe 10 Linien hat. Der Schliff ist sehr unvollkommen, aber er ist vom ersten Wasser und lebhaftesten Glanze. Der Verf. sah auch den großen Diamant, den der persische Prinz Cosrhoës, der jüngere Sohn des Abbas Mirza bey seinem Aufenthalt in Petersburg dem russischen Kaiser zum Geschenk machte. Er ist dadurch interessant, daß er nur zum Theil geschliffen ist, zum Theil aber noch seine natürliche Flächen besitzt, welche die des Oktaëders sind. Sein Gewicht beträgt 86 Karat. Er ist von der vollkommensten Reinheit. Die geschliffenen Flächen sind mit persischen Inschriften versehen.

Schöne geschliffene Steine sieht man besonders in den kaiserlichen Schlössern. Die prächtigen Porphyre des Altai, der Jaspis des südlichen Urals, der Avanturin vom Ural und Altai, das Rothbraunsteinerz aus der Gegend von Katharinenburg, der Malachit aus der Gumeschefskischen Kupfergrube und die Schriftgranite von Mursinsk und Miask sind hier zu den mannigfaltigsten Kunstgegenständen verarbeitet.

Die geognostische Beschaffenheit von Petersburg betreffend, so finden sich folgende Gesteine: 1) Ein lichter graulichblauer Thon, die unterste Schichte bildend; 2) Sandstein; 3) Thonschiefer und Alaunschiefer; 4) Trilobiten- oder Uebergangskalkstein.

Von Petersburg nahmen die Reisenden ihren Weg über Moskau, Nischne-Nowgorod nach Kasan und weiter über Perm nach Katharinenburg. Katharinenburg wird ausführlich beschrieben. In dem Münzhofe wird nur Kupfermünze geprägt. Das Kupfer kommt von Bogoslowsk im Ural und von einigen Hütten bey Perm; außerdem wird noch hiezu der Zehnten von dem ausgebrachten Kupfer der Privatwerke genommen, der von diesen als Abgabe an den Staat entrichtet wird. Bogoslowsk lieferte bisher jährlich 40,000 Pud, die Perm'schen Hütten 12,000 Pud, der Zehnten von dem Kupfer der Privatwerke beträgt 18,000 Pud, so daß bisher jährlich gegen 70,000 Pud Kupfer vermünzt wurden. — In dem Münzhofe befindet sich ferner noch ein Laboratorium, in welchem das Gold geschmolzen wird. — In der Steinschleiferey, welche ganz in der Nähe des Münzhofes liegt, werden Gebirgsarten und Edelsteine geschliffen. Zu den letztern gehören der Topas von Mursinsk und Miask, der Beryll von Mursinsk und von Adontschalon, die Amethyste und Bergkrystalle von Mursinsk. Andere Gesteine sind Jaspis, Avanturin, Porphyr, Diorit, Rhodonit und Malachit.

(Schluß folgt.)

Observations anatomiques sur la Sirène mise en parallèle avec le Protée etc.

(Schluß.)

Die Lungen des Siren beschreibt Rusconi übereinstimmend mit Owen (Transactions of the Zoological Society Vol. I. p. 3) als lange cylindrische Säcke und von einer Falte des Peritonaeums an die Rückenwirbelsäule geheftet, in welcher Hinsicht Siren von den übrigen Batrachiern abweicht. Diese Lungen haben Parietalzellen, wie die Landsalamander, welche Owen abgebildet hat, während Proteus und die Wassersalamander zellenlose Lungen haben. Demungeachtet bestreitet Rusconi die Annahme Cuvier's, daß Proteus, Siren und die Salamanderlarven zugleich durch Lunge und Kiemen athmen.

Vom Proteus behauptet Rusconi, er sterbe außer dem Wasser fast eben so schnell als ein Fisch. Er läugnet ferner, daß er, wie Owen beobachtete, zwey Vorkammern habe. Ja er geht so weit zu behaupten, daß auch die Salamander nur eine Vorkammer besässen, welche nur eine Einschnürung habe, deren hintere Abtheilung von Martin St. Ange fälschlich für ein besonderes Herzohr betrachtet würde. Es sey dieß nur ein Sinus venosus. Der Grund, sagt Rusconi, warum der Proteus keine Verwandlung erleide, sey sehr klar; er habe keine Lungen, und könne deßhalb nicht die Form verändern. In Bezug auf Siren, wo Rusconi das Vorhandenseyn der Lungen zugiebt, meynt der V., könne man nur Vermuthungen haben, weßhalb er sich nicht verwandle. Er findet diese in der muthmaßlichen Unmöglichkeit, daß Siren sich der Lungen bedienen könnte; diese seyen an das Rückgrat geheftet, enge und lang, daher nicht wohl geeignet, Luft aufzunehmen, auch die Lage der hinteren Oeffnung der Nasenlöcher so, daß ein Verschlucken der Luft nicht wohl möglich sey. Die Lungen von Siren dürften nach Rusconi's Meynung dazu dienen, den hinteren Theil des Körpers im Gleichgewichte zu erhalten. Die ganze Ansicht Cuviers vom zugleich Athmen durch Lungen und Kiemen der Proteideen und Salamanderlarven sey eine Fabel. Es gebe in der ganzen Thierreihe keine Analogie. Die Ansicht, daß Siren ein vollkommenes, keine weiteren Verwandlungen erleidendes Thier sey, nimmt Rusconi nur auf die Versicherungen der amerikanischen Naturforscher an; der ganze Bau spreche dagegen.

Den Schluß dieser Betrachtungen bildet eine ähnliche Polemik gegen den Verf. des Artikels Siren im Dict. des sciences naturelles, die aber durch ihre Gereiztheit und Heftigkeit noch unangenehmer auffällt, als die gegen Cuvier.

Es wird indeß Rusconi nicht gelingen, seine irrigen Ansichten und seine Mißdeutung neuerer Entdeckungen wieder zur Geltung zu bringen. Die von Davy ausgegangene, dann von Martin St. Ange, Weber in Bonn, von Mayer, Owen u. dgl. bestätigte Entdeckung von dem doppelten Vorhof aller Batrachier scheint zu fest gesichert.

Daß die beyden länglichen, ihrer ganzen Lage und Form nach mit den Lungen der übrigen Batrachier übereinstimmenden Säcke von Proteus keine Lungen seyen, ist eine gar zu abentheuerliche Behauptung. Rusconi's Angabe über die Gefäßvertheilung darinnen ist völlig irrig. Ich habe darüber eigene Untersuchungen angestellt.

Jede Lunge erhält eine auf der unteren Fläche (dem Bauche zugekehrt) verlaufende, schmälere Lungenarterie und eine viel weitere, auf der oberen, der Rückenwirbelsäule zugekehrten Seite verlaufende Lungenvene; beyde kommuniziren durch zahlreiche Quergefässe, welche ein Netz auf der Lunge bilden. Was Rusconi beschreibt, und Tafel II. u. abbildet, nämlich ein Zusammenhang des Gefäßsystemes der Lungen mit der Abdominal-Aorta und unteren Hohlvene, gehört den Lungen nicht selbst, sondern der Gekrößartigen Falte und dem Ueberzug an, welche die Lungen vom Peritonaeum erhalten. Etwas Ähnliches, vermuthe ich, liegt auch dem neuerlich von Hyrtl beschriebenen besonderen Gefäßsystem an den Lungen der Schlangen zu Grunde. (Vergl. Hyrtl strena anatomica de novis pulmonum vasis. Pragae 1837).

Die beyden Lungen sind allerdings sehr enge, nur hinten weiter, und hier mit Luft gefüllt. Häufig habe ich übrigens auch gesehen, wie die lebenden Proteus an die Oberfläche des Wassers kommen, Luft verschlucken, und wie sie am Boden des Gefässes Luftblasen von sich geben, die emporsteigen. Daß der Proteus so schnell wie ein Fisch außer dem Wasser sterbe, habe ich nicht gefunden; mehrere Stunden dauern sie aus und behalten länger noch Zeichen von Lebenskraft.

Ob die innere Oberfläche der Lungen mit Cilien besetzt sey, und demnach Flimmerbewegungen habe, konnte ich nicht mit Sicherheit erkennen. An den Kiemen sah ich aber sehr lange und feine Wimpern, welche unstreitig den auf dem Schieber des Mikroskops liegenden Blutkörperchen die Bewegung mittheilten, welche Czermack in Wien vor einigen Jahren als diesen eigenthümlich beschrieben hat.

Irrig ist auch Rusconi's Angabe, daß in der ganzen Thierwelt keine Analogie vorkomme, daß Thiere durch Lungen und Kiemen zugleich athmen. So hat Ehrenberg nachgewiesen, daß die Molluskengattung Onchidium außer einer Lungenhöhle auch baumförmige Kiemen besitzt.

Rudolph Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Jänner.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meere von Gustav Rose. ꝛc.

(Schluß.)

Die Mineraliensammlungen von Katharinenburg sind im Allgemeinen von keiner großen Ausdehnung. In der Privatsammlung des Herrn Helm sah der Verf. ein Stück körniges Chromeisenerz, in welches Platin eingesprengt war, aus den Platinseifen von Nischne-Tagilsk; in der Sammlung des Hrn. Völkner den seltnen Pyrophyllit und Diaspor.

Von Katharinenburg aus machten die Reisenden Exkursionen nach den Goldseifenwerken Schabrowskoi. Der Goldsand ist lehmartig und von ockergelber Farbe. Er enthält Geschiebe von Talkschiefer, Chloritschiefer, Quarz, Kieselschiefer ꝛc. Das Gold ist sehr rein. Nach des Verf. Analyse besteht es aus:

Gold	98,96
Silber	0,16
Kupfer	0,35
Eisen	0,05
	99,51

der mittlere Gehalt der reichern Schichten beträgt circa 0,0005 pr. Ct., was allerdings eine sehr geringe Menge, aber bey der Leichtigkeit der Gewinnung doch sehr bedeutend ist. Die Kosten, welche die Gewinnung eines Pud Goldes aus dem Sande verursacht, betragen ungefähr 20,000 Rubel, während der Werth eines Pud Goldes an 50,000 Rubel beträgt.

In der Nähe des Seifenwerkes befindet sich der Rhodonitbruch. Der Rhodonit, ein Manganaugit, ist seiner schönen rosenrothen Farbe und der Politur wegen, die er annimmt, sehr geschätzt. Die Felsarten der Umgebungen von Katharinenburg sind Diorit, Granit, Chloritschiefer, Serpentin, Thonschiefer, Augitporphyr.

Eine zweyte Excursion war der Goldgrube von Beresowsk und den benachbarten Goldseifen gewidmet. In der Nähe des goldhaltigen Bodens findet sich Granit und Serpentin anstehend. Im Serpentin findet sich Hydromagnesit, welchen der Verfasser unrichtig Brucit nennt, da letzteres Mineral nicht kohlensaures Talkerdehydrat, sondern nur Talkerdehydrat ist. Auf einer andern Seite finden sich Diorit und Augitporphyr; sie enthalten kein Gold, auch der Serpentin enthält keines.

Das eigentliche Gestein, worin die Goldführenden Gänge aufsetzen, ist nur unter Tag zu sehen. Es ist Thonschiefer, Chloritschiefer und Talkschiefer und ein, wenig Talk und Bitterspath haltiger Quarz, welcher dort Listwänit genannt wird. Diese geschichteten Gebirgsarten werden nun von Gängen von Granit durchsetzt, die aber selbst noch nicht edel sind, sondern in besonderen Quarzgängen, die in ihm aufsetzen, das Gold enthalten, welches den Gegenstand des Berosow'skischen Bergbaues ausmacht. Dieser Granit führt den Namen Beresit. Der Granit ist mürbe und zersetzt, und der darin enthaltene Eisenkies meistens in Göthit umgewandelt. Die Granitgänge stehen fast saiger und haben im Allgemeinen 18 — 20 Lachter Mächtigkeit. Die auf diesen Gängen vorkommenden Mineralien sind: Quarz, Turmalin in grünen nadelförmigen Krystallen, Talk, Pyrophyllit, Bitterspath, Eisenkies, Brauneisenerz und Schwefel in kleinen Krystallen, als Producte der Zersetzung des Eisenkieses, Nadelerz, Fahlerz, Kupferkies und Gold. Das Gold kommt in Flitterchen, Blättchen und unregelmäßigen Körnchen, gewöhnlich nur von der Größe einer Erbse

vor, im Quarz, Eisenkies und Nadelerz. Die Krystalle davon, welche sich finden, sind: Oktaeder, Hexaeder, Dodecaeder, Trapezoeder und zweyerley Hexakisoktaeder. Das Gold enthält 6 — 8 pr. Ct. Silber. Ferner findet sich Bleyglanz und mit diesem die unter dem Namen Rothbleyerz und Melanochroit bekannten Bleychromate, Vauquelinit, Grünbleyerz, Vanadinbleyerz, Weißbleyerz, Bleyvitriol. Unter diesen ist das Nadelerz und der Melanochroit noch nirgends anderswo gefunden worden, und Pyrophyllit, Rothbleyerz, Vauquelinit und Vanadinbleyerz kennt man nur von sehr wenigen andern Fundorten.

Der Verf. äußert die Meynung, daß das vorkommende Eisenoxydhydrat $\dddot{Fe}\,\dot{H}$ wahrscheinlich durch fortgesetzte Einwirkung von Wasser auf den Eisenkies, vielleicht bey erhöhter Temperatur entstanden sey. Das Material für die Chromsäure der Bleyerze mochte der im Serpentin vorkommende Chromeisenstein geliefert haben. — Nach amtlichen Listen beträgt die Menge des von 1754 — 1828 gewonnenen bergfeinen Goldes $624\frac{1}{2}$ Pud und die durchschnittliche Menge eines jeden Jahres $8\frac{1}{3}$ Pud.

Die in der Nähe liegenden Seifenwerke lieferten von 1814 — 1823 an bergfeinem Golde $207\frac{1}{3}$ Pud, im Mittel jährlich $13\frac{4}{5}$ Pud. Sie haben also in 15 Jahren so viel geliefert, als die Gruben in 43 Jahren. Das Gold der Seifenwerke enthält ebenfalls Silber bis zu 7 pr. Ct.

Auf einer andern Exkursion nach der Kupfergrube Gumeschewskoi berührten die Reisenden die Fundorte des Diaspor und Chloritoid oder Chloritspathes. Es wird hier von letzterem eine noch nicht bekannte Analyse von Bonsdorff angegeben, welche mit der von Erdmann angestellten nicht übereinstimmt. Die Resultate beyder sind:

	Nach Bonsdorff.	N. Erdmann.
Kieselerde .	27,48 „	24,9
Thonerde .	35,57 „	46,2
Eisenoxydul	27,05 „	28,9
Talkerde .	4,29 „	100,0
Manganoxydul	0,30	
Wasser . .	6,95	
	101,64	

Rose vermuthet, daß die Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Fe}^3\\ \dot{My}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si} + \ddot{Al}^2\,\ddot{Si} + {}_3\dot{H}$$ sey.

Die auf der Gumeschewskischen Grube vorkommenden Erze sind: Gediegen Kupfer, Kupferkies, Rothkupfererz, zum Theil sehr schön krystallisirt, Malachit, Brochantit, Brauneisenerz und Quarz. Vom Brochantit giebt der Verfasser Winkelmessungen an, welche etwas von den bekannten von Lévy abweichen. Unter allen Kupfererzen ist der Malachit das am häufigsten vorkommende. Er findet sich zuweilen in Massen bis zu 10 Pud schwer. Die Erze werden auf den Hüttenwerken Polewskoi und Sisserskoi verschmolzen. Die Menge des in Polewskoi gewonnenen Kupfers beträgt nach Erdmann jährlich 27,000 Pud.

Unter IV. wird die Reise nach dem nördlichen Ural beschrieben. Von besonderem Interesse sind die Notizen über Nischne-Tagilsk. Dieser bedeutende Ort von 3000 Häusern und 17000 Einwohnern, sowie der ganze dazu gehörige ungefähr 8000 Quadratwerste große Distrikt ist im Besitzthume der Demidow'schen Familie. Der Reichthum hier zusammengehäufter Erze ist außerordentlich. Nur 2 Werste entfernt liegt der berühmte Magnetberg, der mit seinen vortrefflichen Erzen die Hochöfen der ganzen umliegenden Gegend versorgt; in seiner Nähe hat man 1812 vorzügliche Kupfererze gefunden und in noch neuerer Zeit wurden ebenda die reichen Gold- und Platinseifen entdeckt. Die jährl. Produktion an Kupfer beträgt 50,000 Pud.

Der Magnetberg erhebt sich aus einer Ebene und stellt einen breiten flachen v. N. nach S. laufenden Rücken dar. Seine größte Länge beträgt 300 Lachter, die größte Breite 250 Lachter, und die größte Höhe über dem Hüttenteich 41 Lachter. Er besteht dem größten Theil nach aus reinem Magneteisenerz. Die Kupfererze in seiner Nähe sind: Gediegen Kupfer meistens in Trapezoedern und als Zwillinge erscheinend, Kupferglanz, Kupferkies, Rothkupfererz, Malachit, Kupferlasur, Libethenit und Brauneisenerz. Die Erze liegen in einem thonigen Gestein, welches zersetzter Talkschiefer zu seyn scheint.

Der Goldsand der Seifenwerke von Nischne-Tagilsk hat seit ihrer Entdeckung im Jahre 1823 bis zum Juli 1829 über 250 Pud Gold geliefert. Das Gold enthält 5 – 12 pCt. Silber.

Die Platinseifen finden sich südwestlich von Nischne-Tagilsk. Es sind deren sechs. Die Gesteine, welche die Basis des Platinsandes bilden, sind in dem Seifenwerke häufig anstehend zu sehen. Sie bestehen aus Chloritschiefer und sehr quarzigem Talkschiefer, sowie aus Serpentin. In dem Sande findet sich eine sehr große Menge Chromeisenerz, aber fast kein Quarz und Magneteisenerz. Ferner kommen darin derbe Stücke von Hypersthen vor.

Eine solche Wäsche lieferte vom 18. November 1827 bis zum Jäner 1829 gegen $25\frac{1}{2}$ Pud Platin, darunter 24 Stücke von $\frac{1}{4} - \frac{1}{2}$ Pfund, 14 Stücke von $\frac{1}{2} - 1$ Pfund; 2 Stücke von 3 und eines über 8 Pfund schwer.

Bey einem Besuche von Kuschwinsk untersuchten die Reisenden den Dioritporphyr sehr genau, worin v. Engelhardt Platin eingesprengt gefunden hat. Sie konnten aber nur Eisenkies finden. Das Hüttenwerk Kuschwinsk, seit 1730 gegründet, verdankt seine Entstehung dem in der Nähe befindlichen Magnetberge, Gora Blagodat oder der gesegnete Berg genannt. — Es folgt nun ausführlich die Geschichte der Entdeckung europäischer Diamanten im Ural. Die Diamanten sind bis jetzt nur sehr sparsam in den Seifenwerken der Gräfin Polier vorgekommen. Von 1829 bis zum Juli 1833 fand man 37 Diamanten. Die Gebirgsarten, die in der Lagerstätte der Diamanten vorkommen, sind: Oolithenkalkstein, Gyps und Anhydrit, Augitporphyr Thonschiefer, Kalkstein und schwarze Dolomite, Goldsand. Der Verf. vergleicht das Vorkommen der Ural-Diamanten mit dem der Brasilianischen und Ostindischen.

Bey Beschreibung der Bogoslowsk'schen Kupfergruben theilt der Verf. sehr interessante Bemerkungen mit über die Krystallisation des gediegenen Kupfers und über die Verwachsung von solchen Krystallen und Zwillingen zu drahtähnlichen Massen; ferner über die dort vorkommenden Afterkrystalle von Malachit in Formen einer unbekannten Species.

Bogoslowsk war der nördlichste Ort am Ural, welchen die Reisenden besuchten. Sie kehrten von da über Mursinsk nach Katharinenburg zurück. In dem Granit von Werchoturje fanden die Prof. Kupffer und Erman schwarze prismatische Krystalle eingewachsen, welche der Verf. als Buklandit erkannte.

Die Edelsteinbrüche von Mursinsk bieten eine Menge schöner Mineralien dar. In dem dortigen Granit finden sich zu Alabaschka: Bergkrystalle von dunkel nelkenbrauner Farbe, Feldspath zum Theil mit Quarz zu Schriftgranit verwachsen, Albit, zweyaxiger Glimmer, Turmalin, Granat, Topas, theils graulichweiß – berggrün, theils farblos und wasserhell; Beryll, meistens weingelb und häufig vollkommen klar und durchsichtig. Topas, Beryll und die reinen Bergkrystalle machen den Hauptgegenstand der Förderung aus. Die Amethystbrüche liegen bey den Dörfern Sisikowa und Juschakowa. Der Amethyst findet sich auf Quarzgängen im Granit. Der meiste ist nicht sehr intensiv gefärbt. Die ebenfalls in der Nähe von Mursinsk liegenden Brüche von Schaitansk sind durch die rothen Turmaline bekannt, welche ehemals dort vorkamen. Mit den rothen Turmalinen von Serapulsk kommt ein Boracit ähnliches Mineral vor, von welchem der Verf. die Charakteristik liefert, und welches er Rhodizit genannt hat.

V. enthält die Reise von Katharinenburg nach dem Altai. An dem Flüßchen Takowaja, 85 Werste von Katharinenburg finden sich in Glimmerschiefer die neuerlich bekannt gewordenen Smaragde und der Phenakit. Die Smaragde sind von schöner grüner Farbe. Bemerkenswerth ist, daß sie vor dem Löthrohre nicht auf Chrom reagiren, sondern von Eisenoxyd gefärbt zu seyn scheinen. —

VI. Der Altai. Der Bergbau des Altai's liefert vorzüglich Silber, und das etatsmäßige Quantum beträgt seit länger als 50 Jahren, 1000 Pud oder 69,900 Mark köln. Außerdem werden noch jährlich gegen 12,000 Pud Kupfer und 20,000 Pud Bley gewonnen. Die berühmteste Grube ist der Schlangenberg, 280 Werste südlich von Barnaul am Rande des Altai. — So groß indessen die Silbermenge ist, welche der Altai liefert, so sind die Erze doch nur sehr arm, indem sie im Durchschnitte nur 0,04 pCt. Silber enthalten. — Der

Verf. giebt eine kurze Geschichte des Altaischen Bergbaues, woraus wir hier anführen wollen, daß der Gründer desselben der russische Staatsrath Akimfitsch Nikitas Demidoff war, und daß die ersten Anfänge nach 1723 gemacht wurden. — In dem Museum von Barnaul fand der Verf. das von ihm bestimmte Tellursilber.

Die Reise in den Altai begannen die Reisenden mit dem Besuche des Schlangenberges. Der ganze Berg besteht fast aus nichts anderem, als dem Erzlager selbst, welches von einer in Thonschiefer ruhenden Hornsteinmasse gebildet wird, die nach allen Richtungen von Gängen und Trümmern von Schwerspath durchsetzt ist, worin die Erze vorkommen.

Die vorkommenden Metalle sind: Gediegen Gold, moosartig und in Blechen; gediegen Silber, Silberkupferglanz, Glaserz, Fahlerz, Hornerz, gediegen Kupfer, Buntkupfererz, Kupferkies, Kupferglanz, Bleyglanz, Zinkblende, Eisenkies, Rothkupfererz, Kupferlasur, Malachit, Kupfergrün, Weißbleyerz, Zinkspath.

Der Verf. beschreibt mehrere Krystallvarietäten der Kupferlasur vom Schlangenberg, welche an Schönheit der von Chessy gleich kommt.

Nördlich vom Schlangenberg (30 Werste entfernt) liegt die bekannte Steinschleiferey von Kolywansk. Die Gesteine, welche hier verarbeitet werden, sind: Rother Porphyr, grüner Augitporphyr, gestreifter Porphyr, welcher gewöhnlich den Namen Jaspis führt, und Avanturin.

Vom Schlangenberg nahmen die Reisenden den Weg nach den reichen Silbergruben Ridderskt und Krukowsk; weiter nach der Silbergrube Syränowsk und machten von da aus einen Besuch bey dem nächsten chinesischen Posten Baty am Irtysch. Die Rückreise nach Ustkamenogorsk wurde auf dem Irtysch gemacht. —

Als Anhang sind diesem Bande mehrere Abhandlungen beygegeben, nämlich: 1) Ueber das Tellursilber und Tellurbley von Sowodinskoi im Altai, bereits aus Poggendorfs Annalen bekannt, 2) Ueber den Rohstein der Silberhütte von Barnaul. Er enthält nach der Analyse von Thaulow:

Bley	22,35
Kupfer	20,53
Eisen	29,25
Silber	0,07
Schwefel	25,35
	97,55

Die Metalle befinden sich sämmtlich auf der ersten Schweflungsstufe, und es ist interessant, daß dieser Rohstein in Würfeln krystallisirt.

3) Ueber die Goldscheidung vermittelst Schwefelsäure auf dem Münzhofe von Petersburg.

Die Scheidung mit Schwefelsäure ist seit 1830 eingeführt und es werden dadurch gegen die frühere mit Salpetersäure jährlich über 200,000 Rubel B. Ass. erspart.

Die Mengen von Gold nnd Silber, welche auf diesem Münzhofe jährlich geschieden werden, bestehen in folgenden:

1) Gegen 350 Pud silberhaltiges Gold vom Ural mit 7 Procent Gold.
2) 1000 Pud goldhaltiges Silber vom Altai, niit 3 Procent Gold.
3) 200 — 250 Pud goldhaltiges Silber von Nertschinsk mit 1/2 Procent Gold.
4) Gegen 500 Pud goldhaltiges Silber von alten Gefäßen und andern Gegenständen mit 1/2 Procent Gold im Durchschnitt.

4) Ueber die mittlere Temperatur von Petersburg, Moskau und Kasan, und 5) über die Höhe von Moskau und Kasan über der Meeresfläche.

Die beygegebenen Kupfertafeln enthaltenen Abbildungen der beschriebenen großen Diamanten und Krystallformen, einen Situationsplan der Turinskischen Kupfergruben mit Angabe des Streichens der darin vorkommenden Gebirgsarten nebst Durchschnitten, und eine Karte des Altai'schen Hüttenbezirks mit den angränzenden Gegenden. —

Druck und Papier sind sehr schön.

Wir wünschen, daß der zweyte Band recht bald erscheinen möge.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Jänner.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. Hamburg, 1837. XXI. und 406 S. gr. 8.

2) Hellenika. Griechenland im Neuen das Alte von P. W. Forchhammer. Erster Band, mit einer Kupfertafel und einer Karte von Böotien. Berlin 1837. gr. 8.

3) Panathenaica. Auctore Herm. Alex. Müller. Bonnae. 1837.

4) Lettre à M. L. de Klenze, sur une statue de heros Atique récemment découverte à Athènes, par M. Raoul-Rochette (Extrait des Nouvelles Annales publiées par la section Française de l'Institut Archéologique.) Paris 1837. 8.

5. Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monuments figureés de Venus en Orient et en Occident, par M. Felix Lajard, Membre de l'Institut (Académie royale des Inscr. et B. L.) Première Livraison, Tableau lithographié et planches II V VII VIII et IX. à Paris 1837. (Der Text in 4.; die lithographische Tafel und die Kupfertafel in gr. Fol.)

(Fortsetzung.)

Der Verf. von Nr. 3. steht mit dem von Nr. 1., ohne ihn zu nennen, im grellsten Gegensatz. Man höre nur (p. 7. Prooem.): Immo cuncta deorum veneratio ex fidei sensusque fundamento orta est, quo solo omnis vita divina contineri videtur; itaque apud Graecos quoque fabulae sacrae non ex poetarum demum ingenio, sed ex populi ipsius mente nascebantur.“ Er dringt demzufolge auf gründlichere Erforschung der Cultushandlungen und Festgebräuche der Alten, insbesondere der Griechen, und glaubt, daß diese bey Betrachtung der Natur der Gottheiten und Staatseinrichtungen zu sehr vernachlässigt worden. Als Quellen der Lehre von den Culten und Festen läßt er, wie sich gebührt, die alten Schriftsteller gelten, glaubt aber, die Denkmale hätten eine nicht minder quellenmäßige Autorität. Es sey deßwegen geradezu irrig, wenn neuere Philosophen den Kunstmonumenten für Mythologie und Religionenkunde keinen oder nur einen untergeordneten Werth beylegen wollten. (P. 8): Itaque nec Bernhardii V. Cl. (Encyklopädie der Philologie S. 327) Sententiam comprobare possum, qui scripta tantum monumenta, non artis opera veros mythologiae fontes habenda esse dicit, neque Vossii, qui ad fabulas explicandas libros maxime consulendos esse censet, ita ut monumentorum artis testimonia nihil nisi additamenta supervacanea sint. Sed non solum fabulas Deorum ipsas magnam partem arte expressas ex ejus monumentis intelligi licet, ita ut merito conjiciamus, ne unam quidem ab artificibus praetermissam esse, verum etiam tot opera vel ad nostram memoriam pervenerunt, vel a scriptoribus tantum commemorantur, in quibus ritus aliquis vel caerimonia ob oculos posita erat, ut nihil ineptius esse possit, quam si quis haec monumenta non respiciens antiquitates sacras explicare velit.“ Dafür wird er sich nun von Gottfr. Hermann auch einen „ex archaeolcgia mythologus“ (de Graec. Minerv. p. 12.) müssen nennen lassen, wie ich

selber. Dieß soll mich jedoch nicht verhindern, mich, wie ich neuerlich schon vor ihm gethan (in der Vorrede zur dritten Ausgabe der Symbolik), in alle Wege hier nochmals mit seinen Grundsätzen einverstanden zu erklären, und ihn auf diesem Felde willkommen zu heißen. — Demgemäß hat nun Hr. H. A. Müller in dreyzehn Capiteln ein Hauptfest der Griechen, die Attischen Panathenäen in der Weise zu erläutern unternommen, daß er, ohne gerade in das Wesen der gefeyerten Athenischen Gottheiten tiefer einzugehen, besonders auf die Festgebräuche und auf die sie darstellenden Kunstdenkmale sein Augenmerk richtet. Ich muß mich auf einige Bemerkungen über Einzelnes beschränken: P. 24. not. 5.: Huc referendus esse videtur locus Philochori ap. Schol. Aristoph. Vesp. 542. (Man s. Philochori fragg. p. 25. ed.Lenz et Siebelis) *Φιλόχορος δὲ ἐν δευτέρᾳ ὅς γε καὶ τὸν καταϊδόντα τὸ ἔθος (τοῦ θαλλοφορεῖν) Ἐριχθόνιον συνίστησιν.* Die darauf folgende Bemerkung unsers Verf. über das Unpassende des Wortes *καθορᾶν* verstehe ich nicht, sehe keine Spur von einem solchen Worte will auch einen Verdacht unterdrücken und nur den Verbesserungsversuch desselben anführen: „Itaque legendum esse censeo: *καταθέντα.*“ Das vom Verf. veränderte Wort hat auch Phavorinus in *θαλλοφόροι* und Siebelis läßt es ohne weiteres stehen. Ich lese: *τὸν καταιδοῦνται.* Zonar. L. Gr. p. 1175: *καταιδέσῃ* (Cod. A. *καταιδέσει ἀξίους αἰδοῦς παρασκεύασῃ* (Cod. A. – *σει*). vrgl. p. 1174. Das Wort kommt bey Plutarch (s. Wyttenb. Index Plutarch. p. 859.) und andern vor. Der Sinn ist: Philochorus habe den Erichthonios als den vorgestellt, der diesem Gebrauch Ehrfurcht verschafft, (ihn zum Gegenstande religiöser Achtung gemacht) habe. — Im Text wird vom Verf. zu dem Satze, Erichthonios werde fast von allen Schriftstellern als der Stifter der Panathenäen genannt, aus Harpocration, Hellanikos und Androtion angeführt (Man s. Hellanic. XIII. p. 55. mit Sturz und Androtion, ed. Siebelis p. 109.) — sodann Hyginus Poët. Astron. II. 13. (Aber des letzteren Führer war anzuführen, nemlich Eratosthenes Catasterism. 13. p. 10. sq. ed. Schaubach.) Aus Hygin scheinen Servius ad Eclog. IV. 62 und aus diesem die Mythographi Vaticani I. 128 und II. 37 geschöpft zu haben. — Die angeführten drey griechischen Sagenschreiber brauchen in dieser Stiftungslegende den Namen Erichthonios. Nach einem Scholiasten zur schon mehrmals berührten Stelle (Il. B. 517 pag. 84. ed J. Bekker) hatte Kallimachus ihn mit Erechtheus identisch genommen. Homer selbst braucht a. a. Orten den letzten Namen. Das ältere Lied aber oder die Sage, welche der Dichter vor sich hatte, wußte von einem Unterschiede dieser Namen sicher nichts. —

Unser Verf. geht darauf weiter in jene Stiftungssage ein, bemerkt, vor Theseus, der die Attischen Gaubewohner erst zu Einer Gemeine vereinigte, könne von Pan-Athenäen eigentlich nicht die Rede seyn, auch habe der Archaismus der Griechen zu Hadrians Zeit den einfachen Namen Athenäen wieder in Gang gebracht. Dem Erichthonios habe die Sage jedoch jene Stiftung vorzugsweise beygelegt, weil er von Einigen für einen Sohn, von Andern für einen Pflegesohn der Minerva gehalten worden. Hierbey kommt der Satz vor (p. 25. sqq.): „Itaque quum Erichthonii tempore urbis ipsius nomen nondum exstitisse sciamus — nam urbis nomen a dea derivandum esse puto, non deae nomen ab urbe — unde nomen festi nasci poterat, nisi a dea ipsa matre ejus, qui festum instituit“ und so sey das Fest erst *Ἀθήναια* und nachher *Παναθήναια* genannt werden. — (In jenem Zwischensatze hat er unbewußt gerade das Gegentheil von Gottfr. Hermann behauptet; denn dieser sagt (de Graec. Minerv. p. 12.): Usitatissimum nomen *Ἀθήνη* utrum non lactatam, an immortalem significare quis malit, liberum esto arbitrium incerta sectantibus. Satis monstrare videntur productiores formae *Ἀθηναίη*, *Ἀθηνάα*, *Ἀθηνᾶ*, hoc quoque esse adjectivum. Atque ab urbe, in qua coleretur, potius deam, quam a dea urbem nominatam esse credibile est. Non habuit ergo nomen (?), siquidem reliqua quoque nomina adjectiva sunt omnia. Ex hac re vel sola sequitur, unicam (?) et supremam priscis Athenarum incolis deam fuisse.“ Auch Schwenck (mythol. Skizz. S. 97.) sagte: Es könne Niemand im

Ernste meynen, den Namen Ἀθηνᾶ erklären zu wollen (?) — und es sey gerathener, den Namen auf sich beruhen zu lassen, und das Wesen der Göttin aus ihrer Mythologie zu erklären.“ — In einer langen Anmerkung (p. 25 — 27) bespricht Hr. H. A. Müller mehrere bildliche Denkmale; unter andern das Vasenbild Canino (Monum. dell' Instituto archeol. I. Tav. X. XI.), dessen Vorderseite auch er, wie oben Hr. Forchhammer, und wie jetzt allgemein nach der trefflichen Erklärung des Hr. Panofka, von der Geburt des Erichthonios und seiner Aufnahme durch Minerva versteht. In der Deutung der auf der Kehrseite dargestellten Scenen erklärt er sich aber gegen Panofka und K. O. Müller (Denkmäler der alt. Kunst zu Taf. XLVI. Nr. 2116.) und würde sich vielleicht gegen Bröndsteds Deutung erklärt haben, wäre sie ihm bekannt geworden. Sie verdient aber bemerkt zu werden. Letzterer nämlich (Reisen in Griechenland II. S. 301) erkennt in der sitzenden nämlich bärtigen Figur den Butes, in der geflügelten weiblichen die Telete, von der er den Weihetrunk empfangen. Es sey nämlich die Einweihung des Butes zum doppelten Priesteramte der Athene und ihres Zöglings Erichthonios vorgestellt. Dagegen sagt Hr. K. O. Müller von dieser Scene: „Auf der andern Seite scheint Erichthonios als Herrscher und Richter des Landes, neben ihm die Göttin Dicke dargestellt zu seyn. Figuren von Eroten fassen beyde Darstellungen ein.

Unser Verfasser dagegen bezeichnet die sitzende bärtige Gestalt als Jupiter und läßt ihn der Minerva die Schale darreichen. „Alata est autem Minerva, quia tanquam Victoria (vergl. p. 129) hic depicta esse videtur, quum victrix e certamine cum Neptuno de terra Attica orto discessisset. Qua de causa Jupiter victoriae pateram ei porrigit. Neque mirum est, Minervam omnibus armis hic destitutam esse, quum hoc modo in vasis pluribus, quae Vulcanum eam persequentem ostendunt, conspiciatur. — (Hier hat aber der Verf. sich des Terracottafragments bey Bröndsted II. S. 170 nicht erinnert, das in derselben Verfolgungsscene Minerva mit Helm und Waffen zeigt; und wenn er (p. 130) ein Gewicht darauf legt, daß in der andern Handlung, wo Minerva aus den Händen der Ge den Erichthonios aufnimmt, sie gleichfalls unbewaffnet erscheint, so hat dagegen in derselben Scene auf einem andern Gefäß Minerva einen hohen Schuppenhelm mit Wangenriemen auf dem Haupte. (s. J. de Witte descript. d'une Collect. de Vases peints prov. de fouilles de l'Etrurie, Paris 1837 p. 62 sq. nv. 109 anderes Gefäß Canino.) Und dann würde jene geflügelte Figur auf der Rückseite der ersten Vase auch als Minerva-Victoria sich sehr gut zu dem von K. O. Müller bezeichneten Erichthonius passen, da Nonnus Dionys. XXXVII. singt: Ἐρεχθεὺς Παλλάδι νικαίῃ μεμελημένος κ, τ. λ.; und besonders, da auf der andern Vase Canino in der Geburtsscene Nike mit großen Flügeln sich beeilt, dem kleinen Erichthonios eine breite Binde darzureichen (de Witte pag. 61): aber auf dieser letzteren Vase ist in derselben Scene auch Jupiter mit dem Blitze, nicht Vulcanus, vorgestellt. — Aber, frage ich, könnten nicht die in diesen beyden Vasenbildern in beyden Scenen auftretenden geflügelten Frauen die geflügelte Nemesis alten Styles seyn, welcher ja Erechtheus, als seiner Mutter Aphrodite-Nemesis das erste Standbild geweiht hatte (Suidas in Ῥαμνουσία p. 3199. Gaisf. vergl. Photii L. Ge. p. 416. ed. Lips. Dobr.)? Dazu würden zuvörderst die zwey Eroten passen, wovon der eine seinen rechten Arm nach ihr ausstreckt; sodann auch die Schale, die sie in der einen Vorstellnng von Erechtheus (nach K. O. Müller) empfängt, denn die von Phidias oder Agorakritos in Rhamnus aufgestellte Bildsäule der Aphrodite — Nemesis hatte auch eine Schale in der rechten Hand (Pausan. I. 33. 3.), wo Siebelis (vergl. denselben zu Winkelmanns Werken VIII. S. 186,) gegen Visconti, Meyer und Hirt, das Salbengefäß mit Recht beseitiget hat, denn in diesem Falle würde der Perieget λήκυθον geschrieben haben, und nicht φιάλην, wie er gethan. Doch diese Vermuthung in Betreff der Aphrodite-Nemesis auf jenen Vasenbildern sey nur so hingeworfen. Auf das Verhältniß der Nemesis zum Erichthonios werde ich am Schluße dieser Berichte zurückkommen. — Unter den Bildwerken am Parthenon kam übrigens Erechtheus-Erichthonios nach wahrscheinlichen Deu-

tungen mehrmals vor, und zwar unter den Rundbildern im Giebelfeld (C. O. Müller de Phidia III. p. 81 sq. vergl. meine Zusätze zum deutschen Stuart S. 544 ff.); unter den Metopen-Bildern (Broendsted II. pl. XLVII. und LI, vergleiche unsern Verfasser p. 28 und p. 123. In Betreff des letztern Bildes hegt jedoch Hr. Raoul-Rochette Lettre à M. Klenze p. 19. Zweifel) und endlich unter den Reliefs am Friese — (s. K. O. Müller Handb. der Archäologie d. K. S. 104 zweyte Ausgabe und dessen Denkm. zu Tafel XXIV. Nr. 115. g. mit Zustimmung unsers Verf. p. 127 sq.) — Da diese Friesenbilder die ponathenaischen Festzüge nebst den Attischen Gottheiten und Heroen darstellen, so mußte sich unser Verf. ausführlich darüber verbreiten, wobey er sich auf eine Menge Epikrisen der neuesten Erklärungen dieser Bildwerke einläßt. Wir können ihm in dieses Detail nicht folgen, wollen jedoch noch einen Punct berühren, und sodann diese Anzeige seiner Schrift mit Angabe seiner mythologischen Vorstellung von Erichthonius beschließen.

Pag. 53 sq. heißt es: „Boves autem, non vaccas, Minervae sacrificatos esse, videmus non solum e cognomine hujus deae ταυροπόλον (Hesych.) sed etiam ex amphora Volcis effossa collectionis Dorovianae, quae hujus rei imaginem nigris coloribus in superficie rubra pictam optime nobis ob oculos ponit.“ Es folgt sodann die Beschreibung des Vasenbildes, wobey der Verf. gegen Gerhard (Rapport. Volc. p. 134) und K. O. Müller (Handb. der Arch. d. K. S. 543 zweyte Ausgabe) streitet, welche eine Kuh und nicht einen Stier im Opferthiere erkennen wollten. Obschon ich von diesem Vasenbilde eine große colorirte Abbildung vor mir liegen habe, will ich doch darüber mit dem Verfasser nicht streiten, zumal da Hr. Dorow (Einführung S. 98), Levezow (Verzeichn. der Berlin. Vasen, S. 110) und jetzt auch Gerhard selbst (Berlins antike Bildwerke, S. 199) das Opferthier einen Stier nennen. — Es kommt hier auf den Hauptsatz an, der Minerva seyen keine Kühe geopfert worden. Gerade das Gegentheil glaubten die griechischen Ausleger zur Ilias, β. 550, die das μὲν auf Erechtheus, nicht auf Athene beziehen wollten, weil dieser Göttin keine Stiere geopfert worden (s. Heyne Obss. ad l. l. p. 317). Der Verf. beruft sich aber auf Il. VI. 93. sq. Dort werden aber von den meisten Alten und Neuern unter den βοῦς ἤνις Kühe verstanden (Heyne Obss. p. 200) und Voß übersetzte so. Nonnus (Dionys. V. 5. sq.) läßt den Kadmos nach Erlegung des Dirkäischen Drachen der Pallas Onkaea eine Kuh zum Opfer bringen:

Δελφίδα βοῦν ἱέρευσε θεοδμήτων ἐπὶ βωμῶν Παλλάδι καλὸν ἄγαλμα.

Es war eine schöne gesprengelte Kuh (βοόστικτος θυηλή ibid. 281., welche Lesart Gräfe ohne Angabe von Varianten mit Recht stehen gelassen), vielleicht roth und weiß gefleckt, wie das Opferthier auf der Berliner Vase. In der neuen Ausgabe des Stuart (I. S. 455 deutsche Ausgabe) lesen wir: „Junge Kühe machen im Allgemeinen die Opferthiere auf diesem Relief (am Parthenon) aus, und sie mußten wohl als Opfer für die jungfräuliche Göttin passender scheinen, als Stiere,“ und K. O. Müller (Handb. der Arch. S. 104 zweyte Ausgabe) findet in denselben Basreliefs auch Opferkühe dargestellt. Damit soll nicht geleugnet werden, daß der Minerva zuweilen auch Stiere geopfert wurden; aber unser Verf., der auf die Kenntniß der heiligen Gebräuche, wie wir sehen, großes Gewicht legt, hätte sich keinen so grundfalschen Satz sollen zu Schulden kommen lassen. — Was nun die Bedeutung des Erichthonius betrifft, so schließt sich der Verf. an K. O. Müller und Welker an, und erklärt sich (p. 28) kürzlich so über ihn: „Erichthonius autem, ab antiquis Atticae incolis veluti agriculturae praefectus una cum Minerva et Vulcano, ejus parentibus, cultus esse videtur, propterea quod ex ipsa terra natus erat. Qua de causa ipse nihil nisi ejus fecunditatis imago est, quae Aticam terram spectat. Graeci enim filio seu posteris dei alicujus persaepe eam facultatem idque bonum attribuunt, quod in deo ipso situm esse putabant, qua re pulcherrime significabant facultatem illam, quasi dei filiam, id est ex deo illo natam, ipsius dei donum esse.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Jänner.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. ꝛc.

(Fortsetzung)

Daher findet der Verf. (p. 138) im Triptolemos, dem Zögling der Demeter, dieselbe Bedeutung, wie im Erichthonios. Man kann mit dieser Auffassung zufrieden seyn, obschon das ganze Wesen dieser Personen der attischen Religionen damit nicht erschöpft ist. Dagegen wird man mit einem andern Satze des Verf. (p. 126), daß Aphrodite auf die Panathenäen gar keine Beziehung habe, nicht einverstanden seyn können; auf welchen Punct wir im Verfolg zurückkommen müssen.

Von Nr. 4. wird man schon im Voraus nichts Gemeines erwarten. Es hat aber Hr. Raoul-Rochette in dieser Zuschrift besonders glänzend bewiesen, welchen Gebrauch er von seinen großen Mitteln, geistigen Kräften und von der Fülle seiner archäologischen Gelehrsamkeit zur Erklärung antiker Denkmale zu machen versteht. Hr. v. Klenze, an den dieser Brief gerichtet ist, hatte, da er bey der Entdeckung dieser Kolossal-Statue in Athen gegenwärtig war, die Aufmerksamkeit des Hrn. Raoul-Rochette durch Mittheilung eines Berichtes und einer Zeichnung auf diesen Fund hingelenkt; wofür sich letzterer in dieser Zuschrift dankbar beweiset. Beyde vereinigen sich in der Meynung, daß diese Bildsäule, dem Sculpturstyle nach, erst in römischer Zeit unter den Antoninen gefertigt worden. Ich gebe die Beschreibung des Bildes mit des Verfassers Worten (p. 6): „Cette figure représente un Homme, dans la vigueur de l'âge, entièrement nu, et posant sur ses deux genoux, attendu que ses jambes, qui à partir de là, consistent en queues de serpents, se redressent le long de son dos jusqu' à la hauteur de son cou. La statue, ainsi conçue, est adossée à une espèce de montant ou de pilier, orné de moulures; et l'un et l'autre sont dressés sur une base terminée par une corniche, sur la face antérieure de laquelle est sculpté, dans un encadrement peu profond, un double tronc d'olivier." Diese Umstände bestimmen den Verf. in jener Figur den Erechtheus-Erichthonius zu erkennen, und anzunehmen, daß die neben ihm vorhanden gewesenen zwey andern Statuen gleichfalls eponymische Heroen vorgestellt haben. Dieß giebt zu einer Erörterung von den zwey Classen der attischen Heroen, beyde die eponymischen genannt, von den 10 und von den 42 Anlaß. Nun könnte man vielleicht bey jener Statue mit den zwey zerstörten an einen Dreyverein von Gottheiten, etwa Hephästos, Athena und Erichthonios oder Zeus, Aphrodite-Nemesis und Erichthonios, denken wollen; — man wird jedoch hiebey durch die gegebenen triftigen Beweise, daß eponymische Heroen von Attika mehrmals in Statuengruppen vorhanden waren, sich vermuthlich zu der Annahme des Hrn. Raoul-Rochette umstimmen lassen (p. 7. sq.). Allein andererseits muß Ref. die zu eingeschränkte Vorstellung tadeln, daß der Verf. den Erichthonios immer nur als Autochthonen κατ ἐξοχήν als Heros und Stammvater des attischen Volkes nimmt (p. 6, 10, 11), und in diesem Wesen nicht genug die agrarische Grundidee hervorhebt, die ihn mit uralten Gottheiten agrarischer Bedeutung, Hephästos, Ge, Aglauros (Agraulos), Herse und Pandrosos, in so innige Verbindung brachte (vergl. K. O. Müller Minervae Poliadis Sacra p. 3 sq.). — Nachdem der

Verf. bey jener Bildſäule die Gedanken an andere mythiſche Perſonalitäten, wie an Kekrops und an den neuerlich unter die Schlangenfüßler (mit Unrecht, wie auch Godofr. Hermann, Dissertatio de Atlante Lips. 1837. p. 15 beyſtimmt) verſetzten Atlas beſeitigt hat, kommt er nun zum eigentlichen Mittelpunkte der Unterſuchung (p. 11 sq.) nämlich, in welcher Geſtalt der griechiſche Mythus, die Poeſie und die Bildnerei, urſprünglich und allmählich mit verſchiedenen Modifikationen den Erichthonius vorzuſtellen gewohnt waren. Hier muß man nun den philologiſchen und archäologiſchen Reichthum in der That bewundern, und es möchte vom Verfaſſer nicht leicht eine weſentliche Stelle der alten Autoren oder ein bedeutendes Bildwerk unter den Belegen übergangen worden ſeyn; daneben hat er dieſer Ueberſicht, durch Einſtreuung verſchiedener Epikriſen, Erläuterungen und Berichtigungen, noch ein größeres Intereſſe zu geben verſtanden. Ich theile nur die Hauptergebniſſe mit:

Aelteſte Form. Erichthonios als heilige Hausſchlange (οἰκουρὸς δράκων) ſelbſt. — (Ich erinnere dabey an die Art, wie die Geburtslegende dieſe Form ſelbſt aufbehalten hat bey Hyginus (P. A. II. 13. p. 447 Stav.) „anguis autem ad Minervae clypeum confugit, et ab ea est educatus.“) Daher die goldenen Schlangen als Amulete am Halſe neugeborner Kinder und das Bild einer Schlange zu den Füſſen der Pallas-Athene auf Atheniſchen Münzen, oder auch um einen Oelbaum gewunden, vor dem dieſe Göttin ſteht, auf andern derſelben Stadt (p. 12 u. p. 15. Der deutſche Leſer kann jetzt Stuarts Alterth. von Athen Lief. XXVI. Taf. XII. N. 2 nachſehen.) Zweyte Form. Erichthonios dargeſtellt als halb Menſch, halb Schlange (ἄνθρωπος δρακοντόπους, βρέφος δρακοντοειδὲς, puer draconteis pedibus). Hiebey unterſcheidet der Verf. (p. 13 sq.) die Geſtaltung des Erichthonius in jener zu Athen neulich aufgefundenen Koloſſalſtatue, wo die Schlange erſt unter den Knieen anfängt, von der der Giganten, wobey Menſch und Schlange in dem ganzen Untertheile des Körpers in einander laufen. Als Beleg wird das Gigantenbild auf einer Vaſe von Nola angeführt. Der Verf. fügt bey: (sujet) qui s'est trouvé reproduit à peu près de la même manière sur un lecythus attique publié par M. de Stackelberg (die Gräber der Griechen Taf. XV. — und jetzt, füge ich hinzu, wiederholt im Catalogue d'une Collection, d'Antiquités d. feu M. le Baron de Stackelberg. Dresde 1837 Nr. 57 bis) — mais avec cette particularité commune aux deux vases, que la personnage demi-homme et demi-serpent est ailé: ce qui est un trait propre aux figures de Typhon. (Apollodore I. 6, 3) cfr. Antonin. Liberal. cap. 28.“ — Vorläufig bemerke ich, daß ein geflügelter Schlangengott auch in einer Orphiſchen Kosmogonie bey Damascius de princip. pag. 381 ed. Kopp. vorkommt; im Verfolge werde ich auf dieſes ſonderbare Vaſenbild der Stackelbergiſchen Sammlung zurückkommen müſſen. — Der Verf. fährt fort: Mais pour en revenir à notre figure d'Erichthonius, conçue comme nous le voyons ici, y eût-il dans cette cambinaison une intention particulière, pour distinguer Erichtonius, né de la Terre et d'Hephaestus, des autres Géants nés de la Terre et d'Ouranos, ou de Spartes, nés simplement des dents du Dragon? C'est que je n'oserais affirmer, bien que je me croie permis de la supposer; et en tout cas, c'est une particularité neuve qui ne manque pas d'importance, étant fourni par un monument attique.“ Im Verfolge glaubt der Verf., es ſey wahrſcheinlich, daß die Atheniſche Bildſäule in der einen abgebrochenen Hand die Kiſte, wegen der dem Erichthonius beygelegten Stiftung der Kanephorie und Arrhephorie, in der andern aber eine Deichſel oder ſonſt ein die Erfindung der Wagen bezeichnendes Attribute gehabt habe. — Dritte Umgeſtaltung, analog der beyandern ähnlichen Figuren eingetretenen Verſchönerung durch die geläuterte Kunſt, Erichthonios wird als ein ſchönes Kind oder als jugendlicher Heros in rein menſchlicher Bildung dargeſtellt. Hierbey führt nun Hr. Raoul-Rochette die verſchiedenen Vaſengemälde mit der Geburt des Erichthonius und andere Bildwerke dieſer Klaſſe auf, und verbreitet ſich auch (p. 16 – 18), mit manchen berichtigenden Bemerkungen, über die bildlichen Darſtellungen auf dem Peplos der großen

und der kleinen Panathenäen. Die Schlußbemerkung (p. 19) theile ich mit seinen Worten mit: „Je me borne à dire, – que l'usage introdut à la belle époque de l'art, de représenter ce personnage (d'Erichthonius) sous la forme humaine, ne dut pas empêcher que cet ancien type hiératique d'Erichthonius demi-homme et demi-serpent ne continuât d'être suivi dans les ouvrages produits plus directement sous l'influence de la tradition nationale, et à une époque où l'on affectait assez généralement de revenir aux fermes les plus archaïques de l'art, et à ses types les plus surannés."

Es folgt zuletzt eine Reihe schätzbarer Betrachtungen des Mythus unter dem Gesichtspunkte der Kunstdarstellungen. Wenn der reinen Kunst jener Moment am günstigsten seyn mußte, wo der neugeborne schöne Knabe Erichthonius von der Erde der Minerva übergeben wird, so verschmäheten dagegen die älteren naiveren und dem Hieratisch-Bedeutsamen ergebenen Bildner und Maler auch die andern Momente und selbst die anstössigeren Vorstellungen nicht, die dieser mysteriöse Mythenkreis nun einmal mit sich brachte, namentlich nicht die anstössige Scene des im Liebesdrange die Pallas-Athene verfolgenden Hephästos.

Doch war die Sage davon zum Theile selbst gemäßigter. Der belesene Verf. hat auch diese nachgewiesen, wie die aus Melesagoras (oder Amelesagoras beym Antigonus Caryst. XII.) — Wenn der Verf. einen andern Mythus beym Scholiasten des Lykophron zu vers. 111. mit einer Parenthese begleitet: *Καταλαβὼν δὲ, ὡς ἀντέπιπτεν (ἀντήρισεν?) αὐτῷ ἡ Ἀθηνᾶ κ. τ. λ.* so findet sich im Texte keine Variante (p. 390 ed. Müller); auch ist die Aenderung unnöthig, da *ἀντιπίπτειν* recht eigentlich vom feindlichen Widerstand und von entschiedener Abwehr gebraucht wird. — Man s. nur Wyttenbach. Indic. Plutarch. I. p, 161 ed. Oxon. — Der Verf. durchgeht die verschiedenen bildlichen Darstellungen dieser Scene, und bemerkt dabey, wie sich die Kunst auch späterhin hiebey nicht immer in den Gränzen des Anstandes hielt; wie hingegen der mimische Tanz, der auch diesen Gegenstand wie fast alle mythologischen Handlungen in seinen Kreis gezogen, das Unanständige dieser Scene zu unterdrücken oder doch sehr zu mildern pflegte; wobey der fruchtbare Satz ausgesprochen wird, daß die mimischen Darstellungen nicht weniger als die theatralischen eine graphische Tradition veranlaßten, welche die Maler befolgten, wovon die Vasengemälde uns einen reichen Bilderkreis aufbewahrt haben. — Auch dieser letzte Abschnitt ist reich an manchen kritischen und archäologischen Bemerkungen. — Schlüßlich verdient noch gesagt zu werden, daß Hr. Raoul-Rochette in seinen neuesten Werken und so auch in dieser Zuschrift, immer mehr die Ueberzeugung bekundet, daß die älteren hieratischen Mythen, Symbole und Bildwerke aus orientalischen Lehren und Culten stammen, und je primitiver sie bey den Griechen sind, desto getreuer das morgenländische Gepräge an sich tragen. Diese Wahrheit hat eben jetzt einen bedeutenden Stützpunkt gewonnen in dem Werke:

Nr. 5., dessen Verf. auf's neue durch sein Buch bestätigt, daß gerade diejenigen Alterthumsforscher, welche mit dem Orient am vertrautesten sind, am entschiedensten sich für die Herleitung der griechischen und italischen Götterdienste, Lehrsätze und Bildwerke aus den morgenländischen zu erklären pflegen. Der Verf., Hr. Lajard, war schon vor mehreren Jahren mit einer gehaltvollen Schrift über Mithradenkmale hervorgetreten, und wird auch auf das vorliegende Werk ein größeres über die Religionen des Mithra folgen lassen. Keiner der jetzigen Gelehrten kann dazu einen größeren Beruf aufweisen als eben er; keiner hat auch in neuerer Zeit der Wissenschaft größere Opfer gebracht.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Persien und andern asiatischen Ländern und eine lange fortgesetzte Verbindung mit denselben hatten es ihm möglich gemacht, eine in ihrer Art einzige Sammlung von Schrift- und Bild-Denkmalen, besonders asiatischen Cylindern, konischen und andern geschnittenen Steinen zusammenzubringen, die ich selbst vor mehreren Jahren in St. Denis zu sehen und zu bewundern Gelegenheit hatte. Zu vorliegendem Werke sind aber die ähnlichen Monumente fast aller Europäischen Sammlungen, die erst in diesem Jahrhundert eine erhebliche Anzahl derselben gewonnen

haben, benützt worden. — Und so liegt ein Werk vor, das wir als eine reife Frucht von dreyßigjährigen Arbeiten empfangen, ein Werk, das uns mit großer Achtung für seinen Meister erfüllen muß, und dessen äußere Ausstattung, in Papier und Druck aus der Officin von Crapelet und durch die chalkographischen Leistungen geschickter Künstler, mit seinem innern Werth in geradem Verhältnisse steht. Das ganze wird 6 Abtheilungen und 30 Kupfertafeln, nebst einer großen lithographischen, enthalten. Letztere ist mit dieser ersten Abtheilung ausgegeben worden, und giebt eine anschauliche Vorstellung des kosmo-theogonischen Systems der Chaldäer. Die Beurtheilung der Uebersicht dieses ganzen Systems, wie sie das bereits erschienene erste Mémoire enthält, ist nicht meine Sache, sondern unserer gelehrten Orientalisten. Mir liegt nur zweyerley ob, erstens Bezeichnung des Standpunctes, den der Verf. genommen, und kurze Charakteristik seiner mythologisch-archäologischen Grundsätze; sodann einige Andeutungen der wesentlichen Eigenschaften der asiatischen Venus in Bezug auf dieselbe Gottheit bey den Griechen und Römern. Das erste betreffend, so hat sich wohl noch kein Alterthumsforscher stärker über die noch ziemlich herrschende Einseitigkeit erklärt, welche den Zusammenhang orientalischer und occidentaler Religionen, Culte und Gesittung leugnet, als dieß unser Verf. mit männlicher Offenheit zu Anfang seiner gehaltreichen Introduction gethan. Selbst die frühere einseitige Herleitung der griechischen und italischen Götterlehre aus dem ebräischen, ägyptischen oder indischen System sey nicht so beschränkt und der wissenschaftlichen Forschung so schädlich gewesen, als diese neuere Trennung der Morgen- und der Abendländer. Das heiße nicht in der großartigen Weise mancher alten Schriftsteller, nicht im Geiste eines Aristoteles verfahren; die engen Schranken, die man um die Mythologie und Archäologie gezogen, müßten durchbrochen und der Gesichtskreis bis in die orientalische Vorwelt erweitert werden. „Mais les archéologues, heißt es pag. IX., dedaignant de s attacher à redresser, à élargir les voies d'investigations tracées par leur prédécesseurs, prétendent parvenir infailliblement à la découverte de la verité en limitant l'étude de l'antiquité grecque à l'examen des seuls monuments de la Grèce, ces archéologues, s'il m'est permis de le dire, ont encouru peut-être le reproche d'avoir fait entrer la science dans une voie rétrogarde etc.“ — Die vergleichende Sprachkunde habe aus den seit dem vorigen Jahrhundert gewonnenen orientalischen Urkunden und linguistischen Hülfsmitteln die überraschendsten Ergebnisse geliefert. Nicht minder reich sey der Zuwachs, den die europäischen Museen, besonders zu Paris und London, an asiatischen Bilddenkmalen durch den Forschungs- und Sammlerfleiß von Reisenden, besonders des Robert Ker Potter, erhalten (p. XVII.): „C'est alors aussi que l'on reconnut la necessité d'étendre le champ des investigations, d'établir l'archéologie sur des bases plus larges, et de fonder enfin une nouvelle science, l'archéologie comparée, qui pût seconder les progrès toujours croissants de la philologie.“ — Ich will hier nicht fragen, ob, oder wie bald unsere größten Philologen für eine solche vergleichende Mythologie und Archäologie empfänglich werden möchten. — Der Verf. erklärt sich im Verfolg über den Anlaß der Wahl dieses Gegenstandes seiner Untersuchungen (pag. XIX.): „L'influence particulière que les Chaldéens d'Assyrie, les Assyriens, les Phéniciens et les Perses exercèrent à diverses époques, sur les peuples de l'Orient; et la nature, la destination, le sujet des monuments écrits ou figurés que j'étudie depuis trente années, ont dû me porter à diriger plus spécialement mes investigations vers la solution des questions importantes que présente l'étude de l'histoire et des dogmes du culte de Venus et du culte de Mithra, divinités qui remplirent de leurs noms l'Orient et l'Occident. Ces questions, pour la plupart, n'ont pas encore été résolues; quelques-unes même n'ont pas été abordées etc.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. ꝛc.

(Fortsetzung.)

(P. XXI.): „La publication des résultats de mes recherches mettra hors de doute cette origine (nämlich den chaldäischen Ursprung der Venus), j'ose l'espérer, et montrera combien l'influence des doctrines chaldéennes sur la civilisation et en particulier, sur les systèmes religieux ou philosophiques des peuples de l'ancien monde fut profonde et étendue. On trouvera partout des traces évidentes du culte de la divinité qu'avec les Latins nous appelons Vénus, de cette divinité qui occupe la place principale dans le système théogonique et cosmogonique des Chaldéens et qui, primitivement androgyne, avait fini par être adorée, en Orient comme en Occident, sous une forme purement féminine et sous des noms divers. Partout on trouvera les symboles, les emblèmes, les attributs de la déesse liés à divers cultes publics, aussi bien qu'au rituel des mystères. Partout on découvrira dans les institutions civiles et militaires, dans les moeurs, les coutumes, les préjugés, les superstitions des peuples de l'antiquité, l'empreinte des doctrines, des idées propres au culte chaldéen de Vénus etc.“ Weiterhin (p. XXX — XXXIII.) wird eine vorläufige Uebersicht des Inhalts der 6 Memoires über die Venus gegeben, welchen der Verf. ein résumé beyfügen wird, worin er aus der Vergleichung der schriftlichen Zeugnisse und der bildlichen Denkmäler des Orients und des Occidents und aus der Gesammtheit der Charakterzüge, die sich daraus ergeben, so weit es der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse erlaubt, das Ganze des antiken Mythus von der Venus wieder herzustellen versuchen will. So viel für unsern Zweck aus der Einleitung. Aus der ersten Abhandlung selbst hebe ich in derselben Absicht nur die ersten Momente der chaldäischen Kosmogonie und Theogonie, und sodann die in Bilddenkmalen nachweislichen Wandlungen der Venus aus.

(Pag. 11) Erstes Moment: das ewige, unsichtbare, unendliche Urwesen, der in sich selbst versenkte absolute Herrgott. — Zweytes Moment: das Universum als sein Gedanke, ins Daseyn gerufen durch sein Wort, Ich bin. (Ganz wie im System der Zendschriften.) Diese Offenbarung der Gottheit oder Gott und Universum, als Eins betrachtet, wird das Gesetz genannt. Der Urgott ist eigentlich namenlos, wird jedoch bezeichnet als gränzenlose Zeit, Lichtglanz, Ort oder Raum und Schicksal (Gâd). Vor dem ausgesprochenen Wort des Ewigen war eine Urnacht, Licht und Finsterniß ungetrennt enthaltend, und in den Semitischen Sprachen genannt: Mylitta, Alitta, Allileth, Alilat und Gâd, d. h. Mutter, Gebärerin, Nacht, Schicksal und Fortuna waren die Begriffe, die man unter diesen Namen dachte. Durch das Wort des Urwesens hat sich Licht und Finsterniß geschieden. Die Nacht und die beyden aus ihrem Schoose hervorgegangenen Principien sind vergöttert worden; demzufolge ist die Nacht die Mutter der Götter, aber Mutter = Jungfrau. Das geschaffene Licht, dem sie das Daseyn gegeben hat, unter der Personification eines sichtbaren Gottes, eines androgynischen guten Wesens mit den Namen: Elohim, Baalim, Bel, Baal, Kronos,

aber gleichermaßen mit den Namen: Mylitta, Alitta, Allileth, Alilat und Gâd benannt. — In derselben Weise ist das von der Urnacht geborne zweyte Princip, die Finsterniß, vergöttert worden, unter der Personification eines gleichfalls sichtbaren mannweiblichen aber bösen Gottes. Wahrscheinlich war dieses Wesen ähnlich characterisirt, wie Agrô — mainyus (Bournouf Comment. sur le Yaçna I. 1. p. 82 — 92), gewöhnlich Ahriman gesprochen; in den Chaldäer-Schriften vielleicht auch Sitna (Satan) genannt, und die Götterordnungen und ganze Verfassung des Reichs der Finsterniß sind denen des Lichtes als analog zu denken.

Die Venus-Denkmale stellen sich unter sechs Haupttypen dar, in welchen sich die sprechendsten Züge des Mythus von dieser Gottheit wiederfinden:

1. (p. 21) Denkmäler, welche die Venus mit beyden Geschlechtern vereinigt darstellen;
2. Denkmale, worin Venus Theil einer göttlichen Trias (Dreyheit) ist;
3. Denkmale, welche die Venus mit dem weiblichen Geschlechte allein, aber als eine göttliche weibliche pantheïsche Gottheit (divinité panthée) vorstellen;
4. Denkmale der Venus gewidmet als der Königin des Himmels, der Erde und der Unterwelt;
5. Denkmale, welche der Venus als der Mutter des Eros (Amor) geweiht sind;
6. Denkmäler, auf denen Venus, unter einem besondern Gesichtspuncte dargestellt, bezüglich auf ihre Verrichtungen, durch ein specielles Symbol oder Attribut charakterisirt wird.

So viel hier von diesem trefflichen Werke, das als wahre Bereicherung der Alterthumskunde, seinen bleibenden Werth behalten wird. Wir können den Lesern die angenehme Versicherung geben, daß die zweyte Lieferung noch in diesem Jahre und die dritte in den ersten Monaten des nächsten erscheinen wird.

An diese Wandlungen der Aphrodite kann ich sofort meine Schlußerörterungen anknüpfen. Halten wir vorerst folgende chaldäische Elemente ihres Wesens fest, und vergleichen sie mit einigen Zügen der Griechischen und Italischen Religionen und Mythen. Zuvörderst Venus Mannweib zeigt sich im Vorderasiatischen Hermaphroditos, im Italischen Venus almus u. drgl. Die Zweyheit und Dreyheit setzen auch griechische Philosophen als kosmogonische Elemente des Chaldäischen Systems (Damasc. de princip. XLIII. p. 115. Kopp., welche Stelle dem Hrn. Lajard nicht entgangen ist.) Die Duplicität einer himmlischen und einer irdischen Aphrodite und der ihr beygeordneten zwey Eroten kennt Plato (Symp. p. 180. D. E.) Die dritte Venus, die der Unterwelt, begegnet uns in Asiatisch-Griechischen Ἀφροδίτη ἐπιτυμβία und in der Italischen Venus Libitina. Sodann aber muß beachtet werden, daß Mylitta, Milat gleich an der Spitze dieses asiatischen Systems als Gâd, als Schicksal und als Fortuna erscheint. Als solche stellt sie sich selbst mit der Aphrodite-Moera und A. Nemesis (wovon im Verfolg) und mit der Italischen Fortuna-Primigenia, des Jupiters Mutter oder Amme zu Präneste, zusammen. Hiebey wollen wir vorläufig nur auf zwey Puncte aufmerksam machen, erstens auf den in den verschiedenen Culten fortdauernden unbestimmten Charakter dieser ursprünglich asiatischen Personification; zweytens darauf, daß sie von Anfang an nicht als bloßes Naturwesen oder elementare Potenz genommen ist, sondern als Gâd, sogleich in das Gebiet des Geistes hinübertritt, und gegen den Willen der freyen Wesen ihre Macht übt.

Sehen wir uns nun in den neuesten Mythologien um, so ist wohl bey keiner Gottheit ihr orientalischer Ursprung weniger verkannt oder geläugnet worden, als bey dieser. So sagt Hr. Schwenk (mythol. Skizz.) S. 85. f.: „Aphrodite, eine orientalische Gottheit, welche über Cypern zu den Griechen kam (Herodot. I. 105.), war eine Naturgöttin der Fruchtbarkeit, und die Griechen hellenisirten nur ihren orientalischen Namen, welcher ihr Wesen bezeichnete, und verwandt ist mit dem hebräischen Zeitwort pharah, fecundus fuit.“ Hier will ich nun übergehen, daß im Chaldäersystem und in den überlieferten semitischen Namen dieser Gottheit sich von einem solchen Namen keine Spur zeigt; sondern nur bemerken, daß hier von Mylitta-Gâd von der Aphrodite Nemesis gar keine Notiz genom-

men, und somit eine Hauptseite dieses Götterwesens ganz übersehen ist. Buttmann (Mythologus I. 7. ff.) läßt sich so vernehmen: „Aber Dione galt bey jenen uralten Griechen, den Pelasgern in Epirus, für die Gemahlin des Zeus, von dessen anderer Namensform *Δις*, *Διός*, jenes blos die weibliche Form (wie Juno von Jovis) ist. Gewiß nicht zu kühn ist also die Vermuthung, daß Hera ursprünglich ganz einerley mit der Dione ist, wenn gleich eine Abweichung in der mythischen Genealogie sie trennte, und daß folglich Hera die ächte alte Liebesgöttin ist; wovon die unverkennbare Spur in dem Vorsitz, den sie über die Ehen und Hochzeiten führte. Dieß war also gleichsam ihr Vergleich mit der Ausländerin Aphrodite, sie blieb Himmelskönigin und Göttin der Ehen, Aphrodite Göttin der Liebe im weiteren Sinn. Aus dem Namen Hera kann ich nichts etymologisiren, doch sehe ich nicht ein, warum er mit *ἔρος*, die Liebe, nicht eben so gut (das heißt gleich schlecht) verwandt seyn sollte, als mit *ἀηρ*, die Luft.“ So denkt auch Schwenk (S. 76.) von dieser Buttmannischen Etymologie; und ich denke, sie sey doch etwas weniger schlecht, d. h. einfacher, natürlicher, sprachgemäßer als die beym Plato (Cratyl. p. 404 c.) wo *Ἥρα* von *ἐρατή* abgeleitet wird; obschon man fragen könnte, ob dieser griechische Etymolog schon auch etwas von „einer ächten alten Liebesgöttin Hera“ gewußt haben möchte? — Man sieht übrigens, wie Buttmann mit jener altpelasgischen Hera eine gewisse Unbestimmtheit und Doppelnatur vereinbar findet, aber doch gleich wieder die eheliche von der allgemein erotischen Waltung zu unterscheiden beflissen ist. Auch könnte man fragen, ob denn der Dodonäische Dis und seine Dione weniger ausländisch gewesen, als Aphrodite? — Doch nun tritt ein schärferer Chorizonte ein, Gottfr. Hermann (de Graeca Minerva p. 15): „ipsi Dodonaei Pelasgi duos colebant maximos (?) deos, qui iis *Δις* et *Διώνη* vocabantur, quae nomina ipso testante Dodonaeo oraculo apud Demosthenem (c. Midiam p. 531. §. 53.) nihil nisi deum et deam significare recte in tertio excursu ad eam orationem judicavit Buttmannus. — Est autem Dione non Venus, sed Juno. Scholiastes Homeri ad Odyss. III. 91. *ὡς καὶ ἡ Ἥρα Διώνη παρὰ Δωδοναίοις.* (Wenn hier Gottfr. Hermann statt *Διαίνη* gebessert hat *Διώνη*, so habe ich einen ähnlichen Fehler bey Proclus in Cratylum p. 117., mit Boissonnades Zustimmung getilgt und statt *διαιωνία* geschrieben *Διωναία*.) Latinorum Dis, qui est *Ζεὺς καταχθόνιος*, et Diespiter, an ex Pelasgicis illis ducta sint, dubium: *Διώνη* autem servasse videtur nomen suum, leviter mutata pronunciatione Juno dicta.“ Da die ältesten Dodonäer keine besondern Götternamen oder Beynamen kannten (Herod. II. 52), so haben sie auch bey ihrem Dis und Dione, Gott und Göttin, noch keinen Unterschied machen, noch letztere bestimmt als Juno im Gegensaz gegen andere Göttinnen denken können. Das sind Homerische Unterscheidungen, nachdem die olympischen Personalitäten geordnet waren. Die einzige Trennung war hier erst die in zwey Geschlechter, und der männliche Dis war ganz allgemein Gott des Himmels, der Erde und der Unterwelt (in letzter Eigenschaft mit dem nachherigen *Διόνυσος χθόνιος* identisch) und Dione gleichfalls Göttin der drey Reiche, wie die als weiblich aufgefaßte Mylitta. Je älter die Gottheiten sind, desto unbestimmter, desto umfassender in ihrer Eigenschaft. Trotz der vorherrschenden homerischen Volksreligion war jene Unbestimmtheit der Natur griechischer Götter im Bewußtseyn der Kundigen nicht verloren gegangen. Aeschylus hatte die Artemis eine Tochter der Demeter genannt, Euripides hatte den Apollo mit dem Helios (Sonnengott) identificirt (Fragg. p. 463 ed. Beck), und Callimachus will von einer Trennung des Apollo von der Sonne eben so wenig wissen, wie vom Unterschiede der Artemis und der Proserpina (Fragg. p. 432 sq. Ernesti.) — Warum? weil Callimachus nun schon wieder bessere Kunde morgenländischer Lehre hatte; — redet er doch von seinem Zeus fast wie ein Ebräer von seinem Jehovah —, und hatte er doch schon in das A. T. alexandrinischer Uebersezung Blicke gethan (Valckenaer ad Callim. Elfegg. Fragg. p. 18.) Solche Verschmelzungen zweyer Gottheiten waren keine Neuerungen, sondern Archaïsmen. Am mythologischen Himmel sind gerade die älteren Götter Doppelsterne, die aus der Theilung eines größeren Sternes entstanden, in eine

Menge kleinerer auseinander fahren. Aber für den Mythologen sind jene ersteren nur im Morgenlande sichtbar. Wenn ich daher von solchen Doppelwesen redete, und sie in meiner Symbolik mit Namen, wie Venus = Proserpina, Proserpina = Fortuna u. dgl. bezeichnete, so mußte ich mich oft im Stillen wundern, wie solche Benennungen Nachahmung finden konnten bey Gelehrten, welche doch von den Prämissen abstrahirten, d. h. die sich um die Herleitung der Griechischen und Italischen Götter aus den Religionen des Orients nicht bekümmerten.

Ich bekümmere mich fort und fort darum, und bin daher dankbar für diese neueste Belehrung über die Mylitta = Gâd im Systeme der Chaldäer, indem ich, um eine an mich ergangene Frage zu beantworten, noch kürzlich von der Aphrodite = Nemesis, besonders im Attischen Cultus, handeln muß. Um dieses Letztere vorzubereiten, zugleich aber auch um einen Satz des Hrn. Lajard, daß nämlich die Chaldäische Theologie ihren Einfluß bis auf die spätern Meynungen und Gebräuche der Griechen und Römer behauptet habe, zu bestätigen, schicke ich nur zwey Sätze voraus. Jo Laur. Lydus de menss. Romm. I. 12 (p. 10 — 12 Rötheri) berichtet bey der Beschreibung des Römischen Circus unter Anderm, daß auf der nach den 7 Planeten eingetheilten Rennbahn, worauf die Kämpfer nach dem Typus der 24 Tages = und Nachtstunden ihre Wettfahrten zu machen hatten, eine aufgerichtete vierseitige Pyramide der Sonne, aber auch der Nemesis gewidmet gewesen. Daß man nun hiebey an Bel und an Gâd zu denken habe, zeigt die eben daselbst erwähnte Angabe der Planetenpole, „welche die Chaldäer Firmamente (στερεώματα) nennen“ (s. darüber Röther). Gewiß steht hier dem Sonnengotte, dem Regenten des Tages, die nächtliche Venus die Göttin der Unterwelt gegenüber, aber auch Venus Nemesis, als die Austheilerin der Preise und Ehren nach den Verdiensten der Wettstreiter. — Gâd als Fortuna möchte auch nicht zu verkennen seyn in der Stelle des Vettius Valens vom astrologischen Glücksloos (κλήρῳ τῆς τύχης) wo es unter Andern heißt: es bringe Erfüllung der Erwartungen und Vortheile von Dingen, welche die Verstorbenen betreffen, (ἀπὸ νεκρ ικῶν ὠφελείας. s. die ganze, aus einer Handschrift mitgetheilte Stelle bey Selden de Diis Syris im Capitel de Gad seu fortuna I. 1. p. 15. sqq.) Ich bemerke darüber weiter nichts, als daß jene Worte sich auf eine Fortuna beziehen, die zugleich dem Todtenreich angehört. Viel früher und viel bestimmter treten diese theologischen Verbindungen im Attischen Cultus an's Licht. Demosthenes gedenkt in einer Rede (advers. Spud. p. 1031. Reisk. p. 1134 Oxon. Bekker.) eines Festes der Nemesis (Νεμέσεια). Die ältern Erklärer dieses Redners und andere griechische Grammatiker geben uns aus diesem Anlaß die Notiz, daß dieses Fest eine Todtenfeyer gewesen, an welcher man den Todten die gebührenden Gaben dargebracht habe, und Nemesis sey die Aufseherin über die Verstorbenen, (Harpocration p. 253. Gronov. Moschopulus in Νεμέσεια Phot. C. Gr. Suidas p. 2571 Gaisford. Lex Rhetor. ap. Bekker Anecdott. grr. I. 282: Νεμέσια (Νεμέσεια Harpocr.): πανήγυρίς τις ἐπὶ τοῖς νεκροῖς ἀγομένη, ἐπεὶ ἡ Νέμεσις ἐπὶ τῶν ἀποθανόντων τέτακται). — Also Nemesis eine Aufseherin der Todten, nach deren Namen ein Fest genannt ist, wobey man den Verstorbenen die gebührenden Huldigungen erweist. Diese Attische Todtenfeyer, von der Göttin des Schicksals benannt, knüpft sich durch folgendes Zeugniß mit agrarischen und chthonischen Gottheiten Attika's genealogisch zusammen: „Der Rhamnusischen Nemesis gab man zuerst die Gestalt der Aphrodite; weßhalb sie auch einen Apfelbaumzweig trug. Es weihete aber ihr Bild Erechtheus, weil sie seine Mutter war; und Nemesis wurde sie genannt, und herrschte an jenem Orte (zu Rhamnus in Attika. Suidas p. 3119. Gaisf. Photi Lex. Gr. p. 416 Dobr. Lips. ἱδρύσατο δὲ αὐτὴν Ἐρεχθεὺς μητέρα ἑαυτοῦ οὖσαν, ὀνομαζομένην δὲ Νέμεσιν κ. τ. λ.“ Hieraus lernen wir den Schlangenfüßler Erechtheus = Erichthonios, den Sohn oder den Zögling der Athene, als einen Sohn der Aphrodite — Nemesis kennen.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Von Ludwig Preller. ꝛc.

(Schluß.)

Liegt darin ein Widerspruch, oder gab es zwey Genealogieen des Erichthonius, oder zeigt sich hierin eine Andeutung der Identität beyder Göttinen? Das letztere ist das Wahre. Dieß beurkundet ein altes Cultusbild. Zu Athen hatte Victoria-Minerva (*Νίκη Ἀθηνᾶ*) auch einen Apfel in der einen und einen Helm in der andern Hand (Heliodorus Periegetes ap. Harpocration p. 254). Diese früheren Culte kannten jene episch-homerische Abgeschlossenheit einzelner Gottheiten noch nicht. Jene Minerva-Victoria war eine kriegerische Venus, wie die Kriegsgöttin der Perser, welche man mit der Minerva zu vergleichen veranlaßt war (Plutarchi Artax. cap. 3. p. 449. Reisk.) — Es war eine noch unbestimmte Göttin der Natur, wie die zu Hierapolis, welche einige Hera, andere Aphrodite nannten, deren Wesen aber darin bestand, daß man sie als die Ursache des Entstehens der Keime der Dinge aus dem Urelemente des Wassers erkannte (Plutarchi Crass. c. 17 p. 451). Denn nach dem Obigen darf ich ja wohl jene pelasgischen Gottheiten mit asiatischen vergleichen, von denen sie abstammen. Die Aphrodite-Nemesis ist also ursprünglich als Göttin der Todten mit der chthonischen Proserpina, als Göttin des Schicksals und des Glücks, mit der Siegerin Athena identisch gewesen. Da nun auf Vasenbildern, in griechischen Gräbern gefunden, eine weibliche geflügelte Figur die Beyschrift *Νίκη* hat, so braucht man nicht zu streiten, ob man die gleiche Gestalt auf den Vasengemälden, welche des Erichthonius Geburt vorstellen, Minerva-Victoria oder Venus-Nemesis benennen soll. — Wenn ich mich oben schon gegen H. A. Müller erklärt hatte, der nichts von einer Verbindung der Aphrodite mit den Panathenäen wissen wollte, so muß ich jetzt die ganz entgegengesetzte Ansicht bemerken, welche einen tieferen Blick in das Wesen der alten Religionen beurkundet. Herr Bröndsted sagt (Reisen in Griechenl. II. S. 231): „Daß die Attiker selbst ihr Dogma von der Erziehung ihres *Γηγενὴς* durch die jungfräuliche Göttin mit ihrer Verehrung des Schicksals, der Mŏra unter der Form einer himmlischen Aphrodite, in Verbindung gesetzt hatten, das beweiset die merkwürdige Ceremonie der beyden Arrhephoren in der Nacht vor dem panathenäischen Feste, wovon uns Pausanias den einzigen Bericht gegeben hat, I. 27. 4; denn wer diese Stelle mit der andern (I. 19, 3. Es ist dort von einer Aufschrift auf einem Bilde der Aphrodite in den Gärten bey Athen die Rede, worin Venus-Urania die älteste der Parcen genannt wird) vergleicht, wird gewiß nicht bezweifeln, daß der *περίβολος*, wohin die Arrhephoren durch den unterirdischen Gang das ihnen und der Priesterin selbst unbekannte Mystische trugen, mit einem Heiligthume der Aphrodite-Mŏra in Verbindung stand. In dieser älteren Vorstellung von einer ernsten, erhabenen, und der Mŏra verwandten Aphrodite, liegt auch meines Bedenkens der Grund, warum Agorakritos sein, für das Heiligthum der Aphrodite in den Gärten bestimmtes Bild dieser Göttin in eine Nemesis veränderr konnte; (s. Plin. H.N. I. 36. 5. p. 725 Hard. Suid. in *Ῥαμνουσία Νέμεσις*, wo sich unter Anderm die merkwürdigen Worte finden: „*ἱδρύσατο δὲ αὐτὴν Ἐρεχθεὺς* (Erichthonios?) *μητέρα*

ἑαυτοῦ οὖσαν“); eine genauere Erwägung dieser Sache liegt aber außerhalb meines jetzigen Gegenstandes.“ Ich glaube jetzt durch vorliegende Erörterung diese Sache in's gehörige Licht gesetzt zu haben. Es bleibt mir jedoch die Beantwortung einer Frage noch übrig. In dem schönen Werke des seel. Baron von Stackelberg „die Gräber der Hellenen“ Berlin 1837, tab. XV., befindet sich ein sonderbares Bild, wovon der Herausgeber (S. 12) weiter nichts sagt als Folgendes: „Ueber das athenische Gefäß, sowie die auf demselben befindliche merkwürdige Darstellung einer bärtigen, geflügelten, schlangenleibigen Gestalt, welcher ein Schwan mit ausgebreiteten Fittigen sich nähert, behalte ich mir die nähere Erklärung noch vor.“ Im Catalogue d'une Collection d'Antiquités de Mr. de Stackelberg, worin auf einer Bildtafel (unter Nr. 47. bis.) diese Vorstellung wiederholt ist, wird (p. 9) bemerkt: „Petit vase athénien d'une haute antiquité sur lequel on voit un cygne et une figure énigmatique moitié homme ailé, moitié serpent etc.“ Bey Uebersendung dieses Verzeichnisses schrieb mir einer der Herausgeber desselben, der Freiherr von Ungern Sternberg: „die Nummer 47 bis, p. 9, wovon eine Abbildung folgt, wurde von Stackelberg in seinem Werke „die Gräber der Hellenen“, welches ich mit Gerhard's Hülfe herausgab, angeführt, aber nicht erklärt. Wer ist der Schlangenmann dieses Atheniensischen Gefäßes? Ist es Erechtheus? und was bedeutet der Schwan?“ Es hat also keiner dieser Archäologen an eine bloße Verzierung des Vasenmalers gedacht; so wenig als Hr. Raoul-Rochette, der, wie oben bemerkt wurde, in seiner lettre à Mr. Klenze (p. 14) dasselbe Vasenbild erwähnt, vom Schwane zu sprechen nicht nöthig hatte, aber bey dem geflügelten Schlangenmann die Beschreibung des Typhon bey alten Schriftstellern anführte. Ich bemerkte dazu, man könne bey der Figur des Vasenbildes zuvörderst an den geflügelten Schlangengott Chronos in einer orphischen Kosmogonie bey Damascius (περὶ ἀρχῶν p. 381 Kopp.) denken, der sich mit der Natur (φύσις), auch Ἀνάγκη-Ἀδράστεια genannt, verbindet.

Jetzt bemerke ich weiter, es könnte uns auch wohl der Orphische Phanes einfallen, der aus einem Ey geboren (ὠογενής) genannt, und als ein Gott mit goldenen Flügeln beschrieben wird (Orph. hymn. VI. [5] vs. 2.). Man wird jetzt im Voraus vermuthen, daß ich vielmehr obiger Ansicht beytrete, und in jener bärtigen und geflügelten Schlangengestalt den Erechtheus, nämlich, füge ich bey, den ältern Erechtheus-Erichthonios, erkenne. Wer wird nämlich in einem atheniſchen Vasenbilde, aus einem Grabe hervorgezogen, nicht den Gedanken an diesen am natürlichsten finden? an den Sohn der Nemesis, der Erechtheus das älteste Bild geweiht, der Beherrscherin der Verstorbenen, von der die Nemeseen, dieses Attische Todten- oder Seelenfest, ihren Namen hatten? Aber woher die Flügel an diesem männlichen, schlangenleibigen Wesen? Antwort: Erichthonios ist für Athen und seine Burg, was Triptolemos für Eleusis und das Rharische Feld war. Die Schlangen an des letzteren Wagen sind zuweilen geflügelt (Lucian Phil. §. 3. p. 32 Hemsterh.). Mit dem Schlangenwagen, noch mehr mit dem Paar geflügelter Schlangen, soll er um so leichter und geschwinder die Samenkörner der Demeter über die Erde tragen. In unserm Bilde ist diese Flügel- und Schnellkraft in den Körper des Schlangenmannes selbst verlegt. In dieser Abbreviatur stellt sich uns eine ältere prägnante Symbolik vor Augen. Schwieriger ist die Antwort auf die Frage: „was bedeutet der Schwan?“ Vielleicht ist die einfachste Antwort: Aphrodite Urania, auch Möra genannt, hat ihrem Sohne Erichthonios den Schwan entgegengesendet, weil er ihr Lieblingsthier ist, wie sie denn erweislich in verschiedenen alten Bildwerken von einem Schwane getragen wird. (K. O. Müller Handb. der Arch. d. K. S. 556 ff. zweyte Ausg.) Man könnte sagen: Wir hören nur von Erichthonios Mutter. Sein Vater war wohl in diesem Mythus Zeus, welcher der Nemesis auch dießmal wie bey Erzeugung der Helena sich in Gestalt eines Schwanes genähert hatte (Apollodor. III. 10. 7. p. 320 Heyn.), weil Nemesis ihm unter der Hülle einer Gans entfliehen wollen. Allein diese Annahme ermangelt bey der Erzeugung des Erichthonios der nöthigen Autorität. Es ist sicherer zu sagen: Schwan und Gans sind chthonische Thiere; sie lieben tiefe Gründe, Wasserflüsse und kalte tel-

lurische Nahrung (Aelian H. A. v. 29 p. 110 Jacobs. vergl. XVII. 24. p. 384). Dafür sprechen in der That die Culte, Mythen und Bilder von Zeus-Trophonios und Demeter-Herkyna zu Lebadea in Böotien, wo Wasser- und Erdcultus herrschend war, wo Pausanias (LX. 39. 2.) die chthonische Jungfrau Ἕρκυνα (Hercyna) mit einer Gans in der Hand abgebildet sah; wo es selbst eine Demeter-Hercyna gab, welches nichts anders als Orcina ist, das heißt die Ceres der Erdtiefe; wo im Zeus-Trophonios, das ist nichts anders als ein Zeus χθόνιος, die Anschauungen von Unterwelt, Erdtiefe und agrarischem Reichthume personificirt waren (s. K. O. Müller Orchomenos S. 155, Preller Demet. und Perseph. S. 172 vergl. S 363; — welcher letztere aber bey so ernsten Cabirischen Wesen von einer Einsicht in jene tellurischen Symbole nichts verräth, wenn er (Anm. 2.) sagt: „Gans und Ente sind den alten und neuen Griechen anmuthige, niedliche Thierchen.“ Ich verweise ihn auf Ed. Gerhards Prodromus zu seinen antiken Bildwerken S. 94, und wünschte ihm die ernste Thonfigur einer Demeter-Hercyna in einer Heidelberger Sammlung vorzeigen zu können, die, mit einer geschlungenen Wollbinde ums Haupt, auf einem Throne sitzt, und eine Gans, an ihrer Brust angeschmiegt, in Händen hält.) — Es hätte also in unserm Vasenbilde der dem Erdgebornen (Erichthonios) sich nähernde chthonische, an die Königin der Todten, Nemesis, erinnernde Schwan eine gehörige Bedeutung. Er hat sie endlich aber auch als das weissagende, den Tod ahnende, ihn mit Gesang begrüßende und an die Güter der Unterwelt erinnernde Thier; in welchem Sinne die Dichter und Philosophen des Alterthums den Schwan als Trostbild der sterblichen Menschen gewonnen haben (s. Davies und G. H. Moser zu Cic. Tuscull. I. 30 p. 244 ed. Moser vergl. „Zur Gemmenkunde“ S. 196). Es darf überhaupt bey solchen uralten Culten, Mythen und Bildern nicht vergessen werden, daß sie Ausdrücke religiöser Zustände sind, welche sich als ein tiefes Versenken und Einleben in die Natur beurkundeu. Hatte der hülflose und noch mit den ersten Fristungen des Daseyns ringende Mensch endlich mit Mühe und Gefahr feste Sitze gewonnen, und Ackerbau ausüben gelernt, so erfüllten ihn der von ihm nun wahrgenommene ordentliche Lauf der Natur, die regelmäßige Wiederkehr der Vegetation, das wunderbare Wechseln und Hinwelken der Pflanzen und Saaten, als göttliche Geheimnisse, mit Grausen. Er empfand Gefühle, die ihn in Entzücken versetzten, oft aber auch an die Gränze des Wahnsinns führten; Stimmungen, welche der Attische Mythus in der bedeutsamen Erzählung von der Raserey und vom Sterben der Töchter des Kekrops aufbehalten hat. Andererseits steht das Hausthier dem Naturmenschen nahe, zumal dem Ackermann der Ackerstier; er ist ein wichtiger Besitz, ein unentbehrlicher Gehülfe. Er ist unter das Gesetz der Natur gestellt, niemand soll ihn tödten, aber Lust und Noth verleiten den Ackermann, auch ihn zu tödten, und sein Fleisch zu essen. Aus dem Ochsenanspanner wird ein Ochsenesser, aus dem βουζύγης ein βουθοίνας. Das ist eine schwere Verschuldung, und es folgen die Verwünschungen des Ackermanns, die Buzygischen Flüche (Βουζύγειοι ἀραί.) Diese Seite der attischen Mythen (vom Herakles-Buzyges und Buphonos und Buthónas), Festgebräuche (die Buphonien, Βουφονία) und Bilder habe ich, aus Anlaß eines andern Vasenbildes, neulich weiter ausgeführt in der Abhandlung: De vasculo Herculem Buzygen exhibente (in den Annali dell' instituto archéologico Vol. VII. p. 106 sq.) Jetzt habe ich denselben Gegenstand von einer andern, aber damit verbundenen Seite zu berühren: Dem Naturssohn ist die Erde Mutter. Dem ältesten Griechen war die Erde Mutter-Erde (Γῆ μήτηρ). Der Mensch, der Erde Sohn, muß, um seine Nahrung zu gewinnen, die Erde verwunden, er muß der Erde Schoos zerreißen, als Ackermann. Das ist der erste Fluch. Erichthonios, der Erden- und Acker-Mann, ist Sohn der Nemesis, der Vergelterin, der Königin der Todten, nach deren Namen das Attische Todten- oder Seelenfest, die Nemeseen genannt werden. Der Spruch lautet: Der Ackermann, der den Schoos der Erde aufreißt, verfällt der Erde als Leichnam wieder, zur Vergeltung (Nemesis), der Ackermann, der selber von der Erde genommen, die Gaben der Erde verzehret. Das sind Zustände und Erinnerungen, wie sie die Genesis (III. 14. 19.) überliefert, aber anders und

einfacher, als die Incunabelsage der vielgöttischen Völker sie aufbewahret. Jedoch stellt sich aus dieser alt-attischen Sage und Bildnerey das Analoge heraus: Der Erdwurm, die Schlange am Erdboden kriechend und Erde essend, und der Mensch, der die Erde aufreißen, und was er ist, wieder werden soll: Erde zu Erde.

Creuzer.

Johnsoniana, or, supplement to Boswell. London. 1836. XXII und 530 S. gr. 8. mit vielen Kupfern.

Ein besonderer Abdruck des neunten und zehnten Bandes der jüngsten Ausgabe von Boswell's Leben Dr. Samuel Johnson's. Auf dem Titelblatte sind nicht weniger als 36 Personen aufgeführt, aus deren Schriften oder Aufzeichnungen diese Nachlese gezogen ist. Mehrere sind nicht genannt, wie der „German Traveller," von welchem S. 437 — 40 eine Mittheilung steht, die keiner von den andern etwas nachgiebt. Dieser deutsche Reisende ist Helfrich Peter Sturz; der Aufsatz eine treue Uebersetzung des ersten Briefes aus London in dem ersten Bande seiner Schriften.

Die Johnsoniana unterscheiden sich von den ana des 17ten Jahrhunderts hauptsächlich dadurch, daß von gelehrten Sachen weniger, und mehr von Lebensverhältnissen die Rede ist. Johnson's starker, so zu sagen derber Verstand bey einem mannhaften und doch milden Gemüthe, sein glückliches Gedächtniß und seine reiche Erfahrung machte seinen Umgang so lehrreich und, des rauhen Aeußern ungeachtet, so anziehend, daß ihn viele und vorzügliche Leute begierig suchten, und, was sie von seinem Gespräche behalten hatten, gern aufzeichneten. Die meisten sprechen von dem Manne mit hoher Verehrung, die jedoch nie zu dem krankhaften Uebermaße ausartet, wie z. B. der „Cultus Göthe's," zu welchem vor Kurzem mehr als Einer sich bekannt hat. Zu bedauern ist, daß man unter diesen Zeugen den berühmten Burke vermißt, einen der vertrautesten mit Johnson, von dem er sagte,

er sey im Gespräche größer, als in seinen Schriften, und auf den er anwandte: Intentum animum tanquam arcum habebat. Wir besitzen kein Buch wie dieses, das England eben so zur Ehre wie zum Nutzen gereicht; zur Ehre, weil diese über ein halbes Jahrhundert alten Sachen durch keinen Wechsel der Meynungen und Sitten verdrängt worden sind; zum Nutzen, weil hier ein Schatz ächter Lebensweisheit gesammelt ist, dem das heimische Gepräge Eingang und Umlauf sichert.

The Highlanders of Scotland, their Origin, History and Antiquities. By Will. Skene, F. S. A. London 1837. Vol. I. XIV. und 264 S. Vol. II. 314. S. 8.

Ueber die Geschichte und die Alterthümer Hochschottlands bringt dieses Buch kaum etwas neues; dagegen ist der Beytrag erheblich, den es zur Entscheidung des vor einiger Zeit lebhaft geführten Streites über die Herkunft der Hoch-Schotten liefert. Der Verf. erklärt diese für die Ureinwohner. Die Hauptsätze stellt er selbst I. 86 so zusammen. Hoch-Schottland war in den ältesten Zeiten ganz von einem Volke bewohnt, das die Römer zuerst Caledonii, nachher Picti nannten. Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts nahm eine Schaar Scoten, aus Irland, Besitz von einem Bezirke, der jetzt das südliche Argyll heißt. Diese Scoten, Dalriad genannt, erlangten im neunten Jahrhundert die Oberhand über den Theil der Picten, welcher sich im Niederlande ausgebreitet hatte, aber nicht auch über das Hochland, welches vielmehr immer im Besitze der nördlichen Picten geblieben ist. Auch war die Landessprache allezeit dieselbe, nämlich die gaelische. Die letzten dieser Sätze scheint der Verf. erwiesen zu haben; die zwey ersten sind Vermuthungen, jedoch sehr annehmliche. Gelegenheitlich berührt der Verfasser die Uebereinstimmung der ossianischen Gedichte mit den ältesten, erst 1825 in das Lateinische übersetzten und gedruckten, irländischen Annalen, die aus dem 11ten und dem 13ten Jahrhundert herrühren, und schließt daraus auf die Aechtheit, wenigstens des Kernes, jener Gedichte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 15. July v. J. wurde Folgendes vorgetragen:

1. Von dem Herrn Conservator Dr. Vogel.

Die Professoren Bunsen und Berthold aus Göttingen haben der k. Akademie die zweyte Auflage ihrer Schrift:

Eisenoxydhydrat, das Gegengift des weißen Arseniks, übersendet.

Diese zweyte Auflage hat vor der erstern in so fern bedeutende Vorzüge, als sie mit den Untersuchungen und Erfahrungen, welche seit dem ersten Erscheinen der genannten Schrift in Deutschland, Frankreich und Italien über diesen Gegenstand unternommen wurden, und wodurch die Resultate der gemachten Beobachtungen auf das Vollkommenste bestätigt werden, bereichert ist. Man hatte zwar schon seit langer Zeit verschiedene Substanzen als Gegengift arseniger Säure vorgeschlagen und angewendet, nämlich Milch, Essig, Oel, Theriak, Kohlenpulver, Schwefelwasserstoff und Schwefel-Alkalien ꝛc.; allein die erfahrensten Toxikologen unserer Zeit, als Orfila und Christison, sprechen dahin ihre Ueberzeugung aus, daß bis zur Entdeckung der Eigenschaft des Eisenoxyd-Hydrats noch kein sicheres Gegengift der arsenigen Säure bekannt geworden sey.

Das Eisenoxyd-Hydrat wird aus dem schwefelsauren aufgelösten Eisenoxyd-Salz durch Ammonium gefällt. Um aber dem Niederschlag sein Wasser nicht zu entziehen, und dadurch seinen lockeren Aggregatzustand so wenig als möglich zu vermindern, wird er, nachdem er sich abgesetzt hat, in verschlossenen Gefässen unter Wasser aufbewahrt.

Das Eisenoxydhydrat ist mit einer Eigenschaft begabt, wodurch es sich vor allen bekannt gewordenen Antidoten besonders auszeichnet; es ist nämlich völlig unauflöslich, und hat daher keine Einwirkung auf den Organismus; es vereinigt sich sogleich zu einer unauflöslichen Verbindung mit der arsenigen Säure, diese mag sich nun in fester oder in aufgelöster Gestalt befinden, wodurch also die Wirkungen des Arseniks plötzlich aufgehoben werden. Obgleich in dem arsenigtsauren Eisenoxyd nur etwa $3\frac{1}{2}$ Eisenoxyd auf 1 Theil arseniger Säure enthalten sind, so hat die Erfahrung doch gelehrt, daß es rathsam ist, bey einer Vergiftung 10 bis 12 Theile Eisenoxydhydrat anzuwenden, und hiebey kann man mit Sicherheit annehmen, daß die arsenige Säure augenblicklich gebunden, und folglich dadurch ganz unschädlich gemacht wird.

Ich habe mich von diesem schnellen Uebertritt des Arseniks überzeugt, indem ich ein feuchtes Eisenoxydhydrat in eine Auflösung von arseniger Säure trug; nach Verlauf von höchstens 2 Minuten war keine Spur von Arsenik mehr in der Flüssigkeit vorhanden; das getrocknete Eisenoxyd ist nicht fähig, die ganze Menge der arsenigen Säure aufzunehmen, weßhalb es nicht mit Erfolg angewendet werden kann.

Dem Gesagten zu Folge gewährt die Entdeckung der Herrn Bunsen und Berthold ein hohes Interesse, und liefert aufs Neue den Beweis, daß die Chemie stets fortfährt, auf die Fortschritte in der Heilkunde einen mächtigen Einfluß auszuüben.

Ich trage darauf an, daß den Herren Verfassern obiger Schrift von Seiten der k. Akademie ein Danksagungsschreiben zugestellt werde.

2. Von dem Herrn Professor Dr. v. Kobell.

Ueber das hystatische und haplotype Eisenerz.

Das Titaneisen von Tvedestrand in Norwegen hat Breithaupt als eine eigene Species unter dem Namen hystatisches Eisenerz aufgestellt. Er giebt folgende physikalische Charakteristik an: Halbmetallischer Glanz. Farbe dunkel eisenschwarz. Strich schwarz. Stammform: Rhomboeder von 86° 10′. Spaltbar basisch, zuweilen in schalige Zusammensetzung übergehend, auch primitiv rhomboedrisch, undeutlich und schwierig zu erhalten. Bruch muschlig — uneben. Härte 8 (nach Mohs Scala 6) Spec. Gewicht = 5,0. Stark magnetisch.

Dieses Eisenerz besteht nach einer ältern Analyse v. H. Rose aus: Titansäure 48,95, Eisenoxydul 51,05. Mosander hat wahrscheinlich das nämliche analysirt und gefunden: Titansäure 24,19, Eisenoxyd 53,01, Eisenoxydul 19,91, Kieselerde 1,17, Talkerde 0,68 und Kalkerde 0,33.

Mit dieser Species vereinigt Breithaupt den Eisenglanz aus der Schweitz, welcher unter dem Namen Eisenrose bekannt ist.

Da ich überzeugt bin, daß man bey Verbindungen, wie die des Titaneisens, ohne Beyhülfe der Chemie mit Sicherheit eine Species kaum zu bestimmen im Stande ist, indem diese Verbindungen alle isomorph und überhaupt physikalisch sehr ähnlich sind, und da von der Schweitzer Eisenrose bis jetzt noch keine Analyse vorhanden war, so unternahm ich eine solche, und befolgte dabey die Methode, welche ich zuerst bey der Analyse des Menakan's von Egersund anwendete.

Das Mineral wurde sehr fein zu Pulver zerrieben und in einem Kolben in concentrirter Salzsäure aufgelöst. Die Auflösung erfolgte bis auf Ausscheidung einer geringen Menge eines weißen flockigen Pulvers vollkommen. Die Flüssigkeit wurde etwas eingedampft, dann mit der nöthigen Menge Wasser verdünnt, wobey keine Fällung Statt fand, und mit kohlensaurem Kalke, Eisenoxyd und Titansäure gefällt a. Der Niederschlag wurde mit ausgekochtem Wasser unter den gehörigen Cautelen ausgewaschen und filtrit. Die durchgelaufene Flüssigkeit wurde mit einer Auflösung von Chlorkalk versetzt, eingedampft und dann filtrirt. Der Rückstand auf dem Filtrum wurde in Salzsäure aufgelöst und das Eisenoxyd mit Ätzammoniak gefällt, geglüht, gewogen und als Oxydul berechnet. Es zeigte sich Manganfrey und auch die Filtrate gaben mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak keine Spur von Mangan an.

Der Niederschlag a. wurde in Salzsäure aufgelöst und durch die Auflösung Schwefelwasserstoff geleitet. Nachdem sich der Schwefel abgesetzt hatte, wurde er filtrirt und verbrannt, wobey etwas Kieselerdehaltige Titansäure zurückblieb (von 30 Gran 1 Gran). Die Flüssigkeit wurde gekocht, bis sie nicht mehr nach Schwefelwasserstoff roch und dann mit kohlensauerm Kalk die Titansäure gefällt, ausgewaschen, in Salzsäure aufgelöst, und mit Aetzammoniak gefällt. Das letztere geschah zweymal, um keinen Kalk im Niederschlage zu erhalten. Die Titansäure enthielt eine Spur von Eisenoxyd.

Ein besonderer Versuch zeigte die Abwesenheit von Thonerde, Talk- und Kalkerde.

Auf diese Weise wurden für 100 Thle. erhalten:

Titansäure .	12,67
Eisenoxydul .	4,84
Eisenoxyd . .	82,49
	100,00

Wenn man aber die, etwas Kieselerde enthaltende Titansäure, welche sich gleich Anfangs ausschied, und beym Verbrennen des Schwefels erhalten wurde, als von Einmengung herrührend abzieht, so ist die Zusammensetzung:

Titansäure .	9,66	„	3,83
Eisenoxydul .	5,01	„	1,14
Eisenoxyd .	85,33		
	100,00		

Man ersieht hieraus, daß dieses Mineral eine ganz andere Verbindung ist, als das Titaneisen von Tvedestrand. Man hat angenommen, daß $\dot{Fe}\,\ddot{Te}$ und $\ddot{\dot{F}e}$ isomorph und vicarirend seyen und daß sich damit erkläre, warum sie in so sehr verschiedenen, scheinbar ganz gesetzlosen, Verhältnissen mit einander vorkommen. Auch ist das Verhältniß von $\dot{Fe}$ und $\ddot{Ti}$ im Titaneisen von Arendal, im Ilmenit, Menakan und Titaneisen von Aschaffenburg nahezu der Formel $\dot{Fe}\,\ddot{Ti}$ entsprechend. Im Kibdelophon dagegen ist, ungeachtet des Isomorphismus das Verhältniß von Titansäure und Eisenoxydul

nahezu der Formel $\dot{Fe}^2 \ddot{Ti}^3$ entsprechend und in der Eisenrose scheint, wenn man die gegebene Correction zuläßig findet, ein ähnliches Verhältniß zu bestehen. Wie dieses mit dem Isomorphismus von Rotheisenerz zusammenhängt, ist zur Zeit nicht erklärt; so viel aber ist gewiß, daß die sogenannte Eisenrose ein von den bekannten Arten von Titaneisen specifisch verschiedenes Mineral ist, indem es sich von den einen durch die Mischung, von andern, wie vom Trappischen Eisenerz, durch die Krystallisation unterscheidet.

Will man daher dieses Mineral nicht mit dem Rotheisenerz vereinigen, was wohl die meisten Mineralogen, des schwarzen Strichpulvers wegen anstößig finden würden, so muß es als eine eigene Species aufgestellt werden. Vorläufig schlage ich dafür den Namen Basanomelan vor, welcher sich auf den Strich, als das am leichtesten auffindbare Unterscheidungs-Kennzeichen vom Rotheisenerz, bezieht. (Von *Βάσανος* Probierstein und *μέλας* schwarz.)

Im Zusammenhang damit habe ich auch das haplotype Eisenerz Breithaupts untersucht, welches mit Rutil deutlich verwachsen und oft innig gemengt vorkommt. Ich fand es zusammengesetzt aus

Titansäure	10,0
Eisenoxyd	88,5
Manganoxydul mit einer Spur von Eisenoxydul.	1,5
	100,0

Die Analyse wurde wie die des vorhergehenden Minerals ausgeführt. Der erste Rückstand von Titansäure, beym Verbrennen des Schwefels erhalten, wog für 30 Gran — 2 Gran, also 6,66 pr. Ct. Die aus der Auflösung gefällte Titansäure wog 1 Gran, also 3,33 pr. Ct. Sieht man die zuerst ausgeschiedene Titansäure als von eingemengtem Rutil herrührend an, so wird die Zusammensetzung für 100 Theile:

Titansäure	3,57
Manganoxydul mit Spuren von Eisenoxydul	1,61
Eisenoxyd	94,82
	100,00

Diese Mischung, die Abwesenheit des Eisenoxyduls und die physikalische Uebereinstimmung mit dem gewöhnlichen Eisenglanz, bis auf etwas dunklere Strichfarbe, machen es wahrscheinlich, daß dieses Mineral nur eine Varietät des Rotheisenerzes sey.

Beyträge zur gesammten Natur- und Heilwissenschaft, herausgegeben von Dr. Weitenweber. Zweyten Bandes erstes Heft. Prag, 1837. 158 Seiten. 8.

Mit Uebergehung der mediciniſchen Aufſätze heben wir zur Anzeige nur die rein naturwissenschaftlichen hervor, von denen drey in diesem Hefte vorkommen.

I. Zoologische Abhandlungen.

1. Die in Böhmen vorkommenden Hummelarten, von Wenzel Benno Seidl in Prag. (S. 65 — 73).

Der Verf. zählt in Böhmen 20 Hummelarten auf, von denen er 7 für neu ansieht. Diese neuen Species erfordern indeß meist noch eine weitere Prüfung, da bey den Hummeln Abänderungen nach Größe und Färbung nichts Seltenes sind.

2. Der böhmische Biber und das Bibergeil, von Dr. G. W. Kahlert (S. 78 — 98).

Bey der Wichtigkeit des Bibergeils als Arzneymittel und bey dem hohen Preise desselben, dringt der Verf. darauf, daß man Biberkolonien anlegen solle. Nach seinen Angaben trifft man diese Thiere in Böhmen an der Moldau, Luznitz, am Neubach, am großen rosenberger Teiche und seinen Abflüssen, an anderen ungenannten Bächen, in den dichten dunklen Wäldern auf den Herrschaften Wittingau, Pletz und Chlumetz im budweiser Kreise; bey Nezdaschow und Bechin; am Landsee Blato, dann in der Rotenhofer Biberkolonie bey Krummau, im kleinen Biberteiche beym Stifte Osseg im leitmeritzer Kreise. Die erste bekannte Biberkolonie Böhmens ward bey Rotenhof, einem fürstlich Schwarzenbergischen Lustschlosse bey Krummau angelegt. Da sie sich sehr vermehrte, so wurden einzelne Biber an andere Orte versetzt, weil ihnen jedoch Schuld

gegeben wurde, daß sie die Dämme eines Kanals (des Neubachs) unterminirt hätten, so wurde ein Schußgeld von 8 Gulden auf das Stück gesetzt. Bey der List und Vorsicht dieser Thiere gelang jedoch ihre Ausrottung nicht vollständig, und da man später die Güte des einheimischen Castoreums erkannte, so trat Schonung derselben ein. Von der Kolonie, wie sie noch heut zu Tage am Teichesabzuge bey Schloß Rotenhof besteht, rühmt es der Verf., daß durch zweckmäßige Einrichtung der Gehege den Bibern die Gelegenheit Schaden anzurichten abgeschnitten, gleichwohl aber für ihre zuträgliche Nährungsweise vollkommen gesorgt ist. Eine Fortsetzung dieser lesenswerthen Abhandlung ist angekündigt.

II. Botanische Abhandlungen.

1. Orobella, eine neue Pflanzengattung von Prof. Dr. K. B. Presl in Prag. S. 21 — 31 (mit einer Tafel).

Herr Professor Presl stellt im Vorliegenden eine neue künstliche Gattung auf, die sich von Orobus nur sehr wenig unterscheidet und wohl füglicher mit letzterem vereinigt geblieben wäre. Er proponirt außerdem auch noch Faba von Vicia, Lathyrus Aphaca als Aphaca und Lath. Nissolia als Anurus von Lathyrus, endlich Ervum Ervilia als Ervilia von Ervum zu sondern. Ob die Wissenschaft durch das Zerreissen natürlicher Gattungen in Fällen, wo wie hier nicht einmal eine sehr große Anzahl von Arten dazu auffordert, gewinne, oder nicht vielmehr das Chaos unseres Systemes noch gesteigert werde, lassen wir dahin gestellt. Ausser Orobella vicioides werden als neue Species noch definirt: Lathyrus Parreiszii, stipularis und Ervum dalmaticum. Z.

Maximilians (Prinzen zu Neuwied) Reise durch Nordamerika. Coblenz 1837. 1. Heft mit 7 Bogen in kl. Fol., nebst 1 Heft Atlas.

Prinz Maximilian zu Neuwied, bereits durch seine für die Naturgeschichte Südamerika's so überaus wichtige frühere Reise rühmlichst bekannt, hat in den Jahren 1832 — 1834 eine neue Expedition und dießmal zwar durch das nördliche Amerika unternommen, und ist somit der dritte unter den hohen Reisenden aus fürstlichem Stande, welche in den letzteren Jahren diesen Theil der neuen Welt zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht haben.

Da uns vor der Hand von dieser Reise nicht mehr als die ersten 7 Bogen vorliegen, so haben wir noch nicht genug Material, um daraus einen Auszug zu liefern; ein solcher soll in diesen Blättern mitgetheilt werden, sobald eine hinlängliche Anzahl von Heften erschienen seyn wird. Einstweilen begnügen wir uns, nach dem vorliegenden Anfange unsere Meynung über die Darstelluug dieser Reise auszusprechen, und somit dem Leser die Erwartungen, welche er von derselben mit uns hegen darf, zu bezeichnen.

Der Anfang der Beschreibung hat die Seefahrt nach Boston, den Aufenthalt daselbst, dann die Reise nach Neu-York, Philadelphia und in die Umgebungen dieser Städte zu schildern. Wir glauben, daß der Hr. Verf. in der Darstellung dieser Gegenstände das rechte Ziel und Maaß getroffen habe. Er setzt bey dem Leser weder eine gänzliche Unbekanntschaft mit denselben, noch auch eine specielle Vertrautheit bis in das Detail hinein, voraus, und hebt demnach in seinen Schilderungen nur das Wichtigste und Wesentlichste hervor, was eben gerade hinreicht, um von dem Charakter dieser Städte, ihren Umgebungen und ihren Einwohnern ein anschauliches Bild zu bekommen. Von seiner Schiffahrt sagt er selbst: „Seereisen nach Nordamerika gehören jetzt zu den alltäglichen Ereignissen, und man hat von ihnen etwa zu erzählen, daß man Schiffe sah und begrüßte, gutes Wetter oder Stürme fand und dergleichen mehr.“ Man sieht aus dieser einzigen Stelle, daß der Verf. recht wohl weiß, was dem Leser, der mit der Reiselitteratur einigermassen vertraut ist, von Bedeutung seyn könne oder nicht. Wir können daher auch in den folgenden Heften mit Recht erwarten, daß uns nichts Ueberflüssiges geboten werden wird. Von besonderem Interesse erscheinen uns die Urtheile über amerikanische Sitten und Gebräuche, da sie von einem Beobachter ausgehen, der nicht bloß die Welt kennt, sondern selbst ihren höchsten Kreisen angehört; sie sind milde, vorurtheilsfrey und respectiren die fremde Eigenthümlichkeit. Die Darstellung ist einfach und schmucklos, und somit glauben wir mit gutem Grunde sehr vortheilhafte Erwartungen von dieser Reise hegen, und sie der besondern Beachtung unserer Leser empfehlen zu dürfen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberbergrath und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

(Gelesen am 25. August 1837 in der öffentlichen, zur Feyer des allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Sr. Majestät des Königs gehaltenen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften in München.)

Ich wage es, an diesem festlichen Tage, die Aufmerksamkeit dieser hochansehnlichen Versammlung durch einen kleinen Vortrag über die Theorien der Erde auf kurze Zeit in Anspruch zu nehmen.

Obwohl mein Vortrag keine Predigt werden soll, so muß ich dazu doch einen Text aus der Bibel nehmen, und dieser lautet: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. — Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser!

Daß die Erde erschaffen worden und nicht durch Zufall entstanden ist, daran zweifelt kein vernünftiger Mensch. Eben so wenig ist zu bezweifeln, daß sie in Einem Acte geschaffen wurde und nicht mehrere subsequente Schöpfungen ihrer Theile statt fanden. Gewiß ist aber auch, daß sie nicht so, wie sie ist und in der Hauptsache schon vor Jahrtausenden war, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist, sondern sich allmählig durch die Kräfte und nach den Gesetzen, welche er in die Materie legte, so ausbildete, wie sie vor uns liegt. Gewiß ist ferner, daß zu verschiedenen Zeiten große und gewaltsame Katastrophen auf ihr vorgiengen. Dieses finden wir in unzweydeutigen und unauslöschlichen Zügen in sie selbst eingeschrieben.

Die Entstehung und Ausbildung der Erde zu erklären, hat man sich von jeher sehr angelegen seyn lassen, und es ließen sich wohl ein halbes Hundert Theorien aufzählen, die man darüber aufstellte und Geogenien nannte. Allein die meisten bestehen nur in leeren Träumereyen und Ausgeburten einer grund- und bodenlosen Phantasie, und können nur dienen dem Geschichtschreiber menschlicher Verirrungen Beyträge zu liefern, aber nicht Auskunft über die Geschichte der Erde zu geben. In der älteren Zeit konnte aber auch nicht wohl etwas Anderes zum Vorschein kommen, weil man die Natur und ihre Gesetze noch zu wenig kannte, und die Wissenschaften, woraus allein eine vernünftige Geogenie geschöpft werden kann — die Chemie, Mineralogie und Geognosie — noch sehr unvollkommen waren, ja kaum existirten. Nur darin kann sie ihre Stützen finden, und sie muß insbesondere mit der Geognosie, welche die Verschiedenartigkeit der Gebirgsmassen und ihre Structur und Lagerungs-Verhältnisse kennen lehrt, stets Hand in Hand gehen. Geognosie und Geogenie werden gegenwärtig von den Meisten in Einer Wissenschaft vereinigt, welche Geologie genannt wird.

Diese Wissenschaft wird jetzt mit einem Eifer betrieben, wie kaum irgend eine andere, und findet fast in allen Ständen große Verehrer.

Dieses bestimmte mich vor Kurzem, in dieser Wissenschaft, welcher ich einst auch mit großer Vorliebe zugethan war, mich wieder etwas mehr umzusehen. Ich muß staunen über die vielen und werthvollen geognostischen Beobachtungen, welche seit einigen Jahren fast in allen Welttheilen gemacht worden, und die großen Opfer bewundern, welche man

diesen Forschungen gebracht hat. Allein mit den geogenischen Folgerungen, welche man daraus gezogen, kann ich nicht einverstanden seyn; ich habe in mancher Beziehung andere Ansichten, als besonders die gegenwärtig vorherrschenden sind; und diese will ich mir erlauben hier auszusprechen. Zuvor muß ich aber über die gegenwärtig bestehenden Theorien Einiges — das Wesentlichste — sagen und zugleich ihre schwachen Seiten berühren und besonders das Anstössige derselben gegen die chemischen Gesetze hervorheben.

Daß die Erde ursprünglich flüssig gewesen sey, darin sind und waren von jeher alle Geologen einig, indem sie sich für überzeugt halten, daß sie sich nicht anders habe gestalten können; sie theilen sich aber in zwey Partheyen hinsichtlich dessen, was den flüssigen Zustand bewirkt habe, indem ihn die einen dem Wasser, die andern dem Feuer zuschreiben. Jene nennen sich Neptunisten, diese Vulcanisten. Diese können aber doch nicht läugnen, daß ein großer Theil der Gebirge unter Mitwirkung des Wassers entstanden sey. Zuerst Einiges über den

Neptunismus.

Daß die Erde aus dem Schooße des Wassers hervorgegangen sey, ist die älteste Meynung gewesen und darauf hin weiset auch ganz deutlich die heil. Schrift. Diese Lehre wurde in der neuern Zeit von Werner in großes Ansehen gebracht, und von den meisten seiner Zeitgenossen als die einzig wahre anerkannt. Er hat darüber selbst nie etwas geschrieben, sondern sie nur durch Vorträge mitgetheilt, in welche er einen solchen Zauber zu legen wußte, daß Alles zur Begeisterung hingerissen wurde. Seine Schüler, die er für geognostische Forschungen entflammt hatte, verbreiteten sich in alle Welt und befragten überall die Natur in seinem Namen. Das gröste Verdienst, was ihm stets bleiben wird, hat er sich um die Geognosie erworben, ja er wird mit Recht der Schöpfer derselben genannt, denn er hat zuerst ein System in sie gebracht, und es mit strengster Consequenz durchgeführt. Seine Lehre von den Lagerungs-Verhältnissen und den Formations-Suiten beurkundet ein großes Talent und einen ungewöhnlichen Scharfsinn. Seine Eintheilung der Gebirge muß ich anführen, weil ich mich bey diesem Vortrage daran halten werde.

Sie zerfallen bekanntlich in ältere (Urgebirge) und neuere, welche, abgesehen von den Vulcanen, wieder abgetheilt werden in Uebergangsgebirge, Flötzgebirge und aufgeschwemmte Gebirge. Die ältern werden jetzt auch versteinerungslose und die neuern versteinerungsführende Gebirge genannt.

In seinem geognostischen Systeme ist durch und durch der Neptunismus verflochten; indessen waren ihm die damit verbundenen Schwierigkeiten nicht unbekannt. Denn die Mineralien, aus welchen die meisten und größten Gebirge bestehen, sind theils gar nicht, theils so wenig in Wasser auflöslich, daß, um nur die letztern aufzulösen, eine ungleich größere Wassermasse dazu gehörte, als gegenwärtig noch auf der Erde vorhanden ist — gar nicht zu gedenken der für uns ganz unauflöslichen Gesteine.

Wenn man aber auch annehmen wollte, es sey Alles in Wasser aufgelöst gewesen, so wäre man damit doch noch nicht außer alle Verlegenheit gesetzt, indem kaum zu erklären wäre, wie durch allmähliges Krystallisiren aus der wässerigen Auflösung die gemengten Gebirgsarten, z. B. der Granit, haben entstehen können. Denn man wird nicht läugnen können, daß die im Gemenge enthaltenen verschiedenartigen Mineralien verschiedene Auflöslichkeit und Krystallisirbarkeit haben, und vermöge derselben sich schichtenweise hätten absetzen müssen und nicht in einem gewissen Verhältnisse nach allen Richtungen an- und durch einander gewachsen seyn könnten.

Noch in eine andere, nicht minder große Verlegenheit setzt uns die Wassermenge, welche vorhanden gewesen seyn müßte, um Alles dieses aufzulösen; wir wissen nicht, wohin damit, wenn wir nicht annehmen wollen, wozu Werner auch geneigt war, es sey der größte Theil ausgewandert und in einen anderen Himmelskörper übergegangen.

Der Neptunismus hat demnach Vieles gegen sich; es spricht aber auch Vieles für ihn; es ist überhaupt nicht zu verkennen, daß das Wasser bey Bildung der Gebirge eine sehr große Rolle gespielt

hat, und insbesondere die neuern Formationen ohne Mitwirkung desselben schlechterdings nicht zu erklären sind, indem sie durch und durch ein solches Gepräge haben, daß man schließen muß, sie haben sich aus dem Wasser abgesetzt. Doch vorläufig genug hievon. Ich gehe nun über zu dem

Vulcanismus.

Nach dieser Theorie ist, wie schon gesagt, die Erde ursprünglich feuerflüssig gewesen. Um hinsichtlich der Entstehung des Feuers nicht in Verlegenheit zu kommen, nehmen mehrere Vulcanisten an, die Erde sey ein von der Sonne abgerissenes, oder von ihr ausgeworfenes Stück.

Bald nachdem Werner hingeschieden war, erhob der Vulcanismus wieder kühn sein Haupt, und es ist gegenwärtig damit so weit gekommen, daß jeder, welcher ihm nicht huldigt, risquirt, für den größten Schwachkopf erklärt zu werden.

Das Wesentliche der heutigen vulkanischen Theorie, welche sich nicht immer deutlich ausspricht, besteht, wenn ich es ja recht aufgefaßt habe, in Folgendem:

Die Erde war am Anfang durch und durch in feurigem Fluße — im Innern ist sie es noch jetzt —; das Wasser befand sich — ganz natürlich als Dampf — in der Atmosphäre; durch Abkühlung entstand auf der Oberfläche eine feste Kruste, worauf natur- und zeitgemäß das Wasser aus der Atmosphäre herabstürzte und schreckliche Verwüstungen anrichtete. Das zerstörte Gestein wurde dann durch das Wasser weiter bearbeitet und zur Bildung der Uebergangs- und Flötzgebirge verwendet. Kaum waren aber jene fertig, so wurde es unten stürmisch, die Erde öffnete sich, und es stiegen daraus im flüssigen oder weichen Zustande die Gebirge hervor, welche sonst als Urgebirge galten, nunmehr aber als solche abgesetzt sind und plutonische Gebirge genannt werden. Diese Ansicht heißt Erhebungs-Theorie. Sie war schon früher da, Elie de Beaumont rief sie aber erst vor einigen Jahren wieder in's Leben und erregte damit großes Aufsehen.

Gründe dafür findet man vorzüglich in der veränderten Lage der Gebirgsschichten, in den nicht zu Tage ausgehenden Gängen und in den Lagern, welche mit vermeyntlichen plutonischen Gebilden ausgefüllt sind; dann in der Veränderung des Gesteins, welches mit diesen Produkten in Berührung gekommen. Alles dieses, glaubt man, könne nur durch, von unten herauf gestiegene, feuerflüssige Massen erklärt werden. Als sehr günstig für diese Theorie sieht man auch die Zunahme der Temperatur in der Tiefe an.

Allein diese Erscheinungen lassen noch andere Erklärungen zu; und wenn sie sich auch noch nicht alle auf andere Art befriedigend erklären liessen, so könnte ich mich dadurch doch nicht bestimmt finden, dieser Ansicht zu huldigen, weil sie, so zu sagen, ganz naturwidrig ist, und ihr zu gewichtige Gründe entgegen stehen, welche diejenigen, die für sie zu sprechen scheinen, weit überwiegen. Ich will gar nicht fragen, durch welche Kraft jene Felsen-Massen — der Schwere entgegen — in die Höhe getrieben worden, wohin die früher vorhandenen Gebirge, die aus ihrer Stelle verdrängt wurden, gekommen, was nun die Räume erfüllt, welche sie vor der Erhebung eingenommen haben, wodurch die emporgehobenen und oft viele Meilen weit sich erstreckenden Felsenmassen unterstützt werden, aus was die erste Kruste der Erde bestanden habe ꝛc.; ich will nur einige Augenblicke bey dem Verhalten der Mineralien im Feuer verweilen, welche die Gemengtheile der sogenannten plutonischen Gebirgsarten ausmachen. —

Mit dem Feuer hat der Vulcanist oder Plutonist ein leichtes Spiel, weil es ihm eine Kraft darbietet, die keine Gränzen kennt: er kann nicht zur Rechenschaft gezogen werden, wenn er damit so weit geht, als es ihm beliebt, während der Neptunist, wenn er mit seinem Elemente gewisse Gränzen überschreiten will, von der Chemie sogleich zurechtgewiesen wird. Die Frage, woher das Feuer gekommen, braucht er gar nicht zu beantworten, wenn er nur seine Wirkungen nachweiset. Der Vulcanist kann mithin die feuerfestesten Körper, Demant, Corund, Quarz ꝛc. so flüssig machen wie Wasser — es läßt sich nichts dagegen einwenden; ja er kann sogar die ganze Erde in Dampf auflösen, wie Laplace es gethan hat — es ist nicht physisch-unmöglich.

Diesen Spielraum muß man den Vulcanisten lassen; nun sollen sie uns aber Rede stehen über das Vorkommen verschiedenartiger Mineralien in

den gemengten Gebirgsarten, wo leicht- und strengflüssige oder gar für uns unschmelzbare nicht bloß neben einander liegen, sondern sehr häufig in- und durch einander gewachsen sind, so daß ihre gleichzeitige Entstehung gar nicht zu verkennen ist. Wie läßt sich, fragen wir, dieses Verhältniß erklären, wenn Alles zu einer homogenen Masse zusammengeschmolzen war, wie es denn begreiflicherweise und naturgemäß hätte gewesen seyn müssen? Man hat wohl öfters in Schmelzöfen Mineralien-ähnliche Krystalle entstehen sehen, was die Vulcanisten auch zu ihren Gunsten auslegen, aber noch nie ist daraus ein dem Granit ähnliches Gemeng hervorgegangen. Wäre der Granit, dessen wesentliche Gemengtheile bekanntlich Quarz, Feldspath und Glimmer sind, geschmolzen gewesen, so hätte zuerst der Quarz krystallisiren müssen, welcher niedergesunken wäre, und erst lange nachher hätten Feldspath- und Glimmer-Krystalle entstehen können, gemäß der sehr verschiedenen Schmelzbarkeit und Erstarrbarkeit dieser drey Körper. — Wie hätten sie aber unter diesen Umständen so mit einander verwachsen können, wie wir sie antreffen, und wie sie auch noch mit andern Mineralien verbunden vorkommen, welche theils noch strengflüssiger als Quarz, wie Corund und Zirkon ꝛc., theils auch leichtflüssiger als Feldspath und Glimmer sind, wie Granat, Hornblende, Lepidolith, Turmalin ꝛc.? Dieses ist in meinen Augen rein unmöglich. Daher glaube ich auch, daß allein an diesem Verhältnisse die Erhebungstheorie scheitern müsse. — Dazu kommt noch, was nicht unbeachtet bleiben darf, daß im Granit und ähnlichen Gebirgsarten bisher noch gar keine Spur einer glasartigen Masse gefunden wurde, die man doch darin erwarten sollte, wenn er ein Produkt des Feuers wäre. [1])

Wäre der Granit sammt seinem Anhange so, wie man meynt, aus der Unterwelt heraufgestiegen, so wäre auch nicht zu begreifen, wie er sein Haupt so hoch über alle übrigen, vorher schon da gewesenen Gebirge habe erheben, und so fest und steif sich hinstellen können, ohne sich gleich einem Lavastrome über seine Nachbarn auszubreiten.

Der Granit — ich meyne denjenigen, welcher bisher als Urgranit galt — wäre demnach jünger als alles Andere, was an ihn gränzt und auf

ihm ruht. Wer so etwas behauptet, was alle Ordnung der Dinge umkehrt, und die Geognosie in ihrem Fundamente erschüttert, muß mit andern Gründen, als die bereits bekannt gemachten sind, hervortreten, wenn er seine Behauptung geltend machen will; und er muß insbesondere das, was ich noch bey der Kalkreihe sagen werde, gründlich widerlegen.

Ich will nun

meine Ansichten

über die Gebirgsbildung kurz darlegen und den tiefgebeugten Neptun wieder aufrichten mit Hülfe der Chemie und ihm daraus zum Kampfe gegen seinen feindlichen Bruder Pluto und dessen Alliirten Vulkan neue Waffen darreichen.

Was dem Neptunismus bisher hauptsächlich im Wege stand, war, daß man glaubte annehmen zu müssen, alle Gebirge seyen im Wasser aufgelöst gewesen, was die Chemie durchaus nicht zugeben kann. Diese Meynung wurde vorzüglich unterstützt durch die krystallinische Beschaffenheit der Gebirge, besonders der ältern, welche, wie man wähnte, nicht anders als durch vorausgegangene Auflösung zu erklären wäre. Allein wir sind zu einer solchen Annahme gar nicht gezwungen, seitdem wir wissen, daß auch Körper, ohne aufgelöst oder überhaupt flüßig zu seyn, krystallisiren können. Ich habe nämlich schon vor vier Jahren in meiner Abhandlung über den „Amorphismus fester Körper“ dargethan, daß nicht blos flüßige, sondern auch amorphe (gestaltlose) feste Körper unmittelbar krystallisiren können; und ich habe mich seitdem hievon nur noch mehr überzeugt. Sehr günstig für die Umwandlung amorpher Körper in krystallinische ist, wenn Wasser vorhanden ist, und die Körper davon ganz durchdrungen sind, wodurch sie in einen festweichen Zustand versetzt werden, wie es bey sehr vielen chemischen Niederschlägen der Fall ist, wovon manche — einige schneller, andere langsamer — unter der Flüßigkeit krystallinisch werden, wobey sie am Umfange bedeutend abnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberbergrath und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

(Fortsetzung.)

Der Satz, welcher bis jetzt als ein Axiom gegolten hatte, nämlich: daß alle Körper, welche krystallinisch gebildet sind, vorher flüssig gewesen seyn müssen, gilt von nun an nicht mehr als ein allgemeiner, sondern es ist dafür zu setzen: dem krystallinischen Zustande muß immer der amorphe vorausgehen. Von dem Gesagten will ich nun Anwendung auf die Gebirgsbildung machen (2).

Am Anfang war die Erde vermittelst des Wassers theils in festweichem, theils in flüssigem oder aufgelöstem Zustande. — Nun fragt sich zuvörderst: was war aufgelöst und was war fest und nur von Wasser durchdrungen? Zur Beantwortung dieser Frage dienen uns die durch chemische Forschungen erworbenen Kenntnisse von den nähern Bestandtheilen der Gebirge und ihren Eigenschaften. Zwey Säuren, Siliciumsäure, gewöhnlich Kieselerde genannt, und Kohlensäure fallen uns vor allen Bestandtheilen als die wichtigsten in die Augen. Jene bildete theils für sich als eine gelatinöse Substanz, theils mit den Basen — Thonerde, Kali, Bittererde, den Oxyden des Eisens u.s.w. vereiniget die unauflösliche Masse der Gebirge im amorphen und festweichen Zustande. Ein großer Theil dieser Säure war auch in Wasser aufgelöst; denn daß sie in Wasser auflöslich ist, beweisen uns fast alle Quellen, welche sie bald in größerer, bald in geringerer Menge enthalten; dann ihre häufigen stalaktitischen Gebilde auf Gängen und in Blasenräumen der Gebirge. Die Kohlensäure eignete sich den Kalk nebst einem großen Theile der Bittererde an und bildete die Hauptmasse des aufgelösten Theils der Gebirge. Was außerdem noch aufgelöst war, braucht vor der Hand nicht berücksichtiget zu werden. Es war nichts und konnte nichts seyn, was mit der Kalkauflösung nicht verträglich gewesen wäre. Da aber der neutrale kohlensaure Kalk, wie er in den Gebirgen vorhanden ist, sich in Wasser geradezu nicht, oder nur sehr wenig auflöst, sondern nur dann, wenn ein Ueberschuß von Kohlensäure mitwirkt, so mußte eine weit größere Menge von dieser Säure da gewesen seyn, als die Kalkgebirge gegenwärtig noch enthalten. Dieses kann man auch ohne weiters annehmen, um so mehr, da dieselbe, wie ich nachher zeigen werde, in der spätern Zeit noch eine andere höchst wichtige Bestimmung hatte.

So denke ich mir den Urzustand der Erde, welcher auch der chaotische genannt wird. Es mag demselben vielleicht noch ein anderer vorausgegangen seyn, aber zu diesem mußte es jedenfalls gekommen seyn, bevor die Gebirgsbildung hat beginnen können. Dieser Zustand entspricht den chemischen Gesetzen; er entspricht aber auch zugleich den Worten der Schrift und den Ansichten, welche man überhaupt in den ältesten Zeiten vom Anfange der Erde hatte.

Die Atmosphäre bestand damals vermuthlich bloß aus Stickgas, Kohlensäuregas und Wasserdämpfen; Sauerstoffgas war noch nicht vorhanden, weil es nicht nöthig war, ja in gewisser Hinsicht sogar schädlich gewesen seyn würde.

Sonach war gleich vom Anfange an eine schöne innere Ordnung in der Schöpfung. Alles war nach einem festen Plane angelegt, so daß

daraus nach den chemischen Gesetzen die Formationen hervorgehen konnten, welche alle Perioden von der ältesten bis zur neuesten Zeit durchlaufen, und wovon ich nur ganz kurz das Hauptsächlichste anführen will.

Die zwey genannten Säuren — Siliciums- und Kohlensäure —, welche sich gegenseitig ausschließen, waren über das Ganze gleichsam als Herrscher und Ordner aufgestellt und jede führte das ihr Untergebene zum bestimmten Ziel; und indem sie dasselbe vermöge ihrer eigenthümlichen Kraft aus einander hielten, entfalteten sich zwey Hauptformationsreihen, welche ungestört neben einander hergehen und in jedem Zeitalter einander begleiten — nämlich die Formationsreihe der Siliciumsäure und die der Kohlensäure. Ich will jene kurzweg Kieselreihe nennen, diese mag auch nach der vorherrschenden Basis Kalkreihe heißen, wie sie Werner schon nannte. Dazu gesellt sich noch eine dritte, welche erst in der spätern Zeit mächtig hervortritt, nämlich die Reihe des Kohlenstoffs. — Nebenreihen bilden der Gyps, das Steinsalz ꝛc.

1. Kieselreihe.

Die Gebirgsbildung begann mit der Kieselreihe, und diese erstreckt sich bis auf die neueste Zeit. Es fieng damit, so zu sagen, das Leben der Erde an, indem die Krystallisationskraft erwachte. Die Krystallisation so großer Massen mußten auch ungewöhnliche Erscheinungen begleiten, und dazu rechne ich besonders die Erscheinung des Lichtes, welche wir bey diesem Proceße im Kleinen zwar nur selten wahrnehmen, aber doch wahrnehmen, so daß diese Annahme gewiß zuläßig ist. Dieses stimmt auch mit den Worten der Schrift überein, wo es heißt, und Gott sprach es werde Licht, und es ward Licht; wodurch das Beginnen der Krystallisation sehr gut bezeichnet wird. Die Erde mußte also damals ein selbstleuchtender Körper gewesen seyn.

Beym Uebergange der Materie aus dem Zustande der Gestaltlosigkeit in den der Gestaltung mußte nothwendig auch Wärme frey werden, und diese ist vermuthlich hie und da, wo die Krystallisation rasch von statten ging, bis zur Gluth gestiegen, wodurch Wirkungen hervorgebracht werden konnten, welche Aehnlichkeit mit denen der Vulkane haben. Die beträchtlich erhöhte Temperatur mag auch Ursache gewesen seyn, warum die Silicate, welche die älteren Gebirge constituiren, kein Krystallwasser aufgenommen haben. Nur der Chlorit und Serpentin machen eine Ausnahme.

Die Bildung verschiedenartiger Mineralien und ihre Verbindungen in den gemengten Gebirgsarten, welche, wie oben gesagt wurde, weder aus einer vollkommenen Auflösung, noch aus einem feurigen Fluße erklärbar ist, wird begreiflich aus dem festweichen amorphen Zustande der Masse, worin sich allein die Krystalle so formen, halten und in einander fügen konnten, wie wir sie im Granit und andern Gemengen finden. Ein anderer Vorgang ist kaum denkbar.

Es gieng aber auf allen Puncten des Erdkreises nicht gleichzeitig immer Gleiches vor, worüber wir uns nicht wundern dürfen, da es in der so dünnflüssigen und leicht beweglichen Atmosphäre noch jetzt eben so ist. Wir dürfen daher in den Gebirgen nicht eine bestimmte Reihenfolge der verschiedenen Gebirgsarten suchen, wie wir sie denn auch nicht finden. Während sich auf einem Puncte Granit bildete, entstand auf einem andern Syenit, Porphyr, Glimmerschiefer, Grünstein, Quarzfels u. s. w. Ueberhaupt sind sie, beständig in einander sich verlaufenden Glieder der Kieselreihe, besonders die älteren und gemengten nur wie Varietäten Einer Formation zu betrachten und nicht so streng wie die Mineralspecien zu unterscheiden. Man könnte daher füglich die gemengten Gesteine der Kieselreihe insgesammt granitartige Gebilde nennen. Ueberall herrscht die Kieselerde, welche unter allen Substanzen des Mineralreichs die mannichfaltigsten Verbindungen eingeht und dabey die verschiedensten Gestalten annimmt, so daß die Abwechselung und Mannichfaltigkeit in der unorganischen Natur hauptsächlich diesem wunderbaren Wesen, diesem zauberischen Proteus, möchte ich sagen, zu verdanken ist.

Das Gewässer war bald ruhig, bald bewegt, was auf die Structur und äußere Gestalt der Gebirgsmassen den Einfluß hatte, daß einige ohne deutliche Schichtung, andere deutlich

geschichtet, und einige überhaupt vollkommener, andere minder vollkommen sich ausbildeten. (3)

Ruhig mußte das Wasser vorzüglich in der ersten Zeit gewesen seyn, wo es noch durch die festweiche Masse gleichsam gefesselt war. Erst nachdem ein großer Theil von dieser krystallisirt war, bekam es mehr Freyheit und konnte durch die Luft in Bewegung gesetzt werden. Unruhig und stürmisch wurde es vorzüglich in der neuern Zeit, weßhalb sich da die Glieder der Kieselreihe nicht mehr so vollkommen und deutlich ausbilden und nicht in den Zusammenhang kommen konnten, wie früher. Diese Unvollkommenheit beginnt schon beym Thonschiefer, welcher nichts als ein Granit mit sehr kleinen und undeutlichen Gemengtheilen ist. In die Flötzgebirge hinein hat sich der Quarz meist nur in kleinen Körnern fortgesetzt, die im Laufe der Zeit zu Sandstein vereinigt wurden. Die Tripelverbindungen von Kieselerde, Thonerde, Kali ꝛc., welche in der Urzeit die verschiedenen Arten von Feldspath und Glimmer hervorbrachten, kamen in die neuere Zeit nur als ein feiner Schlamm herein und bildeten die verschiedenen Sorten von Thon. Nur Glimmer hat sich darin noch öfters in kleinen Schuppen kenntlich ausgebildet, der Feldspath aber in einer zerreiblichen feinen Masse verloren.

Quarzsand, Sandstein und Thon kommen sehr häufig, ja man darf fast sagen, in der Regel, mit einander gemengt vor und stehen oft in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß, wenn die Umstände zu ihrer Ausbildung günstiger gewesen wären, sie höchst wahrscheinlich den schönsten Granit gegeben haben würden. Man kann daher mit Grund sagen, daß dieses Gemeng der Repräsentant des Granits in der neuern Zeit sey; was um so weniger bezweifelt werden kann, da es bisweilen wirklich in ausgezeichneten Granit übergeht.

Dieser Ansicht entgegen wird fast allgemein behauptet, daß Sand, Sandstein und Thon nichts Anderes seyen, als vom Wasser zusammengeschlemmte Theile durch Verwitterung und mechanische Kräfte zerstörter älterer Gebirgsmassen. Ich gebe gerne zu und bin selbst der Meynung, daß Vieles einem solchen Vorgange sein Daseyn verdanke, ich bin aber auch überzeugt, daß ein großer und zwar bey weitem der größere Theil dessen, was man für secundäre Gebilde ansieht, auf ähnliche Weise wie die älteren Gebirge der Kieselreihe gebildet worden und nur eine Fortsetzung derselben ist.

Man bedenke nur, welche Massen hätten zerstört werden müssen und was dazu gehört hätte, sie zu dem zu bearbeiten, was sie sind — zu feinem Quarzsand und schlammigem Thon; man bedenke, ob der Thon, welcher in so großer Verbreitung und Menge in die neuern Kalkgebirge eingeschlossen ist, in dieselben hätte kommen können, wenn er hätte herbey geschlemmt werden sollen, und nicht gleichzeitig mit dem Kalkstein gebildet worden wäre. Dieser Thon geht nicht selten in eine hornsteinartige Masse über, bey welcher man doch gewiß eine mechanische Bildung eben so wenig wie bey dem Feuerstein in der Kreide annehmen kann, welcher zu den letzten Gliedern der Kieselreihe gehört und sich vom Quarzfels der Urzeit nur durch Unvollkommenheit in der Ausbildung unterscheidet. (4)

Die scharfen Kanten und Ecken der Körner vieler Sandsteine sprechen auch gegen eine secundäre Bildung; und wenn sie auch stets zugerundet wären, so wäre dieses noch kein vollgültiger Beweis für eine solche Bildung, denn sie hätten ja auch bey ihrer Entstehung im bewegten Wasser, wodurch die Krystallisation gestört wurde, diese Form bekommen können — auf ähnliche Weise wie die Hagelkörner.

Es finden sich ja sogar auf Gängen bisweilen Quarzstücke, welche ganz das Ansehen von Rollsteinen haben.

Bey manchem Sandsteine ist gar kein Bindemittel wahrzunehmen, und die Körner sind bisweilen so innig mit einander verbunden, oder gleichsam zusammengeflossen, daß das Ganze von manchem Urquarz nicht zu unterscheiden ist; woraus zu schließen ist, daß er auf dieselbe Art und Weise wie dieser entstanden seyn muß.

2. Kalkreihe.

Diese Formationsreihe beginnt schon mit der Kieselreihe in den Urgebirgen und geht dieser stets zur Seite durch alle Epochen bis in die neueste

Zeit. In den Urgebirgen ist sie von geringer Ausdehnung; von da an nimmt sie aber, fast in dem Verhältnisse, in welchem die Kieselreihe abnimmt, immer zu, und tritt in den Flötzgebirgen in unübersehbaren Massen auf.

Der Kalkstein ist ohne Ausnahme krystallinisch gebildet; dieses zeigt sich aber nur deutlich in den Gliedern der Urzeit; die neuern sind fast durchgehends ein Haufwerk von so überaus kleinen Krystallen, daß man sie nur noch unter einem guten Mikroskop als solche erkennen kann.

Diese Beschaffenheit setzt die Gegenwart dieses Körpers nach der Schöpfung in einem Zustande voraus, wodurch er sie erlangen konnte. Die Geologen, besonders die Vulkanisten, kommen dabey wieder in große Verlegenheit, wenn sie auch dieselbe nicht immer zu erkennen geben. War die Erde feuerflüssig, so mußte es auch der kohlensaure Kalk gewesen seyn; und dieses glaubt man unbedenklich annehmen zu dürfen, da man weiß, daß er wirklich unter einem gewissen Druck geschmolzen werden kann, ohne seine Kohlensäure zu verlieren. Dagegen läßt sich nichts sagen; es ist aber noch etwas Anderes zu bedenken, was sehr wichtig ist und von den Vulkanisten, wie es scheint, übersehen wurde, nämlich, daß kohlensaurer Kalk und Kieselerde sich in starkem Feuer nicht mit einander vertragen, sondern die Kohlensäure der Kieselerde weichen muß, indem sich kieselsaurer Kalk bildet. Aehnlich wirken auf den kohlensauren Kalk thonerdehaltige Silicate; z. B. Feldspath, Glimmer ꝛc.

Nimmt man nun an, es sey anfänglich Alles zusammengeschmolzen gewesen, so frage ich, ob darin nach den chemischen Gesetzen kohlensaurer Kalk hätte bestehen können und nicht in kieselsauren verwandelt werden müssen? Offenbar hätte Letzteres geschehen müssen, und wir würden kaum noch etwas von Quarz und Kalkstein im Mineralreiche antreffen. Da nun aber dem nicht so ist, da der kieselsaure Kalk zu den sparsam vorkommenden Mineralien gehört, und sogar der Urkalk, welcher von den Vulkanisten für ein unbezweifeltes Feuerproduct gehalten wird, nicht selten Quarz, Glimmer, Feldspath ꝛc. einschließt; so kann es nicht so zugegangen seyn, wie die Vulkanisten meynen — der Kalkstein kann nicht geschmolzen gewesen seyn, er muß seine krystallinische Beschaffenheit

auf eine andere Weise und zwar auf nassem Wege erhalten haben.

Daß der Uebergangs- und Flötzkalk aus dem Wasser abgesetzt worden, nehmen auch die Vulkanisten an, indem sie sich der darin vorkommenden Versteinerungen und anderer Verhältnisse wegen dazu gezwungen sehen; sie betrachten ihn aber als ein bloßes mechanisches Sediment und nicht als einen chemischen Niederschlag aus dem Wasser. Dabey erklären sie sich, meines Wissens, nicht darüber, woher er gekommen ist. Um consequent zu seyn, müßten sie annehmen, daß der Uebergangs- und Flötzkalk anfangs durch das Feuer eben so gebildet gewesen sey, wie nach ihrer Meynung der Urkalk, später aber zerstört, durch das Wasser zu einem Pulver bearbeitet, eine Zeit lang umhergetrieben worden und endlich niedergefallen sey. Daraus läßt sich aber das stete Zunehmen der Massen in den neuern Gliedern dieser Formationsreihe nicht erklären; anderer Uebelstände dabey gar nicht zu gedenken. Hieraus ist also wieder zu ersehen, daß die vulkanische Theorie aus einer Verwickelung in die andere fällt.

Es bleibt mithin nichts übrig als anzunehmen, daß aller kohlensaure Kalk, wie oben schon gesagt wurde, gleich vom Anfange an mit Hülfe eines Ueberschußes von Kohlensäure in Wasser aufgelöst gewesen, und, indem die überschüssige Säure sich in der Folge davon trennte, daraus niedergefallen sey, langsamer und daher deutlicher krystallinisch in der ältern, schneller und daher weniger ausgebildet in der neuern Zeit.

Zu bemerken ist hiebey, daß, wenn der kohlensaure Kalk aus einer Auflösung abgeschieden wird, er anfangs stets als eine sehr voluminöse, schleimartige und amorphe Masse erscheint, sich eine Zeit lang als solche erhält und erst später in ein krystallinisches Pulver übergeht, wobey er sich in einen weit kleinern Raum zusammenzieht. Im Großen konnte er weit länger im amorphen Zustande geblieben seyn, als wir ihn im Kleinen darin zu erhalten vermögen; und als eine festweiche Masse konnte er die in ihm vorkommenden Gemengtheile — größtentheils Silicate — tragen, und diese konnten sich ungehindert darin zu Krystallen ausbilden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberbergrath und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

(Fortsetzung.)

Auch das Vorkommen des Thons und die gleichmäßige Vertheilung desselben in gewissen Schichten des Flötzkalkes, so wie auch der Versteinerungen wird auf diese Weise erklärbar; was sich nicht begreifen ließe, wenn der kohlensaure Kalk aus dem flüssigen Zustande unmittelbar in den krystallinischen übergegangen und mithin schnell zu Boden gefallen wäre.

Wo ist aber, wird man nun fragen, die große Menge von Kohlensäure hingekommen, welche zur Auflösung des neutralen kohlensauren Kalks gedient hatte? Diese Frage macht mich nicht verlegen; diese Säure ist mir sehr willkommen, und ich werde darüber sogleich verfügen bey der Reihe des Kohlenstoffs, zu welcher ich nun übergehe.

3. Reihe des Kohlenstoffs.

Diese Reihe, obwohl die kleinste, ist von größter Bedeutung. Sie fängt mit dem Graphit in den Urgebirgen an, und ihre Gegenwart und kontinuirliches Fortschreiten darin bezeugen der schwarze Urkalk und Thonschiefer, besonders der Zeichen- und Alaunschiefer, so wie auch der sogenannte lydische Stein, mit welchen Gesteinen der Kohlenstoff in die Uebergangsgebirge fortsetzt, wo er als Anthrazit schon in bedeutenden Massen hervortritt. Ihre größte Ausdehnung bekommt aber diese Reihe in den ältern Flötzgebirgen, in den eigentlichen Steinkohlen oder Schwarzkohlen und endet in den jüngsten Gebirgen mit den Varietäten der Braunkohle, wenn man nicht den Torf als ihr letztes Glied betrachten will. Zu dieser Reihe gehören auch die verschiedenartigen Erdharze, welche zum Theil ungeheure Massen von Kalkstein, Sandstein, Mergel und Thon durchdringen.

Als ursprüngliche mineralische Gebilde des Kohlenstoffs werden fast allgemein nur der Graphit und Anthrazit und der seltene Demant betrachtet, und selbst diesen hat man schon ihr Bürgerrecht im Mineralreiche streitig machen wollen; alle übrige werden für Fremdlinge darin und für Abkömmlinge aus dem Pflanzenreiche gehalten. Für diese Meynung spricht auch in der That Vieles, als: die chemische Constitution dieser Körper, indem sie nämlich ähnlich zusammengesetzt sind, wie die vegetabilischen; dann das nicht seltene Vorkommen vegetabilischer Reste, ja bisweilen ganzer Baumstämme mit den Steinkohlen; endlich der deutliche Uebergang von Hölzern bis zur compacten Braunkohle, welche im Aeußern oft die größte Aehnlichkeit mit der Schwarzkohle hat (5).

Man stößt aber dabey auch auf große Schwierigkeiten; man kann nicht begreifen, woher es kommt, daß die Steinkohlenflötze so oft mit andern Gesteinsschichten — Sandstein, Schieferthon ꝛc. — abwechseln, indem man denn doch nicht wohl annehmen kann, daß für jedes Flötz wieder eine neue Vegetation verwendet worden sey.

Man kann ferner nicht einsehen, wie die vegetabilischen Fasern so haben verändert werden können, daß sie nicht nur ihre Form und alle Zeichen der Organisation völlig verloren, sondern sogar in eine breyartige, oder halbflüssige Masse verwandelt wurden, denn dieser Zustand mußte der Steinkoh-

lenbildung vorausgegangen seyn, weil sie sonst nicht in die Klüfte und gangartigen Räume, worin wir sie öfters finden, hätte eindringen können.

Man hat diese Uebelstände nicht übersehen, und um den letztern zu heben, zur Schwefelsäure seine Zuflucht genommen; allein abgesehen davon, daß man mittelst dieser Säure aus vegetabilischen Körpern zwar eine breyartige kohlige Masse, aber keine eigentliche Steinkohle erzeugen kann, ist unbeachtet geblieben, daß sie neben dem überall vorhandenen kohlensauren Kalk als freye Säure gar nicht hätte bestehen, also auch nicht wirken können.

Wundern muß man sich in der That, daß Niemanden eingefallen ist, zu fragen: woher die in der Erde begrabenen und in Steinkohlen verwandelten Vegetabilien ihren Kohlenstoff genommen haben. D'Aubuisson wirft, meines Wissens, allein die Frage auf, ob der Kohlenstoff, welcher die Basis der Kohlen bildet, ganz von den Pflanzen herkomme, oder ob er nicht eine andere Entstehung haben könne? — Mit der Annahme, daß die Steinkohlen aus dem vegetabilischen Reiche abstammen, ist die Aufgabe nicht gelöst, sondern nur weiter hinausgeschoben, gerade so, wie wenn man den Kalk von Conchylien und Zoophyten herleiten wollte. An eine subsequente Erschaffung des Kohlenstoffes für die organischen Körper wird man doch gewiß nicht denken wollen; eben so wenig an eine Umwandlung einer anderen Substanz in denselben: denn dieses hieße blos den Knoten zerhauen, aber nicht lösen.

Ich bin der Meynung, daß nicht nur der Kohlenstoff der Steinkohlen, Braunkohlen und Erdharze, sondern auch der ganzen belebten Natur von der überflüssigen Kohlensäure herstamme. Diese Säure hatte vom Anfange der Schöpfung an eine dreyfache Bestimmung; erstens den neutralen kohlensauren Kalk von den Silicaten getrennt und bis zu einer gewissen Zeit aufgelöst zu erhalten, zweytens die Atmosphäre mit Sauerstoff zu versehen und drittens für die Steinkohlen und organischen Körper den Kohlenstoff zu liefern. Woher anders hätten diese den Kohlenstoff nehmen können, wenn man auch das Sauerstoffgas als unmittelbar erschaffen voraussetzen wollte? Wie hätte dieser Stoff, der für sich in Wasser völlig unauflöslich ist, sich anders von der Urzeit herauf über allen frühern Formationen erhalten können — so lange, bis die Zeit seiner endlichen Bestimmung gekommen war? Gewiß nicht anders als mit Sauerstoff zu Kohlensäure verbunden. Nur aus dieser Säure konnte er und alle seine Producte, die wir in der Natur antreffen, hervorgegangen seyn. Wie es bey ihrer Zersetzung zugieng, läßt sich freylich nicht sagen, wie so manches Andere auch nicht, selbst was unter unseren Augen vorgeht; allein es genügt, meyne ich, vor der Hand, zu wissen, daß sie zersetzbar ist, und daß sie noch immer von den Pflanzen zersetzt wird, welche Kohlenstoff aus ihr aufnehmen. (6)

Bey ihrer Zersetzung entstanden, indem sie den größten Theil ihres Sauerstoff's der Atmosphäre überließ, in der neuern Zeit vermuthlich zweyerley Producte — bituminöse, welche sich durch einen starken Wasserstoffgehalt auszeichnen, und humusartige, welche nebst Wasserstoff auch viel Sauerstoff enthalten. Durch Vereinigung beyder in verschiedenen Verhältnissen wurden erst die verschiedenen Steinkohlen erzeugt.

Daß schon bey Bildung der ältern Glieder der Flötzgebirge viel Bitumen vorhanden gewesen seyn mußte, beweiset das Vorkommen desselben in vielen Kalksteinen jener Periode, die öfters ganz davon durchdrungen sind. Wäre es erst später entstanden, oder aus dem vegetabilischen Reiche gekommen, so hätte es unmöglich in diese compacten Massen eindringen und so gleichmäßig darin sich vertheilen können.

Daß schon vor der organischen Schöpfung Humus in der Erde gewesen seyn mußte, folgt daraus, weil sie sonst nicht hätte können aufgehen lassen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume.

Beym Beginn der Vegetation befand sich vermuthlich in der Atmosphäre noch viel mehr Kohlensäure als jetzt, und da diese Säure bekanntlich dem Wachsthume der Pflanzen sehr förderlich ist, wenn sie, wie Saussure gezeigt hat, ein gewisses Maaß nicht übersteigt, so konnten sich damals in einem humusreichen Boden wohl jene kolossalen Ge-

wächse ausbilden, welche ihr Andenken nur in den Versteinerungen zurückgelassen haben.

Zu den Braunkohlen mag allerdings das Pflanzenreich das Hauptmateriale geliefert haben, welches von Erdharz durchdrungen und gleichsam dadurch petrificirt wurde.

Ob sich noch in unserer Zeit aus der Kohlensäure unter günstigen Umständen, z. B. in den Torfmooren, Humus erzeuge, wird man weder bestimmt bejahen noch verneinen können. Vielleicht giebt auch auf diesem Wege der Kohlenstoff einen Theil des Sauerstoffs der Atmosphäre wieder zurück, welchen er ihr beym Athmen der Thiere und in den Feuerheerden entzieht. — Zersetzung und Zusammensetzung der Kohlensäure gehört überhaupt zu den stetigen Vorgängen und Veränderungen im Haushalte der Natur.

Daß nicht bloß durch Verwesung oder chemische Behandlung organischer Körper, sondern auch auf anderen Wegen Humus gebildet weroen kann, davon überzeugen wir uns, wenn wir kohlenstoffhaltiges Eisen — Gußeisen oder Stahl — in Salzsäure auflösen; es wird dabey nicht nur eine humusartige Substanz gebildet, sondern auch ein Oel erzeugt, welches ganz den Geruch des Bergöls hat.

Nun möchte aber die Frage entstehen: ob der Sauerstoff der Luft porportional sey dem gesammten Kohlenstoff aller drey Naturreiche, so daß er hinreichte, allen diesen wieder in Kohlensäure zu verwandeln. Ich habe dieses wohl erwogen und gefunden, daß diese Frage verneinend zu beantworten sey; denn es würden wahrscheinlich schon die bekannten Steinkohlen-Flötze, wenn sie alle mit einem Male in Brand geriethen, allen Sauerstoff der Luft verzehren; und wie viele mögen noch im Schooße der Erde verborgen seyn? Es mußte also ein großer Theil des Sauerstoffs der Kohlensäure auch zu anderen Zwecken verwendet worden seyn, und zwar, wie ich glaube, vorzüglich zur Bildung des Gypses. Dieser Körper konnte, da er sehr schwer auflöslich ist, nicht wohl schon in der ersten Zeit als solcher bestanden haben, sondern ist damals höchst wahrscheinlich als sehr leicht auflöslicher unterschwefligsaurer Kalk vorhanden gewesen, welcher sehr viel Sauerstoff bedurfte, um

das zu werden, was er nun ist. Dadurch wird auch erklärbar, warum sich der Gyps nicht unter den ältern Gebilden findet, sondern ungefähr gleiches Alter wie das Steinsalz hat, mit welchem er auch häufig vorkommt (7).

Von andern möglichen Verwendungen des Sauerstoffes der Kohlensäure will ich nicht sprechen, sondern nur noch erinnern, daß auch die Steinkohlen und organischen Körper ein bedeutendes Quantum davon einschließen; und daß noch gegenwärtig viel unzersetzte Kohlensäure über und unter der Erde vorhanden ist.

Hiemit glaube ich alle wesentlichen Puncte der drey angenommenen Hauptformationsreihen berührt und in das gehörige Licht gesetzt zu haben. Dabey wurde, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, auf die Neben- und Zwischenbegebenheiten keine Rücksicht genommen. Diese kann ich aber um so weniger ganz umgehen, da sie zum Theil mit dem, worüber ich bisher gesprochen habe, innig verflochten sind; ich werde mich jedoch sehr kurz dabey faßen.

Es wurde schon oben bemerkt, daß, wenn eine amorphe Masse in den krystallinischen Zustand übergeht, sie sich auf einen weit kleineren Raum zurückzieht. Da nun der amorphe Zustand der Gebirgsbildung vorausgegangen ist, so mußte dabey eine starke Zusammenziehung statt gefunden haben. Dieses hat sehr wichtige Begebenheiten nach sich gezogen.

Dadurch sind in den Gebirgen nicht nur Klüfte und Spalten, sondern auch große Höhlen und Weitungen entstanden. Dieses gab zu Senkungen und Einstürzen Anlaß, wodurch die Schichten aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht und verschoben wurden, und das Ansehen erhielten, als wären sie gehoben worden.

Da, wo sich unter der sinkenden Last noch weiche Masse befand, mußte sie dem Drucke weichen, und gezwungen werden, in die Höhe zu steigen, und in die vorhandenen Risse und Spalten einzudringen, worin sie nachher ungestört krystallisiren konnte. Auf diese Weise sind Gänge von Granit und anderem Gestein entstanden. Zum Theil konnte dieses auch durch Ausfüllung von

oben herab, oder von der Seite herein geschehen seyn. Auf ähnliche Art möchten sich auch manche Lager gebildet haben.

Daß hiebey Gänge entstehen konnten, welche nicht zu Tage ausgehen, ist begreiflich, so wie auch, daß von der, in die Höhe getriebenen weichen Masse hin und wieder große Quantitäten über Tag kommen und sich da, bevor sie erstarrten, verbreiten konnten. Bey dieser Erhebung mag öfters auch Kohlensäuregas und Wasserdampf mitgewirkt haben.

Große Höhlen, welche durch Zusammenziehung der krystallisirenden Masse entstanden, sind hie und da noch jetzt im Innern der Gebirge vorhanden, und bilden zum Theil unterirdische Seen; zum Theil sind sie leer und ihre Wände sind mit Krystallen oder Stalaktiten besetzt (8).

Durch Senkungen und Einstürze der Gebirgsmassen entstanden Thäler und Schluchten, so wie auch kesselförmige Vertiefungen, worin sich Wasser ansammelte; und die theils noch bestehen, theils im Laufe der Zeit durchbrochen wurden.

Durch Erderschütterungen, Einstürze von Höhlen und Durchbrüche von Seen sind große Haufwerke von Trümmern entstanden, welche ein Spiel des Wassers wurden, dessen Kraft oft Orkane und Wolkenbrüche unterstützten. Dadurch wurden große Verwüstungen auf der Erde angerichtet, wozu sich noch die von den Vulkanen bewirkten gesellten.

Während des ungeheuern Bildungsprozesses der Gebirge und Atmosphäre mußten nothwendig die Imponderabilien in große Regsamkeit gekommen seyn, und bald die Bildung befördernd, bald auch auf das Gebildete zerstörend gewirkt haben.

Insbesondere mußten damals die Electrometeore von außerordentlicher Größe und Kraft gewesen seyn, so daß sich die gegenwärtigen gar nicht damit vergleichen lassen, die höchst wahrscheinlich nur ein schwacher Nachhall von jenen sind. — Wenn noch jetzt Blitze bisweilen Felsen zerschmettern und Quarzsand zusammenschmelzen, so konnten damals vom Himmel fallende electrische Feuermassen auch Felsen verglaset, und tief in die Erde eindringend Wirkungen hervorgebracht haben, die uns leicht verleiten könnten zu glauben, sie seyen durch unterirdisches Feuer hervorgebracht worden.

Wenn noch jetzt bisweilen Wasserhosen erscheinen, welche die stärksten Bäume entwurzeln und weit von ihrem Standorte wegführen, so konnten sich zu jener Zeit solche eingefunden haben, welche groß und mächtig genug waren, große und lose Felsenstücke von ihrer Lagerstätte wegzunehmen und in entfernte Gegenden zu tragen, wo wir sie als Fremdlinge anstaunen. Wir dürfen überhaupt zur Beurtheilung dessen, was in der Vorzeit geschehen ist, nicht den Maaßstab von dem hernehmen, was in unserer Zeit bisweilen noch geschieht. Uebrigens will ich nicht behaupten, daß diese merkwürdigen Findlinge alle durch die Kraft der Wasserhosen versetzt worden; es mögen viele auf andere Weise auf ihre gegenwärtige Stelle gekommen seyn. Das Nämliche geschieht nicht immer auf die nämliche Weise; was besonders die Geologen wohl bedenken dürften.

Hiemit bin ich an meinem Ziele angekommen. Ich habe die herrschenden Theorien der Erde vor den Richterstuhl der Chemie gefordert und gezeigt, daß sie sich vor demselben nicht behaupten können; — insbesondere nicht die jetzt in so großem Ansehen stehende Erhebungstheorie, welche das Fundament der Erde aus seinen Angeln reißt, und die wunderbar schöne Ordnung in der Schöpfung zerrüttet.

Bey diesem Stand der Dinge glaubte ich es wagen zu dürfen, andere Ansichten vorzubringen, welche, wenn sie auch über Manches noch nicht die bestimmtesten Aufschlüsse geben können, doch das Urtheil der Chemie nicht sehr zu fürchten haben werden, da sie nicht gegen ihre Gesetze streiten. In der Folge wird, wenn die Chemie und Geologie immer im Bündnisse bleiben, Vieles, was gegenwärtig noch dunkel und ungewiß ist, klar und unzweifelhaft werden. —

Wenn Einfachheit als ein halber Beweis für das Wahre geltend gemacht werden darf, so habe ich auch diese für mich, indem ich die ganze Gebirgsbildung auf drey Hauptformationen reducire, welche von der Urzeit an durch alle Zeitalter einander begleiten und in der neuesten Zeit miteinander enden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberbergrath und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

(Fortsetzung.)

Und wenn man endlich das beachtet, was das Buch Genesis von dem Urzustande unsers Planeten sagt, so spricht auch dieses zu meinen Gunsten. Mögen die Weisen unserer Zeit dieses immerhin für einen nicht zu beachtenden Mythos halten; ich kann ihnen um so weniger beystimmen, da ich es ganz naturgemäß finde.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß diese meine Ansichten über die Entwicklung der Erde würdig scheinen mögen, an einem Tage ausgesprochen zu werden, welcher ein hoher Festtag für jeden Bayer ist — am allerhöchsten Geburts- und Namenstage unsers allergnädigsten Königs und Herrn, welcher ein eben so großer Kenner als Verehrer und Beschützer der Wissenschaften ist.

Zusätze.

1.

Aus der glasartigen Beschaffenheit eines Körpers ist jedoch nicht immer zu schließen, daß er ein Product des Feuers sey, denn es kann Aehnliches auch auf nassem Wege entstehen. So giebt z. B. die Auflösung des Wasserglases, wenn sie langsam eintrocknet, eine dem gemeinen Glase, dem Ansehen nach, ganz ähnliche Masse. Es ist mir daher mehr als wahrscheinlich, daß der Pechstein auf ähnliche Weise entstanden sey; und ich glaube dieses um so mehr, da er Wasser enthält und im Feuer sich aufbläht. Für den neptunischen Ursprung desselben spricht auch der Umstand, daß er bisweilen in den Hornstein übergeht.

Ja ich möchte noch weiter gehen und selbst den Bimsstein für ein, bey erhöhter Temperatur gebildetes, neptunisches Product erklären, wozu ich auch im Wasserglase das Analogon finde. Wird nämlich dasselbe stark eingekocht, so bläht es sich zuletzt sehr auf, und bildet eine lockere und leichte Masse, welche eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Bimsstein hat, und auch gewiß von Jedermann, der sie ansichtig wird, dafür gehalten werden wird.

Was für den Bimsstein vorzüglich charakteristisch ist — die länglichen Blasen und seidenartig glänzenden Fasern — dieses zeigt das so dargestellte Wasserglas eben so deutlich. Die blasigen und schwammartigen Schlacken, womit der Bimsstein gewöhnlich verglichen wird, sind von ganz anderer Beschaffenheit. Uebrigens will ich gerne zugeben, daß auch durch das vulkanische Feuer etwas dem Bimsstein Aehnliches hervorgebracht werden kann, es wird aber gewiß nicht mit dem eigentlichen Bimssteine ganz übereinkommen.

Was man mit dem glasigen Feldspath, der in allen mineralogischen Werken aufgeführt wird, sagen will, weiß ich nicht. Wenn Feldspath geschmolzen wird, so bekommt man eine feinblasige Masse ohne die mindeste Spur von krystallinischem Gefüge; dieß ist in meinen Augen glasiger Feldspath. Das Mineral hingegen, was man dafür ausgiebt, hat gar nichts Glasiges an sich, sondern ist durch und durch krystallinisch wie jeder andere Feldspath, und nähert sich sehr derjenigen Varietät, welche Adular genannt wird.

2.

Da vielleicht manche Leser mit meinen Ansichten in Betreff des Amorphismus nicht hinlänglich bekannt sind, so will ich das Wesentliche davon hier in gedrängter Kürze mitheilen; wobey ich voraus bemerken muß, daß es mir hauptsächlich darum zu thun ist, denselben bey festen Körpern nachzuweisen.

Das Wort „amorph (gestaltlos)“ wurde in der Mineralogie schon früher öfters gebraucht, und man bezeichnete damit diejenigen Mineralien, welche weder einen regelmäßigen, noch mit anderen Dingen vergleichbaren äußern Umriß haben, sie mögen sich im Innern krystallinisch zeigen oder nicht. Ich nehme es in einem ganz anderen Sinne, und verstehe unter amorphen Körpern diejenigen, welche der Krystallisation gänzlich beraubt und folglich ohne Mitwirkung der Krystallisationskraft entstanden sind.

Sonach sind bey den festen Körpern zwey Zustände zu unterscheiden, der Krystallismus und Amorphismus. Um den letztern gehörig zu begreifen, muß man voraus einen richtigen und vollständigen Begriff vom Krystallismus haben, worüber ich daher zuvörderst Einiges zu sagen nicht für überflüßig halte.

Unter Krystallen versteht man diejenigen Körper, welche von ebenen und unter bestimmten Winkeln zusammenstoßenden Flächen begrenzt und durch eine eigene Kraft (Krystallisationskraft) symmetrisch gebildet sind. Obwohl aber dadurch die Krystalle richtig definirt sind, so hat man doch damit noch lange keinen vollständigen Begriff von ihnen, um so weniger, als dadurch nicht die innere Beschaffenheit, sondern nur die äußere Form bestimmt ist, welche dem Krystall genommen werden kann, ohne daß er deshalb seiner innern Wesenheit nach aufhört, Krystall zu seyn. Ja er ist es selbst noch in den kleinsten Theilen; denn die Krystallisationskraft waltet in allen Theilen des Raums, welchen der Krystall einnimmt. Darum hat auch z. B. jedes Theilchen eines Turmalin-Krystalls die beyden electrischen Pole wie der ganze Krystall, von dem es genommen worden. Jedes ist gleichsam ein Individuum.

Die Krystallisationskraft ruft in den Körpern Eigenschaften hervor, welche ihren Grund in nichts Anderem haben können, als nur in ihr allein. Vermöge dieser Kraft wirken sie äußern Einwirkungen auf verschiedenen Stellen und in verschiedenen Richtungen mit verschiedener Stärke und auf ungleiche Art entgegen. Eine Folge davon ist die Verschiedenheit der Cohärenz nach bestimmten Richtungen und der darauf sich gründende mehrfache Blätterdurchgang, so wie auch die Ungleichheit der Härte auf verschiedenen Puncten, dann die Verschiedenheit im Verhalten zum Licht und zur Wärme, und selbst oft der ungleiche Widerstand gegen chemische Agentien auf verschiedenen Stellen und nach verschiedenen Richtungen. Diese Eigenschaften sind es vorzüglich, die denjenigen Zustand der festen Körper charakterisiren, welcher eben Krystallismus (Zustand der Gestaltung) genannt wird. Der Zustand, in welchem die Körper dieser Eigenschaften beraubt sind, wird daher mit Recht Amorphismus (Zustand der Gestaltlosigkeit) heißen. Jeder amorphe Körper bildet ein Continuum, was nach allen Richtungen und in allen Puncten des Raumes, welchen er einnimmt, von gleicher physischer Beschaffenheit, d. i. gleich cohärent, gleich hart und elastisch und von gleicher Reaction gegen Licht und Wärme ist.

Da aber die krystallinische Beschaffenheit nicht immer augenfällig ist, und insbesondere diejenigen Körper, welche man in der Mineralogie dichte oder compacte nennt, und die ein Aggregat von unzähligen sehr kleinen und der Wahrnehmung sich entziehenden Krystallen sind, mit den amorphen Körpern eine gewisse Aehnlichkeit haben, so könnte man oft solche Gebilde für amorphe Körper halten, oder gar davon einen Beweis hernehmen, daß überhaupt keine feste amorphe Körper existiren, und diejenigen, welche man dafür ansehen könnte, nur unordentliche Zusammenhäufungen von höchst kleinen Krystallen seyen. Es muß daher die Existenz der festen amorphen Körper noch anders bewiesen werden, als bloß durch die Unbemerkbarkeit des krystallinischen Zustandes.

Der Beweis kann aber kein directer seyn, da wir nicht so tief in das Wesen der Körper einzudringen vermögen, als dazu nothwendig wäre. Da indessen mit dem Krystallismus überhaupt gewisse

Eigenschaften unzertrennlich verbunden sind, so kann man voraus beynahe überzeugt seyn, daß sich auch die specifischen Eigenschaften mehr oder weniger auffallend verändern werden, wenn ein Körper den krystallinischen Zustand mit dem amorphen vertauscht, und so ist es auch. Wenn wir also zwey Körper von dem nämlichen Materiale vor uns haben, wovon der eine deutlich krystallinisch gebildet ist, der andere aber keine Spur von Krystallisation wahrnehmen läßt, und zugleich in wesentlichen Eigenschaften von jenem merklich abweicht, so werden wir diesen mit Grund für einen amorphen halten können. Zwey solche Körper sind z. B. der Quarz und Opal; jener ist krystallinische, dieser amorphe Kieselerde. Außerdem, daß der Opal eine weit geringere Härte besitzt und ein viel geringeres specifisches Gewicht hat, als der Quarz, weicht er von diesem auch noch merklich im chemischen Verhalten ab, indem er sich schon bey der gewöhnlichen Temperatur in Kalilauge allmählig auflöst und mit Aetzkalk auf nassem Wege Verbindung eingeht, was beym Quarz, wenn er auch zum feinsten Pulver zerrieben worden, nicht der Fall ist. Wäre der Opal ein bloßes Haufwerk von höchst kleinen Kieselerde-Krystallen, so müßte er mit dem Hornstein übereinkommen, welcher ein solches ist; allein damit hat er in der Hauptsache nicht mehr und nicht weniger gemein, als mit jeder anderen Varietät des Quarzes.

Nicht minder auffallende Beyspiele liefern uns das Schwefelantimon und Schwefelquecksilber, welche, wie ich bey einer anderen Gelegenheit gezeigt habe, beliebig in den krystallinischen und amorphen Zustand versetzt werden können. Die bemerkenswertheste Veränderung dabey ist die der Farbe, besonders der des Pulvers. Das krystallinische Schwefelantimon giebt ein schwärzlichgraues, das amorphe ein bräunlichrothes. Das krystallinische Schwefelquecksilber, der Zinnober, welcher oft im Ganzen sehr dunkelroth ist, giebt ein scharlachrothes Pulver, was um so höher und schöner in der Farbe ist, je länger und feiner er zerrieben worden; das amorphe Schwefelquecksilber hingegen, der Quecksilbermohr, welcher stets schwarz ist, verändert auch seine Farbe beym Pulverisiren nicht, so lange als man es auch fortsetzen mag.

Wäre, wie Einige meynen, der amorphe Zustand bloß Folge einer veränderten und unor entlichen Lage der Molecule der Körper, so wäre dieses Verhältniß schlechterdings nicht zu begreifen; denn man sollte doch meynen, daß, wenn man auch durch mechanische Theilung nicht zu den einzelnen Moleculen selbst gelangen kann, man doch durch sehr weit fortgesetzte Theilung unzählige Male zwischen denselben durchkommen müsse, und z. B. bey dem Zinnober die schwarze Seite jedes seiner Molecule eben so vielmal bloß gelegt werden und er zuletzt doch wenigstens eine braune Farbe annehmen müßte. Allein es ist gerade das Umgekehrte der Fall; je länger man ihn reibt, desto lebhafter wird seine rothe Farbe.

Daraus ist zu schließen, daß bey der Umwandlung der Körper aus dem einen dieser zwey Zustände in den anderen eine tief in das Wesen derselben eingreifende Veränderung vorgeht, die unmöglich in einem bloßen Umlegen der Molecule bestehen kann. Einen sehr schlagenden Beweis dafür liefert uns auch der amorphe Schwefel, gegenüber dem gewöhnlichen, krystallinischen betrachtet. Er ist ein äußerst geschmeidiger und sehr elastischer Körper, läßt sich sehr leicht dehnen und zusammendrücken, aber dadurch nicht, wie sehr man ihn auch immer mechanisch quälen mag, in krystallinischen Schwefel umwandeln, was doch geschehen müßte, wenn es dabey bloß auf eine Veränderung in der Lage der Molecule ankäme. Erwähnung verdienen hier auch einige Silicate — Epidot, Prehnit, Granat, Vesuvian ꝛc. — welche durch Schmelzen in der Art verändert werden, daß sie sich in Säuren auflösen und damit eine ausgezeichnete Gallerte bilden. Diese Veränderung, womit zugleich Veränderung des specifischen Gewichts und der Härte verbunden ist, läßt sich nicht anders erklären, als daß diese Körper beym Schmelzen ihre Krystallgestalt ablegen und sie mit dem amorphen Zustande vertauschen; was auch der Augenschein sehr deutlich zeigt.

Bey den angeführten amorphen Körpern hat es keine Schwierigkeit sie als solche zu bestimmen, da man jeden mit seinem krystallinischen Gegenkörper vergleichen kann; dieser Vortheil fällt aber weg, wenn ein amorpher Körper bloß für sich in Betrach-

tung kommt, d. i. wenn wir dasselbe Materiale nicht zugleich in krystallinischem Zustande vor uns haben. Es können dann Zweifel entstehen, ob man es mit einem compacten oder wirklich amorphen Körper zu thun habe.

Indessen haben die amorphen Körper überhaupt etwas Eigenes, wodurch sie sich von den compacten unterscheiden, so wie alle Flüssigkeiten etwas Gemeinschaftliches haben. Diese haben matten oder höchstens schimmernden Bruch, jene glatten und glänzenden; diese sind undurchsichtig oder nur an den Kanten durchscheinend, jene hingegen durchsichtig, wenn sie rein, nicht rissig oder porös sind, und nicht Undurchsichtigkeit zu ihren wesentlichen Eigenschaften gehört. Ferner läßt sich nicht selten von dem Compacten zum deutlich Krystallinischen ein allmähliger Uebergang nachweisen, wie z. B. beym Hornstein, compacten Kalkstein, Feldspath, Fluß ꝛc., ein solcher Uebergang durch Zwischenglieder findet aber bey den amorphen Körpern nicht statt — eben so wenig wie zwischen Eis und Wasser. Man muß sich aber hüten, daß man ein Gemeng von einem krystallinischen Körper und einem amorphen nicht für ein Uebergangsglied zwischen beyden halte. Ein solches Gemeng bildet öfters der compacte Quarz mit dem Opal, aus welchem sich dieser durch Kali ausziehen läßt.

Eine sehr beachtenswerthe Eigenthümlichkeit der schmelzbaren amorphen Körper ist, daß sie, bevor sie in den Fluß kommen, erweichen, geschmeidig werden und sich in Fäden ziehen lassen. Sie bilden auch nicht leicht eine vollkommen tropfbare, sondern gewöhnlich eine fadenziehende Flüssigkeit, welche beym Abkühlen allmählig wieder durch das Geschmeidige in das Starre und Spröde übergeht, während die krystallisirbaren Flüssigkeiten meist gleichsam durch einen Sprung in den festen Zustand zurückkehren. Ein auffallendes Beyspiel für dieses Verhalten der amorphen Körper liefert uns das gemeine Glas, welches ein ausgezeichneter amorpher Körper ist, bisweilen aber auch krystallinisch wird, und dann andere Eigenschaften annimmt.

Wird einem in Wasser aufgelösten oder darin vertheilten unkrystallisirbaren Körper das Wasser allmählig entzogen, so verhält er sich ähnlich wie das Glas beym Abkühlen; er kommt anfangs in einen festweichen oder geschmeidigen Zustand, und trocknet zuletzt zu einer glasähnlichen Masse aus, wie z. B. das Wasserglas, Gummi, Leim ꝛc. Dabey ist zu bemerken, daß die auf nassem Wege entstehenden amorphen Körper mehr oder weniger Wasser hartnäckig zurückhalten, wie wir dieses bey dem Opal finden, welcher auf diesem Wege entstanden ist. Dieses ist auch der Fall bey sehr vielen chemischen Niederschlägen, besonders bey denjenigen, welche sehr voluminös und schleim- oder gallertartig sind, und die sich sowohl durch diese Beschaffenheit als auch dadurch als amorphe Körper zu erkennen geben, daß sie sehr viel Wasser in unbestimmten Verhältnissen einschliessen, was bey den krystallinischen Niederschlägen nicht so ist. Diese nehmen verhältnißmäßig einen weit kleinern Raum ein; und wenn daher ein amorpher Niederschlag in einen krystallinischen übergeht, was öfters geschieht, so verliert er sehr an Umfang, wie wir dieses sehr deutlich sehen, wenn wir kohlensauren Kalk präcipitiren.

Dieses Verhalten des kohlensauren Kalkes, der anfangs bey der Präcipitation sehr voluminös und amorph erscheint, und nachher zu einem krystallinischen Pulver sich gestaltet, liefert uns zugleich einen Beweis, daß feste amorphe Körper unter günstigen Umständen geradezu in den krystallinischen Zustand übergehen können; was in geologischer Hinsicht von großer Wichtigkeit ist. Besonders merkwürdig sind in dieser Hinsicht der amorphe Schwefel und die amorphe (glasige) arsenige Säure, welche bey der gewöhnlichen Temperatur allmählig in den krystallinischen Zustand übergehen, jener in kürzerer, diese in viel längerer Zeit. Mehrere amorphe Körper erleiden diese Veränderung, wenn sie bis auf einen gewissen Punct erhitzt werden, z. B. präcipitirtes Eisenoxyd, Zinnoxyd, Chromoxydul ꝛc. Dabey findet gewöhnlich Lichtentwickelung statt, welche man bisweilen auch bey der Krystallisation auf nassem Wege beobachtet.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Theorien der Erde vom Oberbergrath und Professor Dr. Joh. Nep. Fuchs.

Zusätze.

(Schluß.)

Obwohl hiebey keine deutliche Krystalle zum Vorschein kommen, so darf man doch nicht zweifeln, daß wirklich Krystallisation Statt findet, und zwar aus dem Grunde, weil diese Körper Eigenschaften annehmen, die sie vorher nicht besassen, und die sie besitzen, wenn sie deutlich krystallisirt vorkommen. So hat das geglühte Eisenoxyd die Eigenschaften des Eisenglanzes, das geglühte Zinnoxyd die des Zinnsteins, welche sie vorher als amorphe Präcipitate nicht hatten.

Dieses mag hier genügen, um zu beweisen, daß es bey den festen Körpern außer dem krystallinischen Zustande noch einen anderen, nämlich den amorphen gibt, und daß Erstarren und Krystallisiren nicht Eins ist; ferner, daß feste amorphe Körper geradezu, d. i. ohne zuvor durch das Feuer oder Wasser flüssig gemacht zu seyn, krystallisiren können; was in geologischer Hinsicht von größter Bedeutung ist.

Wenn man das hier Gesagte, was keine leere Speculation ist, sondern lediglich auf Thatsachen beruht, unbefangen überdenkt, und zugleich einen Blick auf die organischen Körper wirft, wo die Krystallisationskraft der Lebenskraft weichen muß; so wird man gestehen müssen, daß die Krystallisation nicht darin bestehen könne, daß dabey bloß, schon vom Anfange der Dinge her regelmäßig geformte, **also schon krystallisirte Körperchen** in einer gewissen Ordnung zusammengefügt werden, sondern ein eigener, in das Wesen der Körper tief eingreifender (Bildungs-) Prozeß sey, wodurch der formlose Stoff geformt und zur Individualität erhoben wird.

Folgende, von mir verfaßte, Aufsätze handeln ausführlicher über diesen Gegenstand:

1. Ueber den Opal und den Zustand der Gestaltlosigkeit (Amorphismus) fester Körper — in den bayerischen Annalen von 1833. Nr. 51. (Blatt für Literatur Nr. XXXIV.) — daraus entlehnt im neuen Jahrbuch der Chemie und Physik — Jhrg. 1833, Bd. VII. Hft. 7. u. 8. S. 418 — 434.
2. Zum Amorphismus fester Körper — in Poggendorff's Annalen für Physik und Chemie — Jhrg. 1834, Bd. XXXI. S. 577 — 583.
3) Bemerkungen über den Isomerismus und Amorphismus — im Journ. für praktische Chemie — Jhrg. 1836, Bd. VII. S. 345 — 353.
4. Ueber den Graphit und verwandte Gegenstände — ebendas. S. 353 — 363.

3.

Die ältern Glieder der Kiesel- und Kalkreihe sind in der Regel vollkommener ausgebildet als die jüngern; es finden sich aber unter diesen bisweilen solche, welche jenen in dieser Hinsicht gleich kommen, und so manchmal auch umgekehrt; weßhalb man aus der physischen Beschaffenheit der Gebirgsmassen nicht immer auf ihr relatives Alter schliessen kann.

Nicht minder würde man aber fehlen, wenn man bloß im Grade der Ausbildung verschiedene Massen für verschiedene Arten erklären wollte. Der-

gleichen Fehler sind früher in der Oryctognosie gar oft begangen worden; und in der Geognosie scheint man noch jetzt von ähnlichen nicht ganz frey zu seyn.

Bey den unorganischen Körpern, bey welchen die Größe keinen wesentlichen Unterschied begründet, die im Kleinsten, wie im Größten an sich gleich vollkommen sind, hängt die relative Vollkommenheit im Aeusseren lediglich von Nebenumständen ab, welche bey ihrer Bildung obwalteten. Wir dürfen daher solche, welche wegen ungünstiger Umstände in der Ausbildung zu rückgeblieben sind, nicht für wesentlich verschieden von denjenigen halten, welche unter günstigen Umständen den höchsten Grad der Ausbildung erlangt haben, falls der Stoff der nämliche ist. Bey den Gebirgsmassen kann dann bloß hinsichtlich der Periode, in welcher sie sich gebildet haben, ein Unterschied geltend gemacht werden. Uebrigens konnte z. B., während an einer Stelle Kreide erzeugt wurde, sich auf einer andern dichter Kalkstein gebildet haben; und während hier Thonschiefer entstand, konnte dort das nämliche Materiale zu ausgezeichnetem Granit ausgebildet worden seyn.

Bey den gemengten Gebirgsmassen der Kieselreihe ist öfters ein Gemengtheil hinter den übrigen in der Ausbildung weit zurückgeblieben, oder es haben sich mehrere zu einem innigen Gemenge verschlungen, aus welchen andere, oder theilweise auch die nämlichen deutlicher hervorgetreten sind. Diesen Fall haben wir z. B. beym Porphyr mit compacter Hauptmasse, welcher wohl größtentheils als ein unvollkommen ausgebildeter Granit zu betrachten seyn dürfte.

Ein noch weit unvollkommeneres, aber im Wesentlichen wahrscheinlich von dem Vorhergehenden nicht verschiedenes Gebilde ist der Thonporphyr, welcher allgemein für ein verwittertes oder aufgelöstes Gestein angesehen wird. Allein eine, so große Massen durchdringende Verwitterung wäre kaum zu begreifen. Einzelne, darin vorkommende, verwitterte Feldspathkrystalle können dafür keinen genügenden Beweis abgeben. Der Thonporphyr ist vermuthlich zu rasch entstanden oder zu schnell ausgetrocknet, als daß sich seine Theile zu einem Continuum hätten vereinigen können; wie es wahrscheinlich bey der Kreide der Fall war, die man gewiß nicht für verwitterten Kalkstein wird ansehen wollen.

Als einen unvollkommen ausgebildeten oder in der Bildung gestörten Granit möchte ich auch den Trachyt betrachten, bey dessen Entstehung vermuthlich eine höhere Temperatur waltete, wodurch Wasserdämpfe erzeugt wurden, welche das Ganze porös und blasig machten, und das Hervortreten des Quarzes in deutlichen Krystallen oder Körnern verhinderten. Ich bin übrigens mit den Verhältnissen dieses Gesteins zu wenig bekannt, als daß ich mir darüber ein bestimmtes Urtheil erlauben könnte.

4.

Einen großen Theil des Thons wird man unbedenklich betrachten können als ein Gemeng von Feldspath und einem Thonerde-Silicat oder feinem Quarzpulver, besonders denjenigen, welcher mit kohlensaurem Kalk innig gemengt in Flötzkalkstein und Mergel vorkommt. In allem diesen Thon, den ich bis jetzt untersuchte, fand ich Kali, und in dem eines Mergels von Miesbach, welcher einen vortrefflichen hydraulischen Kalk abgibt, nicht weniger als 4,7 Procent; woraus zu schließen ist, daß derselbe sehr nahe den dritten Theil Feldspath enthält.

In diesen Gemengen, ist so zu sagen, das Urgebirg mit dem Flötzgebirg vereinigt, und die Natur hat somit dafür gesorgt, daß die Vegetabilien auch auf den Kalkgebirgen das ihnen gedeihliche Kali nebst der nöthigen Kieselerde finden; wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir auf diesen Gebirgen Pflanzen antreffen, welche sich durch einen großen Kaligehalt auszeichnen, noch weniger uns verleiten lassen, zu glauben, daß sie dieses Alkali selbst erzeugen, oder den Kalk in dasselbe verwandeln. *)

*) Auf unsern Alpen wächst hin und wieder, besonders in der Gegend von Kreuth, sehr üppig die Pteris aquilina, von der bekannt ist, daß sie viel Kali enthält. Da dort weit und breit nichts von einem Urgebirge zu finden ist, so überraschte mich anfangs sehr das Vorkommen dieses Farnkrautes dortselbst in so großer Menge und Ueppigkeit, und ich war begierig, zu erfahren, ob es auch Kali enthalte, wie in andern Gegen-

Ich kann hier nicht unbemerkt lassen, daß auf unserem Kalkgebirge (in den Alpen) hie und da, und zwar bisweilen in bedeutender Höhe, nicht unbeträchtliche Massen von Thon vorkommen, wobey die Frage entstehet, wie er sich gebildet habe und an die Stelle gekommen sey, welche er nun einnimmt. Es kann nicht wohl angenommen werden, daß er dorthin geschwemmt worden und ein Sediment aus dem Wasser sey, noch weniger, daß sich die Berge mit ihm in die Höhe gehoben haben. Ich bin der Meynung, daß er da entstanden sey, wo er sich findet, und gleichsam das Residuum des ausgelaugten thonhaltigen Kalksteins ausmache. Wenn man nämlich bedenkt, daß alle Quellwasser, die aus jenem Gebirge kommen, eine nicht unbedeutende Menge kohlensauren Kalks aufgelöst enthalten, und zugleich die jungen Gebilde des Kalkspaths in den Spalten des Gebirges und der großen Massen von Kalktuff am Fuße derselben in Erwägung zieht; so wird man leicht begreifen, daß, indem kohlensaurer Kalk aufgelöst, weggeführt und zu den genannten Gebilden verwendet wurde, eine verhältnißmäßige Menge von Thon habe zurückbleiben müssen.

Auf ähnliche Weise entstehet ein trippelartiges Residuum aus Kalkstein, welcher mit Kieselerde (Quarz) innig gemengt ist. Ein solches Gestein findet sich häufig bey Tegernsee, was man beym

---

den, oder ob dafür vielleicht Kalk eingetreten sey. Ein paar Versuche vor dem Löthrohre überzeugten mich aber schon hinlänglich von der Anwesenheit jenes Alkali's in bedeutender Menge. Wird nämlich ein gut ausgetrockneter Stengel dieser Pflanze auf schickliche Weise vor dem Löthrohre behandelt, verkohlt und eingeäschert, wobey er selbst als Unterlage dient, so schmilzt die Asche auf der Kohle sehr leicht zu kleinen Glaskügelchen zusammen, und die Flamme wird dabey sehr deutlich violet gefärbt. Diese Kügelchen reagiren stark alkalisch und bleiben beym Erstarren durchsichtig. Letzteres beweiset, daß auch Kieselerde vorhanden ist.

Diese Sache blieb mir so lange räthselhaft als ich noch nicht die Gegenwart des Kalis in dem Thon entdeckt hatte, welcher allem Kalkstein jener Gegend in verschiedenem Maaße beygemengt ist.

ersten Anblick für nichts Anderes als für gemeinen dichten Kalkstein halten möchte, wofür ich es anfangs auch gehalten habe. Allein es giebt stellenweise Funken mit dem Stahl und löset sich in Salzsäure, womit es lebhaft brauset, nur zum Theil auf, indem es ein Skelet von Kieselerde hinterläßt. Die im Freyen herumliegenden Stücke sind theils durch und durch, theils nur auf der Oberfläche in ein solches Skelet, d. i. in eine lockere, zerreibliche und dem Trippel sehr ähnliche Masse verwandelt, welche nicht mehr mit Säuren brauset, und folglich allen kohlensauren Kalk verloren hat.

5.

Ich möchte wohl wissen, ob es unter den vegetabilischen Ueberresten, die im eigentlichen Steinkohlengebirg vorkommen, auch solche gibt, welche durch und durch in kohlige Masse verwandelt sind, oder deren Inneres ganz und gar mit Kohle ausgefüllt ist. Alle, welche ich bis jetzt zu sehen Gelegenheit hatte, waren blos Abdrücke und Steinkerne; und diese inwendig ganz mit einer dem Schieferthon ähnlichen Masse ausgefüllt, und äußerlich gewöhnlich mit einer dünnen Kruste von Steinkohle umgeben. — Fände sich auch ein kohliger Kern, so wäre die Frage, ob er nicht die Natur der Braunkohle hätte? Dieses ließe sich auf chemischem Wege leicht ausmitteln, wenn ihm auch die organische Textur gänzlich mangelte. — Die krustenartigen Ueberzüge jener Steinkerne, welche ich untersuchte, erwiesen sich alle als eigentliche Steinkohle; woraus zu schließen seyn dürfte, daß die Vegetabilien zur Bildung der Steinkohlen gar nichts beygetragen haben — selbst nicht diejenigen, wovon wir die Abdrücke und äußeren Umrisse in dem Steinkohlengebirge antreffen, und die sich auch unter anderen Verhältnissen fast eben so finden.

6.

In was für einem Zustande die Vulkanisten den Kohlenstoff in der ersten Zeit sich denken, oder ob sie überhaupt darüber nachgedacht haben, weiß ich nicht. Vielleicht möchten sie annehmen, daß er mit Silicium, Aluminium, Calcium, Magnesium ꝛc. zusammengeschmolzen gewesen sey. Allein wenn man dieses auch zugeben wollte, so wäre er doch beym Beginn des Oxydationsprocesses

in Kohlensäure verwandelt worden, und es hätte sich dabey, und bevor die Gebirgsbildung ihren Anfang nahm, doch überhaupt Alles ungefähr so ordnen müssen, wie ich es angenommen habe. Man würde mithin, wenn man das gesammte Materiale des festen Erdkörpers ursprünglich im desoxydirten Zustande annähme, und den Sauerstoff nebst dem Wasser in die Atmosphäre versetzte, gar nichts gewinnen, sondern auf Umwegen und mit manchen Schwierigkeiten, in die ich hier nicht eingehen will, dahin gelangen, wo ich geradezu ausgegangen bin.

7.

Der unterschwefligsaure Kalk, wie wir ihn als chemisches Präparat kennen, enthält 1 Mischungsgewicht Kalk und 1 Mischungsgewicht unterschweflige Säure, und diese besteht aus 2 Mischungsgewichten Sauerstoff und 2 Mischungsgewichten Schwefel, und giebt mithin, wenn sie durch Aufnahme von Sauerstoff ohne Abscheidung von Schwefel in vollkommene Schwefelsäure umgewandelt wird, 2 Mischungsgewichte dieser Säure, also 1 Mischungsgewicht mehr, als der vorhandene Kalk sättigen kann.

Wenn man nun annimmt, daß anfänglich in der Natur unterschwefligsaurer Kalk existirt und sich später in Gyps umgewandelt habe, so mußte nebst dem zu dieser Umwandlung nöthigen Sauerstoff auch 1 Mischungsgewicht Kalk hinzugekommen seyn; was leicht hat geschehen können, da überall genug kohlensaurer Kalk vorhanden war.

Es mochte aber auch ein Theil des unterschwefligsauren Kalks auf andere Weise in Gyps verwandelt worden seyn. Die an den Kalk gebundene unterschweflige Säure zerfällt bekanntlich bey einer Temperatur von 48° R. in Schwefel und schweflige Säure, der Schwefel fällt aus der Auflösung nieder, und die schweflige Säure geht, indem sie aus der Luft Sauerstoff aufnimmt, allmählig in Schwefelsäure über, und es bildet sich sofort Gyps.

Daß dieser Proceß öfters statt gefunden haben muß, beweiset das nicht seltene Vorkommen des Schwefels in den Gypsgebirgen.

8.

Besonders merkwürdig sind die sogenannten Krystallkeller im Granitgebirge, worin die größten und schönsten Bergkrystalle vorkommen. Es ist, meines Wissens, noch nicht versucht worden, die Entstehung derselben zu erklären. Ich bin der Meynung, daß sie anfänglich ganz mit gallertartiger Kieselerde ausgefüllt waren, welche nach der Bildung der sie umgebenden Gebirgsmasse zurückgeblieben war, und sich darin in comprimirtem Zustande befand. Diese Gallerte wandelte sich später in Krystalle um, wobey sie sich stark zusammenzog, so daß der größte Theil des Raums, welchen sie einnahm, leer zurückbleiben mußte. So möchte es auch begreiflich werden, wie sich die ungewöhnlich großen Krystalle haben bilden können, welche bisweilen in diesen Räumen gefunden werden. — Auf ähnliche Weise wie in den Krystallkellern müssen die Quarzkrystalle in den Blasenräumen des Mandelsteins und Porphyrs, und in Feuerstein-, Hornstein- und Mergelkugeln entstanden seyn.

Hiebey muß ich noch eine Erscheinung zur Sprache bringen, welche man bisher nur bewundert, aber nicht erklärt hat — nämlich das Vorkommen von anderen krystallisirten Mineralien im Bergkrystall, wovon ich nur Folgende als die merkwürdigsten nennen will: Arsenikkies, Schwefelantimon, Rutil, Turmalin, Glimmer, Granat und Flußspath. Sie befinden sich darin in einer solchen Lage, und sind oft so vollkommen ausgebildet, als wenn sie, bevor sie von der Quarzmasse umschlossen wurden, im Freyen geschwebt hätten.

Dieses Verhältniß wird nicht anders begreiflich, als wenn man annimmt, daß die Kieselerde anfangs als eine steife Gallerte vorhanden war; denn wäre sie flüssig gewesen, so hätten sich darin die Krystalle der genannten Mineralien nicht bilden und halten können — sie hätten zu Boden fallen müssen, und nicht so, wie sie vorkommen, in den Bergkrystall eingeschlossen werden können.

Ich möchte dieses Vorkommen mit dem der Insekten im Bernstein vergleichen, welcher sich vor dem Erhärten in einem ähnlichen, aber viel weicheren Zustande befunden haben muß wie die Kieselerde, bevor sie krystallisirte und jene Mineralien einschloß.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Voyage du Maréchal Duc de Raguse en Hongrie, en Transylvanie, dans la Russie méridionale, en Crimée, et sur les bords de la mer d'Azoff, à Constantinople, dans quelques parties de l'Asie-mineure, en Syrie, en Paléstine et en Egypte. Tom. I—IV. Paris 1837. gr. 8.

2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, nach Aegypten und Syrien, im Jahre 1834 bis 1835. Von Dr. Jacob Röser, fürstlich Hohenlohe-Waldburg-Bartensteinischer (m) Rath (e) und Leibarzt (e). Zwey Bände, zusammen 631 S. kl. 8., mit Kupfern. Mergentheim 1836.

Wenn man uns zugesteht, daß ein klares und durchweg auf Wesen und Natur der menschlichen Dinge beruhendes Prognosticon über Gang und Wirksamkeit der türkischen Staatsreform zu den vorzüglichsten Anforderungen gehört, die man jetzt an einen morgenländischen Reisebericht machen darf; so kann man Marschall Marmonts Buch als eine eben so belehrende als angenehme Erscheinung begrüßen. Wissenschaft und Politik so wie das sichtbare Streben einer religiösen Wiederherstellung im Geiste des Christenthums scheinen ihren Cardinalpunct ostwärts zu rücken und den Ereignissen jener Weltgegend eine Wichtigkeit zu verleihen, die sie seit lange her nicht mehr hatten. Ist Asien nicht in voller Gährung, und herrschet, während sich am Ostrande von Europa die Vorboten einer neuen Aera deutlich genug zeigen, in dem alten Sitze der Macht nicht allgemeine Abspannung, ein tiefer Schlummer der cultivirten Völker, ein Leben ohne Bewegung, eine Thätigkeit ohne anderes Ziel als die Befriedigung der groben Bedürfnisse eines Materialismus, der unter seiner eigenen Last niedersinkt? Wie mag man noch zweifeln, daß der Schlüssel zur Lösung des größten Problems unserer Zeit nördlich vom schwarzen Meere zu suchen sey? Denn wo sich die meiste Kraft und das thätigste Lebensspiel entwickelt, dahin neiget sich von selbst der Schwerpunct, die Macht, das Ansehen und die Herrschaft. Erblicke ja Niemand in diesen Worten eine Warnung an die Zeitgenossen, einen Wink an den uneinigen, zerrissenen, theilweise eingeschlummerten Westen Europa's gegen eine sich allmählig bildende und seine Freyheit und Ruhe bedrohende Weltherrschaft vom Aufgang her. Die Mühe wäre vergeblich, weil der Wille und die Staatsklugheit der Menschen so geringe Macht über den Gang der Begebenheiten besitzen, daß eine große Catastrophe von dem Augenblicke an, in welchem das Gefühl ihrer Annäherung erwacht, schon unabwendbar ist, und durch keine Vorkehrung, durch keine menschliche Weisheit in ihrer Entwickelung zurückgehalten werden kann.

Ohne Zweifel hat eine mit diesen Meynungen verwandte Ansicht der morgenländischen Frage dem Herrn Marschall seine Reise-Route dictirt. Und gleichsam als läge bey allen Processen politischer Umgestaltung die ultima ratio dennoch nur in den Waffen, wollte er als Augenzeuge Bestand und Gehalt der drey Hauptwerkzeuge prüfen, welche zunächst berufen sind, die Beschlüsse der Vorsehung im Orient zu vollziehen. Das russische, das türkische und das ägyptische Heerwesen ist offenbar die partie saillante seines Werkes. Indessen muß doch immer die Langeweile, welche den nach einem bewegten und thatenreichen Leben plötzlich aus dem Kreise der Wirksamkeit hinausgeschleuderten und zur Ruhe verurtheilten Krieger verfolgte, mitunter als

erster und vorzüglichster Beweggrund der Wanderschaft angesehen werden, die auſſer einer kleinen Anzahl physikalischer Beobachtungen über Luft, Wasser und Berghöhen eigentlich für eine allgemeine Heerschau der östlichen Streitkräfte so wie ihrer materiellen und geistigen Hülfsmittel gelten kann, wozu Marschall Marmont, der einst große Kriegsheere befehligte und in der politischen Schule Napoleons großgezogen ward, allerdings besser als viele andere geeignet schien.

Die Reise ging von Wien (22. April 1834) queer durch Ungarn in das Banat und von dort durch Siebenbürgen und die Bukovina nach Bessarabien und Odessa als erstem Mittelpuncte, von welchem aus zwey größere Ausflüge, der eine nach Wosnesensk und den Cavallerie-Colonien an dem Bug, der andere rund um die Taurische Halbinsel bis an den Kuban und den Fuß des Caucasus bey Anapa, gemacht wurden. Allenthalben, besonders auf russischem Gebiete, ward dem reisenden Marschall der ehrenvollste Empfang bereitet; alle Paläste der Großen, alle öffentlichen und Privat-Anstalten standen ihm offen und alle Geheimnisse des Staatshaushaltes und der Militär-Einrichtung lagen vor ihm ausgebreitet. Nach Ueberschreitung der russischen Grenzen wurden ihm sogar, gleichsam als wäre er mit officiellem Charakter bekleidet, regelmäßig die Civil- und Militär-Behörden vorgestellt, Musterungen, Mahlzeiten, Feste veranstaltet und überhaupt ein Luxus autokratischer Gunst zur Schau gebracht, der selbst diesem an Auszeichnungen vorzüglichster Art gewöhnten Manne nicht selten die lebhaftesten Aeußerungen der Ueberraschung und der Dankbarkeit entlockte.

Zieht man aber gleich von dem Inhalte des I. Bandes alle Stallparaden und Pferdemanövers, alle Lobreden auf Große und Hochgestellte, alles Wiedertreffen alter Bekanntschaften, alle Fest- und Ehrenbeschreibungen sammt den leeren Räumen im Texte ab, so stellt sich die mit großer Umsicht und Sachkenntniß verfaßte Beschreibung der Colonien am Bug (180 — 228) allein als wichtiger und vorzüglich zu beachtender Gegenstand aus diesem Theile heraus.

In das Einzelne hierüber einzugehen ist nutzlos, da sich eben unlängst die Elite von ganz Europa zu Wosnesensk, dem Hauptorte der Kolonie, zu einem prachtvollen Schauspiele versammelt hat, um dem Auslande als Augenzeuge zu berichten, welche Fortschritte in Rußland nicht nur der kriegerische Geist im Allgemeinen, sondern insbesondere die Kunst, diesen Geist in Bewegung zu setzen, und die von der Natur geschaffenen unermeßlichen Hülfsmittel zu schneller und entscheidender Wirksamkeit zu benutzen, in dem letzten Jahrzehend gemacht habe. Der Marschall sieht klar, schreibt einfach und bündig, daß es unmöglich ist nicht einzusehen, daß man nach vielen Erfahrungen und kostspieligen Versuchen endlich in jenem Lande auf das Mittel verfallen ist, die zahlreichste, geübteste, schönste und brauchbarste Reiterey mit einer unerschöpfbaren Pflanzschule tapferer Krieger von jeder Waffengattung mit vergleichsweise geringem Aufwande am Vorabende großer Ereignisse im benachbarten Türkenreiche zu schaffen. Wenn aber große Kriegsheere und zahlreiche Flotten schlagfertig in einer Entfernung von nicht mehr als fünfzig Stunden von Konstantinopel stehen, wie kann man noch fragen, wer in diesem stündlich mit Auflösung bedrohten Sitze der Anarchie eigentlich zu befehlen habe. Aber Marmont urtheilt wie jener Grieche: καὶ τὸ τέλος ἐγγὺς ἦν, d. i.: Die Catastrophe ist nahe, sträubet euch nicht lange, lasset dem Verhängniß seinen Lauf, verhindern könnet ihr es doch nicht mehr.

Dagegen verweigert der vom Glanze moskowitischer Heerschauen geblendete Marschall den tactischen Kriegshaufen des Sultans, von welchen er so zu sagen zweymal 24 Stunden nach seiner Abfahrt von der russischen Küste auf dem großen Uebungsplatze vor Konstantinopel mehrere Bataillone die Revue passirte, gleich vorneweg sogar den Namen von Linientruppen und nennt sie nur einen Haufen von Menschen, deren allgemeines Kennzeichen die Miene des Elendes und der Erniedrigung sey. (II. 64.) Unmöglich könne man etwas häßlicheres und schlechteres sehen als diese Soldaten und ihr Waffenspiel. Wenn aus Blick und Haltung des russischen Kriegers häufig unter ungünstigeren Verhältnissen militärischer Geist, Nationalstolz und Vaterlandsliebe hervorleuchte, so lese man dagegen auf dem Gesichte der türkischen Taktiker das Ge-

fühl ihrer eigenen Schwäche, und allen sehe man bey übrigens bestem Willen an, daß sie eine Art Scham über ihr Handwerk empfinden; vom gemeinen Krieger bis zum Obersten wisse keiner seine Pflicht. Auch wundert sich der Herzog über das schlechte Aeußere, über die kleinen und verkrüppelten Leute des türkischen Fußvolkes, und fragt voll Erstaunen, was denn aus der einst so großen, so schönen, so stolzen und majestätischen Türkenraçe geworden sey, von welcher man in den jetzigen Truppen keine Spur entdecke? Die Antwort ist leicht zu finden, sobald man weiß, aus welchem der zahlreichen Volksstämme, die das türkische Reich bewohnen, sich gegenwärtig die reguläre Miliz rekrutirt. Die eigentliche Türkenraçe, die ihren Sitz im alten Seldschukischen Anatolien hat, war niemals schön; die Männer sind in der Regel klein, mager, schiefgliedrig und mit Flechten behaftet. Jene schönen und majestätischen Figuren sah man unter ihnen nur in den Zeiten, in denen sich die Janitscharen noch ausschließlich durch den Tribut der Christenkinder und überhaupt aus den schönen Volksstämmen ergänzten, die das alte byzantinische Reich bewohnten, und in der Folge den Islam angenommen hatten. Dahin gehören vorzugsweise die Leute slavischen Blutes, als da sind die hochstämmigen Bewohner von Bosnien und der Herzegowina, von Bulgarien und weiland auch Servien; dann die Albanier und arabisch redenden Syrier, ohne Widerstreit die schönstgewachsenen Männer der ganzen Monarchie. Nun aber sind die Janitscharen aufgelöst, ist der Christentribut abgeschafft, dienet Syrien dem Mohammed-Ali und verweigern Bosnien und Albanien aus Abneigung gegen die neue Kriegsordnung, dem Sultan ihre waffenfähige Jugend. Die Leute aus Kappodocien, Lykaonien, Pisidien, Phrygien, Carien und überhaupt aus den seldschukischen Taurus-Schluchten hören beynahe allein noch auf seinen Ruf.

Eben diese Länder sind aber doch der alte Stammsitz, aus welchem die Eroberer des byzantinischen Reiches und die ersten sieben Türkenfürsten eben so große Feldherren als Staatsmänner, ausgezogen sind, um einen großen Theil der Welt mit allgemeiner Herrschaft zu bedrohen. Eben daselbst haben sich auch die alten Ueberlieferungen von Größe und Furchtbarkeit des türkischen Namens noch am lebendigsten erhalten; persönlicher Muth, Glaubenseifer und Eroberungslust neben Unwissenheit und Geringschätzung alles fremden Wesens sind im Taurusgebirge heute noch so frisch, wie in den Tagen eines Urahan oder Murad. Wie kommt es also, daß bis jetzt alle Versuche Sultan Mahmuds, eine kräftige National-Miliz zu schaffen, mißlungen oder wenigstens im Kampfe gegen seinen Nebenbuhler in Syrien als unzulänglich erschienen sind? Zunächst liegt der Grund freylich dort, wo ihn der Marschall sucht, in der Eile des Großherrn, der in einem Augenblicke neue Truppen wollte, und auf einmal eine große Anzahl Regimenter bildete, deren Unterweisung man erbärmlichen, ja aus dem Auswurfe (?) der europäischen Heere gezogenen Abrichtern ohne Geschick und Talent überlassen habe. „Vierzig tüchtige Officiere, ein Musterbataillon und zehn Jahre Zeit, meynt er, hätten dem Sultan ein brauchbares Heer schaffen können.“ Aber — fragen wir — wie könnte Mahmud einen gesunden Gedanken dieser Art fassen? Ist er nicht Erbe der weltzermalmenden Größe der Morade, der Mohammede, der Suleimane? ist er nicht Chalife, Schatten Gottes auf der Erde und als solcher allmächtig? ist es einem Herrscher der Gläubigen — nach morgenländischen Begriffen — nicht genug zu wollen, um die That vollendet zu sehen? oder wer am türkischen Hofe weiß, daß man dasjenige, was man wissen will, erst lernen muß?

Nur zu lange hat bey Theoretikern und Staatskünstlern, insbesondere aber an den Höfen das politische Axiom gegolten, daß ein mit der öffentlichen Macht bekleidetes Wesen die Weltereignisse gleichsam schaffen, ihren Gang lenken, beherrschen, zügeln und der Staatsmaterie, wie einer Masse Wachs, die jedesmal beliebte Form, dem Strome die jedesmal beliebte Richtung geben, mit einem Worte, daß der Mensch, Gebieter über Zeit und Raum, aus der Zerstreuung Einheit, aus der Schwäche Kraft, aus der Finsterniß Licht, und umgekehrt, Nacht aus geistigem Tage mit dem Zauber seines Wortes, sobald es ihm gefalle, in jeder Weltlage schaffen könne. Die großen Lehren der neuern Zeit haben diesen Glauben an die Allmacht des menschlichen Willens und seine unbedingte Herrschaft über das Völkerle-

ben stark erschüttert, und es tritt allmählig an's Licht, daß wenigstens in Europa bey dem gemeinschaftlichen Staatsverbande die Ereignisse stärker geworden sind als der Mensch; der Weltgeist hat hier die Zügel menschlicher Willkühr abgeworfen und eine Macht erlangt, vor der sich selbst das Genie in Demuth beugen muß. Hierin liegt hauptsächlich der Unterschied zwischen dem Alterthum und der späteren Zeit: im ersteren war die menschliche Gesellschaft ein Conglomerat und das geniale Individuum gleichsam ein Demiurgos, woher dann politische Vergötterung und Majestät des Einzelnen; heute dagegen sieht man nur große, homogene, weltumfassende Massen, und der Mensch — auch der kräftigste und genialste — ist nur noch Instrument. Auch ist diese Entthronung der alten politischen Weltgottheit so vollständig und nebenher so ironisch, daß oft die größten Umwälzungen und die wichtigsten Ereignisse durch Männer erwirkt und geleitet werden, von welchen — als Individuen — die Geschichte sonst gewiß keine Meldung gethan hätte. Dagegen zerbricht die größte politische Kraft und geht spurlos unter, wenn sie gegen die Mahnungen der Zeit, und der neuen Herrschaft der Dinge zum Trotz noch ihre alte Kunst bewähren will.

Was erwartet nun aber Marschall Marmont von diesem Sultan Mahmud und seinen politischen Reformen? Die Antwort läßt sich voraussehen. Auch ist, um die Unzulänglichkeit aller Heilmittel gegen den Verfall des türkischen Reichs zu erkennen, weder besonders tiefe Einsicht in das Triebwerk menschlicher Dinge überhaupt, noch ein ungewöhnlich scharfer Blick in die Zukunft, ja wir möchten sagen, wie die Sachen heute stehen, nicht einmal eine Reise in den Orient nöthig. Als Grundlage alles Räsonnements über Türkey müssen folgende nicht mehr zu bestreitende Sätze dienen. Erstens, das russische Reich ist im Fortschreiten begriffen und wird und muß, allen inneren und äußeren Hemmnissen zum Trotz, das allen großen Erscheinungen der Weltgeschichte vorgezeichnete Stadium der Entwickelung und des Lebens vollständig durchlaufen. Zweytens, die Türkey ist dagegen in ihrer natürlichen Auflösung, nachdem sie alle Gesetze ihres Daseyns erfüllt, und bis zur völligen Verflüchtigung des Lebenselementes fortgedauert hat. Drittens, ein innerer, nicht aus politischem Calcul, sondern aus der geheimsten Natur des Staatslebens hervorquellender, unwiderstehlicher Drang nöthiget, reizt, treibt die Russen unablässig gegen den Bosporus, gegen die Dardanellen und das asiatische Litorale des schwarzen Meeres. Viertens, die Türkey ihrerseits im Gefühle des Insichselbstzerfallens und der Gefahr von Aussen, sucht neue Bürgschaften des Lebens durch innere Umgestaltung und äußere Allianzen.

Dieses ist die natürliche Stellung der beyden in unablässiger Action und Reaction stehender Reiche. Zugleich ist aber auch klar, daß der politische Lebensproceß des ersten ein natürlich einfacher und gleichsam aus sich selbst zwangslos fließender, der des letzten hingegen ein complicirter, gegen die Natur der Dinge streitender, und auf gemeinsames Zusammenwirken feindseliger Kräfte künstlich berechneter ist. Diese Positionen als richtig angenommen, kann jedermann das Endergebniß des früher oder später unvermeidlichen Conflikes leicht vorausberechnen.

Marmont, ohne die Frage gleich uns auf die Spitze zu stellen, erkennt nichts destoweniger die Unmöglichkeit, noch länger das entfliehende Leben im türkischen Staatskörper festzuhalten, und ihm scheint beydes, die Verbesserung der Civil-Verwaltung in den Provinzen sowohl als die Schöpfung einer innerlich kräftigen National-Kriegsmacht, gleich unmöglich; er sieht daher an der Türkey schon jetzt keine selbständige Macht mehr und gesteht dem Sultan höchstens noch Municipal-Freyheit unter fremdem Schutze zu.

Die Hauptargumente jedoch findet er allzeit mehr in der Subjectivität des reformirenden Sultans als in der Natur der Dinge und in den unwandelbaren Grundlagen des Völkerlebens. Er ließe gleichsam die Möglichkeit des Gelingens zu, wenn Mahmud die Aufgabe besser verstünde.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Voyage du Maréchal Marmont, Duc de Raguse en Hongrie, etc.

2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Allein auf dem Wege, den dieser Fürst verfolge, sey die Rettung unmöglich, indem er bey seinen Wiederbelebungs-Versuchen nur die National-Türken im Auge habe, die höchstens vierthalb Millionen Individuen beyder Geschlechter betrügen und auf einer großen Fläche, mitten unter feindseligen und viel zahlreicheren Völkerschaften zerstreut lebten. Und selbst diese geringe Türkenzahl habe er sich durch voreiliges und unbedingtes Einführen christlicher Sitten und Gebräuche zu Feinden gemacht, und durch Zerbrechung der letzten Triebfeder, die den an sich wenig einsichtsvollen und ganz apathischen Muselman in Bewegung setzt, jede gute Wirkung seiner politischen Heilmittel voraus vereitelt. Hätten sich die Türken — so scheint der Marschall weiter zu folgern — zur Zeit der Eroberung des byzantinischen Reichs mit den bezwungenen Volksstämmen vermischt, und nach Vorgang der Franken in Gallien und der Mogolen in Sina gleichsam einen Körper, eine von einem Geiste beseelte und von einem Interesse getriebene homogene Masse gebildet, so wären die Sachen niemals auf den Punct gekommen, wo sie jetzt stehen. — Marmont vergißt aber zu fragen, ob eine solche Fusion des Blutes, der Kräfte und der Interessen auch je im Bereiche politischer Möglichkeit lag. Entweder hätten die besiegten Christen alle den Islam, oder die siegenden Mohammedaner in Massa das Christenthum annehmen müssen. Keines von beyden konnte aber geschehen und eben in diesem unversöhnlichen Widerstreit zweyer im innersten Wesen sich anfeindenden Religionen liegt die durch keine menschliche Weisheit zu verhindernde Rettungslosigkeit der Turken. Es gehört fürwahr eine eigene Verblendung dazu, hier noch an die Kraft der hölzernen Stützen zu glauben, welche die Staatskünstler dem sinkenden Granitkolosse unterstellen.

Mahmud und seine Rathgeber im Westen wollen etwas ganz Unmögliches, indem sie an der großen, stämmigen Platane des türkischen Reiches den erstorbenen Ast der Osmanen allein wiederbeleben, die andern zahlreichen und dicken Aeste desselben Baumes aber in unnatürlicher und widerlich zwangvoller Absperrung des gährenden Nahrungssaftes kümmerlich zurückhalten wollen. Der Zauber türkischer Herrlichkeit ist verschwunden, und die an Zahl überwiegenden, aber lange niedergedrückten Christen diesseits und jenseits der Dardanellen kennen die Schwäche der alten Zwingherren, und versäumen dagegen kein Mittel, Rathlosigkeit und Mißgriffe der Pforte zu vermehren. Aufgestachelt durch die Erinnerung langer Unterdrückung, bearbeitet bald vom Nilstrome, bald vom Tanais, bald von Abend her, oder auch von allen Seiten zugleich, würden sie es jetzo verschmähen, selbst zu gleichen Theilen mit den Türken gemeinschaftliche Sache gegen das Ausland zu machen. Die Wiedergeburt der Länder zu beyden Seiten des ägäischen Meeres kann von heute an nur eine antitürkische, oder vielmehr eine christliche seyn. Rede man hier doch nicht von Peter I. und den Wundern, die er mit seinen Moskowiten gethan habe. Der Tsar hatte eine aus gleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Masse zu bearbeiten, ein christlich bildsames Chaos, über welches er belebend, schaffend und befruchtend schwebte. Dieser geduldig bildsame Moskowitenstoff in einem

abgelegenen, auf drey Seiten durch Eismeer und Wüsten geschirmten, und dem Blicke der übrigen Welt gleichsam entrückten Theile des alten Continents verborgen, konnte seine Verwandlung ungesehen und ungestört durchlaufen, während Mahmud seinen Wiederverjüngungs-Apparat mitten auf der breiten Heerstrasse zwischen Asien und Europa, und gleichsam zwischen den Feuerschlünden zweyer feindlicher Heere, die ihm unter gegenseitigen Drohungen und ungebeten zu Hülfe kommen, aufzustellen genöthiget ist. Dabey ist die Erinnerung an die alte Furchtbarkeit der Türkenheere, ihre Siege, ihre Eroberungen und ihre Herrschaft über die Christen der drey Welttheile unter der gemeinen Klasse dieses Volkes noch so lebhaft und überwiegend; ihr Stolz, ihre Zuversicht noch so ungebeugt, und ihre religiösen Vorurtheile noch so schneidend und ungeschwächt, daß sie die Unglücksfälle des Reiches in den letzten Menschenaltern nicht der Tapferkeit und Kriegskunst ihrer Gegner, sondern dem verkehrten Treiben, der Unthätigkeit, sogar mitunter übelverstandener Gutmüthigkeit, wo nicht gar dem offenen Verrathe der Sultane beymessen. Ist es aber zuletzt nicht eben dieser große Haufe, die Masse des Volkes, die durch Begeisterung für die neue Ordnung und unbedingte Hingabe von Gut und Blut Rettung schaffen soll? Die Höflinge allein, welche freylich in jedem möglichem Falle den Ansichten und Launen ihres Gebieters huldigen, werden den zusammensinkenden Thron von Stambul nicht aufrecht halten können. Das Volk selbst ist ewig unbekehrbar und in seinem passiven Widerstande gegen alle Neuerung heute noch eben so hartnäckig als ihre byzantinischen Vorfahren in den letzten Zeiten der ebenfalls reformtreibenden Paläologen. Sagte nicht damals der Magnat Lucas Notaras unverholen, er wolle lieber den Turban als den Cardinalshut an den Pforten des Sophientempels sehen? In gleicher Weise erscheint dem Türkenvolke die Vertreibung aus Konstantinopel und der Verlust ihrer Herrschaft in Europa weniger unerträglich als die Vorstellung, nur durch die Künste der weiland besiegten, jetzt aber nur noch gehaßten und verachteten Christenheit ihre Herrschaft zu sichern. Unter solchen Umständen sind Empörungen kühner Häuptlinge im Innern des Reiches eine gewöhnliche Erscheinung: das allgemeine Mißbehagen nährt die Rebellion, und die mit der öffentlichen Meynung zerfallene Staatsgewalt kann nur noch mit Hülfe ausländischer Gewalt ihr Daseyn fristen. Ist dieses nicht buchstäblich die Lage Sultan Mahmuds? Und frägt man nun, welche ausländische Macht diese Protektorsrolle des Großherrn am schicklichsten übernehmen könne, und wem sie gleichsam durch die Natur der Dinge schon übertragen sey, so wäre dieses eben so viel als wollte man wissen, wer am kräftigsten und schnellsten die im Augenblicke der Noth geheischte Hülfe zu leisten vermöge. Sind es die Russen, oder sind es ihre Nebenbuhler zu Wasser und zu Lande, die großen Seemächte im Bunde mit Oestreich? Marmont beweiset uns (II. 111) mit triftigen Gründen, daß russischer Schutz alle diese Bedingungen am besten erfülle, und sie zwar allein und überdieß noch auf eine für die Pforte am wenigsten drückende Weise erfülle. Was er von der Nähe einer großen Russenmacht zu Wasser und zu Lande bey Sebastopol, von der Leichtigkeit am dritten Tage unter dem Serail Anker zu werfen, von der Unmöglichkeit sich dieser Schnellfahrt zu widersetzen, sowie von der Bereitwilligkeit des Autocraten, dem Hülferuf des Sultans jederzeit zu entsprechen, im Gegensatze der Entfernung und nur mit Besiegung zahlreicher Naturhindernisse zu leistenden Unterstützung von Westen her erzählt, glauben wir ihm unbedingt, wollen auch das Lob, welches er den großmüthigen, uneigennützigen und gemäßigten Gesinnungen des nordischen Selbstherrschers spendet, nicht durch unsern Unglauben schmälern, erlauben uns aber dennoch beyzufügen, daß in Sachen der Politik ein großes Reich für seine Handlungsweise schwerlich je einen andern Maßstab annehme, als den des eigenen Vortheiles. Eben so wenig wird jemand bestreiten, daß freye Schiffahrt in den türkischen Gewässern mit moralischer Herrschaft in Stambol den Russen noch zur Zeit genüge. Sollten aber Staatsmänner noch ferner der idyllenhaften Vorstellung huldigen, es werde die Moskowiten niemals nach materiellem Besitze von Tsarigrad gelüsten, oder man könne ihre Angriffe auf dasselbe jederzeit mit Erfolg zurückweisen, so könnte man sich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Vergißt man denn, daß in Ruß-

land Alles Jugend, Zukunft, Frische, Regsamkeit und Fortschritt ist, und ein Wille, und zwar ein unbeschränkter, alles durchdringt, lenkt und forttreibt, während in den westlichen Staaten innere Parteyungen, Systemsucht, oft auch langwe lige Berathung und Knauserey beschränkender Autoritäten im wichtigsten Augenblicke alle kräftigen Maßnahmen der Staatsgewalt bey den größten Hülfsmitteln dennoch lähmen, und alles kräftige Auftreten nach Aussen unmöglich machen? Man gewöhne sich also jetzt schon an den Gedanken eines überwiegenden Einflusses der Russen in Konstantinopel, und an die Unzerstörbarkeit ihrer, wo nicht materiellen, doch moralischen Diktatur über das Türkenreich.

Wir sagen unsere Meynung gerade heraus, jedes Volk hat eine specielle, eingeborne, unabweisbare Sendung auf dem Erdglobus zu erfüllen. Neigung, Gewohnheit, Handlungsweise und jeglichen Lebenstrieb sind dieser Uranlage unterthan, und kehren — wenn auch zuweilen durch feindliche Kräfte gelähmt oder in eine falsche Richtung gebracht — doch immer wieder auf die natürliche Bahn zurück. Mit dieser Uranlage der Völker bildet die Hoffahrt der menschlichen Intelligenz einen ewigen und nothwendigen Gegensatz, aus welchem alle großen Verwicklungen aller Zeiten, wie aus einer nie versiegenden Quelle fließen. Man ärgere sich nicht, und zeihe uns auch nicht eines blinden Wahnes, und gleichsam der Einführung eines historischen Prädestinationssystemes, wenn wir das endliche Verschwinden nicht nur Stambols und der sämmtlichen Landschaften des illyrischen Dreyeckes, sondern auch Anatoliens, Irans und Turans in den Wogen eines moskowitischen Weltreiches gleichsam als eine Nothwendigkeit, als die dem großen Volke der Slaven schon in den Grundfaden seines Lebens eingeflochtene Aufgabe erkennen. Vor tausend Jahren schon war Tsarigard (die Kaiserstadt) das Zauberwort, welches die große Waldregion von Kiew bis Novgorod in Bewegung setzte. Der Geist der alten Russenfürsten Oleg und Swätoslav bestimmt heute noch die Geschicke ihres Volkes, und heute, wie damals, führt die Hauptstraße nicht zu Lande, sondern zur See - aus den Mündungen des Bug und den krimischen Häfen nach der Kaiserstadt am Bosporus. Nur ist man heute klüger und beginnt den Kampf nicht mehr mit der drohenden Mahnung: „Räumet Konstantinopel, verlasset Europa, welches euch nicht gehört, und ziehet nach Asien, woher ihr gekommen seyd.“ *) Und es ist auch noch menschlicher und kraftsparender, die Keime der Zersetzung im feindlichen Körper von der Entfernung zu nähren und heimlich die Nerven abzuschneiden, die das Knochenwerk zusammenbinden, als mit roher Gewalt vom Norden her wie Swätoslav anzustürmen.

Die slavischen Völkerschaften der Bulgaren, der Serben, der Bosnier und der Montenegriner, dann die Albanier, die Griechen und Araber sind neben dem stützigen Sinne der Osmanli und den Gewalt-Schritten des schlecht berathenen Sultans die wirksamsten und vielleicht gegen ihre Absicht thätigsten Bundesgenossen der Russen. Gehe man nur in die Türkey und rede man mit dem unterjochten Christenvolke; Priester und Laien, Vornehme und Geringe wird man unverholen sagen hören: Unser Gebieter heißt nicht Mahmud, nicht Mohammed-Ali, er heisst Nikolaus; ihm sind wir unterthan; ihm gehört unser Gut und Blut. Man citirt auch die Apocalypsis, die Prophezeyungen des Sicilischen Mönchs Agathangelus und hundert andere Sprüche aus dem 10ten und 11ten Jahrhundert, um zu beweisen, daß der Orient den Russen gehöre, und zwar von Ewigkeit her durch eine specielle Anordnung Gottes. Einen centrifugalen Unterthänigkeits- und Auflösungstrieb dieser Art zu ersticken und zu verwandeln, sind Sultan Mahmud und seine Gönner im Abendland — fürchten wir — nicht die Männer.

Nachdem der Marschall die Truppen aller Waffengattungen in Kostantinopel gemustert, den Großherrn selbst in seinem Palaste besucht und hinreichende Belege gesammelt hatte, um die Unabwendbarkeit türkischer Clientel unter moskowitischer Schirmvogtey nachzuweisen, eilte er über die Prinzen-Inseln nach Brusa, Troja und Smyrna, berührte Chios und Samos, besah im Fluge Ephesus, Milet und Rhodos, landete zu Bairut in Syrien, und stieg am hohen Sanir vorbey nach Balbek und Damascus hinab, wo sein erstes Geschäft

*) Leo Diaconus, ed. Bon. pag. 105.

darin bestand, zwey arabische Infanterie-Regimenter manövriren zu lassen. Ob er gleich, was Haltung und Kriegszucht betrifft, noch vieles zu tadeln fand, so bemerkte er doch im Blicke dieser Leute jenes Selbstvertrauen, welches jederzeit ein sicheres Zeichen des Muthes und zugleich der Unterscheidungspunct des wahren Soldaten von demjenigen ist, der nur das Kleid desselben trägt. Die Aegyptier, nüchtern, gut zu Fuß, tapfer, zugänglich für Begeisterung, voll Ehrgeiz und Selbstliebe, schienen ihm bey geeigneter Anleitung fähig, ein, selbst nach europäischen Begriffen, vortreffliches Heer zu bilden. Ihr unbestreitbares Uebergewicht über alles konstantinopolitanische Kriegswesen hat ja der Feldzug von 1832 deutlich genug gezeigt. Der Marschall giebt mit der ihm eigenen Klarheit eine Uebersicht jener merkwürdigen Begebenheit, wie er die Einzelnheiten aus dem Munde mithandelnder Personen in Syrien erfuhr, ohne jedoch etwas ganz Neues und bisher nicht Bekanntes vorzubringen. Die Herren Barrault und Cadalvène haben diesen Gegenstand ohnehin erschöpft, und wir selbst haben bey einer früheren Veranlassung über die Gefechte von Hems und Beilan nach Angaben, die auf dem Schlachtfelde selbst gesammelt wurden, gleichfalls einiges angemerkt, müßten uns aber jedenfalls scheuen neben Marschall Marmont über Kriegswesen und Feldherrn zu reden. Das arabische Volk hat mit dem türkischredenden nichts gemein als die Religion, und nebenher vergesse man auch nicht, daß der Vesir von Aegypten und sein zum Feldherrn geborner Sohn dem Blute nach ebenfalls keine osmanischen Türken, sondern Albanier, d. i. Landsleute und gleichsam Nachkommen des tapfern Skanderbeg sind.

Von Damascus eilte Marmont auf der gewöhnlichen Karavanenstraße über Tiberias, Nazareth und Sichem nach Jerusalem und der Umgegend, besuchte und that wie jedermann, der von Europa nach Palästina kommt; redet aber über diese Dinge, wie uns scheint, mit mehr Einfachheit und Ebenmaaß als mancher andere, ohne deßwegen irgend einem an Schicklichkeitsgefühl und innerer Andacht nachzustehen, wie wir es am Schlusse des Artikels noch besonders andeuten wollen. Einen eigenthümlichen Reiz indessen verleihen seiner Erzählung die zahlreichen militärischen Bemerkungen, die

ihm als weiland Brigade-General unter Bonaparte im Orient der Anblick so vieler Orte Palästina's, besonders in Galiläa und um Jean d'Acre an die Hand gaben.

Das Talent, in einem Reisebericht über Palästina und Aegypten belehrend und dennoch unterhaltend zu seyn, ist ohnehin nicht allgemein, wird aber bey der Anhäufung solcher Schriften noch mit jedem Jahre seltener. Marmont besitzt es aber in vorzüglichem Grade, da er Sachkenntniß in allen Theilen der Kriegs- und Civilbaukunde, im Verwaltungswesen, in Ackerbau und den verschiedensten Zweigen der Industrie mit einer so gewählten Darstellungsweise vereint, daß in seiner Rede kein Wort überflüssig scheint, und der Leser niemals ermüdet, oft aber bedauert, daß er schon am Ende ist. Was aber den Erzähler über fremde Länder vorzüglich schmückt, ist ein unbefangener und erprobt unpartheyischer Sinn. Fehlt es einem in diesem Puncte, und er will z. B. dennoch über Mohammed-Ali und sein Verwaltungssystem, über das ägyptische Bauernvolk und den Grad seiner materiellen Glückseligkeit nicht etwa nur reden, sondern auch noch andere Berichte schulmeistern und sein Wort als Richtschnur und Maaß für alle Welt und Zeiten hinstellen, wie es unlängst einer in Afrika reisenden deutschen Durchlaucht begegnet ist, so soll er sich nicht wundern, wenn ihm Unglaube und Widerspruch begegnet. Diese Klippe, an welcher unserer Meynung nach Semilasso so unrühmlich Schiffbruch litt, hat Marmont mit Geschick vermieden. Denn ob ihn gleich der Pascha mit einer bisher in Aegypten unerhörten Auszeichnung empfangen und behandelt hat, ließ er sich dennoch nicht so weit bestechen, um alles und jedes, was der Satrap in seinem Lande thut, unbedingt anzupreisen, und den etwas ungemessenen Ausspruch zu thun, die ägyptische Bauerschaft werde mit allumfassender väterlicher Fürsorge behandelt, sey besser genährt und begütert, und folglich viel glücklicher, als ihre Brüder in vielen Staaten der Christenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1) Voyage du Maréchal Marmont, Duc de Raguse en Hongrie, etc.

2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, ꝛc.

(Fortsetzung).

Mag man von dem angebornen Herrschertalent und der unglaublichen Geschäftsthätigkeit, so wie von der Fremdenliebe Mohammed-Ali's noch so glänzende Beweise erblicken, so weiß Marmont doch, daß die Kunst, aus einer schwachen Bevölkerung große Heere zu ziehen und den Verlust, den sie durch ununterbrochene Kriege, durch Seuchen und Ungemach erleiden, schnell zu ersetzen, in einem baumlosen Lande Flotten zu zimmern, mehr als königliche Besoldungen zu geben, nebenher noch den Divan in Konstantinopel zu bestechen, den Geist der Unruhe in Kurdistan, im Taurusgebirge, in Bosnien und Albanien durch Geldspenden zu nähren, und die durch Fehlschlagung colossaler Handelsunternehmungen verursachten Finanzabgründe immerfort mit Gold auszufüllen, ohne der arbeitenden Klasse wehe zu thun und die Hülfsquellen für eine lange Zukunft vorneherein aufzuzehren, in Aegypten noch eben so unbekannt als in Europa ist. Man hat nicht nöthig, mit demokratischer Wuth über Mohammed-Ali herzufallen, und die Leiden der armen Fellah feindselig auszumalen, um das Gefühl der Leser zu erschüttern: aber noch viel ungebührlicher ist es, sich um eine halbe Tasse Kaffe und den Huldblick eines listigen Gewalthabers zum gewappneten Ritter eines Verwaltungssystems erkaufen zu lassen, dessen Härte, Verderblichkeit, Ungerechtigkeit und Unerträglichkeit selbst von denjenigen im Vertrauen erkannt und eingestanden wird, die mit seiner Vollziehung beauftragt sind. Marmont dagegen, der nach seiner Landung zu Alexandria zuerst die Visite des Pascha erhielt und von ihm nicht wie ein Fremdling und Unterthan, sondern wie ein Fürst und Freund geehrt wurde, und sein Gesellschafter und Rathgeber war, macht in seinem Buche nach unpartheyischer Schilderung der öffentlichen Zustände Aegyptens den Beysatz: „es werde ihm hoffentlich niemand zumuthen, er sey fähig ein solches System zu rechtfertigen; er müsse vielmehr bedauern, daß der Pascha bey der völligen Umgestaltung des Landes nicht auch die Bauern zu theilweisem Genusse der errungenen Vortheile zuläßt. Oder wenn man doch wenigstens die Contracte, so wie sie der Pascha gemacht, redlich erfüllte, und einerseits für die Erzeugnisse des Bodens die von der Regierung selbst festgesetzten Preise baar, und nicht durch fingirte Rechnungen bezahlte, anderseits aber der Bauer seinen Bedarf um billige Preise von dem Fiscus erstehen könnte, besonders aber die monströse gegenseitige Haftung der Individuen, Dörfer und Provinzen aufhörte, so wäre das Loos der ackerbautreibenden Klasse bey aller Härte und Entbehrung noch zu ertragen. Allein die Leidenschaft hindere die Menschen häufig ihren wahren Vortheil zu erkennen, und Männer von starker Willenskraft seyen solchen Täuschungen weit öfters unterworfen als andere."

Dieß ist ohne Zweifel die Sprache eines ehrenwerthen und redlichen Mannes, die noch im Werthe steigt, wenn man sie mit den Lobhudeleyen des deutschen Semilasso vergleicht. Man muß es dem tapfern Marschall Dank wissen, daß er, wenn auch nicht geradezu die ägyptischen Fellah gegen die Fiskalagenten des Pascha, doch den gesunden Menschen-Verstand gegen die Angriffe des Fürsten Pückler-Muskau vertheidiget. Häufig suchte man die agricole Tyranney Mohammed-Ali's durch das ur-

alte Herkommen der Vorzeit, so wie durch die Eigenthümlichkeiten des ägyptischen Bewässerungs-Systemes und Volkscharakters zu erklären und in gewisser Hinsicht gleichsam zu entschuldigen. Andere übergehen diesen Punct mit Stillschweigen; gelobt, oder was dasselbe ist, gegen das unverwerfliche Zeugniß competenter Richter ihre Wirklichkeit abgeläugnet hat nur der benannte Fürst. Und sonderbar genug gilt ihm als unwiderleglicher Beweis plebeischer Glückseligkeit am Nilstrome der lustige Humor der Araber, und der fröhliche Gesang pflügender, wasserschöpfender, kameltreibender, schiffziehender und lastentragender Fellah. Hätte aber Semilasso auf den Inhalt dieser vorgeblichen Freudenmelodien gemerkt, so hätte er gehört, wie die keuchenden Knechte Mohammed-Ali's entweder das A B C, oder die Grundzahlen, oder die Eigenschaften Alla's, oder das Lob des Nilstromes recitiren, und im Takte den Wassereimer und den Karst hebend leichter das Tagwerk ihres unbarmherzigen Herrn verrichten.

Energie und Weisheit sind zwey wesentlich verschiedene, zur wahren Größe eines Regenten aber gleich nothwendige Eigenschaften. Den Ruhm der letztern kann man dem Satrapen nicht zugestehen, insoferne diese in allen ihren Maßnahmen etwas Versöhnendes, auch auf die Zukunft wohlthätig einwirkendes, und gleichsam für ewige Zeiten begründendes in sich trägt, und überhaupt edlere Hebel der Macht in Bewegung setzt, als rohe Gewalt und augenblicklichen Gewinn. Daß aber der mohammedanische Prometheus am Nilstrome sein Schöpfungs- und Wiederbelebungstalent, oder vielmehr seine Neuerungswuth aus Gründen allgemeiner Menschlichkeit bezähme, und gleichsam vom Throne seiner politischen Größe um einige Stufen herabsteige, bloß um die Bürde seiner Unterthanen zu erleichtern, wird ihm freylich Niemand zumuthen. Wenn man ihm aber nachweisen kann, daß seine Größe, sein Ehrgeiz, und seine weitaussehenden Unternehmungen in Afrika und Asien mit einem mildern Loose der ägyptischen Bauerschaft nicht nur nicht im Widerspruche stehen, sondern aus demselben nur reichlicheren Nahrungssaft und kraftvollere Instrumente zur Vollbringung ziehen könnte, er aber dessen ungeachtet fortfährt, den Bienenschwarm augenblicklichen Mehrbezuges wegen zu ersticken, und den Baum lieber umzuhauen, als zu beschneiden, so wird man die Lobgesänge auf diesen kraftvollen Despoten um vieles ermäßigen dürfen. Gerade hierin liegt das Verdienst des Marmont'schen Berichtes, daß er alles Gute und Große, was der Pascha gethan, willig anerkennt, Ungerechtigkeit und verkehrten Sinn nirgend lobt, wohl aber durch weisen Rath für die Freundschaft und die Ehre dankt, die ihm Mohammed-Ali erwies. Der deutsche Fürst dagegen kündigt sich ungebeten als Verfechter und Lobposaune einer Verwaltung an, in welcher sein weiserer Vorgänger noch so viel zu verbessern fand.

Was der Marschall in seiner lichtvollen Darstellungsweise noch ferner von den Zuständen Aegyptens, von der Cultur des Bodens, von der Industrie, von den Sitten und Gebräuchen der Cahiresen, von seinen Erinnerungen aus der Jugendzeit, von Suleiman-Pascha und den St. Simonisten erzählt; eben so seine Fahrt nach Theben und zum Rothen Meere, und was er sonst noch Weises und Kluges über Kolonisirung ägyptischer Soldaten, und allgemeine Hebung öffentlicher Glückseligkeit dem Herrn des Landes räth, wollen wir nicht weiter berühren. Wünscht aber jemand, ohne das Buch selbst zu lesen, doch im Allgemeinen den Eindruck zu kennen, den das heilige Land auf das Gemüth eines Mannes gemacht habe, der so lange Zeit im Genusse der Ehre, des Ruhmes und der Macht war, so wollen wir dieses Gefühl mit seinen eigenen Worten schildern. Er kam von Damaskus und betrat am oberen Jordan zuerst die Gränze von Judäa.

„Ich glaubte", schreibt er, „beym Eintritte in dieses geheiligte Erdreich, in diese Wiege unseres Glaubens, dieser erhabenen Religion, die dem Menschen seine ursprüngliche, durch den Mißbrauch der Macht ihm geraubte Würde wiedergab, die der Schwäche Rechte verlieh und wirksamen Schutz zusicherte, die Wurzel der Menschheit in eine höhere Region verpflanzte, und ihr hohe Vergeltungen verhieß, ihre Leiden durch Heiligung versüßte; dieser Religion endlich, welche die Grundlage der ganzen neuern Gesittung ward, ich glaubte, sage ich, ein neues Leben zu beginnen.

„Vom Jordan bis Jerusalem, bis Hebron, dem Hause Abrahams, bis zum Todten Meere, auf welches der Zorn Gottes herabstieg, bis zum Terebin-

tenthale, Schauplatz des Ruhmes und des Heldenmuthes Davids, erblickt man nur Orte, die die wichtigsten Scenen der Vergangenheit ins Gedächtniß rufen. Namen, die unsere Kindheit mit heiliger Ehrfurcht aussprach, klingen beynahe allein in unserm Ohr; man lebt mit den Erzvätern, mit den göttlichen Sehern, mit den Wunderthaten; die Seele überläßt sich von selbst der Betrachtung, einer stillen Beschauung, einer süßen und heiligen Melancholie; hier athmet man die Luft des frommen Sinnes, der alles um uns zu beleben scheint. In keinem Lande ist der religiöse Glaube so lebendig, und jede Religion wird auf diesem Boden mit Inbrunst geübt, Juden, Christen, Moslims, alle sind von gleichem Eifer beseelt, und es scheint, die eigenthümliche Zauberkraft Judäa's bestehe darin, daß es das menschliche Herz einladet in unmittelbaren Verkehr mit der Gottheit zu treten."

* * *

Ueber Hrn. Dr. Röser's Buch können wir uns noch kürzer fassen, da es nach dem Geständnisse des achtbaren Vfs. selbst ursprünglich nicht für das größere Publikum, ja überhaupt nicht einmal für den Druck, sondern nur als Handschrift zu eigener Erinnerung und stillem Selbstgenusse bestimmt war. Allein man hat, wie der Herr Doctor deutlich genug zu verstehen gibt, Freunde und Bekannte, auch eine gnädigste Herrschaft und eine medicinische Clientel, die sich alle nicht wenig darauf einbilden mochten, einen Jerusalemspilger, einen christlichen Hadschi in ihrer Mitte zu haben, der nicht etwa nur das neue Griechenland und den alten Colokotroni, sondern auch — o Wunder! — Constantinopel und den Sultan, den Nilstrom und Mohammed-Ali, ja sogar einige der sieben Weltwunder, die Pyramiden von Memphis, den Standpunct des rhodischen Colosses, und die Trümmer des Leuchtthurms in Alexandria gesehen hat, und vom Todten Meere, vom Jordan, vom ägyptischen Delta, von Dattelpalmen und Mohren zu erzählen weiß. Ein solcher Mann ist für seine nächste Umgebung ein Schatz, ein Phänomen, eine unerschöpfliche Quelle für freundliches Abendgeplauder nicht etwa nur im Hohenloheschen, sondern allenthalben in den stillen gemüthlichen Gauen des innern Deutschlands. Daher das Treiben, das Drängen, an den gefeyerten Wanderer, sein Tagebuch zu größerer Bequemlichkeit seiner Freunde und Gönner unter die

Presse zu legen, die Erzählung aber ja recht fein auszuspinnen, lang und breit, und durchaus nichts wegzulassen, was er vom Anfang bis zum Ende gesehen und gethan, gedacht und empfunden habe.

Diesem Begehren hat Hr. Röser denn auch aufs beste und bereitwilligste entsprochen, und ein Buch von 631 enggedruckten Seiten geschrieben.

Wir lesen darin umständlich, wie das adriatische Meer aussehe, was man bey seinem Anblicke empfinde, wie das Schiff sich bewege und die Matrosen manipuliren; auch Essen, Trinken, Schlafen, Flackern der Nachtlampe und Umschütten des Wasserglases am Bette durch die Heftigkeit der Bewegung; item wie man Kaffe trinke und sitze, und was ein Bazar sey, überhaupt die gewöhnlichen Scenen einer Wasserfahrt, Auf- und Untergang der Sonne, zweifelhaftes Mondlicht, Sternenglanz, ägyptischer Schmutz, conträre Winde, Sturm, Uebelkeiten und Langeweile, Aufstehen und Ankleiden, links und rechts Gehen, Hebung und Senkung des Landweges, Mohammed-Ali's Canape, Dr. Pruner und die Augenentzündung, und warum der Nil austrete, was der Verf. zum Frühstücke, was er zum Mittagessen, wieviel und um welche Stunde er es bekommen, wie viel er Wein getrunken, und was er in der Nacht bisweilen geträumt habe, wird mit Treuherzigkeit und deutscher Gründlichkeit besprochen und erzählt, so daß seine Freunde mit dem Kalender in der Hand Tag für Tag — ohne durch politische oder religiöse Betrachtungen gestört zu seyn — Wanderers Leben, Thun und Treiben von Morgen bis Abend vollständig erfassen, und gleichsam in die Form einer Medo-Persischen Hauschronik bringen können.

Von den Wiederbelebungs-Versuchen des hinsiechenden Orients durch die beyden Staats-Aerzte in Konstantinopel und Kahira, und von allen ihren Namik und Muschir und tactischen Schlachthaufen ist hier überall keine Rede. Auch die Russen sind hier weder gelobt, noch getadelt, noch auch gefürchtet, ja sie sind mit ihren Reiterkolonien, mit Bug und Wosnesensk und mit dem ganzen Heere ihrer Agenten, Consuln, Staatsräthe und Residenten im türkischen Reiche gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Hr. Röser hat „ein Jahr aus seinem Leben," und dieß ohne Zweifel „das merkwür-

digste“ für seine Landsleute im Hohenlohischen geschrieben und — wenn man dem Buche diese Grenzen setzt — seine Aufgabe mit Glück gelöst.

Persönlich erscheint der Hr. Verf. durchgehends als höchst achtbar, gemüthlich, gläubig, in Gefahren unerschrocken und erfindungsreich, dabey edel, wohlthätig und im höchsten Grade uneigennützig. Durch keine Zudringlichkeit der armen Morgenländer war seine ärztliche Geduld zu ermüden, und er verschmähte dabey selbst von reichen Clienten allen Lohn. In diesen Puncten hat Hr. Röser die glänzende Reputation der deutschen Aerzte im Orient nicht nur aufrecht erhalten, sondern noch vermehrt und erhöht.

Indessen entdeckt man an ihm doch auch zuweilen jene Miene von Selbstzufriedenheit und protegierender Kürze, wie sie deutsche Beamte in Griechenland, vorzüglich in untergeordneten Stellen, den Eingebornen gegenüber so gerne annehmen, indem sie sich als alte Musensöhne germanischer Hochschulen und gegenwärtige Eroberer und Schutzgeister Griechenlands nicht nur einer unendlichen Ueberlegenheit über all das anarchische Wesen der neuen Myrmidonen bewußt sind, sondern auch von freywilliger Anerkennung und unbedingter Ergebenheit ihrer Hellenischen Zöglinge eine unglaublich feste Ueberzeugung hegen. Erst als die Mönche in einem Kloster auf dem Berge Athos, wohin der Hr. Doctor zur Winterzeit bey Schnee und Kälte kam, ihn und seine Gefährten für arme Flüchtlinge hielten, die der allgemeinen Niedermetzelung der Bavaresi in Griechenland entronnen seyen, merkte er, daß es mit der stillen Bewunderung für deutsche Ueberlegenheit in Hellas doch nicht so ganz richtig sey.

(Schluß folgt).

The British and Foreign Review, or European Quarterly Journal. January 1838. London, Taylor.

Unter der Aufschrift: British and Foreign Universities, bringt dieses Stück einen Aufsatz, der zunächst die Universität Oxford betrifft, ihre jetzige Verfassung bitter tadelt, und darin den Grund ihres Zurückbleibens hinter anderen, namentlich deutschen, Universitäten findet. Weder die Klagen des Verf. über die Unfreyheit der Wissenschaft auf der ältesten hohen Schule Englands, noch die Vorschläge, die er zur Verbesserung ihrer Lehrordnung macht, haben für den deutschen Leser sonderliches Interesse; desto mehr vielleicht folgende Stelle, wo der Verf., ein sehr warmer Freund des Fortschritts, mit löblicher Unbefangenheit einen Vorzug der englischen Universitäten anerkennt.

S. 106. „Den Ruhm haben Oxford und Cambridge, daß sie unseren Jünglingen in dem Alter, das der Leitung am meisten bedarf, eine Erziehung geben, die, im Ganzen genommen, nicht ihres Gleichen in ganz Europa hat. Auf einer deutschen Hochschule mag ein tieferes und umfangreicheres Wissen zu erwerben seyn; aber eine solche Bildung des Charakters, die so an Gehorsam gewöhnt und dabey dennoch Selbstachtung und Selbstbestimmung weckt und pflegt; solch eine Hebung des sittlichen, auch des religiösen Tones in Einigung mit der Uebung der Geisteskräfte in wissenschaftlichen Richtungen, ist auf unseren Universitäten allein zu finden. Diese Charakterbildung ist die hervorstechende und die beste Eigenthümlichkeit derselben. Ihrem Einflusse vornehmlich haben wir den sittlichen Werth und den Edelsinn der höheren Stände, und namentlich der Geistlichkeit, zu danken. Dafür werden sie mit vollem Rechte durch die Zuneigung der Nation belohnt, um welche sie sich auf diese Art verdient machen. Es wäre eine verkehrte und höchst beklagenswerthe Reform, wenn unseren Universitäten diese Wirksamkeit entzogen oder verkümmert würde.

Vermuthlich hat der Verf. Gründe gehabt, eine Bemerkung, die sich beynahe aufdringt, unberührt zu lassen: daß in einer Zeit großer Aufregung auch in England, wo neben den zwey alten Partheyen eine dritte, die radicale oder revolutionäre, auftrat, beyde Universitäten dem Uebel, welches so manche ihrer Schwestern in Deutschland traf, der Verirrung eines Theils ihrer Jugend in politisches Streben, unzugänglich geblieben sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Lettres sur l'Amérique du Nord par Michel Chevalier. Paris 1836. 8. 2 Bde. Bd. I. XV. u. 469 S. Bd. II. 526 S. mit einer Karte der Vereinigten Staaten.

Der Verfasser dieser Briefe ist im Jahr 1834 auf Kosten der französischen Regierung nach Nord-Amerika gesendet worden, um die dortigen öffentlichen Arbeiten im Allgemeinen und insbesondere die Eisenbahnen näher kennen zu lernen. Er blieb indeß hiebey nicht stehen, sondern erweiterte den Kreis seiner Beobachtungen so ziemlich auf alle wichtigeren Gegenstände des wirthschaftlichen Lebens. Auch auf die Verfassung, die öffentlichen Einrichtungen und die gesellschaftlichen Verhältnisse nimmt er Rücksicht, so weit es zum bessern Verständniß der ökonomischen Beziehungen nöthig ist, die seine Hauptaufgabe bilden, und es ist ihm gelungen, die trockeneren ökonomischen Materien überall durch leichtere und anziehendere Betrachtungen über die Staatsanstalten, die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse, so zu unterbrechen, daß sich das Ganze von Anfang bis zu Ende mit eben so viel Vergnügen als Belehrung liest. Die Schrift ist in der Absicht geschrieben, den Franzosen die Verbesserungen vorzulegen, welche der nordamerikanische Zweig des englischen Volksstammes in den Einrichtungen zur Unterstützung des Erwerbes und Verkehrs, so wie in der Arbeit und dem häuslichen Zustande der grossen Masse des Volkes durchgeführt hat: weßhalb sie überall auf die verwandten Anstalten und Zustände in Frankreich hinweist und Vorschläge zur Abstellung von Gebrechen macht.

Da der Verf. hiebey mit größerer Freyheit und Unparteylichkeit zu Werke geht, als man sonst bey Franzosen findet, die über ihr Vaterland reden, so hat seine Arbeit nicht bloß für Frankreich, sondern auch für andere europäische Länder vielfachen praktischen Werth; wie sehr man auch von manchen seiner Ansichten abweichen und wie wenig einzelne seiner Vorschläge außerhalb Frankreich anwendbar seyn mögen. Die Schrift ihrem ganzen Inhalt nach durchzugehen, würde den Raum dieser Blätter überschreiten; wir heben daher nur einige der wichtigeren Gegenstände aus, ohne uns an die Ordnung des Buches selbst zu binden.

Die große Masse des Volkes findet der Verf. in den Vereinigten Staaten durchaus in besserem Zustande als in Europa. Der gemeinste Arbeiter verdient so viel, daß er eine Familie ganz eben so gut unterhalten kann, als im europäischen Mittelstande möglich ist. „Er arbeitet mehr und besser als der europäische Arbeiter; aber er kennt auch die Arbeit nicht bloß von Seite der Beschwerde, sondern zugleich durch ihre Belohnung. Er kleidet sich so gut wie ein Senator beym Congreß, seine Frau wie die reiche Kaufmannsfrau in New-York. Seine Wohnung ist wohlverwahrt, warm und reinlich, sein Tisch fast eben so reichlich besetzt als der seiner reichsten Mitbürger. Manches rechnet er unter die nothwendigsten Bedürfnisse, was bey uns dem Luxus angehört, z. B. Eis im Sommer.“ Zugleich hält er mehr auf seine persönliche Würde, als das gemeine Volk in Europa. Er ist voll Selbstgefühl und Empfindlichkeit; so daß er sogar den Namen Meister vermeidet, und dafür „Beschäftiger“ sagt; zugleich hat er aber auch weit mehr Ehrlichkeit und Pünctlichkeit als der europäische Arbeiter. Die Sklavenlaster der Lüge und des Diebstahls, in Europa so häufig unter den Fabrikarbeitern, kommen selten vor. „Der Charakter des nordamerikanischen Arbeiters, als solchen, ist sehr ehrenwerth und erregt den Neid des Europäers, der weiß wie es bey ihm

zu Hause steht.“ Der Arbeiter auf dem Lande und der kleine Grundbesitzer haben dieselben Vorzüge, ohne jedoch eben so mißtrauisch und eifersüchtig gegen die Reichen zu seyn, wie der städtische Arbeiter und der Handwerker. Mag sich auch im Einzelnen selbst unter dem gemeinen Volke in Europa mehr Talent, Geschmack, Sinnigkeit, Muth und Fröhlichkeit zeigen als in Nordamerika, so kann dieß doch im Ganzen nicht entscheiden.

„Vielmehr muß man den Zustand des gemeinen Mannes in jedem Lande darnach vergleichen, ob er seine Pflichten gegen Gott, das Vaterland, die Seinigen und gegen sich selbst kennt und ausübt, ob er eifrig und gewissenhaft arbeitet, ob er ein braver Bürger, ein aufmerksamer Gatte und guter Vater ist, der für Wohlseyn und Sittlichkeit der Seinigen sorgt: dieß sind die wesentlichen Puncte, worauf es bey aller Civilisation ankommt.“

In allen diesen Beziehungen aber steht selbst in England und noch mehr in Frankreich, Spanien und Italien die Masse des Volks weit hinter dem gemeinen Volke in Nordamerika zurück (II. p. 414.). Was dagegen in Nordamerika sich über die untern Klassen erhebt, steht tiefer als die höheren Klassen in Europa. Dort haben die Reichen das Ansehen von Besiegten; sie sind gezwungen, ununterbrochen mit und unter dem gemeinen Volke zu leben und stehen dadurch an Bildung unter denselben Klassen in Europa.

Die sittliche Haltung des nordamerikanischen Arbeiters zeigt sich aufs Vortheilhafteste gerade unter Umständen, wo in Europa meist die größte Sittenlosigkeit herrscht, in den Fabrikorten. Der bedeutendste Platz für die Baumwollmanufaktur ist Lowell, 10 Stunden von Boston. Hier arbeiten etwa 5000 Mädchen von 17 — 24 Jahren, meist aus der Umgegend bis auf 40 Stunden im Umkreis. Bey einem Lohne von wöchentlich 10 — 12 fl., können sie 3 — 4 fl. ersparen und so nach 4 Jahren 600 — 800 fl. besitzen, womit sie gewöhnlich die Fabrik verlassen, um zu heirathen. In Frankreich, gesteht der Verfasser, und wir dürfen hinzusetzen, auch in Deutschland, würde man die Lage dieser Personen für eine sehr bedenkliche halten. In Nordamerika findet sie Niemand gefährlich und es kommt unter dieser großen Zahl nur höchst selten ein Fall der Unsittlichkeit vor.

„Sie stehen dort unter der Obhut des öffentlichen Glaubens, was eine sehr große Zurückhaltung in den Sitten und eine ungemeine Strenge der öffentlichen Meynung voraussetzt. Zwar verbreitet dieß auch über die Gesellschaft den Anstrich der Traurigkeit und Langweile: bedenkt man aber die Gefahren, denen bey dem entgegengesetzten System die Tochter des Armen bloßgestellt ist und zählt man die Menge, welche unter demselben zu Grunde geht, so ist es schwer, wenigstens wenn man mit dem Volke fühlt, zu widersprechen, daß die Angloamerikanische Sprödigkeit so viel Werth hat, als die Leichtigkeit der toleranten französischen Sitten, was diese auch Angenehmes haben mögen.“

Die Compagnieen, von welchen die Baumwoll-Manufakturen unternommen sind, haben für die Arbeiterinnen eigene Pensionshäuser bauen lassen, die sie sehr wohlfeil an Matronen vermiethen, bey denen dann gegen bestimmte Taxe die Mädchen Wohnung und Nahrung haben. Die Frauen sind für das Betragen der Kostgängerinnen verantwortlich. Diese müssen den Sonntag streng halten; um 10 Uhr Abends wird täglich die Pension geschlossen und Unordnung oder Unsittlichkeit im Betragen mit Entlassung aus der Fabrik gestraft (XIII. Brief.)

Es ist noch lange nicht zu fürchten, daß der Lohn im Ganzen sinken werde, da die westlichen Theile Nordamerika's neuen Niederlassungen auf ein paar Menschenalter hinaus ganz denselben freyen Spielraum darbieten wie bisher. Wer irgend in den östlichen Staaten sich im Erwerb beschränkt sieht, zieht nach Westen und baut ein Stück Land an, dessen Werth er auch als Taglöhner in einigen Jahren zu ersparen vermochte. Dagegen steht allerdings der Lohn gemeiner Arbeit in den Seestädten und in deren Umgegend sehr niedrig, weil eine große Zahl der Einwanderer aus Mangel an Mitteln zur Fortsetzung der Reise gleich hier Beschäftigung suchen muß. Sie sind oft froh, um die Kost Arbeit zu finden, während man in Illinois einem Taglöhner im Landbau neben der Kost monatlich 10 — 12 Dollar (25 — 30 fl.) giebt; schon im Staat Ohio ist dieser Geldlohn nur 6 — 7 Dollar Uebrigens muß man nicht glauben, als ob der Landbau in Nordamerika rasch zum Reichthum führe; er wirft dort, wie so ziemlich überall, weniger Kapitalgewinn ab, als Gewerbe und Handel. Dazu kommt, daß in den bewohnteren östlichen und mittleren Thei-

len der Union Bodenfrüchte und Vieh weit wohlfeiler sind, als in den eben erst unter den Pflug kommenden westlicheren. Ursache scheint zu seyn der geringe Ueberschuß, den neue Ansiedler über den eigenen Bedarf bauen, und die starke Nachfrage der zahlreichen neuen Ankömmlinge nach Lebensmitteln und Vieh bis zum eigenen Ertrag ihrer Wirthschaft. So ist es z. B. in Cincinnati weit wohlfeiler als in Chicago. Dagegen ist der Preis des Bodens in den älteren östlicheren Staaten höher als in den neuen westlichen. Denn schon in Ohio gilt guter beurbarter Boden 35 — 40 Dollar der Acre (der bayerische Morgen etwa 80 fl.); in Illinois doch auch schon 20 Dollar, oder 50 fl. Dabey sind dann entweder gar keine Gebäude oder nur Blockhäuser, die bloß in der ersten Noth genügen. Auf Congreßland vor der Vermessung und dem Ausgebot zum Verkauf sich niederzulassen, um dieß zu kultiviren, und darauf ein Vorkaufsrecht zu erwerben, kann ein Europäer nicht wohl wagen. Dieß ist ein ganz eigener Erwerbszweig der Eingebornen geworden, die besser mit dem Ungemach und den Entbehrungen zu kämpfen wissen, denen man hiebey ausgesetzt ist, als der Fremde. Sie rechnen dabey nicht sowohl auf den Ertrag der Landwirthschaft, als auf das Steigen des Bodenwerthes mit der Zunahme der Bevölkerung. Tritt dieß ein, so verkaufen sie den theilweise umgebrochenen Boden an Ansiedler, die sich auf längere Zeit niederlassen wollen, um ein neues ähnliches Unternehmen zu beginnen. Eben dieselbe Hoffnung, am Werth des Bodens zu gewinnen, ist es überhaupt, was den ungeheuern Drang der östlichen Bevölkerung nach dem Westen veranlaßt. Nicht bloß der erste Anbauer, sondern auch die Käufer des beurbarten Bodens denken weniger auf eine dauernde Niederlassung, als auf den Gewinn beym Wiederverkauf des Bodens, obwohl allerdings eine Theuerung der Landbauproducte den Landbau an sich für den, der selbst Hand anlegt, im Westen einträglicher macht als im Osten. Wer freylich bloß mit gedungenen Händen arbeitet, verliert im höheren Lohne, was die werthvollere Aernte mehr abwirft.

Man ist bald darauf gekommen, daß es nicht nothwendig ist, selbst an Ort und Stelle zu seyn, um an dem Steigen des Bodenwerthes zu gewinnen und hat die erkauften Ackerloose, vornehmlich aber die Hausplätze in projectirten Städten der westlichen neuen Staaten, in der ganzen Union wie andere Aktien ausgeboten. Dieß hat denn vornehmlich zu den ausschweifenden Spekulationen geführt, unter deren Folgen in diesem Augenblicke Nordamerika leidet. Ein Hausplatz in einer Stadt von 4 — 5 Häusern am Kanal von Chicago an den Illinois war dieses Jahr zu 6000 Dollar verkauft worden. *)

(Fortsetzung folgt.)

1) Voyage du Maréchal Marmont, Duc de Raguse, en Hongrie, etc.

2) Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkei, ꝛc.

(Schluß.)

Was nun die Reise selbst betrifft, wollen wir uns mit einfacher Angabe ihrer Richtung, so wie mit Nennung der vorzüglichsten Puncte begnügen, die der Verf. auf seiner Wanderschaft berührte. Von Bartenstein kam er nach Venedig und Triest, ein Fahrzeug brachte ihn nach Patras. Dann ging es zu Lande über Vostitza nach Korinth nnd Nauplia, wo er an Griechenland die „trauernde Penelope," an der Regentschaft aber das Corps der „Freyer" erkannte. Argos, Lerna und Mycenä wurden nicht vergessen; Athen, Syra, Smyrna nach einander besucht und von letztgenannter Stadt zu Lande über Magnesia nach Brusa gezogen, und zu Mondania die Barke nach Constantinopel bestiegen, nach kurzem Aufenthalte aber durch die Dardanellenstrasse wieder nach Syra und Nauplia zurückge-

*) Referent hat hierbey einige mündliche Mittheilungen eines im Anfang des Monats December von einer Reise durch Nordamerika zurückgekommenen jungen Mannes aus Südbayern benützt, der mit der gründlichsten Bildung gesunde Beobachtungsgabe verbindet.

kehrt, um auf einem Segelschiffe die Fahrt über Candia nach Alexandria in Aegypten anzutreten. Der linke Nilarm führte Hrn. Röser nach Kahira und Zubehör, der rechte nach Damiate hinab, und ein griechisches Fahrzeug endlich an die Küste des heiligen Landes bey Jaffa. Auf dem Wege nach Jerusalem wird Abu-Gosch natürlich nicht vergessen, und in der heiligen Stadt selbst gläubig und fromm herumgepilgert. Von Bairut, wohin den Doktor ein arabischer Rheder gebracht, wurde die Heimkehr über Cypern, Rhodus und die Sporaden angetreten, am Berge Athos aber das Fahrzeug verlassen und wieder zu Lande durch Macedonien und Thessalonien die Grenze des freyen Griechenlands erreicht, Athen mit doppeltem Vergnügen wiedergesehen und endlich zu Patras das letztemal das Segel aufgespannt, um sich im Triestiner Lazarete zum Wiedereintritt ins glückliche Abendland vorzubereiten.

Gegangen ist der Hr. Verf. auf diesen Kreuz- und Queerzügen durchaus nur ausgetretene Pfade, ausgenommen die Strecke von Smyrna nach Brusa, besonders aber den Landweg vom Berge Athos über Saloniki, Olympus, Tempethal und Pharsala nach Zituni, der selten gemacht wird und niemals ohne Gefahr gemacht werden kann. Diese letztere Parthie, ob sie gleich in großer Eile zurückgelegt werden mußte, halten wir für die merkwürdigste und lehrreichste im ganzen Buche, an dem wir gar nichts tadeln wollen als die gar zu schlechte Orthographie. An fremden Wörtern sind die Irrthümer unzählig und, wie im Werke Lamartine's, unter hundert nicht zehn recht geschrieben. Aber auch im Deutschen kommen Nachlässigkeiten vor, die man in einem an das große Publikum gerichteten Werke nicht finden sollte. Hr. Röser hat seinen fränkischen Dialekt noch nicht ganz abgestreift und verwechselt gerne b mit p, und umgekehrt, indem er, Beyspiels halber, gerne Sibylus und Niope für Sipylus und Niobe schreibt. Auch im Style selbst begegnet uns gar zu oft statt Kern und Nerv bloß inanis verborum sonitus, wie es Platon und Marcus Tullius den falschen Redekünstlern ihrer Zeit zum Vorwurfe machen.

Warum nennt uns denn Hr. Röser die Citadelle von Jerusalem Thurm von Pisant, da sie doch in abendländischer Redeweise der Pisaner-Thurm, torre de' Pisani heißt? Auch eine Grafschaft Caroaclani dürfte man in Anatolien eben so wenig finden, als ein Bad Beckersele (statt Boi güsel, d. i. schöner Wuchs) in einer Stadt Burscha, oder ein Pulaquo (für Bulak) in Aegypten, oder ein El-Halib (Chalil) in Palästina. Auch hat man kaum nöthig, das türkische Alphabet zu kennen, um zu wissen, daß Bujuktere fehlerhaft, Bujukdere aber die rechte Schreibart sey. Dagegen wird es nicht zu viel gefodert seyn, wenn man nicht Chilokastro, sondern Xylokastro lesen will. Wir wissen recht gut, daß dieses nur Kleinigkeiten sind, deren Quelle man nicht allzeit im Mangel an Gelehrsamkeit suchen darf; allein solche Irrthümer, wenn sie sich beständig und in gar zu großer Anzahl vorfinden, entstellen doch das Buch, und beschuldigen den Verfasser der Nachlässigkeit und Geringschätzung gegen das Publikum, welches an einem Schriftsteller und Gelehrten in solchen Dingen höhere Vollkommenheit verlangt als von einem wandernden Handwerksgesellen. Wären Reisen in den Orient heute selten und gefahrvoll wie vor Zeiten, so würde es niemand einfallen, in einem solchen Werke Styl und Orthographie zu tadeln. Da uns aber jedes Jahr eine Flut solcher Wanderschriften bringt, wird man endlich wählerisch und, wie manchem scheinen mag, in der Beurtheilung hart und kleinlich. Wir aber gehen von dem Grundsatze aus, wer nichts oder nur wenig Neues bringt, muß vor uns wenigstens der Form nach correct und elegant erscheinen.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Lettres sur l'Amérique du Nord par Michel Chevalier. etc.

(Fortsetzung.)

Unter allen Beschäftigungen ist vielleicht keine schlechter vergolten, als die der öffentlichen Dienste. Zwar wird kein Dienst ohne Lohn verlangt, ja selbst die Comitemitglieder von gemeinnützlichen Unternehmungen, z. B. von Eisenbahnen, erhalten Taggelder; allein da Jeder sich für gleich tauglich mit jedem Andern zu jedem öffentlichen Amte hält, so ist auch der wichtigste Dienst vergessen, sobald der Beamte wieder ins Privatleben zurücktritt. Ueberhaupt hat man für einen Privatdiener mehr Achtung als für einen Beamten. „Diesem läßt man unter hundert Formen merken, daß er nichts ist als Staub.“ Da alle Gehalte nur auf Dienstdauer laufen, so hat dieß zur Folge, daß bedeutende Männer, die während langwieriger Arbeiten für den Staat nicht im Stande gewesen, Vermögen zu erwerben, oft in die hülfloseste Lage kommen. So fand M. Chevalier den General Harrison als Greffier beym Gerichtshof in Cincinnati, nachdem er 1811 die Indianer, 1813 diese und die Engländer geschlagen hatte, und später Gouverneur von Indiana, Senator und Gesandter der Union gewesen war; so mußte Gallatin durch die Vorstandschaft einer Bank in New-York Unterhalt suchen; so Jefferson in Virginien die Erlaubniß suchen, seine Güter verlooſen zu dürfen; so Monroe den Kongreß geradezu um Unterstützung bitten, nachdem er sein Vermögen im Dienste des Staates aufgeopfert hat.

„Dieses Verfahren, sagt der Verf., der Nordamerikaner gegen ihre öffentlichen Diener ist eine mathematische Folge aus dem Princip der Volks-Souveränität. Doch scheint es mir weder vernünftig noch gerecht. Wenn es ein Verbrechen ist, mit den Bedürfnissen des Volks zu spielen, so ist es ein eben so großes, Männer von Geist und Talent mit Füssen zu treten. Und wenn diejenigen, welche Vaterlandsliebe und Talent zu den Aemtern berechtigen, durch Undank und Verachtung davon zurückgeschreckt werden, welchen Händen will man die Sorge für's öffentliche Wohl vertrauen? Ein Volk, das, unwillig gegen jede Art Superiorität, die Dienste bedeutender Männer nur mit Unmuth lohnt und sie bey jedem Wechsel der Laune wie einen schlechten Stoff vor die Thüre wirft, verfährt eben so despotisch, wie die asiatischen Fürsten, die alle Staats-Einwohner zu derselben Sklaverey herabdrücken.“

Die Angestellten sind, mit Ausnahme der Richter, alle ohne Formalitäten entlaßbar. Indeß haben die älteren Präsidenten von ihrem Vorrechte wenig Gebrauch gemacht. Gegenwärtig ist dieß aber zu einem furchtbaren Werkzeug der Tyranney geworden, und seit Jackson werden die öffentlichen Aemter geradezu als Beute der siegenden Parthey betrachtet. Jackson hatte die Post und die Mauth durchaus mit seinen Kreaturen besetzt und diese Methode wurde sofort in den einzelnen Staaten, Grafschaften und Gemeinden nachgeahmt. Sobald eine andere Parthey siegt, ändert der Staat seine Verwaltung vom Präsidenten bis zum Nachtwächter. Dadurch sind nun die öffentlichen Diener genöthigt, sich den Partheyen in die Hände zu werfen und in den Wahlkämpfen aufzutreten, was die älteren Präsidenten verboten hatten. Um sich einen Begriff zu machen von dem Umfang des Stellenwechsels allein beym Central-Gouvernement, ist zu bedenken, daß von der Ernennung des Präsidenten abhängig sind:

Administrations- und Finanzbeamte . .	12144
Im Militär und in den Verhältnissen der Indianer	9643
In der Marine	6499
Posten	31917
Im Ganzen . . .	60203

Ueber die Steuern in den vereinigten Staaten hat die Schrift zwar nichts Vollständiges, aber doch viele interessante Bemerkungen, aus denen wir die wichtigeren hier ausheben. Im Allgemeinen herrscht Widerwille gegen eigentliche Staatsauflagen. Nach dem Grundsatz des Self-Government wollen Einzelne und Gemeinden für sich selbst sorgen und lieber auf manche gemeinnützliche Einrichtung verzichten, als eine Steuer an den Staat dafür errichten. Eben daher haben die einzelnen Staaten der Union wenig allgemeinen Staats-Bedarf; bey einigen reducirt er sich auf den Gehalt des Gouverneurs, seines Bureau und die Kosten der Gesetzgebung. Seit einigen Jahren haben aber öffentliche Arbeiten auf Staatskosten oder unter Beyhülfe von Subscriptionen der Städte einzelne Staaten und Gemeinden in große Ausgaben gestürzt. Man hat sie durch Anlehen gedeckt, welche aus öffentlichen Einkünften und aus dem Ertrag der Unternehmungen selbst verzinset und getilgt werden sollen. Dadurch ist hier und da die Steuerlast gewachsen. Es giebt viererley Auflagen: 1) Unionssteuern, fast ganz in Zöllen bestehend, mit dem Ertrag der Post zusammen etwa 3 fl. 30 kr. per Kopf; 2) Steuern der einzelnen Staaten, meist unbedeutend; 3) Grafschaftssteuern ebenso; 4) Lokalsteuern, auf dem Lande sehr mäßig, selten über 7 fl. per Kopf, und 2 — 3 Tage Arbeit zur Straßen-Reparatur; in Städten oft sehr hoch. Die Steuern der einzelnen Staaten werden hier und da erhoben nach dem unbeweglichen oder zugleich nach dem beweglichen Vermögen ($\frac{1}{20}$ — $\frac{1}{8}$ pr. Ct. des Vermögens), in andern sind sie Kopfsteuern von allen männlichen Bürgern über 21 Jahre (poll-tax); in großen Handelsstädten erheben die Staaten meist eine Abgabe von Versteigerungen (1 — 2 pr. Ct.). — Diese Steuer trug 1835 in New-York von 34,311,609 Doll. 1,460,000 Doll. = 3,650,000 fl.; auch Patentsteuern von gewissen Gewerben: so von Auctionatoren, Gastwirthen, Liqueur-Fabrikanten, Hausierer; einige besteuern die Banken: so Pennsylvanien mit 8 pro Ct. der Dividende. Dieser Staat erhebt auch 2 $\frac{1}{2}$ pro Ct. von Collateral-Erbschaften und eine Steuer von Amtsgehalten und manchen andern Arten von Erwerb durch geistige Beschäftigung (selbst die Seelsorge inbegriffen), endlich eine Steuer von Hagestolzen über 21 Jahre alt, die ohne Geschäft leben; ebenso muß jede Bank für die Bewilligung eines Charters auf 20 Jahre 5 pr. Ct. ihres Kapitals erlegen. Ehedem hatten manche Staaten Lotterien, oder verliehen das Recht dazu gegen Vergeltung oder bewilligten sie zur Ermunterung von Unternehmungen. Jetzt hat man meist darauf verzichtet. — Die Mehrzahl der Votanten in den gesetzgebenden Körpern besteht aus Grundbesitzern, in deren Interesse es liegt, die Grundsteuer zu vermeiden und die Städte zu belasten. So geschieht es z. B. in der Versteigerungssteuer. So betrug 1835 in Louisiana von 114,047 Doll. Steuer die Grundsteuer nur 31918 Doll., den Rest zahlt New-Orleans allein in Auflagen auf Kaufleute, Mäkler, Versteigerer, Apotheker, Gastwirthe nd vom Werth der Sklaven. In New-York betragen die Staatstaxen 1 Frank per Kopf, wovon $\frac{1}{3}$ vom Salz, $\frac{2}{3}$ von Versteigerungen erhoben wird. Dazu kommen etwa 3 $\frac{3}{4}$ Mill. Gulden Kanalzölle. In Maryland rechnet man etwa 33 kr. auf den Kopf, die aus Licenzen zu Lotterien, Versteigerungen u. dgl. fließen.

Die Grafschaftssteuern sind immer direkte Vermögenssteuern. In New-York (mit Ausnahme der Stadt) machen sie etwa 1 fl. per Kopf, in Pennsylvanien mehr. Die Lokalsteuern sind meist direkte. Manche große Städte erheben aber auch Marktaccise und Gebühren für Licenzen. In New-York betragen übrigens die Lokalsteuern 1 Million Dollar, also auf 270,000 Einwohner 20 Francs. In Boston 27 Francs, in Philadelphia inclus. der Armentaxe 20 Francs, mit der Grafschaftssteuer 30 Francs. Auf dem Lande sind die Lokalsteuern direkte und betragen in New-York (mit Ausnahme der Schulsteuer) 1 Frcs. 65 Ct. Durch Vermeidung indirekter Steuern fallen die Lokalauflagen mehr auf die Wohlhabenderen.

Mit Ausnahme der Stadt New-York zahlen die Bewohner des Staats New-York: Bundessteuer 7 Frcs. 50 Cts., Staatssteuer 1 Frcs., Canalzölle 3 Frcs. 64, Grafschaftssteuer 2 Fr. 5 Ct. Localsteuer 1 Fr. 65, Schulsteuer — Fr. 50 Ct. im Ganzen 16 Fr. 34 Ct. (etwa 8 fl.) Dazu kommt dann überall die Ausgabe auf den Cultus. In Boston, wo die Kirchenstühle Privateigenthum sind, kostet einer für 4 — 6 Personen 500 — 1500 fl. Ausserdem zahlt man noch jährlich, 75 — 100 fl. zum Kirchenbedarf und einen Beytrag für den Geistlichen, der die Armen besucht. In New-York besitzt die Kirche selbst die Stühle und einer kostet jährlich 150 — 250 fl.; auf dem Lande 50 — 75 fl. Dieß gilt von jeder Confession (I. 451). Der Verfasser vergleicht die Finanzen der vereinigten Staaten mit dem französischen Staatshaushalt; da er aber eben diese Kirchenausgaben, dann die Weggelder nicht in Ansatz bringt, so ist sein Resultat unbrauchbar. Indeß macht er hiebey die Bemerkung, daß das französische Budget leichter ertragen würde, wenn man es um hundert Millionen Frcs. zu productiven Unternehmungen erhöhte, die droits d'enrégistrement und de mutation änderte und die Aufsicht über die öffentlichen Beamten, wie es in Nordamerika geschieht, vornehmlich zum Vortheil der Pflichtigen ausübte, und z. B. nicht so abscheuliche Proceduren gestattete, wie das Durchsuchen der Frauen in den Zollhäusern. „Wenn man genau untersuchte, wie klein die Zahl der Personen ist, zu deren Gunsten der Staat solche unwürdige und unsittliche Maßregeln handhabt, so würden sie bald abgestellt werden."

Am ausführlichsten verbreitet sich die Schrift über die Eisenbahnen und Canäle (Lett. XXI. u. XXII., dann Note 1 — 17 des II. Bandes) und es ist auch bewunderungswürdig, was hierin geleistet worden. Die Betrachtung beginnt mit der treffenden Bemerkung, daß eine Verbesserung der Communications-Mittel nicht bloß den Wohlstand eines Volkes fördere, sondern auch zur Ausgleichung der Stände und zur Herstellung wahrer menschlicher Freyheit beytrage; daß sie allen Mitgliedern der Menschenfamilie die Fähigkeit mittheile, die Welt zu durchlaufen und zu benützen, die ihnen zum Erbtheil gegeben ist. „Bessere Frachtmittel bringen nicht bloß entfernte Orte, sondern auch die verschiedenen Klassen der Gesellschaft einander näher." „In Ländern, wo der Reiche oder Mächtige unter prachtvollem Geleite reist, während der Arme sich im Koth und Sand fortschleppt, mögen sie Monarchie oder Republik heißen, ist die Ungleichheit der Stände augenfällig." „In England dagegen, wo trotz den Privilegien und dem Reichthume der Lords der Handwerker und Ackersmann auf dem Bureau der Eisenbahn für wenig Schillinge einen Schein erhalten können, der sie berechtigt, in demselben Wagen mit dem Baronet oder Herzog zu fahren, empfindet der gemeine Mann seine Menschenwürde und begreift, daß zwischen ihm und den höhern Ständen kein unübersteiglicher Abgrund liegt." (II. 4).

Wenn irgendwo, so hat die Einführung besserer Frachtmittel in dem westlichen Nordamerika bedeutende Folgen gehabt. Durch Fulton's Arbeiten ist das große Missisipi-Thal mit einer Geschwindigkeit in die Reihe der bevölkerten und civilisirten Länder getreten, wovon man früher kein Beyspiel hat. Bis 1811, wo das erste Dampfboot den Missisipi herabging, brauchte ein gewöhnliches Schiff von 100 Tonnen von Cincinnati nach New-Orleans 100 Tage und 10 — 12 solche Schiffe fuhren jährlich hinab. Jetzt gehen über 240 Dampfschiffe in 9 — 10 Tagen hinunter, in 10 — 12 Tagen herauf, die 64,000 Tonnen führen. Damals kostete die Tonne 700 — 1100 Frcs.; jetzt 60 Frcs.; ausserdem gehen aber noch 160,000 — 180,000 Tonnen in platten Fahrzeugen den Strom hinab, deren Fracht jetzt ungemein wenig kostet, weil die Dampfboote die Führer derselben wieder mit zurücknehmen. Nordamerika besaß 1834: 386 Dampfboote, Frankreich 119; England 480.

Der Verf. klagt über die ungeheure Nachlässigkeit, mit der auf den Dampfbooten mit dem Feuer umgegangen wird. Man duldet aber in den westlichen Staaten keine polizeyliche Einmischung der Centralgewalt, selbst wenn sie offenbare Verbesserung beabsichtigt (no improvement!), und die particulare Staatsgewalt ist zu schwach. Die Hauptsache für die auf Erwerb erpichte Masse ist rascher und wohlfeiler Transport, nicht Schutz des Lebens.

Aus dem Ueberblick der Nordamerikanischen Kanäle und Eisenbahnen heben wir die Hauptpuncte heraus.

I.

Verbindung des Missisipi-Thals mit dem Osten.

Bis 1817 hatte Nordamerika keinen Kanal und keine Eisenbahn. Damals erst wurde der Erie-Canal, der New-York mit dem Erie-See verbindet, begonnen und 1825 vollendet; er ist 146 franz. Lieues lang und hat 45 Mill. Franken gekostet. Man hat jetzt begonnen, ihm die doppelte Breite zu geben, da er der ausserordentlich starken Fracht nicht mehr genügt (1835 giengen 500,000 Tonnen auf demselben). Im Ganzen hat der Staat New-York 247 Lieues Canäle, wovon die Meile 263,000 Frcs. kostete (1836). —

Die zweyte große Linie von abwechselnden Canälen und Eisenbahnen, je nach Beschaffenheit des Terrains, verbindet Philadelphia mit Pittsburg; sie wurde 1826 angefangen und 1834 vollendet. Im Ganzen besitzt Pennsylvanien 47 Lieues Eisenbahn und 142 Lieues Kanäle. Die französische Meile Kanal hat 392000 Fr., die Eisenbahn 587000 Frcs. gekostet. — Von Baltimore geht eine Eisenbahn von 34 Lieues zum Kanal von der Chesapeake-Bay an den Ohio (Pittsburg), welch letzterer bis zu diesem Zusammentreffen fertig ist. — Virginien wird eine Kanal- und Eisenbahnverbindung zwischen Richmond und Charleston am Kanawha herstellen; Süd-Carolina denkt auf eine ungeheure Eisenbahn von Charlestown nach Cincinnati; doch ist davon noch nichts ausgeführt. — Auch in Canada wird zur Verbindung des Osten und Westen durch die Anlegung von Kanälen längs der Stromschnellen des Flusses Richelieu und des Lorenzstroms mitgewirkt.

II.

Verbindung der Thäler des Missisipi und des St. Lorenzstromes.

Diese war durchaus vom Terrain erleichtert, das sich nirgend über 150 Metres erhebt und insbesondere im Westen große Ebenen bildet, die nur wenige Metres über den Seen liegen und zur Speisung der Kanäle viele Sümpfe besitzen. Vor allem ist hier zu nennen der auf Kosten des Staats Ohio erbaute Kanal von Cleveland am Erie-See nach Portsmouth am Ohio, 122 Lieues lang, die Lieue zu 186000 Fr. — Ein zweyter Kanal verbindet Cincinnati mit dem Maumee, der in den Eriesee fließt; 26½ Lieues (zu 197000 Fr.) sind bereits vollendet; der Rest hat 50¼ Lieues und wird 219000 Fr. pr. Lieue kosten. — In Verbindung mit dem Staat Indiana (und unterstützt durch den Congreß mit einer Schenkung an Land) führt Ohio noch eine dritte Canalverbindung des Maumee und Wabash aus, der in den Ohio fließt. — Eine Verbindung der Seen mit dem Missisipi, und zwar eine der wichtigsten, ist der 1836 begonnene Kanal von Chicago am Michigan-See an den Illinois auf Kosten des Staats Illinois (einige zwanzig Lieues lang). — Einen fünften Kanal vom Eriesee nach Pittsburg hat Pennsylvanien begonnen. —

Zur rascheren Verbindung des Ohio-Kanals mit dem Osten wird ein Kanal von Bolivar nach dem Beaverfluß gegraben. Dadurch ist Bolivar statt 340 nur mehr 250 Lieues von New-York entfernt. Der bisherige Weg gieng vom Ohio-Kanal in den Eriesee, den Erie-Kanal und den Hudson; der neue geht über Philadelphia auf dem Kanal von Pennsylvanien.

Aehnliche Queer-Verbindungen sind im Staat Ohio und noch mehr in Indiana im Werk. Dieser Staat allein hat im Jahr 1836 für Kanäle, Landstrassen und Eisenbahnen 10 Mill. Dollar (25 Mill. Gulden) zu verwenden beschlossen. Hieran schließen sich die Unternehmungen, die zur bessern Schiffbarmachung des Ohio, Missisipi und Lorenzstroms gemacht wurden. Vor allem die Räumung des Missisipi-Bettes von dem Treibholz; die Erhöhung des Fahrwassers im Ohio; die Umgehung der Ohio-Fälle bey Louisville durch den 3200 Metres langen Kanal von Louisville nach Portland, der selbst für Dampfschiffe fahrbar ist und 4 Mill. Frcs. gekostet hat. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet. L. L. D. F. R. S. Foreign Associate of the Institute of France, by his Brother John Davy, M. D. F. R. S. in two Volumes. London 1836. Vol. 1. XII. u. 507. Vol. II. 419. 8.

Man könnte es für überflüssig halten, noch etwas zu Gunsten von Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Männer zu sagen, wenn nicht die tägliche Erfahrung dafür spräche, daß der wahre Werth derselben nur von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl Menschen erkannt wird. Betrifft es noch irgend einen politisch bedeutenden Mann oder einen Schriftsteller allgemeiner Natur und ersten Rangs, einen Dichter oder Historiker, so finden solche Biographien allenfalls eine beschränkte Anzahl Leser und Käufer. Nicht so ist es bey Männern, die in einem besondern Zweige der Wissenschaft sich ausgezeichnet und hier eine neue Bahn gebrochen haben; um deren Lebensgeschichte bekümmern sich oft Fachgenossen nicht viel und das große Publikum zieht an solchen biographischen Werken theilnahmlos vorüber.

Man entgegne nicht, daß die zahlreichen Briefwechsel bedeutender oder unbedeutender Männer nie mehr Anerkennung gefunden haben, als gegenwärtig. Denn hier liegt nicht ein psychologisches oder historisches Interesse, wie es seyn sollte, zu Grunde. Es ist vielmehr die Neugierde, angelockt durch das Pikante der Situation, zu erfahren, was Bekannte und Zeitgenossen über einander denken und sagen; der Reiz, etwas aus dem Privatleben zu erfahren, was man anders nicht erfahren könnte oder sollte. Man darf sich nicht verhehlen, daß die häufige Herausgabe von Briefwechseln in neuerer Zeit (deren Werth ich einerseits nicht verkenne) den Grund in jener modernen Indiskretion der Schriftsteller und Leser hat, mit der man Gespräche unter vier Augen und das vertraute Wort eines Briefes mittheilt und in Gesellschaft vorliest; eine Handlung, welche die zarte Scheu und die Achtung der Personen in früheren Zeiten erst dem nachgebornen Geschlecht zu begehen erlaubte.

Wie geringe das Interesse für eine ernstere biographische Litteratur bey uns ist, könnte man mit vielen Beyspielen belegen. Wie wenig ist die Biographie des Philologen Wolf in unsern Literaturzeitungen besprochen worden? Von den beyden Lebensbeschreibungen Cuvier's, von Duvernoy und der Mistreß Lee, hat kein kritisches Blatt Notiz genommen, und es scheint, daß auch das vorliegende, reichhaltige Werk die Aufmerksamkeit, die es verdient, noch nicht auf sich gezogen habe.

Ref. glaubt eine Verpflichtung zu lösen, wenn er von Davy's Biographie eine etwas ausführlichere Mittheilung in diesen Blättern giebt und von dem Lebensgange eines Mannes berichtet, der unter den Naturforschern dieses Jahrhunderts eine der ersten Stellen einnimmt und dessen reiche Bildung, so wie der große Einfluß, den seine Entdeckungen auf die ganze civilisirte Welt haben, auch ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen.

Der Verfasser der Lebensbeschreibung Humphry Davy's ist sein Bruder John Davy. Beyde knüpfte die zarteste Liebe an einander; Humphry war der ältere, der seines Bruders erste Erziehung leitete und ihn in London längere Zeit bey sich hatte. Ihr Beruf trennte sie; John wurde Arzt und nahm Dienste in der königlichen Flotte, wo er noch jetzt eine der obersten Stellen begleitet.

Die ganze Darstellung in der Biographie hat einen sehr zarten und einfachen Charakter und ist dabey so objectiv gehalten, als dieß ein Bruder nur immer vermag. Mit Vergnügen folgt man dem klaren, anschaulichen Gang der Erzählung, der die besseren englischen Werke so auszeichnet. *)

Die Lebensbeschreibung beginnt mit einer Schilderung der Familie Davy, ihrer Aeltern und Vorfahren.

Die Vorältern väterlicher Seite wohnten und hatten Besitzungen in dem Kirchspiel von Ludgvan in Mount's Bay, in Kornwallis. Ohngefähr bis 200 Jahre reichen die Nachrichten zurück, die sich in den alten Kirchenbüchern finden. Während dieser ganzen Periode gehörte die Familie zur Mittelklasse. Der Urgroßvater, Robert Davy, war Haushofmeister oder Verwalter beym Herzog von Bolton; in einem Brief desselben von 1737 ist die Rede von einer Pachtung, „welche die Familie, die sich zu den ältesten und weitverzweigtesten Pächtern der Gegend rechne", schon einige hundert Jahre inne habe. Der frühere Ursprung der Familie war unbekannt; es war eine Tradition unter den Gliedern derselben, daß sie von den Normännern abstammten und mit Wilhelm dem Eroberer gekommen seyen. Diese Tradition erwähnt Davy selbst in seinen Consolations in Travel. Auch mütterlicher Seite hatte Davy eine gleich achtbare Abstammung; seine Mutter war eine Millet. Ein William Millet war 1556 Sheriff in Kornwall unter Elisabeth's Regierung. Humphry Davy's Vater hieß Robert Davy und war der älteste Sohn von Edmund und

*) Schon fünf Jahre früher hatte M. Dr. Paris zu London eine Lebensbeschreibung Davy's herausgegeben; darauf ist in der vorliegenden mehrmals, und meist mit Tadel, Rücksicht genommen. Unter anderen Ausstellungen des Dr. Paris wird die zurückgewiesen, die er gegen Davy's Styl, als zu blumenreich, erhebt. Mit welchen Blumen Dr. Paris seinen eigenen zu schmücken weiß, kann man an dem Bilde sehen, womit er Davy's Geistesvermögen zu beschreiben meynt. „Es glich, sagt er, dem Rüssel des Elephanten, welcher die Frucht von einem Zweige fein abpflücken, aber auch den Baum selbst mit den Wurzeln aus dem Boden heben kann."

Gràce Davy; diese war eine geborne Adams und hatte eine Aussteuer von 1500 Pfund, was vor hundert Jahren in diesem entlegenen Theile von England ein schönes Vermögen war; Edmund Davy war ein achtbarer Baumeister. Davy's Vater war im Hause seines Oheims, Robert Davy erzogen, welcher ein Landgut besaß, das ihm jährlich 600 bis 700 Pfund abwarf. Er hatte keine Kinder und wollte sein Vermögen dem Neffen vermachen; aber ein plötzlicher Tod brachte den größten Theil des Vermögens einer Nichte zu, welche nähere Ansprüche darauf hatte. Davy's Vater verheirathete sich bald nachher, zog nach Penzance, verwaltete ein kleines Gut, und beschäftigte sich nebenbey mit Jagd und Fischfang. Er starb frühzeitig an einer Luftröhrenkrankheit. Davy's Mutter ward Wittwe im 35ten Jahre, und von 5 Kindern, unter welchen Humphry das älteste, war dieser allein einigermassen herangewachsen; sie hatte ein Einkommen von ungefähr 150 Pfund im Jahr, aber eine Schuldenlast von ungefähr 1300 Pfd., welche durch manche verfehlte Speculationen des Vaters herbeygeführt war. Dem ohngeachtet verließ sie das Vertrauen und der gute Muth nicht; es war eine fromme, dabey kluge und verständige Frau, welche unter so sichtbarem Segen wirthschaftete, daß sie mit angestrengter Sparsamkeit und bey nachsichtigen Gläubigern, nicht nur ihre Kinder erzog, sondern auch allmählig alle ihre Schulden abtrug. Humphry war bey seines Vaters Tod 16 Jahre alt und tröstete seine bekümmerte Mutter mit den Worten: „sie solle ruhig seyn, er wolle alles für seine Geschwister thun." Das zarte, schöne Verhältniß zu Mutter, Bruder und Schwestern erhielt Davy bis an sein Ende.

Damals, vor nunmehr 40 Jahren, war der Zustand in diesem Theile von England sehr verschieden vom jetzigen. Ordentliche Landstraßen fehlten; Wagen konnten kaum fortkommen, daher man sich der Packpferde bediente; ein einziges Zeitungsblatt wurde hier gelesen; es kam nicht mit der Post, sondern ein Mann zu Pferde erschien regelmäßig und theilte die Blätter aus. In ganz Penzance, bey einer Bevölkerung von 2000 Einwohnern, war nur ein einziger Teppich und keine silberne Gabel zu finden. Geringe Bildung, Aberglaube, Schmuggel-

handel, Jagd, Faustkämpfe, Hahnengefechte, Trunkenheit waren die charakteristischen Züge von Penzance — einer Stadt, die jetzt 7000 Seelen, einen prachtvollen Hafen mit zahlreichen Schiffen bedeckt, eine öffentliche Bibliothek, mehrere gelehrte Gesellschaften, Gasbeleuchtung, herrliche Landstraßen nach allen Richtungen, die schönsten Equipagen u. s. w. enthält.

In dieser damals so beschränkten Umgebung wuchs Davy auf. Er war hier am 17. December 1778 geboren und ein gesunder und lebhafter Knabe. Ehe er 2 Jahre alt war, sprach er fließend und lernte bald kleine Geschichten und Gebete hersagen. Sein erster Lehrer, der ihn bloß im Lesen und Schreiben unterrichtete, erkannte schon des Knaben Talente und rieth dem Vater, ihn in die lateinische Schule zu schicken. Hier hatte er vom sechsten Jahre an einen seltsamen, ungeschickten und manchmal tyrannisch strengen Lehrer, welcher die Schüler gewöhnlich tüchtig an den Ohren schüttelte. Humphry, der häufig so behandelt wurde, kam eines Morgens mit zwey großen Pflastern auf den Ohren in die Schule; als sein Lehrer fragte, was er an seinen Ohren habe, antwortete der Knabe, „er habe schon im Voraus Pflaster für die üble Behandlung seiner Ohren aufgelegt.“

Die verkehrte Weise, nach welcher der Unterricht in der Schule betrieben wurde, mochte der Grund seyn, daß Humphry sich weniger in Fortschritten im Lernen auszeichnete, als durch sein Benehmen ausser der Schule und durch das Ansehen, in welchem er bey seinen Schulkameraden stand. Im Erzählen von Mährchen und Geschichten, in kleinen Liebes-Abentheuern und im Schreiben von Liebesbriefchen, in der Leichtigkeit lateinische und englische Verse zu machen, war er allen Gespielen voraus, die in solchen Dingen gewöhnlich auch seine Hülfe in Anspruch nahmen. Fischen war frühzeitig seine Lieblingsneigung, die er das ganze Leben hindurch behielt; das Verfertigen kleiner Feuerwerke ist als erstes Zeichen seiner Freude an Experimenten merkwürdig. Auch die schöne Umgegend von Penzance, der Mount St. Michael, die liebliche Bucht, die schönen Thäler und Hügelreihen und die felsigen Parthien an der Seeküste, in denen er sich viel herumtrieb, übten einen mächtigen Einfluß auf seine frühere Entwickelung. In schulfreyen Zeiten durchstrich er die Gegend auf einem Klepper, mit Angelruthe oder Flinte, betrachtete und sammelte, was ihm von Alterthümern oder Naturgegenständen auffiel.

Aus den Zeugnissen seiner Lehrer und älterer Bekannten aus dieser Zeit konnte man auf nichts Ungewöhnliches oder Vielversprechendes in seinem Wesen schließen. Er war im Ganzen zwar fleißig und guter Gemüthsart, zeigte aber keine außerordentlichen Fähigkeiten. Am meisten zeichnete er sich durch Uebertragung klassischer Dichter in englische Verse aus.

(Fortsetzung folgt.)

Lettres sur l'Amérique du Nord par Michel Chevalier. etc.

(Schluß.)

Ueberhaupt ist der Missisipi für Schiffarth und Handel der geeignetste Strom der Welt. Denn 450 Lieues ist er für Dampfboote von 300 Tonnen ohne Hinderniß fahrbar. Aber seine Ufer sind niedrig und seine starken Ueberschwemmungen unterhalten Sümpfe, die das Land nur an einzelnen erhöhten Stellen bewohnen lassen. Der Lorenzstrom dagegen ist für den Künstler einer der schönsten Flüsse. Er strömt durch Hügel und abgeschnittenes Land, bedeckt mit freundlichen Dörfern und sein klares Wasser tritt nie über seine Ufer, weil er aus den großen Seen kommt: dagegen ist er für die Schiffahrt von wenig Nutzen. Man hat daher schon den Niagarafall durch den Kanal Welland umgangen und auf ähnliche Weise hat Oberkanada begonnen, neben den Stromschnellen zwischen dem Ontario und Montreal einen Kanal anzulegen, der etwa 1 1/2 Million Francs per Lieue kosten wird.

III.

Verbindung der Orte längs dem Atlantischen Meere.

Diese ist erleichtert durch die Buchten, die Flußbetten, die Lagunen, welche die niedrigen In-

seln bilden, die sich vor das feste Land legen. Nur hier und da ist es nöthig, eine Halbinsel durch einen Kanal oder eine Eisenbahn zu durchschneiden, um die natürliche Verbindung zu ergänzen. Unter diese Art von Communicationsmitteln gehören nun: der Kanal von Neubraunschweig an die Delaware, von 1833 — 35 für 12 Million Francs und der Kanal von Dismal-Swamp. Beyde erlauben nun ununterbrochene Wasserfahrt von Stoningston nach Baltimore. Für Reisende geht überdieß von Boston nach Providence und von da nach Stonington eine Eisenbahn, und von der Raritanbay bis Philadelphia eine zweyte. Sonst fuhr man von hier nach New-York in 2 — 3 Tagen, jetzt in 6 — 7 Stunden. Durch die Eisenbahn von New-Castle nach Frenchtown ist die Delawarebay mit der Chesapeakbay verbunden. Um die hierbey nöthige Wasserfarth zu vermeiden, wird indeß noch eine neue Bahn von Baltimore nach Philadelphia angelegt. Von Baltimore nach Washington geht eine Eisenbahn und von da ist nur eine kurze Fahrt auf dem Potomak abwärts und 6 Stunden Landweg zu machen, um auf die Bahn von Fredericksburg nach Richmond zu kommen, von wo aus eine Eisenbahn nach Blakely am Roanoke und von da nach Norfolk geht. Vom Roanoke bis Charleston, der eigentlichen Hauptstadt des Südens ist noch eine Lücke. Doch geht von Charleston aus bereits eine Eisenbahn nach Hamburg (und gegenüber nach Augusta) am Savannah, die vornehmlich zur Fracht der Baumwolle ans Meer dient. — Von Augusta an ist eine Bahn bis Athen entworfen und man denkt auf eine Verlängerung bis New-Orleans, was aber wegen der großen Entfernung und der wenigen Bewohntheit des Landes noch im weiten Felde steht.

IV.

Eine vierte Klasse von Communicationsmitteln verbinden die Umgegend der großen Städte mit diesen Städten. Solcher Bahnen gehen drey von Boston aus, vier von New-York, drey von Philadelphia aus. In letzterer Stadt sind sogar in einem paar Strassen Eisenbahnen gelegt, worauf aber nur Pferde gebraucht werden. Auch von Baltimore, Charleston und New-Orleans aus sind ähnliche Communicationsmittel theils im Werke, theils schon vorhanden.

Als V. Art der Eisenbahnen und Kanal-Verbindungen erwähnt endlich der Verfasser diejenigen, welche zur Fortschaffung des Anthracits dienen, der in dem gebirgigen Theile von Pennsylvanien zwischen der Susquahannah und Delaware gebrochen wird. Hiefür sind sechs Unternehmungen theils schon vollendet und im Ertrage, theils noch im Werke. Der Hauptkanal hievon ist der Schuylkill-Kanal von 43 1/2 Lieues, der jährlich 400,000 Tonnen Kohle führt und 20 — 25 pr. Ct. Rente giebt.

In eine VI. Klasse bringt er endlich mehrere zerstreut liegende und nicht zu größeren Verbindungen gehörige Kanäle und Eisenbahnen.

In den Anmerkungen stellt dann der Verfasser die Eisenbahnen und Kanäle zusammen, die in Nord-Amerika vorhanden sind, und vergleicht damit die in Europa bestehenden Frachtmittel dieser Art. Er findet für 1835:

An Kanälen 1321 Lieues mit 425 Millionen Francs Kosten.

An Eisenbahnen 801 3/4 Lieues mit 220 Mill. Francs Kosten.

Im Ganzen 2122 3/4 Lieues mit 645 Mill. Francs Kosten.

In England	1100 Kanal,	
	313 Eisenbahnen.	
In Frankreich	998 Kanal,	
	50 Eisenbahn.	
Belgien	115 Kanal,	
	74 Eisenbahn.	
Im übrigen Europa approximativ	400 Kanal,	
	50 Eisenbahn.	
Zusammen:	2613 Kanal,	
	487 Eisenbahn.	

Rechnet man die unterdeß noch vollendeten Werke in Nordamerika dazu, so ist die Ausdehnung der Kanäle und Eisenbahnen dort 3050 Lieues (von 4000 Metres), also fast eben so viel als in ganz Europa.

F. B. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet etc.

(Fortsetzung).

Der wichtigste Abschnitt seines Lebens fällt in den December 1793, wo er Dr. Cardew's Schule verließ und im 15ten Jahre seines Alters seine Selbsterziehung begann, der er beynahe alles verdankte. Doch war das erste Jahr sehr gefährlich für ihn; ungebunden, ohne eine bestimmte Beschäftigung, studirte er in unzusammenhängender, abgebrochener Weise, gab sich allerley Zerstreuungen und Vergnügungen hin, die jedoch meist nur im Fischen, Jagen, Schwimmübungen und im einsamen Umherschweifen bestanden. Er sprach in späteren Jahren öfters von dieser gefährlichen Periode seines Lebens. Der im Jahre 1794 erfolgte Tod seines Vaters und die Nöthigung, einen Beruf zu wählen, gaben ihm bald eine andere, ernstere Richtung. Er trat im Februar 1795 in die Lehre bey einem unterrichteten Wundarzt *) und Apotheker, einem Herrn Borlase, der später als Physician ein Diplom erhielt. Seine Tagebücher aus dieser Zeit geben ein Zeugniß von dem Eifer, mit welchem er nun seinen Studien oblag. Ein ausführliches Schema der verschiedenen Gegenstände, die er treiben wollte, ist aus dieser Zeit noch vorhanden. Merkwürdig tritt schon hier hervor, wie Davy, neben den speciellsten Fachstudien, Sprachen, Geschichte und Geographie trieb und wie lebhaft sein Interesse an übersinnlichen Dingen hieng, eine Neigung, die sich, neben der Beschäftigung mit empirischen und praktischen Gegenständen, stets stark erhielt und in seinen letzten Lebensjahren ihn zu den schönsten Produktionen antrieb. Es findet sich aus diesen Lehrjahren noch ein Band Manuskripte über moralische und religiöse Gegenstände, als: über die Wahrheit in religiösen Dingen, über Immaterialität der Seele, über die letzten Ursachen, über moralische Verpflichtung u. s. w. Nebenbey enthalten diese Handschriften mancherley poetische Versuche, in Versen und Prosa.

Merkwürdig für ein so zartes, poetisches und dem Glauben zugängliches Gemüth bleibt es, daß Davy eine Zeit lang in den Banden des Materialismus lag, wofür er eine „Vertheidigung“ schrieb. Eine spätere Randbemerkung zu diesem Aufsatz sagt: „Dieß ist geschrieben, als ich 16 und ein halbes Jahr alt war: welche gewaltsame Umänderung in meinen Meynungen und Ansichten seit jener Zeit, jetzt, wo ich 19 und ein halbes Jahr zähle!“

In einem Aufsatz aus dieser Zeit, „über christliche Religion, nicht widerstreitend der wahren Philosophie,“ behauptet er, daß die einfachen und fundamentalen Wahrheiten der christlichen Religion vollkommen der Vernunft gemäß seyen. Gegen Inspiration, Schwärmerey u. s. w. empfiehlt er „einen mäßigen“ Grad von rationalem Skepticismus. Vergleicht man damit die späteren Aeußerungen in der Salmonia und den Consolations in Travel, so findet man den Unterschied, daß er in der Jugend die Vernunft als überall zureichend betrachtet, während er ihr in späteren Jahren immer mehr mißtraut; er dachte immer bescheidener und demüthiger, je mehr er in den Wissenschaften leistete.

Im ganzen Verlauf des Jahres 1795 waren seine Studien vorzugsweise auf Metaphysik gerichtet;

*) Surgeon und Apothecary. Studirte Wundärzte und Apotheker in andrem Sinne, als bey uns. Sie haben, bey der geringen Zahl der graduirten Aerzte, den größten Theil der medicinischen Praxis inne.

kein einzelner physikalischer Zweig wurde besonders betrieben. Poetische Versuche fallen in diese Periode; in allen Gedichten spricht sich eine große Liebe zur Natur aus. Im folgenden Jahre legte er sich sehr auf die Mathematik, deren Studium er systematisch betrieb, da er von dem großen Vorschub überzeugt war, den ihm dieselbe in den physikalischen und chemischen Wissenschaften leisten konnte; er arbeitete sich ohne Lehrer in sie ein. Aber die Lieblingsbeschäftigung während dieses und des folgenden Jahres, blieben immer übersinnliche Gegenstände; er las die Schriften von Locke, Hartley, Hume, Helvetius, Condorcet, Reid u. a. und scheint selbst von Kant einige Kenntniß gehabt zu haben; vieles findet sich darüber in seinen Notenbüchern. Immer kritisirte er die gelesenen Schriftsteller, und ließ sich nicht von einzelnen Ansichten gefangen nehmen. Als Fachstudium trieb er Physiologie, jedoch ganz im Sinne seiner metaphysischen Richtung, indem er die Phänomene des Lebens aus wenigen abstrakten Sätzen zu erklären suchte; eine Behandlungsweise, deren Unhaltbarkeit er jedoch bald einsah, und dann für immer verließ. Immer schrieb er dabey Gedichte, von denen mehrere gedruckt sind; Mangel an künstlerischer Zucht ist jedoch an ihnen fühlbar. Im folgenden Jahre finden wir ihn ernstlich naturhistorischen Studien hingegeben. Bald war es die Chemie, die ihn besonders anzog; er begann ihr Studium im 19ten Jahre, im November oder December 1797, und zuerst auf rein theoretische Weise. Er hatte nur zwey Bücher: Lavoisier's Elemente der Chemie und Nicholson's chemisches Wörterbuch. Eigenes Nachdenken und eine kritische Betrachtung von Lavoisier's Werk scheint ihn zum Experiment getrieben zu haben. Seine Apparate zum Experimentiren waren, wie seine Mittel überhaupt, höchst einfach und beschränkt, nicht größer als die von Priestley und Scheele. Fläschgen, Weingläser, Theetassen und irdene Schmelztiegel waren seine Geräthschaften, und die Stoffe bestanden in Mineralsäuren, Alkalien und einigen andern Artikeln, wie man sie in der Medicin gebraucht. Die ersten Experimente wurden in seinem Schlafzimmer angestellt; wenn er Feuer brauchte, mußte er mit seinem Schmelztiegel in die Küche gehen. Vier Monate nach dem Beginne kam Davy schon mit Dr. Beddoes in Korrespondenz, da dieser an des jungen Chemikers Untersuchungen „über Wärme und Licht" den lebhaftesten Antheil nahm. Viel trug zu seinem Enthusiasmus für Chemie auch die Bekanntschaft des jungen Gregory Watt bey, der die Universität Glasgow eben verlassen hatte, im Winter 1797 nach Penzance kam und hier bis zum folgenden Frühling bey Davy's Mutter im Hause wohnte. Beyde junge Leute durchstreiften die Gegend, besuchten die nahen, reichen Kupfer- und Zinnbergwerke und schleppten Steine und Erze zusammen, an denen chemische Untersuchungen angestellt wurden. Um diese Zeit ward Davy auch mit Davies Gilbert bekannt, welcher an den Untersuchungen als Zeuge Theil nahm und der nachmals Davy's Nachfolger auf dem Präsidenten-Stuhl der Royal Society wurde.

Trotz dieser angestrengten wissenschaftlichen Beschäftigungen unterblieb die Lektüre historischer und philosophischer Bücher nicht; Davy las die Werke von Locke, Reid, Stewart, Gibbon, Hume, Thomson, Milton und Shakespeare. Alles dieß geschah während seiner Lehrjahre als Studierender der Medicin und Assistent bey Dr. Borlase, dessen Patienten er mit Arzneyen bediente. Borlase schätzte seinen Lehrling sehr und gab ihm viele Beweise seines Wohlwollens; Davy behandelte bey einem zarten mitfühlenden Herzen besonders die Armen sehr freundlich; auch Borlase's Familie liebte und achtete ihn.

Borlase's Bibliothek bot ihm hinreichende Mittel zum Studium medicinischer Werke dar. Dabey unterließ er nicht, sich im Schießen und Fischen zu üben, wobey er sich gewöhnlich der Angel bediente.

Als Beweis seiner Ruhe und Unerschrockenheit kann folgender Fall dienen. Davy wurde von einem Hunde gebissen, der alle Symptome von Wasserscheu hatte; ohne Zaudern schnitt er sogleich sich selbst die Wunde aus und behandelte sie mit Aetzmitteln.

In diesem letzten Jahre seines Aufenthalts in Penzance kamen ihm seine eigenen Fähigkeiten zum Bewußtseyn und seine Zukunft schwebte ihm vor. Er fühlt sich reich und freudig, auch ohne hohe Geburt, Hülfsmittel und Empfehlungen. Mehrere

Stellen seiner Tagebücher geben Zeugniß von diesen inneren Fortschritten des Selbstbewußtseyns und Selbstgefühls, die sich auf eine anspruchslose und naturgemäße Weise in ihm entwickelten.

Um diese Zeit erhielt er von Dr. Beddoes in Clifton den Antrag, die Oberaufsicht über dessen pneumatisches Institut zu übernehmen. Borlase ließ ihm den Rest der Lehrzeit nach und verabschiedete ihn mit den besten Wünschen. Davy nahm die Stelle in Clifton, nach einiger Unterhandlung über die Bezahlung, wobey ihm Davies Gilbert freundlich beystand, gerne an und verließ Penzance den 2. October 1798.

Die Pneumatik-Institution verdankte ihre Entstehung dem Dr. Beddoes, wurde aber ganz durch Subskription erhalten. Der Zweck war, die medicinischen Kräfte verschiedener Gasarten zu erforschen, denn man gab sich der sanguinischen Hoffnung hin, daß hiedurch Krankheiten geheilt werden könnten, die man bisher für unheilbar hielt. Man hoffte Aufklärungen in den dunkelsten Theilen der Physiologie zu erhalten und versprach sich den größten Gewinn für medicinische Theorie und Praxis. Eine solche Ueberschätzung war nicht neu; sie fand immer statt und wird immer wiederkehren, so bald man in der Chemie neue Stoffe oder Verbindungen entdeckt, welche sich von den bisher bekannten auffallend unterscheiden.

Der Ruf der Pneumatik-Institution wuchs und zog Männer von Rang und Bildung nach Clifton, theils Gesundheits, theils Neugierde halber, was Davy manche interessante Bekanntschaften verschaffte. Dr. Beddoes war ein ruhiger, etwas trockner und zurückhaltender Mann von edlem Charakter, jedoch nicht stark im Experimentiren, mehr mit Theorien und Lieblings-Ideen beschäftigt; seine Frau war eine äußerst zarte, liebenswürdige Frau und sie übte einen mächtigen Einfluß auf Davy's Bildung aus. Davy war in seiner Lage sehr zufrieden; er konnte nach Herzenslust arbeiten und experimentiren. Das erste, was er hier vornahm, war die Vollendung seiner Untersuchungen über Wärme und Licht, welche Beddoes in einem besondern Bande 1799 herausgab. Dieser größere schriftstellerische Versuch, der 20 Monate, nachdem er das Studium der Chemie begonnen hatte, erschien, hatte manches Vage, jugendlich Rasche, das sich besonders in einer großen Neigung zum Generalisiren, zum Aufstellen von Hypothesen aussprach. Es wurde darin eine neue Theorie des Athmungsprocesses, der Erzeugung von Sauerstoff in organischen Körpern und der Entstehung der organischen Farben aufgestellt. Verfolgt man den Weg, den später Davy genommen, und worüber er sich selbst öfters ausgesprochen hat, so ist in allen seinen Arbeiten eine immer größere Abneigung gegen Hypothesen, eine stets wachsende Scheu vor Theorien, und eine immer mehr hervortretende Werthschätzung sicherer Thatsachen bemerkbar. „Ich begann, sagt er in seinen Note books, meine chemischen Forschungen mit spekulativen und theoretischen Untersuchungen; ein reiferes Nachdenken überzeugte mich von meinem Irrthume, von der Beschränktheit unserer Gaben, von der Gefahr grundloser Verallgemeinerungen und von der Schwierigkeit wahre und sichere aufzustellen."

Indeß tragen viele solche allgemeine Andeutungen den Charakter eines wahrhaft geistreichen und tief poetischen Gemüths und sind, wo sie sich bloß in Form von Ahnungen und Rückblicken auf die höchsten Entzwecke der Schöpfung aussprechen und nicht Theorien für unlösbare Naturprocesse sind, sehr sinnig und anziehend. Besonders schön ist die Betrachtung der zerstreuten Sonnen und Fixsterne im Weltall als großer Lichtreservoirs, bestimmt vom Herrn der Welt Alles zu erfüllen und zu beleben, und das Belebte eines steten Lichtgenusses theilhaftig werden zu lassen. Ein großer und einfacher Plan gehe durch die ganze geschaffene Welt, in der Geistiges und Körperliches so zusammengefügt sey, daß eine veränderte Thätigkeit des Einen ohne eine entsprechende Formveränderung des Andern nicht denkbar ist. Ein tiefsinniger Gedanke, den Davy mit den wenigen Naturforschern theilt, welche gleichweit von groben materialistischen, wie von abstract-speculativen Anschauungen sind, und sich von vorne herein in den historischen Standpunct der wirklichen Welt stellen.

Ein anderer Gegenstand zog bald seine Aufmerksamkeit an; das Vorkommen der Kieselerde in der Oberhaut der Pflanzen. Seine Experimente

und Beobachtungen hierüber sind in Nicholson's Journal niedergelegt. Sie geben ein einfaches und glückliches Beyspiel seiner sinnigen Beobachtungsweise. Davy geht hier von einer einfachen, mehr zufällig gefundenen Thatsache aus, die sich zu einer Reihe von interessanten und instructiven Experimenten, von denen eins aus dem andern folgt, entfaltet; er zeigt, wie die Grundlage des härtesten Steins, des Kiesels, in das Pflanzengewebe eingeht und hier ein festes Gerippe bildet, das der zarten Pflanze Härte und Festigkeit ertheilt, ohne ihr die nothwendige Leichtigkeit und Freyheit sich zu biegen und zu schlingen, zu nehmen.

Um diese Zeit beschäftigte Davy schon der Gedanke an die Zerlegung der Stoffe, welche damals noch für einfach galten, und der Plan zu seinen späteren, so einflußreichen Entdeckungen stand vor seiner Seele. In seinen Notenbüchern finden sich merkwürdige Stellen aus dem Jahre 1799; mit großer Klarheit nnd Ruhe erkannte er die schwachen und unvollkommenen Seiten der damaligen Chemie, deren glänzende Fortschritte man allenthalben bewunderte. Er betrachtet, wie weit man noch entfernt sey, die Gesetze zu kennen, nach denen sich die Stoffe verbinden; der erste Schritt hier weiter zu kommen, bestehe in der Zersetzung der Alkalien, Erden und Säuern, deren Elemente man nicht kenne.

Seine nächste chemische Beschäftigung mußte jedoch auf die Wirkung der Gase gerichtet seyn und er experimentirte in Clifton besonders viel mit dem Stickgas. Seine durch diese Versuche afficirte Gesundheit nöthigte ihn zum Ausruhen und er brachte deshalb im Herbst 1799 einen Monat in Penzance bey Mutter und Geschwistern zu. Ueber das zarte, liebevolle Verhältniß zu den Seinigen geben die aus dieser Zeit mitgetheilten Briefe ein schönes Zeugniß. In Pezance pflegte er seine alten Lieblings-Neigungen; er fischte und jagte und untersuchte die Gebirge. Ein Gedicht auf seinen Geburtsort athmet die feurige Innigkeit, mit der jeder fühlende Mensch an der Heimath und den Jugenderinnerungen hängt.

In diese Epoche fallen seine ersten galvanischen Versuche. Die Manchfaltigkeit seiner Beschäftigungen, die Abwechslung derselben scheint ihm Erholung gewesen zu seyn; in seinen note-books kommen unter schematischen Expositionen zu chemischen Experimenten, Verse, Gedanken über verschiedene Gegenstände, Fragmente von Novellen und Erzählungen, Bruchstücke metaphysischer Betrachtungen und Skizzen zu philosophischen Abhandlungen vor. Dieser große Drang zur Produktion ist charakteristisch für sein Talent und Alter und findet sich in ähnlichen Naturen unter mancherley Form wieder. Göthe's Jugendjahre geben ein ähnliches, gleichsam ein typisches Beyspiel, vollendeter und gemessener als irgend ein anderes, wegen der gleichmäßigen Entwickelung aller Geisteskräfte. Unter Davy's Papieren finden sich Fragmente: „über Erziehung, über Traum, über Talent und Genie.“ Ueberall finden wir die ihm eigenthümliche geistvolle Auffassung, feine Zergliederung und poetische Darstellung, welche seine späteren Schriften dieser Art auszeichnet. Inhalt und Gedanken dieser früheren Versuche kehren in seinen Days of Fly-fishing, und in den Last Days of a philosopher wieder. Man sieht, wie in solchen productiven Naturen mit empirischer Fach-Richtung und poetischer Anlage, die Betrachtung übersinnlicher Gegenstände oder Lebensverhältnisse von allgemeinem Interesse, sich mit den Elementen und Problemen der Wissenschaft, die sie zu pflegen berufen sind, kombiniren. Ein instinctmäßiger Drang, noch ungeregelt und ohne künstlerisches Maaß, zwingt sie einsam und für sich zu Studium und Productionen. Es geht Alles ins Allgemeine; sie suchen, nach dem fragmentarischen Zustande ihres Wissens, das Besondere und Thatsächliche ihren allgemeinen Ideen unterzuordnen; bey diesen Bestrebungen wachsen sie in den historischen Boden und dann fühlen sie erst die Macht und das Gewicht der Thatsache, die sie nun für eine Weile ganz hinnimmt. In reiferen Jahren versöhnt sich das Sinnliche und Uebersinnliche. Diese Epoche kommt bey dem Einen früher, bey dem andern später, je nach Gabe und äußerer Führung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet etc.

(Fortsetzung.)

Bey Davy kann man die Keime aller späteren Productionen in seiner frühesten Jugend finden. Sein Bruder theilt aus einem Aufsatz von dieser Epoche ein Bruchstück mit; es führt den Titel: „Die Träume eines Einsamen.“ Vergleicht man damit einzelne Stellen aus den „Tröstungen auf Reisen,“ so wird man eine überraschende Aehnlichkeit finden. Es sind dieselben Gedanken, welche unter den äußerlich und anscheinend verschiedensten Berufs-Richtungen, zwanzig Jahre lang in der Tiefe von Davy's Seele wuchsen und gepflegt wurden.

Poetische Versuche und metaphysische Betrachtungen werden nun in dem Maaße seltener, als physikalische und chemische Forschungen ihn in Anspruch nehmen und zu Entdeckungen führen. Die Exposition zu einem Epos in 6 Gesängen „Moses“ betitelt begreift den Zeitraum der alttestamentlichen Geschichte, der so reich ist an Lebenserfahrungen, und an dem Jedermann seine eigne Führung wie in einem Spiegel erblicken kann, — die Befreyung der Israeliten aus der ägyptischen Gefangenschaft und den Zug durch die Wüste. Einzelnes ist in reimlosen Versen ausgeführt und wird hier mitgetheilt.

In Clifton war es Davy wohl, er fand als ein junger, liebenswürdiger, reichbegabter und bescheidener Mann überall Anerkennung. Ein edler Sinn und ein kindlich zartes Gemüth war in Gottes Hand sein Schutz gegen Laster und Verführung während dieser gefährlichen Alterszeit. Ein solcher froher Muth und ein dankbares Herz für die Bewahrung vor groben Lastern, spricht sich auch in allen seinen Briefen an Mutter und Freunde aus.

„Wir machen glänzende Fortschritte“ schreibt er über Dr. Beddoes Anstalt „unsre Patienten werden besser; und, um — etwas groß zu thun, — ich mache alle Tage neue Entdeckungen; Dr. Beddoes ist ein trefflicher und großmüthiger Mann und Mistreß Beddoes ist die beste und liebenswürdigste Frau von der Welt. Ich bin ganz heimisch in der Familie und liebe beyde immer mehr, je mehr ich sie kennen lerne.“ — — — „Ich kann nicht zurückblicken auf den Zeitraum, seitdem ich meine Heimath verließ, ohne Schauder zu empfinden über die Gefahren, denen ich ausgesetzt war. Ich war in dem Alter, wo die Leidenschaften am mächtigsten werden, wo Ehrgeiz und Thorheit die Seele erfüllen und alle Erfahrung fehlt. Versuchungen treten dem Menschen in großen Städten allenthalben entgegen; es sind die Wohnsitze von Ueppigkeit und Laster. Ein lebendiges Gemüth, ein tiefes ideales Gefühl für das Gute, ein Hinblick auf künftige Größe, haben mich bewahrt. Ich danke dem Geiste, der überall ist, daß ich durch die gefährlichste Zeit meines Lebens nur mit geringeren Verirrungen hindurch gekommen bin; daß ich mich frühe mit nützlichen Forschungen beschäftigt habe, Forschungen, die mir in zukünftigen Zeiten das ehrenvolle Lob und den Beyfall erleuchteter Männer versprechen.“

Diese Ahnungen giengen bald in Erfüllung; unter dem 31. Januar 1801 schrieb er an seine Mutter:

Meine theure Mutter!

Während der letzten drey Wochen war ich mit Angelegenheiten sehr ernster Natur beschäftigt. Dieß

hielt mich ab, an Sie, an meine Tante und an Kitty zu schreiben. Ich benütze einige freye Augenblicke, um Ihnen zu melden daß ich außerordentlich wohl bin und daß ich Anträge von sehr schmeichelhafter Art empfangen habe, welche mich veranlassen, die Pneumatik Institution mit einer beständigen Anstellung in London zu vertauschen. Sie haben vielleicht von der Royal philosophical Institution gehört, die vom Grafen Rumford und von Andern von der Aristokratie gegründet wurde. Es ist ein glänzendes Etablissement und bedarf nur einer Verbindnng von talentvollen Männern, um es in einem hohen Grade nützlich zu machen. Graf Rumford hat mir den Antrag gemacht, mich vorläufig als assistant Lecturer für Chemie und Experimentator des Instituts anzustellen; dieß soll mir jedoch nur den Weg bahnen, um in kurzer Zeit Professor der Chemie zu seyn; eine Anstellung, so würdig als irgend eine wissenschaftliche im Königreich, mit einem Einkommen von 500 Pfund im Jahre. Dr. Beddoes hat mich auf eine ehrenvolle Weise von allen Verpflichtungen gegen seine Anstalt entbunden, im Falle ich zusagen will. Jedenfalls habe ich hier Aussichten, welche ich nur ungerne und nur gegen sehr große Vortheile aufgeben kann. Sie werden Alle, ich darf es wohl sagen, sehr erfreut seyn, daß Sie mich unter die Royalisten gerathen sehen, aber ich werde von Niemanden Besoldung annehmen, es sey denn auf heilige Bedingungen für meine Unabhängigkeit. Ich bin Ihr kindlich ergebener Sohn.

Mitte Februar gieng er nach London ab und 5 Tage nachher meldet er seiner Mutter, daß er mit dem Grafen Rumford über die Lehrstelle an der Royal Institution unterhandle. Bald schloß er auch das Geschäft ab und kehrte nach Bristol und Clifton zurück, um Abschied zu nehmen. Den folgenden Monat nahm er seinen Wohnsitz in London. Hiemit war der Weg zu seinen großen Entdeckungen und seiner glänzenden Laufbahn geöffnet.

Im Frühling 1801, 6 Wochen nach seiner Ankunft, gab Davy seine erste Vorlesung an der Royal Institution. Er begann mit einer Geschichte des Galvanismus und einer speciellen Darstellung der verschiedenen Entdeckungen darin. Von dieser ersten Vorlesung heißt es in der damals erschienenen Nummer des philosophical Magazine: „Sir Joseph Banks, Graf Rumford und andre ausgezeichnete Männer waren zugegen. Die Zuhörer waren sehr befriedigt und bezeigten diese Zufriedenheit durch allgemeines Beifallklatschen. Herr Davy, der sehr jung zu seyn scheint, erfüllte seine Aufgabe auf bewundernswerthe Weise. Sein funkelnder, geistvoller Blick, sein belebter Vortrag und sein ganzes Wesen lassen höchst ausgezeichnete Leistungen erwarten.“ Purkis, der zugegen war, lobt an ihm: „Seine Jugend, seine Einfachheit, seine natürliche Beredsamkeit, seine großen Kenntnisse, die glückliche Darstellungsweise und die vortreffliche Ausführung der Experimente.“

Zeitumstände und Verhältnisse konnten für Davy nicht günstiger seyn, als sie sich hier vereinigten, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Die Royal Institution war eine neue Anstalt, gegründet von Männern, die einen hohen Rang in der Gesellschaft, wie in der Wissenschaft einnahmen; der Kontinent war zu dieser Zeit den Engländern verschlossen; diese waren lediglich auf ihr Vaterland verwiesen, wo sie allein Unterricht und eine edlere Unterhaltung finden konnten, während es sonst eine Eigenthümlichkeit der Engländer ist, viel zu reisen und auf Reisen sich zu bilden und Unterhaltung zu suchen. Die Chemie war damals fast die Modewissenschaft zu nennen; sie hatte eine neue Entwicklungsepoche begonnen und versprach ebenso Aufklärung für theoretische Forschungen, wie für Mineralogie und Geologie, für organische Physiologie u. s. w. zu geben, als auf der andern Seite der Gewinn für nützliche Künste, für Gewerbe und das ganze praktische Leben in die Augen sprang.

John Davy giebt in einem Kapitel ausführliche Auszüge, vorzüglich aus den Einleitungen von seines Bruders Vorlesungen, welche derselbe über Chemie, Geologie, Geschichte der Naturwissenschaft, Methode des Studiums u. s. w. theils in London, theils in Dublin, wohin er durch Subskription für eine Vorlesung berufen war, hielt. Sehr anziehend sind die Schilderungen Davy's über einzelne Männer und ihre Stellung und Leistungen, was er über Baco, Newton, Cavendish, Priestley und Scheele sagt; eben so seine Zergliederung der Erkenntniß-

wege auf dem Gebiete der empirischen Wissenschaften, über Beobachtung, Experiment, Analogie u. s. w.

Davy's Vorlesungen standen in Bezug auf Composition, auf Styl und Vortrag in sehr großem Rufe und die Wirkung auf die Zuhörer war stets außerordentlich. Es ist interessant, zu erfahren, wie er sich darauf vorbereitete.

Die Hauptaufgabe, welche sich Davy für seine Vorlesungen stellte, war, Geschmack für wissenschaftliche Forschungen anzuregen; wirklich zu unterrichten, war erst der zweyte Zweck. Für jede Vorlesung schrieb er den Tag vorher den Vortrag nieder; an diesem Tage aß er stets für sich in seinem Zimmer und hielt nur eine leichte und einfache Mahlzeit. Er schrieb immer nur diejenigen Parthien nieder, auf deren Eindruck er den meisten Werth legte, besonders Anfang und Ende. Nie benutzte er ältere Hefte. Den Abend vorher las er, als unabänderliche Gewohnheit, den Vortrag in Gegenwart seiner Gehülfen laut ab, nachdem vorher alle Vorbereitungen gemacht waren und alles für die Experimente bereitet. Alle Experimente waren nach einem gleichen Grundsatze angestellt und dienten nur dazu, den Inhalt des Vortrags zu erläutern; niemals wurden sie in der Absicht gemacht, Effect hervorzubringen. Seine stete Beziehung auf die letzten Endursachen und den Schöpfer der Welt war ganz ungesucht und eben deßhalb, weil er in dieser Hinsicht nichts gab, als die in ihm tief lebendigen Gefühle und die ihm stets natürlichen Empfindungen, mit Ernst vorgetragen, machten sie einen großen Eindruck. Er strebte stets die Zuhörer in den Gegenstand selbst zu versenken und sie ganz abzulenken von seinem persönlichen Antheil.

Diese Verfahrungsweise beruht auf einem tiefen psychologischen Grunde. Nur indem die Zuhörer den vollen Eindruck einer ungesuchten, sich von selbst aufdrängenden Wahrheit und Aufrichtigkeit bey der Hinweisung auf das höchste Wesen und seine Herrlichkeit vom Lehrer empfangen, können sie eine wahre Erbauung empfinden. Fehlt diese innere Freudigkeit, welche zum Bekenntniß treibt oder mischt sich irgend eine Reflexion bey, so wird jede erbauliche Betrachtung bloße Redensart und muß die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Hierin gehen manche Lehrer der Naturkunde in mündlicher und

schriftlicher Darstellung einen verkehrten Weg und schaden für ihren Zweck mehr, als sie nützen.

Ein Hauptmotiv, warum Davy Clifton verließ, war der Wunsch, ausgedehntere Mittel zu Untersuchungen zu erhalten. Hier konnte er nun mit dem Laboratorium der Royal Institution vollkommen zufrieden seyn. Im Experimentiren hatte er eine ungemeine Kühnheit und kannte keine Gefahr; seine Geschicklichkeit schützte ihn vielfach und nur zweymal wurde er verwundet, einmal an der Hand, das anderemal am Auge.

Um diese Zeit seiner größten Thätigkeit widmete Davy, als unverheiratheter Mann, wenig der häuslichen Bequemlichkeit und Eleganz oder dem geselligen Vergnügen. Er änderte seine erste einfache Einrichtung in der Wohnung, die ihm in der Royal Institution angewiesen war, nicht ab. Er blieb einfach und ungeändert, trotz des großen Lobes, das er über seine Vorträge in Briefen, von Bekannten oder anonym, ja sogar von Damen erhielt.

Nach dem Frühstück gieng er gemeiniglich in das Laboratorium, gegen 10 oder 11 Uhr, und blieb hier, wenn er nicht gestört wurde, bis 3 oder 4 Uhr. Er aß dann gewöhnlich außer Hause, fast immer bey einem seiner zahlreichen Freunde, und brachte den Abend in deren Gesellschaft zu. Konnte er auf einige Tage fort, so machte er Landparthien und fischte. In den Ferien machte er immer größere Ausflüge, durch Schottland, Irland und selbst bis zu den Hebriden, oder besuchte seine Heimath. *)

*) Auf einer dieser Wanderungen, 1805 in Irland, brachte er einige Tage bey einem Landgeistlichen zu. Dieser lud seinen Bischof dazu ein, und ungeladen kam weit her ein Gutsbesitzer, der von seinem Unglauben gern Staat machte. Nach Tisch trug dieser, indem er sich gegen Davy wandte, seine Meynungen höchst zuversichtlich vor. Davy hörte ihm still und aufmerksam zu; was jenen um so kecker machte, während der Landgeistliche seinen Unwillen kaum bezwingen konnte. Als der Gutsbesitzer geendet hatte und nun selbstzufrieden einer Zustimmung des Naturforschers entgegensah, vor welcher die zwey Geistlichen würden verstummen müssen, bekannte sich Davy gegen ihn als Bekenner des von ihm verachteten Glaubens mit einer Wärme und Beredsamkeit,

In dieser Periode von 1800 bis 1807 war er mit den manchfaltigsten wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Der Galvanismus und dessen Einfluß auf Chemie war der hauptsächliche Gegenstand. Die chemische Analyse mineralischer Stoffe, Gebirgsarten, die er auf seinen Wanderungen gesammelt hatte, nahm ihn nicht minder in Anspruch. Ueber Agrikulturchemie hatte er mehrere Vorlesungen gehalten und eine ausführliche Untersuchung widmete er den adstringirenden Pflanzenstoffen, die man beym Gerben gebraucht; über diesen Gegenstand schrieb er eine Abhandlung in den philosophical transactions. Von Interesse sind auch seine Untersuchungen über die Nahrung der Pflanzen und die Stoffe, die sie an sich ziehen. Auch der Meteorologie blieb er nicht fremd und seine älteren Untersuchungen über Licht und Wärme wurden revidirt und fortgesetzt.

Bey der anhaltenden Beschäftigung mit streng wissenschaftlichen Gegenständen sind Davy's notebooks aus diesem Zeitraum weniger reich und mannigfaltig. Doch finden sich einzelne Gedichte, zerstreute Gedanken und Bemerkungen religiösen und philosophischen Inhalts, zuweilen nur mit Bleystift eilig hingeworfen; das von seinem Bruder daraus Mitgetheilte ist sehr anziehend.

Das wichtigste Jahr für Davy's wissenschaftliche Leistungen ist das Jahr 1807. In diesem Jahre entdeckte er die metallische Basis der fixen Alkalien; diese große Entdeckung mußte die Augen von ganz Europa auf ihn ziehen. Der Eindruck auf ihn selbst, als er das Potassium dargestellt hatte, war außerordentlich. Sein Vetter Edmund Davy, der als Gehülfe dabey war, erzählt, daß er, außer sich vor Freude, um die Batterie herumgetanzt habe, als er die kleinen metallischen Kügelchen von Potassium durch die Kruste der Potasche durchbrechen und an der Luft Feuer fangen sah;

---

die dem Gegner allen Halt nahm, den Bischof aber so ergriff, daß er aufstehen mußte. Er habe, sagte er nachher, da zum ersten male die Bewegung selbst empfunden, die einst bey einer Predigt Massillon's alle Zuhörer zum Aufstehen gebracht habe. Der Gutsbesitzer schwieg, am folgenden Morgen zog er in aller Stille heim. I. 271.

er bedurfte einiger Zeit, um sich wieder zu sammeln und das Experiment fortzusetzen. Diese Entdeckung wurde am 6. October gemacht; einige Tage später stellte er das Sodium dar. Die Stärke der angewendeten galvanischen Säule ist oft übertrieben worden; sie bestand aus 24 zwölfzolligen, 100 sechszolligen und 150 vierzolligen Plattenpaaren.

In Folge der großen Anstrengungen, mit welchen Davy diese Entdeckungen verfolgte, erkrankte er an einem nervösen Fieber, das einen gefährlichen Gang nahm. Die Theilnahme des Publikums war außerordentlich groß; sie war gesteigert durch das lebhafte Interesse, das man an einem Manne nahm, der so frühe und so kurz nach den großen Entdeckungen, die er eben gemacht hatte, abgerufen zu werden schien. Neun Wochen dauerte die Krankheit; den glücklichen Bemühungen seines Freundes Dr. Babington und des hinzugerufenen berühmten Dr. Baillie gelang es, ihn allmählig wieder herzustellen. Die Gefühle, die Davy nach seiner Wiedergenesung empfand, sprach er in einem schon früher begonnenen Gedichte aus, reich an zarten und sinnigen Stellen.

Bald nachher nahm Davy seine Vorlesungen und Untersuchungen wieder auf; die Vorsteher und Mitglieder der Royal Institution unterstützten ihn mit der größten Liberalität und eine Säule von 600 vierzolligen Plattenpaaren wurde angeschafft. Damals gab sich Davy noch den sanguinischen Hoffnungen hin, alle zusammengesetzten Körper durch Electricität zu zersetzen. Die Theilnahme der wissenschaftlichen Männer war so groß, daß auf seinen Wunsch, eine noch stärkere Batterie zu haben, eine Subskription veranstaltet wurde, um ihm eine Säule von 2000 Plattenpaaren zu bauen, deren Construction auch ohne Verzug ins Werk gesetzt wurde. Eine Reihe von Abhandlungen über diese Gegenstände erschien in den philosophical transactions von 1808 bis 1814.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet etc.

(Fortsetzung.)

Welches Interesse man an Davy's Entdeckungen und Vorträgen nahm, geht aus folgenden Mittheilungen hervor. Er hatte gegen tausend Zuhörer; er würde ein reicher Mann geworden seyn, wenn er einen Kursus auf eigene Kosten eröffnet hätte; aber er zog es vor, für eine öffentliche Anstalt und zum gemeinen Nutzen seine Kräfte zu verwenden.

Zweymal wurde er von der Dublin Society eingeladen, Vorträge über Elektrochemie zu halten; er nahm im November 1810 die Einladung an; die Gesellschaft votirte ihm einen öffentlichen Dank mit einem Geschenk von 400 Guineen. Als er der zweyten Einladung nach Dublin folgte, erhielt er für einen Kursus im November und December 1811 750 Pfund als Geschenk. Das Laboratorium in Dublin war zu dem Entzweck erweitert worden, um 550 Plätze zu fassen; der Zudrang war aber so groß, daß sämmtliche Billete, jedes zu zwey Guineen, schon in der ersten Woche weg waren und man 10 bis 20 Pfund für eines bot. Davy schrieb dieß selbst seiner Mutter, bemerkte aber: „dieß sey nur für sie; es möchte ihr vielleicht Freude machen, ihren Sohn nicht unpopulär und nutzlos zu wissen.“ Alle seine Briefe aus dieser Zeit athmen die Empfindung größten Glücks und Wohlgefühls, die mitgetheilten Briefe an Mutter und Geschwister sind ungemein ansprechend; er bethätigt hierin die reinste und wärmste Theilnahme an deren leiblichem und geistigem Wohl; seinen Bruder John, der sich der Medicin widmete, unterstützte et reichlich und stand ihm überall mit Rath und That bey.

Davy lernte um diese Zeit Mistreß Appreece kennen; die Hochachtung gegen diese Dame gieng allmählig in eine entschiedene Neigung über und Davy fühlte sich sehr glücklich, als sie einwilligte, ihn zu heirathen. Mehrere Briefe an Mutter und Bruder über diese Angelegenheit werden mitgetheilt. Den Tag vor seiner Hochzeit ertheilte ihm der König die Ritterwürde.

Zunächst beschäftigte Davy nun die Herausgabe seines chemischen Lehrbuchs. Dasselbe erschien unter dem Titel: Elements of chemical philosophy und war seiner Frau gewidmet. Er schickte sich dann an, seine Vorlesungen über Agriculturchemie herauszugeben, für deren copyright, nach englischer Einrichtung des Buchhandels, ihm tausend Guineen bezahlt und für jede Auflage 50 Guineen zugesagt wurden.

Im Jahre 1812 theilte Davy seine Untersuchungen über die Verbindungen von Phosphor und Schwefel der Royal Society mit und machte dann mit Lady Davy eine Reise in die schottischen Hochlande; auch hier führte er, um seine Arbeiten nicht zu unterbrechen, einen chemischen Reiseapparat mit; Geräthe zum Fischen und Jagen fehlten ebenfalls nicht.

In Tunbridge, im Laboratorium von Children stellte er Versuche über die Chlorverbindungen mit Stickstoff an; durch eine hiebey erfolgte Explosion wurde sein eines Auge gefährlich verletzt; es stellte sich Entzündung und Eiterung ein; die Hornhaut mußte geöffnet werden und er hatte mehrere Monate damit zu thun.

Im Herbst 1813 faßte Davy den Plan, eine Reise auf den Kontinent zu machen. Das französische Gouvernement ertheilte ihm, um seines berühmten Namens willen, die Erlaubniß hiezu, da

damals durch die Kontinentalsperre die Engländer auf ihre Insel und ihre Kolonien beschränkt waren. Die Reise sollte zwey Jahre dauern und sich über Frankreich, Italien, Sicilien und Deutschland erstrecken; Lady Davy und sein damaliger Assistent, der nun so berühmt gewordene Faraday, begleiteten ihn. Die Abreise erfolgte im Oktober 1813 von Plymouth aus.

Das letzte Kapitel des ersten Bandes giebt eine Uebersicht über diese Reise, welche für Davy in jeder Hinsicht genußreich war. In Paris blieb er zwey Monate; er erfuhr hier die glänzendste Aufnahme und nahm vorzüglich an Gay Lussac's Arbeiten Theil. Leider fanden sich keine eigenhändigen Anzeichnungen über seinen Aufenthalt in Paris vor. Während seiner letzten Krankheit diktirte jedoch Davy Schilderungen der Persönlichkeit der ausgezeichnetsten Pariser Gelehrten; sein Bruder theilt die Bemerkungen über Guyton Morveau, Vauquelin, Cuvier, Alexander von Humboldt, Gay Lussac, Berthollet, Laplace mit, welche, wie alle solche Notizen über Zeitgenossen, ein großes Interesse gewähren.

Im Dezember verließ er Paris und ging durch das südliche Frankreich nach Italien. Der Drang seiner poetischen Empfindungen sprach sich hier überall in Gedichten aus, von denen viele mitgetheilt werden. In einem, nach der Betrachtung des Parks von Fontainebleau, am ersten Tage seiner Abreise von Paris geschriebenen Gedicht ist Napoleons Fall „never to rise“ prophetisch ausgesprochen. Die Gefühle, die seine Gedichte beleben, knüpfen sich vorzüglich an die Eindrücke des Reichthums der südlichen Natur und der Pracht der Alpenwelt, die ihm hier zuerst entgegen traten, und die bey einem für Naturschönheiten so enthusiastisch eingenommenen Gemüthe die mächtigste Wirkung haben mußten. Die Gedichte: Beym Anblick des Montblancs, die Ufer der Rhone, die Pyrenäen, Vaucluse, Carrara ꝛc. tragen alle den Charakter inniger Empfindung und haben ein tiefes, stillsehnsüchtiges Element, wie die Natur selbst, mit der sie sich beschäftigen.

Davy ging über Nizza, Turin, Genua (woselbst er Versuche am Zitterrochen anstellte, die bekanntlich später sein Bruder fortsetzte), nach Florenz, wo er im März anlangte. Hier und in Rom war er nicht müßig: er stellte Untersuchungen über Diamant und Kohle an. Der südliche Gebirgs-Charakter der Appeninen scheint ihn mächtig angesprochen zu haben; es ist ein Fragment einer Schilderung der Appeninen bey Perugia übrig. Davy bezeugte dem ehrwürdigen Pabst Pius VII., von dessen Einzug nach der langen Gefangenschaft in Rom er Zeuge war, seine Ehrfurcht. Von seinem Aufenthalt in Neapel werden mehrere Gedichte mitgetheilt. Im Sommer 1814 gieng Davy über Mailand nach Genf. Einen Besuch bey Volta in Mailand, da dieser schon den Siebzigen nahe war, schildert er mit wenigen Zügen. In Genf konnte er seiner alten Neigung leben und angeln. Da er den Winter wieder in Italien zubringen wollte, so gieng er durch Tyrol. Hier gefiel es ihm außerordentlich und Tyrol, Kärnthen, Steyermark und Krain blieben die Gegenden seiner Sehnsucht; er kehrte immer wieder auf späteren Reisen hieher zurück. Eine Schilderung von Innsbruck, vom Brenta-Thal, das er für eines der schönsten Thäler erklärt, wird mitgetheilt. Davy gieng über Vicenza nach Ferrara und Bologna, besuchte die Flammen der Pietra mala und verweilte wieder in Rom. Der Reichthum an Zugvögeln lockte ihn zur Jagd in die Campagna. Von chemischen Arbeiten beschäftigten ihn hier seine bekannten Untersuchungen über die Farben der Alten. Von dem Besuch des Vesuvs und Monte Somma sind Skizzen vorhanden. Im Frühjahr gieng er über Botzen und den Brenner zurück.

Vom 5ten May schrieb Davy seiner Mutter aus London; spricht darin seine Freude aus, daß er wieder in England sey“, dem einzigen Land, wo man leben könne, wenn es auch interessant seyn möge, andere Gegenden zu sehen. Hiemit schließt der erste Band.

Als Davy von seiner ersten großen Reise auf den Continent zurückgekehrt war, nahm er seine chemischen Arbeiten wieder auf. Seine Aufmerksamkeit war zunächst auf die entzündbaren Gasarten gerichtet, die sich in den Kohlengruben erzeugen, und welche so häufig Explosionen verursachen und den Arbeitern dadurch gefährlich werden. Er studirte

dabey die Natur der Flamme und legte der königlichen Societät seine Untersuchungen darüber vor. Die Erfindung der Sicherheitslampe war eine Folge dieser Beschäftigungen, und dieselbe erwies sich so höchst nützlich, daß die Einführung der Lampe bald ganz allgemein wurde, trotz mancherley Vorurtheilen, welche man gewöhnlich gegen neue Erfindungen hat. Davy hat sich durch diese Erfindung die Ansprüche auf den größten Dank von einer Menschenklasse erworben, welche, wie die Arbeiter in den Kohlenbergwerken, in England so zahlreich und für Handel und Gewerbe so wichtig ist. Seit der allgemeinen Einführung dieser Lampe hat man wenig mehr von Explosionen und Verschüttungen gehört und wo solche noch statt fanden, ist immer große Unvorsichtigkeit, freyes Anzünden der Lampe u. s. w. die Ursache gewesen. In Folge dieser Erfindung konnten Gruben und Stollen wieder befahren werden, welche der gefährlichen Schwaden wegen schon ganz aufgegeben und verlassen waren, und Davy erlangte hiedurch einen ausgebreiteteren Ruf, besonders beym Volke, und eine größere Popularität, als es je durch seine übrigen Entdeckungen in der Chemie der Fall gewesen wäre. Zahlreiche und öffentliche Beweise der Anerkennung fehlten nicht; die Eigenthümer der großen Steinkohlenbergwerke in Newcastle, wo sich Davy schon im Jahre 1815 zur Untersuchung der Schwaden-Luft aufgehalten hatte, luden ihn im Jahre 1817 bey seiner Rückkehr aus Schottland zu einem großen Gastmahl ein und überreichten ihm hier ein Silberservice von 1200 Pfund Sterling im Werthe; an der Spitze der Subscribenten standen der Herzog von Northumberland und der Lordbischof von Durham.

Der Kaiser Alexander von Rußland überschickte Davy eine große silberne und vergoldete Vase, mit einem eigenhändigen Schreiben, worin ihm die besondere Anerkennung seiner wichtigen Erfindung ausgedrückt wird. Sein eigener Souverain ernannte ihn deshalb im Jahre 1818 zum Baronet.

Als Davy's Freunde ihm riethen, sich für seine Erfindung ein Patent geben zu lassen, verschmähte er es. „Er wolle keinen Geldgewinn von seiner Erfindung."

Weitere chemische Untersuchungen, so namentlich über Phosphor und Chlor, beschäftigten Davy

in diesem Zeitraum. Dabey wurde Schottland in mehrmals wiederholten Erholungsreisen in den Jahren 1815 bis 1818 von ihm besucht; einmal dehnte er seine Reise bis zu den Orkney-Inseln aus. Jagd und Fischfang beschäftigten ihn hier.

Im Sommer 1818 entwarf Davy den Plan zu einer neuen Reise auf den Kontinent. Sein Zweck war, ausser der Erholung, die Sicherheits-Lampe weiter zu verbreiten und auf chemischem Wege die in Herculanum vorgefundenen Manuskripte so weit wieder herzustellen, daß sie entziffert werden könnten.

John Davy theilt als Anhang zu diesem Kapitel aus seines Bruders note-books für diesen Zeitraum das Wichtigste mit. Es ist dieß alles sehr merkwürdig für den innern Bildungsgang dieses Mannes; es sind Gedanken und Betrachtungen über Dinge ganz anderer Natur als diejenigen, mit denen sich zu beschäftigen sein nächster Beruf war, und die allein eigentlich vor das größere Publikum kamen.

Davy hatte kein großes Interesse für Politik, selbst nicht für die seines Landes. Das Jahr 1816 aber war so merkwürdig, — das erste Friedensjahr nach so außerordentlicher Anstrengung, — daß Davy gleichsam mit Gewalt zu politischen Betrachtungen hingezogen wurde. *)

Die Gedanken über natürliche Religion und Offenbarung, in den note books niedergeschrieben, kehren in seinen späteren gedruckten Büchern wieder. Ein Gedicht über die geistige Natur des Menschen und seine Bestimmung stammt aus dieser Periode seines Lebens und ist für sie charakteristisch.

Im May 1818 verließ Davy England, um seine zweyte Reise auf den Kontinent anzutreten. Er ging durch die Niederlande nach Deutschland und über Regensburg auf der Donau nach Wien,

*) Hier eine Probe. „Alles Gute in der bürgerlichen Gesellschaft verdanken wir allmähliger Verbesserung, ruhigem Fortschritte. Sind die Blätter eines Baumes vom Mehlthau getroffen, so darf man sie nicht abnehmen; der Baum würde absterben. Man lasse sie ihren Dienst, so mangelhaft er ist, leisten, bis sie durch neue und gesunde Blätter abgestossen werden. II. 84.

von wo er einen Ausflug nach Ungarn machte und sich in die österreichischen Alpen wandte, die er so sehr liebte. „Ich kenne keine Gegend," sagt er darüber, „welche schöner ist, als die österreichischen Alpen, nämlich Südtyrol, Steyermark, Kärnthen und Salzburg. Die Mannichfaltigkeit der Landschaft, das Grün der Wiesen und Bäume, die Tiefe der Thäler, die Höhe der Berge, die Klarheit und Größe der Ströme und Seen, geben diesen Gegenden, meyne ich, einen entschiedenen Vorzug über die Schweiz. Die Bewohner sind weit angenehmer, mannigfaltig in Trachten und Sitten, Illyrier, Italiener oder Deutsche, haben sie alle dieselbe Einfachheit des Charakters; alle zeichnen sie sich aus durch ihre Liebe zu ihrer Heimath, ihre Verehrung gegen den Landesfürsten, die Wärme und Reinheit ihres Glaubens, ihre Ehrlichkeit, und, mit wenig Ausnahmen, durch ihre große Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen Fremde." Aus Krain ging er nach Pola und dann nach Venedig. Nach einem kurzen Aufenthalt in Rom eilte er nach Neapel, um sich dort mit den Manuskripten in Herculanum zu beschäftigen und zu versuchen, ob er denselben nicht die nöthige Festigkeit wieder geben könne, um ihre Entzifferung möglich zu machen. Anfangs waren die Erfolge günstig. Später verließ er Neapel wieder, um den Sommer in seinen Lieblingsgegenden, in den österreichischen Alpen zuzubringen. Er besuchte den Lago di Garda, das Etschthal, ging dann über Sillian, Brunneken, nach Villach, von hier über Udine nach Görz, in dessen Umgegend es ihm besonders gefiel; im Spätherbste kehrte er über Lucca, Florenz nach Rom und Neapel zurück, wo er im December eintraf. Reich und fleißig sind seine Reisenotizen besonders über die Alpen, in deren einsamen Thälern er nach Forellen angeln und dabey seinen Gedanken nachhängen konnte.

In Neapel beschäftigte sich Davy wieder mit den in Herculanum gefundenen und dem Ansehen nach verbrannten Papyrus-Rollen und außerdem mit der Betrachtung der vulkanischen Thätigkeit. Ueber beyde Gegenstände theilte er die Resultate der Royal Society im Jahre 1821 und 1827 mit.

Gegen die gewöhnliche Ansicht behauptete und bewies Davy, daß die Manuskripte in Herculanum nicht durch Feuer gelitten haben, sondern durch die langsame und innige Wechselwirkung ihrer eigenen Elemente, auf dieselbe Weise, wie im Laufe der Zeit Holz und vegetabilische Substanz in Braunkohle und Torf verwandelt wird. Er versuchte, zur Entfaltung der Rollen, als chemische Mittel vorzüglich Chlor und Aether, welche am ersten die bituminöse Substanz, wodurch die Blätter verklebt waren, lösen könnten. Diese chemischen Substanzen konnten den geschriebenen Buchstaben nichts schaden, da die Tinte der Alten aus Kohle bereitet wurde. Indeß scheiterten die Versuche, welche den günstigsten Erfolg versprachen, theils an der unzeitigen und unwürdigen Eifersucht der Vorsteher des Museums, theils an dem schlechten Zustande der Manuskripte, in Folge nachlässiger Ausgrabung, oder schlechter, den Einwirkungen der Luft preisgegebener Aufbewahrung und der rohen Versuche Anderer, dieselben zu entrollen.

Im Frühling 1820 kehrte Davy nach England zurück. Sein Bruder John war indeß in Ceylon gewesen und beyde waren sehr erfreut, sich nach langer Trennung wieder zu sehen.

Am 19. Juny war Joseph Banks, der bekannte reiche Patron der Naturwissenschaften und Begleiter von Cook, der so viele Jahre den Präsidentenstuhl der Royal Society eingenommen hatte, gestorben. Fast einstimmig wurde Davy als Banks Nachfolger zum Präsidenten gewählt und sieben Jahre lang fiel die Wahl stets wieder auf ihn.

In der Rede, die er hielt, als er das erste Mal präsidirte, ist besonders der Schluß vortrefflich. Davy brachte die Zusammenkünfte und Sitzungen der Akademie wieder empor; viele Mitglieder, die sich manchfaltiger Mißverhältnisse wegen zurückgezogen hatten, erschienen wieder regelmäßig. Davy setzte die wöchentlichen Abendgesellschaften, die Banks gegeben hatte, fort; nur verlegte er dieselben vom Sonntag auf den Sonnabend, da man Anstoß genommen hatte, einen dem Gottesdienst gewidmeten Tag hiezu zu wählen. Diese Abende bey Davy waren sehr besucht und belebt und der Mittelpunct der gelehrten und gebildeten Männer in London und der anwesenden Fremden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet etc.

(Fortsetzung.)

Indeß fühlte Davy bald die Beschwerden des Vorstandes einer Akademie, die, abgesehen von der Last kleinlicher Geschäfte, in jenen Mißverhältnissen beruhen, in denen viele Mitglieder unter sich und zur Gesellschaft stehen. Die Zurückweisung einer Abhandlung, welche jeder Verfasser für würdig hielt, in die transactions aufgenommen zu werden; eine schwarze Kugel zu viel für einen ehrgeizigen Bewerber zur Aufnahme; die beträchtlichen Ausgaben, welche die Stellung mit sich bringt, ohne daß ein Gehalt dafür ausgeworfen wäre; der Zudrang von Einheimischen und Fremden mit ihren vermeyntlichen großen Entdeckungen; das Begehren von Patenten für neue Erfindungen; alles dieß sind Dinge, welche dem Präsidenten am meisten zur Last fallen.

Am schmerzlichsten aber empfand Davy den Mangel an Zeit und Muße zu eigenen Untersuchungen. Er versuchte indeß alles, um der Akademie einen würdigen Wirkungskreis zu sichern und die ihm freygelassene Zeit für fernere wissenschaftliche Arbeiten zu benützen.

Untersuchungen aus dieser Zeit betreffen die Temperatur der Minen; die Widerholung der Oersted'schen elektromagnetischen Versuche, Betrachtungen über Imponderabilien im Allgemeinen; Bemerkungen über Faraday's Arbeiten über das Chlor; Ansichten über die Ursachen, welche die in Krystallen enthaltene Luft und darin eingeschlossene wässerige Substanzen bedingen.

Nach dem Schluße der Sessionen der Royal Society machte er Erholungsreisen in Schottland und Irland, wo er fischte und jagte; er besuchte den Riesendamm und die durch Buckland's Untersuchungen so berühmt gewordene Höhle von Kirkdale. Diese Ausflüge machte er theils allein, theils mit seinem Bruder und mit Dr. Wollaston. Im Jahre 1821 besuchte er Penzance und sah hier Mutter und Verwandte zum letzten Male. Die Bewohner seiner Geburtsstadt, die durch ihn berühmt geworden war, bewiesen ihm die ehrenvollste Aufmerksamkeit, und Davy fühlte sich glücklich in der heimathlichen Gegend und in der Jugend Erinnerungen.

Dann wandte er sich wieder nach Schottland. Die wilden Gegenden in den schottischen Hochlanden, Inverneß und Roß-shire, der Loch Maree u. s. w. zogen Davy besonders an. Hier konnte er in einsamen Stunden die Gedanken bilden, welche den Inhalt seiner Salmonia ausmachen. Gedichte aus dieser Zeit sind mehrere vorhanden; John theilt einige mit; zwey davon sind auf Lord Byron und dessen Tod geschrieben.

Der Zeitraum von 1823 bis 1826 umfaßt Davy's letzte wissenschaftliche Arbeiten und das Ende seiner Thätigkeit als Präsident der Royal Society.

Die oberste Behörde, welche die Aufsicht über den Bau der Schiffe führt, hatte sich an Davy gewendet, um ein Gutachten über den Kupferbeschlag der Schiffe zu erhalten, da dieser vom Seewasser so sehr angegriffen wurde, und große Verluste nach sich zog. Davy mußte hiezu ausführliche Untersuchungen anstellen, um zu prüfen, wie sich die verschiedenen Legirungen des Kupfers verhielten. Er fand, daß oft das reinste Kupfer mehr angegriffen wurde, als versetztes. Dieß mußte ihn wieder auf die elektro-chemische Wechselwirkung zwischen Kupferbeschlag und Seewasser führen und nach einer Reihe von Versuchen gelangte er zu dem Resultat, daß ein schwacher Zusatz von Zinn ein Mi-

nimum von elektro-chemischer Wirkung hervorbringe und solche Beschläge daher am wenigsten angegriffen würden, weil dadurch das elektropositive Kupfer negativ elektrisch gemacht wird. Obwohl diese technische Anwendung einer rein wissenschaftlichen Untersuchung, im Großen ausgeführt, nicht vollkommen den glänzenden Erwartungen entsprach, welche man darüber hegte, so ist doch der Gewinn für die Schifffahrt immer bedeutend. Der Hauptzweck freylich, den feindlichen Angriffen der Bohrwürmer und dem Anwachsen von Seegewächsen, wodurch das Holzwerk der Schiffe so sehr leidet, ein Ziel zu setzen, wurde nicht erreicht. Zur näheren Prüfung des Kupferbeschlags der Schiffe und der anwendbaren Schutzmittel machte Davy im Sommer 1824 eine siebenwöchentliche Reise auf der Nordsee, wozu ihm die Admiralität ein Dampfschiff zu Gebot stellte; er berührte dabey die Küsten von Hannover, Holstein, Dännemark und Norwegen und führte ein Tagebuch, wovon Auszüge mitgetheilt werden. Die Beschreibungen der besuchten Puncte, die Schilderungen der Begegnisse und gemachten Bekanntschaften gehören zu den anziehendsten des ganzen Buches.

Auf der Nordsee hatten sie heftige Stürme zu bestehen, und verloren einen Passagier. Ein Tag auf Helgoland zugebracht veranlaßt ihn zu einer Schilderung dieses interessanten Punctes; Armuth und Noth der Bewohner war damals sehr groß, eine Folge des Friedens, wo die Insel aufgehört hatte, der Hauptstapelplatz brittischer Waaren zu seyn, die trotz der Kontinentalsperre von dort eingebracht worden waren. Seitdem hat Helgoland als Seebad wieder viel gewonnen und Davy würde den Aufenthalt gegenwärtig weit anziehender finden. Die Küste von Norwegen, von Maudels bis Lauervig ist reich an den schönsten Scenen und Davy ist entzückt von den prachtvollen grünen Wäldern, welche die hohen Felsenufer bedecken, von den klaren Gebirgsströmen und den herrlichen Wasserfällen. Besonders gefiel ihm der Glommenfall, der an Schönheit den Rheinfall übertrifft und dessen Wasserfläche eine Breite, wie die Donau bey Wien hat. Eine mehrtägige Landfahrt auf der schwedischen Küste, am Wener-See vorüber nach Götaburg, ward ihm sehr verleidet durch die schlechten Wirthshäuser und die groben Bewohner. In Götaburg wurde er entschädigt durch die freundliche Aufnahme beym Kronprinzen von Schweden; er war den ganzen Tag bey ihm und spricht mit der größten Anerkennung vom Geiste, der Bildung und dem angenehmen Wesen der Kronprinzessin, die sich über viele wissenschaftliche und andre wichtige Gegenstände des Lebens beym Abendessen mit ihm unterhielt. In Helsingburg traf er mit Berzelius zusamen, den er schon 12 Jahre früher gesehen hatte. Die Persönlichkeiten beyder scheinen zu verschieden gewesen zu seyn, um sich inniger zu berühren; doch spricht Davy mit aller Anerkennung von Berzelius, lobt seine unermüdliche Thätigkeit und seine Genauigkeit im Experimentiren. Seine Manieren fand er nicht ausgezeichnet, eher etwas rauh; seine Unterhaltung beschränkte sich fast ausschließlich auf seine eignen Sachen. Oersted in Kopenhagen gefiel ihm wohl; er fand ihn „einfach, ohne Prätension; erfindungsreich bey geringen Mitteln und ein wenig von der deutschen metaphysischen Art.“ Mit Oersted war er bey Prinz Christian von Dänemark zusammen, der ihn in seinem einfachen Landhause mehrere Tage bey sich sah, ihn bewirthete und ihn in seine Parkanlagen begleitete. Davy verließ Kopenhagen, um über Kiel nach Altona zu Schumacher, dann zu Olbers nach Bremen zu gehen.

Als er am Grabe Klopstocks vorüber fuhr, stieg er aus und sah die drey Gräber in Ottensen; neben an war Kirchweih, Tanz und Volksjubel. Dieß regt ihn an zu ernsten Betrachtungen.

Den Tag in Bremen bey Olbers, mit Schumacher und Gauß schildert er als einen der vergnügtesten seines Lebens. Es war alles beysammen, was ein gebildeter Engländer wünschen mag, dir geistvollste, lebendigste Unterhaltung bey einem „excellent dinner.“ Gauß machte einen großen Eindruck auf ihn.

Das auf dieser Reise geführte und mitgetheilte Tagebuch Davy's führt uns in alle seine Gedanken und Neigungen ein und giebt das beste Abbild seines Wesens. Bewunderung von Gegenden und Naturscenen, Neigung zu stillen Gebirgsthälern, wo er jagen, angeln und einsam sinnen kann. Dabey fehlt nicht die englische Vorliebe für eine gute Küche;

überall beschreibt er, was für Speisen es gegeben hat, wie sie bereitet waren u. s. w.

Im folgenden Jahre, nach dem Schluße der Sitzungen der Royal Society, besuchte er die romantischen Gegenden von Westmoreland. Aus diesem Aufenthalt stammen mehrere poetische Fragmente.

Im Herbst befand er sich schon unwohl. Die natürliche Frische und Lebhaftigkeit seines Geistes hatte gelitten. Seine Mutter, die er so innig liebte, wurde gefährlich krank; er hoffte noch auf eine fröhliche Familienvereinigung in Penzance. Aber seine Mutter, die sich anfänglich wieder zu erholen schien, starb plötzlich im September; dieß beugte ihn sehr und verschlimmerte seinen eigenen Zustand. Als er seinen letzten Vortrag in der Royal Society hielt, war er nahe daran, in Ohnmacht zu fallen; er wurde so unwohl, daß er dem darauf gegebenen Essen nicht mehr beywohnen konnte. Im December 1826 hatte er einen Schlaganfall, in dessen Folge sich eine vorübergehende Lähmung der rechten Seite einstellte. Sobald es nur thunlich war, wollte er mit Zustimmung seiner Aerzte eine Reise auf den Kontinent antreten; er entschloß sich selbst mitten im Winter dazu und verließ London den 22ten Januar 1827, begleitet von seinem Bruder, der ihn bis nach Italien geleiten und dann auf seine Station nach Korfu gehen wollte. Sie hatten eine stürmische Ueberfahrt von Dover nach Calais und eilten, um Paris zu vermeiden, auf Nebenwegen durch die Picardie und Champagne nach Lyon; die Reisenden litten viel von der Kälte und den schlechten Wirthshäusern; doch ging es mit Davy's Befinden recht gut und sie kamen glücklich über den Mont Cenis, trafen aber dann in der Lombardei großen Schnee. In Ravenna erhielt Davy eine sehr freundliche Aufnahme bey dem päbstlichen Legaten, in dessen Palais er wohnte. Sein Bruder verließ ihn mit den besten Hoffnungen für seine Wiederherstellung.

In Ravenna fand Davy mancherley Beschäftigungen. Er war so weit wieder hergestellt, daß er ausreiten und jagen konnte. Den Abend las er oder unterhielt sich. Viel war er mit Byron's Dichtungen beschäftigt, wozu ihn wohl der Aufenthalt in Ravenna noch mehr veranlassen mochte; hier lebte die aus Byrons Leben bekannte Gräfin Guiccoli, die den Kranken selbst besuchte. Seine Notizenbücher aus diesem Zeitraum sind sehr reich und enthalten viele Plane zu neuen physikalischen Untersuchungen. Er machte auch selbst elektrische Versuche am Frosch und Zitterrochen, die jedoch zu keinem bestimmten Resultate führten. Ueber Zug und Wanderung der Vögel und Fische stellte er mancherley Beobachtungen an. Schon im April wandte er sich in seine geliebten Alpengegenden; am 15. April kam er in Görz an und gieng dann nach Laybach, wo er bis Ende May blieb und in den Alpenbächen fischte. Dann gieng er nach Grätz, besuchte Ischl und den Traunfall. Von Salzburg schrieb er an Gilbert und drückte den Wunsch aus, sich von der Leitung und directen Theilnahme an den Geschäften der Royal Society zurückzuziehen. Von Salzburg wandte er sich nach Bayern, besuchte München, zog aber bald wieder seinen Lieblingsgegenden, den Seen und Alpenbächen zu; er besuchte den Starnberger See, gefiel sich aber am besten am Chiemsee und Kochelsee. Ueber den Bodensee und Schafhausen ging er dann nach Zürich, an den Wallenstädter See, bog aber bald wieder nach Tyrol ein, wo ihn das Innthal besonders anzog. Sein Uebelbefinden scheint ihm jedoch nirgends eine rechte Ruhe gegönnt zu haben, denn er blieb überall nur kurze Zeit.

Im August war er schon wieder in Villach und in den Kärnthner Alpen. In Laybach bekam er gallichte Zufälle. Dieß mahnte ihn dann zur Heimreise. Im September ging er zum vierten Male über den Brenner und durch das Oberinnthal, das ihm sehr gefiel, über Füssen, nach Kempten. Zwischen hier und Ulm fiel ihm der üppige Wuchs des Hopfens bey Memmingen auf, den er bewunderte, und den er höher als irgendwo sonst sich ranken sah.

Aus St. Goar schreibt er von dem prachtvollen Abend, den er am Rhein genoß. Er war aber zu unwohl, um der Schönheit des herrlichen Stroms sich recht zu freuen. Er eilte rasch heimwärts und landete glücklich am 6. October in Dover. In London blieb er nicht lange, da er weder Gesellschaften besuchen, noch wissenschaftliche Arbeiten unternehmen konnte. Er brachte den November und December bey seinem alten Freunde

Roole auf dem Lande in Sommerset-shire zu. Hier schrieb er seine Salmonia oder Days of flyfishing; da ihm die Jahreszeit nicht erlaubte zu angeln und dabey zu denken und zu sinnen, so versetzte er sich in der Erinnerung in diese seine Lieblings-Beschäftigung.

Dieß kleine Werk, welches in England so viel Beyfall erntete, daß es mehrmals aufgelegt wurde, ist einiger Maaßen in der Anlage mit seines Lieblings-Schriftstellers Isaac Walton's Complete Angler or contemplative Man's Recreation übereinstimmend. Es ist in dialogischer Form abgefaßt und beschäftigt sich vorzüglich mit den Gegenständen der Angelkunst, mit den verschiedenen Arten der Gattung Lachs. Er beschränkt sich übrigens nicht bloß hierauf, sondern beschreibt die Geschichte und Lebensart dieser Fische und giebt eine Darstellung der besten und fischreichsten Flüsse Europa's. Eine Menge anziehende Betrachtungen der manchfaltigsten Art schließen sich daran an, indem die vier Freunde, Halieus, Ornither, Poietes und Physicus sich auf ihren Angel-Reisen unterhalten und einander ihre Ansichten und Erfahrungen mittheilen. Das große Talent, welches Davy hat, von den sinnlichen Gegenständen der Natur auf die übersinnlichen Beziehungen und Endursachen zurückzukommen, entfaltet sich hier im reichsten Maaße. Eine der gelungensten Darstellungen, wo die Freunde, nachdem sie ein Adlerpaar lange beobachtet hatten, auf den thierischen Instinkt und dessen Verhältniß zur Vernunft, zur menschlichen Erziehungsfähigkeit und dann zur Offenbarung kommen, ist mitgetheilt und macht den Wunsch sehr rege, wir möchten von dieser Salmonia eine ähnliche gelungene Uebersetzung erhalten, wie von den Last days of a philosopher, durch deren Uebertragung sich Herr von Martius viel Verdienst erworben hat. Für Engländer muß das Buch noch mehr Interesse haben, weil den Personen des Dialogs wahre Charaktere zu Grunde liegen. Halieus ist der als Mensch und Arzt hochgeachtete Dr. Babington, der seinem Freunde Davy bald in die Ewigkeit nachfolgte.

Wir nähern uns nun den letzten Tagen Davy's. Da er in England seine Genesung nicht finden konnte, erwachte in ihm eine neue Sehnsucht nach seinen geliebten Alpen. Er reiste Ende März von

London ab, begleitet von einem jungen Arzte, James Tobin und eilte über den Rhein und die Donau ohne Aufenthalt nach Laybach, wo er fischte und jagte und naturhistorische Betrachtungen machte. Später ging er ins Traunviertel und brauchte die Soolenbäder in Ischl, kehrte aber bald nach Steyermark zurück, um den hohen Sommer in den Thälern an der Save zuzubringen, die er für die schönsten hielt, welche er gesehen hatte. Hier in der stillen Einsamkeit freute er sich der Entfernung von dem geräuschvollen London und hier entwarf er den Plan zu seinen „Letzten Tagen eines Naturforschers oder Tröstungen auf Reisen.“ Im October gieng er nach Triest, um seine Untersuchungen über den Zitterrochen fortzusetzen, und sendete die Resultate seiner Experimente an die Royal Society. Dieß war seine letzte Arbeit für die königliche Societät. Im November gieng Davy nach Rom. Trotz fortwährenden Uebelbefindens schrieb er hier mehrere Dialoge für seine Consolations in travel und arbeitete die Salmonia für die zweyte Auflage um.

Davy's Uebelbefinden vermehrte sich und die Lähmung der einen Seite nahm trotz der strengsten Diät und Lebensweise zu; doch arbeitete er mit Freudigkeit an seinem letzten Werke. Er mußte die Briefe an Freunde und Bekannte diktiren. Sein Bruder, von großen Besorgnissen getrieben, verließ seine Station in Malta und eilte nach Rom; er schildert die große Freude, welche Humphry über seine Ankunft empfand; dieser hatte sich sehr verändert, war bleich und mager geworden und ohne alle Hoffnung auf Besserung und Wiedergenesung; er wies auf freundliche, aber entschiedene Weise ab, was ihm der Bruder deshalb zum Troste sagte. Seine Seele war ausnehmend klar, heiter und ruhig und stets geduldig. John übernahm nun selbst die ärztliche Pflege; im April kam Lady Davy und brachte ihm die zweyte Auflage seiner Salmonia, was ihn sehr erfreute.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

J. Andreas Schmeller's Bayerisches Wörterbuch. Vier Theile. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827 — 1837.

Mit Vergnügen kündigen wir unsern Lesern die Vollendung eines Werkes an, das, ein Resultat der Forschungen und Bemühungen beynahe eines Menschenalters, für die Begründung und Bereicherung der deutschen Sprachwissenschaft von unzuberechnendem Nutzen ist, und jedenfalls als ein Muster deutschen literarischen Fleißes und Scharfsinnes unsere höchste Achtung verdient. Ehe wir jedoch von dem Werke selbst, dessen Reichhaltigkeit und Gründlichkeit sprechen, wird es diensam seyn, vorerst einen Blick auf die Geschichte der deutschen Dialekte und ihre wissenschaftliche Behandlung zurückzuwerfen, damit die Eigenthümlichkeit, der Werth und die Würde dieses neuesten Idiotikons desto mehr ins Auge trete.

In der ältern Zeit behaupteten sich die germanischen Mundarten durchaus in ihrem Rechte und in ihrer Anwendung, wie im Umgang, so auch in der Schrift. Es gab, nach den zwey Hauptstämmen des deutschen Volkes, oberdeutsche und niederdeutsche Mundarten. So schrieben denn die Chronisten, die Depositäre der Zeitereignisse, in dem Dialekt ihrer Landesgenossen, und die Leutpriester sprachen zu ihren Zuhörern in der volksüblichen Mundart. Doch fand, seit undenklichen Zeiten, eine Bevorzugung des ober- oder hochdeutschen Dialektes immer Statt, und der niederländische trat immer mehr, in schriftlichen Documenten, in engere Grenzen zurück. Es hieng dieser Umstand von dem Stylus curiae und dessen Einfluß ab, so daß unter den Karolingern und deren Nachfolgern die fränkische Mundart, unter den Kaisern aus dem 11 — 13ten Jahrhundert die oberrheinische, unter den österreichischen, zumal seit Max I., die ost- und westlechische, als Hof- und Gerichtssprache sich geltend machten, welchem Gebrauche sich denn auch die Dichter und Redner, Gelehrten und Gebildeten jederzeit fügten. Und, nachdem nun vollends nach Erfindung des Bücherdruckes eine Einförmigkeit und Uebereinstimmung der Ausdrucksweise immer dringenderes Bedürfniß wurde, und überdieß Luther, durch seine Bibelübersetzung, der Hof- oder oberdeutschen Mundart einen gewisser Maßen heiligen Typus aufgedrückt hatte, so war die Fortdauer und Ausbreitung dieser Mundart, als Schriftsprache, fortan gesichert und begründet.

Das gemeine Volk jedoch in allen deutschen Landen ließ von der, von den Vätern ererbten eigenthümlichen Mundart nie und nirgends ab; und während die scandinavischen Dialekte und die holländische (plattdeutsche) Mundart sich sogar als eigene Schriftsprachen ausbildeten, bewahrten die übrigen Provinzen ihre Dialekte in unveränderter Frische und Reinheit; und nicht nur der gemeine Mann, sondern auch der Gelehrte und Gebildete, bediente sich des Mundartlichen mindestens im Umgange mit seines Gleichen und im Handel und Wandel des gemeinen Lebens durchaus, obwohl sie übrigens alle, sobald sie sich allgemeiner Verständigung versichern wollten, die Bücherspräche, das Hoch- und Schriftdeutsche, zu sprechen und zu schreiben sich herbey ließen.

Mit dieser, zur Zeit noch allgemein üblichen Schrift- und Bücherspräche befaßten sich nun ausschließlich die deutschen Sprachforscher und Sprachlehrer seit ungefähr drey Jahrhunderten, während die alte deutsche Sprache und die besondern Dialekte — jene als einer vergangenen Zeit längst ver-

fallen, diese als nur einer und der andern Provinz eigenthümlich und verständlich — bey Seite gelegt, ja wohl gar als fehlerhaft, als Archaismen und Provinzialismen, bezeichnet und verworfen wurden. Unter diesem beschränkten Gesichtspuncte faßte auch Adelung die Schriftsprache auf, die er, als hochdeutsche, in seltsamem Gegensatze, von der „groben“ oberdeutschen Mundart ausscheiden, und als allein zulässige, richtige Ausdrucksweise gelten lassen wollte. Sein Wörterbuch, das übrigens von gründlicher, besonnener Forschung allorts Zeugniß giebt, galt fortan als Codex des hochdeutschen Sprachgebrauches; und während man, nach dem Vorgang dieses großen Forschers, die Formen der alten Sprache, so wie die „Unformen“ der Dialekte höchstens als Belege der reinen, feinen „Meißnischen“ Mundart und Büchersprache anführte, in welcher das Edelgut aller Dialekte sich vereinigt und verschmolzen haben sollte: geriethen die gemeinen Mundarten in den Augen der Schriftgelehrten immer mehr in Mißachtung, ja Verachtung, die provinciellen Wörter und Formen wurden aus den Gerichten verbannt, von den Kanzeln verdrängt, in den Schulen verpönt, so daß jeder, der auf Bildung Anspruch machen wollte, sich wohl hütete, im Auskehricht der Landessprache zu wählen, und in dem gemeinen Wegwurf Perlen suchen zu wollen.

Dessen ungeachtet gab es doch einzelne, vorurtheilsfreye Männer, die wenigstens aus Liebhaberey diese Wildgewächse auf der Almende des gemeinen Volkes ihrer Aufmerksamkeit würdigten, und, zu ihrem Vergnügen, Florilegien anlegten. So — um nur von Oberdeutschen zu reden — Hübner, Zaupser, Rottmanner, Häslein (Nürnberg), v. Delling. — Andere Sprachforscher, indem sie die deutschen Dialekte unter sich und mit der alten Sprache obenhin verglichen, fanden Anhalts- und Vergleichungspuncte genug in den provinciellen Wörtern und Formen, um sie zu praktischen Zwecken und wissenschaftlichen Erörterungen benutzen zu können; wie Fulda, Popowitsch, Höfer, Kaindl. Man gieng noch weiter; man überzeugte sich, daß jeder, auch der gemeinste und dem Scheine nach verderbteste Dialekt ein organisches Leben, eine gesetzmäßige Bildung, ein in sich begründetes und mit den andern zusammenhängendes Wesen habe,

daß die Mundarten nicht nur ein geschichtlich begründetes Recht hätten, zu existiren, sondern auch einen bedeutenden Antrieb und Zuwachs geben könnten zur Fortbildung, Bereicherung und Begründung der deutschen Sprache überhaupt, als reichhaltige Fundgrube für die Kunde der Natur, des Rechts, der Sitten, des Landes und des Volkes. Nach diesem Begriffe und in der wissenschaftlichen Ansicht behandelten Stalder den schweizerischen Dialekt, und Chr. Schmid den schwäbischen.

Erst aber seit ungefähr dreyßig Jahren gewann die Dialektologie ihre eigentliche Bedeutsamkeit für die Sprachwissenschaft, seitdem durch die Bemühungen von J. Grimm, Beneke, Lachmann, Docen, Graff u. a. die altdeutsche Sprache und Literatur, in ihren reichhaltigen Monumenten, wieder zum Vorschein gebracht, und für ihre Wörter und Formen Gesetze aufgefunden und Sammlungen angelegt worden. Es kam nun ins Klare, daß einerseits die strenge, etymologische und grammatische Begründung der neuern Sprache in der ältern fuße, anderseits diese selbst erst in den Dialekten, die, wie ein ungelichteter, großer Forst, neben einem künstlich angelegten Lusthain, in ewig verjüngter Kraft fortwuchern, ihre volle Erklärung und frische Ergänzung fänden, und daß überhaupt durch die Nebeneinanderstellung der ältern und neuern Schriftsprache und der noch lebenden Mundarten „die organische Einheit des gesammten germanischen Sprachstammes sichtbar werde, und der durchgehende Parallelismus, unter welchem seine Aeste von Knoten zu Knoten auseinander treten.“

Von diesem streng wissenschaftlichen Standpuncte aus betrachtete und behandelte nun unser gelehrte Verfasser die Sprache der Bayern, ihre eigenthümlichen Wörter, Formen und Redensarten. Es ist darum dieß Werk mehr, als ein sogenanntes Idiotikon, das sich nur mit den noch lebenden Ausdrücken irgend eines besondern Landstriches beschäftigt; es ist zugleich ein Glossarium der altdeutschen, zumal oberdeutschen, von jeher gangbaren, oder doch sonst vorkommenden Wörter und Formen; und selbst als bloßes Idiotikon, das sich zunächst mit der ältern und ältesten Provincial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande,

befaßt, hat es eine so breite Unterlage gewonnen, daß diese Sammlung sich auch auf die übrigen oberdeutschen Dialekte, die sich ja ohnehin in allem gegenseitig berühren und ergänzen, wenigstens in ihren Hauptformen erstreckt und verbreitet. Es kann also dieses Wörterbuch nicht nur als nothwendige Ergänzung des Adelung'schen, so wie jedes andern gelten, da es die in der allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in derselben Bedeutung üblichen Wörter enthält, sondern auch als Grund- und Musterbuch für ähnliche Werke angesehen werden, welche den Dialekt und eine gründliche Behandlung desselben zum Vorwurfe haben.

Die Quellen, woraus der Verfasser geschöpft, sind theils mündliche Ueberlieferungen, die er aus dem Munde des gemeinen Volkes abgelauscht, theils literarische Hülfsmittel, welche er S. XI. — XVI. der Vorrede namentlich aufzählt. — Eine Hauptschwierigkeit, die der richtigen Abfassung des Dialektischen und dessen Bezeichnung im Wege steht, ist der Umstand, daß der gemeine Mann die Wörter, um sich dieselben recht und gerecht zu bilden, durch Ausstoßung der Vocale und Consonanten, ja ganzer Sylben dem hochdeutschen Ohre nicht selten unverständlich, und zur Bezeichnung durch die gewöhnliche Schrift untüchtig macht. Der Verfasser suchte diesem Mißstande, der indessen alle Beachtung des Sprachforschers verdient, dadurch abzuhelfen, daß er jedes dieser Wörter, nachdem er es in gewöhnlicher deutscher Schrift aufgeführt, auch in der Form der dialektischen Aussprache bezeichnet hat. Hiezu reichte nun aber freylich unser Alphabet nicht hin, und es mußten namentlich die verschieden lautenden Vocale, e, durch besondere Zeichen modificirt, und durch eigene Orthographie näher bestimmt werden. Zur Erkenntniß derselben, überhaupt des Grammatikalischen, muß auf das, eben so gründlich als fleißig bearbeitete Werk des Hrn. Verfassers: „die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt" (München, 1821) hingewiesen werden.

Nachdem so jedes Wort, und dessen Form, auch in grammatischer Hinsicht angegeben und, wo möglich, auch in der ältern Sprache nachgewiesen worden: so wird es sofort in seinen verschiedenen vom Hochdeutschen abweichenden Bedeutungen klar und einfach bezeichnet, und in allen Ableitungen und Zusammensetzungen verfolgt, wozu denn reichhaltige Belege aus der mündlichen Ueberlieferung und aus älteren und neueren Schriften angeführt werden. Zuletzt kommt noch, wo es nöthig und thunlich ist, die Abstammung und die Verwandtschaft desselben zur Sprache, jedoch mit der größten Umsicht, so daß nur entschieden unzweydeutige Belege in den nächst verwandten, zumal germanischen Dialekten gegeben, und, mit Vermeidung aller weit hergeholten Conjecturen und einer prunkenden Sprachgelehrsamkeit, die bloßen Thatsachen in aller Treue hingestellt werden.

Um dieses Verfahren unsern Lesern einiger Maßen anschaulich zu machen, wollen wir ein kürzeres Beyspiel ausheben, welches man mit dem, was Adelung (v. Luge und lugen) und Chr. Schmid von dem, übrigens im Oberdeutschen sehr gangbaren, guten Worte, anführen, so fort vergleichen möge:

Luegen (schwäb. luəgə̃, altb. u. o.pf. seltener vorkommend luəgng, lougng), a) schauen (a Sp. luogên, gl. a. 141. 431. 443. 515. 556. i. 869. 873. 935), sichtbar seyn, zum Vorschein kommen, prominere; bey Otfr. schauen; das agf. locian, engl. locks, scheint mehr der Bedeutung, als der Form nach identisch). Luə', o. pf. lou'! sieh! gieb acht! louts! ey seht mir doch! „Der Fürst (Herzog Albrecht III.) lugat stätig zu aynem Venster aus, do sprach der arm Mann: gnädiger Her, ewr ausluegen ist mein groß Verderbn, wan jr solt merken mein clag." Gem. Reg. Chr. III. 563. Wstr. Btr. IV. 209. „Visere schawen, tueri luegen." Voc. v. 1445. luegen ze einem Ding, darauf sehen, deßhalb Sorge tragen. „Man luegte zu der Statt werlichkeit." Wstr. Btr. V. 194. „Trewlich dazu luegen, das chain schad geschech." Meichelbeck Chr. B. II. 123. — b) (Hoiß) lauern, aufpassen. „Darumb laureten und luegten sie eben auf sie" Av. Chr. Auf den Thürmen und Thoren luegen speculari. Gem. Reg. Chr. II. 60. 93. 167. oder Luegins-Land, Name ehemaliger Wartthürme z. B. in Nürnberg, Augsburg, München (wo noch ein Gäßchen nach einem solchen benannt ist). „Kaiser

Probus entwich in einen gar hohen weiten Thurn, den hätt er vor ein Wart oder Luge in das Land bauwen lassen.“ Av. Chr. — Der oder das Lueg, 1) der Lauerplatz, die Höhle. 2) Fuchslueg. Auch als Nom. Propr. für Localitäten üblich, z. B. der Paß Lueg im Salzburg, Sammler für Tyrol IV. 58. Duckher salz. Chr. 155.

„Es kamen auch mit guetem Fueg
Die Ramelstainer von dem Lueg,“

(alias zum Loch an der o. pf. Laber) Hund St. B. I. 310.

(Schluß folgt.)

Memoirs of the Life of Sir Humphry Davy, Baronet etc.

(Schluß.)

An einem schönen Apriltag äußerte er den Wunsch auszufahren. Eine solche Fahrt in die herrliche, frühlingsgrüne Campagna erfrischte ihn wieder und erregte von Neuem die Sehnsucht nach den kühleren Alpengegenden. Er entschloß sich daher über Florenz, Carrara und Massa nach Genua zu gehen, wo ihn die prachtvolle Aussicht von den Appenninen über das Meer erheiterte und fröhlich stimmte. In Genua konnte er die Umgebungen der Stadt im offenen Wagen besuchen. Er gieng, immer in Begleitung seines Bruders, über Turin und den Mont Cenis; noch einmal sollte er die Alpenthäler im Frühlingsschmuck sehen und sein Herz an ihrer Pracht und Frische erquicken. Am 28. May traf er in Genf ein. Die letzte Tagreise war kurz gewesen, er hatte sich munter unterhalten und faßte wieder Hoffnung zur Genesung. Im Gasthofe lehnte er sich über das Fenster seines Zimmers und begrüßte den See; es kam ihm die alte Sehnsucht, die Angelruthe wieder auszuwerfen und sich an den kühlen Fluthen der Rhone zu ergötzen. Hier erfuhr er den Tod seines alten Freundes Thomas Young. „Ich war nicht gegenwärtig,“ erzählt sein Bruder, „als ihm Lady Davy diese Nachricht mittheilte; aber als ich zurückkam, sah ich ihn bewegt und er

erzählte mir, wie tief es ihn ergriffen habe; er vergoß Thränen. Bald aber faßte er sich und sprach über gleichgültige Dinge.“

Nach dem Essen ließ er sich, wie gewöhnlich, vorlesen und um 9 Uhr bereitete er sich, zu Bett zu gehen. Beym Auskleiden stieß er sich heftig am Ellbogen gegen das Sofa. Die Wirkung war außerordentlich; er sank plötzlich zusammen, bekam ein allgemeines Zittern, fühlte heftige Schmerzen an der gestossenen Stelle und sprach von einem Gefühl, als wenn er sterben sollte. Man brachte ihn eilig ins Bett. Die schmerzhaften Empfindungen verloren sich indeß nach wenig Augenblicken und verschwanden völlig. Aeußerlich war nichts zu sehen; aber die allgemeine Wirkung des Stosses erschreckte seinen Bruder nicht weniger, als ihn selbst. Ein schwacher Fieberschauer stellte sich ein, er nahm eine Gabe Opium und wünschte noch, man solle ihm etwas vorlesen, damit er unter angenehmen Bildern einschlafen könne. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr wünschte er allein zu seyn; sein Bruder zog sich zurück, wurde aber schon um halb drey Uhr von dem Diener, der bey Davy schlief, geweckt. Er fand ihn bereits als einen Sterbenden, ohne Bewußtseyn, den Athem krampfhaft, den Puls unfühlbar.

Wenige Minuten nachher nahm er die letzten Athemzüge wahr. So starb Davy eines ruhigen Todes am 29. May 1829 Morgens 3 Uhr.

Man besitzt mehrere Abbildungen von Davy. Das Bild, welches dem ersten Bande der Biographie beygegeben ist, stellt Davy in seinem 23ten Jahre vor. Das Original befindet sich im Besitze seines Freundes Poole und ist gefertigt, als er sich im Anfange seiner glänzenden Laufbahn zu London befand. Man verweilt mit Vergnügen auf den zarten und geistreichen Zügen des jugendlich blühenden Angesichts, auf welchem der englische National-Charakter dem Beschauenden lebhaft entgegentritt.

R. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

J. Andreas Schmeller's Bayerisches Wörterbuch ꝛc.

(Schluß.)

Vielleicht auch Lue (Lou) bey Pfreimt so zu deuten. Luag scahharo Räuberhöhle, Otfr. 2, 11, 46; luog, plur. luogir gl. i. 934. u. 202. „Der leu in luoge sineme“ leo in spelunca sua. „Hol oder luoch antrum. In daz luoch, in speluncam.“ Windb. Psalt. „Diu gesah in einem steine ein vil wenigez luoch.“ (Das Kind Jesus) „hete da gehuttet in einem engen luoge.“ „Der luoch, do in sie muter intruoch.“ Wernh. Maria p. 173. 177. 188. 2) Im Spott oder Scherz: das Bett. „Wiə! ausserə mal aus'n Lueg! Die Lueg, Weibsperson, die gerne lauert, gafft. Der Lueger, die Luegerinn, Person, die auf der Lauer ist; die gerne lauert, gafft. „Kundschafter und Lueger“ Gem. Reg. Chr. III. 65. *) Der luegerturn Wartthurm, MB. XVIII. 199. Der Auflueger, Aufseher. Zur Aufrechthaltung der Fischerey-Ordnung am Starnbergersee sind zwey Auflueger, der obere und der untere, aufgestellt. „Die Fronboten, die sind Auflueger, das niemand pauwen sol an die Tül oder Maur. Münchner Magist. Verord. v. 1370. Wstr. Btr. VI. 94. Gem. Reg. Chr. II. 426. — Der Zuelueger bey den Salzwerken. Lori Berg R. 303. 390. — c) verluegen, überluegen, O. Pf. durch einen neidischen Blick (λοριὸν ὄμμα) bezaubern und an fernerem Gedeihen hindern; neugriechisch ματίζειν. Və'lou't, übe'lou't, also bezaubert. Dés is z. B. ə schêi's Stückl Vêihh, mit dem Beysatz: schollt 's kaə üb. ls Augh aə schauə, hört man oft. In gl. i. 554. mit luagalinemo ougin lubrico lumine (spectare sacram formam) ist wohl ein lüsternes zu verstehen.

Fragt man nun noch nach dem Umfange dieses Sprachwerkes, und nach der Reichhaltigkeit in dessen Artikeln, so dürfte schon, um einen ungefähren Begriff davon zu geben, die bloße Bemerkung genügen, daß allein, nach dem Ausweis des Registers (IV. B.), nahe an die 5000 Wortstämme in allen vier Theilen aufgeführt und erörtert werden. Um aber diesen überreichen Schatz des bayerischen Dialekts, wie er in diesem Werke erscheint, im Einzelnen vor das Auge zu stellen, und so ferner zu zeigen, welche große Ausbeute hier für die Sprache, das Leben und die Wissenschaft, zu gewinnen sey: wollen wir wenigstens die, dem Dialekte eigenthümlichen Stammwörter aus dem Buchstab R aufzählen, mit Umgehung jedoch aller Derivaten und Compositen, so wie der auch im Hochdeutschen üblichen, wenn auch durch Form und Bedeutung in der Mundart abweichenden Wörter. Es sind ungefähr folgende (Th. III. S. 1 — 175): rauen, raunzen, heulen, winseln, weinerlich bitten (auch schwäb.); — die Räben, die weiße Feldrübe; der Rabisch, das Kerbholz; der Rib, Wendung, Krümmung, Rank; der Robler (salzb.), Raufheld; die Robat, Scharwerk, Frohndienst; — rächsen, den Speichel mit hörbarem Laut herauf holen und auswerfen; rech, rauh, trocken; der Geruch, der Ruf, fama, „im Geruch der Heilig-

*) In Oberschwaben wird Lueger auch in der Bedeutung von Auge gebraucht, doch nur im verächtlichen Sinne. Thue deine Lueger auf, öffne deine Augen, gieb Acht! (wie auch Loser, Luser statt Ohren) Deßgleichen heißt das unwillkührliche, krampfartige Anstarren, Fixiren des Auges: der Lueger. Den Lueger hân.

Anm. des Ref.

keit;“ ruechen, übermäßig besorgt seyn, immer mehr zu bekommen; daher der Ruech, ein Habsüchtiger, ein Nimmersatt; — rackern, sich abmühen; der Reckholder (schwäb.), Wachholder; der Rick, fortlaufende Reihe, Gestell, um etwas daran aufzuhängen; der Ruck, Hairuck, Dunst in der Atmosphäre; rückeln, nach Rauch riechen oder schmecken; auch: mit Schnellkügelchen spielen; — raden, sieben, das Getreid reinigen; raideln, drehen, kräuseln; reden, sichten; reiden, wenden, flechten; der Rid, das Fieber (auch Ritt); der Ridel, Flechte, Geflecht; ridisch (rüdisch?), rauh, grob; rieden, reuten, räumen; wie roden; die Rodel, rotulus, Register, Liste; auch Art Kinderschlitten; rodeln, röcheln; rödeln, rollen machen; zu runden Kügelchen, zu Grütze mahlen; — der Rafen, der Dachsparren; die Rafel, das Vordach; das Reff, die Raufe; reffen, rupfen, zupfen; die Ruft, Schorf, rauhe Rinde; — ragen, starr seyn, rigere; der Raiger, der Reiher; der Rig, verschnittenes männliches Schwein; der Rigel z. B. Feld, Wald ꝛc., ein Strich, eine Strecke; ingleichen ein kleiner Balken, davon Rigelweg; item Art weibliche Kopfbedeckung (Rigelhaube), rigeln, rütteln; rogel, roglich, nicht ganz compact oder dicht gedrängt; die Rogel, Geldrogel, Düte, Geldrolle; rogeln, röcheln; die Rueg, gerichtliche Anklage; Vergehen, Verbrechen; Buße, Strafe; das Gericht selbst; das Rögklein, Brödchen aus Waizenmehl; der Rugk, Primitivform von Rücken; — die Rahen, Rachen, Holz oder Stange, welche die Bäume eines Floßes oder Waldschragens nach der Quer verbindet; Maßstab für aufgeschichtetes Scheiterholz; reihen, reigen, mit weiten Stichen nähen, heften, zu Faden schlagen; röheln, rüheln, röcheln, wiehern; schreyen wie der Esel; — ralen (schweiz. rahelen), herumlaufen; wie rollen, rollzen (auch schwäb.), die Rollen, runde Schelle, nieders. Pingel; rülzen, schäckern; — der Râm, Ansatz von Schmutz, sordes; beramen, einen gerichtl. Termin festsetzen; der Rammer, Schafbock, Widder; die Rem, Gestell; (schwäb. Ram); der Riemen, Querholz im Wasserbau; Riemisch-Mehl, das Beutelmehl; der Rummel, Vorfall, Handel, Kriegslärm; — der Rampf, die Rinde, besonders vom Brod; rampfen, raffen; rimpfen, ritzen, und zusammenziehen; ramsen, ausschelten, corripere; — râ n, schlank, schmächtig; der Rain, der Uferhang, z. B. Lechrain; rainen, abgränzen; renneln, Haber, Gerste, Erbsen ꝛc. enthülsen; die Rein, flaches Becken; der Reinank, gewöhnlicher contrahirt: der Renk, ein Fisch; die Ron, Baumstamm, besonders ein vom Wind sammt den Wurzeln ausgerissener; die Randen, die rothe Rübe, Range; der Ranken, der Fußknochen, Knochen; ranken, das ausgebreitete Heu ranken, es nach geraden Linien zusammenrechen (schwäb. loreyen); der Rinken, die Agraffe, (schwäb. die Schuhschnalle); die und der Runs, Runst, das Rinnen, Fließen; Rinnsal, Bach; der Rant, wie Rank; die Ranten, der Schößling; ranzen rec., sich strecken „sich ranzen und stranzen;“ — der Raup, Räupling, einjähriges Stück Rindvieh; fig. Taugenichts, Lotterbube; der Rupfen, der Wocken; Werg; Leinwand aus Werg; — rêren, fallen oder rinnen lassen; — der Räß, Zeug, dessen Grund Lein und dessen Eintrag Wolle ist; räß, besondere vom Geschmack, stechend, recent; fig. heftig, muthig; der Râß, Honigwabe; die Reß, hochd. die Rösche; reisen, risen, riseln, sinken, fallen, klein regnen; ris, Bettris, bettlägerig; die Risen, Rinne an einem Berge; auch künstlich erbaute Rinne; das Gereusch, das Eingeweide, meistens von Thieren; die Rusch, die Ulme; ruesch en, übereilt handeln; raspeln, eilfertig sammeln; der Reispel, Reiserbüschelchen; reispen, abreispen, abzupfen; auch reisten; die Reisten, Kaute, Knocke Flachses; die Riester, die Pflugsterze; der Roster, das Verzeichniß, die Liste; der Rüst, der Werkzeug, das Geräthe; — der Rat, Ratel, Trespe und Unkraut überhaupt; raiten, rechnen, Rechnung stellen; die Rait, Hofraiten, Hofraum; die Reiter, das Sieb ꝛc.; das Reut, Gereut, der ausgereutete Platz; der Ritt (in Federritt), schweiz. Ritte, f., Reite, Indelt; der Röthel, ein Fisch, vulg. Schwarzreiterl; auch ein Vogel, Stainrötel; der Rott, Rost, rötten den Har, i. e. Flachs, ihn in Verwesung bringen, rösten; die Rutten, die Aalraupe; — der Ratz, Mülratz, die Ratte; der Retzel, Brey aus gekochtem Obste u. a. m.

Wir geben dieß Verzeichniß nur als ein dürftiges Excerpt, damit man sich überhaupt von dem reichen Material des Idioms und von dem Sammlerfleiß des Verfassers einen Begriff machen könne. Denn im Uebrigen hat man den wahren Reichthum der bayerischen, wie jeder andern Mundart nicht sowohl in den, dem Laute nach ganz eigenthümlichen, als vielmehr in solchen Ausdrücken zu sehen, die, obgleich auch im Hochdeutschen üblich und gangbar, doch nach dem Sinne verschieden sind. Und hier ist denn der Scharfsinn des Verf. nicht genug anzuerkennen: wie er jedes einzelne Wort nach dessen verschiedenen und mannigfachen Bedeutungen auflöset, zergliedert und erklärt, sodann in dessen Ableitungen und Zusammensetzungen überall hin verfolgt, und mit kritischem Sinn und historischer Kenntniß erörtert und bestimmt. Man lese nur z. B. den Artikel: Recht und richten (Th. III. S. 20 — 37), und vergleiche ähnliche Wörter, die in Handel und Wandel, überhaupt in den wichtigern Zuständen und Gegenständen des Lebens von vielem Gebrauch und großem Belang sind; und man wird finden, daß in lexikalischer Hinsicht das Vollständigste erreicht worden ist. Um aber den streng philologischen Scharfsinn und Forschungsgeist des Verfassers ganz würdigen zu können, wird man geradezu die einfachsten, unansehnlichsten Partikeln aufsuchen müssen, daran ein Wortforscher seine Wissenschaft am meisten erproben mag; wie ja auch der Naturforscher zunächst in der Erkenntniß und Zergliederung des Kleinsten seine Meisterschaft bewähren kann. Sofern dürfte unser Urtheil nicht zu gewagt erscheinen, wenn wir behaupten, daß durch dieses Werk, besonders in den zwey letzten Theilen, wir für die Erforschung der alten Sprache überhaupt, so ins Besondere auch für die Etymologie bedeutende Aufklärungen und Berichtigungen erzielt worden seyen.

Aber nicht bloß in rein sprachwissenschaftlicher Hinsicht behauptet dieses Wörterbuch einen hohen Werth, und setzet sich ein würdiges Ziel vor, sondern auch in praktischer, zunächst auf den Gebrauch im Leben absehenden Beziehung wendete der Verf. überall sein Augenmerk hin, und behandelte solche Materien, welche die Art und Sitte, die Spiele, Gewohnheiten, Rechts- und Lebensverhältnisse des Volkes betreffen, mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit. „Neben dem Wörterbuchmacher — sagt der edle, bescheidene Verf. (Vorrede S. XVIII.) — drängt sich nicht selten der Mensch hervor, welchem es hinwieder oft genug eine Art Trostes war, sich so viel als möglich über jenem vergessen zu können.“ Wir andern werden ihm für derley Excurse und Allotrien nur desto mehr Dank wissen; denn uns liegt zumeist daran, das Volk nicht bloß aus dessen Sprache, die ja selbst nur der Typus des Charakters ist, sondern auch aus allem, was aus dem Wesen seines Geistes und Gemüthes entspringt und damit zusammen hängt, bis auf dessen Derbheiten und Nacktheiten, kennen zu lernen. Erst dadurch gewinnt ein Werk dieser Art ein allgemeines Interesse; und, wenn einerseits der Historiker, der Geograph, der Naturkundige, der Rechtsgelehrte in ihren Fächern hier allorts Andeutungen und Aufschlüsse finden, so erhält anderseits auch der Freund des Volkes, der Redner, der Dichter, jeder sein bescheiden Theil, so daß wir alle, zufrieden gestellt, dieses reichhaltige Panorama des Volkslebens beschauen mögen.

Ueber die eigenthümliche, etymologisch-alphabetische Anordnung des Wörterbuches, hat der Verf. selbst (Vorrede S. V — VII) genügende Aufklärung gegeben, und, wie uns dünkt, überzeugende Gründe vorgebracht. Um jedoch auch denjenigen, welche nach einer schlechthin alphabetischen Ordnung zu verfahren gewohnt sind, das mechanische Nachschlagen zu erleichtern, hat er sich die Mühe genommen, das, schon oben erwähnte, vollständige Verzeichniß aller Wortstämme zu verfertigen und anzufügen, wodurch denn, da Band und Seitenzahl bey jedem Worte genau angegeben sind, das Auffinden keiner Schwierigkeit mehr unterliegt.

Uebrigens macht uns der Hr. Verf. (laut Vorrede Th. III. S. IV.) die erfreuliche Hoffnung zu einem dereinstigen Nachtrag, besonders mit Rücksichtsnahme auf die ältere Sprache; und wir können eine um so reichhaltigere Ausbeute erwarten, da die berufsmäßige Beschäftigung mit den Handschriften der Münchner Bibliothek in den letztern Jahren dem Verf. zur Bereicherung seiner Sammlung vielfache Gelegenheit darbot. Auch dürfen wir uns der Zuversicht hingeben, daß die Verlags-

Buchhandlung, die sich „des wenig lohnenden Werkes“ seither mit seltener Uneigennützigkeit angenommen, zur Fortsetzung, vielmehr Ergänzung desselben fernerhin freundschaftliche Hand bieten werde.

Das Werk ist Sr. Majestät dem König Ludwig von Bayern gewidmet, „dem großsinnigen Veranlasser dieses Versuches über Sprache, Art und Sitte Seines Volkes“ — „JhM, dem Gründer so vieles Großen, der nicht verschmähte, auch zu diesem Kleinsten die Samenkörner zu streuen.“

L. Aurbacher.

Nachrichten und Auszüge physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie, Band XXXXI. (Zweyter Reihe Bd. IX.) 1837.

A. Mechanik. Hr. Prof. Fechner giebt (S. 501) eine mathematische Theorie der zu wenig bekannten Kniepresse, so wie sie der Mechanikus Fuchs in Leipzig zwischen 3 und 5 Reichsthalern als Siegelpresse und zu Collegienversuchen verfertiget.

B. Das Maximum der Dichtigkeit des Flüssigen untersucht H. C. Depretz in zwey Abhandlungen. Es ergab sich, daß dieses Maximum für reines Wasser auf 3°, 988 C fällt. Für Salzauflösungen aber fand H. Depretz, daß es nicht eine einzige Flüssigkeit gebe, welche nicht entweder über oder unter dem Gefrierpuncte ein Maximum zeigt. Lösungen, welche 1 — 3 hunderte Theile der festen Substanz enthalten, gehören zu den ersten, welche mehr enthalten, zu den zweyten. Was in's Besondere das Meerwasser betrifft, so behauptet Hr. D. sein Maximum falle auf — 3°, 67 C. Nun hatte H. A. Ermann früher aus seinen Versuchen geschlossen, das Meerwasser habe sein Maximum über 0°. Durch H. D's. gegentheilige Behauptung veranlaßt nahm er seine Untersuchungen und Berechnungen neuerdings (S. 72 — 98) auf, woraus ihm hervorgeht, daß die Temperatur, bey welcher eine Salzlösung das Maximum der Dichtigkeit erreicht, seyn müsse $= -3°,67 \pm \sqrt{-157,°5}$, d. h. eine imaginäre Zahl, die den Beweis liefert, daß eine solche Temperatur gar nicht vorhanden ist. „Den Grund dieser Verschwindung des Dichtigkeitsmaximums werden wir aber erst dann erkennen, wenn wir über die Entstehung desselben beym Wasser oder bey andern Körpern einige wesentliche Rechenschaft besitzen werden, bey einem Zustande unserer Kenntnisse von den Cohäsionskräften, welcher von dem jetzigen durchaus verschieden seyn wird.“

Ueber denselben Gegenstand hatte auch H. J. G. Mulder schon vor mehreren Jahren Untersuchungen angestellt, und untersuchte nun neuerdings das von 14 Orten verschiedener Länge und Breite erhaltene Wasser, woraus (S. 498 — 501) sich ergab, daß 1) die Dichtigkeit veränderlich, 2) im atlantischen Meere aber sich keine bestimmten Unterschiede annehmen lassen, und 3) die Variationen überhaupt so gering sind, daß schon kleine Ursachen dieselben bewirken können. Im Mittel fand er die Dichtigkeit = 1,0275.

C. Wärme. a) Seit den beynahe gleichzeitigen Untersuchungen Dalton's und Gay Lussac's (also seit ungefähr 30 Jahren) hatte man bey allen Berechnungen, worin die Ausdehnung der Gase mit vorkömmt, den von diesen Experimentatoren angegebenen Werth 0,375 zum Grund gelegt. H. F. Rudberg untersucht nun diesen wichtigen Gegenstand neuerdings, und zeigt aus seinen in Rechnung genommenen vielfach abgeänderten und sorgfältig angestellten Versuchen (S. 271 — 293), bey welchen er die Abkühlung erwärmter Gasarten und Bestimmung der Volumensverminderung zum Grund gelegt, daß die Ausdehnung der trockenen Luft, und ohne Zweifel aller anderen trockenen Gase zwischen 0° und 100° C. nicht 0,375 der Volumeneinheit bey 0°, sondern nur 0,634 bis 0,635 betrage.

b) Seit 1815, in welchem Jahre Gay Lussac seine schönen Arbeiten über die Verdünstungskälte in trockener Luft bey verschiedenen Temperaturen bekannt machte, hat dieser Gegenstand vorzüglich durch die Erfindung des Augusts'schen Psychrometer die Untersuchungen deutscher und englischer Physiker beschäftiget, und unter diesen am neuesten den H. Prof. Apjohn in Dublin. Gleichzeitig mit demselben hat auch H. C. G. Sauermann (S. 474 — 492) ähnliche Untersuchungen mit großer Sorgfalt unternommen. Allein er gesteht, daß seine Resultate, wie die Apjohn's, und die früheren von Delaroche und Berard bis jetzt unvermeidlichen Fehlern unterliegen. Wollte man aber die Mittleren aus diesen drey Versuchsreihen als der Wahrheit am nächsten kommend annehmen, so würde die specifische Wärme der verschiedenen Gasarten verglichen mit der der Luft bey gleichen Volumen folgende Werthe geben:

Atmosphär. Luft	= 1,0000
Sauerstoff . .	= 0,9859
Wasserstoff . .	= 1,4653
Stickstoff . .	= 0,9964
Kohlenoxyd .	= 1,0357
Stickstoffoxydul	= 1,2128
Kohlensäure .	= 1,1128.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Titi Livii Patavini historiarum liber XXI et XXII. Mit Anmerkungen von Dr. Ernst Wilhelm Fabri, Professor am k. b. Gymnasium zu Nürnberg. Nürnberg bey Johann Leonhard Schrag 1837.

Die Arbeit eines befreundeten Collegen zu recensiren ist jedenfalls ein mißliches Geschäft, da selbst das gerechteste Lob in solchen Fällen dem Schein der Parteylichkeit ausgesetzt ist. Referenten kommt jedoch die allgemeine Anerkennung zu statten, welche Fabri's früheren Schriften zu Theil geworden ist, so daß er sich auch als College nicht scheuen darf, diese Ausgabe zweyer Bücher des Livius für eben so nützlich und gut zu erklären, als es zugestandener Massen des Verfassers Arbeiten über Sallustius sind. An diesen haben die competentesten Richter, z. B. Kritz, den löblichsten Fleiß, die genaue Kenntniß der lateinischen Sprache, ein feines Gefühl für die Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers und einen vorzüglichen exegetischen Takt gerühmt; an vorliegender findet sich Ref. als Schulmann berufen besonders diejenigen Eigenschaften hervorzuheben, durch welche sie vor vielen andern der Schule nützt. Was der Verfasser sagt, er mag Stellen kritisch oder exegetisch behandeln, oder einen Sprachgebrauch, eine Ausdrucksweise des Livius erläutern, fördert den Schüler im Verständniß des Schriftstellers um so mehr, als die Form, in welcher er es sagt, bey aller Nettigkeit und Gewähltheit des Ausdrucks sich fern hält von jener Sucht mancher neuerer Interpreten, in vornehmen, philosophisch klingenden Redensarten eine Tiefe der Auffassung zu affectiren, die sich bey näherer Betrachtung als trübe und neblicht erweist. In dieser Ausgabe versteht der Schüler, was ihm gesagt werden soll, ein allerdings einfacher, aber der Schulmann weß wie hoch anzuschlagender Vorzug derselben. Darum kann der Lehrer auch fordern, daß sich der Schüler, der das gerne thut, wenn er sich gefördert fühlt, den Inhalt der Anmerkungen bey der Vorbereitung wohl eingeprägt habe, und gewinnt hiedurch, indem er sich in der Erklärung des Einzelnen so tüchtig vorgearbeitet findet, um so eher Zeit, durch anregende Fragen, wiederholende Zusammenfassungen, scharfes Bezeichnen der Höhepuncte der Erzählung, und durch alle jene zahllosen, schriftlicher Darstellung schwerlich erreichbaren Mittel, durch welche der Practiker dem jedesmaligen Bedürfniß seiner Schüler zu Hülfe kommt, im Geiste derselben das Bild, welches der Schriftsteller durch seine Rede hervorbringen wollte, gleichsam neu zu erzeugen. Ref. gebraucht Fabri's Buch bey seinem Unterricht mit dem merkbarsten Nutzen, und hält sich deshalb um so mehr für berechtigt, es einestheils allen Erklärern des Livius dringend zu empfehlen, anderntheils aus der unmittelbaren Erfahrung der Lehrpraxis her einige Wünsche zu äußern, die der Hr. Verfasser bey der etwaigen Fortsetzung seiner Arbeit, die einem längst gefühlten Bedürfniß abhilft, vielleicht zu berücksichtigen geneigt ist. Während nämlich Referent fast nirgends Grund gefunden hat, von Fabri's Erklärungen in den wichtigsten Stellen abzuweichen, wünscht derselbe doch hin und wieder in der Interpretation einige Puncte mehr beachtet.

Was zuvörderst die Composition der Geschichtserzählung selbst betrifft, so bietet diese freylich sehr wenig Stoff zu Bemerkungen für eine Schulausgabe dar. Irrt indessen Referent nicht sehr, so konnte die Stellung der Charakteristik Hannibals (c. 4) unmittelbar vor und nicht irgendwo mitten in die Erzählung des Krieges, wie sie dem Geschichtschreiber sehr hoch anzurechnen ist, so auch dem

Schüler als sehr bedeutsam bezeichnet werden. Das Conterfey des Dämons dieses Krieges, wie Hannibal c. 10. von Livius selbst genannt wird, bereitet den Leser auf einen Feind vor, wie der römische Mars noch mit keinem gerungen; es ist, in die Vorhalle der Kriegserzählung gestellt, in einem weit höheren Sinne als der c. 29. geschilderte Reiterkampf des omen belli. Manchem wäre vielleicht auch ein Wink willkommen gewesen zum rechten Verständniß jener Sage von der Riesenschlange, die Hannibal im Traume sich hat nachkriechen sehen, und die ihm der Gott trüglich als die vastitas Italiae deutet, während sie nach dem ächt tragischen Charakter der Sage das Verderben ist, das der Ferse des rasch vorschreitenden Kriegers folgt, und aufs lebhafteste an Juvenals (X. 159) unvergleichliches exitus ergo quis est? etc. erinnert.

Doch dergleichen Bemerkungen darf man wohl vom Lehrer fordern, nicht aber von dem Ausleger, der sich zu seiner Aufgabe Erklärung des Sprachlichen gemacht hat. Aber näher hängt mit diesem die Erläuterung der Gedankenentwicklung zusammen, und daß diese besonders bey den Reden mündlich gegeben werden muß, wenn die nicht selten bewundernswürdige Oekonomie derselben dem Schüler zur Anschauung kommen und nicht alle Erklärung, zu jener höchst verwerflichen aspersio notularum, die den Inhalt nicht berühren, herabsinken soll, das unterliegt wohl keinem Zweifel. Lag es nun allerdings dem Plane des Verf. fern, von den Reden förmliche Dispositionen zu liefern, so wäre doch wenigstens die Angabe der rhetorischen vom Schriftsteller weggelassenen, logisch aber nothwendigen Träger der Gedankenentwicklung, der Verbindungspartikeln nämlich, nach des Ref. Dafürhalten nicht unzweckmäßig gewesen. So z. B. in Hanno's Rede gegen Hannibal c. 10. Der Redner sagt §. 3 — 6: Ich habe euch beschworen, Hannibal nicht nach Spanien zu lassen; da aber meine Warnungen vergeblich waren, so werdet ihr was Hannibal jetzt an Sagunt thut an Carthago gerächt sehen müssen. Wenn nun unmittelbar folgt: Utrum hostem an vos an fortunam utriusque populi ignoratis? — so verlangt dieser Satz, als Begründung des Vorhergehenden, logisch ein Denn.

Heißt es nun weiter: daß Hannibal an den Gesandten Roms das Völkerrecht verletzt habe, diese jedoch nicht alsbald Rache begehrt, sondern erst auf friedlichem Wege Genugthuung verlangt hätten, daß Rom dem Staate keine Schuld zurechnen, sondern nur den Verbrecher ausgeliefert wissen wolle; so giebt der Redner hiemit etwas seiner obigen Behauptung (ihr werdet Sagunt an Carthago gerächt sehen müssen) scheinbar Widersprechendes zu, als hätte er den Concessivsatz gebildet: Zwar verfährt Rom jetzt noch sehr gemäßigt; — setzt jedoch diesem Zwar das dessen Instanz entkräftende Aber entgegen in dem gleich folgenden quo lenius agunt, segnius incipiunt, eo quum coeperint vereor ne perseverantius saeviant, welcher Befürchtung sofort die Erwähnung des ersten punischen Kriegs zur Stütze dient, in welchem doch nicht ein Knabe wie Hannibal, sondern ein Hamilkar Feldherr Carthago's gewesen. Aber fährt der Redner fort, wir wurden besiegt, weil wir bundbrüchig waren, wie jetzt (§. 8, 9.); folglich (§. 10.) ist Hannibal's jetzige Belagerung Sagunts eigentlich eine Bestürmung Carthago's. Damit uns nun dieses Schicksal, das ich warnend voraus verkündige, nicht wirklich treffe, gebe ich den Rath (so läßt sich etwa der erfahrungsgemäß selbst fähigen Schülern schwerige Sinn des Redeschlusses zusammenfassen), und zwar nur als politischer, nicht als persönlicher Feind der Barciner, den Hannibal auszuliefern, da man ihn ohnehin, auch wenn seine Auslieferung Niemand fordern würde, als beständigen Friedensstörer ans Ende der Welt verbannen sollte.

Während also die Sinnerklärungen dem Referenten in der angegebenen Weise hin und wieder einige Ergänzung zuzulassen scheinen, bleibt dagegen bey den eigentlich sprachlichen Anmerkungen innerhalb der Grenzen, die sich der Hr. Verf. laut der Vorrede p. VII. selbst gesteckt hat, nur sehr wenig zu wünschen übrig. Syntaktisch und phraseologisch hat Fabri seinen Schriftsteller mit der lobenswerthesten Gründlichkeit behandelt, und nur, weil Ref. wünscht, zur möglichsten Vervollkommnung des ihm werthen Buches ein Geringes beyzutragen, erlaubt er sich zu einigen Kapiteln von lib. XXI. eine kleine Nachlese zu geben. Cap. 1. 2. konnte das dem aufmerksamen Schüler nach neque–neque auffallende et haud ignotas belli artes inter se

—conserebant durch die Bemerkung erläutert werden, daß haud hier nicht mit dem Verbo finito, sondern, um eine Litotes zu bilden, mit ignotas verbunden sey, und im folgenden §. wegen der nicht mit gleicher Berechtigung stehenden Conjunctive inferent, crederent auf die Grammatik, z. B. Zpt §. 551. verwiesen werden. Wichtiger noch war es c. 2, 1. bey (Hamilcar) ita se — in Hispania augendo Punico imperio gessit, einem trotz seiner Häufigkeit von den Grammatikern noch unbeachteten Gebrauch des Ablat. Gerundii oder Gerundivi Anerkennung zu verschaffen, dem gemäß derselbe nicht bloß, wie immer angegeben wird, als Instrumentalis steht, sondern auch zur Bezeichnung der Umstände, unter welchen, oder der Art und Weise, auf welche die Haupthandlung geschieht. Ein unter Siegen, nicht durch Siege, ergrautes Heer heißt 25, 19 exercitus vincendo veteranus, wie Hannibal selbst 30, 28 senex vincendo factus. Von Camillus heißt es 5, 22, die Gemeinde habe ihm für die Beute nicht gedankt, qui ad senatum malignitatis auctores quaerendo rem arbitrii sui rejecisset, von Scipio 28, 13: modica contrahendo auxilia Castulonem pervenit. In diesen und noch vielen andern Stellen ist der Ablat. Gerund. der Kraft nach ein Partic. Praes. Activi. So auch hier; nicht dadurch, daß —, sondern indem oder während er Carthago's Herrschaft ausbreitete, benahm sich Hamilkar auf eine Weise, die auf höhere Plane schließen ließ. In demselben Cap. §. 5., wo es heißt: is (Hasdrubal) — hospitiis regulorum magis conciliandisque per amicitiam principum novis gentibus, quam bello aut armis rem Carthaginiensem auxit, stößt der Schüler bey aut an, das ihm erklärt werden muß durch die negative Kraft des zweyten Gliedes einer mit dem Compar. und quam gemachten Vergleichung, vermöge deren die Glieder der letzteren sich so umstellen lassen, non bello aut armis, sed hospitiis regulorum magis etc. rem Carth. auxit, wie z. B. 26, 39 med. steht: non vi aut virtute, sed proditione ac furto Tarentum amissum. Hiedurch ist dem Schüler der Ausdruck auf die ihm bekannte Regel (Zpt. §. 337.) zurückgeführt. Das angeführte Beyspiel konnte zugleich dienlich seyn, ihm zu zeigen, warum der Schriftsteller auch hier die Synonyma brauche. In den Worten des letzten § von Cap. 3: Ego istum juvenem domi tenendum — censeo rührt das Gewicht des ego, das es am Anfang eines das Thema der Rede zusammenfassenden Schlußsatzes hat, von dem Gegensatz her, in welchem sich mittelst desselben der Sprechende mit allen Andersmeinenden oder den Zuhörern überhaupt stellt, was aus dem letzten der von Fabri gegebenen Beyspiele 34, 4 extr.: ego nullo modo abrogandam legem Oppiam censeo; vos quod facitis, Deos omnes fortunare velim deutlich hervorgeht. Wir bemerken diese Kleinigkeit nur, um bey dieser Gelegenheit den Wunsch auszusprechen, daß man doch nie dem Schüler die bevorzugte Stellung eines Satztheils aus dem Nachdruck, den er habe, erklären möge, ohne zugleich die Quelle dieses Nachdruckes im logischen Gegensatz aufzuzeigen. — Cap. 4, 1 lesen wir: Pauci ac ferme optimus quisque Hannoni assentiebantur; sed, ut plerumque fit, major pars meliorem vicit. Hier war vielleicht die Bemerkung am Orte, daß pauci, je nachdem in ihm das negative oder das affirmative Moment vorherrscht, bald bedeutet: Einige, aber nur Wenige, bald, wie hier: Wenige, aber doch Einige. Denn im ersteren Falle konnte nur sed, nicht ac, folgen, während doch der Satz zweifelsohne den Sinn hat: Zwar stimmten allerdings einige Senatoren und namentlich alle wahren Patrioten dem Hanno bey, aber die schlechtere Mehrheit drang durch.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik ꝛc.

(Fortsetzung).

c) Ueber das Gefrieren liefert (S. 492 — 498) H. Depretz sehr interessante Beobachtungen. Es geht daraus hervor, daß die richtige Definition des Gefrierpunctes sey: die constante und stationäre Temperatur eines und desselben Körpers, wie sie das Thermometer anzeigt, wenn die Erstarrung beginnt, oder vielmehr begonnen hat. Also Gefrierpunct = Schmelzpunct.

Bekanntlich wird das Gefrieren durch Erschütterung befördert. Es giebt aber eine nicht beträchtliche Erschütterung, über welche hinaus eine Verstärkung des Schüttelns das Gefrieren mehr verzögert als beschleuniget. Eingeschlossen in Thermometerröhren wird das Gefrieren bey jeder Lösung um mehrere Grade verzögert.

Der Gefrierpunct des Wassers wird durch fremde Substanzen erniedriget, und nach der obigen Definition sind die Senkungen beynahe den Mengen der hinzugefügten Substanzen proportional.

Bekanntlich vergrößern viele Körper beym Gefrieren ihr Volumen, an manchen aber beobachtete Hr. Depretz eine bedeutende Volumsverringerung. Sie haben also auch kein Maximum der Dichtigkeit. Dahin gehören Margarinsäure, Oleïnsäure, Stearinsäure, Olivenöl, Cetin, Paraffin, und Naphtalin, welche selbst die nicht stickstoffhaltigen organischen Körper repräsentiren können.

d) Thilorier's merkwürdige Versuche, Kohlensäure flüßig und starr darzustellen, und durch sie bedeutendere Kältegrade herzustellen, veranlaßte Hrn. Pouillet, diese Kältegrade nach hunderttheiliger Skale scharf zu messen (S. 144 — 152). Er bediente sich dazu des Breyes, welchen H. Thilorier aus Schwefelsäure und fester Kohlensäure bildet, und fand durch einen Luftpyrometer mit Glasbehälter — 78°85 C., mit Platinbehälter — 78°. 87 C., durch eine thermoelektrische Kette aus Wismuth, Kupfer und der Sinusbussole — 78°, 75. Daher fällt der Schmelz (Gefrier) punct des Queckfilbers auf — 40°, 5 C. und der Gang eines Alkoholthermometers unter 0° bis — 80° C stimmt mit dem Luftthermometer vollkommen überein.

D. Luftpumpe. H. N. Loewenthal in Danzig beschreibt (S. 442 — 446) eine neue Art der Luftpumpe, bey welcher unter andern Vortheilen anstatt des Hahnes Ventile angebracht sind, wodurch der schädliche Raum gänzlich vermieden, die Luft bis auf's äusserste verdünnt werden, und die Pumpe selbst weniger kosten soll.

E. Um das specifische Gewicht der Dämpfe leichter berechnen zu können, liefert der Hr. Herausgeber der Annalen (S. 450 — 474) eine Anweisung und Tafeln, die gewiß Jedem, der mit solchen Untersuchungen beschäftigt ist, äusserst willkommen seyn müssen, aber ihrer Natur nach keines Auszuges fähig sind.

F. Licht. a) Für den schwierigen Fall, wo der Effect der von einem beliebigen Puncte ausgehenden Lichtstrahlen beym Zusammentreffen mit einem neuen beliebigen Puncte gesucht wird, besitzen wir nur die Reihe der von Fresnel angestellten Beobachtungen und trefflichen Berechnungen. Aber sie leiten nicht einmal die Tafeln der Maxima und Minima von einem bestimmten, leicht überschaubaren Gesetze her. H. Knochenhauer in Meiningen sucht diesem Mangel durch eine scharfsinnige Umänderung der Fresnel'schen Grundformel für die Intensität des an der Kante eines dunklen Schirmes vorübergehenden und gebeugten Lichtes (S. 103 — 110) abzuhelfen, indem er diese Formel auf geeignete Weise modificirt, wodurch ihm Ausdrücke für Maxima und Minima und ihre Abstände von der Schattenkante hervorgehen, welche, wie eine 7 Maxima und Minima darstellende Tafel nachweiset, mit den Fresnel'schen Resultaten meistens bis auf die vierte Decimale zusammenstimmen. Dasselbe ist der Fall bey der Umänderung der Formul für Lichtstrahlen, welche durch eine enge Spalte gehen.

b) Eine ähnliche Behandlung findet (S. 512 — 520) aus Airy's Darstellung der Undulationstheorie in seinen Mathematical Traits (2 Edit. p. 301) die Theorie der Farben dünner Blättchen, a) wenn ein Wellenzug auf zwey Glasplatten fällt, die durch einen schmalen Zwischenraum getrennt sind, b) wenn zwey beynahe oder ganz rechtwinkliche Glasprismen mit ihren Hypothenusen fast in Contact gebracht werden, und auf sie das Licht so einfällt, daß der Winkel der innern Incidenz an der Hypothenusfläche beynahe gleich ist dem Winkel der totalen Reflexion.

G. Lampen. S. 198 — 201 werden von H. Heß zwey neue Einrichtungen von Lampen, die eine für Analysen organischer Körper (von Heß), die andere (von Peelet) als Glasblaslampe beschrieben, und Seite 446 eine dritte zur Beleuchtung von Beale erfunden von dem Herausgeber beschrieben.

H. Magnetismus. H. Kreil (Adjunct an der Sternwarte zu Mailand) ertheilt (S. 521 — 538) Nachricht über die daselbst angestellten Beobachtungen der Declination, Inclination und horizontalen Intensität des Magnetismus. Nach denselben war die Declination abnehmend vom 18. bis 23. October 1836 von 18° 55′ auf 18° 36′. Die Inclination war vom 23 — 26. October im Mittel 63° 44′, 65, die Intensität vom 15 — 25. October im Mittel 2,01839. H. K. macht aus seinen Beobachtungen aufmerksam auf ein fast regelmäßiges Wachsen und Abnehmen der Schwingungsdauer, dessen Periode ein Monat ist. Im Winter und Frühling fielen die kürzesten, im Sommer und Herbst die längsten Schwingungen mit dem Neumonde zusammen.

Gewitter ließen keinen Einfluß auf die Nadel bemerken, wohl aber das Nordlicht des 18. Octobers, und das Erdbeben am 20. July Mittags.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Titi Livii Patavini historiarum liber XXI et XXII. etc.

(Fortsetzung.)

In den Worten des zweyten Paragr.: eundem vigorem in vultu vimque in oculis, habitum oris lineamentaque intueri konnte auf die asyndetische Zusammenstellung der beyden Paare von Begriffen aufmerksam gemacht, und dieselbe aus dem Gegensatz erklärt werden, in welchem die im Auge und Blick sich kundgebende Gesichtsähnlichkeit mit der vom Knochenbau bedingten steht. So stehen auch 8, 1. extr. in den Worten: qui nec, ut Samnites, in pace amicitiam, nec, ut Campani, auxilium in bello petissent, nec in fide populi Romani, nec in ditione essent zwey Paare von Begriffen, deren jedwedes durch nec — nec gebildet ist, in einem explicativen, durch ac propterea zu erklärenden Asyndeton oppositionsartig beyeinander, gerade wie in 9, 34 sub fin.: te nec quod dies exit censurae, nec quod collega magistratu abiit, nec lex, nec pudor coercet. Ueberhaupt bedarf das Asydeton der lat. Sprache sowohl in Absicht auf seine Natur und seinen verschiedenartigen Ursprung, als hinsichtlich der eigenthümlichen Vorkommenheiten bey den einzelnen Schriftstellern einer genaueren Untersuchung. Einiges bemerkt Fabri sehr richtig zu 21, 58, 4; 22, 3, 13. — Im 9ten Paragraphe, welcher Hannibals sittliche Gebrechen aufzählt, konnten die nach crudelitas, perfidia stehenden Ausdrücke nihil veri, nihil sancti als merkwürdige Versuche des Geschichtschreibers betrachtet werden, dem so fühlbaren Mangel seiner Muttersprache an Substantiven abzuhelfen; denn er will damit offenbar die Begriffe: gänzliche Unwahrhaftigkeit, Unsittlichkeit ausdrücken. Es wäre gewiß eine höchst interessante Untersuchung, den Mitteln nachzuspüren, durch welche die lateinischen Schriftsteller, denen bey dem sich mehr und mehr erweiternden Kreise der Vorstellungen jener Mangel immer drückender werden mußte, ohne vom Genius ihrer Sprache abzufallen, aus deren Vermögen die fehlenden Substantiva zu ersetzen sich bemühen. Mit der Zeit und schon bey Livius werden Fügungen, wie occisus Praetor moerore Patres affecit, die Krebs im Antibarbarus mit Unrecht als unklassisch verwirft, immer häufiger, die Substantivirungen anderer Redetheile immer gewagter, bis endlich alle Scheu schwindet, sich innerhalb der vom Wesen der Sprache gesetzten Schranken zu behelfen und eine Masse barbarischer neugebildeter Substantiva die Rede verdirbt. — Eine Bemerkung hätte Ref. auch gewünscht zu c. 11. 4: ut vero pro concione praedam captae urbis edixit militum fore, adeo accensi omnes sunt, ut, si extemplo signum datum esset, nulla vi resisti videretur posse, welches posse offenbar für potuisse im Sinne von δυνηθῆναι ἄν oder futurum fuisse ut posset steht, nach dem nämlichen Gesetze, kraft dessen der Lateiner poteras für potuisses sagt. Potuisse als infinitivische Form des in die Vergangenheit fallenden Conditional-Nachsatzes vierter Art lesen wir z. B. 8, 35. extr.: creditum vulgo est, subveniri iis ab legato potuisse, ni tristia dicta exhorruisset, und ib. 36: ut, si ducis consilia favor subsecutus militum foret, debellari eo die cum Samnitibus potuisse pro haud dubio habitum sit, ferner 26, 3: quid solum se restantem prodesse reipublicae — potuisse? findet sich doch sogar fuisse bey Livius für futurum fuisse z. B. 3, 50: sibi vitam filiae sua cariorem fuisse (würde gewesen seyn), si liberae ac

pudicae vivere licitum fuisset, wenn hier nicht vielmehr nach fuisse ein et semper futuram fuisse nach allgemein bekannten Analogien zu ergänzen ist; vrgl. 30, 10 extr.: ut appareret, haud procul exitio fuisse Romanam classem (et perituram fuisse), ni cessatum a praefectis suarum navium foret. So gut nun ferner nach der Fähigkeit der lat. Sprache, den hypothetischen Satz vierter Art, wenn er, der Vergangenheit angehörig, im Plusquamperfect stehen sollte, auch mit dem Imperfect zu geben, Livius 4, 58 extr. sagen konnte: nec dubium erat, quin, si tam pauci simul obire omnia possent, terga daturi hostes fuerint, so gut konnte er in vorliegender Stelle posse für potuisse setzen. Vergl. 23, 2: sibi defectionis ab Romanis consilium placiturum (sc. fuisse, nicht esse) nullo modo, nisi necessarium fuisset; 24, 5: nec, nisi tam potenti duce confisos, rem tantam ausuros sc. fuisse.

Doch es ist Zeit, diese grammatischen Bemerkungen, die ihren Ursprung aus der Schule weder verläugnen können noch wollen, hier abzubrechen, und wenigstens einen Blick auf den Text zu werfen, den Fabri giebt. Er ist im Ganzen auf den von Kreyssig basirt, jedoch nach den bekannten kritischen Hülfsmitteln selbständig durchforscht, in Anmerkungen, die dem Schulzweck sehr gut entsprechen, sattsam gerechtfertigt, und, was kein geringes Verdienst ist, von zahllosen Interpunctionsfehlern gereinigt. Aber bey der ungeheuern Verderbtheit der livianischen Interpunction konnte Fabri natürlich nicht Alles thun. Besonders sind Nachbesserungen noch in solchen Fällen nöthig, wo bezeichnet werden soll, ob Hauptsätze noch in den Bereich einer schon angefangenen Periode gehören, oder Selbständigkeit genug haben, selbst die Stelle von Perioden zu vertreten.

Wir wählen ein Beyspiel aus c. 4, 6 und 7. Herkömmliche Satzzeichnung: Caloris ac frigoris patientia par; cibi potionisque desiderio naturali, non voluptate, modus finitus; vigiliarum somnique nec die nec nocte discriminata tempora. Id, quod gerendis rebus superesset, quieti datum: ea neque molli strato neque silentio arcessita. Multi saepe militari sagulo opertum humi jacentem inter custodias stationesque militum conspexerunt. Wir setzen nach par und finitus Puncte, und fahren dann so fort: Vigiliarum somnique nec die nec nocte discriminata tempora; (sed) id, quod — superesset, quieti datum.. Ea neque – neque – arcessita; (nam) multi saepi militari sagulo opertum humi jacentem — conspexerunt. Einen andern kleinen Beytrag zur Textverbesserung erlaubt sich Ref. durch Herstellung von c. 31, 10 und 11 zu geben, wo es auch bey Fabri noch so heißt: nam, quum aquae vim vehat ingentem (die Druentia nämlich) non tamen navium patiens est; quia nullis coercitus ripis, pluribus simul neque iisdem alveis fluens, nova semper vada novosque gurgites (et ob eadem pediti quoque incerta via est), ad haec saxa glareosa volvens, nihil stabile nec tutum ingredienti praebet. Die durch den Druck ausgezeichneten Worte müßten den Grund enthalten, warum die Druentia nicht schiffbar ist; aber dann wäre die Beschaffenheit des Flußbodens zum Grunde der Nichtschiffbarkeit derselben gemacht. Man hat nicht bemerkt, daß durch den Ausfall vielleicht eines habet nach gurgites, dessen Endung wir in dem et vor ob eadem wieder zu finden glauben, in diese eine Periode fälschlich zwey zu sondernde verschmolzen worden sind, von denen die erste angiebt, warum der Fluß zu Schiffe, die zweyte, warum er zu Fuße gar nicht oder schwer zu passiren sey (Sil. 3, 472: non pediti fidus, patulis non puppibus aequus). Und zwar gelten alle Gründe für die Nichtschiffbarkeit auch für die Schwierigkeit des Durchwatens; nur wird diese letztere durch einen für Fahrzeuge gleichgültigen Umstand erhöht, durch die saxa glareosa oder, wie Fabri vorzieht, globosa, welche der Fluß führt. Demnach können wir, die problematische Ergänzung habet abgerechnet, mit Zuversicht folgendermassen schreiben: quia nullis coercitus ripis — nova semper vada novosque gurgites habet. Ob eadem pediti quoque incerta via est: ad haec saxa glareosa volvens nihil stabile nec tutum ingredienti praebet.

Nun hätte Ref. hinsichtlich des Buches selbst nur noch zu bemerken, daß dessen Gebrauch durch

sehr vollständige, das Sprachliche und Geographische betreffende Register erleichtert und durch eine treffliche äußere Ausstattung annehmlich gemacht wird. Er kann sichs jedoch bey dieser Gelegenheit nicht versagen, die Aufmerksamkeit besonders der Schulmänner auf einen seines Wissens nur von Dissen vornämlich bey Tibull und Demosthenes beachteten Gegenstand hinzulenken, auf die Erforschung der Perioden-Gestaltung sowohl überhaupt, als der eigenthümlichen des Livius. Form und Gestalt, — deren Gesetze, so weit sie wenigstens begreifbar sind, fassen, einen Blick thun heißt in das Wesen der Schönheit, deren Reich ja durch die klassischen Studien der Jugend aufgeschlossen werden soll, — gehören auch in sprachlicher Beziehung zu den höchsten Objekten der Erkenntniß, und wir können bey Erklärung der Alten auf die Jugend nicht bildender wirken, als wenn wir uns bemühen, ihr das Räthsel des vom Menschengeist in diesem Bereiche Gestalteten einigermassen zu lösen. Schon ein kleiner Schritt zu diesem Ziel ist Gewinn; ein solcher möchte wohl die Wahrnehmung seyn, daß in den antiken Sprachen, deren Anschaulichkeit in der Gedanken-Entwickelung hauptsächlich auf Hervorhebung der auf einander bezogenen Gegensätze beruht, die in der Periodenbildung fast am häufigsten wirksamen Principien der Chiasmus und die Anaphora sind, beyde freylich in weiterem Sinne genommen, als es gewöhnlich geschieht. Es ist nämlich nicht anders möglich, als daß sich, wenn sich die Rede in Gegensätzen entfaltet, die Satztheile, in welchen sie ruhn, entweder in gleicher oder in umgekehrter Ordnung folgen. Das ist allgemein anerkannt im einfachen Satze, wie z. B. Romani virtutem, Graeci venustatem sequuntur, oder Rom. virt., venustatem Graeci sequuntur. Aber noch nicht genugsam beachtet ist, daß das Gesetz der Anaphora und ihres Gegentheils, des Chiasmus, die Periode wie den Satz in Absicht auf Folge und Ordnung der Redetheile auch dann beherrscht, wenn nicht bloß direkte Gegensätze auszudrücken, sondern nur formell Verschiedenes und formell Gleichartiges zu ordnen ist. So herrscht z. B. in der Periode bey Liv. 3, 44 in., die wir zufällig aufschlagen, durchaus das Gesetz der Anaphora, d. h. alle sich entsprechenden Redetheile behaupten zu den von ihnen verschiedenen die gleiche Stellung. Sequitur, heißt es, aliud in urbe nefas, ab libidine ortum, haud minus foedo eventu, (es heißt nicht eventu haud minus foedo), quam quod per stuprum caedemque Lucretiae urbe regnoque Tarquinios expulerat, ut non finis solum idem decemviris, qui regibus, sed caussa etiam eadem imperii amittendi esset.

(Schluß folgt).

Nachrichten und Auszüge physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik ꝛc.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1837 zeigte sich bis zum 9. July keine regelmäßige Verminderung der Declination. Die Schwingungsdauern nahmen auch in diesem Jahre im May und Juny mit der Inclination ab, obschon die Aenderungen der horizontalen Intensität nicht von denen der Inclination herrühren können.

Das Mittel der Schwingungsdauern in den Monaten Januar bis Juny schwebte zwischen 22″, 267654 (Febr.) und 22″, 355328 (März), die Declination zwischen 18° 31′ 24″,4 (April) und 18° 34′ 55″,7, die Inclination zwischen 65° 45′ 34″,1 (Juny) und 65° 47′ 26″,1 (April). Auch im Jahre 1837 bestätigte sich das Verhältniß der Mondsphasen zu der Schwingungsdauer, und nur der März machte in diesem, wie im vorigen Jahre, eine Ausnahme.

Eine der mächtigsten Störungen der Nadel ereignete sich 1837 am 2. July, deren Gang H. K. nach detaillirten Beobachtungen mittheilt.

J. Electricität. a) Herr Harris nahm (S. 99 — 102) die Untersuchung des elektrischen Verhaltens in verdünnter Luft wieder auf, und seine Versuche zeigten, a) daß die Schlagweite der Elektricität unabhängig ist von der Temperatur und dem Drucke der Luft, aber abhängig von der Dichtigkeit derselben, b) daß ein elektrischer Leiter in verdünnter Luft nur dann Elektricität verliert, wenn ein anderer nicht isolirter Körper in seiner Schlagweite steht, welche durch die Dichtigkeit der Elektricität sowohl als durch die Dichtigkeit der Luft bestimmt wird.

b) Hr. Prof. Fechner beschreibt (S. 225—243) einen Apparat zur Anstellung der Volta'schen Grundversuche. Es hat den Experimentatoren immer Schwie-

rigkeit verursacht, diejenige Elektricität zu bemerken, welche zwey isolirt in Berührung gewesene heterogene Platten zeigen. H. F. findet die Ursache in den gebrauchten Apparaten und den zusammengesetzten Manipulationen mit dem Condensator. Deßwegen beschreibt er hier widerholt Abänderungen des Bohnenberger'schen Elektroscopes, indem er anstatt der zwey senkrechten trockenen Säulen Eine horizontale mit einer sehr zweckmäßigen Vorrichtung an den beyden Polen empfiehlt. Dieses Elektroscop giebt unmittelbar ohne Condensator die an den Berührungsflächen condensirte Electricität mit Sicherheit an, liefert den augenfälligen Beweis, daß diese E nicht durch Reibung entsteht, und bestätigt daher gegen alle Einrede den Volta'schen Grundversuch und mit ihm seine Theorie. Dieser Apparat ist zugleich sehr ausdauernd, indem H. F. den seinigen schon 8 — 12 Jahre immer gleich wirkend gebraucht.

Wer dieses Elektometer von einem schon darin geübten Künstler zu besitzen wünscht, kann sich (sagt Hr. F.) an den Mechanikus Fuchs in Leipzig wenden, welcher ihn zu 8 Rthl. pr. Cour. liefert.

K. Magneto-elektrische Ströme. H. de la Rive stellte (S. 152 — 160) Untersuchungen über die Eigenschaften der magneto-elektrischen Ströme an. Es sind aber magneto-elektrische Ströme diejenigen, welche in einem Metalldraht durch Annäherung eines Magnetstabes erregt werden und nur augenblickliche Dauer haben. Die Geschwindigkeit der Aufeinanderfolge dieser Ströme verstärkt die Wirkung desselben so, daß z. B. zwey Ströme in 1″ eine Stahlfeder auf 7°, 40 Ströme um 133° erhitzen. Dasselbe gilt von den chemischen Wirkungen indem 1050 Ströme, wenn 14 auf die Sekunde kommen, dieselbe Quantität Gas bey der Wasser-Zersetzung geben, wie 494 Siröme 52 auf die Sekunde. Eben so fühlbar zeigt sich dieser Einfluß auf die physiologischen Wirkungen.

Diese Ströme leiden bedeutenden Widerstand in einem homogenen, weniger in einem heterogenen Leiter. In Flüssigkeiten erregen diese Ströme reichlich Gas, wenn die Leiter Streifen oder Drähte, aber nicht, wenn sie Platten von etwas beträchtlicher Größe bilden.

Es scheint, daß der Strom Wirkungen hervorbringe, sobald er und wo er in seinem Laufe gehindert wird, und der magneto-elektrische Strom sich mittels sehr langer Undulationen fortpflanzt, deren Länge desto beträchtlicher ist, als das Mittel, worin die Fortpflanzung geschieht, besser leitet.

Die Metalle, welche magneto-elektrische Ströme in einen flüssigen Leiter führen, entwickeln immer weniger Gas, und werden mit einer Schichte ihrer eigenen Zertheilung überzogen, sie mögen von den Leitern angegriffen werden, oder nicht. Die entwickelten Gasarten sind aber immer Sauerstoff und Wasserstoff.

L. Thermo-elektrische Ströme. a) Faraday's Entdeckung des starken Leitungsvermögens geschmolzener Salze für Volta'sche Elektricität veranlaßte H. Thom. Andrews, sie zur Untersuchung der Erregung thermo-elektrischer Ströme zwischen ihnen und den Metallen (S. 164 — 175) anzuwenden, und er sah, als er ein Boraxkügelchen an einen Platindraht geschmolzen und einen anderen mehr erhitzten Draht mit dem Kügelchen in Berührung gebracht hatte, die Nadel seines Galvanometers sogleich bis an's Ende der Skale getrieben durch einen Strom, dessen Richtung von dem heißeren Platindrahte zu dem kälteren gieng, und bleibend wurde, wenn er die Kugel zwischen beyden Drähten schmolz, und einen derselben mehr erhitzte als den andern. Wurde eine mit einigen Tropfen Schwefelsäure versetzte Wassersäule in die Kette gebracht, so wurden die Ströme viel schwächer, aber stärker, wenn kohlensaures Natron anstatt des Boraxes gebraucht wurde.

Eine Verbindung mehrerer solcher Drähte (Elemente) zeigte deutlich Wasserzersetzung, und eine Zusammensetzung von 20 Elementen brachte auf die Zunge eine zweifelhafte (?) Empfindung, aber keinen Funken hervor.

Die Platinende zeigten durchaus keine chemische Veränderung. Wenn Platin durch ein Salzkügelchen mit Palladium, Gold oder Silber verbunden war, gieng bey stärkerer Erhitzung des Platins der Strom immer von diesem zu dem andern Metall und umgekehrt. Daher ist die Richtung des Stromes nicht durch eine chemische Action, sondern durch die relativen Temperaturen bedingt. Die Quelle dieses Stromes ist wahrscheinlich keine andere, als der Contract zwischen dem heissen Metall und dem geschmolzenen Salz.

Es entstehen zwar auch Ströme schon, ehe das Salz wirklich geschmolzen ist; aber H. Andrews gesteht, daß seine lange und mühesame Unternehmung hierüber vollständig gescheitert sey.

b) Mit einer thermo-elektrischen Säule nach Nobili's Construction von 25 Elementen erhielt H. Linars, welcher H. Antionori's Versuche nachmachte, a) Funken, b) und chemische Wirkungen. H. C. Wheatstone wurde dadurch veranlaßt, diesen Gegenstand weiter zu untersuchen, und benützte eine thermo-elektrische Kette von 33 Elementen von Wismuth und Antimon in Form eines cylindrischen Bündels von $\frac{3}{4}$ Zoll Durchmesser und $1\frac{1}{3}$ Zoll Länge, deren Pole durch zwey dicke Drähte mit einer Spirale von Kupferstreifen (50 Fuß lang und 1,5 Zoll breit), deren Windungen isolirt verbunden waren. Eine Seite der Säule wurde durch eine in ihrer Nähe aufgehängte Masse rothglühenden Eisens erhitzt, die andere durch Eintauchen in Eis kalt erhalten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Titi Livii Patavini historiarum liber XXI et XXII. etc.

(Schluß.)

Bis ins Innerste chiastisch gestaltet ist die kunstreiche Periode 21, 13, in.: quum ille aut vestra aut sua culpa manserit apud hostem (si metum simulavit, sua, vestra, si periculum est apud vos vera referentibus), ego, ne ignoraretis etc., ad vos veni. Denn dem aut vestra aut sua culpa entspricht umgekehrt in der Parenthese sua — vestra; in dieser Parenthese bilden die Dependenzen der Verba (metum, vera referentibus) die äußeren, die Verba selbst (simulavit, periculum est) die inneren Glieder des Chiasmus, während die beyden Hauptverba des Vorder- und Nachsatzes mit den ihnen zunächst angehörigen Satztheilen (manserit apud hostem, ad vos veni) gleichfalls wieder in umgekehrtem Ordnungsverhältniß stehen. Besonders interessant sind diejenigen Fälle, in welchen beyde Figuren zur Perioden-Gestaltung zusammenwirken; so gleich 21, 2 in.: his anxius curis ita se Africo bello — per quinque annos, ita deinde novem annis in Hispania — gessit, ut etc. Ita – ita bildet eine im engsten und gewöhnlichsten Sinn so genannte Anaphora, während die Satztheile Africo bello per quinque annos, novem annis in Hispania chiastisch gestellt sind. Im Lichte dieses Zusammenwirkens der beyden Figuren erscheint vollkommen schön gestaltet die auf den ersten Anblick so wunderlich gebaute Periode 21, 27, 8: Jam paratas aptatasque habebat pedes lintres; equites fere propter equos nantes navium agmen ad excipiendum adversi impetum fluminis parte superiore transmittens tranquillitatem infra trajicientibus lintribus praebebat. Wir wollen zu derselben nicht Alles, was die Sache erlaubt, sondern nur Folgendes bemerken: während die beyden Verbalbegriffe aptatas habebat und transmittens im Chiasmus die äußeren, die zu jedwedem derselben gehörigen Subjecte und Objecte die innern Glieder bilden, stehen diese letzteren unter sich wieder in anaphorischer Ordnung der Bedeutung (pedes — lintres, equites — navium agmen) und doch zugleich in chiastischer dem Casus nach (Nom. Acc. Acc. Nom.). Es sollte uns nicht an weiteren Beyspielen fehlen, müßten wir nicht allzugroße Weitläufigkeit befürchten. Denn wir können dieses wechselseitige Durcheinanderschlingen der beyden genannten Figuren erst als eine Haupteigenthümlichkeit des livianischen Stils bezeichnen; eine zweyte geht aus der Masse des Stoffes hervor, den der Geschichtschreiber zu verarbeiten hatte. Eine unermeßliche Menge von Thatsachen mußte er bey seiner planmäßigen ins Einzelnste gehenden und doch das Ganze der römischen Geschichte umfassenden Erzählung in sein Werk aufnehmen; das Nacheinander der Begebenheiten war ein Unendliches. Was Wunder also, daß er, wenn der Gegenstand nicht eine kommatische Darstellung forderte, so viele Thatsachen als möglich in Form von Sätzen oder aus Sätzen gestalteten Satztheilen in einer Periode aufzuspeichern bemüht war? Der Kürze wegen geben wir nur eine Riesenperiode zum Beyspiel, Liv. 43, 18:

> Perseus, principio hiemis egredi Macedoniae finibus non ausus, ne qua in regnum vacuum irrumperent Romani, | sub tempus brumae, quum inexsuperabiles ab Thessalia montes nivis altitudo facit, occasionem esse ratus frangendi finitimo-

rum spes animosquae, ne quid averso se in Romanum bellum periculi subesset, | quum a Thracia pacem Cotys, ab Epiro Cephalus repentina defectione a Romanis praestarent, Dardanos recens domuisset bello, solum infestum esse Macedoniae latus, quod ab Illyrico pateret, cernens, neque ipsis quietis Illyriis et aditum praebentibus Romanis, | si domuisset proximos Illyriorum, Gentium quoque regem jam diu dubium in societatem perlici posse, | cum decem millibus peditum, quorum pars phalangitae erant, et duobus millibus levium armatorum et quingentis equitibus perfectus Stuberam venit.

Wir müssen es dem Leser überlassen, aus einer Analyse dieser Periode zu erkennen, wie die Masse der darin zusammengedrängten Sätze, die sämmtlich durch eine dreyfache *) Participial-Apposition mit dem Hauptsubject zusammenhängen, durch anaphorische und chiastische Gliederung bewältigt und das scheinbar äußerliche Nacheinander der Sätze zu einem beziehungsreichen Ineinander verarbeitet ist. Nur das haben wir beyzufügen, daß Perioden solcher Art bloß der unermüdlich fortschreitenden historischen Darstellung eigen sind, da in den Reden, die nicht angelegt sind, ins Unendliche auszulaufen, die Circumscription des übersehbaren Stoffes auch der einzelnen, wenn schon reich ausgestatteten Periode die Tendenz mittheilt, Alles, was dem Anhäufen eines Nacheinander von Sätzen gleichsieht, von sich fern zu halten.

Zum Schluße gedenken wir noch kürzlich einer dritten, wenn gleich der Sache nach geringfügigen, doch höchst charakteristischen Eigenthümlichkeit des livianischen Styls. Sie deutet auf ein dem Anhäufen entgegengesetztes und die Wage haltendes Streben hin, das Zusammengehörige nicht aus einander zu lassen, und alle untergeordneten Satztheile unter die Herrschaft des Hauptsatztheils, des Verbi finiti, zu begreifen (vrgl. in der obigen Periode Perseus — venit). Dieses Streben, überhaupt bey den Lateinern in häufiger Einschaltung des Subjects zwischen Prädicat und Copula sichtbar, z. B. haec probabilis sententia est, hat bey Livius eine solche Ausdehnung gewonnen, daß er z. B. 3, 43 extr. sagt: Sepultus ingenti militum moestitia, pessima decemvirorum in vulgus fama est; 10, 30 extr.: Celebrata inconditis carminibus militaribus non magis victoria Q. Fabii, quam mors praeclara P. Decii est; ja sogar jussus dimittere est 26, 28; res coepta geri est 28, 23; lex coepta fieri est 3, 14; deditio coepta fieri est 8, 2; non coeptum oppugnari est 21, 15 (dagegen, wohl zur Vermeidung der Aufeinanderfolge von vier zweysylbigen paroxytonirten Wörtern, raris locis ignis fieri est coeptus 21, 58); ferner: quibus dignius credi est 8, 26; ad tribunal ventum Pontii est 9, 10; communem patriam tuendam arbitrari esse 23, 5, lauter Stellungen, die man bey Cicero vergeblich suchen und auch z. B. bey Tacitus nicht häufig finden wird.

Ref. schließt mit dem Wunsche, daß Fabri und ihm ähnliche Kenner des Lateins und insbesondere des Livius urtheilen mögen, ob diese hier mitgetheilten Bemerkungen der Beachtung im Unterricht und bey der Bearbeitung des Schriftstellers würdig seyen.

C. Fr. Nägelsbach.

*) Eigentlich vierfache; denn nach perlici posse ist in Gedanken ein arbitratus zu ergänzen.

Nachrichten und Auszüge physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik ꝛc.

(Schluß.)

Das Ende der Spirale und einer der Drähte war in Queckſilber getaucht, und bey jeder Unterbrechung der Berührung erschien ein kleiner, aber selbst im Tageslichte deutlicher Funke, welcher heller wurde, wenn zwey Säulen mit einander verbunden wurden. (S. 160 — 164).

M. Meteorologie. a) Unter dem Namen „Beyträge zur meteorologischen Optik“ giebt H. Babinet eine Theorie 1) des horizontalen Kreises bey Nebensonnen, 2) der Höfe, 3) des Regenbogens und dessen überzähliger Bogen. Bey den Nebensonnen setzt Hr. B. wie Mariotte, Huyghens und Fraunhofer, dessen ge-

haltvolle Abhandlung H. B. indessen nicht zu kennen scheint, das Daseyn von Eisnadeln in allen Richtungen in der Atmosphäre voraus, und nimmt an, daß die Winkel dieserEisprismen = 60° sind. (?) Die vertikalen Flächen derselben können für Spiegelflächen angesehen werden, welche ein Bild der Sonne in gleicher Höhe mit derselben, und in einem Winkelabstande doppelt so groß, als der Winkel des einfallenden Strahles mit der Spiegelfläche, darstellen. H. B. versucht diesen horizontalen Kreis in faserigen Krystallen, die senkrecht auf ihre Achse durchschnitten sind, nachzubilden. Die Höfe schreibt H. B. Wasserkügelchen zu, welche (wenigstens in der Mehrzahl) gleichen Durchmesser haben. Das vollständige Gesetz scheint H. B. zu seyn: „Das Product aus dem Durchmesser eines jeden Wasserkügelchens in den Winkeldurchmesser des Hofes ist = der durch Versuche gegebenen Wellenlänge.“ Das Phänomen läßt sich, wie Young schon angegeben hat, am vollständigsten durch ein mit Lycopodium bestreutes Glas nachbilden. Für den Regenbogen stimmt H. B. ganz der Descarts'schen Erklärung bey, die überzähligen Bogen aber erklärt er durch Interferenz zweyer Strahlen, welche beyde vor und nach dem Einfallswinkel, der das Maximum der Ablenkung giebt, eine gleiche Ablenkung erleiden, und mit geringen Gangunterschieden coincidiren.

b) Hr. Quetelet hat (S. 175 — 183.) alle Beobachtungen, welche von verschiedenen Beobachtern an verschiedenen Orten über die Anzahl der Sternschnuppen in einer gegebenen Zeit gemacht worden sind, gesammelt. Er reducirte sie auf eine Stunde, und fand als wahrscheinliches Resultat, daß ein einzelner oder mehrere Beobachter, die nach derselben Himmelsgegend gerichtet sind, durchschnitlich 8 Sternschnuppen in einer Stunde sehen könne, und daß mehrere Beobachter, welche verschiedene Himmelsgegenden überblicken, doppelt so viel zählen können. In dieser Voraussetzung können mehrere Beobachter, welche so gestellt sind, daß sie fast den ganzen Himmel übersehen, im Durchschnitt mehr als 200 Sternschnuppen in einer Novembernacht sehen.

c) Meteorologische Beobachtungen werden in diesem Bande (S. 538 — 555) aufgeführt 1) von H. Feldt in Braunsberg in Ostpreußen vom Jahre 1836. Der mittlere auf 0° reducirte Barometerstand war = 335‴,81, das Maximum fiel auf 9. Januar mit 344‴ 25, das Minimum auf 9. December mit 325‴,48. In Beziehung auf die Winde gab NO. die höchsten, SW. die niedrigsten Barometerhöhen.

Die Temperatur war im Mittel = 46°,32 Fahr. das Maximum fiel mit 84°,6 auf den 30. July bey S. das Minimum auf 1. Januar mit 0°,3 bey O., also mit einer Differenz von 84°,3.

2) Die Beobachtungen von Karlsruhe theilt Hr. Dr. Otto Eisenlohr mit vom Jahre 1834 und 1835. J. J. 1834 war der mittlere auf 10° R. reducirte Barometerstand = 27″ 11,‴ 313 (335‴,313), das Maximum fiel auf den December mit 28″ 5,‴ 65 (341‴,65), das Minimum auf den October mit 27″ 2‴,13 (326,‴13) also mit einem Unterschied von 15,‴52.

Die höchste Temperatur fiel auf den July mit 29°, 3 R., die niedrigste auf Februar mit — 4,5, also mit einem Unterschied von 33°, 8, das Mittel der jährlichen Temperatur war + 9°,594.

Die herrschenden Winde waren SW. mit 536 und NO. mit 366, dann N. mit 61.

Die Regenmenge betrug 2451,77 Kub. Zoll.

Im Jahre 1835 war der mittlere Barometerstand 27″ 10,‴ 716 (334, 716), das Maximum fiel auf den Januar mit 28″ 6,‴94 (342‴,94), das Minimum auf den October mit 26″ 11,‴ 22 (323,‴22). Die Temperatur erreichte das Maximum im July mit 27°,0 R., ihr Minimum im December mit — 9,1, und die mittlere war 8,°033. Die herrschenden Winde waren S–NW. mit 624, N–SO. mit 471, SW. mit 408, NO. mit 293, und W. mit 137. Die Regenmenge betrug 3923,59 Cub. Zolle.

Transactions of the zoological Society of London. Vol. II, Part. I. 1836. 4. 86 S. und 17 Kupfertafeln.

Die Abhandlungen der zoologischen Gesellschaft in London scheinen durch den Tod des Sekretärs (Bennett) einen Verzug in ihrer Erscheinung erlitten zu haben, denn bis jetzt ist uns vom zweyten Bande nicht mehr als die erste Abtheilung zugekommen. Diese ist weniger manchfaltig in ihrem Inhalt und enthält gar nichts Zootomisches. Das Aeußere und die Tafeln sind von gleicher Vollkommenheit, wie in den früheren Heften. Folgende Abhandlungen befinden sich in dieser Abtheilung:

I. On the Quails and Hemipodii of India. By Lieut.-Colonel W. H. Sykes. (p. 1—24. Tab. 1 — 4.)

Eine sehr gründliche Abhandlung, welche mit einleitenden Betrachtungen über die Aufstellung von Gattungen und Arten beginnt. Der Verf. weist an den Feldhühnern und den verwandten Gattungen die Schwierigkeit, scharfe Gattungsmerkmale aufzustellen, nach und vergleicht die Angaben von Temminck, die er einer scharfsinnigen Prüfung unterwirft. Er hielt es für sehr nöthig, in vielen Fällen die anatomischen Verhältnisse zu vergleichen und legt hier einen besonderen Werth auf Zunge, Größe der Blinddärme und Farbe der Iris. Er habe gefunden, daß z. B. hiedurch Ciconia leucocephala, bisher immer zu Ardea gerechnet, deutlich klassificirt werde; hier ließen die kurze Zunge, der doppelte Blinddarm, die nicht gelbe Iris keinen Zweifel, daß es ein wahrer Storch sey. Auf einer sehr zweckmäßig angeordneten Tafel giebt der Verf. Umrisse der Zunge, der Blinddärme, der Irisfarbe, des Schnabels von 5 Coturnix, 3 Hemipodius, 2 Francolinus, 1 Perdix und zur Vergleichung auch von 2 Columba und von Pterocles exustus. Das Resultat der genauesten innern und äußern Untersuchung ist: daß sich, außer der Größe, kein einziges konstantes Merkmal auffinden läßt, wodurch man die Wachteln (Coturnix) von den Feldhühnern (Perdix) generisch unterscheiden könnte. Mit Theophrast kann er sie nur Zwerg-Feldhühner nennen. Die Form der Flügel und die völlige Abwesenheit jeder Spur von Sporn am Tarsus, welche Temminck für charakteristisch bey Coturnix hält, sind keine durchgängigen Kennzeichen. Sykes fand z. B. Höcker am Tarsus der Männchen bey Cot. Argoondah und Pentah.

Hierauf folgt die Beschreibung der Arten. Der Verf. beginnt mit einer Beschreibung unserer Wachtelart, wie sie in Indien vorkömmt, nach sorgfältiger Vergleichung von Exemplaren aus China, Indien, dem Vorgebirg der guten Hoffnung und England. Eben so giebt derselbe eine Beschreibung von Cot. textilis, welche er trotz großer Aehnlichkeit mit der vorhergehenden, doch als eine eigene Art betrachtet wissen will. Die neuen Arten sind:

1) Coturnix erythrorhyncha; Sykes fand diese schöne Art nirgends als im Thale Karleh in den Ghats, wo sie zugleich mit Perd. picta vorkömmt.
2) Cot. Argoondah findet sich in Dukhun.
3) Cot. Pentah. Himalaja und Gebirgsland von Mysore.

Die neue Art Hemipodius nennt Sykes H. Taigoor; er hielt sie zuerst für einen jungen H. pugnax, überzeugte sich aber später von ihrer Verschiedenheit.

Zur Beschreibung von H. pugnax und Dussumieri werden ebenfalls Beyträge gegeben.

Die Abbildungen der 4 neuen Arten sind sämmtlich vortrefflich von Gould lithographirt.

II. Descriptions of a few Invertebrated Animals obtained at the Isle of France. By Robert Templeton. (p. 25 — 30. Tab. V.)

Diese neuen Thiere sind: Actinia sanguineo-punctata, Xenia Desjardiniana, und zwey neue Röhrenwürmer, mit Terebella und Sabella verwandt, wofür der Verf. neue Gattungen bildet, nämlich Anisomelus (luteus) und Piratesa (nigro-annulata). Weitere Untersuchungen sind wohl hierüber erst abzuwarten.

III. On a remarkable Species of Pteropine Bat, by E. T. Bennet. (p. 31 — 38. Tab. VI. u. VII.)

Die hier als neu beschriebene Art Pteropus (Pt. Whitei Benn.) vom Gambia kam erst kürzlich in den Besitz der Gesellschaft und zeigt wirklich eine besondere Merkwürdigkeit; es findet sich nehmlich auf jeder Seite am Hals, nach unten zu gegen den Ursprung der vorderen Extremitäten, ein großer Büschel weisser Haare, wie ein Federbusch. Es giebt dieß dem Thiere ein so eigenthümliches Ansehen und die Stelle weicht vom übrigen Fell so ab, daß man im ersten Augenblick auf den Einfall kömmt, es sey diese Bildung künstlich und zur Täuschung gemacht. Aber die genaueste Untersuchung zeigt diese sonderbaren Anhänge als ächt; dieß wird auch durch die mikroskopische Untersuchung bestätigt; denn die Haare haben hier dieselbe gegliederte und gekerbte Form wie am übrigen Körper, und wie sie den Fledermäusen eigenthümlich ist. Der Verf. bildet verschiedene solche stark vergrößerte Haare ab und macht mit Recht auf das weite, für Zoologie und Physiologie gleich interessante, selbst bey Bestimmung der Arten wichtige Feld aufmerksam, welches die feinere mikroskopische Untersuchung der Haare eröffnet. Alles, was wir auch in Deutschland (durch Heusinger, Nitzsch, Eble) über die mikroskopische Struktur der Haare, Federn, Schuppen u. s. w. wissen, ist bis jetzt nur Bruchstück und eigentlich in die systematische Zoologie noch gar nicht übergegangen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Professor in München. Dritter Band. Erlangen, bey J. J. Palm und Ernst Enke. 1837. 533 S. mit 13 Kupfertafeln.

Ueber den Inhalt der beyden ersten Bände dieses Werkes haben wir schon im III. Bande der gelehrten Anzeigen und im IV. Bande S. 86 eine kurze Rechenschaft ertheilt; es bleibt uns daher nun übrig, die Inhaltsanzeige des dritten Bandes zu geben, welche, die Geschichte des Thierreichs umfaßt.

In den beyden ersten §§. des Buches sucht der Verfasser zuerst die Gränzen zu bezeichnen, welche das Thierreich auf der einen Seite von dem Stein- und Pflanzenreiche, auf der andern aber vom Menschen unterscheiden. Das Belebtseyn, das gegen das Steinreich hin die Gränze bildet, giebt sich in dem der Pflanze, wie dem Thiere inwohnenden Vermögen kund, den selbstthätigen Wechselverkehr mit den Dingen der Außenwelt länger fortwährend zu erneuen und zu erhalten. Die Möglichkeit zur Aeußerung jenes Vermögens ist dadurch gegeben, daß das Thier wie die Pflanze ein organisches Wesen ist, d. h. dadurch, daß sein Leib mehrere und viele polarisch sich ergänzende Theile (Organe) umfasset, welche in einem solchen Verhältnisse stehen, daß durch die Sättigung der einen das Verlangen der andern geweckt wird; daß die Thätigkeit der einen die Ruhe der andern mit sich bringt. Wenn die eben beschriebene Grenze eine äußere genannt werden kann, wodurch die organischen und belebten Wesen überhaupt von den unbelebten sich abscheiden, so giebt es nun auch eine innere, die zwischen dem Thier- und dem Pflanzenreiche festgestellt ist. Der Wechselverkehr mit den Dingen der Außenwelt, zu dessen länger fortwährender Erneuerung und Erhaltung im Thiere wie in der Pflanze die Kraft liegt, beschränkt sich in der Pflanze lediglich auf den Kreis des Wachsthumes und der Wiedererzeugung; es ist im Wesen des Gewächses ein Zug nach dem nährenden, tropfbarflüssigen oder luftartigen Stoffe, so wie nach Licht und Wärme, durch welche die fortwährende Wiederaufnahme jenes Stoffes möglich wird; für die übrige Welt aber der gewordenen Dinge, die von dem Lichte erleuchtet, von der Wärme erwärmt wird, ist in der Pflanze weder ein Zug des Verlangens noch ein Sinn da; was nicht unmittelbarer Punct der Befestigung, Stoff der Ernährung, Antrieb der Belebung seyn kann, das ist für sie wie gar nicht vorhanden. Dagegen verhält sich das Thier gegen die Welt der andern gewordenen Dinge auch dann, wenn ihm diese keineswegs Stoff der Ernährung seyn können, nicht gleichgültig; das Thier hat, je vollkommener es ist, desto mehr Sinn für andere gewordene, lebende wie unbelebte Wesen und einen inneren Trieb zum Wechselverkehr mit ihnen. Das aber, was zum Einzelwesen „geworden“ ist, erscheint eben deshalb auf bestimmten Ort und Raum beschränkt, nicht wie das ernährende Element oder der aufregende Lebens-Impuls, der aus Licht, Wärme u. s. w. kömmt, deren die Pflanze begehrt, allgemeiner über die ganze Erdoberfläche ergossen; darum gestaltet sich die Fähigkeit des Thierleibes zum Wechselverkehr mit andern zu Einzelwesen gewordenen Leibern zugleich zu der Fähigkeit, sich von einer Stelle zur andern, jetzt zu diesen, dann zu jenen Dingen hinzubewegen.

Im Verlauf des thierischen Lebens legt sich

uns jener eben erwähnte Unterschied der animalischen und vegetabilischen Natur in der Form zweyer wiederholt mit einander abwechselnder Zustände: jener des Schlafes und des Wachens vor Augen. Auf den schlafenden Thierleib sind, wie auf die Pflanze, nur noch der Impuls wie das Element der Ernährung und Wiedererzeugung wirksam: äußerlich die athembare Luft, im Innern das umkreisende Blut oder der Nahrungssaft; für die Welt der andern Einzelwesen ist ihm der bemerkende Sinn, wie die Kraft des Hinbewegens benommen. Obwohl jedoch hierinnen der Schlafzustand im Vergleich mit dem Zustand des Wachens als ein minder vollkommener erscheint, ist er dennoch die Basis, aus welcher das Wachen seine Kräfte nimmt; er ist die fortwährende, tragende Grundlage, aus welcher das Wachen hervortritt.

Am Thierleib selber bemerken wir bald ein Beysammenseyn zweyer Naturen, davon die eine den vorhin bezeichneten Charakter des Pflanzen-, die andere den des Thierreiches an sich trägt. Diese beyden Naturen beruhen auf dem Daseyn zweyer verschiedener Ordnungen von Organen, davon die einen (wie die Lunge, die Werkzeuge der Verdauung, die Gefäße u. s. f.) nur der Ernährung und Erhaltung dienen, die andern aber, als die eigentlich thierischen, zunächst zum Dienste der Empfindung und Wahrnehmung der Sinne, so wie zur willkührlichen Bewegung bestimmt sind. Die ersteren sind im Schlafe eben so wirksam, als im Wachen; das Thätigseyn der anderen ist zunächst nur an die Zeit des Wachens gebunden. Je vollkommner das Thier ist, desto vorherrschender und kräftiger sind an ihm die Organe der höheren (dem wachen Zustande entsprechenden) Organe ausgebildet; desto vollkommener nehmen dieselben die der niederen Ordnung, welche der Pflanzennatur entspricht, in sich auf. Hiedurch werden ein großer Theil jener Organe, die in der Pflanze nach außen gekehrt sind, am vollkommneren Thierleib zu inwendig verborgenen: die Blätter zu Lungen, die einsaugenden Zasern der Wurzeln zur Auskleidung der inneren Wände des Darmkanals. So wird die vorhergehende, niedere Stufe der organischen Gestaltung von einer höheren: die Natur der Pflanze von der des Thieres überwunden, jene hiernach in diese aufgenommen, von ihr überkleidet, und zwar so, daß die vorhergehende Stufe allenthalben als Grundlage der höheren vorhanden, in diese verwebt, von ihr durchdrungen ist.

Nachdem auf diese Weise der Verfasser die äußere Abgränzung des Thieres von der unorganischen Natur, die innere vom Pflanzenreich angedeutet hat, fährt er fort, auch jene obere Gränze zu bezeichnen, die zwischen der Natur des Thieres und jener des Menschen liegt. Schon im vorhergehenden Bande war diese Gränze so bestimmt, daß im Thiere zwar die inwohnende Seele ihres Leibes, nicht aber ihrer selber mächtig sey, während dieselbe im Menschen sich selber beherrscht und hiermit zugleich den Leib. Die Macht, durch welche die Menschenseele dieses vermag, ist der selbstbewußte Geist. Es wiederholt sich nun auf einer höhern Stufe zwischen Mensch und Thier derselbe Unterschied, der zwischen Thier und Pflanze gefunden wird. Wie das Gewächs mit seinen beym Wachsen sich verlängernden Zweigen vom Lichte angezogen wird, wie es dieses aufsucht, ohne einen bemerkenden Sinn für dasselbe zu haben; so ist das Thier blindlings dem Walten eines allbewegenden, allbedenkenden Geistes hingegeben, der in der Form des Instinktes dasselbe zieht und leitet, während der Mensch inwohnend in sich eine Kraft besitzt, welche selber von der Natur des allbedenkenden Geistes ist, welche deßhalb diesen erfaßt und erkennt. Und auch auf dieser Stufe ist mit der Fähigkeit zum Erkennen des allbewegenden Waltens die Kraft verbunden, gleich dem bald hier, bald da übermächtig und sichtbarlich wirkenden Geiste selber sich zu bewegen; der Mensch hat in sich mit der Fähigkeit zum Erkennen des Anfanges alles Lebens und Wirkens, zugleich die Kraft des selbständigen geistigen Wirkens, oder des freyen Willens. Wie im Thierreich, je höher die Entwickelung seiner Formen sich steigert, desto mehr die niedrere Stufe der vegetabilischen Natur von der höheren überwältigt und überkleidet, so wie durchdrungen wird; so wird auch beym Menschen im gesunden Verlaufe seiner geistigen Entwickelung die niedrere Stufe der Thierheit von der Macht des Geistigen je mehr und mehr überwunden, von ihr überkleidet und durchdrungen. Der Verlauf jedoch dieser Entwicklung führt die

Menschennatur immer weiter von der Angränzung an das sichtbare, thierische Wesen hinweg, nach einem Gebiete, das jenseits der Sichtbarkeit liegt.

Im weiteren Verlaufe seiner Erörterungen betrachtet der Verf. die besondere Bestimmung des Thierreiches mitten in der Gesammtheit unserer irdischen Sichtbarkeit. Wie nach dem vorhergehenden Bande das Mineralreich als ein zurückstrahlender Spiegel und Condensator der lebenweckenden Kräfte bezeichnet wurde, die von anderswoher zur Erde kommen; das Pflanzenreich als ein auffammelndes Behältniß des von Lebenskräften schon durchdrungenen Stoffes, so wird hier das Thierreich als ein Gesammtorgan des Empfindens und Bewegens betrachtet, dessen Anregung aus einer oberen Welt der unsichtbaren Anfänge herkommt und dann durch die ganze irdische Leiblichkeit bis hinan zum selbstbewußten Geist des Menschen sich fortsetzt. Denn jenes weite, schnelle Fortpflanzen der Bewegungen, die gleichzeitig in den verschiedensten Gegenden der Erdoberfläche an der Magnetnadel bemerkt werden, könnte nicht statt finden, wären nicht die Träger und empfänglichen Gefäße, die Massen des Eisens und andere für den Elektromagnetismus sich eignende Körper vorhanden, die den Impuls Eines auf das Andere fortleiteten und seine Kraft durch ihre Wechselwirkung verstärkten. So wird auch das lebende Thier mit den andern Thieren von derselben Art zugleich zu den Lebensbewegungen aufgeregt, und die Anregung pflanzt sich öfters auch auf andere Ordnungen der empfindenden Wesen fort, wie denn das Freudenlied der emporsteigenden Lerche selbst noch in der Brust des Menschen das verwandte Gefühl der emporhebenden Freude und des Dankes aufweckt. Und zuletzt ist es die Bestimmung der Gesammtheit aller empfindenden und des selbstständigen Ausdruckes fähigen Lebendigen, ein Chor der Stimmen einer gemeinsamen Freude am Leben zu werden, wobey eine Stimme durch die andere geweckt, harmonisch geleitet und verstärkt wird.

Was die chemischen Bestandtheile des thierischen Körpers betrifft, so kommt in ihm zu den drey atmosphärischen Grundstoffen, aus denen vorzugsweise der Leib der Pflanze zusammengesetzt ist, noch ein vierter, fast beständig vorhandener hinzu: der Stickstoff. Man könnte diesen, im Vergleich mit den andern dreyen, den luftartigsten von allen nennen, weil seine gewöhnlichste, bleibendste Weise des Vorkommens in der unorganischen Natur die Form des Gases ist. Außerdem finden sich von metallischen Grundstoffen: das Eisen und Spuren von Mangan; von brennbaren: Schwefel, Phosphor, Chlor Brom, Jod und das Element der Flußsäure, ferner außer den Alkalien die Kalk- Kiesel- Talk- und zuweilen selbst (wie in den Austerschalen) etwas Thonerde in den Gebilden der thierischen Leiblichkeit. Alle diese Grundstoffe jedoch sind nur die unorganischen Elemente des Thierkörpers, in welche dieser bey seiner gänzlichen künstlichen oder natürlichen Zersetzung zuletzt zerfällt. Näher als diese liegen der Betrachtung die organischen Bestandtheile des Thierkörpers, die, als eine höhere Ordnung der Elemente, aus den unorganischen schon zusammengesetzt, auf sie begründet erscheinen. Sie lassen sich in allgemeiner verbreitete, und in nicht allgemein verbreitete theilen und zu den ersteren gehören der Eyweißstoff, der Schleim, der Faserstoff, der thierische Extractivstoff oder das Osmazom, das thierische Fett, das Blutroth, der Harnstoff u. s. f.; zu den letzteren das Coccusroth, der Purpursaft, die harzigen Farbstoffe z. B. im Roth des Krebses und der Vögelschnäbel, der Moschus, das Castoreum, das Stinköl, der Ambra, das Schlangengift, das Chitin und Melain.

Nächst den chemischen Bestandtheilen werden hierauf die Formenelemente des thierischen Leibes: die Blutkörnchen, die Chylus- und Lymphkörnchen, die Körnchen der Absonderungsflüssigkeiten und der Pigmente, das Fett, das Haar- und Zahngewebe, das schwammige, wie das Zell- oder Bildungsgewebe, das Knorpel- Muskel- und Nervengewebe beschrieben und mit Hülfe der dem Buche beygefügten Abbildungen erläutert.

Mit ziemlicher Ausführlichkeit betrachtet der Verf. die organischen Hauptsysteme des Thierleibes und trägt in dieser Betrachtung die Grundzüge der vergleichenden Anatomie des Thierreichs zusammen. Er ist hiebey vorzüglich Rudolph Wagners Lehrbuche der vergleichenden Anatomie gefolgt. Die Beschreibung der einzelnen Systeme beginnt mit jenem der Verdauungswerkzeuge, wie diese in den

verschiedenen Ordnungen und Familien des Thierreiches dem Auge sich darstellen; hierauf folgt die des Systems des Kreislaufes, an welche jene der Athmungsorgane sich anschließt.

(Fortsetzung folgt.)

Transactions of the zoological Society of London. Vol. II, Part. I. 1836. 4. 86 S. und 17 Kupfertafeln.

(Schluß.)

IV. Some Account of the Crustacea of the Coasts of South America, with Descriptions of new Genera and Species: founded principally on the Collections obtained by Mr. Cuming and Mr. Miller. By Thomas Bell. (p. 39 — 66. Tab. VIII. bis XIII.)

Eine Fortsetzung von Zool. Trans. Vol. I. p. 335 (gel. Anzeigen IV. S. 587). Unter den 150 Arten, welche von Cuming in Süd-Amerika gesammelt wurden, finden sich so viele merkwürdige, zum Theil Typen neuer Gattungen, daß der Verf. hier genaue Beschreibungen mit vorzüglichen Abbildungen in einer Reihe von Abhandlungen liefern will.

Diese neue Gattungen sind: Microrhynchus (Famil. Maiadae) mit M. gibbosus, Rhodia mit Rh. pyriformis, Pelia mit P. pulchella, Thoe mit Th. crosa, Othonia mit zwey Arten, Tyche mit T. lamellifrons. Außerdem werden noch beschrieben und abgebildet: 1 A. Libinia Leach, 1 A. Herbstia Edw., 1 A. Hyas Edw., 2 A. Pisa Leach, 5 Arten Mithrax, 3 A. Pericera Latr., 1 A. Epialtus Edw.

V. Some Observations on the Economy of an Insect destructive to Turnips. By William Yarrell. (p. 67 — 70. Tab. XIV.)

Im trocknen Sommer 1835 wurde die Rüben-Ernte von einem kleinen Insekt aus der Ordnung der Aderflügler, Familie der Tenthrediniden, Athalia Centifoliae Leach zerstört. Dieses Insekt erscheint in größerer Menge nur in sehr trockenen Jahren und in entfernten Zwischenräumen, wie dieß z. B. 1782 der

Fall war. Im Jahre 1835 ward dadurch in Kent, Esser, Sussex, einem Theile von Buckinghamshire, Hampshire und Wiltshire eine völlige Mißernte verursacht; selbst die zweyte und dritte Aussaat gieng zu Grunde. Nur wenige Pächter, welche nach dem ersten Regen im September wieder Rüben säeten, hatten einigen günstigen Erfolg, so viel es die späte Aussaat gestattete. Das Insekt ist auf der beygefügten Tafel in seinen verschiedenen Ständen, zugleich auch ein angefressenes Rübenblatt, abgebildet.

VI. Mémoire sur une nouvelle espèce de Poisson du Genre Histiophore par M. E. Rüppell. (p. 71 — 74. Tab. 15.)

Cuvier und Valenciennes beschrieben im achten Theil ihrer Hist. nat. des poissons drey Arten der Gattung Histiophorus; Rüppell fügt eine vierte aus dem rothen Meere hinzu, verwandt mit H. americanus Cuv.

VII. On the Genus Octodon and on its Relations with Ctenomys Blainv. and Poephagomys Fr. Cuv., including a Description of a New Species of Ctenomys. By Bennett. (p. 75 — 86. Tab. 16 u. 17.)

Wieder einige neue Nagethiere, nach Bennett mit Arvicola verwandt. Eine Art, die neue Gattung Octodon Benn. bildend, brachte Cuming aus Valparaiso mit; sie ist schon von Meyen als Dendrobius Degus beschrieben. Das andere Thier, Ctenomys Magellanicus, wurde von Capit. King von der Magellansstrasse mitgebracht. — Beyde Thiere sind mit den Schädeln abgebildet. Vrgl. hierüber die wichtigen Bemerkungen von Wiegmann in s. Archiv. 1837. Heft V. p. 171. (Jahresbericht.)

So erfreulich auf der einen Seite die Thätigkeit der Zoologen ist, wie sie sich in diesen Transactions beurkundet, so kann man doch auf der andern Seite fragen, wo will es mit dieser Auffindung und Beschreibung neuer Arten noch hinaus? Diese Mässe von Thatsachen wird bald den Sinn für's Allgemeine vollends tödten.

R. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte ꝛc.

(Fortsetzung.)

Als ein Anhang zu der Beschreibung der eigentlichen Athmungsorgane der Fische wird jene der Schwimmblase hinzugefügt, in welcher der Verf. eines jener merkwürdigen Gebilde zu erblicken glaubt, in denen sich schon die erste Anlage des vollkommneren Typus einer nächstfolgenden höheren Entwicklungsstufe des Thierleibes vorfindet, welche jedoch, wie ein noch im Bau begriffenes, unbewohntes Gebäude, jener Kräfte und Eigenschaften entbehren, die dem von ihnen vorbildlich repräsentirten Organe auf der nächst höheren Stufe innewohnen. Diese Gebilde, wie dieß namentlich an der Schale der Concameriten, z. B. des Nautilus gesehen wird, wo die Schale ein vorbildlicher Grundriß des Systems der Rückenwirbel ist, treten gewöhnlich wie ein Anhang, außerhalb des Kreises jenes organischen Systems auf, in dessen Inneres sie nachmals, auf der höheren Entwicklungsstufe aufgenommen werden, und eben dieses ist auch der Fall bey der Schwimmblase der Fische, welche außer dem Kreise der eigentlichen Athmungsorgane derselben, wohl aber nahe jener Region der Leibeshöhle liegt, in welcher auf der nächst höheren Stufe der Amphibien die Lungen auftreten. Bey manchen Fischen, wie selbst beym Karpfen, ist die Schwimmblase durch Einschnürungen in zwey Abtheilungen gesondert, deren hinterste von Baer mit der Lunge vergleicht; bey andern, wie beym Schwertfisch und einigen Arten der Welse ist sie von Zellen durchzogen. —

Von den Athmungswerkzeugen wendet sich der Verf. zu der Beschreibung der Stimmorgane. Hierauf werden die Organe der Absonderung des Harnes, sowie mancher eigenthümlicher Ausscheidungsstoffe, dann das organische System der Zeugung, sowie die verschiedenen Wege der Erzeugung betrachtet. Die Beschreibung jener eigentlich animalischen Region des Thierleibes, welche zuletzt die vegetative in sich aufnimmt und sie überkleidet, beginnt bey dem organischen System der Empfindung oder dem Nervensystem und gehet dann zu den Sinnesorganen über. Unter anderen wird hier die Verbindung, in welcher die Schwimmblase bey vielen Knochenfischen, namentlich den Bauchflossern, mit dem Gehörorgane steht, als vorzüglich beachtenswerth hervorgehoben. Es verlaufen nämlich da von den Vorhöfen des Gehörorganes zwey Kanäle nach hinten, die sich im Basilartheil des Hinterhauptbeines zu einem gemeinsamen, schlauchartigen Behälter vereinen, der sich von neuem nach hinten gabelartig zertheilt und an jeder Seite einen zwischen dem ersten Halswirbel und dem Hinterhauptsbeine gelegenen, säckchenartigen, mit Labyrinthwasser erfüllten Anhang (die Vorkammer) entwickelt. Drey neben den vordersten Wirbeln gelegene Knöchelchen vermitteln nun zwischen diesen Vorkammern und der Schwimmblase eine beständige Wechselwirkung; denn das vorderste, das dem Steigbügel im Gehörorgane der vollkommneren Wirbelthiere entspricht, liegt an der Vorkammer, die es verschließen kann; das hinterste, größte entspricht dem Hammer und hängt mit einem hakenartigen Fortsatze an der Schwimmblase; zwischen Hammer und Steigbügel findet sich ein die Stelle des „Ambos“ vertretendes Knöchelchen. Bey manchen Gattungen, denen die Gehörknöchelchen fehlen, ist die Schwimmblase nach vornen in zwey Fortsätze getheilt, die zum Vorhofe gehen. So zeigt sich auch in diesen Beziehungen die merkwürdige Vorbedeutung der Schwimmblase;

die, noch außer dem eigentlichen Kreise des Athmens gelegen, schon jetzt auf ähnliche Weise in Wechselwirkung mit dem Gehörorgane tritt, als auf den höheren Stufen der Entwickelung die den Schall bildende Region der Mundhöhle und des Kehlkopfes. Hierauf wird das eigentliche innere Skelett der vollkommneren Thierordnungen, dann die äußeren Bedeckungen und das System der Bewegungsorgane betrachtet. Am Schlusse des H. macht der Verf. darauf aufmerksam, wie bey dem Entwickelungsgange der thierischen Formen allmählig die Unterordnung aller einzelnen Theile unter das Centrum, von welchem Bewegung ausgeht und zu welchem der Weg aller Empfindungen führt, sich steigere und vollkommener werde. Vieles, was auf den niedreren Stufen noch außer dem Kreise und der Herrschaft des Empfindens und Bewegens lag, oder dieser Herrschaft doch nur unvollkommen untergeben war, wird zuletzt beym Menschen in die Gränzen jenes inneren Reiches aufgenommen, namentlich unter den Sinnorganen die Zunge und die ganze feinfühlende Oberhaut. Denn die vollkommenere Ausbildung der Zunge zum Schmecken, wie zum mannichfaltigsten Bewegen, und die Einrichtung der ganzen äußeren Oberfläche des Leibes zu einem Organ des Fühlens sind es hauptsächlich, welche das System der Empfindungsorgane bey dem Menschen von jenen der Thiere unterscheiden. Bey ihm, dem Menschen, dessen selbstbewußtes Erkennen ein Mitseyn mit dem Seyenden genannt werden kann, stehet zuletzt der ganze Leib bis zu seiner äußersten Oberfläche so sehr im Dienste des Empfindungs- und Erkenntnißvermögens, daß schon hierdurch diesem Leibe vor allen anderen, thierischen Leibern ein Anrecht und Theilhaben an dem Mitseyn mit jenem Seyn zuzukommen scheint, welches seine Grenzen nicht in der Zeit hat.

Von der Beschreibung des äußeren und inneren Körperbaues wendet sich der Verf. zu der Betrachtung der Lebensverrichtungen des Thierleibes. Unter anderen macht er bey der Erwähnung des Vorganges der Zeugung und Ausgeburt der Jungen darauf aufmerksam, wie die bewegende Macht, die hierbey in und mit der thierischen Natur walte, ihre verbindenden Fäden durch die von Zeit und Raum weit getrennten, sich wechselseitig ergänzenden Gegensätze schlinge, indem sie den Zustand des zur Reife gekommenen Thieres, namentlich jenen des geflügelten Insektes an den Zustand des noch im Ey verschlossenen Keimes oder der Larve anknüpft, wenn z. B. die gebährende, bisher in der Luft wohnende Mutter das Element aufsuchet und findet, in welchem das aus dem Ey schlüpfende Junge seine erste Nahrung findet. Hierin gleicht jene Macht, die das Thierreich auf so unwiderstehliche Weise beherrscht, der allumfassenden Form (εἶδος) oder Idee, in welcher das ganze Einzelwesen mit seinem dasselbe ergänzenden Geschlechtsgegensatz, so wie mit allen vergangenen und noch zukünftigen Entwickelungszuständen seines Lebens enthalten ist. — Die Ursache des Todes aller sichtbar lebenden Dinge und namentlich der Thiere findet der Verf., wie er dieß in seiner Geschichte der Seele weiter entwickelt hat, in einem Vorherrschendwerden der selbstthätigen centrifugalen (von dem Grunde alles Seyns hinaus- und hinwegwärts gehenden) Richtung des Lebens über die centripetale (den belebenden Einfluß in sich neu aufnehmende). Denn wie aus dem Wechselverkehr dieser beyden Richtungen, vergleichbar dem fruchtbaren Vereine der Geschlechter, der Leib beständig von neuem erzeugt (erhalten) wird, so hört dagegen zuerst das Wachsen und Ernähren und zuletzt selbst das Leben desselben auf, wenn die eine der beyden Richtungen an Macht der anderen so ungleich wird, daß nun zwischen beyden, wie zwischen lebendigen Wesen von ganz ungleicher Art, keine fruchtbare Vermählung mehr möglich ist. Im Kleinen giebt jenes theilweise und unvollkommene Absterben einzelner Organe, das vor der Metamorphose oder Häutung mancher Thiere vorausgeht, ein Abbild des allgemeinen Sterbens. Gerade die Theile, welche der selbstthätigen Bewegung am meisten und am kräftigsten dienten: die Befestigungspuncte der Muskeln und vermittelnden Träger ihrer Einwirkung auf die umgebende Natur, die äußeren, festen Hüllen des Leibes, das Hautskelet der Insektenlarve, die Schalen der Krebse werden bey solchen Vorgängen eines partiellen Sterbens zersprengt und abgelegt. Vor solchen Momenten der Verwandlung oder Häutung, besonders vor dem letzten, auf welchen bey den Insekten das Erscheinen der vollkommensten, geflügelten Form folgt, zeigen sich die

eigentlich thierischen Systeme des willkührlichen Bewegens und der Sinnesempfindung wie gelähmt; das inwohnende Vermögen der Selbstthätigkeit hatte auf der vorhergehenden Stufe seinen Gipfelpunct erreicht, auf welchem es über seine Basis: die aufnehmende Empfänglichkeit für den neubelebenden Einfluß sich erhub, von dieser sich lossagte. Darum erfolgte ein Absterben in dieser (äußeren) Region, zugleich aber tiefer nach innen ein Zurücksinken in den passiven, nur aufnehmenden Zustand, welcher die neue Ausgeburt in eine höhere Stufe der Selbstthätigkeit begründete. Dieses Hineinkehren der äußeren Lebensempfänglichkeit in eine innere Region, in welcher sie sich gleichsam neu verjüngt und die Kräfte des schnellen, kindlichen Wachsthumes wieder gewinnt, zeigt sich unter andren sehr deutlich bey den salamander- und froschartigen Amphibien, wo die Lunge im Innern sich kräftig entfaltet, während die Athmungsorgane der vorhergehenden Bildungsstufe, die Kiemen, äußerlich absterben, so wie bey den Insekten, wo die Zeugungsorgane sich im Innern entwickeln, während das Hautskelet der Larve und Puppe zum Sterben sich anschickt. In allen solchen Fällen ist der mit dem Tode vergleichbare Vorgang offenbar auf ein Innerlich- und Centralwerden jener Lebensthätigkeit gegründet, welche vorhin nach der Peripherie gekehrt war, wie denn schon im Geleite des täglichen, thierischen Schlafes ein solches Hineinkehren des äußeren Lebensverkehrs nach innen gefunden wird. Wenn schon diese (abbildlichen) Ereignisse, so wie die leicht zu machende Bemerkung, daß die Erscheinungen, welche selbst noch bey der Verwesung des Leibes vorkommen, denen bey der Zeugung so nahe gleichen, daß man in dem ganzen Vorgange der letzten Auflösung jenen wieder erkennt, der mit dem Samenkorn beym Keimen in der Erde vor sich geht, einen Schimmer von Hoffnung auf die Schreckniße des Todes fallen lassen, so wird diese Hoffnung noch vermehrt, wenn wir den Entwicklungsgang der thierischen Gestaltungen in den wechselseitigen Beziehungen der einen Stufe auf die andere ins Auge fassen. Unter den verschiedenartigen Formen des Thierreiches findet ein solcher innerer Zusammenhang, eine solche Hindeutung der einen auf die andere statt, daß die Keime und Anlagen der einen Stufe immer in einer nächst höheren ihre vollkommnere Entwicklung und Bedeutung finden. Nur mit dem Gipfelpunct der ganzen Reihe der sichtbaren Entwickelungen, mit dem Menschen, erscheint der Faden wie abgebrochen, obgleich in dieser höchsten Form die meisten, die vielversprechendsten Keime auf eine noch künftige Zeit der Entwickelung hindeuten. Doch jenes Abbrechen des Fadens ist nur etwas Scheinbares, wie bey einem Körper, der zum durchsichtigen (unsichtbaren) leichten Gas werdend, sich zwar von dem Boden, der ihn bisher trug, losreißt, deshalb aber keineswegs aufhört zu seyn und fortzubestehen. Denn selbst der leibliche, äußere Mensch trägt auf unverkennbare Weise eine Berechtigung zu Hoffnungen in sich, wie diese keinem andern Wesen unserer irdischen Sichtbarkeit zukommen. Es ist nämlich während des mehr oder minder kurzen Lebens der Thiere vor allem das Nervencentrum als das eigentlich fortlebende und zugleich das Leben auch der andern Theile begründende Princip zu betrachten.

(Schluß folgt.)

Die Forst-Insekten, oder Abbildung und Beschreibung der in den Wäldern Preußens und der Nachbarstaaten als schädlich oder nützlich bekannt gewordenen Insekten, in systematischer Folge und mit besonderer Rücksicht auf die Vertilgung der Schädlichen. Im Auftrage ꝛc. herausgegeben von Ratzeburg Dr. med., Prof. an der preuß. höhern Forst-Lehranstalt. Erster Theil, die Käfer. Berlin 1837. 202 Seiten in gr. 4. mit 22 theils in Kupfer gestochenen, theils lithographirten Tafeln und vielen Holzschnitten.

Ueber die Veranlassung zur Bearbeitung des vorliegenden Werkes äußert sich der Verf. selbst folgendermassen: „Bey der Aufmerksamkeit, die der Bewirthschaftung der Forsten gegenwärtig gewidmet wird, konnte es nicht unbeachtet bleiben, wie wichtig der Schutz der Forsten gegen schädliche Insecten ist. Besonders machte sich in den letztern, der Vermehrung schädlicher Forstinsecten ungewöhnlich günstigen Jahren bey der Verwaltung der preußischen Forste die Nothwendigkeit fühlbar, auf eine allgemeinere und gründlichere Weise,

besonders durch Benutzung der Fortschritte, welche die beobachtende Naturgeschichte in den letzten Zeiten gemacht hat, dem Uebel zu begegnen." Der Herr Staatsminister von Ladenberg, Chef der preuß. Forstverwaltung, erkannte es daher als Bedürfniß, den Forstbeamten einen Leitfaden an die Hand zu geben, der sie gründlicher als die bisherigen Schriften mit der Lebensweise der Forstinsekten und den daraus herzuleitenden Maaßregeln, die ihrer Vermehrung Grenzen setzen können, bekannt machte. Dem zu Folge erhielt der Verf. unter Genehmigung Seiner Majestät des Königs den Auftrag, ein solches Werk zu verfassen und davon so viele Exemplare für Rechnung der Staatskasse abzuliefern, daß jedem dirigirenden, inspicirenden und verwaltenden Forstbeamten ein Exemplar zugefertigt werden könnte. Neben der Bewilligung der erforderlichen Vorschüsse zu den Kosten der Herausgabe, ergieng an sämmtliche Forstbeamte die Aufforderung dem Verf. ihre Beobachtungen über die wichtigen Forstinsekten mitzutheilen.

Wohl hätte der Auftrag der preußischen Regierung in keine besseren Hände als in die des Verfassers gelegt werden können. Nicht nur, daß seine Stellung als Professor der Naturwissenschaften an der höhern Forst-Lehr Anstalt zu Neustadt-Eberswalde ihn mit dem zu bearbeitenden Gegenstande vertraut gemacht haben muß, sondern er hat sich auch schon früher durch seine mit Brandt gemeinschaftlich veranstaltete Herausgabe, der medicinischen Zoologie als ein gründlicher und umsichtiger Zoolog bewährt, und seine entomologischen Beyträge in den Bonner Denkschriften haben uns schon im Voraus versichert, daß die von ihm angekündigte Naturgeschichte der Forstinsecten nicht anders als vollkommen gelungen ausfallen könne. In der That ist nicht bloß billigen, sondern wohl auch den strengsten Anforderungen an ein solches Werk auf die befriedigendste Weise entsprochen.

Von den drey Bänden, aus welchen diese Darstellung der Forstinsekten bestehen soll, liegt uns der erste Band vor, welcher die Käfer enthält. Die Ordnung ist die systematische; für das Bedürfniß des bloß praktischen Forstmannes ist aber auch vorne eine rein forstliche Eintheilung in zwey Tabellen gegeben. Die erste derselben theilt alle hier zu betrachtende Käfer in nützliche, sehr schädliche, merklich schädliche, unmerklich schädliche, oder noch näher zu bestimmende; die andere Tabelle sondert sie nach ihren Nahrungspflanzen ab. Das Schema, nach welchem die Beschreibungen angelegt sind, ist ohngefähr folgendes, wie z. B. beym Maykäfer: Namen, Charakteristik, Vorkommen, Lebensweise, Bedeutung für den Forst, für Garten und Feld, Begegnung, Vorurtheile und Nutzen. So weit es nur immer möglich ist, ruht dieses Werk auf eigenen Erfahrungen, die vorgefundenen sind wenigstens kritisch gesichtet, eine Menge neuer Beobachtungen sind mitgetheilt. *) Die verschiedenen Stände der Metamorphose sind nicht weniger gründlich geschildert, als die Verheerungen, welche die schädlichen Insekten verursachen, so wie mit umsichtiger Prüfung alle Mittel aufgezählt sind, welche gegen sie zum Schutz der Forste benützt werden können. Hiedurch ist das Werk eben so lehrreich für den wissenschaftlichen Naturforscher, als für den praktischen Forstmann.

Sein Werth wird aber noch bedeutend erhöht durch die beygegebenen Abbildungen. Außer einer Menge in den Text eingedruckter und sehr gut gearbeiteter Holzschnitte sind nämlich 22 Tafeln mit Abbildungen beygefügt, welche theils die Forstkäfer in ihren verschiedenen Ständen, theils auch die von ihnen den Forstgewächsen verursachten Verheerungen darstellen. Wenn Ref. über diese Abbildungen das Urtheil fällt, daß ihm keine bekannt seyen, welche es den vorliegenden an Treue und Genauigkeit der Darstellung, so wie an künstlerischer Vollendung zuvorthun könnten, wenn er diese Tafeln in zoologischer wie in artistischer Beziehung für wahre Meisterstücke erklärt, so hat er ihnen bloß ihr volles Recht wiederfahren lassen. Die kleinen Käfer sind immer gehörig vergrößert, die Mundtheile besonders ausgeführt, die vollkommenen Insekten vortrefflich kolorirt und wo es nöthig war, ist dieß auch für ihre früheren Stände geschehen. Als sehr lobenswerth müssen wir es zuletzt noch hervorheben, daß bey großer Eleganz der äußern Ausstattung aller und jeder Luxus vermieden ist, so daß hiedurch, so wie durch die liberale Unterstützung der k. preußischen Regierung ein Preis für dieses Werk gestellt werden kann, der seiner allgemeinen Verbreitung kein Hinderniß in den Weg legt. Dieses Werk von Ratzeburg ist wieder eine von den erfreulichen Arbeiten, welche deutscher Wissenschaftlichkeit Ehre machen.

A. W.

---

*) Dem Verfasser sind für seine Arbeit aus allen Gegenden Beyträge geworden; einen derselben muß ich indeß bey dieser Gelegenheit rügen, indem in demselben gesagt ist, daß wir in München am 11. May 1836 eine Kälte von — 7° R. gehabt hätten. Nun ist es zwar richtig, daß wir von einem Lenz, wie ihn der Dichter besingt, in der Regel nicht viel in Erfahrung bringen; indeß eines Kältegrades, wie der angegebene ist, weiß man sich hier im May doch auch nicht zu entsinnen. Was wenigstens den May 1836 anbetrifft, so war das Minimum dieses Monats nicht unter 0°. Uebrigens wurden auch bey uns im genannten Jahre die Bäume durch Frost, wie durch Maykäferfraß sehr hart mitgenommen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte ꝛc.

(Schluß.)

Während nun in den niedreren Thierordnungen die Herrschaft dieses Nervencentrums noch eine sehr beschränkte und unvollkommene ist, erstreckt sie sich dagegen beym Menschen in großer Machtvollkommenheit über alle innerlicheren und äußersten Gebiete des Leibes; mehr als in irgend einer anderen sichtbaren Kreatur gehört hier der ganze Körper seinem Centrum zu eigen. Dieses Verhältniß des sichtbaren Organismus ist nur eine Abspiegelung des inneren Wesens des Menschen, in welchem die Seele durch den Geist ihrer selber mächtig geworden ist. Gleichwie aber der Geist mit durchdringender Gewalt die Seele, diese durch das allbeherrschende Nervencentrum den Leib regiert und ganz umfasset; so wird dem Leibe, als einem vollkommen mit den beyden andern, höheren Regionen der Menschennatur zur Einheit gelangten, wesentlichen Theile dieser Natur auch wohl inskünftige noch eine Bedeutung für Geist und Seele zukommen. (Die thatsächliche Entwickelung findet sich vorzüglich von S. 135 bis 141).

Was die äußeren Umrisse des Thierleibes betrifft, so beruhen diese zunächst auf dem Verhältniß, in welchem die vegetative Region der Leiblichkeit zu der sie überkleidenden oder wenigstens zu ihr gesellten animalischen steht. Dieses Verhältniß kann nämlich ein vierfaches seyn, denn entweder stehet die animalische Empfindung und Bewegung vermittelnde Region der vegetativen vollkommen parallel, umgiebt diese concentrisch, ohne sie eigentlich zu durchdringen, wie etwa bey den Quallen und anderen Pflanzenthieren, oder die thierische Region stellt sich zugleich der anderen als ein selbständigeres, gleichkräftiges Seyn gegenüber, fügt sich jener als Haupt an und begründet so den eccentrischen Umriß des Leibes, wie bey den gegliederten Thieren, oder beyde Regionen durchdringen sich gegenseitig, wie bey den Mollusken, und aus diesem Zustand der Durchdringung entfaltet sich von neuem die Oberherrschaft der animalischen Region über die von ihr vollkommen durchdrungene und überkleidete, wie dieß bey den Wirbelthieren der Fall ist.

Als die vier Hauptformen des Thierreiches betrachtet der Verf. mit Cuvier die Rückenwirbelthiere (animalia vertebrata), Weichthiere (animalia mollusca), gegliederte Thiere (animalia articulata) und Pflanzenthiere (animalia radiata). Der Zahl ihrer Arten nach scheint die Ordnung der Wirbelthiere mehr als den fünften Theil der Gesammtzahl der Thierarten (fast 15000) zu betragen, die der Mollusken fast den dreyzehnten Theil (nahe gegen 6000); die der gegliederten Thiere besonders durch die unermeßlich reiche Klasse der Insekten bildet dagegen allein der Zahl ihrer Arten nach gegen oder über drey Viertheile des gesammten Thierreiches, denn man zählt in ihr gewiß über 55000 Arten, während sich die bis jetzt bekannten Arten der Pflanzenthiere nur wenig über vierthalbtausend belaufen, mithin etwa gleichkommen dem 22ten Theil der Gesammtzahl (die auf 80000 zu schätzen ist). Allerdings könnte dann das gesammte Thierreich im Großen und Ganzen wieder ein Abbild des Menschenleibes mit seinen vier Systemen des Hauptes, der Athmungs-, der Verdauungs- und der Zeugungsorgane darstellen, deutlicher jedoch läßt sich das auch wieder hier im Thierreiche vorkommende Schema der Viertheilung in zwey Paare von Polaritäten an jene natürliche Anordnung anknüpfen, welche (im vorhergehenden Bande

des Werkes) im Pflanzen- und Steinreiche nachgewiesen wurde. Namentlich an der obersten Ordnung des Thierreiches (den Wirbelthieren) erkennen wir bald jene Züge wieder, durch welche im Pflanzenreiche die Ordnung der Dikotyledonen, im Steinreiche aber die der selbstpolaren Fossilien sich auszeichnen. Denn schon durch die überlegnere Entwickelung ihres Gehirnes und Nervensystemes erscheinen die Wirbelthiere als selbstherrschende (selbstpolare) Wesen, bey denen die andern organischen Systeme des Leibes im höchsten Maaße der waltenden Macht des seiner Bestimmung nach obersten Systems unterworfen sind. Alle inneren und äußeren Theile sind bey dieser Thierordnung vollkommen polarisch gegliedert; die Viertheilung nament-lich, das Schema, nach welchem alle Regionen der Sichtbarkeit angeordnet sind, hat sich nach allen Seiten hin in der Form der Wirbelthiere ausgeprägt; an ihrem Haupte zeigen sich zwey Paare von Sinnorganen, an ihrem Rumpfe zwey Paare von Gliedmaßen, und selbst das festere Knochenskelet der meisten hieher gehörigen Familien erinnert an das festere Gewebe der häufig holzstämmigen Gewächse aus der Ordnung der Dikotyledonen.

Statt der Viertheilung herrscht an dem Leibe der gegliederten Thiere, vor allem der Insekten, wie in den Blüthentheilen und an der Frucht der monokotyledonischen Gewächse die Dreytheilung vor, denn der Leib ist bey den Meisten seiner Länge nach in drey Theile: Kopf, Bruststück und Hinterleib gesondert; drey sind bey ihnen der Paare der Füße; drey (mit den Palpen) der Sinnorgane des Hauptes; drey und viermal drey insgemein der Nervenknoten. Schon bey dem Vergleich der Ordnung der Monokotyledonen im Gewächsreich mit der Ordnung des Steinreiches, welche jener entspricht: mit den Metallen, wird erkannt, daß der Zug nach unten, der in der Form des größeren specifischen Gewichtes die metallischen Fossilien auszeichnet, im Reiche der belebten Wesen, bey der den Metallen sonst vergleichbaren Formenreihe der Monokotyledonen in den gerade entgegengesetzten Zug nach oben sich umgewandelt habe. Denn was für das Reich der unbelebten Dinge der Mittelpunct oder vielmehr die Gesammtmasse des Erdkörpers, das ist für die belebten und beseelten die obere Region des Lichtes; für das Gestein der Tiefe kommt der mitgestaltende Einfluß aus den in der Tiefe wirkenden Naturkräften; die organischen Wesen empfangen den mitbelebenden Antrieb vornämlich durch das Licht. Wie deßhalb das Thierreich auf einer höhern Entwicklungsstufe des organischen Lebens stehet als das Gewächsreich, so wird auch bey jener Reihe seiner Formen, die, wie die Monokotyledonen, der Klasse der Metalle im Steinreiche entspricht, der Zug nach dem mitbelebenden Einfluß des Lichtes in viel höherem Maaße gefunden. Der größte Theil der Insekten ist zum Fluge und zum Bewohnen der Luft geschickt; er drängt sich, wenigstens im vollendeten, zeugungsfähigen Zustande, mit allen Organen und Kräften der Region des Lichtes und dem vom Lichte geweckten atmosphärischen Einfluße entgegen. Und wie im Mineralreiche vor allen an den metallischen Fossilien die magnetischen Naturkräfte haften und offenbar werden, so wird die Klasse der Insekten vor allen andern Thierklassen als ein Gefäß jener Naturkräfte erkannt, die mit magnetischer Gewalt den Zug des Instinctes zu dem oft weit (dem Raum und der Zeit nach) abgelegenen Gegensatz begründen.

Die Ordnung der Wirbelthiere, so wie die der gegliederten haben dieses miteinander gemein, daß sich bey ihnen in großer Allgemeinheit ein vollkommener, polarischer Gegensatz der Geschlechter entfaltet zeigt. Auch hierin entsprechen dann beyde zusammen den beyden äußerlich vollkommensten Ordnungen des Gewächsreiches (den Dikotyledonen und Monokotyledonen), welche eben wegen der vollkommneren, deutlichen Entwicklung des Geschlechtsgegensatzes unter dem Namen der phanerogamischen Pflanzen zusammengefaßt werden. Dagegen ist der Gegensatz der Geschlechter bey den beyden anderen Ordnungen des Thierreiches: den Weich- und Strahlenthieren keineswegs so entschieden und deutlich ausgeprägt, und ein großer Theil der hieher gehörigen Formen bedarf zur Erzeugung der neuen Fruchtkeime keines Verkehrs der Geschlechter; viele vermehren sich selbst durch Theilung. Schon durch diese Eigenschaft zeigen sich diese beyden Thierordnungen übereinstimmend mit den beyden Ordnungen der kryptogamischen Gewächse. Diese theilen sich in kryptogamische Gefäß- und Zellenpflanzen, von

denen die ersteren auf ihrer höheren Stufe dasselbe sind, was die brennbaren, die andern das, was die salzigen Fossilien im Mineralreiche sind. Das nun, was im Bau des Thieres statt der Spiralgefäße den Rang der höheren Entwickelung bestimmt, ist vor allem das Nervensystem, das von einem gemeinsamen, herrschenden Concentrationspuncte aus zu den andern Theilen geht. Hierin aber stehen die Weichthiere den Strahlenthieren ebensoweit voraus, als die Farnkräuter durch ihr deutlich entwickeltes Gefäßsystem den Schwämmen und andern Zellenpflanzen; denn während in den meisten Strahlenthieren kaum der undeutliche Anfang des Nervensystems, und dieß ohne wahrhaften, eigenthümlichen Concentrationspunct, gefunden wird, nahen sich die Mollusken in dieser Beziehung selbst (in der Familie der Cephalopoden) den Wirbelthieren. Außer diesem fällt aber am Leibe der Mollusken vornämlich ein anderer Zug ins Auge, auf welchen selbst früherhin die naturhistorische Benennung dieser ganzen Ordnung begründet wurde: dieß ist die gefäß- und nervenreiche Oberfläche des Leibes an jenen Stellen, welche nicht von der Schale bedeckt sind. Die schleimabsondernde Hautbedeckung der Weichthiere wird deshalb von Cuvier mit Recht mit der Schleimhaut verglichen, welche das Geruchsorgan der vollkommneren Thiere auskleidet, und ihr die Empfänglichkeit für einen ähnlichen Wechselverkehr mit den Elementen der äußeren Natur zugeschrieben, als der zwischen den Geruchsorganen und den riechbaren Principien es ist. Aber eben dieser Wechselverkehr ist, namentlich beym Riechen, auf das Entstehen einer ähnlichen polarischen Spannung gegründet, als die ist, welche beym Verbrennen der Körper statt findet. Die Klasse der Weichthiere stellt uns daher auf ihrer Stufe dasselbe dar, was im Mineralreiche die brennbaren Fossilien, im Pflanzenreiche (wie das im zweyten Bande entwickelt wurde) die kryptogamischen Gefäßpflanzen sind: organische Wesen, in und an deren Leibe ein fortwährender, kräftiger Oxydationsproceß jene Menge der lymphatischen Blutmasse erzeugt und im Umlaufe erhält, durch welche diese Thierform vor allen andern ausgezeichnet ist. Zunächst ist es doch nur das Blut, auf dessen Stoffe und ihre Verwandlung sich der Oxydationsproceß des Athmens bezieht; die Ueberfülle aber des im Körper der Weichthiere enthaltenen Bildungsstoffes, der auf jenen dem Verbrennen ähnlichen Vorgang hindeutet, läßt uns die vorherrschend basische Natur an den Weichthieren eben so wenig verkennen, als an den brennbaren Körpern des Mineralreiches.

Die letzte Stufe nehmen, wie die Zellenpflanzen im Gewächs-, die Salze im Steinreiche, so im Thierreiche die Strahlenthiere ein. Was bey den Salzen die Auflösbarkeit im Wasser, das ist hier die Auflösbarkeit des Einzelkörpers in viele ihm gleichende Einzelwesen, die Theilbarkeit desselben schon durch mechanische Gewalt. Denn wie vor allen andern Körpern des Mineralreiches die Salze es sind, deren noch so sehr zertheilte Stäubchen die Fähigkeit zur Wiedervereinigung und der Wiedererneuerung der anfänglichen Krystallisationsgestalt innenwohnt, so sind es in ihrem Reiche die Strahlenthiere, namentlich die Zoophyten, denen die Kraft der Wiedererzeugung und Wiedererstattung der verstümmelten Gestalt zukömmt.

Was die Angränzung der drey Naturreiche an einander betrifft, so fällt diese nicht, wie in einer aufwärtssteigenden Reihenfolge der Entwickelungen zwischen den Gipfelpunct der nächst vorhergehenden niedreren und den untersten Ausgangspunct der nächstfolgenden höheren Stufe hinein, sondern es sind gerade nur die niedrigsten Ordnungen aller drey Reiche, welche, wie convergirende Radien in einem gemeinsamen Ausgangspuncte an einander grenzen und wechselseitig sich berühren: die Salze, die Zellenpflanzen und die Strahlenthiere. Denn (wie dieß der vorhergehende Band aus einander setzte) gerade unter den Zellenpflanzen zeigen sich die Uebergangsformen von halbthierischer Natur, während die beyden Reiche der organischen Wesen an den Gipfelpuncten ihrer Entfaltung durch eine unübersteigbare Kluft geschieden sind, weil eben das Wesen dieser Gipfelpuncte in der scharfen, gänzlichen Abgränzung dieser Individualisirung bestehet. Bey der weiteren Betrachtung der inneren Angränzung der vier Hauptordnungen des Thierreiches erinnert der Verf. an das, was er im §. 32. der zweyten Auflage seiner Geschichte der Seele bey der Lehre von den vier Naturarten oder Temperamenten über den Grund des Entstehens von zwey Paaren

von Polaritäten gesagt hat, welche überall in unserer Sichtbarkeit sich begegnen und durchkreuzen. Im Thierreiche wird das eine Paar dieser Polaritäten in der Ordnung der Wirbel- und Weichthiere, das andere in jener der gegliederten und der Strahlenthiere gefunden. In der Richtung dieser letzteren Polaritäten sind die gegliederten Thiere fast ebenso hoch individualisirt, als die Wirbelthiere.

Während der hier eben erwähnte allgemeinere Theil des Inhaltes des vor uns liegenden Buches in der neuen Ausgabe desselben ganz neu hinzugekommen oder bearbeitet ist, enthält der specielle Theil weniger Neues, daher wir denselben nur mit wenigen Worten berühren. Bey der Ordnung der Strahlenthiere ist namentlich nur die Geschichte der Infusorien, nach Ehrenberg, neu bearbeitet, und hier, so wie bey den meisten andern Ordnungen und Familien, haben die mit Textschrift gedruckten §§. bedeutende Veränderungen erfahren, die mit Notenschrift gedruckten Beschreibungen der Geschlechter und Arten viele Zusätze erhalten. Zu diesen Zusätzen gehören auch die Namen der Alten, welche den neueren Benennungen beygefügt sind. Die 12 Kupfertafeln, mit welchen dieser Band ausgestattet ist, lassen sich als wohlgelungen betrachten; die Zeichnungen dazu sind von der geschickten und fleißigen Hand des Dr. Michael Erdl, der den Verfasser auf seiner jetzt eben beendigten, größeren Reise als treuer Mitbeobachter und Freund begleitete.

Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

Im V. Bande dieser gelehrten Anzeigen, in den Nummern 196 — 222 (Jahrgang 1837), ward unter der Aufschrift: „Ueber den Ursprung der einstmaligen bischöflichen Kirche Lorch an der Enns, und ihrer Metropolitan-Würde, von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern, d. Z. Professor der Geschichte am k. k. Lyceum zu Salzburg," eine kritische für die Geschichte von Bayern und Oestreich gleich wichtige Abhandlung geliefert, die daher ihrer Haupt- und Incidentpuncte wegen, auch allenthalben mit großem Interesse gelesen wurde. Der gelehrte Verfasser dieser Abhandlung, Hr. Dr. G. Th. Rudhart, k. b. Professor zu Bamberg, stellt als Resultat seiner Untersuchung und Erörterung heraus: 1) daß des Hrn. Filz Angriff

auf das Mabillon-Hansiz'sche System, (dem zu Folge der hl. Rupert erst zu Ende des VII. Jahrhunderts nach Bayern gekommen wäre,) nichts weniger als gelungen sey; vielmehr dieses System mit der Herzogsreihe im Congestum Arno's und des Arnold von Vohburg ꝛc. übereinstimme; daß hingegen 2) Hr. Filz bezüglich auf das Bisthum Lorch die Ansichten des gelehrten Jesuiten M. Hansiz und aller jener, die ihm in neuern Zeiten gefolgt sind, mit besserm Erfolg und besserer Kritik, ja mit großer Gründlichkeit, bekämpft habe (Nr. 196 und 222.).

Ueberhaupt ist aber Hr. Prof. Rudhart ebenfalls der Meynung, daß der anderthalb Jahrhundert andauernden Streitfrage über das Zeitalter des hl. Rupert nicht ihr Ende, sondern eine noch längere und heftigere Fortdauer bereitet werde (Nr. 203.). In der That handelt es sich darum, volle hundert Jahre für die Culturgeschichte von Südteutschland, und damit zugleich den Schlüssel zu manchem bisherigen Problem in der allgemeinen und Kirchengeschichte zu gewinnen. Wir sind weit entfernt, indem wir auch den weitern Verhandlungen unbefangener Forscher und gründlicher Gelehrten mit Aufmerksamkeit folgen werden, uns in der Sache eine entscheidende Stimme anzumassen; da uns indessen Hr. Prof. Rudhart (Nr. 202.) die Ehre erwiesen, unsern Namen in die Reihe derjenigen „nahmhaften Gelehrten," welche seit C. Th. Gemeiner für das ältere System, für die frühere Ankunft des hl. Rupert „die Parthey ergriffen," oben an zu stellen, und hiebey auf einige unserer Druckschriften hinzudeuten; so glauben wir uns berufen, jetzt, vor dem Beginne eines neuen Schriftenwechsels, in sofern Einspruch thun zu müssen, daß wir unsern bisherigen Standpunct bey diesen Erörterungen, und unsere denselben angehörigen Druckschriften genauer und vollständiger nachweisen, um ein Verkennen von Thatsachen und Terrainverhältnissen, auch Mißdeutungen, zu vermeiden. Von der gereiften Ueberzeugung, nicht von einer Partheynahme kann unsererseits die Rede seyn.

Mit Recht erinnert Hr. Prof. Rudhart (N. 200, S. 580) an die geographischen Verhältnisse, welche bey den Untersuchungen über das Zeitalter des hl. Rupert ja nicht aus den Augen gelassen werden dürfen; — wie denn aller Urkunden-Gebrauch ohne geographische und topographische Begründung meistens unfruchtbarer Aufwand, und der nächste Anlaß zu historischen Phantasmagorien ist; — und eben der geographische und topographische Standpunct ist es, von dem aus auch wir die Aufgabe zu lösen strebten, und welchen Standpunct zu gewinnen wir bisher keine Mühe und Kosten gescheut haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Histoire des Mongols de la Perse, écrite en persan par Raschideldin, publiée, traduite en français, accompagnée de notes et d'un mémoire sur la vie et les ouvrages de l'auteur par M. Etienne Quatremère etc. tom. I. Paris, imprimerie royale. 1836. fol. p. CLXXVI, et 450.

Voraus geht der allgemeine Titel der Sammlung:

Collection orientale. Manuscrits inédits de la bibliothèque royale, traduits et publiés par ordre du Roi.

Das große Werk, dessen Erscheinung wir den Lesern der Gelehrten Anzeigen ankündigen, ist der erste, lang ersehnte Theil der schon 1826 von Peyronnet, damaligem Siegelbewahrer, gegründeten Collection orientale, in welcher auf Staatskosten umfassende Werke der orientalischen Literatur mit Text und Uebersetzung erscheinen sollen. Wenn wir mit großer Satisfaction nun dieses verdienstliche Unternehmen wirklich begonnen sehen, so sprechen wir auch den Wunsch aus, es mögen jetzt rasch auch die übrigen Auktoren, die in dieser Sammlung einen Platz zu finden bestimmt sind, besonders der von unserm Landsmanne Mohl bearbeitete Ferdossi, den Freunden des Morgenlandes vorgelegt werden.

Herr E. Quatremère, dessen gelehrte Arbeiten über den Orient allgemein bekannt sind, giebt uns in dem vorliegenden Bande einen Abschnitt aus der Geschichte der Mongolen in Persien. Das Buch zerfällt in drey Theile. Seite I — CLXXV. enthalten die Vorrede des Herausgebers mit einer Abhandlung über das Leben und die Schriften Raschideddins. S. 1 — 83 folgt die persische Vorrede Raschids zu seinem Geschichtswerke; von S. 84 — 450 die Geschichte Hulagu's. Das ganze Werk Raschids heraus zu geben hält Hr. Quatremère für unmöglich; er will sich daher bloß auf die Geschichte der mongolischen Herrscher in Persien von Hulagu bis Chodabanda beschränken. Aber selbst dieser Theil ist immer großartig genug, und wir wünschen dem Herausgeber Kraft und Muth zu dem gewaltigen Unternehmen, das eben so sehr seiner umfassenden Gelehrsamkeit wie der Liberalität der französischen Regierung zum größten Ruhme gereichen wird.

Um unsere Leser mit dem Historiker Raschideddin, der immer eine interessante Persönlichkeit war, bekannt zu machen, entnehmen wir einige Notizen aus der trefflichen Vorrede Quatremères.

Fadhlallah Raschideddin ben Imad eddaula Abulchair ben Muwaffek eddaula Ali war geboren im Jahre 645 = 1247, nach der Berechnung des Herausgebers, in der Stadt Hamadan, dem alten Ecbatana und starb 718 = 1318. Seine eigentliche Beschäftigung war die Medicin, aber Neigung und Talent zogen ihn auch zu andern Studien, besonders zur Theologie, in der er sich jedoch mehr durch den Umgang mit gelehrten Männern als durch Lectüre bildete, zu der ihm nach seiner Aussage nur zu wenig Zeit übrig blieb: denn seit seiner Jugend befand er sich am Hofe der mongolischen Herrscher, uud wurde von ihnen zu Verwaltungsgeschäften und Reisen gebraucht. Schon unter Abaka chan wurde er mit Auszeichnung behandelt: aber seine eigentliche Staatscarriere fällt erst in die Regierung Gazanchans, der 694 = 1295 den Thron bestieg. Dieser ausgezeichnete Fürst ehrte ihn, indem er ihn in seinen nächsten Umgang aufnahm,

und sich mit ihm über religiöse Gegenstände besonders über mystische Theologie unterhielt. Bald erhob er ihn aber zu der höchsten Stelle in der Reichsverwaltung, zur Vezirschaft, die er unter Gazan, so wie unter seinen Nachfolgern Chodabanda Oldjaitu und Abu Said bekleidete. Er zeigte sich hier nicht nur als geschickter Verwalter, sondern auch als mächtiger Beschützer der Literatur und er fand noch Muße, um sehr ausgedehnte Werke über Geschichte und Theologie auszuarbeiten. Dabey versäumte er aber keineswegs sich die Reichthümer dieser Welt eigen zu machen, was ihm vermöge der Gunst des liberalen Gazan Chan nicht schwer fiel.

Aus seinem Vermögen baute er östlich von Tabriz eine Vorstadt, die einer kleinen Stadt ähnlich war, mit herrlichen Gebäuden, frommen Stiftungen, einer eigenen Wasserleitung u. s. w. alles mit einer Pracht, die von den orientalischen Geschichtschreibern höchlich gerühmt wird. Aber Neider und Intriganten fehlten nicht, die ihm ein so schönes Loos gewaltsam verbitterten. Religiöse und politische Partheygängerey versuchten sich an ihm und seinem Glücke: doch erst unter Abu Said's Regierung traf ihn das gewöhnliche Loos moslemischer Minister, nach einer Reihe treu geleisteter Dienste mit dem schwärzesten Undank gelohnt zu werden. Im Jahre 717 wurde er abgesetzt und im nächsten Jahre hingerichtet: ein alitischer Emir verrichtete an ihm das Henkersgeschäft. Unter den vielen Feinden, die er hatte, erwähnen wir bloß einen der mächtigsten, Alischah, weil Raschids Verhältnisse zu ihm einiges Licht auf die mongolische Verwaltung werfen. Alischah war der College Raschids im Ministerium nach der Hinrichtung Saadeddins: beyde Vezire hatten gleichen Rang als Präsidenten des Ministerrathes (Ssahibi diwan) und, was auffallend ist, gleiche Attributionen. Daher beständige Reibungen. Als der Erbprinz einmal Geld nöthig hatte, forderte der Sultan Chodabanda es von den beyden Vezirен. Raschid entschuldigt sich und bittet bey seinem Collegen anzufragen, der College aber behauptet keinen Pfennig zu besitzen und weist auf Raschid wieder zurück. Der heftige Streit, der hieraus entstand, bestimmte den Sultan, die Geschäfte zu trennen: er gab dem Raschid

den östlichen Theil des Reiches zur Verwaltung, dem Alischah den westlichen. Wenn je das Mißtrauen der mongolischen Fürsten nicht erlauben konnte, die Verwaltung einem einzigen Manne zu übertragen, so war es allerdings das weiseste, die Sphären der beyden Minister zu trennen, und es ist sonderbar, daß man nicht schon früher darauf gefallen war. Wie wenig sicher aber der Hof sich fühlte, geht daraus hervor, daß nachdem so die Geschäfte getheilt waren, jedem der Minister noch ein Gehülfe beygegeben wurde: also vier Vezire statt eines einzigen. Durch eine solche immer fortgesetzte Controle ist es leicht begreiflich, wie beständig ein großer Theil der unermeßlichen Revenüen von seinem eigentlichen Zwecke abgewendet wurde und in die Tasche dieser Männer fiel, die sich natürlich eine Parthey bilden und Gönner unter den mongolischen Fürsten und Feldherren gewinnen mußten, um unabhängig von einander zu seyn und ihre Zwecke durchzusetzen.

Was die Kenntnisse Raschids anbetrifft, so waren sie auf alle Fälle sehr ausgedehnt: außer Medicin und Geschichte hatte er nach Studien in der Philosophie und Theologie gemacht, und selbst Architektur und Agrikultur waren ihm nicht fremd. Ob er wirklich so viele Sprachen *) gründlich (à fonds) konnte, wie Quatremère meynt, möchten wir dahin gestellt seyn lassen. J. J. Schmidt, der erste Kenner des Mongolischen, spricht (Geschichte der Ostmongolen p. XIII.) unserm Vezir die Kenntniß dieser Sprache gerade zu ab. Was das Hebräische betrifft, so beschränken sich seine Angaben auf einige Wörter, wie jobel, olam etc., deren Bedeutung er leicht von den Juden, die sich am mongolischen Hofe befanden, erfahren konnte. **) Seine Leichtigkeit im schriftlichen Ausdruck war erstaunenswerth: in seiner Demuth oder vielleicht in seinem Stolze schrieb er dieß der Gnade Moham-

*) Le persan, l'arabe, le mongol, le turc, l'hebreu et peut être le chinois.

**) Für die Geschichte der Aussprache des Hebräischen mag es nicht uninteressant seyn, daß Raschid in seiner arabischen Transcription das hebräische Beth durch Vau und das Kamez durch o ausdrückt: jovil, òlom: also war schon damals die aramaisirende Manier der polnischen Juden verbreitet.

meds zu, der ihm, um ihn für seinen Traktat über seine (des Propheten) Unwissenheit als evidentesten Beweis seiner göttlichen Sendung, zu belohnen, den Verstand erleuchtete, und ihm das Talent verlieh, ohne Mühe über die abstraktesten Gegenstände zu denken, und seine Gedanken so schnell als klar auszudrücken. Sein Hauptwerk, die Geschichte der Mongolen, unternahm er auf Befehl seines großen Gönners Gazanchan, und auf Ermunterung Chodabanda's fügte er noch eine allgemeine Geschichte und Geographie der übrigen Völker hinzu. Seine theologischen Schriften wurden wenigstens zu seiner Zeit sehr geschätzt, und eine Versammlung der Gelehrten zu Tabriz erklärte sich äußerst günstig dafür: aber welches unbefangene Urtheil läßt sich von diesen Männern über die literarischen Verdienste eines mächtigen Ministers, eines Gönners der Wissenschaften erwarten, dem ja, wie es in einem seiner Titel heißt, die Herren der Feder und des Schwertes zu Gebote standen (مستخدم ارباب السيف والقلم)?

Daß Raschid selbst für seine Werke eingenommen war, läßt sich wohl begreifen: aber sicherlich hat noch kein Auctor sich so viele Mühe gegeben, um auf die Nachwelt zu kommen, wie er. Um überall gelesen zu werden, übersetzte er seine arabischen Werke in das Persische, seine persischen in das Arabische; er ließ sie sorgfältig abschreiben, auf dem größten bagdadischen Papiere von 6 Palmen Länge. Nach den Bericht seines Zeitgenossen Abdallahben Fadhlallah und Mirchonds verwandte er auf das Abschreiben, Einbinden ꝛc. seiner Werke 60,000 Dinare (gegen 1/2 Million Gulden). Außerdem machte er eine eigene Stiftung für die Moschee der von ihm gebauten Vorstadt, worin mehrere Exemplare seiner Bücher zur freyen Benützung der Gelehrten niedergelegt wurden: aus dem legirten Gelde sollten jährlich zwey vollständige Exemplare, arabisch und persisch, abgeschrieben werden, von dem Geschichtswerk ausserdem so viele Exemplare, als der jedesmalige Wakil für gut findet: alle Copieen mußten auf großes bagdadisches Papier geschrieben, genau mit den Originalien verglichen, in Leder gebunden und vergoldet werden: zwey gelehrte Kalligraphen wurden dazu angestellt und hatten freye Wohnung. Jedes Exemplar sollte in eine der Städte

des Islams geschickt und in einer Schule niedergelegt werden. Außerdem hatte der bey der genannten Moschee angestellte Professor des kanonischen Rechtes die Verpflichtung, jährlich ein Exemplar der theologischen Abhandlungen Raschids zu fertigen ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

(Fortsetzung.)

Denn seit Aventin und Apian, und dieses Zeugniß glauben wir uns selbst geben und zum Beleg dessen auf unsern gedruckten und noch ungedruckten Apparat hinweisen zu müssen; hat kaum ein Geschichtsforscher, gleich uns, die Wanderungen der hh. Severin, Valentin, Columban, Rupert, Emmeram, Corbinian ꝛc. Schritt vor Schritt zu verfolgen und überhaupt in Südteutschland, von Thüringen bis zu den Alpen, und vom Rhein bis an die Raab, lebendigere Anschauungen von Boden und Volk, und Vergleichungen beyder mit den geschriebenen Urkunden der Geschichte zu pflegen den Willen und die Gelegenheit gehabt.

Der Umstand, daß Hr. Prof. R. eben die geographischen Verhältnisse zur Zeit Ruperts gegen Hrn. Prof. Filz geltend machen zu können vermeynt, um gegen dessen Scharfsinn und Triftigkeit das Mabillon-Hansiz'sche System zu retten; der Umstand, daß Hr. Prof. R. unter andern (Nr. 200. S. 579, 580) aus der Vita primogenia sogar die Reise des hl. Rupert von Regensburg stromabwärts nach Pannonien und wieder aufwärts, allerdings eines der entscheidenden Kriterien, das auch Hansiz nicht aus dem Wege zu räumen vermochte, in Abrede zu stellen versucht; und so die Gefahr augenscheinlich vorwaltet, daß das Kind im eigentlichen Sinne mit dem Bade ausgeschüttet werde; mahnt uns noch lebhafter auf, eben jetzt Einspruch zu thun, und gegen jenes Attentat ausdrückliche Verwahrung einzulegen; um desto mehr, je höher wir übrigens die Gelehrsamkeit des Hrn. Dr. R. achten, und uns in seinem Munde, als in dem eines teutschen Geschichtsforschers, jene zuerst von den in der teutschen Geographie und Geschichte ohnehin wenig bewanderten Franzosen gewagte Aeußerung um so verfänglicher erscheint.

Die Stellen, worin sich Hr. Prof. R. namentlich auf uns beruft, kommen S. 506, 604, 636, 644, 676, 754 u. s. w. vor: wir wollen uns hinwieder, wie gesagt, hier zunächst auf einige geographische und

topographische aber unabweisliche Notizen beschränken.

1) Die vita primogenia (cod. diplom. juvav. p. 7 — 9) erzählt den Eintritt des h. Rupert in Bayern bestimmt und umständlich. Er kam von Worms, den damals gewöhnlichen Weg an der obern Donau herab, nach Regensburg, wohl vorbereitet, nachdem Theodo, „cujusdam dux bauuoarie regionis“ (was gleichzeitige andere Regenten in Bayern zuläßt,) Boten an ihn abgeordnet, und Bischof Rupert „primo suos dirigens legatos“ die Berichte seiner aus Bayern zurückgekehrten Vertrauten angehört hatte. Es war zunächst eine kirchliche Visitationsreise, „ut hanc provinciam visitanda sacra illuminaret doctrina,“ das Christenthum in Bayern schon länger verbreitet, aber mit Irrlehren und heidnischen Gebräuchen vermischt.

Auf dieser Einwanderung an der Donau herab, wobey der Herzog mit großem Gefolge entgegen kam, konnte dem h. Rupert das einst berühmte Valentia, (dann Valtenburg und Weltenburg,) zwischen Ingolstatt und Kelheim nicht entgangen seyn. Und wirklich giebt die ununterbrochene Tradition des Klosters St. Georgen zu Weltenburg, die älteste Benedictiner-Abtey Bayerns, den h. Rupert als seinen eigentlichen Gründer, und den Herzog Thassilo I. als seinen Erbauer an. Wir haben diesen wichtigen geographisch-historischen Moment, mit der Andeutung, daß vielleicht schon der aus den Vogesen bis zu den Nariskern vorgedrungene Missionär Eustasius denselben Weg gegangen sey, umständlicher ausgeführt in dem Vorwort der 1835 zu Augsburg erschienenen Druckschrift: „Benedict Werner, letzter Abt von Weltenburg, und zur ehemaligen bayerischen Landschaft Mitverordneter.“ Wir sind seither noch zu der Ueberzeugung gekommen, daß zur Zeit Ruperts auch schon bey Regensburg, damals außer dessen Mauern, heute in dem Umfange von St. Emmeram, eine Kirche zum h. Georg bestanden habe.

2) Ein längeres Verweilen Ruperts am herzoglichen Hoflager zu Regensburg, wo von St. Emmeram noch keine Rede war, und seyn konnte, und in der Umgegend, Behufs seiner bischöflichen Wirksamkeit, unterliegt nach dem Zeugniß der Urkunden, Denkmäler und Ueberlieferungen gleichfalls keinem Zweifel. Daher an der Altmühl Rupertsbuch und Rupertsberg, (St. Willibald fand da schon eine Capelle bey Eystätt;) die alte Capelle zu Regensburg, die Marienkirche ob Weltenburg; wo Rupert, in seiner tiefen Volks- und Menschenkunde, allenthalben an den Platz der Minerva, der Juno, der rhätischen Isis ꝛc., die Mutter Gottes, ein ansprechendes Liebfrauenbild aufstellte. Auch war es eben Rupert, der von Regensburg abwärts dem da einst von den Römern stark betriebenen Weinbau am Kruckenberg, bey Donaustauf, um Winzer u. s. w. wieder aufzuhelfen für nothwendig fand: „et territorium in eodem pago (tonagaoe) in loco, qui dicitur chruchenperk qui adjacet secus amne danubio in quo nunc sunt plantagines vinearum institute“ (cod. diplom. p. 23.). Eines eigenthümlichen Verdienstes der vom Hrn. Legationsrathe Gumpelzheimer herausgegebenen Geschichte der Stadt Regensburg (I. Thl. 1830) müssen wir hier erwähnen: es werden hierin die vielen im christlichen Alterthum der Stadt wichtigen Oertlichkeiten sehr genau beschrieben, und es geht daraus hervor, daß auch zu Regensburg, wie zu Salzburg die Tradition durchaus für die Ankunft Ruperts im VI. Jahrhundert, vor der St. Emmerams, spricht und fortlebt: was eben auch Hrn. Gemeiners besonnene Ansichten leitete.

3) Leider bisher übersehen und mißkannt, aber für der nicht mehr! ist, was das Congestum Arnonis p. 22 besagt. Es handelt sich um das große einst salzburgische Kastenamt Buch im Donaugau „in pago tonagaoe uuilla nuncupante poh, cum mansos XXXVIIII. inter vestitos et apsos etc.“ um Altenbuch, das unsere Geschichtsforscher und Geographen: von Kleimayer, Appel, Zirngibel, Zauner, Winkelhofer u. s. w. in Bayern und Tyrol mit Bestimmtheit nicht ausfindig zu machen wußten. Auch uns wäre das kaum gelungen, wenn uns nicht ein „libellus redituum episcoporum salisburg.“ aus der zweyten Hälfte des XII. Jahrhundert, ein Pendant zum Congestum Arnos, der, Behufs der bayerischen Culturgeschichte, längst hätte commentirt und durch den Druck zum Gemeingut aller gründlichen Forscher gemacht werden sollen, den unfehlbaren Weg gezeigt hätte. Unter den fern in Bayern entlegenen Kastenämtern beschreibt dieser libellus auch ein officium Altenpouch mit Grundrenten und Gilten zu (Pfarr) Altenbuch im Dekanat Pilsting, heute in der Diöcese Regensburg, zu Heiligenstein, in der Stadt Regensburg selbst, am Dürftigenberg, im Mattenthal, um Winzer; und wir sehen uns so angenfällig in die Gegenden zwischen der Donau und der Isar und im bayerischen Wald hinein, nach dem heutigen Dürftendorf, Mattenzell, Heiligenstein, Burgflecken und Hafen Winzer, in den Gerichten Mitterfels und Falkenstein, verwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Histoire des Mongols de la Persé, écrite en persan par Raschideldin, publiée, traduite en français, etc.

(Fortsetzung.)

Alle diese minutiösen Bestimmungen und die Flüche, die Raschid auf den herabruft, der daran etwas ändern sollte, hatten doch nicht das gewünschte Resultat: die folgenden Stürme scheinen die frommen Stiftungen des Vezirs vernichtet und so die Verbreitung seiner Werke gehindert zu haben. Nur wenige Exemplare sind gerettet, und keines vollständig. Ueber die unbändige Eitelkeit des Mannes, und die, moslemisch betrachtet, beynahe unfromme Gesinnung ist ein hartes Gericht ergangen.

Nach dem Leben und dem Testamente Raschids folgt die Vorrede des Historikers. In ihr lesen wir das Lob Gazans und Chodabanda's, die Veranlassung zum Entwurfe der mongolischen Geschichte, den Plan und Inhalt derselben, so wie die Angabe der Quellen, aus denen er schöpfte. Die Notizen, die er in den vor ihm erschienenen Geschichtswerken vorfand, sammelte und sichtete er „um den vortrefflichen Bräuten und Jungfrauen der Sagen, die hinter dem Vorhang der Verborgenheit versteckt waren, auf dem Brautbett der Publicität den Brautschmuck der Bekanntheit zu geben.“ Wo ihn die schriftlichen Quellen nicht befriedigten, nahm er seine Zuflucht zu den Gelehrten von Khatai, Hind, Igur und Kiptchak, die am Hofe der Mongolen sich befanden, besonders aber war ihm nützlich der „Großemir und Noyan Oberstfeldherr von Iran und Turan, der Verwalter der Königreiche der Erde, Pulad Tchingsang“ der in den Genealogien der türkischen Völker und ihrer Geschichte außerordentlich bewandert war.

S. 84 folgt die Genealogie Hulagus, Aufzählung seiner Weiber und Kinder bis S. 114.

S. 114 beginnt die Erzählnng von der Expedition Hulagus nach Persien. Nachdem Mangku (so schreibt Raschid) kaan auf einem Kuriltai oder Reichstage der versammelten mongolischen Fürsten auf den Thron gesetzt war, schickte er seine Brüder aus, um die noch unabhängigen Reiche der Welt zu unterwerfen. Kubilai erhielt zu seinem Antheil die Länder Chatai, China, Tibet, und einen Theil von Indien; Hulagu die westlichen Gegenden, Iran, Rum, Syrien, Armenien und Aegypten. Nach den nothwendigen Vorbereitungen brach Hulagu im Jahre 650 von Karakorum auf, durchzog die Tatarey und Turkestan, und setzte 653 über den Oxus; im folgenden Jahre nach vielen Belagerungen einzelner Bergvesten in Kuhistan brach er endlich die Macht der furchtbaren Ismaelier oder Assassinen, die seit dem Jahre 477 unter sieben Königen den ganzen vordern Orient durch ihre Grausamkeit und religiösen Fanatismus erzittern machten. Seine nächste Sorge war, Bagdad zu erobern. Da die Negotiationen mit dem Chalifen Mostasem, wegen dessen unglaublicher Einbildung auf die Unerschütterlichkeit des abbassidischen Hauses keinen Erfolg hatten, bricht er von Hamadan auf und umzingelt die Stadt; nach einer hartnäckigen Belagerung ergiebt sich endlich der Chalife, der einige Tage darauf von Hulagu getödtet wird, so wie der größte Theil seiner Familie (im Monat Safar 656). Hulagu wendet sich nun nach Syrien, und erobert Haleb und andere Städte dieses Landes. Damask ergiebt sich ihm freywillig. Der mongolische Feldherr Kitubuka Noyan, der gegen Aegypten geschickt wurde, wird geschlagen, gefangen genommen und

getödtet; die mongolische Armee beynahe gänzlich aufgerieben. Glücklicher war ein anderes Heer, das unter Yaschmut nach Diarbekr zog und nach einer tapfern Gegenwehr die Stadt und Festung Mayafarekin und Maredin eroberte. Bald daranf fiel auch Mosul. Jetzt war nun ganz Iran und Vorderasien in der Gewalt Hulagus, nachdem Ströme Blutes in Schlachten und in den unzähligen Hinrichtungen vergossen, ausgesuchte Grausamkeiten und Treubrüche aller Art verübt waren. Aber nicht lange sollte das Glück des Tyrannen dauern; bald ereilte ihn die Nemesis. Im Hochgenusse seiner Herrschaft war ihm das Ansehen seines Verwandten Barakai, Batus Bruder, *) der als Sprosse der älteren Linie nach mongolischem Herkommen rechtlicher Weise eine gewisse Auctorität über die jüngern, wozu Hulagu gehörte, ausübte, ein Dorn im Auge: als er sich so weit vergaß, zwey von dessen Verwandten **) zu tödten, so brach ein heftiger Krieg von beyden Seiten aus, wobey Hulagus Streitkräfte unterlagen. Dieß, so wie einige Empörungen, scheint zerrüttend auf seinen Organismus gewirkt zu haben und er stirbt an der Apoplexie. (663)

Dieß ist der Gang der Erzählung: die interessanten Details, die viel Licht auf die damaligen Verhältnisse und Sitten werfen, müssen im Buche selbst nachgelesen werden. Aber es ist nicht das einzige Verdienst des Herausgebers, diese Geschichte bekannt gemacht zu haben: er hat in den Anmerkungen dazu einen solchen Schatz von Gelehrsamkeit und Wissen entfaltet, daß der Historiker, der Geograph und der Philologe sich zum höchlichsten Danke verpflichtet fühlen müssen. Die Lectüre des Herrn Q. ist, wie man schon aus seinen andern Produc-

*) p. 391 heißt es in der französischen Uebersetzung: Bérécai par ordre de Batou son père etc. Son père steht nicht im Persischen und ist auch historisch falsch. Denn Batu war der Bruder Barakais und wie dieser ein Sohn des Djutchi, ältesten Sohnes von Tchingischan. Als solcher repräsentirt Barakai die branche ainée, setzt den Mangku auf den Thron und übt als Aga eine gewisse Auctorität über Hulagu aus.

**) Vrgl. d'Ohsson IV. 377 und 379, wo diese ganze Geschichte ausführlicher und deutlicher als bey Raschid erzählt wird.

tionen weiß, in der That kolossal, und so ist leicht zu begreifen, daß viele Noten zu eigentlichen Dissertationen sich erweitern. Viele bewegen sich auf wenig bearbeiteten Gebieten wie z. B. die Erklärung der mongolischen Wörter, die ins Persische eingedrungen sind, wie

طوي *) ,يوسون ,بولغاف ,ايل قآن ,خان ,ياسا ꝛc.

über Sitten der Völker z. B. Divinationen aus den Schulterblättern der Thiere, Zaubereyen, über die Kriegsmaschinen des Orients, über Papier ꝛc.; viele enthalten über sonst bekannte Gegenstände weitere Aufklärungen und interessante Bereicherungen z. B. über die Assassinen, deren Eidformeln mitgetheilt werden, eine Geschichte der budhistischen Priesterschaft (بخشي), das allmählige Wachsen ihrer hierarchischen Anmassungen, bis endlich ein chinesischer Montlosier in einem eigenen Memoire an den Kaiser ihre Schädlichkeit darstellt und ihre Vertreibung veranlaßt, über das Minorat bey den Mongolen, **) ihr nomadisches Leben, das Verhältniß der mongolischen Herrscher in Persien zum Großkaan in der Tatarey und China ***), über

*) Dieses Wort, das H. Q. vergebens in den Wörterbüchern suchte, ist sehr gut im Lexikon des Sultans von Oude erklärt, als Festgelag:

توي بمعني جشن ومهماني عروسي-
معرّب آن طوي است

**) Eine ähnliche Einrichtung bey den Deutschen. Vrgl. Grimm deutsche Rechtsalterthümer S. 475.

***) Was der von H. Q. citirte Verfasser des Mesalek alabsar behauptet, daß Gazan den von Seite des Großkaans an seinem Hofe residirenden Minister mit Verachtung behandelte, und sich selbst für unabhängig erklärte, möchte vielleicht zu beschränken seyn, und es ist zu bedauern, daß Hr. Q. die Sache nicht näher untersuchte. Der damalige bevollmächtigte Minister war der oben erwähnte Pulad Tschingsang, dessen Würdentitel, wie wir sie angeführt haben, auf den höchsten Rang am Hofe schließen lassen; wobey vorzüglich zu beachten, daß sie nicht bloß pomphafte Ehrentitel, die freylich nicht viel beweisen würden, sondern die Namen wirklicher Stellen sind, wie

die Namen Iran und Aniran, *) selbst naturhistorische Erläuterungen z. B. über die Verbreitungs-Sphäre des Löwen, Tiger und Leoparden (eine dankenswerthe Nachlese zu Ritters Löwen- und Ti-

---

Großemir, Generalissimus, Verwalter der Königreiche. Dieses letzte Wort ist bezeichnend, da es auch von den ersten Gesandten gebraucht wird, durch die der Großkaan den Hulagu nach Raschid (p. 164) controliren läßt

جهت تدبير مصالح ممالك ايران

Im Masalik alabsar heißt es weiter: ses successeurs ont suivi les mêmes principes. Nun finden wir aber gerade unter Gazans Nachfolger, Oldjaitu, den Emir Dschuban in größter Machtvollkommenheit am Hofe, und in dem Staatssiegel, das dem Briefe Oldjaitus an Philipp den Schönen von Frankreich beygegeben ist, sehen wir die Abhängigkeit des Fürsten vom Großkaan unwidersprechlich dargethan. Es ist in chinesischer Sprache, der Hofsprache des Großkaans, abgefaßt, und heißt nach Remüsats Uebersetzung: „Par un décret suprême, sceau du descendant de l'empereur, chargé de réduire à l'obéissance les dix mille barbares.“ Abel Rémusat sur les rélations diplomatiques des princes chrétiens avec les rois de la Perse de la race de Tchinguizkhan p. 132.

*) So dankenswerth die einzelnen Notizen sind, die Hr. Q. hierüber gesammelt hat, so können wir doch nicht umhin, das Resultat, das er daraus zieht, zu verwerfen. Es muß immer befremden, daß der Herausgeber keine Rücksicht auf die neuen Forschungen seines Landsmannes Eug. Burnouf des competentesten Richters in diesen Dingen, genommen hat. Q. glaubt, Iran bedeute Persis, Andran Medien. Nun steht aber durch B. Forschungen fest, daß die Zendbücher, worin zuerst dieser Gegensatz vorkömmt, sich durchaus nicht auf das eigentliche Persis beziehen, also noch keine Rede von Medien seyn kann. Unter den Sassaniden, wo er uns zum zweytenmale erscheint, ist von diesem Lande keine Rede mehr; und von der Zeit, die zwischen beyden liegt, haben wir keine einheimischen Denkmäler. Wenn Hr. G. p. 244 sagt: Lorsque sous le regne de Cyrus l'empire des Perses embrassa celui des Medes, le mot Iran fut souvent employé pour désigner la totalité de ce vaste empire, so ist Cyrus höchst wahrscheinlich ein Druck- oder Schreibefehler statt Ardeschir babegan.

gerland, Erdkunde von Asien IV. 2. 688. flg.), über Hennah als Mittel gegen die Pest, eine Menge Auszüge aus geographischen Werken, worin oft ganze Gegenden und Völker ausführlich behandelt werden z. B. Kiptchak, Osseten, Kuhistan, Kozaken, Schebankare ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

(Fortsetzung.)

Welche andere Rechtstitel konnte Erzbischof Arno bey Herzog Thassilo auf diese Renten, zu ihrer förmlichen und ferneren Widmung an die salzburgische Kirche, geltend machen, als die Verdienste des h. Ruperts eben um diese Gegenden? Aber welchem Zeitraum, und welchem der früheren Kirchenvorstände von Salzburg und Regensburg könnte, mit verständiger Kritik, das Beginnen christlicher Cultur in jenen Revieren, mittels der Zellenwirthschaft, um Bernzell, Wolfertzell, Frauenzell, Con-(rad-)zell, Haunkenzell, Mattenzell, Ratiszell, Elisabetzell u. s. w. füglicher zugeschrieben werden, als dem h. Rupert, mit dessen Wirksamkeit um Regensburg, und mit dessen Absichten auf die Landschaften stromabwärts diese Ergebnisse genau verbunden waren? Wie laut spricht nicht noch jetzt in diesen Kirchengemeinden die Tradition für Rupert, und nur für ihn? Zur Zeit des h. Emmeram, und später, war kein salzburgischer Oberhirt mehr in der Lage, in jenen fernen Gegenden, von der Mündung der Isar dieß- und jenseits der Donau, bis Regensburg hinauf, zu colonisiren, und dort so beträchtliche Erwerbungen für die ferne Cathedrale zu Salzburg zu machen.

Hier darf ein gründlicher Forscher über das Zeitalter Ruperts die spätere Ausbildung der Diöcesangränzen zwischen Salzburg und Regensburg und Freysing ja nicht aus dem Auge lassen; und ohne Zweifel trat erst um das Jahr 740, zur Zeit der hierarchischen Eintheilung Bayerns durch den h. Bonifaz, die salzburgische Diöcese aus jener nordöstlichen Region zurück, und machte dort der neuen Diöcese Regensburg Platz; während die salzburgischen Mensal- und Dominicalrechte jenseits noch lange ihren Fortbestand hatten. Wir haben diese Zeit-, Orts- und Sachverhältnisse des h. Ruperts umständlich entwickelt in der Abhandlung: „Was erhielt Bayern in Bayern vom Erzstifte Salzburg für den Rest der Reichslehen im Pinzgau nach dem dortigen Abgang der Grafen von Playn ꝛc.“ im III. Bande unserer Bey-

träge zur teutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde, München 1833, S. 199 — 220. Jetzt aber würden wir dieser Abhandlung ohne weiters den Titel geben: „das salzburgische Kastenamt Altenbuch im Donaugau, vom h. Rupert im VI. Jahrhundert gegründet;“ so ganz sind wir seitdem von dieser Thatsache überzeugt worden, und wir bedauern sehr, daß, wie es scheint, zunächst auch diese Erörterung, wie gar manche andere hieher bezügliche in dem III. Bande unserer Beyträge, dem Hrn. P. Rudhart unbekannt geblieben sey.

4. Wohl vorbereitet, zu rechter Zeit, (c. 582.) und in Uebereinstimmung mit dem Herzog, setzte endlich der h. Rupert seine Wanderung die Donau abwärts, usque ad fines pannonie inferioris spargendo semina vite etc.“ fort. Keine Warnung, keine Abmahnung kam ihm vom Herzoge entgegen; wie sie 70 Jahre später, unter ganz andern Zeit- und Gränzverhältnissen, dem h. Emmeram entgegengestellt wurden. Nicht etwa eilig, wie heutzutage ein Geschäftsmann mit dem Regensburger-Wochenschiffe gen Wien, machte der h. Rupert seine Reise; sein Beruf, und seine in der vita primogenia ausdrücklich bezeichneten Absichten hießen ihn bald da, bald dort im Uferland verweilen; und wir sehen da keine große, vielweniger „größte Gefahren“ und auf Seite des Hrn. Prof. Filz keinen „kühnen Schluß.“ Nur an den Gränzen Unterpannoniens mochte Rupert, wie wir es schon anderwärts bemerkten, von Nordosten her einige Bewegung der Völker und seiner Sendung noch nicht weiter entsprechende Zustände wahrgenommen haben; was ihn endlich umzukehren bewog: „sicque tandem revertens etc.“ Da kam er zur Stadt Laureacum herauf, und verweilte wieder, und verbreitete durch persönliche Autorität, mit göttlichem Beystand, unter den vielen Armen und Bedrückten, (eine Folge der Militärherrschaft in gemischten Gränzbezirken!) Trost und Hülfe. Und wieder setzte der menschenfreundliche und der Zeit und der Gegend wohl kundige Mann den Wanderstab vorwärts, und kam so in den Wallengau herauf, (uualarium, von den vielen auch da seßhaft gebliebenen römischen Familien so genannt, jenseits Salzburg, um Straßwalchen und Seewalchen; man verwechsle diese Gegend ja nicht mit dem Walchen- und Wallgau im bayerischen Vorgebirge: „deinde arrepto itinere,“) wo er dem h. Peter zu Ehren eine Kirche erbaute und weihte: Seekirchen. Man wird sich aus Eugipp's Lebensbeschreibung vom h. Severin, und aus unsern Schriften erinnern, daß im Salzburggau, insbesondere unter den vielen römischen Nachkömmlingen, bereits mehr christliche Civilisation und Neigung zur stätigen Cultur herrschte; was den für beyde Mittel der Humanität eifrigen Rupert mitbestimmt haben mochte, eben da, und nicht um Regensburg! seinen ferneren Wohnsitz aufzuschlagen.

6. Dieser und der fernere Reisebericht der vita primogenia ist so einfach, und den Zeit- und geographischen Verhältnissen so angemessen, daß er nur wahr seyn kann. Nur Landeskundige können hier entscheiden. Auch weiset das Congestum Arnonis um Seekirchen die ältesten Stiftungsgüter im Salzburggau nach. Hier, auf der Seeburg, und um Seewalchen, öffnet sich dem Beschauer gen Südost die Aussicht in das reizende anderthalb Meilen entlegene Salzachthal, und über die Stadt Salzburg; und auch Rupert hatte erst von hier aus nähere Kunde und Ansicht von der zerstörten Römerstadt am Ivarus, norisch Igonta! erhalten; und darüber weiter an den Herzog berichtet. Auch dieser Umstand ist für jeden der Gegend und Geschichte Kundigen so wahr, daß man ganz folgerecht behaupten darf, ohne die Reise des hl. Rupert die Donau abwärts, und im Ufer noricum aufwärts, wäre das zerfallene Juvavum nimmer zum ersten Bischofssitze in Bayern erkiesen worden. Und wie viele Denkmäler und Kirchen erinnern nicht auch in Ober- und Unteröstereich an die Wanderungen und das Daseyn des hl. Rupert!

7. Von Salzburg aus, längs den alten, da noch weniger als jenseits der Isar, zerstörten Römerstrassen, über Oetting, Reisach, Utenfeld, (heute Eggenfelden,) Reisbach und Teisbach, über die Isar, drang Rupert erst wieder bis zum Donaugau hinaus, und besuchte in dieser Richtung periodisch den herzoglichen Hof zu Regensburg, und verweilte, mitunter öfter links und rechts abschweifend, und Land und Volk beschauend, und an den Stellen der alten Götzentempel und Opferhayne viele Capellen und Kirchen aufrichtend, und christliche Priester einsetzend, auf den näheren Höhenzügen z. B. um Reichenhall an der Saale, um Mariadorfen an der Isen; am Nonnenberg bey Pleiskirchen; um Reisbach an der Vils, und um Zell am Kolbach u. s. w. Zunächst hieher haben Bezug die zwey ersten Abhandlungen des II. Bds. uns. Beyträge, München 1826: a) „über die Kirchen-, Cultur- und Territorialgeschichte am Inn, an der Isen, Rott und Vils; b) „der Vogelwald, oder die Gebiete an der bayer. Traun und Sur u. s. w. Ferner: zur Geschichte der Schiffahrt auf Inn und Donau seit St. Severin ꝛc. und die Gründung Wasserburgs; zuerst im Hübschmann'schen Schreibkalender, München 1827; ferner die Schiffahrt auf der obern Donau, in den bayer. Annalen von 1834 Nr. 24; ferner: Notizen über Strassen- und Wasserbau und Bodencultur in den Fürstenthümern Salzburg und Berchtesgaden; Salzburg 1811.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Histoire des Mongols de la Perse, écrite en persan par Raschideddin, publiée, traduite en français, etc.

(Fortsetzung.)

Aber es ist unmöglich, ein erschöpfendes Verzeichniß des reichhaltigen Stoffes zu geben, da fast auf jeder Seite der Hr. Herausgeber neue Beobachtungen über Lexicologie oder Antiquitäten und Völkerkunde ὅλῳ τῷ θυλάκῳ ausschüttet; und so wie wir die reichste Belehrung aus den Seiten dieses ruhmvollen Unternehmens zogen, so machen wir auch alle Freunde der persischen Literatur auf die Ausbeute, die sie hier erwartet, aufmerksam.

Wenn es uns erlaubt ist, gegen einen so gerüsteten Orientalisten, als Herr Quatremère ist, in die Schranken zu treten, so möchten wir wohl noch einige kritische Bemerkungen beyfügen. Beginnen wir gleich mit einem sehr intricaten Punct der Geographie, welcher in der Vorrede Q.'s zur Sprache gekommen ist. Um zu beweisen, daß die von Andr. Müller herausgegebene und dem Beidhavi zugeschriebene historia chataica ein Auszug aus Raschideddins Werk sey, führt Hr. Q. eine geographische Stelle an, und stellt ihr die entsprechende aus Raschid zur Seite. Darin kömmt nun folgende Aussage vor (Vie de R. p. XCIV): Le*) pays appelé par les Mongols Karadjang est nommé dans la langue de Khatai (de la Chine) Daï liou c'est a dire grand royaume, et dans la langue des Indiens et des Kaschmiriens Kender, qui a la même signification: nous le désignons sous le nom de Kandahar. Cette contrée qui est d'une vaste étendue a pour limites d'un côté le Tibet et le Tangout, d'un autre côté une partie des provinces et des montagnes de l'Hindustan, et enfin le Mongolistan, le Khatai et le pays de ceux qui ont les dents dorées. Le roi de Karadjang porte le titre de mahara. — Nun bemerkt Hr. Q., daß der Name Kander und Kandahar nicht täuschen dürfe: denn offenbar sey von einem weiter östlich gelegenen Reiche die Rede: da in den chinesischen Chroniken erzählt werde, daß Kubilai vor seiner Thronbesteigung das Land Ta li bekriegte, dieses Ta li aber Aehnlichkeit mit Dai liou habe, und die Expeditionen, die bey den Chinesen nach Tali, bey den Persern nach Dailiou genannt werden, identisch seyen, so müsse man offenbar dieses Reich in der südlichen chinesischen Provinz Yunnan suchen, das nach dem P. Gaubil royaume de Tali hieß. In wiefern der Name Tali mit Dailiou stimme, müssen wir den Sinologen zur Beurtheilung überlassen; was aber die Expedition Cubilais nach Tali betrifft, so scheint ihre Identität mit der nach Dailiou bloß darauf zu beruhen, daß beyde vor seinem avénement au trône vorfielen. Diese Argumente sind durchaus nicht stringent: und wenn gewichtigere Gründe für ein anderes Land sich vorfinden, so müssen sie nothwendig weichen. Zuerst mache ich aufmerksam auf die Bestimmtheit, mit der Raschid die entsprechenden Namen bey den Indiern und bey den Mohammedanern angiebt. Kender (Gender) ist das Land der Gandhara bey den indischen Auktoren **), der Gandaren der Alten, und Kandahar قندهار der Moslemen. Aus keinem Document wird sich beweisen lassen, daß dieser

*) H. Q. giebt bloß die französische Uebersetzung.

**) Lassen pentapotamia ind. p. 17.

Name für ein anderes Land gebraucht wurde, am wenigsten für ein chinesisches. Und warum sagt Raschid, daß Kender der Name sey dans la langue des Indiens et des Kaschmiriens! Was haben die Kaschmirier mit der Provinz Yunnan zu schaffen: deutet nicht ihre Erwähnung schon an ein ihnen benachbartes Land? Und sein König trägt einen indischen Namen Mahara (maharadja): würde er Yunnan beherrschen, warum trüge er nicht einen chinesischen Namen? ferner finde ich erwähnt in der histoire des Mongols von dem Baron d'Ohsson II. 467 der auch das historische Werk Raschids benützte, daß, selon Raschid, Seyid edjell était gouverneur de Caradjank à l'époque ou Coubilai entra dans ce pays, sous le régne de Mangou. Son fils Nassireddin fut nommé à sa place gouverneur de Caradjank et conserva ce poste jusqu'à sa mort „laquelle arriva il y cinq ou six ans." Hr. B. d'Ohsson, der die Meynung Hrn. Q's theilt, daß Karadjang Yunnan sey, bemerkt hiezu: lors de l'expédition de Coubilai dans le Yunnan le Caradjank n'était pas encore soumis, et par conséquent il ne pouvait pas y avoir dans ce pays un gouverneur de Mangou. Dieses Argument läßt sich gerade umkehren: denn wenn Karadjang einen Gouverneur *) von Seite Mangku's hatte, so kann es nicht das damals selbstständige Yunnan seyn: und da Yunnan chinesisch war, so konnte es am wenigsten einen moslemischen Statthalter haben. Seyid edjell war aber nach Raschid (Ohsson l. l.) ein Mohammedaner aus Bochara. Nach Benaketi liegt Karadjang im Südwesten von Khatai, was durchaus nicht auf Yunnan paßt: doch wollen wir gerne diesen Beweis dahin gestellt seyn lassen, da wir von der Zuverläßigkeit, mit der dieser Historiker seine Quellen benützt hat, nicht viel wissen. Bedeutender scheint uns die Angabe Raschids (p. XCVI.) daß in einem der Königreiche à l'occident du Khatai die Leute sich die Zähne mit Goldplättchen belegen: nun wird aber p. XCIV. als eine der Grenzen von Karadjang genannt le pays de ceux qui ont les dents dorées. Wenn es auch schwer ist, die geographische Lage dieser Zardandan genau auszumitteln, so ist doch nach der Angabe Raschids klar, daß sie nicht im Süden von Khatai, wo Yunnan liegt, sondern im Westen, also doch in der Nähe des Indus gesucht werden müssen. Vielleicht kommen wir näher zum Ziele, wenn wir ein andres Land in den Gang unserer Untersuchung ziehen, das von Raschid als an Karadjang gränzend angegeben wird: p. XCVI. à l'occident des états de Koubilai est un pays appelé Kaftcheh koueh كفجكوه qui est couvert de forêts impénetrables. Il confine d'un coté au royaume de karadjang, d'un autre à une partie de l'Hindostan, et enfin à la mer. Da nun Hr. Q. Karadjang als Yunnan ansieht, so muß er wohl auch Kaftcheh koueh, wie er schreibt, in die Nähe legen, und er entscheidet, es sey das chinesische Kiao tchi, nämlich Tonquin und Cochinchina: er ändert daher, كنجكوه Kantcheh Kueh und bringt dieß in Verbindung mit dem von Marco Polo genannten Canzigu, östlich von Bengalen et qui est certainement la même que celle dont nous venons de parler. Dagegen ist nun zu erinnern 1) daß dieses Land im Westen der Staaten Kubilais liegt, nicht aber im tiefsten Süden, wo wir Tonkin und Cochinchina zu suchen haben; 2) daß das chinesische Wort Koue (Staat) von Raschid sonst nicht durch كوه sondern genauer durch قوي (p. LXXXVI.) ausgedrückt werde; 3) daß die Aenderung des Wortes in كنجكوه statt كفجكوه nicht nothwendig ist, indem allerdings ein كنجكوه Land nachgewiesen werden kann, und zwar ein Gebirgsland, was vortrefflich zu dem nachgesetzten كوه (Gebirg) paßt. Es ist nämlich, um es kurz zu sagen, das Land der Belutschen, wie aus den folgenden Stellen unwidersprechlich hervorgeht. Wir lesen im Farhangi Djihangiri (Ms. Ducaurroy auf der königl. Bibliothek zu Paris):

*) Diese Aussage ist so positiv als möglich bey Raschid: „damals war Seyid Edjell Statthalter, und nach ihm war es sein Sohn, der vor kurzer Zeit starb." Man kann nicht bestimmter sprechen.

كوفج بااول مضموم وواو مجهول وفاي مفتوح بجيم زده نام جماعتي است كه در كوفج كوههاي كرمان باشند و معرّب آن قوفص .بود *)

das ist: „كوفج ausgesprochen Kôfadj ist der Name eines Volkes, das in den Gebirgen von Kerman hauset; arabisirt heißt das Wort Kôfass.“ Dieser Name ist den arabischen Geographen durchaus nicht unbekannt. Das Gebirge Kofs (جبل القفص) findet sich bey Abulfeda (cf. Rinck tabulae quaed. Abulf. Kerman) und im Maraśid aluttilâ (dessen Namen Hr. Quatremère sonderbarer Weise M. alitla schreibt): البلوص - - جبل كالاكراد لهم بلاد واسعة بين كرمان وفارس تعرف بهم في سفح جبل القفص d. i. „die Beluß (Belutsch) sind ein Völkerstamm ähnlich den Kurden, sie bewohnen ein weites Land zwischen Kerman und Fars, das von ihnen den Namen trägt, am Fuß des Gebirges Alkofß.“

القفس بالضم ثم السكون والسين المهملة واكثر ما يتلفّظ به غير اهله بالصاد جبل بكرمان اهله كالاكراد يقال القفس والبلوص وهو مما يلي البحر واصل اهله عرب لم يكن لهم دين يرجعون اليه موصوفون بغلظة الرحمة و الفساد في الارض لا يقنعون باخذ

*) Das Haft Kolzom hat daraus seine entsprechende Notiz geschöpft:

كوفجان - - وكوفج نيز كويند وآن نام جماعتي است كه در كوههاي كرمان ساكن اند

المال حتي يقتلوا صاحبه شدخا لراسه d. i. بالحجر الخ القفس (Kofs mit dem Sin, meistens aber wird das Wort von den Fremden Kofß mit dem Sfad ausgesprochen) ein Gebirg in Kerman, dessen Bewohner den Kurden ähnlich sind und Kofß oder Belutsch genannt werden: es erstreckt sich gegen das Meer hin: die Einwohner stammen von Arabern her, die keine Religion hatten, der sie gehorchten: sie sind bekannt wegen Mangels an Barmherzigkeit und wegen des Frevels, den sie auf der Erde ausüben (ein coranischer Ausdruck;) sie begnügen sich nicht, dem Reisenden bloß das Geld zu nehmen, sondern gehen so weit, denselben zu tödten, indem sie ihm mit Steinen den Kopf einschlagen u. s. w.“

(Fortsetzung folgt.)

Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

(Fortsetzung.)

8) Die Gründung der Maximilianszelle im Pongau, in der Nähe goldträchtiger Gewässer, durch den hl. Rupert, steht fest, wie jene der Kirche des hl. Hippolytus, Zell im Pinzgau, durch den Bischof Vital, dem unmittelbaren Nachfolger des hl. Rupert. (Cod. dipl. Inv. p. 29, 33, 24 ꝛc.) Daß diese Colonisation im Pongau vor dem Einbruche der Slaven unter Samo (c. 630) von Carantania her über die Mur und Enns, und in das salzburgische Gebirgsland fast bis an die Thore von Salzburg, und nicht erst zu Anfang des VIII. Jahrhunderts statt hatte, und statt haben konnte: — Rupert war i. J. 623 gestorben; — unterliegt eben so wenig mehr einer probehaltigen Widerrede. Als „vage Ausdrücke“ erscheinen uns hier die dreymal und substanzirt wiederholten: multum tempus und multa tempora, Cod. 33., nimmer mehr! Uns möglichst kurz fassend, jede Wiederholung vermeidend, berufen wir uns hier lediglich auf unsere dießfallsigen durchaus den Urkunden, der Geographie und der Geschichte getreuen Ausführungen: „über den Wendepunct der slavischen Macht im südlichen Bojoarien,“ im I. Bde. uns. Beytr. womit auch in demselben Bande verglichen werden kann: „der hl. Mangold in Ober-

schwaben, mit Rücksicht auf die Urgeschichte und Geographie des Landes;“ (auf Columban, Gall ꝛc.) und: „Zur Culturgeschichte der Buchonia, des Waldgebietes zwischen Franken, Hessen und Thüringen:“ — in den „Tauern, insbesondere das Gasteiner-Thal und seine Heilquellen; München 1820“ mit dem Anhang: „Beleuchtung der Sartorischen Chronik,“ München 1821; in der v. Kerz'schen Literaturzeitung Jahrg. 1831. über Samo's Zeitalter und geographische Richtung ꝛc. in einem Resumé über die Geschichtschreibung von Bayern und Oestreich. Aus den bayerischen Annalen haben hieher besondere Beziehung: im Jahrg. 1833. Nr. 33. „der vicus mauritanus im Salzburggau, und die Cathedralkirche Petena; im Jahrg. 1834. Nr. 69. gelegenheitlich der Abstammung der Grafen von Hundt aus Pinzgau: über das dortige Kloster Zell; Nr. 87. 90. Die später von Freysing ausgegangene Christianisirung im Holzlande (Ürding- und Westergau;) Nr. 105 u. 108. „Die Grafschaft Kling, der dem hl. Leonhart gewidmete Cultus: der Obbingau ꝛc.; Nr. 138. „Nachtrag zum Vicus mauritianus“ ꝛc. im Jahrg. 1835 Nr. 23 u. 24: „Die wahre Lage des alten Cuculle und seine Umgebung“ auch aus der Zeit St. Severins; womit zu vergleichen: „Salzburg, die Stadt und ihre nächste Umgegend unter der Herrschaft der Römer“ mit einer topogr. Karte, München 1815. Auch in der: Zeitschrift von Bayern und den angränzenden Ländern. Jahrgänge 1816 und 1817, haben wir manche hieher gehörige Aufklärung aus Urkunden und eigenen Wahrnehmungen niedergelegt: insbesondere im III. Bd. 1817 „Zur ältern Culturgeschichte des Landes an der Saale und Salzache.“

Endlich haben wir in der „Geschichte der teutschen Salzwerke, zunächst im Mittelalter“ ꝛc. München 1836, bey Erörterung der bayerischen und österreichischen Hallstätten, Behufs des Zeitalters Ruperts, als allgemein anerkannten Salinen-Restauratorsan der bayerischen Saale, diplomatische und geographische Nachweise zusammengestellt, deren tiefere Würdigung bereits begonnen hat.

9. Als wir vor 18 Jahren den vom Hrn. Prof. Rudhart mehrmalen angeführten Commentar über den Indiculus Arnonis und die breves notitiae, (neue hist. Abhdl. der k. Akademie der W. V. Bd. 1821;) und das Taschenbuch „Die Tauern“ schrieben; waren wir, bezüglich auf Ruperts Zeitalter ꝛc. mit uns selbst noch nicht so einig, wie jetzt. Dieses geht auch aus unserer neuesten akadem. Abhandlung: „Zur bayerischen Fürsten- Volks- und Culturgeschichte, zunächst im Uebergange vom V. in das VI. Jahrhundert n. Chr. München 1837. S. 49—47, unumwunden hervor.

10. Indessen haben auch wir seither mehrmalen dargethan, daß jener Indiculus bezüglich auf äußere Förmlichkeiten sehr mißkannt worden sey. Vielleicht wäre es dabey an uns gewesen eine diesen an sich höchst wichtigen und wahrhaftigen Aufzeichnungen (Kanzley-Rapulare) durch und durch innwohnende Eigenthümlichkeit, die uns nun desto klarer entgegentritt, je öfter wir den urkundlichen Text mit den geographischen und topographischen Thatumständen vergleichen, viel bündiger hervor zu heben.

Es ist dieß der augenfällige Umstand, (z. B. eben bey Altenbuch im Donaugau ꝛc.) daß die salzburgische Kirche längst im Besitz und Genusse von Gütern und Ortschaften war, wovon erst die spätern Agilolfinger, seit dem Anfang des VIII. Jahrh. als Geber und Schenker ohne Berufung auf frühere Uebergaben und Schenkungen, erscheinen; lediglich der Rechtstitel und Formen wegen, um die es dem staatsklugen Bischof Arno bey seinem Congestum, und da mit Carl M. über Bojoarien eine neue Oberherrlichkeit gekommen, zunächst zu thun war. Eigentlich sind viele dieser formellen Schenkungen materiell nur Bestätigungen, wie das z. B. Cod. diplom. p. 32. „vel ad ipsam sedem (dux) perpetualiter confirmavit,“ ausdrücklich bemerkt wird. Hunderte von Urkunden aus dem Mittelalter sind vorhanden, worin die Kaiser und Könige an die Landesbischöfe Kirchen und Abteyen verschenken, ohne darin zu erwähnen, daß sie an dieselben Cathedralen schon früher und öfter übergeben worden waren. Es wäre daher sehr verfänglich, aus der ziemlich vollständig scheinenden Reihe der Agilolfinger und Regenten im VIII. Jahrhundert auf das Nichtdaseyn solcher, — nach Verlust der Urkunden und namentlichen Belege — im VI. u. VII Jahrhundert schließen zu wollen.

11. Eben so wenig unterliessen wir in den oben angeführten Schriften auf den Grund cod. diplom. p. 30 — 36. den höchst auffallenden Vorgang zwischen Herz. Utilo und Bischof Virgil bezüglich auf die dem herzoglichen Caplan Ursus, vielmehr seinen Geschlechtsvordern seit Rupert zugehörigen Rechte, die Maximilianszelle betr., und von welchem Verhältnisse Herzog Utilo, (kaum zwanzig Jahre nach St. Ruperts angeblichem Abgang) ganz und gar nichts wußte, als einen Beweis für Ruperts früheres Zeitalter geltend zu machen. — Erst dann, als er (Herz. Utilo) von jener alten Stiftung im fernen Pongau umständlich unterrichtet war, bestätigte („dedit!“) er eine lange Reihe dazu gehöriger Güter. Cod. diplom. p. 37.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Histoire des Mongols de la Perse, écrite en persan par Raschideddin, publiée, traduite en français, etc.

(Fortsetzung).

Es kann also kein Zweifel seyn, daß die Belutschen und die Kofff identisch sind mit den Kôfadj des Farhangi djihngiri, deren arabische Form Kôfaff überdieß ganz regelrecht geformt ist: denn häufig finden wir, wie schon bey einer andern Gelegenheit von uns bemerkt worden ist, ein Sfad dem Djim oder Tchim in persischen Eigennamen substituirt z. B. صرمنجان und جرمنجان. بروص und بروج, جغانیان und چغانیان oder صغانیان, so wie das uns so nahe liegende بلوص und بلوج ꝛc.

Wie nun aber neben dem von Farhangi djih. erwähnten Kôfaff die Form Kofaff oder Kofff mit kurzem Vokal existirte, so haben wir volles Recht neben Kôfadj ein verkürztes Kofadj anzunehmen: dieses aber ist, mit der gewöhnlichen Bildungssylbe a, unser Kofadja (Kofdja) kuh كفجكوه.

Daß nun auf das so gewonnene Belutchistan alle Angaben Raschids passen, sieht jedermann. Es liegt im Westen der Staaten Kubilais, es gränzt an Indien und das Meer: und das bestrittene Karadjang findet seine rechte Stelle: wir haben nur die positive Angabe Raschids festzuhalten, daß es Kandahar sey, und daß es an Kofdja kuh gränze; denn wirklich stößt das Reich Kandahar (Afghanistan) an Belutschistan.

Und somit erklärt es sich auch, warum Raschid den indischen und kaschmirischen Namen anführt (denn Indien und Kaschmir sind benachbarte Länder: Kaschmir selbst gehörte vielleicht zum Reich Karadjang); warum ein moslemischer Gouverneur dort war, als Kubilai unter Mangku in das Land kam u. s. w. Wir bemerken nur noch, daß von Kandahar (vrgl. Ohsson II. 282) die Mongolen unter Mangku in die Provinz Sind einfielen. Ich glaube, daß diese Ansicht viel mehr Gründe für sich hat, als die des Herrn Quatremére: doch darf ich nicht bergen, daß die Darstellung Raschids durchaus nicht ganz klar ist, und daß bey etwas stricteren Angagen unmöglich ein Zweifel hätte Statt haben dürfen. Aber gerade dieses möchte den Werth der geographischen Arbeiten Raschids, die uns verloren sind, doch etwas herabsetzen, und das Bedauern H. Q's. über den Verlust dieses Werkes (p. LXXVII.: je ne crains pas d'assurer que parmi tous les écrits orientaux (?!) qui ne sont point parvenus jusqu'à nous, l'ouvrage de Raschideddin est peutêtre celui dont la perte doit nous laisser les regrets les plus vifs) dürfte zur Beruhigung der gelehrten Welt etwas gemildert werden. —

Die Uebersetzung des Textes so wie der vielen in den Noten eingestreuten Originalstellen, ist, wie man von einem so großen Kenner der persischen Sprache erwarten mußte, genau und nur selten periphrastisch, wo der correctere Geschmack des Abendlandes und vorzüglich der Franzosen, einen nüchterneren Ausdruck statt der östlichen Emphase forderte. Doch möge es uns erlaubt seyn, auf einige kleine Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen. Seite 63 kömmt der Vers vor:

ازین آشنا روي بیکانه خوي

(بیکانهٔ, wie es im Texte steht, sehen wir für

einen Druckfehler an: es würde gegen das Metrum und die Grammatik anstoßen) Hr. Q. übersetzt: dans cet homme, dont la physionomie est connue, mais dont le caractère est hostile etc. آشنا heißt allerdings bekannt, connu: aber eben so gemein ist die Bedeutung ein Freund, Liebchen: das Wort in dieser Stelle so genommen, stellt den Sinn und den Parallelismus viel klarer heraus, „von diesem Menschen, der das Gesicht eines Freundes, aber das Herz eines Feindes trägt, erwarte bloß Falschheit“ ꝛc. S. 40: بتجربه ومحسوس معلوم ومحقق است. übersetzt H. Q. nous savons de science certaine et par une expérience indubitable que etc. wo es heißen muß: „in Bezug auf Erfahrung und sinnliche Gegenstände wissen wir, daß die Erzählung davon variirt“ und dieß wird gleich nachher ausgedehnt: „aber auch in religiösen Gegenständen (در شرعیّات), wo man so viele Sorgfalt anwendet, finden vrrschiedene Meynungen statt u. s. w. Hier stehen sich offenbar تجربه و محسوس und شرعیات entgegen.

In der trefflichen Abhandlung über die Schebankare wird die Stelle des Maraṣid, die von Darabgerd handelt übersetzt: (p. 442): Il (le canton de Darabdjerd) renferme la ville de Fesa, qui est plus grande et plus peuplée que Darabdjerd. Mais comme ce dernier nom était primitivement celui du canton, il a continué de prévaloir. Im arabischen Text, den H. Q. nicht beygefügt hat, heißt der letzte Satz so: الّا ان هذه المصر القديم فالنسبة اليه, was nichts anderes heißen kann als: „aber sie (die Stadt Darabgerd) war die alte Hauptstadt; daher wird der Canton nach ihr benannt.“ In den gleich darauffolgenden Worten وهي كثيرة المعادة ändert H. Q. المعادة in العمارة. Ich hatte schon längst المعادة in المعادن geändert, eine

Conjectur, die ich später durch den Leidner Codex vollkommen bestätigt sah. Der Reichthum dieses Cantons an Mineralien wird gleich nachher von Yakut beschrieben. Daher können wir mit Recht H. Q's. Lesart abweisen.

Doch das bedeutet nicht viel: man wird nicht leicht eine Stelle finden, wo der Sinn vollkommen verfehlt wäre und dem Verständniß des Ganzen Abbruch geschähe. Wir müssen aber gestehen, daß wir die philologische Sorgfalt, die wir in der Uebertragung des Textes rühmen müssen, in der Behandlung des Metrums der vielen eingeschalteten Verse vermissen. Wenn in einer früheren Epoche einem Orientalisten Nichtkenntniß der Metrik verziehen werden konnte, so ist doch jetzt in hac literarum luce niemanden mehr erlaubt, von den Gesetzen des Versbaues zu abstrahiren, zumal da sie für die kritische Behandlung eines der ersten Criterien abgeben.

p. 248 steht der Vers:

تا خود فلک از بیرده چه آرد بیرون

der Vers besteht aus 3 Epitritis tertiis: bey Q. ist aber der dritte zu einem Dispondeus geworden: es ist بُرون statt بیرون zu lesen.

p. 278:

بدبیشم چه مور و چه بشه و چه بیل

Bey der Beurtheilung dises Verses spreche ich nicht von بشه, wofür بشّه eine andere Form desselben Wortes nothwendig gesetzt werden muß; sondern daß überhaupt eine Sylbe zu viel da ist. Offenbar muß das و vor چه بیل ausgestoßen werden, um das Motakareb zu erhalten. Man sage nicht, daß die Copula nothwendig sey: denn sie fehlt gleich in ähnlicher Fügung im nächsten Verse:

چه‌جشمه چه جوي و چه دریا چه نیل

p. 235:

برای و سپاه و کمند آوري
ستاره چگونه به بند آوري

Hr. Q. corrigirt, ich weiß nicht aus welcher Ursache کُنداوري la bravoure. Ohne etwas

davon zu sagen, daß dadurch der Reim zerstört wird (da اوري beyde Verse schließt, müssen die vorausgehenden Wörter den Reim bilden, كند und بند) und man wenigstens كُنداوري schreiben müßte, so ist die Correctur schon deßwegen zu verwerfen, weil sie eine Sylbe zu wenig giebt. كمندآوري wird durch das Maaß gefordert und entspricht vortrefflich dem Sinne. Das كمند, die Schlinge, ist die gewöhnliche Waffe der iranischen Helden und paßt hier vorzüglich wegen des folgenden بند „Wie möchtest du durch Klugheit, Kriegsmacht und Behendigkeit, die Schlinge zu werfen, einen Stern gefangen nehmen.

p. 196: طرّهاي تو جون كلك بخشيان
muß des Metrums wegen جو statt جون gelesen werden; eben so p. 298.

فتادم جون آن مرغ زيرك بدام

p. 24 muß die Verdoppelung von صفّ wegfallen; sonst hat der Vers eine Sylbe zu viel: umgekehrt muß p. 162 bey سم die Verdoppelung gesetzt werden, weil sonst der fehlerhafte Tribrachys statt des Bacchios stände. p. 148 شهزاده ناموس statt شهزادهٔ ist vielleicht bloß Druckfehler. Da wir nun einmal zu Minutien gelangt sind, so mag man uns verzeihen, wenn wir orthographische Unrichtigkeiten bemerken, wie بندكئ als Izafat p. 76 und sonst; روئ p. 194 عاقبهٔ الامر p. 390. Scherfeddin passim: قاعدهٔ und واحدهٔ am Ende des Verses, wo ein fâilon gefordert wird, statt واحده قاعده p. 397. Wenn Hr. Q. p. CLIV. bey خمسهٔ وعشرين سوالا اخري noch ein ت zum Substantiv hinein corrigirt (ت) سوالا, so ist dieß wohl ein lapsus calami; denn diese Veränderung wäre geradezu gegen die Grammatik.

(Schluß folgt.)

Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Rupert.

(Schluß.)

12) Was aber eine vermeyntlich, „vollständige, bereits wohlbefestigte“ ja unerschütterliche Reihe der bayerischen Herzoge auf den Grund des Congestum Arnos, und der darin (vermeyntlich) sämmtlich ebenso genau und richtig verzeichneten damaligen Pfarrkirchen anbelangt; so wäre dieses Argument, um Mabillons Combinationen, und Hansiz's System zu retten, in der That unter allen das unzulänglichste. Die Geographie und Topographie, entgegengehalten dem Indiculo Arnonis und den brevibus notitiis, wie wir gethan, und längst dargethan, sprechen hier zunächst wieder das Urtheil. So unschätzbar die oben bemerkten Monumente für die teutsche, die bayerische und österreichische Geschichte sind; so sind sie doch nur — Fragmente, im Vergleich mit dem damaligen Umfang und Bestand des salzburgischen Kirchensprengels, und seiner innern Bestandtheile, der Pfarr- und Familiarkirchen, der Zellen und Klöster, der herzoglichen, bischöflichen und Privatstiftungen, und Widthume: nur sehr unvollständige und keineswegs genaue Verzeichnisse. Ein Zeitenverlauf von zwölfhundert Jahren hat der Monumente und Documente allzuviel verschlungen. Von jüngern Diöcesen z. B. von Freysing, Regensburg ꝛc. lassen sich Erbauung und Einweihung der Kirchen, mit den Diplomatarien von Meichelbeck, Ried ꝛc. in der Hand, und wie wir es an der Sempt, Vils, Isen, Schwindach, praktisch erwiesen, vielfältig sehr umständlich aufklären. Nicht so im ehemaligen Umfang des Bisthums Salzburg. Da erblicken wir im Salzburg- Chiem- und Obinggau, im Isen- Zeidlarn- und Rottgau, im Mattich-Atter- und Traungau, im Pongau, Pinzgau, im Unter- Inn- und Zillerthal, aussen im Sunder- und Donaugau u. s. w. zu Ende des VII. Jahrhunderts allenthalben schon fundirte Kirchen und geregelten Clerus in Mitten einer dichten seßhaften Bevölkerung, und mit völlig ausgebildeter Urbarial- und Communalverfassung. Welche namentlich noch unbekannte Landesfürsten — Theodonen! — mögen nicht an all diesen Fundationen Theil haben?

13) Nur vom Salzburg- und Chiemgau hat der Kanzleyschreiber Arno's, aus Gründen, die nicht mehr näher bekannt sind, mehrere Kirchen im Congestum aufgezählt: Cod. dipl. 26 — 28. „Istas ecclesias consistunt in Salzburgaoe et Chimimgaoe pagibus. Item de ecclesiis parochiales, que in beneficium perti-

nent et de barscalcis unacum servis sive de eorum territorio dotate sunt.“ Weiter unten hat sich aber der Kanzleymann eines andern besonnen, und aus den vorgelegenen Grundbüchern und Rapularien auch noch Kirchen im Unter-Innthal (in pago q. d. inter valles) und im Isengau aufgezählt. Allein, diese Aufzählungen sind nichts weniger als genau und vollständig, wenn man die übrigen Notizen des Congestum über Kirchen und Stiftungen, und die tiefer erforschte damalige kirchliche Topographie damit vergleicht. Von den unfehlbar damals schon bestandenen Kirchen in der Stadt und im Gau Salzburg, am Nonnberg, zu Maxglan, zu Salzburghofen (St. Peter am Königspalast,) zu Laufen, im Thalgau, zu Adnet, zu Kuchel, auf der Gmein bey Playn; zu Piding, zu Märing bey Oberteisendorf, zu Halsbach und Raitenhaslach, zu Arnsdorf bey Lambrechthausen, (ecclesia arnonis) ꝛc. im Chiemgau: von St. Stephan zu Otting, von St. Johann B. an d. Alz, (Truchtlaching;) von Chieming, von St. Laurenz, (Nußdorf) Heselwang, Guntharsberg, Bidenhart, Seon, St. Margareth, (Baumburg), Mögling an der Alz, zu Grabenstatt, auf Herrenwerd, (Awe, insula Chiminseo, ecclesia, wo schon zur Zeit Virgils Dobbda, graecus, Schulrector war;) zu Eiselfing, Obing, Engelsberg, Altenhohenau, Attel u. s. w. verlautet in jener fragmentarischen Aufzählung nichts. Und eben so wenig kann bezweifelt werden, daß damals zu Gars und Au am Inn, zu Altötting, Mondsee, Mutling, Mutighofen, zu Irschendorf, (Zell) Oberwang ꝛc. zu Altenmark an der Enns, zu Werfen, (St. Cyriak.) zu Bischofshofen (St. Maximilian,) zu St. Johann an der Salzach; oben, in Mitte des Slavenfleckens, St. Veit im Pongau; zu Zell, zu Piesendorf (bisoncium?) zu Saalfelden ꝛc. im Pinzgau ꝛc. bereits Pfarr- und andere Kirchen bestanden haben. Die Nachweisungen darüber enthalten unsere angedeuteten Schriften; insbesondere, was auch im Isen-, Obing- und Zeidlarngau, die vielen Kirchengemeinden des VIII. Jahrhunderts, und die bis zum XVI. Jahrhundert herab reichende, später fast verschollene, starke Bevölkerung des platten Landes anbelangt.

14) Was Nr. 198. S. 563 Hr. Prof. Rudhart von der Zerstörung Lorchs durch die Avaren von 737 ꝛc. unter Hindeutung auf die Vita St. Emmerami bemerkt, wird wohl nicht die Meynung haben, daß der Ein- und Vorbruch der Slaven unter Samo, (c. 630 — 640), und die Verwüstung des Landes bis an die Enns herauf ein- und dasselbe Ereigniß wäre? Der Geschichte darf nicht Gewalt angethan werden. Als St. Emmeram um die Mitte des VII. Jhrh. nach Regensburg kam, des Vorhabens, auch (wie einst St. Rupert,) auf der Donau hinab nach Pannonien zu wandern; hatte der Herzog freylich, unter den sehr veränderten Umständen, Grund genug, ihm davon abzurathen; und übrigens mit Fug vom fruchtbaren Bayerland, von seinem tüchtigen Volke, vom Salz, vom Eisen- und Goldertrag, vom Weinbau ꝛc. zu sprechen; eben weil Rupert so thätig als sach- und bodenkundig allenthalben vorgearbeitet hatte. (M. s. die Geschichte der Salzwerke; die Tauern ꝛc.; worin beyde Epochen mit möglichster Umsicht und Kritik von einander abgeschieden sind.)

15. Auffallend war uns auch, bey der umfassenden Quellenkunde eines Hrn. Prof. Rudharts, von ihm das dem Indiculo Arnonis und den brev. notitiis unmittelbar angehängte Capitel: de translatione S. Ruperti Episcopi: cod. diplom. p. 47, worin der von uns bereits öfter geltend gemachte terminus: „quae facta est ab Episcopo Virgilio, qui fuit octavus ab illo, (Rudperto,)“ so schlagend hervortritt, mit gänzlichem Stillschweigen übergangen, und dagegen auf die Paraphrase des unstreitig jüngern Arnold's von Vohburg bezüglich auf die Reihenfolge der Herzoge einen so entscheidenden Werth gelegt zu sehen. Schon in der Ratisbona monastica, und im Mausoleo s. Emmerami, Regensburg 1752, haben sich die Herausgeber, die Fürstäbte Cölestin und Joh. Baptist, die fruchtlose Mühe gegeben, die Combination des Mönchs von Vohburg, und des Hansiz, und zum Vorschub ihres Patrons Emmerams, eine spätere Ankunft Sct. Ruperts mit den ältesten Monumenten und Traditionen in Einklang zu bringen.

Erst jüngsthin ist, was Adelung in seinem Directorium zur sächsischen Geschichte schon längst behauptet hat, von Cosmas Luden gegen den neuen Geschichtschreiber Böhmens, Polacky, (im Gersdorfischen Repertorium von 1837) wiederholt worden, daß bezüglich auf Samo Fredegar's oberflächliche Nachricht gegen unsere Specialmonumente, welche diesen Slaven-Heros in Carentanien auftreten lassen, nichts beweist. Andern fränkischen Schriftstellern hat man bisher öfter rücksichtlich unserer Kirchen- und Landesgeschichte gleichfalls allzuweitgehende, von ihnen selbst nicht bezielte, Folgerungen beygelegt. Die Teutschen tragen nun einmal den Franzosen die Schleppe. Wir haben vor der diplomatischen Gelehrsamkeit eines Valesius und Mabillon allen Respekt; vertrauen aber, was die mit der Geographie und Topographie so engverknüpfte Geschichte unserer Kirchensprengel, Dynastieen und Territorien anbelangt, doch mehr auf unsere einheimischen und speciellen Quellen, und auf unsere eigene Anschauung; und sonach auf das hieraus sich kritisch ergebende Resultat vieljähriger Forschungen. Und so mögen auch diesen Bemerkungen — zur schwebenden Frage — keine einseitigen Absichten untergelegt werden.

Anfang Februars 1838.

v. KochSternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, surviving Officers of the Expedition. 2 Vol. 8. 1. Bd. VII. 451. 2. Bd. 447. Mit sechs Ansichten und einer kleinen Karte des Nigerlaufs von Rabbah bis an das Meer.

Landers Entdeckung der Nigermündung hat in der wissenschaftlichen und merkantilischen Welt gleich großes Aufsehen erregt, und in der ersten einen lange andauernden Streit endlich entschieden, in der zweyten schrankenlose Hoffnungen einer Erweiterung der Handelsverbindungen erweckt. Aus diesen Hoffnungen gieng die im oben genannten Werke beschriebene Expedition hervor, die aber als Handelsspekulation gänzlich mißglückte. Wäre die Entdeckung des Nigerlaufes 50 Jahre früher erfolgt, als noch der Sclavenhandel in seiner Blüthe stand, und England seine, freylich nicht uneigennützigen Bemühungen zur Ausrottung desselben noch nicht begonnen hatte, so möchten sich auch in dieser Hinsicht andre Resultate ergeben haben, denn Sclaven wären allenthalben zu bekommen gewesen, und manche der kleinen Häuptlinge zeigten sich sehr unzufrieden, daß man mit ihnen keinen Kauf dieser Art abschließen wollte. Der Fluch des Sclavenhandels lastet noch schwer auf diesen Ländern, denn wo die Menschenjagd ein einträgliches und, wie namentlich in den untern Theilen des Flußgebietes, allenthalben getriebenes Gewerbe ist, kann keine bessere Industrie recht gedeihen, da an eine Sicherheit der Personen außerhalb der geschlossenen und meistens leicht verschanzten Orte nicht zu denken ist. Darum hat auch der Handel, weil er meistens nur Menschenhandel ist, durch die Befriedigung mancher Lebensbedürfnisse noch keineswegs die Völker zur Thätigkeit gespornt, sondern nur den kleinern Häuptlingen, welche die Menschenjagd als eines ihrer Prärogative ansehen, einen ärmlichen Reichthum verschafft, die Masse der Bevölkerung aber in um so tiefere Erniedrigung gestürzt. Die Gründe, weßhalb die Expedition, in sofern sie den Handel betraf, mißlang, sind demnach nicht weit zu suchen.

Der Reisebericht zerfällt in zwey große Abtheilungen, nämlich in die Tagebücher Macgregor Laird's und Oldfields; das letztere nimmt starke zwey Drittheile des Ganzen ein. Die Tagebuch-Form ist beybehalten und die Bemerkungen über das Land und seine bewohner deßhalb überall zerstreut. Was die Fahrten auf dem Niger selbst betrifft, so wurden drey unternommen, wovon die zweyte bey weitem die bedeutendste ist, und die meisten Resultate lieferte. Die erste, mit beyden Dampfbooten, dem Quorra und der ganz aus geschmiedetem Eisen erbauten Alburkah, gelangte bis nahe an die Einmündung des Tschaddaflusses, von wo Laird in einem Kanot den Tschadda weiter hinauffuhr und von einer Stadt Yimmahah genannt, zu Land nach dem bekannten Fandah *) gieng, wo er sich mehrere Wochen theils freywillig, theils noth-

*) In den früheren Reisen und auch in diesem Buche immer Fundah genannt; die wahre Aussprache muß aber Fandah seyn, denn in der kleinen angehängten Karte des Lieutenant Allen, der im Auftrage der Admiralität die Expedition mitmachte, um den Nigerlauf aufzunehmen, ist die fehlerhafte englische Schreibart der fremden Namen, nach dem Vorgange des Journal of the geographical Society vermieden, und statt dem ehemaligen Fundah jetzt Fandah, statt Cuttum Curaffee, jetzt Cattam Caraffi, statt Eboe jetzt Ibu gesezt.

gedrungen aufhielt. Die zweyte Reise wurde von Oldfield, Allen und Lander auf der Alburkah allein angestellt, und auf dieser sollte vorerst der Tschadda möglichst weit hinauf befahren werden; man kam auch wirklich von seiner Mündung an 104 englische Meilen weit aufwärts (bis 26° 10′ östl. L.), mußte aber dann umkehren, und fuhr von der Tschaddamündung sogleich wieder den Niger aufwärts bis Rabbah (9° 15′ n. Br., 23° 10′ östl. L.), einer Stadt der Felatah's, von wo man aber gleichfalls zur Umkehr genöthigt war, ohne, wie in Hoffnung stand, bis Bussa gelangen zu können. Die dritte Reise, während welcher Lander seinen Tod fand, gieng nur bis in die Nähe der Tschaddamündung, konnte also die geographischen Ergebnisse der ganzen Expedition eben nicht erweitern.

Das Erste, was in dieser letzteren Beziehung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist die uns noch unbekannte physische Gestaltung desjenigen Theiles des Sudan, der in dem Dreyecke zwischen Timbuctu, dem Tschadsee und der Einmündung des Tschadda in den Niger enthalten ist. Leider aber erhalten wir hierüber nur sehr schwachen, oder eigentlich gar keinen Aufschluß, und die Nachrichten der Eingebornen sind eher geeignet, uns zu verwirren, und selbst in demjenigen zweifelhaft zu machen, was wir schon als gewiß oder höchst wahrscheinlich anzunehmen uns berechtigt glauben. So oft unsere Reisenden bey ihrer Fahrt den Tschadda aufwärts die Eingebornen fragten, woher der Fluß komme, so erhielten sie stets den Bescheid, aus dem Tschadsee, was, soweit wir diesen Theil des Sudan's kennen, durchaus unmöglich ist. Freylich sollte man glauben, die Eingebornen kennten ihr Land besser als der Europäer, der das erste Mal einen ihm ganz unbekannten Fluß befährt, und sich, wie Laird, nur einmal vom Ufer nach Fandah entfernte. Man verliert aber den Glauben an die Wahrhaftigkeit oder an die Landeskenntniß der Eingebornen, wenn einer der Araber, welche den Großhandel im Sudan treiben und denselben nach allen Richtungen durchziehen, zu Rabbah Hrn. Oldfield gegenüber steif und fest behauptete, der Niger fließe in den Tschadsee, was doch jetzt als falsch erwiesen ist. Solche Nachrichten führten frühere Reisende dermaßen irre, daß selbst noch Ritter in der zweyten Ausgabe seiner Beschreibung von Afrika aus allen den mühsam zusammengesuchten Nachrichten über das Sudan — Nachrichten, deren Richtigkeit, den Hauptpunct abgerechnet, man jetzt immer mehr erkennt — die Einmündung des Niger in den Tschadsee als das Wahrscheinlichste annahm, und darauf seine Ansicht vom Niger als einem „unentwickelten Stromsysteme“ gründete. Auf solche Aussagen der Eingebornen ist demnach wenig zu bauen.

Wir haben indessen einige Angaben, von denen aus wir mit ziemlicher Sicherheit weiter schließen können. Denham zog auf seiner bekannten Reise von Bornu aus gegen Süden, erstieg die Mandarateraſſe (unter 10° n. Br.) und drang mit bornu'schen Truppen noch etwas weiter nach Süden vor, wo die Gebirgsgipfel sich immer höher aufthürmten. Gegen Süden also kann keine Verbindung zwischen dem Tschadda und dem Tschadsee bestehen, um so weniger, als von diesen südlichen Gebirgen her der Shary kommt und als ein mächtiger, mehrere tausend Schritte breiter Strom dem Tschadsee zufließt und mit vielen Armen in ihn ausmündet. Gegen Westen aber kann eben so wenig eine Verbindung statt finden, da Kapitän Clapperton auf seiner Reise von Bornu (dessen Hauptstadt Kuka etwa 32½° östl. L. liegt) über Katagum (28½° östl. L.) und Kano (27° 15′ östl. L.) nach Saccatu (23° 45′ östl. L.) über eine Wasserscheide kam. Ebenso Lander, welcher nach Clappertons Tode von Kano (12° n. Br.) südwärts nach Kuttup (zwischen 9° — 10° n. Br.) gieng, um nach Fandah (8° 15′ n. Br.) zu gelangen, woran ihn ein unvorhergesehener Unfall hinderte. Was nun von diesem Reiche zunächst westwärts lieg und die Frage, ob eine Verbindung zwischen Tschadda und Tschadsee bestehe, entscheiden muß, läßt sich freylich noch nicht mit Bestimmtheit angeben, aber mehrere Umstände sprechen entschieden dagegen. Lander und Clapperton trafen zwar auf ihrem Wege keine hohen Gebirge, aber sehr hügeliges Land, und alle Nachrichten gehen dahin, daß es gegen Südost noch höher werde. Nun zeugt allerdings die Nachricht in unsrer Reise von einem Kriege, in welchem ein dem Tschadda benachbarter Staat, dessen Hauptstadt Domah genannt, zwey Tagreisen, also etwa 18 — 20 Stunden, nordwärts vom Tschadda-

fluße (ungefähr 8½ n. Br. und 26° ö. L.) liegen sollte, mit Bornu im Kriege begriffen war, daß hier noch keine sonderlich hohen Gipfel das Land durchziehen; allein auf der andern Seite ist das Wasser des Tschadda kälter als das des Niger und das Steigen desselben beginnt früher und ist sowohl schneller als unregelmäßiger, ein Umstand, der deutlich dafür spricht, daß der Tschadda in den benachbarten hohen Gebirgen gegen Osten entspringe, welche Gebirge einen Ausläufer gegen Nordosten senden, der die Wasserscheide zwischen der Einsenkung des Tschadsee's und dem Nigerlaufe bildet.

Hierzu kommt noch ein Umstand, der ziemlich entscheidend ist, nämlich die Rohheit der Einwohner, welche immer zunimmt, je weiter es den Tschadda hinaufgeht: man wird unwillkührlich an Denham's Vordringen über die Mandaraterrasse aufwärts erinnert. Die Eingebornen, welche in der Nähe von Daybo (28° 10′ östl. L.) der Expedition aufstießen, zeigten eine Scheu vor Fremden und eine Rohheit, wie man sie auf der ganzen Fahrt nicht getroffen hatte; auch bemerkte man auf dem Tschadda, ganz im Gegensatze zu dem äußerst belebten Niger, sehr wenig Handel, ja auf einer ziemlich großen Strecke gar keinen Einwohner, während die Nigerufer meist unglaublich bevölkert sind. Ferner deutet hier alles auf heidnische Gebräuche hin, nicht eine Spur von Islam war zu bemerken, nicht einmal von einem Mollam, diesen überall befindlichen Vorläufern desselben ist etwas zu vernehmen; somit ist es höchst wahrscheinlich, daß, je weiter man den Tschadda hinaufkommt, desto mehr die Schwierigkeiten einer Verbindung mit dem fast ganz muhamedanischen Bornu sich häufen. Auch wissen wir schon aus Clapperton's Reise, daß die Berge zwischen Bornu und dem Nigerthale die unerschöpflichen Fundgruben sind, aus denen die Beherrscher des genannten Reiches auf besondern Raubzügen, denen man den Namen von Religionskämpfen (Ghrazzie) beylegt, ihre Sklaven holen.

Der große Handelszug geht von Bornu über Kano und Saccatu nach Bussa am Niger, und von da am Strome hinab. Eben diesem Zuge folgen die allmäligen Eroberungen des Islams, die sich schon bis unterhalb Jddah (7° nördl. Br.) fühlbar machen. Hussa, das Land am mittleren Nigerlaufe zwischen 10 und 15° nördl. Br. ist der eigentliche Centralpunct des Handels im Süden, wo die Karavanen aus allen Theilen der Sahara, aus Bornu und dem westlich gelegenen Hochsudan, so wie die Handelsleute vom Niger herauf, zusammentreffen; dadurch ist die Sprache dieses Landes die Handelssprache für ein weites Gebiet und namentlich auch für den untern Lauf des Nigers geworden. In Saccatu, der Hauptstadt von Hussa, ist der Islam mit all seiner Unduldsamkeit bereits herrschend, in Rabbah dagegen, dem nördlichsten Puncte, wohin die Expedition unter Oldfield und Lander gelangte, ist er noch in seiner Kindheit; es finden sich bey einer Bevölkerung von 40 — 50,000 Menschen nur vier Moscheen, und diese sind ziemlich klein, aber schon ergeben sich Züge von moslemitischer Unduldsamkeit bey den Herrschern und Vornehmen. Rabbah hatte früher außer Lander nie ein Europäer betreten, und man kann denken, mit welcher Neugier die Reisenden es betrachteten; indeß ist es doch nur eine schmutzige, afrikanische Stadt, deren Einwohner aus den umliegenden Ländern Hussa, Yarriba, Ibbodo und Nuffie oder Niffu zusammengewürfelt sind. Die Felatah's, dieß merkwürdige Volk in Innerafrika, sind die Minderzahl, aber der herrschende Stamm und ihr Oberhaupt zu Rabbah ist dem Sultan von Saccatu unterworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Histoire des Mongols de la Perse, écrite en persan par Raschideddin, publiée, traduite en français, etc.

(Schluß.)]

Die Wortkritik ist von Hr. Q. mit Besonnenheit und Sicherheit geübt; nur weniges ließe sich vielleicht bestreiten z. B. p. 64:

تنك روزگار از دراز كه است
همي بكسلاند سخنرا نرست

La course du tems lorsqu' elle se prolonge detruit et efface les traditions. بكسلاند

paßt sicherlich nicht; wie soll die Zeit das Wort aus der Hand (diese Bestimmung ist im persischen Text) brechen: wohl aber läßt sie es entschlüpfen: und dieß ist der Sinn von بکذرانند, das in der parallelen Stelle des Tarichi wassâf sich findet und unbedenklich in den Text Raschids aufgenommen werden muß. Eine andere etwas schwierigere Stelle findet sich p. 224, wo erzählt wird, Hulagu habe dem Feldherrn Baidju Noyan aufgetragen, Kleinasien aus den Händen der Kinder ... ... und der ... zu entreissen از دست فرزندان افرنس وار کفار). H. Q. liest das erste unpunctirte Wort افرینس Afrîns und versteht darunter La france oder vielmehr die Franken. Wirklich sassen damals noch die Kreuzfahrer in Syrien und an den Küsten des mittelländischen Meeres; und in der großen Schlacht am Kusadag gegen die Mongolen kämpften die Seldjuken mit 2000 fränkischen Kriegern unter den Führern Johann Liminata von Cypern und Bonifacius de Castro von Genua (oder de Molinis von Venedig) cf. Ohsson II. 81. Ist auch die Form Afrîns für Franken etwas sonderbar, so mag sie hingehen, da sich nichts anders darbietet. Das zweyte Wort liest Hr. Q. واز کفار „und von den Ungläubigen“ und bezieht es ebenfalls auf die Franken. Damit wären aber die viel bedeutenderen Feinde, die seldjukischen Türken von Iconium, die eigentlichen Beherrscher von Kleinasien gar nicht genannt, und es möchte den Mongolen wenig geholfen haben, die kleine Anzahl Christen zu bekriegen, und die zahlreichen mächtigen Türken ruhig zu lassen. Im Verlaufe der Erzählung Raschideddins werden auch die Franken gar nicht mehr genannt, sondern „Baidju, heißt es, zieht aus und besiegt Gaiatheddin Keic-khosrav.“ Ich denke, man müßte wenigstens in dem zweyten der obigen Wörter eine Bezeichnung der Seldjuken finden. Nun ist es aber bekannt, daß seit Anfang des 13ten Jahrhunderts alle Sultane von Iconium Namen der alten Keianier führten: Gaiatheddin Keikhosrav I.; seine Söhne: Izzeddin Keikaus und Alaeddin Keikobad, des letztern Sohn Gaiatheddin Keikhosrau II. mit seinen Sprößlingen Izzeddin Keikaus und Alaeddin Keikobad; sein dritter Sohn hieß bloß Rokneddin Kilidjarslan, so viel uns bekannt ist, aber sein Enkel wiederum Gaiatheddin Keikaus. Was war natürlicher, als daß man diese Familie, deren Mitglieder Namen der alten Keianier trugen, auch geradezu die Keianier nannte? und so möchten wir کیان statt کنار lesen; eine Conjectur, die sich nicht weiter vom Texte als die Quatremèresche entfernt. Ich bemerke nur noch, daß es sonst gar nicht Styl der Mongolen ist, von Ungläubigen zu sprechen, weder in Bezug auf Christen, noch auf Moslemen, und daß in dem bisher publicirten Theil von Raschids Geschichte dieses Epitheton nicht ein einziges Mal vorkömmt. Schon von dieser Seite also würde die Aenderung des Herausgebers Bedenken erregen. Uebrigens kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die dießfallsige Darstellung Raschids nicht der historischen Treue gemäß ist. Er läßt im Jahre 655 Baidju noyan vor Hulagu erscheinen, von diesem mit Vorwürfen beladen, nach Rum wieder zurückkehren und Gaiatheddin kei khosrau am Kusadag schlagen. Nun war aber diese Schlacht bereits im Jahre 640 = 1243 (d'Ohsson III. 80) vorgefallen und der Sultan selbst zwey Jahre darauf gestorben (ibid. 92). Es liegt hier sicherlich ein Gedächtnißfehler Raschids zu Grunde; offenbar darf keine Rede vom Kusadag seyn und statt Gaiatheddinkeikhosrau muß wahrscheinlich sein Sohn Izzaddinkeikaus verstanden werden. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Hr. Q. bey seiner umfassenden Geschichtskenntniß auf diese Schwierigkeit Rücksicht genommen hätte.

Die äußere Ausstattung setzt das Buch neben das Prachtvollste, was die französischen Pressen geliefert haben; ein Umstand, der vielleicht von manchem Orientalisten eher beklagt als gelobt wird.

M. J. M.

Bemerkung. Der kundige Leser wird gebeten in den angeführten persischen Stellen die sogenannten akademischen Buchstaben, wo es nöthig ist, den arabischen zu substituiren. In der Druckerey fehlen die Gaf und Jai ganz, von den Thim ist nur eine ungenügende Anzahl vorhanden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, etc.

(Fortsetzung.)

Das Volk der Felatah's scheint aus den Hochgebirgen von Mittelsudan allmählig in nordwestlicher Richtung gegen den Niger hin vorgedrungen zu seyn, und ihre Häupter, die sich, sey es Zufall oder Schlauheit, mit dem mächtig emporstrebenden Islam verbunden haben, führen immer unausgesetzten Raub- und Eroberungskrieg nach allen Seiten hin. Oldfields Tagebuch enthält eine Menge Züge ihrer Raubsucht und Grausamkeit, sowie des panischen Schreckens, den sie allenthalben verbreiten. Stromabwärts bis über Iddah (7° nördl. Br.) hinaus und selbst manchmal den Tschadda aufwärts gehen ihre Raubzüge, und wo sich nur ein Felatahreiter zeigt, flieht Alles. Nur hie und da scheint eine befestigte Stadt auf dem linken Nigerufer, wohin sie wegen Mangel an Kähnen seltener kommen, einigen, wiewohl furchtsamen Widerstand zu leisten. Selbst weit den Tschadda aufwärts hat sich der Schrecken ihres Namens verbreitet und man zog sich ängstlich von den Europäern zurück, weil man sie für Felatah's hielt. Oldfield sagt, „das Heer der Felatah's bestehe aus freygelassenen Sklaven, denen man unter der Bedingung die Freyheit gebe, daß sie die Waffen ergreifen." Demnach sollte man glauben, daß die Herrscher sich eine ihnen persönlich ergebene Armee von Sklaven jederley Art bildeten, wie man auch in Marokko die Negersclaven zu Soldaten machte. Dem ist aber nicht also, denn wenn es Leute von verschiedenen Stämmen wären, würden sie sich in ihrer Körperbildung nicht so auffallend gleichen. Oldfield selbst schildert sie folgender Massen: „die Felatah's sind etwa 5' 10" hoch, schlank und muskulös; sie haben kleine Köpfe mit wolligem Haar und vergebens suchte ich einen, der straffes Haar gehabt hätte. Ihre Gesichtsfarbe ist etwas heller, als die der Bewohner der umliegenden Städte; sie haben kleine Nasen, dünne Lippen, einen ziemlich schönen Mund und einen intelligenten Ausdruck im Gesicht." Dieß ist die Zeichnung eines besondern Stammes, nicht eines zusammengewürfelten Haufens, und zu dem kommt noch, daß sie nach Oldfield regelmäßig im Winter oder in der nassen Jahreszeit ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen, (wahrscheinlich das Feld bauen) und in der trockenen Jahreszeit aus allen Theilen des Königreichs herzuströmen, um ihre Raubzüge zu beginnen.

Ihre Regierungsform scheint ziemlich aristokratischer Art, denn nicht nur kann der König nichts Wichtiges unternehmen, ohne vorher eine Versammlung der Mollam's *) und anderer Vornehmer zu berufen, sondern es befinden sich auch noch einige andere Könige in Nabbah, wie Sollikin Yiki,

*) Unter diesen Mollams befand sich auch Dendo, der Vater des jetzigen Königs Osiman, der während der Anwesenheit der Expedition in einem Alter von angeblich 115 Jahren starb. Ob derselbe wegen vorgerückten Alters freywillig die Regierung niedergelegt hatte, und in die Zahl der vornehmsten Räthe des Staats eingetreten war, oder ob Osiman von dem Sultan Bello von Saccatu, dessen Vasall er war, ernannt worden, ist nicht gesagt, letzteres scheint aber nach Landers Berichten nicht wahrscheinlich, und darum Dendo's freywilliger Rücktritt glaublich; gewiß ein merkwürdiger Zug, wenn die Sache sich so verhält.

der Kriegskönig, Sollikin Berken Roa, der König des dunkeln Wassers, Sollikin Duki, der Anführer der Reiter und vier vornehme Mollam's, worunter, wie schon erwähnt, der Vater des Königs, welche kaum weniger zu sagen hatten, wenn auch, um nach unserer Darstellungsweise zu reden, die exekutive Gewalt dem Könige überlassen blieb. Bey den unaufhörlichen Streif- und Raubzügen konnte es auch nicht anders seyn, als daß sich einige Anführer in einer gewissen Unabhängigkeit vom Könige zu Macht und Ansehen emporschwangen.

Die Felatah's in Hussa, wohl Eines Stammes mit dem kriegerischen Hirtenvolke dieses Namens in den Gebirgen südlich von Bornu, hatten sich längere Zeit auch dieses letzteren ihnen zunächst gelegenen Landes bemächtigt. Der Regent aber, welchen Denham und Clapperton dort antrafen, hatte sich ihrer Herrschaft wieder entlediget, wahrscheinlich mit Hülfe der Araber aus der Wüste und anderer mit ihnen verwandter und ebenfalls muhammedanischer Stämme. Durch die Abschüttelung dieses Joches wurden die auf Eroberungen vorgerückten Felatah's von ihrem Stammsitz fast gänzlich getrennt, und ihre Züge sind nun nach Westen und noch mehr gegen Süden gewendet, so daß Oldfield bey Betrachtung der Fortschritte, die sie binnen wenigen Jahrzehnten gemacht haben, keinen Anstand nimmt, die Ansicht auszusprechen, es werde nicht lange mehr währen, bis sie an die Seeküste vordrängen.

Mit ihnen und dem Handel zieht der Islam stromabwärts, freylich in einer wunderlichen Form. Die Polygamie braucht er nicht einzuführen, denn diese ist hier in einem solchen Maaße zu Haus, daß z. B. der König von Iddah mehrere tausend Frauen hat, und jeder Handelsmann auf seinen Reisen 5 — 6 seiner Weiber mitnimmt, weil diese alle kleinere Geschäfte, auch des Kaufs und Verkaufs, besorgen; aber die unbewußten Emissäre des Islams, die Mollams, bringen einen, wenn auch noch so rohen Begriff von Staatseinrichtungen mit sich, und tragen dadurch zur Civilisation der rohen Negerstämme bey. So finden wir bey dem Könige von Iddah eine vollkommene Staatsversammlung, worin die Mollams, namentlich einer, der des Arabischen besonders mächtig ist, die Hauptrolle spielen,

und zu einem Handelsvertrage mit den Europäern ihre Zustimmung geben. Dieser erste Mollam unterzeichnet seinen Namen in arabischer Schrift, und auf den Koran wird nicht bloß von ihm, sondern auch von den Bruder des Königs der Eid geleistet, obwohl dieser, so wie alle andern Neger, noch dem Fetischmus gänzlich ergeben sind und dessen Ceremonien stets beobachten.

Freylich spielen nicht alle Mollams eine so ausgezeichnete Rolle wie die, welche als Rathgeber des Fürsten fungiren; viele treiben Handel, schreiben Sprüche aus dem Koran nieder, welche als Amulete gebraucht werden, und einer derselben, Mollam Catab *) genannt, der zu Addacudah, nicht weit von der Mündung des Tschadda, wohnte, machte den Vergifter des Königs von Iddah, und räumte diejenigen Personen aus dem Wege, welche demselben lästig oder verdächtig waren, wie Oldfield mit Entsetzen erfuhr, da ihm der König ganz kaltblütig erzählte, daß er mehrere Leute der Expedition durch den Mollam Catab habe vergiften lassen, namentlich Einen, Namens Pascoe, (einen alten Neger, der schon Landern auf seiner letzten Reise begleitet hatte,) und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er glaubte, dieser sey Schuld daran, daß die Expedition bey der ersten Nigerfahrt nicht zu Iddah angehalten und mit ihm Handel getrieben habe. Derselbe Mollam übrigens, der sich hiezu brauchen ließ, zeigte sich jetzt gegen die Expedition gar nicht feindselig, unterstützte sie vielmehr bey manchen Verlegenheiten, namentlich, wenn es ihnen durch die Eifersucht der kleinen Häuptlinge an Lebensmitteln fehlte, was nicht selten der Fall war. Andere Mollam's, wie z. B. der zu Egga, weiter oben am Strom im Lande Nuffie, zeigten sich ebenfalls äußerst gefällig und erfreut über den von Europäern eröffneten Handel; dieser Mollam war, sey es durch seinen großen Reichthum oder durch andere Umstände, ein sehr mächtiger Mann in dem von den Felatah's so oft heimgesuchten und so gut wie ganz unterjochten Nuffie, dessen von den Felatah's

*) Dieser Name ist bemerkenswerth, denn Catab bedeutet der Schreiber, und Schreiben ist eine höchst wichtige, mit fast heiliger Scheu von den Negern dieser Landstriche betrachtete Kunst.

verfolgten König Iderisa er mit seinem ganzen Einfluß unterstützte. Man kann durchaus nicht sagen, daß diese Personen, welche man mit dem arabischen Namen Mollam (eigentlich Muallam, der Unterrichtete, Kenntnißreiche) bezeichnet, irgend ein besonderes politisches oder religiöses System befolgen; es ist nicht einmal anzugeben, ob sie wirklich Moslems sind und die Gesetze des Korans befolgen; aber überall, wo sie auftreten, zeichnen sie sich durch Thatkraft und Kenntnisse vor den meist schwachen und kindischen Negern aus, kennen die arabische Schrift, schreiben Koransprüche zu Amuletten, und bahnen jedenfalls, wenn auch auf eine noch so unvollkommne Weise, dem Islam, und somit einer vernünftigern Religion als dem rohen, zum Theil blutdürstigen Fetischmus der Neger, den Weg.

Das Gewicht ihres Ansehens steht meistens den Königen zur Seite und verstärkt ihre Macht, denn diese steht, wie es scheint, zum Theil auf schwachen Füssen. Obwohl die Expedition nur die nächsten Uferstriche berührte, so liefert die Erzählung ihres Schicksals doch einige nicht unwichtige Data für den gesellschaftlichen Zustand dieses Landstriches. Attah, der König von Iddah, war hauptsächlich durch die Vorstände einer benachbarten, mehr im Innern gelegenen Stadt auf den Thron erhoben worden, wollte aber aus Handelseifersucht nicht, daß sie die Anwesenheit der Expedition erfahren sollten. Als dieses durch einen Zufall dennoch geschah, machten die Vorstände der Stadt dem Könige bittere Vorwürfe über seine Undankbarkeit, was also auf keine große Unterwürfigkeit hindeutet. Doch nicht bloß die Häupter einer kleinen, kaum eine Meile von Iddah entfernten Stadt nehmen einen solchen Ton gegen ihren König an, sondern Attah hatte an seinem Hofe selbst einen Mann, der zwar ein Hofamt begleitete, aber doch dem Könige, und namentlich dessen Bruder, recht eigentlich Trotz bot. Er hieß Gabreducco, und hätte gerne die Alburkah, das Schiff der Expedition geplündert, aber der König wollte theils aus Furcht vor der Macht der Weissen, theils aus Scheu vor den beschworenen Verträgen nicht einwilligen, so daß endlich Gabreducco, der über 450 Mann eigner Leute gebot, drohte, die Sache allein für sich zu unternehmen. Die Engländer, denen der Anschlag nicht verborgen blieb, säumten hierauf nicht, Iddah zu verlassen.

Solche Züge geben über den gesellschaftlichen Zustand überhaupt Aufschluß. Eine Art aristokratischer Verfassung liegt in diesem Himmelsstriche der Polygamie in der Natur der Dinge. Wer nur irgend die Mittel hat, kauft sich eine große Anzahl Frauen, weil diese für ihn arbeiten und zum Theil für seinen Unterhalt sorgen. Sklaven sind zu diesem Zwecke ein wahrer Luxus. Nun sind die Fälle nicht selten, wo ein Mann von 40 — 50 Jahren eine Nachkommenschaft von mehreren hundert Personen um sich hat und schon dadurch zu einer Gewalt gelangt, die man nicht ungestraft beleidigt. Daraus erklärt sich wohl, daß man in diesen Gegenden, wenn nicht gerade ein wilder Stamm den andern unterjocht, weniger von verübter Grausamkeit hört, (das heißt gegen die Unterthanen, denn gegen Privatselaven sind sie oft sehr grausam,) und selbst ein verhältnißmäßig mächtiger Häuptling, wie der König von Iddah, zu dem geheimen Mittel einer Vergiftung seine Zuflucht nimmt. Aehnliches erzählt auch Oldfield von dem noch mächtigeren König von Fandah. Sollte nicht hierin vielleicht auch der Grund liegen, daß in diesem Striche Afrika's selbst förmliche Hinrichtungen durch Gift als gerichtliche Strafe für Verbrechen im Gebrauche sind, während der König von Iddah alle Wochen einigen Sclaven die Köpfe abschlug, bloß weil er im Wahne stand, damit die Flußgottheit zu versöhnen. In Bonny, einer Stadt an der Nigermündung dieses Namens, ließ der König einem Manne, der sich mit einer seiner Frauen in ein Liebesverhältniß eingelassen hatte, die Wahl zwischen Gift und den Haifischen. Er wählte das letztere, wurde auf ein Brett gebunden und so den Wellen des Stromes übergeben. Es scheint sonach im Allgemeinen, daß die große Anzahl von Häuptern zahlreicher Familien die Könige in Schranken hält, so daß sie ihre Macht nicht mißbrauchen können, obwohl die Ehrenbezeugungen vor den Herrschern ziemlich knechtischer Art sind, und Jedermann, selbst der Bruder des Königs, vor demselben niederknieen und Staub auf sein Haupt streuen muß.

Das hier Gesagte gilt freylich nur weiter oben am Flusse, zu Ibu, Iddah, Fandah, Cattam-Ca-

rasi u. s. w.; denn im eigentlichen Delta herrscht völlige Anarchie. Allen Angaben nach zu schließen, betrachtet sich hier jeder Häuptling als König, und ein Dorf führt mit dem andern Krieg, wobey freylich wenig Menschen umkommen mögen, weil man diese kostbare Waare fangen, aber nicht tödten will. Von diesem Landstrich gilt hauptsächlich, was im Eingange gesagt wurde, daß der Fluch des Sclavenhandels schwer auf ihm laste. Hier herrscht nur Gewalt und List, und der von Natur weiche, biegsame und gutmüthige Negercharakter ist hier durch diesen gräulichen Markt und die Wirkung des Branntweins, der in dem Küstenreich im Uebermaaße getrunken wird, völlig verdorben.

Nachstehende Schilderung, welche Macgregor Laird (I. S. 165 ff.) von den Einwohnern macht, scheint keineswegs übertrieben. „Die Gesammtzahl der Bevölkerung zwischen Ibu und dem Meere längs dem Nun-Arm beträgt höchstens 4000 Erwachsene. Weiber und Kinder sind mit dem Einsammeln des Palmöls beschäftigt, die Männer mit dem Handel nach Braß und Ibu oder mit Menschenraub und dabey trinken sie den schlechtesten Branntwein. *) Die Herrschaft über den Fluß gehört je dem Stärksten, und der Häuptling eines Dorfes von 100 Einwohnern führt Krieg mit seinem Nachbar auf dem entgegengesetzten Ufer, der vielleicht eine dreymal stärkere Volkszahl beherrscht. Das Einsammeln des Palmöls wird faul und nachläßig betrieben; die Mühe, einen Menschen zu fangen, ist sehr unbedeutend; die, eine Tonne Palmöl zu bereiten ist nicht groß, aber doch bedeutend größer. Der Preis einer Tonne Palmöl und eines Menschen ist dagegen so ziemlich derselbe. Zudem hat der Menschenraub etwas von dem Vergnügen der Jagd an sich, während das Einsammeln des Palmöls eine langweilige Beschäftigung ist. Man darf sich daher auch nicht wundern, daß ersteres Geschäft mit Lust, letzteres nur lässig betrieben wird. Hat man solcher Gestalt die Beschäftigungen der Bewohner dieses traurigen Landstriches angegeben, so ist es fast unnöthig, etwas über ihre moralischen Eigenschaften zu sagen; ich hätte das Daseyn eines so völlig erniedrigten, demoralisirten und herabgewürdigten Volkes, nur wenige Meilen von Häfen entfernt, wohin schon seit mehr als einem Jahrhundert englische Schiffe kommen, nicht für möglich gehalten. Es ist dieses aber nur ein weiterer Beweis des alten Satzes, daß der Verkehr zwischen civilisirten und wilden Nationen bisher auf die letzteren nur einen schädlichen Einfluß gehabt hat, indem er ihnen die wenigen guten Züge ihres Charakters raubte, und ihren von Natur aus lasterhaften Neigungen auch noch die schlimmsten Eigenschaften des civilisirten Lebens einpflanzte. — Ist ihr moralischer Zustand schlecht, so ist ihr physischer um nichts besser, da sie von den schlechtesten Vegetabilien und Fischen (sie verzehren sogar Haifische) leben und sich glücklich schätzen, diese sich verschaffen zu können. Oft sind sie sogar genöthigt, Würmer und anderes Ungeziefer zur Nahrung zu nehmen, und als natürliche Folge davon ist ihr Körper von eckelhaften Geschwüren bedeckt und durch angehäuften Unrath widerlich. Dieß ist das allgemeine Bild des, die Sumpfstriche bewohnenden Volkes, und ehe man nach Ibu gelangt, ist keine Besserung zu bemerken.“

Der entsetzliche körperliche Zustand ist neben dem im heißen Klima doppelt verderblichen Branntweine hauptsächlich eine Folge der Sümpfe, und welcher Sümpfe! Die alten Schriftsteller erzählen uns, daß zur Zeit, als Theben noch die Hauptstadt Egyptens war, das Deltaland einen unbewohnten und unbewohnbaren Sumpf bildete; — das Niger-Delta ist gleichfalls wenig mehr als ein Sumpf und liegt zwischen 4 und 5° nördl. Br., also unter der glühendsten Tropensonne.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß thun nicht bloß die Männer, sondern auch die Weiber, und im Laufe der Erzählung werden mehrere Beyspiele aufgeführt, daß dieselben, selbst in jungen Jahren, eine gehörige Portion zu sich nehmen können.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, etc.

(Fortsetzung).

Von Ibu, welches 1 1/2 Grad oder 22 1/2 geographische Meilen in gerader Richtung von der Mündung des mittleren oder Nun-Armes entfernt liegt, und wo die Hauptarme, der Benin und Bonny, der eine nach Westen, der andere gegen Osten, sich vom Nunarm trennen, besteht das ganze Land aus lauter Alluvialboden, wo man auf salziges Wasser stößt, *) wenn man einige Fuß tief in den Boden gräbt. Nach allen Richtungen verzweigt sich zugleich ein Labyrinth von noch unerforschten und für Europäer auch unerforschlichen Flußarmen, die durch Nebenarme unter sich wieder verbunden bald seeartig ausgebreitet sind, bald in ziemlich enge Bette sich schmiegen, die aber im unteren Theile nicht etwa durch Erdufer, sondern nur durch Bäume bezeichnet sind, welche aus dem Wasser hervorstehen. Hier wächst der giftige Mancinell-Baum, dieses Erzeugniß des Seewassers und einer tropischen Sonne, so weit die Fluth hinaufreicht (60 englische Meilen), in üppiger Fülle, weiter oben bedeckt eine dichte, meist aus Palmenarten bestehende Vegetation den Boden. Der Strich, den die Fluth noch überdeckt, gehört eigentlich der See an, denn nur die Ufer sind bewohnt, und wahrscheinlich auch allein bewohnbar, denn wo die Gewalt der Strömung ein hinreichend festes Ufer aufgeworfen hat, um die Lehmhütten der Eingebornen zu tragen, da steht ein Dorf. Demnach muß aus den oben angeführten Gründen die Bevölkerung gering seyn, und Oldfield schlägt (II. 362) die gesammten Bewohner des ganzen Delta's auf höchstens eine halbe Million an, obwohl der Landstrich so groß sey wie ganz Irland. Eine Unzahl von Flußarmen durchschneidet aber den Boden, und man zählt gegenwärtig nur an Mündungen zwey und zwanzig, wovon der Benin, der Warri, der Nun, der Bonny und Altkalebar *) die bedeutendsten sind.

Die wichtigeren Arme, mit Ausnahme des Bonny entströmen alle dem Nun in südwestlicher Richtung, so daß man zwischen dem Benin und Nun fünf große schiffbare Ströme trifft, während die östlichen Arme alle klein und nur von Kanots zu befahren sind, was auf den allgemeinen Abhang des Landes ein um so merkwürdigeres Licht wirft, als der Niger selbst von seiner Vereinigung mit dem Tschadda an fast gerade südwärts strömt, indem die Einmündung des Tschadda nur um einen Grad weiter gegen Osten liegt, als die Ausmündung des Nun ins Meer; auch diese Abweichung von der geraden südlichen Richtung beginnt erst mit der Breite von Ibu, oder genauer gesprochen, erst nach der Durchsetzung einer Hügelkette unter 6° 10′ nördlicher Breite.

Die große Anzahl von Armen, wodurch die ungeheuere Wassermasse vertheilt wird, so wie die verhältnißmäßige Unbedeutendheit des Stromes in der trockenen Jahreszeit, wo er, nach Oldfields in der Nähe von Iddah (fast 3 Breitengrade oberhalb der Ausmündung des Nun) angestellten Beob-

*) Man läßt deßhalb gewöhnlich das Wasser sieden, ehe man es braucht, denn das ungesottene Wasser erzeugt Diarrhöe und Fieberanfälle. (I. 340)

*) Dieser ist zwar auch eine Nigermündung, erhält jedoch einen Theil seines Wassers von östlich gelegenen Bergen.

achtungen um 60 Fuß gegen sein höchstes Niveau zur Zeit der Anschwellung fällt, erklären es im Vereine mit der Beschaffenheit des Delta's, weßhalb man nicht an der Ausmündung den mächtigen Strom des Binnenlandes erkannte und so lange vergeblich den Lauf des Nigers aufsuchte. Die Expedition auf dem Quorra und der Alburkah waren, wie es scheint, die ersten Europäer, welche stromaufwärts auch nur bis Ibu vordrangen. Die mehr oder minder feindselige Stimmung der Delta-Bewohner, deren Häuptlinge großentheils die Engländer wegen der Beschränkung des Negerhandels haßten, nahm ab, je weiter sie stromaufwärts kamen, und wenn man ihnen auch nicht gerade mit Zuvorkommenheit und Zuneigung entgegenkam, so lag die Schuld nicht an der Masse des Volkes, sondern an den Häuptlingen, welche den Engländern Geschenke und besondere Vortheile im Verkehr abpressen wollten, und zu dem Ende ihren Unterthanen nicht nur den Handel mit Elfenbein und ähnlichen Waaren, sondern auch den Verkauf von Lebensmitteln verboten.

Der Strom, so weit die Alburkah ihn befuhr, läßt sich füglich in drey Abtheilungen bringen, in die Deltastrecke bis Ibu, zweytens von Ibu bis zur Einmündung des Tschadda und drittens von der Tschadda-Mündung aufwärts. Von diesen drey Abtheilungen war nur die dritte vergleichungsweise gefahrlos zu beschiffen; die erste ist zwar durch ihre pestilenzialischen Ausdünstungen, namentlich durch die stinkenden Nebel im hohen Grade Gefahr drohend, allein da man dieß voraus wußte, so beeilte man sich auch jedesmal, diesen Strich in möglichster Eile zurückzulegen; in der zweyten aber starb der bey weitem größte Theil der Mannschaft der Expedition am Sumpffieber, und mehrere Andere, worunter Laird selbst, wie auch einige Neger, erkrankten an einer äußerst bösartigen Krätze, Crau-Crau genannt, der auch die Eingebornen unterworfen sind. Nur der Lieutenant Allen, Lander und Oldfield erhielten sich, wenn auch nicht ohne bedeutende Anfälle, aufrecht. Die übrige weiße Mannschaft kam bis auf 2 oder 3 ums Leben.

Die große Sterblichkeit unter derselben begann nicht in der ersten Flußabtheilung, sondern erst in der zweyten, doch legte das Klima der ersten gewiß den Grund dazu. Hier bezeichnet nämlich nur das Mancinell-Gebüsch, Kohl- und andere Palmen, das Flußbett, und am Morgen stieg ein Sumpfnebel auf, der kalt und klebrig anzufühlen war. Man reichte der Mannschaft alle Morgen gleich als erstes Frühstück eine Tasse schwarzen Kaffee, und Laird, freylich kein Arzt, schlägt geradezu vor, bey künftigen Expeditionen den Niger aufwärts, zum Mindesten der weißen Mannschaft ein doppeltes Maaß geistiger Getränke zu geben, jedoch die Fahrt so zu beschleunigen, daß man wo möglich in 48 Stunden mindestens über den Bereich der Fluth und somit über die Region der Mancinell-Bäume hinauskomme, da ein so heftiges Schutzmittel namentlich in diesem heißen Lande nicht über einige Tage anwendbar sey. Ein eigenthümlicher Beweis, daß diese Sumpfstrecke den Grund zur nachherigen Sterblichkeit legte, scheint in dem Umstand zu liegen, daß sich gleich anfangs bey der ganzen Mannschaft eine besondere Neigung zum Fettwerden zeigte. „Ich aß, erzählt Laird, nicht die Hälfte von dem, was ich in England zu essen gewohnt war, und dennoch wurde ich dicker; eben so Dr. Briggs, und Lander war eben so breit als lang.“ Auch bey den Eingebornen zeigte sich diese Neigung zur Fettigkeit; unter anderen kam eine Frau ans Schiff, die nach Lairds Schätzung nicht weniger als 25 Steine wiegen konnte.

Unterhalb Ibu bot das Fahrwasser keine Schwierigkeit, oberhalb aber häuften sich die Sandbänke, und bald saß das größere Dampfboot, der Quorra, auf einer auf. Nun kamen die Krankheiten und die Sterblichkeit zum Ausbruch, denn die Arbeit, das Schiff wieder flott zu machen, hatte Alle erschöpft. Zwey Tage nach diesem Vorfall lag auf dem Quorra, der sich seltsamer Weise auffallend ungesunder zeigte, als die eiserne Alburkah, Alles darnieder, bis auf einen Weißen und einen Mulatten. Die Mehrzahl der Mannschaft war nicht gerade krank, sondern klagte nur über Mattigkeit, war aller körperlichen Bewegung abgeneigt, fühlte Eckel und eine außerordentliche Abnahme der Kräfte, aber im Laufe von 6 oder 8 Tagen starben auf dem Quorra 13 und auf der Alburkah zwey Menschen; wenige nur hofften, je zurückzukehren. Von einer eigentlichen medicinischen Behandlung findet sich im ganzen Buche

Nichts, nur bemerkt Laird, ein Zugpflaster über den Kopf haben ihm und Dr. Briggs die größte Erleichterung verschafft, und sie wahrscheinlich gerettet. Außer diesem Zugpflaster und den ersten nöthigen Brech- und Purgir-Mitteln seyen Arzneyen eher schädlich als nützlich. *) Was die Behandlung des Sumpffiebers betrifft, welches wohl in allen heißen und feuchten Niederungen Afrika's so ziemlich dasselbe seyn mag, so können wir nicht umhin, hier eine Heilmethode anzugeben, welche im portugiesischen Afrika auf der Ostseite immer und angeblich mit großem Erfolge angewendet wird. Die Angabe findet sich in einem auf dem Kontinent fast unbekannten, aber in mehr als einer Beziehung sehr interessanten Werke: Narrative of a voyage of discovery to Africa and Arabia, performed in His Majesty's Ships Leven and Barracouta from 1821 — 1826. Under the Command of Captain F. W. Owen by Capt. Thomas Boteler. London 1835. Dieses Werk, eine sehr nützliche Zugabe zu dem, was Owen selbst zwey Jahre früher, nämlich schon im Jahre 1833 herausgab, enthält die genaue Darstellung einer den Zambeze aufwärts veranstalteten Expedition, welche Senna erreichte, aber mit dem Tode aller daran theilnehmenden Europäer endete. Als der erste Europäer, ein H. Forbes, erkrankte, ließ ihm der begleitende Arzt auf gut Englisch täglich zur Ader, um die herrschende Aufregung zu beschwichtigen. Die portugiesischen Kreolen drangen dagegen darauf, daß man die einheimische Methode befolgen, dem Kranken Reiswasser in Menge geben, und dadurch einen reichlichen Schweiß hervorzubringen suchen solle; die Erfahrung habe sie gelehrt, daß dieß das zweckmäßigste Heilverfahren sey. Der englische Arzt wollte durchaus nicht darauf eingehen, und behauptete, bey einer europäischen Konstitution sey ein ganz anderes Verfahren nöthig, als bey Leuten, die an das Klima gewöhnt wären. Er blieb auf seinem Kopfe und bezahlte auch seine Hartnäckigkeit damit, denn er selbst fiel als Opfer des Klima's, und zwar in so fern nicht unverschuldet, als er nach dem Tode seines letzten europäischen Gefährten sich einer gänzlichen Muthlosigkeit und Geistesabspannung (häufiger Folge des Sumpffiebers) überließ, und geistige Getränke im Uebermaaß genoß. Die Anwendung von Reiswasser im Sumpffieber selbst hat etwas um so Auffallenderes, als in unserem vorliegenden Werke ein Fall vorkommt, wo das Reiswasser von einem einheimischen Aeskulap gegen eine heftige Dysenterie mit Erfolg gereicht wurde. Während des Aufenthaltes in Fandah erkrankte nämlich Laird sehr heftig an diesem Uebel, und wurde durch einen Eingebornen, der ihm rieth, feingestossenen Reis in Wasser zu trinken, nach reichlichem Gebrauche dieses Mittels hergestellt, obgleich der Patient bereits durch die obenerwähnte Crau-Crau so geschwächt war, daß er nicht allein gehen konnte.

Diese Dysenterien, so wie die Kräze, sind auch bey den Eingebornen sehr häufig vorkommende Krankheiten, namentlich in unsern Wintermonaten, Januar und Februar, der ungesundesten Jahrszeit des Landes. In diesen Monaten steht das Wasser des Stromes am tiefsten, an den Ufern liegen verfaulte Ueberreste von Pflanzen und Thieren, verpesten die Luft und verbreiten eine Malaria, welche selbst auf die Eingebornen sehr erschöpfend wirkt. Die Kru's, welche man zu allen schweren Arbeiten auf dem Schiffe gemiethet hatte, mußten nach einer anstrengenden Arbeit Stunden lang ausruhen. Auf der dritten Nigerfahrt, die Oldfield in der Alburkah machte und auf welcher, wie oben erwähnt, alle Europäer außer ihm starben, secirte er einen am Sumpffieber Verstorbenen, fand aber nichts Besonderes, als daß die Leber sehr weich, ungemein erweitert und an einigen Stellen bedeutend desorganisirt war. Der Verstorbene war außerdem dem Trunke sehr ergeben gewesen.

Natürlicher Weise leiden die Eingebornen ohne Vergleich weniger als die Europäer, da sie bekanntlich ganz im Gegensatze mit den letzteren die feuchte

*) Briggs, der eine Arzt, starb später dennoch; Oldfield gab noch an der Küste auf der See, wo Viele erkrankten und starben, Calomel, und ist der Meynung (I. 343), wenn dieses keine Wirkung mehr äußere, so sey der Kranke verloren. Mehrere Fälle bestätigten ihm dieß. Ein anderes Mittel, das namentlich auf den Sklavenschiffen, die sich längere Zeit in den Sumpfstrecken aufhalten müssen, reichlich angewendet wird, ist (meistens kohlensaures) Chinin.

Hitze und die dicke Luft der Niederungen sehr gut, die dünnere frische Luft der Berge aber sehr schlecht ertragen. Der Landstrich, worin es den Europäern so schlecht ergieng, war dicht bevölkert, wie überhaupt der Niger fast überall, einige Stellen ausgenommen, wie bey Kirri (6° n. Br.), die eine räuberische Bevölkerung haben. Wir führen hier als die beste Schilderung des Stromes und der Anwohner die Stellen an, worin sich Laird (I. S. 160 — 174) darüber ausspricht; sie zeigen die große physische Verschiedenheit des Stromes und seiner Ufer, so wie die moralische der Anwohner im Vergleich mit dem Delta:

„Bey Ibu verließen wir einen vergleichungsweise sehr geschlängelten und schmalen Fluß, begränzt von stehenden Sümpfen, die mit unermeßlichen Waldungen überwachsen das Auge durch ihre Einförmigkeit ermüdeten, und gelangten in einen breiten und prächtigen Strom. Die Ufer waren nur dünn bewaldet, und an vielen Orten in weitem Umfang vortrefflich angebaut. Die Strecken, wo der Strom gerade fort floß, wurden länger, die Stellen, wo sein Lauf sich schlängelt, freundlicher, und die Uferanwohner civilisirter und besser gekleidet. Die wohlhabenden Klassen trugen weite Hussa-Hemden und Beinkleider, statt der gewöhnlichen um den Leib gewundenen Tücher der Ibuer, und das Land bot im Allgemeinen den bestimmten Anblick dar, der einen schon seit langer Zeit unter der Herrschaft der Menschen stehenden Boden charakterisirt. Die Ufer, obwohl 18 — 20 Fuß über dem Niveau des Flußes, blieben flach bis Kirri, wo wir den ersten Hügel sahen; von hier aus stieg das Land allmählig, bis es bey Iddah eine Höhe von 2 — 300′ erreicht. Von Idda aufwärts giebt eine Hügelkette auf beyden Seiten dem Flusse ein malerisches Ansehen; die westliche scheint die höhere, keine erhebt sich aber mehr als 4 — 500′ über das Niveau des Flusses. Den allgemeinen Umrissen und den Felsstücken nach zu schliessen, bestehen diese Berge meist aus Granit und Glimmerschiefer. Als wir dieses romantische, 40 — 50 (engl.) Meilen lange Thal hinter uns hatten, erreichten wir die Konggebirge, welche an den Ufern des Stromes bis zu 2 und 3000′ ansteigen. Soweit wir beobachten konnten, bestehen sie hauptsächlich aus Granit, steigen in kecken Massen empor, und bieten einen prachtvollen Anblick dar. Die Schlucht, durch welche der Strom fließt, ist über 4000, weit, das Strombett nimmt aber kaum die Hälfte ein. So viel sich aus der Zahl und den höchst phantastischen Formen der in den seltsamsten Lagen nach allen Richtungen hin vorspringenden Granitmassen ergibt, muß wohl eine vulkanische Erschütterung diesen Paß durchgerissen haben; auch macht es die Enge der Schlucht und das schroffe Aufsteigen des Gebirges vom Fusse an nicht unwahrscheinlich, daß auf deren Ostseite sich die Spuren eines unermeßlichen Kraters finden müssen. Da wir nicht ans Land steigen konnten, so ist dieß indeß eine bloße Vermuthung. Oberhalb der Konggebirge dehnt sich ein 15 M. langer, ziemlich gerader und im Durchschnitte 9000′ breiter Strich des Stromes bis zur Einmündung des Tschadda aus, wo einige Felseninseln von seltsamer Gestalt liegen. Ich bemerkte, daß sich das Strombett, seitdem wir den Alluvialboden verlassen, auch geändert habe: hier bestanden die Ufer nicht mehr aus Lehm, sondern aus grobem Sand, der unaufhörlich von der Strömung fortgerissen wurde, so daß ein Anker in wenigen Tagen immer ganz vergraben war, und uns, wenn das Schiff auf dem Sande aufsaß, nie im Boden halten wollte, daß wir dasselbe hätten losbringen können. Eine andere Eigenschaft dieser Ufer ist ihre Steilheit, denn oft fanden wir nur einen Fuß vom Ufer, über welchem nur noch 2 — 3′ Wasser stand, vier Faden Tiefe; die Strömung schien also das Ufer fast senkrecht abzureissen.“

*) Laird nennt ihn, gewiß aus einem geographischen Irrthume, Shary, Lieutenant Allen auf seiner Karte aber Tschadda. Da wir bereits einen Fluß Shary kennen, der sich von dem mittelafrikanischen Hochgebirge herab in den Tschadsee ergießt, so wird wohl der Name Tschadda dem Strome bleiben, der unter 7° 50′ n. Br. und 24° 35′ östl. L. in den Niger fällt. Daß er wahrscheinlich bloß von dem Nordwestabfall des mittelafrikanischen Hochgebirges herabkommt, haben wir oben gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, etc.

(Fortsetzung).

„Beyde Ufer sind dicht mit Städten und Dörfern besäet; ich konnte von der Stelle aus, wo wir auf den Grund rannten, sieben zählen, und zwischen Ibu und der Einmündung des Tschadda (etwa 2 Breitengrade) können es nicht weniger als 40 seyn, indem alle 2 bis 3 Meilen eines zu sehen ist. Die bedeutendsten Städte sind Iddah und Addakudda, und rechnet man auf jede Stadt und jedes Dorf im Durchschnitte 1000 Seelen, so ist dieß wohl eher zu wenig als zu viel. Der Charakter des Volkes ist im Allgemeinen weit besser als bey den Stämmen in den sumpfigen Niederungen zwischen Ibu und der Seeküste; sie zeigen eine schnelle Auffassungsgabe, sind schlau und verständig, von milder Gemüthsart und friedlich an Sitten; Sicherheit des Lebens und Eigenthums ist viel größer, doch immer noch gefährdet genug, um die Einwohner abzuhalten, an einsamen Stellen zu wohnen; auch wird sich nach Sonnenuntergang Niemand in kleinen Kanots auf den Strom wagen. Ackerbau wird in großem Umfange getrieben, und Mais und anderes Korn mit wenig Arbeit und noch weniger Geschicklichkeit gewonnen. Tabak wird wenig gebaut, obwohl die Eingebornen, welche sich der langen, im Orient gewöhnlichen Rohrpfeiffe bedienen, sehr gerne rauchen. Bier wird in großer Menge aus Mais und anderem Korn gebraut, und zum ausschließlichen Verkauf desselben werden periodische Märkte gehalten, von denen die lustigen Brüder häufig erst tief in der Nacht auf dem Strome zurückkehren, die Stille durch fröhliche Gesänge unterbrechend. Das Bier aus Dhoura (Sorghum) ist sehr angenehm zu trinken, erzeugt aber leicht Diarrhöe. Yams (Dioscorea bulbifera) Calavances (Phaseolus sphaerospermus) u. dgl. giebt es in Menge, doch sind die ersteren viel schlechter, als in Ibu, von wo sie in großer Menge nach dem Delta des Stromes verschickt werden, dem sie völlig fehlen. Der Fluß enthält eine fast unbegreifliche Anzahl von Fischen, und die Anwohner fangen sie in ungeheuren Netzen aus Gras. Ausgeweidet und dann am Feuer getrocknet, bilden sie nebst mehligen Substanzen ein Hauptnahrungsmittel des Volkes. Der Verkehr und Handel zwischen den Städten am Ufer ist sehr groß, die ganze Bevölkerung ist vom Handelsgeist belebt und Männer, Weiber und Kinder treiben Handel. Die Männer handeln nur mit Sclaven, Tuch und Elfenbein, alles Andere ist den Weibern überlassen. Bocqua oder Iccory, wie die Eingebornen es nennen, nicht weit von der Einmündung des Tschadda, ist der Mittelpunct dieses Handels, und alle zehn Tage wird hier ein dreytägiger Markt gehalten, wo die Handelsleute von Süden her aus Ibu, Attah und selbst Bonny, so wie von Egga, Cattam Carafi und Fandah im Norden kommen, abgesehen von der großen Menschenmasse, die rechts und links aus dem innern Lande herbeyströmt. Die Handelsleute aus dem obern Lande bringen einheimische Tücher, Korallen, Elfenbein, Reis, Strohhüte und Sclaven, und kaufen dagegen europäische Waaren, namentlich portugiesische und spanische. Ungefähr 25 große Kanots, jedes mit 40 — 50 Menschen, begegneten uns alle zehn Tage auf ihrem Wege nach diesem Markte. Der Handel wird mit Geld, nicht durch Tausch geführt, und Kauris sind die allgemeine Münze, von denen man etwa 1000 auf ei-

nen Schilling, also 20,000 auf ein Pfund Sterling rechnen kann. Sie sind zu 100 und 200 an Schnüre gefaßt, doch muß man nachzählen, da die Eingebornen darin stets zu betrügen suchen. Außerdem muß man ihnen das Zeugniß der Ehrlichkeit beylegen; wir hatten drey Wochen lang Waaren am Lande liegen, und kein Pack wurde gestohlen, obgleich die zwey zur Wache aufgestellten Kru's sich mehr damit abgaben, Affen zu schießen, als die Waaren zu beaufsichtigen. So hielten wir auch, seit wir Ibu verlassen, bey Nacht keine Wache, da wir uns unter diesem harmlosen und freundlichen Volke für völlig sicher hielten. Dieß gilt ziemlich allgemein von den unteren und mittleren Klassen, welche auch gastfrey und gefällig sind; unter den Häuptlingen giebt es viele Ausnahmen. *) Allerdings hat das Volk die Fehler der Negerraçe, sie sind lügnerisch, feig und zum Theil diebisch, aber diese schlimmen Eigenschaften sind einem guten Naturell durch den schändlichen Sclavenhandel eingepfropft und es ist nur zu verwundern, daß dieser nun schon seit Jahrhunderten andauernde Handel ihnen überhaupt eine gute Eigenschaft gelassen hat."

Vergleicht man diese Schilderung mit derjenigen, welche wir oben von den Bewohnern der sumpfigen Niederungen mitgetheilt haben, so kann man nicht umhin, sich über das Schicksal der ersteren zu freuen, daß sie so lange von dem näheren Verkehr mit Europäern, der den letzteren so verderblich wurde, frey blieben. Der Ibuer, welcher in dieser Beziehung gerade in der Mitte steht, verräth noch seine Berührungen mit den Europäern auf dem Jccory-Markt, dem allgemeinen Sammelplatz, dadurch, daß er irgend ein europäisches Kleidungsstück trägt und darauf sehr stolz ist. Außerdem macht er sich noch für den Neger durch seine Nationalzeichen, drey perpendikuläre Einschnitte auf den Schläfen, wie für den Europäer durch seine stark hervortretenden Negerzüge bemerklich; doch unterscheiden sich Einige unter ihnen durch eine hellgelbe Farbe. Sie sind kräftig und gut gebaut und zeichnen sich auch durch ihre Thätigkeit aus, indem sie

*) Namentlich klagt Oldfield unaufhörlich über die Habsucht und Betteley der Häuptlinge und ihrer Angehörigen.

nicht nur Yams in großer Menge, auch zur Ausfuhr, bauen, sondern auch einen ausgedehnten Handel mit Palmöl und Sclaven treiben. Indeß ist das Land, an der Spitze des Delta's gelegen, noch äußerst ungesund, namentlich für Europäer. Auch die Eingebornen leiden an Dysenterie, Krätze, Aussatz und Geschwüren, weshalb nur Wenige ein hohes Alter erreichen sollen. (I. 102. 393.)

Ein Beweis, daß nicht bloß die Sümpfe, sondern hauptsächlich auch die ungemein niedrige Lage des Landes um und unterhalb Ibu die Ungesundheit erzeugt, liegt darin, daß bey der Vereinigung des Tschadda mit dem Niger das zwischen beyden eingeschloßene Delta ebenfalls von Krihks und zahlreichen Sümpfen durchschnitten ist, ohne daß unsere Reisende die Luft hier eben so ungesund gefunden hätten. Und doch war, als Laird dahin kam, die ungünstigste Jahreszeit eingetreten, nämlich der März, wo das Wasser am tiefsten steht, und eben deßhalb die meisten Sümpfe sich bilden. Aber die Vereinigung beyder Ströme, welche beynahe 4 Breitengrade vom Meere entfernt ist, liegt doch schon, auch nur 5' Fall auf die geographische Meile gerechnet, gegen 300 Fuß über dem Meeresniveau, was freylich noch lange nicht die höchste Gränze der afrikanischen Sumpffieber ist, die 2500 — 3000 über dem Ocean seyn soll, allein der Unterschied gegen das Delta ist doch bedeutend und gewiß trägt auch schon die veränderte Vegetation *) wesentlich zur minder ungesunden Beschaffenheit der Luft bey.

*) Ueber die Vegetation finden sich im ganzen Werke nur höchst sparsame und dürftige Angaben. Die Mangrovebäume wachsen, so weit die Fluth reicht, nämlich etwa 60 englische Meilen weit hinauf; ebenso die hohe Palme (Cocos butyracea). Dann erst zeigten sich im Fluße Sandbänke, die Ufer waren fester und es wuchs ein 12' hohes Gras, aber der Wald nahm ab. Weiter hinauf waren die Gestade mit Kokos- und anderen Palmen, Pisang und Bananen bewachsen; an Fruchtbäumen, außer den angeführten, ist Mangel. Eine Pflaumenart und Ananas kommen in sehr geringer Menge vor. Aufwärts nimmt die Vegetation an Mannigfaltigkeit zu, aber von Ibu an finden sich keine Palmen, so daß es (I. S. 434) als Merkwürdigkeit aufgeführt ist, daß bey Acatah am Tschadda wieder einige Palmen zu sehen wa-

Ueber den Fluß oberhalb der Einmündung des Tschadda läßt sich aus unserm Werke wenig entnehmen; eines Theils weil Oldfield, dessen Tagebuch allein hier Aufschluß geben könnte, keineswegs ein so guter Beobachter ist, als Mac Gregor Laird, der nach der ersten Nigerfahrt, auf welcher er bis Fandah gelangte, alsbald nach England zurückkehrte, andern Theils, weil die Fahrt im Vergleich mit der auf den untern Stromstrecken ungewöhnlich schnell und glücklich gieng. Von der Einmündung des Tschadda bis nach Rabbah (ein Strich von wenigstens 60 geographischen Meilen) brauchte man nämlich trotz des wiederholten tagelangen Anhaltens nur 27 Tage (vom 20. August bis 16. Sept.) und wurde dabey durch die bereits weit gediehene Anschwellung des Stromes unterstützt. Die Ufer sind ungemein bevölkert, und Oldfield sagt hierüber: „Nicht sobald kommt der Reisende in die Nähe einer Stadt, so erblickt er auch schon wieder mehrere andere. Nach allen Richtungen hin sah man die Eingebornen so dicht wie an Markttagen in England mit dem größten Erstaunen uns anstarren.“ Ueberhaupt zeigten die Eingebornen vor dem Schiffe der Weißen eine abgöttische Verehrung, fielen oft in ganzen Schaaren auf die Knie nieder und streuten Sand auf ihr Haupt wie in Gegenwart ihrer Fürsten. Auch zeigten dieselben eine große Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit, denn sie befanden sich oft in solchen Massen auf dem Verdecke, daß die Europäer sich kaum rühren konnten, und doch widerfuhr niemals etwas Unangenehmes, nicht einmal von einem Diebstahl ist die Rede. Aber eben diese Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit macht, daß sie eine leichte Beute der kraftvoller organisirten Felatah's werden, und die Reisenden sahen bey ihrer Rückkehr die noch rauchenden Ruinen mehrerer von Letzteren zerstörter Städte, und stießen auch auf einige Steuereinnehmer derselben, die von den ganz bezwungenen Städten einen Tribut erheben. Auch gegen die Europäer zeigten sich die Eingebornen sehr zutrauensvoll; viele kamen herbey, um sich Heilmittel gegen die verschiedensten Uebel ertheilen zu lassen, und ein junger Mann ließ sogar seine an einer heftigen Augenentzündung leidende Schwester mehrere Tage auf dem Schiffe unter der Obhut des Arztes. Augen-Krankheiten scheinen überhaupt hier zu Hause; denn zu Egga litt unter einigen Hunderten, welche sich an Oldfield um Rath und Hülfe wandten, die Mehrzahl an unheilbaren Augenübeln, wahrscheinlich nur eine Folge der senkrecht herabschießenden Sonnenstrahlen, denn an Sandwüsten, wie in Aegypten und Palästina, der Heimath der Ophthalmien, ist in diesem von üppiger Vegetation strotzenden Lande nicht zu denken; herrliche Hügel und Berge, die oft bis an den Gipfel angebaut sind, durchziehen dasselbe, namentlich als nördliche Ausläufer der von Osten nach Westen streichenden Konggebirge, und blühende Thäler eröffnen reizende Aussichten in das Innere.

Drey Länder sind es hauptsächlich, welche diesen Theil des Stromes einschließen, Nuffie — auf dem linken, Ibbodoh und Yarriba auf dem rechten Ufer. Das erstere Land ist den Felatah's schon völlig tributär und von hier kommen, nebst Ibu und Ibbodoh *), die meisten Sclaven nach der Seeküste, wahrscheinlich in Folge der Raubzüge der Felatah's, welche Sclaven in Menge machen, einen großen Theil derselben jedoch an die Araber der Wüste verkaufen, denn Rabbah, diese von Eingebornen aus Hussa, Yarriba, Ibbodo und Nuffie bewohnte und von den Felatah's beherrschte Stadt steht bereits, wie oben bemerkt, mit den Arabern der Wüste in Verbindung. Karavanen kommen aus Saccatu, Kano, Hussa, Tripoli, Timbuctu und Yarriba, und es könnte ein sehr wichtiger Handelsplatz werden, da hier die Karavanen aus Osten,

---

ren. Von der Einmündung des Tschadda an finden sie sich am Niger wieder in großer Menge, jedoch kleiner und verkrüppelter als gegen die See hin (II. S. 12) und nehmen auch weiter aufwärts an Zahl und Größe ab (II. S. 31).

*) Mit der Hauptstadt Kacaudah oder auch Ibbodoh genannt; Orte mit doppelten, vielleicht in verschiedenen Sprachen dasselbe bedeutenden Namen kommen mehrmals vor, und zeugen für die Beweglichkeit der Bevölkerung, mag diese nun friedlich oder im Kriege abwechselnd dieselben Orte besitzen. Sollten die Namen Ibu und Ibbodoh vielleicht auf eine Verwandtschaft der diese Orte bewohnenden Stämme deuten? So viel ist wenigstens gewiß, daß nach den Ibuern die Leute aus Ibbodoh die ausgesprochensten Negerzüge haben.

Norden und Westen, von Bornu, den Barbaresken-Staaten und dem Senegal her an dem großen Strome des Sudan zusammentreffen. Woher es aber kommt, daß die Stadt Rabbah aus den Angehörigen so vieler ganz verschiedener Völkerschaften zusammengesetzt ist, läßt sich noch nicht ermitteln, und wir müssen uns auf solche allgemeine Angaben unseres Buches beschränken, denn in die Nacht afrikanischer Völkergeschichten trägt auch diese Schrift keine Leuchte und wir müssen warten, bis wissenschaftliche Forscher mit mehr Musse und mehr Kenntnissen, als den Verfassern dieser Schrift zu Gebote standen, sich den nöthigen Forschungen unterziehen.

Ehe wir unsere Bemerkungen und Auszüge schließen, haben wir noch zweyer Dinge zu erwähnen, des Sclavenhandels, der immer noch auf Afrika und den Handel dahin großen und verderblichen Einfluß ausübt, und der Kru's, welche die wahren Satelliten der Weißen sind, durch Verstand, Thätigkeit, Energie und Körperkraft sich vor den andern Negervölkern auszeichnen und auf diese auch mit Verachtung herabsehen. Sie sind die unzertrennlichen Begleiter der Weißen und ohne ihren Beystand wären diese Nigerfahrten gar nicht möglich gewesen, weßhalb sie hier um so mehr einer besondern Erwähnung verdienen. Die Kru's, deren Heimath nördlich und westlich vom Kap Palma ist, unterscheiden sich von den andern Negern dadurch, daß sie an körperlicher Anstrengung ein wahres Vergnügen finden und gar nicht die Sorglosigkeit jener haben. Sie versehen alle die groben Geschäfte des Aus- und Einladens, des Holzfällens u. dgl., unter welchen die Weißen in diesem Himmelsstriche unterliegen würden. Ihr armes Land nährt sie dürftig, daher suchen sie die Niederlassungen der Weißen, namentlich Sierra Leone, auch dienen sie hier zuerst als Lehrlinge unter einem Obmann, nachher für sich allein um Lohn, und sobald sie etwas erübrigt haben, gehen sie in ihr Land zurück, kaufen eine Frau, fangen dann von Neuem zu arbeiten an, bis sie wieder eine Frau kaufen können, und setzen dieses solange fort, bis sie eine hinlängliche Anzahl Weiber besitzen, daß die Arbeit derselben zu ihrem Lebensunterhalt ausreicht; worauf sie bleibend nach ihrer Heimath zurückkehren. Sie zerfallen nach der Angabe der Engländer in zwey Stämme, von denen der eine Matrosen- und Ruderknechts-Dienste thut, der andere die Arbeiten auf dem festen Lande, namentlich das Holzfällen verrichtet. Wahrscheinlich gehören sie zu einerley Stamm, aber die Engländer unterscheiden sie mit den Namen Krumen und Fishmen. Obgleich sie sich ihren eigenen Vorgesetzten und bestimmten allgemeinen Anordnungen ohne Widerspruch unterwerfen, sehr treu sind, und ihre Miethsherren in Mangel oder Gefahren nicht leicht verlassen, so sind sie doch auf der andern Seite so unbeugsam, daß selbst die Sclavenhändler sie nie als Sclaven nehmen. Der Handel der Engländer an der ganzen Küste von Gumbia bis Angola würde ohne diese Kru's erlahmen und die Nigerfahrten wären, wie oben bemerkt, ohne sie gar nicht auszuführen gewesen, denn namentlich auf der dritten Fahrt hatte Oldfield fast nur noch Kru's um sich, welche sich unter sehr verführerischen Umständen treu zeigten, und nur ein Paarmale, als einige von ihnen selbst, und wie es scheint, an beygebrachtem Gifte starben, sich unbotmäßig zeigten. Sie könnten, wenn durch eine wirksame Unterdrückung des Sclavenhandels der Produktenhandel sich erweiterte, unter Anführung der Engländer eine bedeutende Rolle in dem afrikanischen Völkergewirre spielen.

Aber dieser Sclavenhandel ist seiner Unterdrückung noch keineswegs nahe. Man rechnet, daß von 12 Schiffen nur eines durch die Engländer genommen wird, wie sich daraus ergiebt, daß ein Sclavenhändler für sein Schiff und dessen Ladung nur 12 1/2 Prct. Prämie zahlt. Da man nun 4 Prct. als gewöhnliche Prämie für die Gefahren einer Seefahrt und zum Vortheil des Versicherers rechnen muß, so bleiben 8 1/2 Prct. oder 1/12 für die Gefahr der Wegnahme, eine Rechnung, die auch mit andern Angaben zusammentrifft. Doch wir wollen hier keine Abhandlung über den Sclavenhandel und die fehlerhaften Mittel zu seiner Unterdrückung schreiben, sondern nur kurz noch erwähnen, welchen Einfluß er auf den Produktenhandel und auf das Innere des Landes ausübt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 18. November 1837:

Das ordentliche Mitglied Hr. Dr. v. Martius trug über die von Hrn. Prof. Göppert an die k. Akademie eingesandte Abhandlung de floribus in statu fossili Folgendes vor:

Nach den trefflichen Arbeiten über die Flora der Vorwelt, welche wir den Herrn Graf Caspar von Sternberg, Ad. Brongniart, Lindley, Hutton u. A. verdanken, hat sich vorzugsweise der Herr Verf. vorliegender Abhandlung um die Naturgeschichte der untergegangenen Pflanzenformen verdient gemacht. Ich behalte mir vor, der verehrlichen Klasse einen ausführlichen Bericht über sein größeres Werk: „Die fossilen Farnkräuter", welches das Supplement des 17ten Theiles der Verhandlungen der kais. Leopold. Akademie der Naturforscher ausmacht, zu erstatten, indem ich mich heute nur des Auftrags entledige, über die an die Akademie eingesendete Gelegenheitsschrift: De floribus in statu fossili, commentatio botanica, auct. H. R. Goeppert zu berichten.

Indem der Hr. Verf. in seinem früheren Werke vorzüglich dahin sein Augenmerk gerichtet hatte, eine Concordanz zwischen den Formen der untergegangenen und der noch lebenden Farnkräuter und Farnbäume herzustellen, gieng er weiter als seine Vorgänger, und suchte nicht bloß die Analogieen der Gesammtgestalt und der hier so bezeichnenden Nervenvertheilung im Blatte auszumitteln, sondern auch die Fruktification der vorweltlichen Farnkräuter mit jener der lebenden zu vergleichen. Eine glückliche Anwendung des Mikroskops hat ihm glänzende Resultate gegeben. Hr. Göppert weist nicht bloß im Allgemeinen nach, daß die Fructification der vorweltlichen Farn rücksichtlich ihrer Stellung, Lage und Zusammensetzung der der jetztlebenden Farn entspricht, sondern läßt uns sogar erfahren, daß man an fossilen Farnkräutern noch die Spaltöffnungen und das Netz von Intercellulargängen der Oberhaut, das unter der letztern gelegene Zellgewebe und die gestreiften Gefäße der Nerven erkennen kann. Während die Untersuchung des anatomischen Gefüges der fossilen Hölzer durch Ausschleifen sehr feiner Lamellen, welche man unmittelbar, oder auf Glas gekittet, unter das Mikroskop bringt, gefördert wird, bleibt bey Erforschung ähnlicher Verhältnisse an der Kohle gar oft kein anderes Mittel, als die Theilung durch freye Hand oder die Darlegung des Gefüges durch chemische Agentien. Beyde Wege geht der Verf. mit großer Gewandtheit, und es ist zu hoffen, daß durch ihn insbesondere auch die Lehre vom innern Baue vorweltlicher Gewächse vielfache Erweiterung gewinnen werde.

Die vorliegende Arbeit zerfällt in zwey Theile, einen historischen und einen systematischen. Der erstere ist als Auszug der mit großem Fleiße ausgeführten Geschichte der Versteinerungskunde zu betrachten, welche der Hr. Verfasser in seinem obenerwähnten, größern Werke geliefert hat. Ich führe daraus in Kürze nur Folgendes an.

Schon Aristoteles, Theophrast, Herodot, Pausanias, Olympiodorus, Xenophanes von Colophon, Strabo, Eratosthenes, Xanthus der Lydier, und Strabo unter den Griechen; Pomponius Mela, Ovid und Plinius unter den Römern, und Tertulian unter den Kirchenvätern hatten die Natur der Petrefacten richtig erkannt, und sie nicht als Naturspiele sondern allerdings als versteinerte Organismen be-

trachtet. Am ausführlichsten findet man hierüber von Plinius gehandelt, der jedoch manche zufällige, den Pflanzen ähnliche Bildungen für wahre Pflanzenversteinerungen angesehen hatte. In späterer Zeit nahm man unter dem Einfluße der aristotelischen Lehre von der generatio aequivoca an, daß die Petrefacten, Ausgeburten der allgemeinen Naturkraft, ohne vorhergehenden Typus entständen. In diesem Sinne sprach Avizena von einer vis lapidifica, Albertus Magnus von der virtus formativa. G. Agricola war der erste, welcher die Entstehung der Versteinerungen aus Organismen durch Infiltration einer flüssigen Steinmasse in die Poren organischer Körper lehrte. In späterer Zeit kehrte man von Neuem zu der Ansicht zurück, daß die Petrefacten Ausdruck einer spielenden Bildungskraft der Erde seyen. Der Verfasser führt unter andern Sperling und Libavius an, deren Ersterer einen genius lapidificus subterraneus, Letzterer ein durch das Wasser in die Tiefen der Erde geführtes seminium annahm, um Pflanzenversteinerungen zu erklären. Die sogenannten lapides figurati, deren Formen und Farben gar häufig Bilder aus der Leidensgeschichte wiederholen sollten, spielten nun im 17ten Jahrhundert eine große Rolle. Der Herr Verfasser hat die Litteratur aus dieser Periode mit großem Fleiße zusammengestellt. Allmählig tauchten gesündere Ansichten auf, unter andern durch Lister, Leibnitz, Woodward, ganz besonders aber durch Scheuchzer in seinen herbarium diluvianum vorgetragen. Der letztere Schriftsteller theilte die fossilen Pflanzen und pflanzenartigen Gebilde in antediluvianische, diluvianische und postdiluvianische. Volkmann und besonders Walch erwarben sich nun große Verdienste um die Kenntniß der Formen untergegangener Gewächse, und nachdem Werner die Geologie auf eine neue und sichere Basis gestellt hatte, traten vorzüglich Blumenbach und Schlottheim als kritische Erweiterer der Doctrin auf. Der letztere theilte die fossilen Pflanzen in Lithoxylithen, Botanolithen, Phytotypolithen, Carpolithen und Anthotypolithen. Die größten Verdienste aber um die Kunde der vorweltlichen Pflanzen erwarben sich ohne Zweifel Graf Caspar von Sternberg und Adolph Brongniart. Die Werke dieser Schriftsteller haben nicht bloß unsere Kenntniß von dem inneren und äußeren Baue fossiler Pflanzen wesentlich erweitert und berichtigt, sondern auch ein helles Licht auf mehrere geognostische Formationen geworfen, in deren Charakteristik die eingeschlossenen Pflanzenreste höchst wesentlich sind.

Im zweyten Theile seiner Schrift giebt uns Hr. Professor Göppert schätzbare Beyträge zu der Kenntniß von Blüthen fossiler Gewächse. Schon vor ihm hat Hr. Brongniart der Inflorescenz einer lilienartigen Pflanze als Antholites liliacea, der eines Grases aus dem bunten Sandsteine als Palaeoxyris regularis, der Inflorescenz einer spindelförmigen Aehre, die mit Schuppen bedeckt ist, ferner männlicher Kätzchen einer Fichtenart aus der tertiären Formation von Narbonne und endlich einer der Seerose (Nymphaea) ähnlichen Blüthe von dem Monte Bolca Erwähnung gethan. An diese unzweifelhaften Blüthenversteinerungen schließen sich nun einige andere an, welche Hr. Professor Göppert hier beschreibt und abbildet.

1) Alnites Kefersteinii aus den Liguiten von Salzhausen bey Nidda in der Wetterau. Es werden von diesem Fossile männliche und weibliche Kätzchen dargestellt, welche, zumal die letzteren, große Aehnlichkeit mit den gemeinen Fruchtkätzchen unserer Eller zeigen. Der Verfasser ist so glücklich gewesen, den Inhalt der Antheren, ja sogar den der Pollenkörner mikroskopisch aufzufinden. Diese Körner kommen in ihrer Form auffallend mit denen von Alnus incana und glutinosa überein, besonders, wenn sie mit Salpetersäure befeuchtet worden. Es sind kugliche Körner, welche im Aequator fünf gleich weit von einander entfernte Poren zeigen.

2) Betulites salzhausensis zeigt die größte Aehnlichkeit mit der Bildung unserer Birke in der Braunkohle von Salzhausen.

3) Cupressites Brongniartii. Eine Cypresse, welche noch ganze Zweige mit vierzeilig gereihten Blättern darstellt, zeigt ebenfalls in dem männlichen Kätzchen kugliche Pollenkörner, welche mit denen des Cupressus sempervirens in der Form übereinkommen. Da bekanntlich die Häute des Pollens bey den Zapfenbäumen ein ziemlich dichtes Gefüge haben, so daß sie längere Zeit auf dem Wasser

schwimmend nicht in Fäulniß übergehen, mag es uns weniger in Verwunderung setzen, diese kleinen Organe an Fossilien aufzufinden, welche schon Jahrtausende vergraben lagen. Bekanntlich fand sie Ehrenberg auch zwischen fossilen Infusorienpanzern.

4) Cucubalites Goldfussii. Die Reste einer Blüthe aus schwärzlicher Braunkohle von Röttgen bey Bonn, wo sie zugleich mit Blätter von Dicotyledonen gefunden wurde. Der Verfasser vergleicht den Kelch nebst 3 in ihm enthaltenen griffelartigen Bildungen mit Cucubalus Behen.

5) Carpantholithes Berendtii aus dem Bernsteine bey Danzig. Der Verfasser stellt die hier erscheinende, höchst eigenthümliche Bildung *) als eine eigenthümliche Gattung auf. Es ist sehr schwierig aus der Abbildung dieser Blüthe etwas mit Sicherheit über ihre Verwandtschaft anzugeben. So wie sie sich hier darstellt, könnte sie mit manchen Formen der Sterculiaceen verglichen werden. Uebrigens könnte man auch versucht werden, die Bildung nicht für eine Blüthe, sondern für eine Frucht, der von Thuja ähnlich zu halten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß fortgesetzte Untersuchungen noch Blüthen-Bildungen aus anderen versteinerten Formationen auffinden dürften, besonders, wenn es glücken sollte, dieselben durch chemische Präparationen in einen Zustand zu versetzen, welcher Polieren und Abschleifen zu feinen Lamellen gestattet.

Ich erlaube mir bey dieser Veranlassung der Klasse einen anderen verwandten Gegenstand vorzulegen, nämlich den Durchschnitt eines versteinerten Palmenkohls aus der Insel Antigua, welchen ich durch Vermittelung des Hrn. Robert Brown der Güte des Hrn. Broderip verdanke. Diese Petrification, welche auf der Insel in einem neuen Sandsteine in ziemlicher Menge gefunden werden soll, ist besonders merkwürdig durch die Deutlichkeit, mit welcher man im Durchschnitte die zusammengefalteten Blätter des sogenannten Palmkohles erkennen kann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die er folgendermassen charakterisirt: Calyx deciduus, tri- vel tetraphyllus, foliolis lanceolatis obtusis. Corolla monopetala, infundibuliformis, tubo brevissimo sursum ampliato, limbo tripartito, laciniis ovato-rotundiusculis concavis crassis apice retusis inflexis. Stamina tria, tubo corollae inserta, antheris liberis ovato-oblongis. Stylus simplex, e basi vel medio fundo floris adscendens, elongatus, laciniis duplo longior, apicem versus clavatus. Stigma deficit.

Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by Macgregor Laird and R. H. K. Oldfield, etc.

(Schluß.)

Der Handel, den nur die Engländer allein mit der afrikanischen Küste vom Gambia bis Angola treiben, liefert eine Masse Waaren, von mehr als einer Million Pfund Sterling an Werth, wovon Palmöl beynahe die Hälfte, Goldstaub nahe zu ein Viertheil, und Gummi und Teakholz jedes ein Zehenttheil ausmachen. Zum Beweise, daß der Neger nicht so träge ist, als man ihn gewöhnlich ausgiebt, mag hier gelegentlich bemerkt werden, daß jetzt die Ausfuhr an Palmöl, die im Jahre 1808 nur 2 — 300 Tonnen betrug, auf nahe an 14,000 Tonnen gestiegen ist, und nur in den letzten Jahren sich verdreyfacht hat. Dieser Produktenhandel und mit ihm redliche Thätigkeit und Industrie würde noch ungemein steigen, wenn der Menschenhandel nicht wäre; im Bonny, im Calebar und andern Flüssen liegen stets englische Schiffe, um Palmöl und andere Erzeugnisse des Landes einzunehmen; der Handel geht gut, und die Eingebornen sind emsig beschäftiget, die nöthigen Waaren im Innern des Landes zu sammeln. Da erscheint ein Sklavenhändler und aller Produktenhandel hat mit einem Male ein Ende. Die Fahrzeuge der Eingebornen werden bewaffnet, zu einem Raubzug ausgerüstet, und ehe nicht die verlangte Anzahl Neger zusammengebracht worden, ist an keinen weiteren Handel mit den englischen Schiffen zu denken. Darum ist gegenwärtig das ganze Land in einem Zustand von völliger Desorganisation, indem die Bewohner benachbarter Dörfer unter sich Krieg führen, um Sklaven zu erhaschen. Die natürliche Folge davon ist, daß mit Ausnahme

der unmittelbaren Nachbarschaft der Städte das Land wüste und unbebaut liegt. Sicherheit der Person würde auch Sicherheit des Eigenthums zur Folge haben und damit zu einem erweiterten Anbau des Landes führen. Das Nigerdelta, das jetzt auf einer Ausdehnung von 1500 Quadratmeilen nur etwa eine halbe Million Menschen enthält, würde, gehörig angebaut, eine Menschenmasse ernähren können, wovon man sich in Europa kaum einen Begriff machen kann. Es ist in allen Richtungen von schiffbaren Armen des großen Stromes durchschnitten, die eben so viele natürliche Verbindungskanäle sind, es besteht aus dem fruchtbarsten Alluvialboden, der jetzt eine üppige aber wilde Vegetation nährt, die fast alle Varietäten des Palmbaumes, Teakholz, Cedern, Ebenholz, Mahagony- und Farbhölzer umfaßt. Das Zuckerrohr wächst wild im Gebüsche, und die Palmennüsse verfaulen unbeachtet auf der Erde.

Daß es höher hinauf am Fluße mit der Sicherheit des Lebens nicht so schlimm, doch auch nicht viel besser aussieht, geht schon aus der Zahl der Sclaven hervor, welche jährlich den Strom herabkommen, wobey also diejenigen nicht gerechnet sind, welche jährlich von den Felatah's nordwärts geschleppt und an die Araber der Wüste verkauft werden. Auf dem Iccory-Markte allein werden nach einer mäßigen Berechnung *) jährlich gegen 20000 Sclaven, meist aus Nuffie und Ibbodo verkauft. Wenn nun ein einzelner Markt eine solche Anzahl Sclaven liefert, wie viele wohl die ganze Sclavenküste? Ueber den entarteten Zustand des Afrikaners darf man sich nach solchen Thatsachen nicht wundern.

Um so vielem Unheil vorzubeugen, wird im vorliegenden Werke der schon oft angeregte Vorschlag wiederholt, den Sclavenhandel für Seeraub

*) Der Iccory-Markt wird alle zehn Tage, und zwey Monate lang alle acht Tage abgehalten, so daß im Jahre 38 Märkte herauskommen; rechnet man nun nur 50 Kanots, die mit Sclaven auf den Markt kommen, obgleich ihre Anzahl fast auf das Doppelte steigt, und auf jedes Kanot im Durchschnitt zehn Sclaven, so kommen auf einen Markt 500, und auf 38 Märkte 19000; die meisten davon gehen nach dem Meere (S. II. 323).

zu erklären, was allerdings denselben wirksam vermindern, aber doch nicht plötzlich völlig aufheben würde. Um ihn indessen wenigstens auf dem Niger zu vernichten und dadurch dem voraussichtlich in Zukunft sehr bedeutenden Handel auf diesem Strome eine festere Grundlage zu geben, wird weiter vorgeschlagen, am Flusse aufwärts eine Reihe von militairisch besetzten Posten anzulegen und zwar bis Sego und von da einer Seits über Timbo nach Sierra Leone und nach Barraconda am Gambia. Als die geeignetsten Puncte sind bezeichnet: 1) die Gegend in der Nähe des Iccory-Marktes, wo das Land hoch ist und gesund scheint; 2) an der Einmündung des Tschadda; 3) zu Rabbah; 4) zu Bussa und dann noch an einem oder zwey Puncten zwischen diesen Orten und Sego. Man ersieht aus diesem Plane, daß der englische Handelsgeist seine Beute festhält, denn ein solches Unternehmen umschließt den ganzen westlichen Hochsudan, und England würde dadurch auch den Handel des innern Afrika's mit den Barbareskenstaaten größtentheils in seinen Bereich ziehen. Das Project scheint freylich im Gefolge einer ersten, als Handelsspeculation mißglückten, und in physischer Beziehung, für die Theilhaber so verderblich ausgefallenen Nigerfahrt etwas chimärisch, allein unausführbar ist es nicht, namentlich mit Hülfe der den Weißen so mannigfach nützlichen Kru's, von denen 40 — 50 Mann, wohl mit Schießgewehr versehen, einer ganzen Armee der Eingebornen imponiren würden. Bis jetzt scheint aber immer noch der unglückliche Ausgang der ersten Unternehmung die englischen Kaufleute abgehalten zu haben, einen zweyten Versuch zu wagen, obgleich dieses bey den jetzt gewonnenen Erfahrungen bey Weitem weniger Gefahren darböte und einen größeren Gewinn verspräche. Zu wünschen wäre aber, daß eine künftige Expedition nicht bloß den Handel, sondern auch die Wissenschaften bedenken und etwas zusammenhängendere Ergebnisse liefern möchte, als das vorliegende Werk, in welchem die Tagebuchform beybehalten ist, und die wissenswerthen Notizen unter dem Wuste täglicher Schiffahrts- und Handels-Vorkommnisse zerstreut sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 18. November 1837:

Das ordentliche Mitglied Hr. Dr. v. Martius trug über die von Hrn. Prof. Göppert ꝛc. Folgendes vor:

(Fortsetzung.)

Die Scheiden der einzelnen Blätter folgen sich mit solcher Regelmäßigkeit, daß man die ursprüngliche Stellung derselben mit Präcision bestimmen und die Durchschnitte der Blattstiele, der zusammengefalteten Fiederblättchen und die Vertheilung der Gefäßbündel genau unterscheiden kann. Da der innere Theil des Palmkohles im lebendigen Zustande so weich ist, daß er schon bey schwachem Drucke seinen kreisförmigen Umriß verlieren muß, ist anzunehmen, daß die Palmenstämme von Antigua einem Silificationsprocesse unterworfen worden waren, ohne zugleich einem starken Drucke ausgesetzt zu seyn. Vielleicht sind sie durch Infiltrationen einer kieselhaltigen Feuchtigkeit petrificirt worden. Ein ähnliches Verhältniß scheint auch bey andern versteinerten Hölzern einzutreten, welche ohne im Boden zu liegen, silificirt worden sind. In den ägyptischen Wüsten liegen große Stücke des Holzes von Ficus Sycomorus umher, welche auf manichfaltige Weise ausgefressen und ausgezackt, klingende, hirschgeweihähnliche Steinmassen darstellen. Dem Vernehmen nach soll dort auch das Holz der Dattel- und der Dumpalme auf ähnliche Weise silificirt vorkommen. Ich habe jedoch in der großen Menge ägyptischer Holzsteine, welche ich bey Hrn. Greenough in London zu untersuchen Gelegenheit fand, keine einzige Bildung bemerkt, welche in Anordnung und im Verlauf der Fasern von der gewöhnlichen Structur der Dikotyledonen abgewichen wäre. Schließlich bemerke ich noch, daß versteinerte Palmen verhältnißmäßig selten vorzukommen scheinen, nachdem man bey genauerer Untersuchung die sogenannten Staarsteine, welche größtentheils baumartigen Farnkräutern angehören, und die sogenannten Calamiten, welche nach den Untersuchungen des Hrn. Brongniart zu den Schachtelhalmen (Equisetaceae) zu gehören scheinen, von den Palmen ausschließt.

Mit Zuverlässigkeit kann ich namentlich nur die fächerförmigen Palmenblätter im Grobkalke von Vailly bey Soissons und die silificirten Palmenstämme von der Insel Sardinien hierher rechnen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. December 1837.

Herr Professor Dr. Andreas Wagner hielt nachstehenden Vortrag:

Von der Klasse zur Berichterstattung beauftragt über die von den Herren Dr. A. v. Klipstein und Dr. Kaup gemeinschaftlich ausgearbeitet- und an die k. Akademie eingesandte Schrift: „Beschreibung und Abbildungen von dem in Rheinhessen aufgefundenen colossalen Schädel des Dinotherii gigantei mit geognostischen Mittheilungen über die knochenführenden Bildungen des mittelrheinischen Tertiärbeckens, Darmstadt 1836," habe ich die Ehre hierüber Folgendes zu bemerken.

Die Abhandlung der genannten Hrn. Verff. theilt sich in eine geognostische und in eine zoologische Abtheilung. Erstere liefert eine Schilderung der geognostischen Beschaffenheit des großherzoglich

hessischen Gebietes auf der linken Rheinseite, und unterscheidet zwischen sogenannten neptunischen und plutonischen Bildungen. Von jenen werden 1) jüngere Grauwacke, 2) bunter Sandstein, 3) Grobkalk, 4) tertiärer Sand und Sandstein über dem Grobkalk und 5) Schwemmland unterschieden; als plutonische Bildungen werden rother Porphyr, Augitporphyr und Basalt bezeichnet. Diese letzteren, zumal der Basalt, haben indeß nur ein sehr beschränktes Vorkommen, was auch noch der Fall mit der Grauwacke und dem bunten Sandsteine ist. Den größten Theil der ganzen Provinz nehmen tertiäre Bildungen ein, unter welchen der Grobkalk bey weitem die größte Verbreitung hat. Obschon in diesem bereits die Quadrupedenreste beginnen, so sind sie doch hauptsächlich in dem über dem Grobkalk liegenden tertiären Sand und Sandstein zu finden, der in einigen unzusammenhängenden Partieen von geringer Verbreitung den Grobkalk bey Oppenheim, Heppenheim, Eppelsheim, Findheim und einigen andern Puncten bedeckt. Vom Schwemmland besteht der größte Theil der Diluvialablagerungen aus Löß, einem höchst feinkörnigen, fast pulverartigen, sandig-kalkigen Lehm; die Alluvialbildungen sind von vielartiger Abwechslung.

Da in Bezug auf urweltliche Thierüberreste die tertiäre Sandbildung am wichtigsten ist, wie denn in ihr zugleich mit Mastodon, Rhinoceros, Tapirus, Felis, Cervus ꝛc. sich auch die Dinotherien finden, so schildern die Verfasser mit besonderer Ausführlichkeit die geognostischen Verhältnisse dieser Ablagerung. Sie führen zugleich triftige Gründe auf, aus welchen hervorgeht, daß diese Sand- und Sandsteinbildung viel näher dem Grobkalk als dem Diluvium sich anschließt. Ref. sieht hierin eine weitere Bestätigung seiner schon früher ausgesprochenen Ansicht, daß nämlich tertiäre und Diluvialbildungen überhaupt nicht scharf von einander getrennt werden können, und daß jene nur als die älteren, diese als die jüngsten Ablagerungen einer und derselben geognostischen Epoche zu betrachten sind.

Die zweyte, oder zoologische Abtheilung vorliegender Abhandlung befaßt sich mit der Beschreibung des neu aufgefundenen vollständigen Schädels vom Dinotherium, von dem man bisher nur Fragmente kannte. Zur Förderung dieses kostbaren Exemplares von seiner Lagerstätte herauf an die Oberfläche mußten besondere Vorrichtungen getroffen werden, so daß 24 Mann nöthig waren, um dasselbe mit seinen schweren Unterlagen empor zu ziehen. Eine nicht unbeträchtliche Last machte übrigens der kolossale Schädel selbst aus, indem seine Länge 3 2/5 pariser Fuß (1,105 Metre) beträgt. Die Auffindung dieses vollständigen Exemplares ist von großer Wichtigkeit für die Kenntniß der urweltlichen und nunmehr ausgestorbenen Thiere; gleichwohl ist selbst dieser Fund noch nicht im Stande mit Sicherheit die Säugthier-Ordnung zu bestimmen, in welcher der Gattung Dinotherium ihr gehöriger Platz anzuweisen ist. Die Bildung dieses Schädels ist so eigenthümlich, daß eben deßhalb mannigfache Deutungen über die Gesammtgestalt des problematischen Thieres aufgestellt worden sind. Wie sehr Cuvier sich geirrt hat, wenn er aus einigen ihm bekannten Backenzähnen dieses Kolosses auf einen riesenhaften Tapir geschlossen hat, ist schon seit Auffindung des monströsen Unterkiefers erwiesen. Die abwärts gerichteten Stoßzähne desselben sind eine so paradoxe Erscheinung in der Thierwelt, daß man dem zertrümmerten Fragmente anfangs dieselben in verkehrter, d. h. aufwärtsgewandter Richtung ansetzte, bis vollständig erhaltene Exemplare das Gegentheil nachwiesen.

Betrachten wir nun mit den Herren Verfassern den aufgefundenen Schädel, um zunächst die Haupt-Eigenthümlichkeiten desselben uns klar zu machen. Vor Allem fällt die ungeheuere Nasengrube beym gänzlichen Mangel von Nasenbeinen in die Augen. Die kurzen Stirnbeine stoßen mit dem Hinterhaupte unter einem Winkel zusammen, der nicht mehr als 39 — 40 Grade beträgt. Das Hinterhaupt ist flügelartig ausgebreitet; die Gelenkfortsätze des Hinterhauptbeins sind hoch oben angebracht; die Schläfengrube ist ungemein groß und die Augenhöhle klein und nach hinten offen. Nach der in dieser Abhandlung von Hr. Dr. Kaup ausgesprochenen Vermuthung möchte sich das Dinotherium, von dem er auch glaubte Finger- und Nagelglieder entdeckt zu haben, als eine Familie den monströsen Faulthieren und Schuppenthieren anschließen. Nach einer spätern Erklärung widerruft er jedoch diese Meynung, in-

dem er jene Fingerglieder einem, dem Pangolin ähnlichen Thiere zuschreibt, und das Dinotherium den Pachydermen zugesellt und zwar zunächst wieder den Flußpferden. Eine auf dem Umschlage dieser Abhandlung angebrachte Zeichnung stellt das Dinotherium als ein fast Elephantenartiges Thier mit langem Rüssel dar.

Mittlerweile hatte sich indeß bey mehreren Naturforschern eine andere Meynung über die Gestaltung dieses Thieres ausgebildet. Buckland betrachtete es zuerst als ein Wasserthier und Blainville erklärte nach Ansicht des Schädels, daß das Dinotherium zur Familie der Lamantine und Dugongs gehört haben möchte. Indem Ref. die Ehre hat der Klasse einen Lamantin-Schädel zur Vergleichung vorzulegen, wird man nicht umhin können die große Uebereinstimmung in den Hauptformen beyderley Thiere anzuerkennen. Berücksichtigen wir ferner, wie Strauß darauf hinweist, den Umstand, daß unter den Landsäugethieren die Gelenkfortsätze des Hinterhauptbeins abwärts gerichtet seyn müssen für die Bipeden, und schief abwärts und rückwärts für die Quadrupeden, so daß die Halswirbel dieselbe Lage zur Unterstützung des Kopfes haben, so folgt aus der schief rückwärts und aufwärts gekehrten Lage der Gelenkköpfe beym Dinotherium, daß die Halswirbel eben so rückwärts gestellt seyn werden, als dieß der Fall ist bey den Wallen und Fischen, so daß es wohl an das Wasser noch mehr als die Lamantine gebunden war. Auf jeden Fall hat man eine größere Berechtigung, das Dinotherium den Cetaceen als den Pachydermen zuzuzählen, und dieß ist der einzige Punct, in welchem Ref. von der Meynung der Hrn. Verfasser abweicht.

Sodann wiederholte Hr. Prof. Dr. Steinheil vor der Klasse die Versuche, welche er über Beleuchtung durch Erglühen von Kalk in Wasserstoffgas angestellt hat. Es ergiebt sich daraus, daß, wenn Kalk in sehr fein zertheiltem Zustande der Oberfläche solcher Flammen ausgesetzt wird, die dabey entstehende sogenannte Phosphorescenz oder die Weißglut des Kalkes höchst intensiv wird und derjenigen von massiveren Kalkstücken im Knallgasgebläse gleichkömmt. Das Licht ist von so weißer Farbe, daß

die Flamme von Wachslichtern daneben roth erscheint. Dabey bemerkt er noch, daß auch diejenigen Wasserstoffhaltigen Gasarten, welche sich beym Verkoaxen der Braunkohlen nach Abscheidung des kohlensauren Gases bilden und bekanntlich ein Gemenge von Wasserstoffgas, Schwefelwasserstoffgas, Kohlenoxydgas und Kohlenwasserstoffgas sind, bey der Einwirkung auf Kalk dasselbe Resultat wie reines Wasserstoffgas hervorbringen. Durch diese Thatsache verspricht der Versuch technischen Erfolg, indem die Möglichkeit gegeben scheint, auch solche Substanzen zur Gasbeleuchtung zu verwenden, welche für sich kein brauchbares (Leucht-) Gas geben, wie Holz, Torf, Braunkohle u. a. Demnächst anzustellende Versuche im Größeren sollen über die Anwendbarkeit der Sache zur Strassenbeleuchtung entscheiden, wobey nach vorläufigen Messungen sich sehr bedeutende pekuniäre Vortheile im Verhältnisse zur Oelkonsumtion erwarten lassen.

Sitzung der historischen Klasse am 18. November 1837:

Der Secretär derselben, Hr. Min.-Rath Frhr. v. Freyberg hielt folgenden Vortrag:

Wenn ich die erste Abtheilung der jüngst erschienenen bayerischen Landes- und Rechts-Geschichte des H. Dr. F. M. Wittmann zum Gegenstande meines heutigen Vortrages mache, so geschieht es, weil in diesem Buche kurz aber treffend der Höhepunct bezeichnet ist, auf welchem sich die Forschung über einige der wichtigsten Puncte unserer ältesten Geschichte den Quellen gegenüber befindet, und mir hiedurch Gelegenheit gegeben ist, auch für meine Ansicht über diese Puncte mir die Aufmerksamkeit meiner verehrten Herren Collegen zu erbitten. Ist ja doch auch die Beschäftigung mit diesen, zum Theile noch so dunkeln Regionen unserer vaterländischen Historie, schon an und für sich eine der würdigsten Aufgaben für unsere Klasse, und wäre es auch nur deßwegen weil sie eine der schwierigsten ist. Vieles ist zwar in dieser Beziehung von den Schriftstellern der neuern Zeit geschehen — doch mehr in Beziehung auf Kritik und Beseitigung früherer Irrthümer, als in Beziehung auf die Construction des rechten und wahren Herganges der Begebenheiten aus den

Quellen. Den Quellen hat sich nun der Verfasser des genannten Werkes wieder frischen Muthes zugewendet. Mit einem festen Blicke auf diese Quellen beginnt er damit die so gangbar gewordene Ansicht zu bestreiten, daß Gallien die ursprüngliche Heimath der Bojer sey, indem er — wie mir scheint ganz richtig — bemerkt, daß wenn die in Italien auftretenden Bojer aus Gallien gekommen wären, ein Theil derselben doch gewiß in diesem letzten Lande zurückgeblieben seyn würde, und man also daselbst später noch eine Spur dieses Volkes antreffen müßte, was doch durchaus nicht der Fall ist. Erst Cäsar gestattet einer Abtheilung der Bojer, um ihrer Tapferkeit willen, die Niederlassung in Gallien. Die Ursitze der Bojer sind vielmehr am herzynischen Walde zu suchen. Unserm Autor steht in dieser Beziehung Mannert als Gewährsmann zur Seite, welcher gleichfalls die ersten Wohnsitze der Bojer in die Gegenden entlangs der Donau, von ihrem Ursprunge bis nach Ungarn, versetzt. Erwägt man daß schon bey dem frühesten Vordringen der Kimbern und Teutonen, wo der Name Boji zum erstenmal in Deutschland gehört wird, dieselben bereits in Böhmen und Mähren angetroffen werden — daß ein großer Theil des herzynischen Waldstrichs von diesem Volke seinen Namen bekommen (Bojehemum), so dürfte die hier geltend gemachte Ansicht wohl nicht länger zu bestreiten seyn. Die Verbreitung der Bojer in das südöstlich Gebirg (Taurisker), ihre Kämpfe und Züge *) mit den von Norden her eingedrungenen Germanen, ihre Vertreibung aus Böhmen durch die Markomannen, ihre Besiegung — ja Vertilgung durch die Dacier, und die rechte Bedeutung der deserta bojorum etc. — dieß Alles ist durch den Autor klar und bündig erzählt. Er hält, wie mir scheint, mit vollem Rechte, die Akten über die Frage unserer Abstammung von den Bojern, welche durchaus verneint werden muß, für geschloßen. Wenn ihm nun aber hiefür die bewährtesten Gewährs-Männer zur Seite stehen, so ist sein Versuch die Tolistobojer ganz aus der Geschichte auszumärzen, ein neuer. Es sprechen jedoch in dieser Beziehung Strabo, Polyb, und die ältern Handschriften des Livius und Plinius für ihn, woselbst nicht Tolistoboji, sondern Tolistoboyi zu lesen ist. —

Der Umfang der Donauprovinzen, d. h. Vindeliciens, Rhätiens und Norikums, wird von dem Verfasser in §. 11. nach Appian und Strabo dahin bestimmt, daß 1) Vindelicien das Land zwischen den hohen Alpen und der Donau, dem Bodensee und dem untern Inn, 2) Rhätien das Land zwischen Vindelicien, Italien, und den norischen Alpen; 3) Norikum endlich das Land vom untern Inn bis an den Kalenberg, und von der Donau bis über die Drau in sich gefaßt habe. Alle diese Provinzen, mit andern noch weiter gegen Osten liegenden, wurden von den Römern unter der Benennung Illyrien begriffen. Von den vielen kleinen Völkerschaften, welche diese Gegenden in der Zeit vor und nach ihrer Besetzung durch die Römer bis zum Beginn der großen Völkerwanderung bewohnten, sind nur die Namen, (das tropheum alpium enthält bekanntlich deren allein schon 43) aber keine Nachrichten über ihre Herkunft auf uns gekommen. Sie standen, so lange die Donau römische Gränze war, unter dem Joche — aber auch unter dem Schutze des welterobernden Volkes. Nach dem Verfalle von Roms Macht, waren sie den Angriffen der von Nordost kommenden Völkerschaaren Preis gegeben. Ihr meistes Land wurde verödet, was sich aus ihnen noch erhalten gerieth unter die Gewalt jener germanischen Stämme, der Heruler, Skyren, Ruger, Turcelinger ꝛc., welche in verschiedenen Abtheilungen, und allmählig, einerseits immer weiter aufwärts an beyden Ufern der Donau, anderseits auch südlich sich in Norikum und Rhätien verbreiten. Und diese Völker-Stämme sind es nun, aus welchen die Bajoarier erwachsen sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auf einem dieser Züge treten, unter dem Namen Tigurini et Ambrones Bojer im heutigen Bayern auf, an welche unser Amper und Tegernsee erinnert (lacus tigerinus, lacus Ambronum).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. November 1837:

Der Secretär derselben, Hr. Min.-Rath Frhr. v. Freyberg hielt folgenden Vortrag:

(Fortsetzung.)

Schon in der zweyten Hälfte des V. Jahrhunderts mochten — von den Ostgothen heraufgeschoben, die Skyren an dem linken Donauufer bis an die Nab vorgedrungen seyn; die Heruler besetzen auf Odoacers Zug nach Italien (476) das Rhätische Gebirg; die Ruger fangen zu S. Severins Zeit an sich in Norikum auszubreiten; die Turcelinger kommen stets in Verbindung mit den Skyren und Rugen vor. Später zieht der von Theodorich aus Italien verdrängte Heruler-Fürst Aonulf mit den Seinigen wieder von Süden her zu seinen Stammverwandten an die Donau zurück. Nur allmählig wächst die Bevölkerung in jenen zu Severins Zeit noch so menschenarmen verwüsteten Provinzen heran. Die Stämme verschmelzen sich, die Herrschaft kommt an das Geschlecht der Agilolfinger (doch treten die Geschlechter der übrigen Stammführer selbst in unserm ältesten Gesetz noch als ausgezeichnet hervor). Und als nun nach des großen Theodorichs Tod die Furcht vor den Gothen verschwunden, dringen die bey steigender Bevölkerung sich mächtiger fühlenden, in eine Nation verwachsenen Bewohner Bajoariens unter einem muthigen Herrscher — die Sage nennt ihn Theodo — wieder vorwärts gegen Südwest, und besetzen das Gebirge bis an die Etsch.

Den hier genannten Stämmen, aus welchen die Bajoarier hervorgegangen, wurden von dem Verfasser dieser neuesten bayerischen Geschichte auch noch Markomannen beygezählt. Möglich ist es allerdings, daß wenigst ein Theil dieses Volkes schon bey dem Einrücken der von Norden kommenden Ruger, Heruler und Skyren sich über die Donau gegen Vindelicien begeben hat, oder wenigstens diesem Strom näher gerückt ist. Da ihr Name verschwindet, mögen sie sich vielleicht auch mit den Skyren verschmolzen haben. Daß noch ein fünfter Stamm in das bojoarische Gesammtvolk eingegangen ist, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß die lex bojoarior. fünf, dem Herzogs-Hause zunächst stehende Geschlechter nennt.

Was den bekannten Brief Theodorichs an den König der Heruler betrifft, so war ich bereits in meinen neuesten Beyträgen nachzuweisen bemüht, daß dieser Brief nicht an Rodulf, den König der an die Longobarden gränzenden Abtheilung der Heruler kann gerichtet gewesen seyn. Dieser Brief ist nämlich nach Besiegung der Allemannen in der Schlacht von Tolbiak (495) geschrieben — Rodulf aber bereits in dem Kampfe der Heruler mit den Longobarden im Jahre 494 gefallen. Der Wohnsitz des Volkes, an dessen König Theodorich geschrieben, ist also in dem Landstriche zwischen Thüringen, Böhmen und den Alpen zu suchen. — Die Frage: Ob die Bojoarier eigentlich und wirklich unter der Herrschaft der ostgothischen Könige gestanden, betreffend — so sind die Gründe für die Bejahung so wie für die Verneinung derselben auch in den neuern Schriften über unsere Geschichte bereits genügend erörtert, und ich kann mich dießfalls um so kürzer fassen, als ich bereits früher hierüber einen Vortrag gehalten. Daß Theodorich Rhätien besetzt hielt, ist gewiß, was aber unter den beyden Rhätien zu verstehen sey, ist bey Paul. diac. (II. 14.) zu finden: „duae provinciae, id est Rhetia pri-

ma et Rhetia secunda inter Alpes consistunt, in quibus proprii Rhaeti habitare noscuntur.“ Hienach möge nun jener Befehl Theodorichs an den dux Rhetiarum am besten gedeutet werden. Zuletzt ist es eben nicht von hoher Wichtigkeit, ob der genannte König seinen limes auch noch über die Alpen, in das gegen die Donau liegende Flachland vorgeschoben habe oder nicht. Er lebte mit den jedenfalls an der Donau und im Norikum wohnenden Herulern, und ihren verwandten Stämmen (die später Bojarier genannt werden) in freundschaftlichen Verhältnissen, wie sein bekannter Brief an ihren König beweist. Hat aber selbst Theodorich die Bojoarier sich nicht unterworfen, so ist das gewißlich nicht durch seine Nachfolger vollbracht worden. Sah ja schon Vitiges (537) sich gezwungen, Alles was die Gothen nordwestlich der Alpen noch besetzt hielten, aufzugeben. In diese Zeit nun fällt — wie mir scheint — jenes Hervordringen der Bojoarier gegen Südwest, und bis in die Gebirge hinein, von welchen sich so laute Traditionen erhalten haben, wie bey den ältesten Chronisten und Aventin zu finden ist. Nur Trient, Verona, Treviso zeigen sich, als Teja besiegt wird, noch von gothischen Schaaren besetzt (553). Wir dürfen es also gelten lassen: die Bojoarier lebten frey unter ihren selbständigen Fürsten, bis zu jener Catastrophe, die über Garibald I. hereinbrach.

Auch der Autor des hier besprochenen Werkes beruft sich wieder auf die zwey Stellen des Gregors von Tours (IV. 9.) und des Paul Diac. (I. 21), um Garibald I. in unsere Geschichte einzuführen, obwohl ihm das Auffallende, was in diesen Stellen liegt, keineswegs entgangen ist (not. 174. 174 a). Denn wie sollte wohl der Garibald, dem der Franken König als „uni ex Suis“ die Waldrade zuweist, und der Garibald, den Paul diacon. bald darauf einen König der Bojoarier nennt, ein und derselbe seyn? Abgesehen davon daß der König dem heidnischen Fürsten der Bojoarier nicht wohl eine christliche Gemahlin zuweisen konnte, so ist, wenn wir die chronologischen Daten etwas genauer vergleichen, diese Sache beynahe unmöglich. Waldrada, Theodebalds Wittwe, welche von Chlotar, nachdem er sie verstoßen, dem Garibald (einem aus den Seinigen) gegeben wurde — war des Longobarden-Königs Waccho Tochter, und also, da Waccho im J. 518 gestorben ist, wohl im Jahre 513 bereits am Leben, und mußte sohin als sie Wittwe wurde (Theodebald starb 553) schon 40 Jahre alt seyn. Gleichwohl soll sie nun, nachdem sie auch noch eine kurze Zeit hindurch mit Chlotar vermählt gewesen, nicht nur unserm Garibald zur Frau gegeben, sondern auch die Mutter der Theodolinde geworden seyn. Da nun aber diese Theodolinde i. J. 600 von ihrem zweyten Gatten Agilulf Mutter eines Sohnes wird, und Anno 640 noch am Leben war, so kann sie, als Autharis i. J. 589 um sie geworben hat, noch kaum 18 Jahre gezählt haben, und Waldrada müßte also nahe an 60 Jahre alt gewesen seyn, als sie dem Garibald diese Tochter gebar! Hiezu kömmt, daß noch vor der Bewerbung des Autharis, Theodolinde dem König Childebert verlobt ward, dem Enkel König Chlotars; Waldrada, welche dieses Chlotars Gattin gewesen, würde sohin zugleich die Mutter dieser Theodolinde und die Groß-Mutter ihres Bräutigams Childebert gewesen seyn. Hieraus möchte denn doch wohl hervorgehen, daß Gregor. tur. und Paul. d. einen andern Garibald im Sinne haben als gerade den Herzog der Bojoarier, und es wird gerathen seyn, das Verhältniß unserer ältesten Fürsten zu dem fränkischen Hofe etwas anders zu bestimmen. Dieses Verhältniß scheint nämlich während des Verlaufes des VI. Jahrhunderts nicht das der Abhängigkeit, sondern höchstens einer vorübergehenden Verbindung gewesen zu seyn. Die Abhängigkeit tritt erst mit Thassilo den I. ein, von dem es heißt: „a Childeberto rege apud Baioariam rex (dux) ordinatus est.“ Man wird mich hier zwar auf den Prolog zu dem Legg. Bajoariorum hinweisen, aus welchem hervorgehen soll, daß schon vor Dagobert eine Reihe von Bayerischen Herzogen gewesen, welche von den fränkischen Königen eingesetzt waren. Allein wenn man den Text dieses Prologes genauer betrachtet, so ist daselbst nicht von mehreren, sondern nur von einem eingesetzten Herzoge die Rede; ja nicht undeutlich ist in dieser Stelle gerade auf den genannten Tassilo hingewiesen. Es heißt nämlich „dux qui praeest populo semper de genere Agilolvingarum fuit, et debet esse, quia sic reges an-

tecessores nostri concesserunt ei qui de genere illorum fidelis regi erat et prudens ipsum constituebat ducem.“ Das, was wir von den Begebenheiten des letzten Decenniums des VI. Jahrhunderts wissen, macht den Sinn dieser Stelle deutlich. Als der den Franken feindliche Garibald durch Childebert verdrängt worden, gab der fränkische Sieger zwar klugerweise zu (prudens concessit), daß die herzogliche Würde bey dem Geschlechte der Agilulfinger verbleibe — sie wurde aber auf einen Fürsten dieses Hauses übertragen, der nicht gegen die Franken aufgetreten war.

Ist einmal die Verwechslung jenes fränkischen Garibald, der die Waldrada zur Frau bekommen, mit dem bojoarischen Garibald beseitigt — so fällt auch ein Hauptbeweis für jene frühere Abhängigkeit unserer ersten Fürsten von den fränkischen Königen hinweg. Es bleibt nur noch jene Stelle des Prologes der Lex Bajoariorum, welche den Theodorich als den ersten Gesetzgeber der Bojoarer nennt „Theodoricus rex jussit conscribere legem francorum, alamannorum et bajovarorum.“ Allein — wenn auch nicht das „bajovarorum“ von späterer Hand interpolirt wäre, so berichtet doch der — wahrscheinlich dem Ende des VIII. Jahrhunderts angehörende Copist dieses Prologes, Etwas das ganz wider alle uns bekannten Begebenheiten der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts streitet. An eine Unterwerfung der Bayern unter die Franken während der Herrschaft des ostgothischen Theoderichs ist um so weniger zu denken, als damals selbst die Thüringer Bundesgenossen dieses großen Königs waren. Diese Unterwerfung müßte also zwischen die Jahre 526 bis 534 fallen. Allein auch für diese Zeit wird von den bewährtesten Historikern mit keiner Sylbe von einem Zuge des fränkischen Theoderichs gegen die Bayern gemeldet. Von Theodebert, dem Nachfolger Theoderichs (von 534 — 548) wird zwar gesagt, daß er die Sueven unter seine Oberherrschaft zu treten gezwungen, aber der Bajoarier geschieht auch hier wieder keine Erwähnung. Vielmehr dringt dieser König auf seinen Zügen nach Ober-Italien durch die Cottischen Alpen, nicht aber durch Rhätien herein, welches die Gothen bis zu ihrer gänzlichen Besiegung (553) immer besetzt hielten. Und anstatt daß die Bajoarier als die Verbündeten oder die Unterworfenen der Franken erschienen, stehen sie vielmehr stets in Verbindung mit ihren Feinden. Nicht undeutlich erhellet, daß schon bey jenem Einbruche der Avaren in Thüringen, welcher in das Jahr 561 fällt, die Bayern welche an der Nab wohnten, an dem Kriege gegen Sigebert Theil genommen haben; und seit der Besitznahme Oberitaliens durch die Longobarden, tritt nun vollends Garibald als ihr Verbündeter gegen die Franken hervor. Erst jetzt — unter Childebert (c. 589) hat nun wirklich diese Unterwerfung Bajoariens, Garibalds Vertreibung, und die Einsetzung Tassilo's stattgefunden.

In diese Zeit fällt nun auch nach der uralten Tradition, und der Meynung unserer bewährtesten Historiker, die erste Verkündung des Christenthums in Bayern durch den h. Ruprecht; und wir müssen diese Ansicht um so mehr zu vertheidigen suchen, als sie erst neuerlich von dem Hrn. Recens. der jüngsten Schrift des Chorherrn Filz auf das schärfste angegriffen wurde, und auch der Autor dieser neuesten Geschichte sich für eine spätere Ankunft st. Ruperts entscheidet.

Die ganze Argumentation des Hrn. Ref. in den Gelehrten Anzeigen beruht aber darauf, daß — „da sich aus dem Zusammenhalte des Congestums, der brevis notitia, und Arnolds von Wohburg herausstelle, daß die daselbst angegebene Reihenfolge der bayerischen Herzoge, welche das Bisthum Salzburg begründet und dotirt haben, nämlich: Theodo, Theodebert, Hugibert, Odilo, Tassilo, die einzig wahre und vollständige sey, und da diese alle dem VIII. Jahrhunderte angehören, so müße auch das Episcopat Sct. Ruperts in das VIII. Jahrhundert fallen.“

Ich behaupte nun entgegen, daß nach dem Inhalte des Congestums und der brev. notitia selbst, so wie nach dem was aus andern, durchaus gültigen historischen Zeugnissen hervorgeht, geradezu chronologisch unmöglich sey, daß Rupert dem VIII. Jahrhundert angehöre.

Da bestimmten chronologischen Notizen zu Folge der Sterbetag Sct. Ruperts auf den 27. März, der zugleich der Oster-Sonntag gewesen — fällt, so sehen sich die Anhänger des Hansitzischen Systemes (und als Vertheidiger dieses Systemes ist Hr. Re-

ferent zu betrachten) gezwungen, den genannten heil. Bischof im Jahre 718 sterben zu lassen, weil im Verlaufe des VIII. Jahrhunderts Ostern gerade in diesem Jahre mit dem 27. März zusammentrifft. Hiedurch gerathen nun aber diese Vertheidiger einer so späten Ankunft Sct. Ruperts in Bayern in den offenbarsten und unauflöslichsten Widerspruch mit dem, was uns theils die von ihnen selbst citirten Documente, theils andere unverwerfliche historische Zeugnisse über die Begebenheiten jener Zeit berichten.

I. Aus der vita primigenia geht ganz unwidersprechlich hervor, daß Theodo von Sct. Rupert zum Christenthume bekehrt, von ihm getauft worden — daß Rupert auch in dem Lande überhaupt das Christenthum eingeführt, Kirchen gebaut und eingeweiht habe. Nimmt man nun an, Sct. Rupert sey erst 698 nach Bayern gekommen, so ist durchaus nicht zu erklären, wie damals Bayern und die herzogliche Familie, welche doch schon seit fast 100 Jahren christlich gewesen, nun plötzlich wieder heidnisch geworden. Einer so späten Ankunft Sct. Ruperts in Bayern steht ferner durchaus entgegen:

II. das Capitulare Gregorii II. vom Jahre 716. Aus diesem geht ganz unzweydeutig hervor, daß damals das Christenthum und die kirchliche Disciplin in Bayern wieder in tiefen Verfall gekommen, vorzüglich aber, daß es an einem tüchtigen Vorsteher der Kirche fehlte. Von diesem Zustande war der Pabst durch Theodo, der nach Rom gereist war um die Errichtung von Bisthümern zu erwirken, persönlich unterrichtet. Wie sollte nun aber die von Sct. Rupert erst nach dem Jahre 696 in Bayern eingerichtete christliche Kirche, daselbst schon nach kaum 20 Jahren, noch zu Lebzeiten Ruperts, der doch kürzlich erst neue tüchtige Gehülfen vom Rheine herbeygeholt hatte, wieder in so großen Verfall gerathen seyn? Wie läßt es sich zudem erklären, daß Gregor in seiner Instruction für die 716 nach Bayern gesendeten Legaten, Ruperts nicht die geringste Erwähnung macht, sondern in dieser ganzen Instruction die Besorgniß ausspricht, daß es in diesem Lande an einem tüchtigen Kirchenvorsteher fehle? Man darf geradezu behaupten, es sey schlechthin unmöglich, eine so späte Ankunft Ruperts mit dieser Instruction Gregors in Einklang zu bringen. Die vita primig. berichtet, Rupert habe nach seiner Ankunft an Theodos Hof (die also von unsern Gegnern auf das Jahr 689 gesetzt wird) den Herzog und die Großen des Landes im Christenthume unterrichtet und getauft; hierauf habe dieser Apostel eine Reise gegen Pannonien hin unternommen, er habe auf dem Rückwege sich einige Zeit in Lorch aufgehalten, sich sodann am Wallensee niedergelassen, und eine Kirche daselbst erbaut. Ueber alles dieses mögen denn doch 4 Jahre verfloßen seyn, und sohin Rupert vor dem Jahre 702 Wallensee noch nicht verlassen haben. Erst von hier aus zog er in die Gegend von Salzburg und gründete daselbst die neue Kirche. Erst von jetzt an, und also gewiß nicht vor 706 konnte sein Wirken für das Christenthum in Bayern beginnen. Gerade in die jetzt folgenden 10 Jahre (von 706 — 716) fällt also offenbar Alles das, was von dem Apostel durch Verkündung der neuen Lehre, durch Predigen und Taufen, durch Weihe und Einsetzung der Priester, durch Bau und Ausstattung der Gotteshäuser gegeschehen ist — und doch soll nun schon im Jahre 716 der Zustand der bayerischen Kirche ein so höchst verwahrloster gewesen — die kaum erst eingesetzten Priester sollen bereits wieder in allerley Ketzereyen und Aberglauben versunken, alle Kirchensprengel verwirrt, die katholischen Satzungen vergessen gewesen seyn — und was das auffallendste ist, Theodo, der Freund Ruperts ist gerade damals in Rom, und weiß doch dem Pabste keinen Mann, der für die Ordnung der Kirche in Bayern verwendet werden konnte, zu benennen!

Noch bestimmter ist das was in dem Congestum über die Stiftung des Frauenklosters auf dem Nonnberge berichtet wird. Diese Stiftung, und die Dotation dieses Stiftes fällt diesem Documente zu Folge nicht in Theodo's, sondern seines Sohnes Regierungszeit. Und da nun diese Stiftung unmittelbar in den Zeitpunkt der Zurückkunft Ruperts vom Rheine fällt, wohin er gereist war um sich Gehülfen zu holen, und von wo er seine Schwester Erentrude mit sich geführt hatte — so müßte Rupert erst nach Theodo's Tod diese Reise unternommen haben. Wie läßt sich aber dieses mit dem kurzen Zwischenraume zwischen Theodos und Ruperts Hinscheiden (716 — 718) vereinbaren?

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. November 1837:

Der Secretär derselben, Hr. Min.-Rath Frhr. v. Freyberg hielt folgenden Vortrag:

(Fortsetzung.)

III. Auch mit dem, was wir über die Lebens-Geschichte des heil. Korbinian wissen, fallen unsere Gegner durchaus in Widerspruch. Da ihrer Ansicht nach Rupert, welcher dem Zeugnisse des congest. und der brev. notit. gemäß den Theodo überlebt hat, am Ostertag des Jahrts 718 gestorben seyn muß, so sind sie gezwungen, das Todesjahr dieses Herzogs gleich in die Zeit nach dessen Rückkunft aus Rom, also Ende 716 zu setzen, weil sein Nachfolger Theodobert noch lange Zeit hindurch ein Zeitgenosse des Apostels war, wie die Schenkungen dieses Herzogs an die Salzburger Kirche, und seine Ausstattung des Stiftes auf dem Nonnberge beweisen. Da nun aber Aribo ausdrücklich meldet, daß Theodo den heil. Korbinian auf seiner Durch-Reise nach Rom zu Papst Gregor (welcher erst im Jahre 716 den päbstlichen Stuhl bestiegen) bey sich aufgenommen, und daß Korbinian sich einige Zeit in Bayern aufgehalten (ubi quamdiu deoratus verbi divini seminavit doctrinam), so müssen unsere Gegner in die höchste Verlegenheit gerathen, die Zeit herauszufinden, welche Korbinian bey Theodo in Bayern zugebracht hat. Diese Verlegenheit könnten sie sich nun übrigens sehr leicht ersparen, wenn sie gelten lassen wollten, was der so glaubwürdige Aribo, der 30 Jahre nach Corbinian den bischöflichen Stuhl in Freysing bestiegen, von diesem Heiligen berichtet. Nach Aribo's Zeugniß kann nämlich Corbinian nicht vor dem Jahre 723 in Bayern aufgetreten seyn — und folglich muß der Theodo der ihn bey sich aufgenommen hat, damals noch gelebt haben. Ist aber dieses der Fall, so muß der Theodo unter welchem Sct. Rupert nach Bayern kam, ein anderer und früherer gewesen seyn, da von ihm berichtet wird, daß er vor Rupert verstorben sey.

IV. Der Behauptung unserer Gegner steht ferner entgegen das was das Congestum und die Notitia ausführlich über die Gründung der St. Maximilianszelle erzählen. Erst unter Theodebert, nach Theodo's Tod, consecrirt dieser Erzählung nach St. Rupert die St. Maximilianskirche, und der Herzog eignet hiebey den Ledi und Urso von Albina sammt ihrem ganzen dortigen Besitzthum dieser Kirche; diese geben ihre Nepotes Wernhar und Dulcissimus dort in die Schule, welche (nachdem sie innutriti und docti geworden) von St. Rupert die Hälfte der geschenkten Güter in beneficium zurück verlangten und erhielten. Und nachdem sie nun „multo tempore“ im Besitz dieser Güter-Hälfte waren, begehrten und erhielten sie vom Stifte auch noch die Bewilligung dieses beneficium auf ihre nepotes überzutragen, „quod dum factum fuisset, multis temporibus hoc habebant in beneficio.“ Nun fährt die Notitia fort: „Interea contigit, daß die Mönche der Maximilianszelle von den Slaven vertrieben wurden, „et ita multis temporibus erat devastata eadem cella propter imminentes Sclavos.“ Darauf folgt im 7ten Capitel: Auf der Reise Odilo's begleitete ihn sein Caplan Ursus, de genealogia der von Albina, die Theodebert mit ihren Gütern der Maximilianszelle geeignet, welche nun multis temporibus desolata war. Dieser Ursus begehrt vom Herzog diese Güter als beneficium. Odilo, welcher nicht wußte daß St. Rupert diese Maximilianszelle gestiftet, und daß Theodebert diese Gü-

ter dahin geeignet hatte, bewilligte dem Ursus diese Güter sammt der Zelle in beneficium. Als nun aber Virgil zum Bischof von Salzburg erhoben wurde, und von diesen Verhältnissen Kenntniß bekam, begab er sich zum Herzog Odilo, und forderte das Eigenthum der Kirche zurück.

Das was nun in dieser Erzählung von den Einfällen der Slaven angeführt wird, wäre allein schon hinreichend die Behauptung der spätern Ankunft St. Ruperts zu widerlegen. Diese Einfälle haben nämlich statt gefunden, zuerst unter Tassilo I. sodann unter Garibald II. im J. 610, ferner unter Theodo I. zur Zeit Sct. Emerams. Von Einfällen der Slaven in das Salzburgische während Theodo II. und seiner Nachfolger Regierung, ist dagegen nicht weiter Etwas bekannt. Ja im Gegentheile geht aus der Historie de conversione Carantanorum ausdrücklich hervor, daß nicht nur der dem Virgil gleichzeitige Fürst der Slaven Cheittumar, sondern auch sein Oheim Boruth schon zum Christenthum bekehrt waren, und in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit den Priestern zu Salzburg gestanden sind. In diese Zeit kann also denn doch wohl nicht die Zerstörung der Maximilians-Kirche gesetzt, sie muß vielmehr offenbar um ein Jahrhundert hinaufgerückt werden.

Abgesehen aber hievon, und angenommen, daß Theodo i. J. 717 gestorben wäre, (was aber durchaus nicht zugegeben werden kann, da Theodo noch den Sct. Corbinian bey sich aufgenommen hat, der nicht vor 723 nach Bayern gekommen ist), so müßte in dem Verlaufe von den Jahren 717 bis 745, also in nicht vollen 30 Jahren, Alles das Folgende geschehen seyn:

1) Theodo's Nachfolger müßte die Maximilianszelle gestiftet, dotirt, und unter andern mit den Gütern des Geschlechts Albina beschenkt haben.
2) Zwey junge Männer dieses Geschlechtes müßten in das Stift getreten, da erzogen worden, und nachdem sie edocti geworden, mit der Hälfte ihrer an die Kirche überwiesenen Güter wieder belehnt worden seyn;
3) Diese beyden müßten verstorben seyn, ihr

Lehen an ihre Nepoten vererbt, und diese solches multo tempore besessen haben;
4) Hierauf müßten die heidnischen Slaven eingebrochen seyn, und die Güter der Maximilianszelle verwüstet haben, so daß sie multis temporibus devastata geblieben sind;
5) Sofort müßte ein späterer Sprößling jenes Geschlechtes, nämlich der Capellan Ursus, sich die fraglichen Güter von Odilo als beneficium erbeten, und sie auch, da Odilo sich durchaus keine Kenntniß mehr von der Stiftung der Maximilianszelle und den Verhältnissen dieser Güter verschaffen konnnte, von dem Herzoge, trotz des Widerspruches Virgils, erhalten haben.
6) Ja Virgil selbst weiß nun zum Beweise der erst vor 20 Jahren geschehenen Stiftung Theodeberts keine anderen Urkunden beyzubringen, als was er a viris valde senibus erfährt, die es selbst wieder nur a senioribus gehört hatten. Und damit ja diese Tradition nicht weiter verloren gehe, läßt Virgil sie nun erst niederschreiben.

Wenn es nun auch überhaupt je möglich wäre, alle diese hier angedeuteten Begebenheiten in den Verlauf von 30 Jahren zusammenzudrängen, so liefert uns doch, wie schon gesagt, die Stelle von den Einfällen der heidnischen Slaven allein schon den offenbarsten Beweis, daß von Etwas die Rede ist, das ein ganzes Jahrhundert früher geschehen, und für diesen Fall nur — für den Fall einer seit einem Jahrhundert verfloßenen Begebenheit, paßt die Beweisführung durch alte Männer, die wieder nur das berichten, was ihren Vorfahren noch erinnerlich war.

Ein Blick auf die Beschaffenheit der von Virgil angeführten Zeugen, deren Aussage er niederschreiben läßt, reicht allein schon hin zu erkennen daß von längst verfloßenen Begebenheiten die Rede ist; es sind Zöglinge der Zöglinge Ruperts, welche das was sie aussagen, nur von sehr alten Männern hatten behaupten hören „filioli juniorum S. Ruperti, qui hoc a senioribus audierunt.“ Haben wir hier nicht den Schlüssel zur Entstehungsgeschichte jener Aufschreibungen, des Congestums nämlich und der brevis notitia? Sind sie wohl

etwas anders als in die Feder dictirte Traditionen ad perpetuam rei memoriam? Es kommt auch nirgends vor daß sie auf Urkunden gebaut seyen, vielmehr ist gerade jene Schenkung welche wirklich aus einer solchen Urkunde geschöpft war, nämlich die Schenkung von Steindorf durch Tassilo, nicht im Congestum aufgenommen. Die brev. notitia, schon von Virgil begonnen, ist ihrem Hauptbestandtheile nach offenbar älter als das Congestum. Beyde aber mochten durch folgenden Gang der Begebenheiten veranlaßt seyn. Was von der Maximilianszelle ausdrücklich gesagt wird, nämlich ihre Devastation durch die heidnischen Slaven, hat wahrscheinlich auch die übrigen Güter der Salzburger Kirche getroffen. Daher reicht die Reihe der Bischöfe nur bis Ansologus, der bloß mehr als Abt erscheint, und erst der fünfte Nachfolger tritt wieder als Bischof auf „sub quo iterato illa sedes honorata refulsit episcopo.“ Der bischöfliche Stuhl war — mit dem gesammten Kirchenwesen, in Verfall gekommen; der Güterbesitz des Stiftes zweifelhaft geworden. Nun aber, und vorzüglich durch den apostolischen Eifer des Bonifaz, wurde ernstlich Hand angelegt, das zweifelhafte wieder zur Gewißheit zu bringen. Und so machten nun die Kirchen-Vorsteher es sich zur Aufgabe, das was über die Dotation ihrer Kirchen noch bekannt war, urkundlich zu befestigen. Sie waren aber, aus Mangel an Urkunden, dießfalls meistens darauf beschränkt, sich an die ältesten und glaubhaftesten Männer zu halten, und nur mündliche Ueberlieferung ist das, was nur aufgeschrieben wird. Virgil ward zu diesen Aufzeichnungen insbesondere veranlaßt durch seinen Streit mit Odilo wegen der Maximilianszelle; Arno aber hatte den Zweck dabey, sich vor Carl dem Großen über das Gut seiner Kirche auszuweisen. Doch nicht er selbst, ein sicherer Arn ist es, der das Zeugenverhör vornimmt, denn sonst würde er wohl nicht dem Schreiber dictirt haben „ubi praeest venerabilis vir Arn episcopus.“ Ja, daß es nicht der Bischof selbst gewesen der das fragliche Document abgefaßt, geht schon daraus hervor, daß während die Uebersicht ausdrücklich sagt „anno 798 congestum“ es doch bekannt ist, daß der Bischof Arno während der Jahre 797 — 798 theils in Rom, theils am Hofe Carl des Großen anwesend war.

Ist aber hier nur von einer Aufzeichnung desjenigen die Rede, was die ältesten Männer sich noch erinnern von ihren Vorältern gehört zu haben, so ist auf irgend eine Vollständigkeit dieser Notizen wohl durchaus kein Anspruch zu machen; namentlich ist nicht hieraus zu schöpfen eine authentische Reihenfolge unserer ältesten Herzoge. Vielmehr geht offenbar eine gewisse Verwechslung und Verwirrung der Namen dieser Fürsten aus diesen Documenten hervor. Daß der erste Stifter Theodo geheißen, war einer alten Haupt-Tradition zu Folge angenommen. Daß nun aber alle Schenkungen, welchen der Name Theodo vorsteht, von diesem ältern Theodo herkommen, ist wohl nicht zu behaupten. Eben so verhält es sich mit Theodebert. Höchst augenfällig sind bey diesen beyden Aufschreibungen die Schenkungen eines frühern und spätern Theodo, eines frühern und spätern Theodebert vermischt. Das was der frühere Theodo gegeben, waren der vita prim. gemäß, jene waldüberwachsenen römischen Ruinen der ehemaligen Juvavia; das oppidum Salzburg, welches das Congestum unter den Schenkungen Theodo's aufzeichnet, kann also nicht von jenem ersten Theodo der Kirche geeignet worden seyn, weil es damals noch nicht bestand. Es ist auch nicht anzunehmen daß jener Theodo es schon gewesen, der 20 Salzpfannen an das Stift, das erst entstehen sollte, geschenkt hat, so wie den Zehnt und Zoll. Aber vor allem und offenbar ist der Theodo, welcher zu Lebzeit Ruperts nach Pongau kommt um der Errichtung der Maximilians-Zelle beyzuwohnen, — und welcher nun auf seinem Todbette die weitere Ausstattung dieser Zelle seinem Sohne Theodebert überträgt, nicht der Theodo des VIII. Jahrhundertes, weil zwischen der Stiftung dieser Zelle und dem Streit Virgils mit Odilo jene Einbrüche der heidnischen Slaven — und jene multis temporibus andauerde Verlassenheit dieser Zelle fällt, welche offenbar nur in dem VII. Jahrhunderte stattfinden konnte.

Wenn man überhaupt dem Congestum die breves notitiae gegenüber stellt, so fällt der Vergleich nicht sehr vortheilhaft für das erstere aus — und die zweyten treten durchaus in einer größern Vollständigkeit hervor. Daher kann denn auch auf die Vollständigkeit der Reihenfolge der vom Congestum

aufgezählten bayerischen Herzoge eben kein sonderliches Gewicht gelegt werden. Abgesehen davon, daß bereits ein dieser Aufschreibung gleichzeitiges, oder wohl noch älteres Verzeichniß der Reihenfolge dieser Fürsten ein ganz anderes Resultat giebt, so möchte in dieser Beziehung eine bloß auf Aussage bejahrter Männer niedergeschriebene Notiz wohl überhaupt nicht geeignet seyn, ein authentisches Document zur Begründung einer vollständigen Reihenfolge unserer Herzoge zu liefern. Daß aber das Congestum nicht aus Urkunden, sondern auf derley mündliche Aussagen aus dem Gedächtnisse geschöpft, und durch den Diacon Benedict den Mönchen in die Feder gegeben sey, ist am Schluße dieses Documentes ausdrücklich bemerkt. Es fehlt an allen Beweisen daß dieses Document ein Werk des Bischofs Arno selbst sey, — und stellt sich dasselbe vielmehr bloß als eine Zusammenstellung aller jener Notizen dar, die aus der Tradition noch bekannt waren. Das Congestum mochte überhaupt eher nur ein Auszug aus den brevibus notitiis seyn. Denn nicht nur ist es bey weitem weniger vollständig, sondern was in Betreff auf die Stiftung, Dotation und die Schicksale der Maximilians-Zelle vorkommt, wurde den brevibus notitiis zu Folge bereits durch Virgil aus der Angabe der ältesten Männer gesammelt und aufgeschrieben, so daß sie sich in dieser Beziehung offenbar als eine Quelle für das Congestum herausstellen. Wie wenig Anspruch auf Vollständigkeit das Congestum überhaupt machen könne, zeigt schon ein Blick auf das daselbst gemachte Verzeichniß der Schenkungen, deren Zahl sich zu jenen der brev. notit. wie 30 zu 300 verhält — ferner ein Blick auf das dortige Verzeichniß der Kirchen in den südlichen Gauen, in welchem viele die schon bestanden haben fehlen, bey den genannten aber nirgends der Ankunftstitel bezeichnet ist.

Daß auch das, was wir von dem Leben des heil. Korbinian wissen, der Annahme, daß Rupert ein Zeitgenosse jenes Theodo sey, der dem VIII. Jahrhunderte angehört, geradezu entgegen stehe, ist bereits bemerkt worden — wir müssen aber noch einmal tiefer auf diese Begebenheit eingehen. Korbinians Lebensumstände sind uns genau und zuverläßig bekannt durch seinen Biographen Aribo, der nur 30 Jahre nach Korbinians Tod den bischöflichen

Stuhl von Freysing bestiegen hat, also gewiß von den Begebenheiten jener Zeit unterrichtet war. Nach Aribo's bestimmter Angabe ist nun Korbinian 7 Jahre nachdem er von Pabst Gregor II. zum Bischof geweiht worden, aus Gallien nach Bayern gekommen, und von Theodo in Regensburg empfangen worden. Da nun Gregor erst 716 den päbstlichen Stuhl bestiegen, so kann Korbinian nicht vor dem Jahre 723 nach Bayern gekommen seyn. Wie hätte nun also Rupert, den unsere Gegner wegen des Ostertages im Jahre 718 sterben zu lassen gezwungen sind, den Theodo überleben können, wie doch das Congestum und die brevis notitia so umständlich behaupten?

Es ist mir nicht unbekannt, daß jene Gegner, um sich aus dieser Verlegenheit zu retten, dem ausdrücklichen Zeugniß des Aribo entgegen, geradezu behaupten, daß Korbinian schon viel früher nach Bayern gekommen sey. Aber abgesehen davon, daß es denn doch etwas zu kühn ist, über die Lebens-Umstände Korbinians mit einem Bischofe streiten zu wollen, der dieses Leben 30 Jahre nach dem Tode des Heiligen niedergeschrieben hat, so verfällt man mit jener Behauptung in noch größere Ungereimtheiten. Denn wenn Korbinian schon viel früher, und also noch vor der bekannten, in das Jahr 716 fallenden Reise Theodo's nach Rom, in Bayern aufgetreten, so ist es nun wieder ganz unbegreiflich wie Gregor ein Capitulare, wie das welches er seinen Legaten nach Bayern mitgegeben hat, überhaupt nur erlassen konnte. Nach diesem Capitulare befand sich nämlich, wie schon angedeutet, die christliche Kirche im Jahre 716 in Bayern ohne Hirten, und war im größten Verfalle, während der Behauptung unserer Gegner gemäß gerade damals Rupert und Korbinians Wirken im höchsten Flor gestanden haben mußte!

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 18. November 1837:

Der Secretär derselben, Hr. Min.-Rath Frhr. v. Freyberg hielt folgenden Vortrag:

(Schluß.)

Gregor befiehlt seinen Legaten ausdrücklich, daß sie der Landesabtheilung unter mehrere Herzoge entsprechende Diöcesen bilden, und Bischöfe daselbst einsetzen sollen. Wie ließe sich das erklären, wenn damals (716) die bischöflichen Stühle in Salzburg und Freysing bereits durch jene großen Helden des Glaubens, Rupert und Korbinian, besetzt gewesen wären? Folgt aber hieraus unwidersprechlich die Richtigkeit der Angabe des Aribo, daß Korbinian nicht vor 723 in Bayern aufgetreten — so folgt auch eben so nothwendig daraus, daß der Theodo, der den heiligen Rupert empfangen, Salzburg zuerst begründet, und die Sorge für die Maximilians-Zelle seinem Sohne Theodebert übertragen hat — ein früherer seyn müsse als jener der dem VIII. Jahrhunderte angehört. Denn als Corbinian nach Bayern kam, traf er zwar den Theodo, aber von seinem Sohne Theodebert ist durchaus nicht mehr die Rede. Vielmehr herrscht nun Grimoald unbeschränkt über den frühern, sich bis an Italien erstreckenden bayerischen Antheil Theodeberts. Und als nun Theodo stirbt, so ist es nicht sein Sohn Theodebert mit welchem Grimoald über die Erbfolge den Bürgerkrieg erhebt, sondern Hugibert, dieses Theodeberts Sohn. Wie ist das denkbar, wenn dieser letztere damals noch am Leben gewesen wäre? Folgt hieraus nicht, daß Theodebert vor seinem Vater Theodo gestorben? Und wenn das der Fall ist, wie kann das, was das Congestum und die notitia von der Stiftung der Maximilianszelle melden, sich auf diesen Theodo beziehen, von dem es daselbst ausdrücklich heißt, daß er seinem Vater in der Regierung gefolgt sey? Hiezu kommt nun noch daß diese beyden Documente unter den Schenkungen, welche Theodo dem hl. Rupert macht, Güter nennen, welche im Isen- und im Sundergau liegen, in Gauen die in Grimoalds Territorium gelegen, und also der Verfügung eines spätern Theodeberts nicht unterstellt waren? Es ist überhaupt nicht zu vergessen, und spricht ebenfalls gegen die spätere Ankunft Ruperts, daß weder im Congestum noch der Notitia des Grimoald Erwähnung geschieht, der, der Zeitrechnung unserer Gegner nach, ein fortwährender Zeitgenosse Ruperts, und Gebieter in jenen Landstrichen war, in welchen so manche von den Kirchen gelegen ist, deren Gründung dem St. Rupert zugeschrieben wird.

V. Auch die in den ältesten Necrologien der Salzburger Kirche befindlichen Verzeichnisse der Nachfolger Sct. Ruperts bis zu Virgil stehen der Behauptung, daß diese Kirche erst 696 gegründet worden, durchaus entgegen. Diese Nachfolger waren: Vitalis, Ansologus, Savolus, Ezius, Flobargisus, Johannes, Virgilius. Es müßten also, wenn angenommen werden will, daß Rupert i. J. 718 gestorben, binnen den 25 Jahren bis zur Ankunft Virgils nicht weniger als sechs Vorsteher der Kirche von Salzburg auf einander gefolgt seyn, eine ganz wider alle Wahrscheinlichkeit streitende Annahme. Selbst diese sechs Vorsteher mögen sich nicht unmittelbar gefolgt seyn, und namentlich bey den Einfällen der Slaven Unterbrechungen statt gefunden haben. Berichtet doch auch die Biographie St.

Virgils, daß vor ihm der bischöfliche Stuhl in Salzburg eine Zeit lang unbesetzt gewesen, „temporibus Odilonis salsb. ecclesia proprio carebat episcopo;“ wie denn das auch aus Gregors Capitulare hervorgeht. Nehmen wir die Aufzeichnung in einem der ältesten Martyrologien hinzu, welche lautet: „Virgilius juvav. ep. majorem ecclesiam construxit, et illuc beatum Rupertum transtulit cum discipulis Chunialdo et Gisilario,“ so ist es doch offenbar höchst unwahrscheinlich, daß der Bau einer neuen Kirche, und die Translation der Gebeine Sct. Ruperts schon 30 Jahre nach dem Tode desselben, der doch die erste Kirche eben gebaut hatte, sollte statt gefunden haben. Zudem stehen die oben genannten Chunibald und Gisilar an der Spitze eines in einer alten Handschrift enthaltenen Verzeichnisses von mehr denn 400 Mönchen, welche von der Stiftung der Salzburger Kirche bis auf Arno verstorben sind.

Es läßt sich übrigens nicht läugnen, daß, nachdem weder Gregor noch Paul Diac., noch ein anderer Autor von einem Theodo etwas meldet, es seine Schwierigkeit habe für den Theodo, welchen die vita primigenia nennt, in der früheren Reihe unserer Herzoge einen Platz zu finden. Allein wie mißlich es um die Kenntniß von dieser Fürsten-Reihe sogar im XI. Jahrhundert schon gestanden, bezeugt ja Arnold von Vohburg (auf den man sich doch vorzugsweise beruft) selbst ganz ausdrücklich, indem er sagt: „Quippe hic error maxime adolevit sub ducibus, quorum nomina partim ignoramus, partim scita cautelae causa supersedemus.“ Wie leicht kann sich also auch der Verfasser der Vita primigenia (der im IX. Jahrhundert geschrieben,) einer Namensverwechsluug schuldig gemacht haben. Gesetzt nun aber auch, der Biograph habe recht geschrieben, so folgt denn doch hieraus nur, daß damals zwey Herzoge in Bayern neben einander bestanden hätten. Einer solchen Annahme steht nun aber nicht nur kein unwiderlegliches Bedenken entgegen, sondern sie wird sogar in unsern ältesten Aufzeichnungen gewißermaßen angedeutet. Wenn z. B. die Chronisten melden: Anno 567 Garibaldus ducatum Wawariae occupat, Anno 580 Hildebertus Tassilonem Bavariae prefecit, Garibaldo et filio ejus ejectis, Anno 599 Garibaldus iterum regnum Bawariae occupat; und Anno 614 Tassilo iterum Rex Bawariae efficitur — wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß seit Besetzung des nördlichen Italiens durch die Longobarden, die angrenzenden Bayern sich stets mit denselben gegen die Franken verbinden, und anderseits in den legibus bajoariorum von einem Agilulfinger die Rede ist, der sich den Franken treu bewiesen, so möchte hieraus denn doch fast hervorgehen, daß eine Zeit gewesen in der zweyerley, theils den Franken allirte, theils denselben widerstreitende Fürsten gleichzeitig in Bayern geherrscht haben. Zwar sind die hier angeführten Stellen aus Chronisten des XI. und XII. Jahrhunderts entnommen; allein das was sie der Ueberlieferung gemäß berichten, widerspricht durchaus den Ereignissen die von gleichzeitigen Historikern erzählt werden keineswegs. Schon damals, als ein herulischer Fürst von Theodorich gedrängt an der Spitze seines Gefolges von Süden über die Gebirge hereinzog, stand wohl jenseits der Donau und an den Ufern der Naab, gleichfalls schon ein Fürst desselben Urstammes an der Spitze skyrischer und verwandter Völkerschaaren, die jenem frühern Zuge Odoacers nach Italien nicht so wie jene gefolgt waren. Diese — und aber auch nur diese Abtheilung der Bajoarier scheint auch wirklich durch die Franken unter Siegebert (575) überwunden worden zu seyn, wie Venantius berichtet: „Hic (Sigebertus) Nomen Avarorum extendit, bellante manu: cui de patre virtus, quam Nobis ecce probat, Thuringia victa fatetur, perficiens unum gemina de gente triumphum.“ Diese Abtheilung wäre nun auch nach ihrer Besiegung den Franken treu geblieben, und ihr Fürst Tassilo wäre es, der sich die Gunst Childeberts erworben hat. —

Die Frage über das Alter der leges bajoariorum hat den Hrn. Verfasser des hier besprochenen Buches um so mehr beschäftigen müssen, als sein Werk vorzüglich der ältesten bayerischen Rechts-Geschichte zugewendet ist. Er hält nun dafür, daß die erste Aufzeichnung der leges bojoar. allerdings auf Befehl des austrasischen Königs Theodorich gegeschehen sey, und sucht diese Behauptung durch folgende Gründe zu rechtfertigen:

1) Theodorich könne allerdings als unser erster

Gesetzgeber gelten, da erwiesen werden kann, daß er über die Bajoarier geherrscht habe; denn der (freylich erst später eingeschaltete) Titel II. des fraglichen Gesetzes „de duce et ejus causis“ sage ja ausdrücklich, daß schon die Vorfahren Dagoberts stets die Herzoge der Bayern aus dem Agilolfingischen Stamme ernannt und eingesetzt haben.

2) Wenn gleich in unserm ältesten Rechtsbuche sehr viele die Kirche betreffende Satzungen vorkommen, so können solche dennoch auch schon einer sehr frühen Zeit angehören, da unsere Nachrichten über das älteste bayerische Kirchenwesen zu dürftig sind, um auf dieselben einen Beweis für den genauen Zeitpunkt des Entstehens dieser Satzungen zu begründen.

3) Man schreibe mit Unrecht den Prolog zu der lex bajoariorum einem erst dem VIII. Jahrhunderte angehörenden Verfasser zu; denn die in demselben vorkommende Stelle „quae (leges) usque hodie perseverant“ sey interpolirt, da sie in mehreren Handschriften fehle, und in Widerspruch mit einer andern Stelle des Prologes stehe, in welcher dem Dagobert der Titel rex gloriosissimus beygelegt wird. Aus dieser Stelle gehe offenbar hervor, daß der Verfasser des Prologes zur Zeit Dagoberts gelebt habe, da späterhin die Pippiniden einen solchen Titel nicht würden geduldet haben. Für ein sehr hohes Alter des ursprünglichsten Bestandtheiles des Prologes spreche auch der Umstand, daß Justinian bey Aufzählung der berühmten Gesetzgeber von dem Verfasser dieses Prologs nicht genannt wird.

4) Auch eine Stelle in der Biographie des heil. Remigius enthalte: „Theodoricus rex etiam Baioariis pro favore rei catholicae leges scripsit.“ Eben so zählen die Annales Mettenses die Bajoarier unter den Völkerschaften auf welche den Franken von jeher unterworfen waren.

5) Auch aus einem Briefe Theodeberts (Theodorichs Nachfolger) an Kaiser Justinian gehe die Herrschaft desselben über alle Länder an der Donau bis nach Pannonien hervor.

6) Endlich sage auch Jornandes „Galli germanorum terras, quas nunc Franci obtinent depopulati sunt.“

Hiegegen läßt sich nun aber erwiedern:

Ad 1) Aus dem fraglichen Prologe ließe sich nur dann ein Beweis für die Herrschaft Theodorichs über Bajoarien ableiten, wenn nicht gerade der Text dieses Prologes selbst, wenigstens in seiner Beziehung auf unser ältestes Gesetz, den erheblichsten Zweifeln und Bedenken unterläge. Er berichtet uns aber auf jeden Fall Etwas, das ganz mit den Zeitbegebenheiten in Widerspruch steht. Bis zum Tode des ostgothischen Theodorich († 526) ist Thüringen, Rhätien, und das zwischen beyden liegende Bajoarien noch mit diesem Könige in Bundes-Verhältnissen. Nach Theodorichs Tode, und zwar erst im Jahre 531 unternimmt der fränkische Theodorich seinen Zug wider Hermanfried. Aber gleich nach Besiegung der Thüringer geht er über den Rhein zurück, und führt sein Heer in die Auvergne. Später zieht er nach Anjou und in die Provence, wo er im Jahre 534 stirbt. Selbst sein Nachfolger Theodebert hat seine Besitzungen gegeu Osten nicht weiter als bis Graubündten ausgedehnt, über dessen Bewohner er dem Vitiges gegenüber ein Herrscher-Recht aus dem Grunde behauptete, weil diese Bewohner ursprünglich aus Allemannien dahin übersiedelt seyen. Auch Siegebert ist wieder gezwungen abermal gegen die Thüringer, die sich wieder empört hatten, auszuziehen, und auf diesem Zuge erst unterwirft er sich die Völkerschaft an dem Nabflusse. Wie ist nun unter solchen Verhältnissen eine schon von Theodorich begründete Herrschaft über das sich in das Norikum hinein erstreckende Bajoarien denkbar?

Ad 2) Wenn gleich die Nachrichten über die allerälteste bayerische Kirche sehr dürftig sind, so ist doch so viel klar und gewiß, daß diese Kirche jene Beschaffenheit und Einrichtuug, welche die sich hierauf beziehenden Satzungen der legg. bajoariorum voraussetzen, im VI. Jahrhunderte noch nicht haben konnte. Namentlich kann von Klöstern in diesem Jahrhunderte noch nicht die Rede seyn; und über den Sprengel von Lorch, und später Passau hinaus, ist wohl vor Ruprechts Ankunft christlicher Kultus in Bayern nirgends anzutreffen. Die

hierauf sich beziehenden Satzungen in unserer ältesten Gesetzsammlung gehören, so wie sie selbst in dem ältesten Codex lauten, zum Theile sogar erst dem VIII. Jahrhunderte an.

Ad 3) Was den bekannten Prolog betrifft, so ist — selbst zugegeben, daß die Stelle „quae usque hodie perseverant“ erst von einem Kopisten des VIII. Jahrhunderts eingeschaltet sey — doch offenbar gewiß, daß er so wie er lautet vor Dagoberts Zeit nicht abgefaßt seyn kann, da dieser König und seine nächsten Vorfahren daselbst ausdrücklich genannt werden. Uebrigens waltet die höchste Wahrscheinlichkeit vor, daß dieser Prolog keinen officiellen, der schriftlichen Abfassung des urspünglichen Textes gleichzeitigen Bestandtheil des Gesetzes bildet. Denn selbst von dem, was durch Dagobert für diese Gesetzgebung geschehen, wird hier als von einer vergangenen Begebenheit erzählt. Genau betrachtet stellt der fragliche Prolog sich vielmehr nur als ein Auszug aus einer frühern Vorrede zur lex Salica dar, dessen man sich (unter Einschaltung des Wortes Bajuwarorum) als einer kurzen historischen Einleitung zu unserm Codex bediente.

Ad 4. 5. 6) Was die aus den Chronisten, dem Briefe Theodeberts, und aus Jornandes citirten Stellen betrifft, so möchte ihre beweisende Kraft wohl manchem Zweifel unterliegen. Das was nicht nur die besten fränkischen Geschichtschreiber über die Begebenheiten ihres Jahrhunderts berichten, sondern was auch aus dem Zusammenhalte der Thatsachen selbst nothwendig hervorgeht, kann durch einzelne Stellen aus spätern Chronisten denn doch wohl nicht entkräftet werden. Jener Brief Theodeberts an Justinian aber (dessen Aechtheit übrigens ohnehin bezweifelt wird) stellt sich durchaus nur als ein Seitenstück zu jenem prahlerischen Titel des oströmischen Kaisers dar, der sich denn auch einen imperator francicus zu nennen versuchte.

Was schließlich die oben angeführte Stelle des Jornandes betrifft, so ist in derselben nicht nur keine der Provinzen, auf welche sie sich beziehen soll genannt, sondern von einer noch lange vor die Ankunft der Gothen in Pannonien treffenden Zeit die Rede, so daß diese Angabe ganz in das Unbestimmte zerfällt.

In der Erwägung der hier berührten Verhältnisse dürfte ein Versuch, dem austrasischen Theodorich die erste schriftliche Abfassung unseres Gesetzes beyzulegen, überhaupt wohl schwerlich jemals gelingen — so wie es denn ohnehin eine unmögliche Sache ist, für diese leges Bajoariorum irgend einen einzelnen Urheber aufzustellen. Vielmehr stellen sich dieselben als ein Aggregat von Satzungen dar, welche ganz verschiedenen Zeitabschnitten angehören. Den ältesten Bestandtheil dieses Rechts-Buches (der Sache nach) bilden offenbar jene Artikel, welche Bestimmungen über privatrechtliche Verhältnisse, und über die Compositionen für begangenen Frevel enthalten. Hievon mag das meiste bajoarisches Gewohnheitsrecht seyn; doch ist selbst unter diesen Bestimmungen auch manches westgothische, allemannische, und römische enthalten. Neuer und später sind die die Kirche und das Staatsrecht betreffenden Bestimmungen; ja diese sind es, welche zur schriftlichen Abfassung wohl den eigentlichen Anlaß gegeben haben mögen. Denn es war dem fränkischen Könige eben so darum zu thun, der christlichen Kirche Schutz und Haltung zu verschaffen, als auch die politischen Rechte des Herzoges fester zu bestimmen. Es ist also hier auch eigentlich fränkisches, nicht bayerisches Staatsrecht zu finden.

Diese Verschiedenartigkeit der Bestandtheile der legg. Bajuwariorum wird bey jeder weitern Prüfung derselben scharf im Auge zu behalten seyn. Denn wie wenig in den Abschriften, welche wir noch besitzen Zeit und Quelle ausgeschieden ist, geht schon daraus hervor, daß selbst in dem ältesten Codex sich in der Mitte des Textes (lib. II. de violentia) drey Artikel befinden, welche wörtlich aus dem decreto Tassilonis entnommen sind, und also dem letzten Viertheil des VIII. Jahrhunderts angehören.

Freyberg.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. The Birds of Europe. By John Gould. London 1832 — 1837. Parts 1 — 22. (Vol. I. — V.) Imp. Fol.
2. The Birds of Australia and the adjacent islands. By John Gould. London 1837. Part. 1. mit 10 fol. Tafeln in Imp. Fol.
3. Icones avium or figures and descriptions of new and interesting species of Birds from various parts of the globe. By John Gould. Forming a Supplement to his previous works. London 1837. Part. 1. mit 10. fol. Tafeln in Imp. Fol.

Wir zeigen diese drey Werke zusammen an, weil sie von demselben Verfasser herrühren, die nämliche Thierklasse betreffen, und dieselbe innere und äußere Einrichtung haben.

Nachdem von dem ersten Werke (the Birds of Europe) ohngefähr die eine Hälfte, in 13 Lieferungen bestehend, erschienen war, hat Ref. von ihnen bereits eine kleine Anzeige in diesen Blättern (Bd. II. S. 208) mitgetheilt und damals die Hoffnung ausgesprochen, nochmals auf dieses Werk zurückkommen zu können, wenn es vollendet uns vorliegen würde. Dieß ist nun geschehen, die 22te Lieferung schließt das Ganze ab, und somit können wir schon nach zwey Jahren unser früher gegebenes Versprechen lösen.

Das Urtheil über die letzte Hälfte dieser Lieferungen bleibt dasselbe, wie über die früheren. An diesen Birds of Europe haben wir ein Prachtwerk, dem wenige zur Seite sich stellen lassen, keines vorgezogen werden kann. Artistische, wie typographische Ausstattung ist in gleich hohem Grade vollendet zu nennen: Druck, Papier, Zeichnung, Lithographie, Kolorit sind wunderschön. Die Abbildungen sind wahre Porträts; die Stellungen der Vögel immer so, wie sie der Art natürlich und angemessen sind; die ganze Ausführung beweist es, daß der Künstler seine Studien nach der Natur gemacht und die vollendete Meisterschaft erworben hat. Es ist dieß ein Werk, an dem sich angehende Künstler heranbilden und die geförderten ihre Kräfte bemessen können. Der englische Reichthum hat es dem Verf. gewährt, sein Werk mit einer luxuriösen Pracht auszustatten, die dem Auge eben so angenehm ist, als sie andrerseits der allgemeineren Verbreitung desselben auf dem Kontinente hinderlich wird. Das ganze Werk, wie es uns nun vorliegt, kostet beyläufig über 72 Guineen, mit den Bezugsauslagen noch etwas mehr; ein ungeheurer Preis, gleichwohl haben sich unter den reichen Lords und sonstigen Privaten Englands nicht weniger als 204 Subscribenten vorgefunden, während das ganze Ausland nur mit 10 Exemplaren betheiligt ist. Aus dieser energischen Theilnahme des englischen Publikums an allen großen wissenschaftlichen und artistischen Unternehmungen, die seinem Vaterlande zur Ehre gereichen können, erklärt es sich denn auch leicht, weßhalb in neuerer Zeit von der brittischen Insel eine solche Reihe von Prachtwerken auszugehen im Stande ist. Die Unkosten eines solchen Unternehmens sind nicht bloß durch die einheimische Subscription gedeckt — und mehr verlangt in der Regel ein englischer Autor aus dem naturhistorischen Fache nicht — sondern dieselbe wirft gewöhnlich auch noch einen ansehnlichen Reinertrag ab, so daß zur Deckung der Auslagen der Kontinent nicht einmal in Rechnung gezogen zu werden braucht. Gould allein hat binnen 5 Jahren von diesen kostspieligen Kupferwerken die Century of Birds of the Himalaya moun-

tain, Monograph of the Ramphastidae, Monograph of the Trogons, Synopsis of the Birds of Australia und die oben angezeigten 3 Werke geliefert.

So eminent aber auch alle diese Arbeiten sind, so muß es doch der Naturforscher im Interesse seiner Wissenschaft beklagen, daß ihre luxuriöse Ausstattung ein wesentliches Hinderniß ihrer Verbreitung wird. Wenn selbst die englischen Naturforscher anfangen, sich über die unnöthige Kostspieligkeit ihrer Litteratur bitterlich zu beschweren, was soll man denn erst auf den Kontinent hiezu sagen! Während in England doch noch über 200 Exemplare von den Birds of Europe in den verschiedensten Gegenden der Insel verbreitet sind, und dadurch den Naturforschern allenthalben Gelegenheit geboten ist, sich dieselben zur Benützung zu verschaffen; wie viel Exemplare dagegen werden denn, außer jenen 10 auf der Subscriptionsliste angeführten, in Deutschland, Frankreich und den andern Ländern aufzutreiben seyn? Die wenigen großen öffentlichen Bibliotheken, vielleicht auch noch ein oder der andere reiche Privatmann, sind im Stande an die Anschaffung dieses kostspieligen Werkes zu gehen, so daß es bey uns allenthalben zu den Seltenheiten gehören, und mithin seine Benützung den Männern von Fach entweder ganz benommen oder doch wenigstens ungemein erschwert wird. Je weniger es aber bey uns den Privaten möglich ist, an die Acquisition eines solchen theuern Werkes, wie diese Birds of Europe es sind, zu denken, um desto dringlicher ist es, daß die Staatsbibliotheken hierauf eingehen, sollen anders nicht die einheimischen Naturforscher in ihrer litterärischen Thätigkeit beschränkt, oder auf dieselbe allmählig, wenigstens in manchen Fächern, ganz verzichten müssen. Ref. muß es daher mit dem größten Danke anerkennen, daß die k. Hof- und Staats-Bibliothek dahier, gleich den andern großen europäischen Bibliotheken, in der liberalsten Weise dafür sorgt, daß auch im naturwissenschaftlichen Gebiete der litterärische Apparat, zumal wo er die Kräfte des Einzelnen übersteigt, vollständig vorhanden sey. Ohne den Besitz eines solchen Apparates könnte aber auch eine Akademie der Wissenschaften ihre Bestimmung gar nicht erfüllen.

Um nun auch von dem wissenschaftlichen Werthe unserer Birds of Europe zu sprechen, so ist derselbe allerdings von einer solchen Bedeutung, daß sich dieses Werk dem Zoologen unentbehrlich macht. Obschon wir nämlich von mehreren europäischen Ländern ausgezeichnete Specialdarstellungen der in ihnen einheimischen Vögel haben, so fehlen doch solche von andern Ländern Europa's ganz und gar, und noch weniger war ein Kupferwerk vorhanden, welches die gesammte Ornithologie unsers Welttheils in einer einzigen Sammlung vereinigte. Dieß durch seine Birds of Europe und zwar in so ausgezeichneter Weise gethan zu haben, ist das wesentliche Verdienst von Gould. Erhalten wir nun auch gleich alle dieselben Arten nochmals abgebildet, welche z. B. Naumann in seiner Naturgeschichte der Vögel Deutschlands bereits recht gut dargestellt hat, so kommt doch eine große Menge außerdeutscher hinzu, welche bey demselben nicht zu suchen, überhaupt noch gar nicht abgebildet, und selbst in den großen Sammlungen nicht leicht vollständig aufzufinden sind. Zu dieser Reichhaltigkeit ist der Verfasser dadurch gelangt, daß er sich bey seinen Zeichnungen nicht bloß auf die englischen Sammlungen beschränkt, sondern ebenfalls die meisten größern des Kontinents, wie z. B. in Leyden, Paris, Frankfurt, München, Wien und Berlin benützte. Hierdurch hat er auch eine Menge wichtiger Aufschlüsse über die geographische Verbreitung der europäischen Vögel erlangt, welche den Hauptwerth des Textes ausmachen, der außerdem nur mit einer zwar sehr gut gehaltenen, aber kurzen Beschreibung der äußerlichen Merkmale sich befaßt. Diese Kürze des Textes, welche der in der Ornithologie tüchtig bewanderte Verf. allerdings hätte vermeiden können, wenn er das leer gelassene Papier hätte ausfüllen wollen, ist indeß in so fern von keinem wesentlichen Nachtheil, als Temminck's Manuel d'Ornithologie und noch vielmehr Gloger's Naturgeschichte der Vögel Europa's, auf deren Fortsetzung man freylich seit drey Jahren vergeblich wartet, dazu dienen können, sich ausführlicher, namentlich auch in Bezug auf die Synonymik, zu orientiren. Goulds Birds of Europe wird für alle folgenden Zeiten eines der großen Hauptwerke in der Zoologie bleiben.

Der Verf. schätzt die Zahl aller Vögel, welche

als europäische zu betrachten wären, auf 462 Arten, von denen er 449 auf eben so viel Tafeln abgebildet hat. Nach den 5 Ordnungen, welche er nach Vigors annimmt, vertheilen sie sich folgendermassen:

Raptatores	. . .	50 Arten.
Insessores	. . .	192 „
Rasores	. . . .	27 „
Grallatores	. . .	76 „
Natatores	. . .	104 „

Die fehlenden Arten und die, welche vielleicht späterhin noch als neu sich ergeben, sollen in Supplementen nachgetragen werden.

2. Indem der Verf. mit diesem Werk über die europäischen Vögel zu Ende gekommen ist, legt er uns bereits das erste Heft eines neuen, die Vögel Australiens darstellend, vor, was uns etwas überrascht. Er hat nämlich kurz vor der Ausgabe dieses ersten Heftes eine Synopsis of the Birds of Australia begonnen (vom Ref. Bd. IV. S. 859 angezeigt), welche in einem viel kleineren Formate von den Arten gewöhnlich bloß die Köpfe abbildet, und hat damals allerdings bereits das Erscheinen eines größern Werkes über die australischen Vögel versprochen, indeß in der Ankündigung gesagt, daß er zur tüchtigen Ausführung dieses Vorhabens selbst Neuholland bereisen werde. Ob nun der Verf. seinen Plan aufgegeben, oder hiemit nur den ersten für die Subscribenten bindenden Anfang gemacht haben wolle, dessen weitere Fortführung nach der Rückkehr vor sich gehen würde, weiß Ref. nicht zu sagen, da das erste Heft dieser Birds of Australia ohne alle Vorbemerkung erschienen ist. Tafeln und Text, von jedem 10 Blätter, sind in demselben Formate und von derselben prachtvollen Ausstattung, die wir schon an den Birds of Europe gerühmt haben; der Preis ist indeß, weil weniger Tafeln gegeben sind, billiger gestellt, indem er nur 1 L. 15 Sch. beträgt. Der Text ist hier schon vollständiger, indem die Synonymik gehörig berücksichtigt wird. Diese Birds of Australia erlangen natürlich für den Zoologen, da sie ungleich seltenere, im Laufe jedes Jahres durch neue Entdeckungen sich mehrende Gegenstände enthalten, einen noch größern Werth als die Birds of Europe.

3. Das dritte der angezeigten Werke, die Icones avium, soll als ein Supplement zu den früheren Arbeiten des Verf. dienen, und ist von derselben Einrichtung, wie die beyden vorhergehenden. Folgende 10, sämmtlich ausländische Arten sind darin beschrieben und abgebildet: Eurylaimus Dalhousiae, Todus multicolor, Janthocincla phoenicea, Calliope pectoralis, Microura squamata, Paradoxornis flavirostris, Pteroglossus Gouldii, Numida vulturina, Ortyx plumifera, Cursorius rufus. Fast alle diese Arten sind neu; nur Eurylaimus Dalhousiae allein ist schon von Royle in seinem bekannten Prachtwerke abgebildet. Es genügt zu ihrem Lobe, von diesen Abbildungen sagen zu können, daß sie an Schönheit den anderwärts von Gould gelieferten nicht nachstehen.

A. Wagner.

Erster jährlicher Bericht des Staats-Geologen (von Pennsylvanien). Gelesen im Senate den 22. December 1836. Harrisburg, 1837. 24 Seit. in 8.

Ein im Staate Pennsylvanien ansässiger Freund hat uns diesen Jahresbericht zukommen lassen, von dem uns allerdings das Original erwünschter gewesen wäre, da die Uebersetzung des deutschen Ausdruckes nicht mächtig ist.

Wie aus diesem Jahresberichte hervorgeht, hat der Senat von Pennsylvanien unterm 29. März 1836 den Beschluß gefaßt, eine gründliche geognostische und mineralogische Untersuchung des Staates vornehmen zu lassen, und dem Professor Rogers unter dem Titel eines Staats-Geologen die Leitung derselben übertragen. Mit den nöthigen Geldmitteln versehen, wählte sich derselbe nach eigenem Ermessen zwey Gehülfen für die geognostische Untersuchung, wozu später noch ein dritter zum Behuf der chemischen Analysen genommen werden sollte. Von Ende May bis Anfang November gedachten Jahres wurde nun die Untersuchung geführt, und vorliegender Bericht, welchen Rogers durch den Staats-Sekretär dem Senate abstattet, giebt Rechenschaft von den Leistungen des ersten Jahres.

Mit Recht bemerkt er gleich im Eingange, um unbegründeten Erwartungen zu begegnen, daß nach Verlauf einer Sommer-Campagne noch nicht die Rede von definitiven Resultaten seyn könne; diese seyen zur Zeit

nur vorläufige und beschränkte. Zugleich macht er darauf aufmerksam, daß das Personale zu wenig sey, um binnen fünf Jahren die Aufgabe zu vollenden; er bäte deßhalb, wofern sie nicht auf die doppelte Zeit hinaus verlängert werden sollte, um Bewilligung eines Zuschußes, damit er noch zwey Gehülfen anstellen könne, mit welchen er alsdann die ganze Untersuchung in der genannten Zeitfrist zu beendigen hoffe. Da der Staats-Sekretär in seinem Vortrage berichtet, daß der Gouverneur mit der Vermehrung der Gehülfen einverstanden sey, so wird wohl diesem Gesuch, das, wie jeder Sachkundige zugestehen wird, den Termin keineswegs zu weit hinausschiebt, von Seite des Senates willfahrt worden seyn. Im Sommer soll alsdann die Untersuchung im Freyen, im Winter die Aufstellung der Sammlungen, die chemischen Analysen, die schriftlichen Bearbeitungen, die Zeichnungen der Charten vorgenommen werden. Nur bey solcher fortwährender unausgesetzter, von einer obersten Leitung ausgehender Thätigkeit ist es möglich, daß die schwere Aufgabe mit Ehren gelöst werde. Hätte übrigens der pennsylvanische Geognost seine Untersuchung, vornähmlich, statt im Flötzgebirge, in einem complicirten Ur- und Trappgebirge zu führen, so würde sein Termin sicherlich nicht ausreichen.

Unter Rogers Mittheilungen ist folgende für uns hauptsächlich von Belang. Er unterscheidet nämlich zwischen Alleghenny- und appalachischem Gebirge, während die Geographen gewöhnlich beyde Worte für gleichbedeutend nehmen und insbesondere unter dem Namen der Appalachen das ganze Gebirgssystem verstehen, welches die Vereinigten Staaten von Alabama bis nach den Quellen des Connecticut durchzieht. Rogers beschränkt aber diese letztere Benennung, indem er die in Pennsylvanien so benannte Alleghenny-Kette mit ihren westlichen Hügelreihen trennt von den Bergen östlich von ihrem Fuße nach dem großen Cumberland-Thale, welchem letzteren er allein den Namen der appalachischen Kette läßt; geognostische Beschaffenheit, wie äußerliche Gestalt unterscheiden diese beyden Gebirge. Als südliche Fortsetzungen des Alleghenny-Gebirges bezeichnet er die Greenbrier- und Great Flat Topberge von Virginien, und das Cumberland-Gebirge in Tennessee. Das in den Charten von Virginien als Alleghenny aufgeführte Gebirge ist dagegen, seiner Lage und geognostischen Beschaffenheit nach, in den Centralbreiten dieses Staates als Glied der appalachischen Kette zu betrachten. Weiter südlich in dem nämlichen Staate und in Nordkarolina ist das dort unschicklicher Weise so genannte Alleghenny-Gebirge die Hauptachse einer noch östlicheren Kette, welche von Georgien nach den Hochländern fortzieht und den allgemeinen Namen der blauen Berge erhalten sollte.

Almanach für das Jahr 1838. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. Stuttgart 1838. 336 S. mit Abbild.

Wir haben bereits vorigen Jahres in unsern Blättern den ersten Jahrgang dieses Almanachs angezeigt, und freuen uns, daß wir es auch mit diesem neuen Bande thun können. Die Einrichtung ist dieselbe geblieben; nur der elegante Einband, mit welchem der vorige vom Verleger versehen war, ist dießmal weggefallen. Die Aufsätze reihen sich in folgender Ordnung aneinander.

1) Flüchtige Blicke auf die neuesten Fortschritte in der Erdkunde (S. 1 — 172). Dieser, mit kleiner Notenschrift gedruckte, daher sehr weitläufige Aufsatz ist unstreitig der lehrreichste in diesem Almanach; auch abgesehen von den übrigen, nicht unwichtigen Mittheilungen, müßte er allein den Absatz und Fortbestand dieses Unternehmens sichern. Bey den überraschend schnellen Fortschritten, welche durch die zahlreichen Reisen die Erdkunde macht, bey dem regen Weltverkehr, an dem nicht bloß mehr die Seestaaten, sondern selbst Binnenstädte Antheil nehmen — so z. B. rüstet ein Genfer Handelshaus ein Schiff zu einer Weltreise aus und sucht einen Gelehrten der Republik zum Begleiter, — unter solchen Verhältnissen ist es ein wahres Zeitbedürfniß, wenn ein Mann vom Fache, wie Berghaus, einen jährlichen Ueberblick über die neuesten geographischen Entdeckungen liefert, damit Jeder sich schnell und sicher über den Stand der Dinge orientiren kann. Auch sind die Blicke, welche der Verf. über sie wirft, keineswegs so flüchtig, wie er sie auf dem Titel benennt; sie verweilen bey allen hauptsächlichen Reisen und schliessen uns in der Kürze ihre Hauptergebnisse auf. Daß hiebey ein außerordentlich zahlreicher litterärischer Apparat benützt werden mußte, wie ihn nur eine große Bibliothek gewähren kann, versteht sich von selbst. Mit Recht tadelt der Verf. die große Breite der neuern französischen Reisen, und den unnützen Luxus ihrer Ausstattung, wodurch ihre Verbreitung so ungemein gehindert wird.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Spicilegium Vaticanum. Beyträge zur nähern Kenntniß der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters. Von Carl Greith, Pfarrer in Mörschwyl bey St. Gallen. Frauenfeld 1838 X. u. 303 S. in 8.

Billig machen wir mit der schönsten Aehre dieses Spicilegiums, die die ganze zweyte Hälfte des Buches einnimmt, und gewiß manchem zu Danke gleich mit auf dem Titel genannt worden wäre, den Anfang. Es ist dieß die Legende von Gregorius auf dem Stein, von Hartmann von der Aue, dem Dichter des Iwein und des Armen Heinrich, um das Jahr 1200 in 3752 deutschen Reimen erzählt. Dieses Werk Hartmanns, bisher nur aus einer Straßburger und einer Wiener Handschrift, so wie aus einem Bruchstück Vesenmayers bekannt und abschriftlich benutzt, ist von Hrn. Greith nun auch in einer Handschrift der vaticanischen Bibliothek zu Rom, nemlich in Nr. 1354 der von der Königin Christina von Schweden herrührenden Sammlung gefunden und lediglich nach dieser, als der ältesten und besten Recension, hier abgedruckt worden.

Der Inhalt dieser Legende macht sie wohl zu einer der interessantesten ihrer Art. Den Grundgedanken derselben bildet, wie der Herausgeber mit Rückblicken auf die griechische und hebräische Lösung einer ähnlichen ethischen Frage bemerkt, jene uralte Vorstellung einer Blutschande, die als geheimer, vorerst noch unerkannter Fehl im blinden Fortschreiten ein Geschlecht von Schuldigen und Unschuldigen in das Verderben reißt, wobey jeder Schritt, den verborgenen Greuel zu verdecken, denselben, nur furchtbarer noch vergrößernd, endlich ans Tageslicht bringt, während am Schluße der Verwicklungen der schuldlos Gefallene durch freywillige Selbsthinopferung das moralische Gesetz versöhnt. Doch, wir wollen kürzlich den Gang der Erzählung angeben.

Im Lande zu Aquitania hauset nach dem Tode der fürstlichen Eltern ein junges Zwillingspaar, Bruder und Schwester. Der Böse, der immer schürt, ist Schuld, daß die geschwisterliche Vertraulichkeit ihre Grenzen überschreitet. Das Knäblein, das sie, nachdem der Bruder als reuiger Pilger das Land verlassen, heimlich gebiert, wird mit zwanzig Marken Goldes und einer Tafel von Elfenbein, worauf unter anderm geschrieben steht, daß es noch ungetauft, von hoher Geburt, und zweyer Geschwister Kind sey, in einem Gefäße wohl verwahrt, auf eine Barke gelegt und der hohen See überlassen. Nach zwey Nächten wird es von den Fischern des Abtes Gregorius, dessen Kloster am Ufer liegt, gefunden. Der Abt tauft es nach seinem Namen und giebt es einem der Fischer zur Pflege. Der sechsjährige Gregorius wird sodann ins Kloster gezogen, um zum künftigen Bewohner desselben gebildet zu werden. Durch Zufall hört er eines Tages, da er im Spiele ein Kind der Fischerin geschlagen, der Mutter im Zorne die Worte entfahren, wie er ja doch nur ein auf der See gefundenes Kind sey. Nun ist es um seine Ruhe geschehen. Ahnungen über seine Herkunft verleiden ihm Bücher und Kutte, ihm liegen nur Roß und Schwert im Sinn. Der Abt, der ihn nicht mehr zu wenden vermag, ergibt sich endlich, macht ihn (er konnte es) zum Ritter, händigt ihm mit den wohl verzinsten mütterlichen Marken Goldes auch die geheimnißvolle Tafel ein und geleitet ihn mit Thränen an das Schiff, das ihn forttragen soll, wohin es Gottes und des Windes Wille seyn mag. Es trägt ihn

vor die Stadt, in welcher seine Mutter, nach dem Tode ihres Bruders, des reuigen Pilgers, des Landes einzige Herrin seit langem von einem Nachbar, den sie nicht zum Gemahl nehmen will, feindlich eingeschlossen ist. Im Münster, da sie Messe hört, findet der ritterliche Gast Gelegenheit, die Herrin zu sehen, ihr seinen Dienst zu geloben. Er fordert den belagernden Herzog zum Einzelkampfe, lockt ihn von dessen Zelte bis vor das Thor, weiß sich nach hartem Streit des feindlichen Rosses sammt dem Reiter zu bemächtigen und führt ihn unter kräftigem Ausfall der Bürger als Gefangenen in die Stadt. Das Land ist befreit; die Gebieterin soll sich vermählen; sie wählt den Retter. Gregorius wird seiner Mutter Mann.

In seinem innersten Gemach hält er die verhängnißvolle Tafel verwahrt und täglich schließt er sich zu ihr ein unter heißen Thränen und Gebeten. Wie heimlich er es thue, der Zofen eine gewahrt und entdeckt es der Gebieterin. Während er eines Tages ausgeritten ist zu birsen, läßt diese sich hinführen, wo sie in einer Mauerversenkung die Tafel erkennt. — In den Wald kommt ein Bote: „Herr, wollt Ihr unsre Frau noch lebend finden, so säumet nicht!“ Er eilt, und der Unglücklichen letzte Hoffnung, daß die Tafel etwa nur zufällig in seine Hand gerathen, wird vernichtet. Maßlos ist ihr beyder Schmerz. Er aber ermannt sich; nachdem er die Fürstin, was sie zu thun habe, angewiesen, wirft er von sich das reiche Gewand und geht der Wüste zu, um, von jedem Menschenangesichte fern, seine Schuld zu beweinen und zu büßen. Den dritten Tag, seit er weder Speise noch Trank gekostet, kommt er zu eines Fischers Hütte an einem See. Der harte Mann empfängt mit mißtrauischem Hohne den weichhändigen Bettler und thut, auf daß er seiner los werde, gerne um was er ihn bittet. Er bringt ihn auf einen Fels im See, schließt ihn daran fest mit eisernen Beinfesseln und wirft den Schlüssel in den See. Wenn ich den wieder finde, sagt er, will ich dich für sündelos halten, für einen heiligen Mann. Auf dem Stein sitzt und büßt Gregorius siebzehn Jahre; Wasser, das er sich in einer Höhlung sammelt, ist seine einzige Nahrung.

Da stirbt zu Rom der Pabst. Die Römer können nicht einig werden, wer nach ihm den Stuhl besteigen soll. Sie überlassen Gott die Wahl. Da sagt der Altherren zweyen eine nächtliche Stimme, dem der Stuhl gehöre, der sitze in Aquitania auf einem wilden Steine. Sie werden ausgesendet, ihn zu suchen. Eines Abends kommen sie zu jenes Fischers Hütte. Wie er ihnen zum Mahle einen Fisch bereitet, findet er in ihm den Schlüssel. Erschrocken und reuig erzählt er, was sich mit demselben zugetragen, seinen Gästen. Gottes Finger erkennend lassen sie sich zum Steine bringen und am Leben finden sie den Büßer, den der Fischer längst verschmachtet geglaubt.

Nie saß zu Rom ein Pabst, der kräftiger war, die Seelen zu heilen von Sünden, als nun Gregorius. Dahin zieht auch, die ihm Mutter, Base und Weib gewesen, auf daß sie entlastet werde von der namenlosen Missethat. Nachdem sie, nicht ahnend, vor wem, ihre Beicht gesprochen, vernimmt sie die Worte: Viel liebe Mutter, seht mich an, ich bin Euer Sohn und Euer Mann!

Sie schließen in dauernder Buße und Heiligkeit ihres Lebens Rest und auch dem reuevoll gestorbenen Bruder und Vater wird Gnade erwirkt bey Gott im Himmel.

Dieß die Legende, deren Ausführung reich ist an anziehenden, sinnigen Einzelheiten, wie sie von einem Hartman, obschon vielleicht diese Dichtung seine erste gewesen, zu erwarten stand.

Kein Wunder, daß der Sammler des großen deutschen, im Laufe des XV. Jahrhunderts unter dem Titel Leben der Heiligen, oft abgeschriebenen und oft gedruckten Legendenwerkes auch diese Perle nicht übersehen, und sie dem Wintertheile zwischen Conrad Bischof und Saturninus Martyrer, deren erster auf den 26., der andere auf den 29. November fällt, eingereiht hat. Denn daß die Erzählung, wie sie in dieser Sammlung zu lesen, ganz und gar Hartmanns Dichtung, nur in Prosa aufgelöst sey, wird wohl niemand verkennen. So treulich folgt sie ihrem Original, daß fast durchgängig nicht bloß dieselben Hauptsätze und Wendungen, sondern oft auch dieselben Ausdrücke beybehalten sind, ja sogar die Reime hie und da noch durchschlagen; so z. B. sagt ganz mit den Worten

des Verses 1006 der Lehrer vom Knaben Gregorius: **er ist der jar ein Kind und der witz ein man**, und mit denen der Verse 3705 — 6 der Pabst: **vil liebe muter secht mich an, ich bin euer sun und euer man.**

Ueber die Quellen, die Hartmann selbst benutzt habe, weiß der Herausgeber zwar keine bestimmtern Aufschlüsse zu bringen, als daß sich unter veränderten Orts- und Personnamen dieselbe Geschichte in einem handschriftlichen Legendarium (Cod. membr. Urbin. Nr. 456.) der Vaticana, nämlich als Vita S. Albini, finde. Allein das genügt, um, worüber ohnehin kein Zweifel seyn kann, zu beweisen, daß dieser Stoff, der in einzelnen Momenten sogar von nordischen Sagen aufgefaßt worden, am wenigsten ohne lateinische Einkleidung geblieben seyn wird.

Der dise rede berihte,
in tüsche hat getihte,
Daz was von Ouwe Hartman,

sagt unser Dichter zum Eingang seiner Erzählung. Daraus ist nicht zu entnehmen, aus welcher andern Sprache er sie übertragen haben mag. Um so willkommener ist eine Notiz, die in den vorjährigen Brockhausischen Blättern für litterarische Unterhaltung S. 1431 bey Anzeige dieses Spicilegiums Hr. Prof. H. Leo über eine Membrane giebt, die er als Ueberzug eines Buches der Berliner Bibliothek mit einem Fragment in lateinischen Versen beschrieben gefunden hat, welche so auffallend den deutschen 737 — 773 unsers Gedichtes entsprechen, daß nothwendig diese aus jenen, oder jene aus diesen übersetzt seyn müssen.

Hr. Leo, der die Schriftzüge seines Fragments *) ins XII. oder XIII. Jahrhundert setzt, ist geneigt, das erstere anzunehmen, und dem Dienstmanne zu der Aue kein anderes Verdienst zuzugestehen, als das, sein Original so gut als ganz wörtlich ins Deutsche übertragen zu haben. Ref. dagegen möchte sich lieber an das Gegentheil halten, um so mehr, als das Alter der Schrift keine Einwendung begründet, und dieß nicht das einzige Beyspiel wäre, daß es alten deutschen Dichtern begegnet ist, ins Latein übersetzt zu werden.

(Schluß folgt.)

*) Es fängt an:

Sic loca venustissima
caede vastavit maxima.
Urbs nulla fuerat
quam non bellans vastaverat.
Una tantum remanserat
quae principalis fuerat etc. und endigt (cellulam, quam)
Abbas rexit Gregorius
qui binis piscatoribus
praeceperat attentius
ut praepararent se diluculo.

Almanach für das Jahr 1838. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. Stuttgart 1838. 336 S. mit Abbild.

(Schluß.)

2) Ueber die vulkanischen Erscheinungen, insbesondere die vulkanischen Ausbrüche. (S. 1 — 185). Fortsetzung und Schluß eines im vorigen Jahre bereits begonnenen und sehr ausführlichen Aufsatzes, der in dieser letzten Hälfte auch eine ziemlich weitläufige Darstellung der Ansichten der neuesten vulkanischen Schule enthält. Wir können mit dem Verf. darüber nicht rechten, weil er auf einen andern Standpunct sich gestellt hat als wir, indem er den durch die Chemie erkannten Naturgesetzen nicht immer das Recht einräumt, das wir ihnen schenken, vielmehr den Hypothesen einiges Uebergewicht zugesteht. So meynt er z. B. bey Erwähnung von Buchs bekannter Hypothese über die Bildung des Dolomits: „Gewiß würde Berzelius nicht den in den Laboratorien bisher gemachten Erfahrungen von der Feuerbeständigkeit der Talkerde allein folgend, diese Ansicht als tadelnswerth dargestellt haben, hätte er dabey die von der Wirksamkeit der Vulkane bekannten Thatsachen zu Rathe gezogen.“ Letztere sind indeß allein hypothetische; erstere die unzweifelhaft gesicherten.

3) Ostsibirische Reisebilder. Fahrt im Lena-Thale nach Jakuzk, von Adolph Erman (S. 186 — 276). Ein unterhaltender Auszug aus dem nächstens erscheinenden zweyten Bande von Erman's historischem Berichte seiner Reise um die Erde.

4) Entdeckung von Antiochien in Pisidien, wo den Heiden zuerst das Evangelium gepredigt wurde, von Arundell (S. 277—309). Eine sehr interessante Mittheilung aus des genannten englischen Reisenden Discoveries in Asia minor.

5) Ansichten der karolinischen Inseln, von K. H. Mertens (S. 310 — 336). Aus den nachgelassenen Papieren des frühzeitig verstorbenen Weltumseglers wird hier dieser Aufsatz mitgetheilt.

Die beygegebenen Kupfer sind recht gut gearbeitet. Zuerst kommen Abbildungen von Drake, Scoresby, Hearne und Belzoni, dann folgen Landschaften und Karten, welche erstere Ansichten von Port Natal, dem Missionsposten Bunting und von Antiochien geben; letztere stellen Oman, die Südwestküste Neuguinea's und den Plan von Antiochien dar.

Lehrbuch der pharmaceutischen Zoologie für Apotheker, Gerichtsärzte, Medicin-Studierende, Droguisten und alle Diejenigen, welche sich dem Studium der Pharmacie widmen wollen. Von Dr. Theod. W. Chr. Martius. Stuttg. 1838. 176 S. mit 3 kolor. Tafeln. 8.

Die pharmaceutische Zoologie ist eine Doctrin, welche erst in neuern Zeiten aus der Pharmacie und Zoologie zu einem eigenthümlichen Ganzen sich ausgeschieden hat, während der pharmaceutisch-medicinischen Botanik schon lange vorher ihre Emancipation gelungen ist. An Brandt und Ratzeburg's medicinischer Zoologie hat jene denn auch bereits eine Grundlage sich erworben, welche allen Anfängen zu wünschen wäre. Mit diesem Werke will nun die vorliegende pharmaceutische Zoologie nicht in Concurrenz treten; beyde gehen von einem verschiedenen Gesichtspuncte aus. Während die Arbeit von Brandt und Ratzeburg hauptsächlich dem wissenschaftlich gebildeten Mediziner und Zoologen bestimmt ist, so das Lehrbuch von Martius vornehmlich dem Pharmaceuten. Bey jenen beyden Gelehrten tritt die officinelle Verwendung, wenn schon gehörig berücksichtigt, in den Hintergrund gegen die detaillirte Beschreibung des äußern und innern Baues der officinellen Thiere, so wie ihrer ganzen Lebensgeschichte; den vollen Werth dieser eminenten Arbeit können nur solche Naturforscher, welche mit der vergleichenden Anatomie hinreichend vertraut sind, vollständig würdigen. Ein anderes Ziel verfolgt unser Verf., wie dieß schon gleich der Titel andeutet. Ihm ist die Beschreibung der Thiere die Neben-, ihre officinelle Verwendung die Hauptsache.

Daß in dieser Beziehung der Verf., der durch seine Leistungen in der Pharmacie bereits einen ehrenvollen Ruf sich begründet hat, Vorzügliches leisten werde, ließ sich schon im Voraus erwarten. Im Besitze einer eigenen großen Sammlung, bey ausgedehnten Verbindungen und wiederholten Reisen an die deutschen Stapelplätze der im Welthandel vorkommenden Droguen, brauchte er sich zur Schilderung der officinellen Thierstoffe nicht auf das Compiliren zu beschränken, sondern konnte nach eigenen reichhaltigen Erfahrungen die Beschreibung derselben entwerfen. Daher findet man bey allen Hauptartikeln, die in diesem Lehrbuche verhandelt werden, eine auf selbstständige Ansicht begründete kritische Sichtung der gewöhnlichen Angaben, theils althergebrachte Irrthümer über die thierischen Arzneystoffe zurückweisend, theils neue Erfahrungen einführend. Als Belege hiefür dienen hauptsächlich die Artikel über Bibergeil, Moschusbeutel, zu deren richtiger Unterscheidung der Sorten und zur Sicherstellung gegen Betrug drey schöne lithographirte Tafeln beygegeben sind, ferner die Auseinandersetzung der Hausenblasen- und Galläpfel-Sorten, der Blutegel-Zucht u. s. w. Da zugleich auch die neuesten und besten Analysen der officinellen Thierstoffe beygefügt sind, so hat der Verf. hierdurch ein höchst brauchbares Lehrbuch geliefert, dem die allgemeine Anerkennung nicht entgehen kann.

In der Anordnung ist der Verf. dem zoologischen Systeme gefolgt, indem er mit den obersten Thieren beginnt. Voraus geht eine Uebersicht der Klassen, von denen er 14 aufführt, unter welchen also die wirbellosen Thiere mit 10 betheiligt sind. Bey dieser großen Anzahl der Letztern muß es kommen, daß die Hälfte derselben gar kein officinelles Thier aufzuweisen hat. Da in einer pharmaceutischen Zoologie aber mit Recht die Zoologie überhaupt die geringere Berücksichtigung erfordert, manche Zoologen auch gegen die Vervielfältigung der Klassen sich erklärt haben, so würde es zweckmäßiger gewesen seyn, wenn Verf. die Eintheilung in 5 Klassen (Mollusken, Insekten, Krustenthiere, Würmer und Strahlthiere) angenommen hätte, wodurch ihm der Vortheil geworden wäre, aus jeder derselben Thiere aufführen zu können. Bey Vipera Berus hätte auch noch Vipera Redi erwähnt werden sollen, da diese es ist, welche im westlichen und südlichen Europa hauptsächlich benützt wird. Daß die Korallenflechte eigentlich zum Pflanzenreiche gehört, hat der Verf. selbst bemerkt; auch die Spongien, welche er zweifelhaft und daher nur anhangsweise aufführt, und deren vegetabilischer Charakter sich immer mehr bestätigt, wird er bey der nächsten Ausgabe doch mit besserem Rechte der Botanik zuweisen.

Andr. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Spicilegium Vaticanum. Beyträge zur nähern Kenntniß der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters ꝛc.

(Schluß.)

Ref. erinnert nur an den Anfang einer Uebersetzung von Wolframs von Eschenbach heiligem Wilhelm:

Alme Deus munde, sine naevo, trinus et une,
Cuncta creata tua sunt, tu Deus omnicreator etc.

welche in Lachmanns Ausgabe Wolframs S. XLIII. aus einer Münchner Handschrift abgedruckt ist.

Den Text hat Hr. Greith, da er nun einmal nicht in dem Falle war auch die andern Handschriften benutzen zu können, treu so, wie er ihn in der seinigen fand, wiedergegeben. Nur hie und da hat er sich Veränderungen erlaubt. Auch von dem Vorhaben, ein Wörterbuch beyzufügen ist er nach der Hand wieder zurückgekommen, indem Benecke's ausgezeichnetes zum Iwein auch für Gregor vollkommen hinreiche. Dafür hat er die schwierigern Stellen in den Noten theilweise zu erklären gesucht, ein Verfahren, wodurch sich mancher Leser sehr gerne das lästige Nachschlagen erspart sehen wird. Im Ganzen ist der Sinn hinreichend getroffen, und wenn es hie und da minder der Fall seyn sollte, so wird dem Herausgeber seine Entfernung von den nöthigen Hülfsmitteln bey jedem Billigen zur Entschuldigung dienen.

Willkommen war dem Ref. gleich im Verse 203 das Adverb **gelîme** als bisher vergebens gesuchter älterer Beleg zum bayerischen **gleim** (b. Wörterbuch II. 93.), mit welchem ohne Zweifel auch das Particip **gelîmet** 2717. 3194 zusammen zu halten ist.

So kommen noch andere, sonst seltne Ausdrücke vor, die nicht erklärt sind, z. B. 2459 **sâmer** (gesellschaft, **diu sâmer belibe**, die besser unterbliebe), 1716 **el=lich**, alienus, fremde. Unter den Stellen, die in Bezug auf ihre Erklärung oder sonst aufgefallen sind, hebt Ref., seine abweichende Meynung beyfügend, die folgenden aus.

142. **hengen** wohl zugeben, gestatten, wie 165. 180.

250. ist für **versuchte** der Handschrift gesetzt **verschvote**, ein unerhörtes Wort. Zu Sinn und Reim würde ohne Zweifel besser stimmen **verhuote**.

671. **daz schein daran** das zeigte sich daran.

771. **Der** bezieht sich ohne allen Zweifel auf den eben vorher genannten Abt.

792. für **verdoz** wohl zu lesen **verdroz**.

793. **diu stat** opportunitas.

803. **ie sa churn si den tac** alsbald sahen sie den Tag d. h. wurde es Tag.

838 — 840. Sie hätten es auch wohl gethan d. h. hätten den Abt belogen, wenn ihm die Sache nicht durch Gottes Güte, nämlich das Weinen des Kindes, kund geworden wäre.

846. 3643. **der gewâre** der fromme, Gott getreue.

851. 1435. **crede mich** Betheurungsformel des Abts, wohl nichts anders als lateinisch crede mihi.

1132. **bliwen**, 1146 **harnschar** mislich erklärt.

1305 statt **în ehte** ohne Zweifel zu lesen **mehte**.

1380. Zu den Worten des jungen Gregorius: **(ie) stuont ze riterschaft min muot, ichn wart nie mit gedanche ein baier noch ein**

franche erklärt der Herausgeber durch die Bemerkung, daß die Bayern und Franken meist als Fußvolk in den Heeren der deutschen Kaiser gedient.

1391 ireverte?

1435 wundern statt wenden?

1573 fiunfzech unde hundert sind hundert und fünfzig. Die 17 Mark gaben also jedes Jahr 10 Mark Gewinns.

1611 tu statt ru? schin tun zeigen.

1746. 1763 getâte statt geräte? 2994 getaten statt geraten.

1947 zoumen den feindlichen Reiter, sich seines Zaumes bemächtigen.

2380. 2630 ungeborn unedel von Geburt.

2473. bewegen sich eines Dinges, es aufgeben.

2620 swer statt iwer?

2719 dine fuoz solden breit sin.

2840 aschman muß wohl den geringsten aller Diener einer Hofhaltung (etwa einen Cenerentolo) bedeuten.

2907 rîfen statt rieffe.

2956 wer in wäre gesat statt gervt?

3031 stich one huofflach, ein nicht von Saumthieren betretener ungeberter Steig.

3088 gellen entgällen?

3218. 3220 erwalchen statt erwaschen?

Die Schlußverse des Dichters:

Bi disen guoten maeren
von disen sundaeren,
wie si nach ir grozen schulde
erwurben gotes hulde,
da ensol niemer an
dehein sundiger man
genemen boesez bilde;
si er got wilde,
daz er iht gedenche also:
Nu wis du vrevel unde vro,
wie soldest du verwazzen wesen?
sit daz dise sint genesen
nâch ir grozen meintât,
so wirt dîn als guot rât.

deutet der Herausgeber: An dieser Mähre ... soll kein sündiger Mann böses Beyspiel nehmen; hat er aber Gott beleidiget, so sey er unverzagt

und froh und lerne aus dieser Geschichte, daß auch er dem Fluch noch nicht verfallen sey, sondern durch wahre Reue Gnade bey dem Herrn finde. Ref. glaubt, daß der Dichter im Gegentheil einschärfen wolle, es solle ein seinem Gott entfremdeter Mensch auf diese Geschichte hin mit nichten denken: ey laß es gut seyn; sind diese nach solchen Uebelthaten genesen, so kann es auch dir nicht fehlen.

Seinem Texte getreu läßt der Herausgeber das v mit übergeschriebenem o bald für u, bald für ü, bald für ou, bald für uo gelten. So wechseln ohne Regel e und ae, i und ie u. î, ei und aei u. s. f. Druckfehler sind wohl z. B. 235 si st. sich, 266 zwiv st. zwir, 509 gemaeine st. genaeme, 1466 got st. guot, 554 inerste st. meiste, 3418 ierwitze st. itewitze, 3545 heilchen st. heilcheit. Vrgl. noch 1613. 1749. 3437. 1543. 2868. 2499. 2215. 2237. 3729. 3738.

Man sieht, es sind der kleinen, bey Arbeiten dieser Art sozusagen unvermeidlichen Gebrechen so wenige, daß Hrn. Greith das Lob einer ganz brauchbaren, dankenswerthen Ausgabe nicht entstehen kann.

Mit Recht ist der Einleitung zu dieser Dichtung Hartmanns auch das Wenige eingeflochten, was man bisher über dessen Heimath, Geschlecht und Leben zu erkunden im Stande gewesen. Der Herausgeber hat dabey eine Abhandlung zu Grunde gelegt, die ihm Hr. Baron Joseph v. Laßberg (welchem Freunde unsrer alten schönen Literatur wäre Meister Sepp von Eppishusen nicht bekannt?) aus dem reichen Schatze seiner Forschungen über das Leben der mitteldeutschen Minne- und Meistersänger mitzutheilen die Güte gehabt.

Dazu hat überdieß schöne Frauenhand, nach dem Weingartner Codex, das Bild des ritterlichen Sängers beygesteuert, das dem Titelblatte unsers Buches gegenüber steht.

* * *

Die vordere Hälfte dieses Spicilegiums ist bibliographischen Notizen über die Handschriften der Vaticanischen Bibliothek gewidmet.

Der Verf. war im Falle gewesen, auf Gesuch des Secretärs der englischen Record-Commission, C. Purton Cooper, die St. Galler Handschriften für britische Geschichte zu bearbeiten und hatte nach

dieser Leistung eben daher im J. 1834 den Auftrag erhalten, nach Rom zu reisen, um die dortigen Sammlungen für denselben Zweck zu untersuchen. Die Schwierigkeiten, die sich, nach der Klage von Männern, wie Pertz, Graff u. a., in der Vaticana einer freyern Forschung entgegen stellen, hatte er um so weniger unüberwindlich geglaubt, je mehr das Geschick, das er in seinem Vaterlande (St. Gallen) erfahren, geeignet seyn müßte, ihm dort wenigstens das Vertrauen zu bereiten, daß es weder in seiner Neigung noch Aufgabe läge, in der Weise Potters auf zweydeutige Diarien Jagd zu machen und wahre oder auch erdichtete Skandale vergangener Zeiten herauszustöbern.

In der That erhielt er zu Rom nach und nach freye Einsicht in alle Handschriftenverzeichnisse und verfaßte in dritthalb Jahren eine Bibliotheca Vaticano-britannica, worin er alles, was sich auf der Vaticana oder den übrigen Bibliotheken zu Rom für britische Literatur und Geschichte vorfand, in Catalog-Auszügen, in Beschreibung und Vergleichung der Handschriften und endlich in Abschriften von ungedruckten Denkmalen zu bearbeiten versuchte.

Ueber dieser Hauptaufgabe aber verlor er was auch andere Literaturen, namentlich die deutsche betreffen konnte, keineswegs aus dem Auge.

Und so verdanken wir seinem Fleiße die in dieses Spicilegium niedergelegten schätzenswerthen Nachrichten sowohl

I. über die Handschriften-Cataloge der Vaticana und anderer römischen Bibliotheken überhaupt, als

II. über altdeutsche, lateinische und französische Handschriften derselben Bibliotheken, die sich auf die deutsche Literatur des Mittelalters beziehen, insbesondere.

Eine Bibliothek, besonders eine Bibliothek von Handschriften, ohne Catalog ist ein Wagen ohne Räder. Einen wesentlichen Theil ihrer Geschichte bildet immer die ihrer Catalogisirung. So finden wir denn hier eben sowohl frühere Cataloge, auf deren Einrichtung und Numerirung zu ihrer Zeit alle literarischen Nachweise lauteten, als die spätern und noch jetzt geltenden aufgezählt. Dermalen ist in der eigentlichen Vaticana das Inventarium über die lateinischen Handschriften, worunter auch die italienischen, provençalischen, französischen und deutschen gezählt werden, auf acht Bände angewachsen und läuft bis Nummer 7200, so daß noch Mehreres ungeordnet und nur in abgerissenen Blättern daliegt.

Aus diesem Inventarium hat ein Domenico Raynaldo mit mehr als italienischem Fleiße die Anfangsworte oder Initia aller einzelnen Schriftstücke in ein alphabetisches auf die Cataloge hinweisendes Verzeichniß gebracht, eine Arbeit, über deren Nutzen so wenig Zweifel seyn kann, daß man sich vielmehr wundern muß, wenn diese Idee in der übrigen gelehrten Welt nicht mit Rücksicht auf die frühere Literatur überhaupt und ohne Beschränkung auf bestimmte Bibliotheken durchgeführt worden ist.

Wie häufig ist, besonders bey ungedruckten Schriftstücken der Name des Autors unbekannt oder unangegeben, wie willkührlich kann der Titel wechseln? Da bleibt zur sichern Individualisirung und Charakteristik nichts übrig als der Anfang. Das Praktische einer solchen Bezeichnung haben nicht bloß die Hebräer und andere Orientalen (sie benennen die verschiedenen heiligen Bücher nach deren Eingangsworten), sondern auch die deutschen Nordländer (um bloß an die Heims(ins) Kringla zu erinnern) eingesehen. Auch an den Bullen der Päbste erweist es sich.

Herr Greith verspricht S. 10, dieses in der Bibliotheca Vallicellana des Oratoriums di S. Filippo Neri liegende Verzeichniß, so weit es die anonymen Werke der Vaticana begreift (auch das über die Werke benannter Autoren würde Beyfall finden), in einem zweyten Bande dieses Spicilegiums abdrucken zu lassen, nimmt aber leider in der spätern Vorrede S. IX. dieses Versprechen zurück.

Nach der eigentlichen Vaticana werden die mit ihr vereinten Palatina, Christina oder Alexandrina (jene hat als Siegesbeute eines katholischen, diese als die eines protestantischen Helden des dreyßigjährigen Krieges aus Deutschland ihren Weg nach Rom gefunden) und Ottobuana in gleicher Weise durchmustert und die Summe aller vaticanischen Handschriften auf 22,924 angegeben. Sodann folgen das vaticanische Archiv, aus welchem Monsignor Marino Marini nicht weniger als 12000 Urkunden für, die englische Recordcommission hat abschreiben

lassen, und fast ein Duzend anderer in ihrer Art reichhaltigen, zum Theil schwer zugänglichen Bibliotheken Rom's und der Umgebung.

In der Abtheilung II. giebt der Verf., bey Beschreibung einzelner Handschriften, aus Nr. 566. der Christina Bl. 50 das Bruchstück eines altdeutschen Glossars aus dem Anfang des IX. (?) Jahrhunderts, interlinear und marginal mit sehr feinen Schriftzügen geschrieben, das vermuthlich von einem erst deutsch lernenden, aus dem innern Frankreich gekommenen Mönche herrührt; wenigstens scheint er seine deutschen Wörter und Phrasen nicht sehr grammaticalisch aufgefaßt zu haben, was in gewisser Hinsicht sein Niedergeschriebenes um so interessanter macht, weil es über damalige Aussprach-Verhältnisse belehren kann. Um dieses Fragment gehörig beurtheilen zu können, müßte man es im Facsimile vor sich haben, denn nicht alles scheint, so wie es hier im Drucke gereiht ist, zu einander zu gehören.

Zu **ansco** (Handschuh) gehört ohne Zweifel als Erklärung **guanti**. Auf ächt romanische Weise giebt der Schreiber das deutsche **uu** oder **w** meist durch **gu**: **guanbe** (**wamba**) venter. **guaz guildo** (**waz wiltu**) quid vis.

sc, **sn** wird ihm zu **esc**, **isn**. **esconae chanes** bellus vasallus, **isnel chanes** velox vasallus. **chanes** wird wohl das alte **cheneht Chneht** (Knecht) seyn sollen, in welchem der Romane das gehauchte **ht** als **s** gehört haben mag, wie ihm denn das **h** am Anfang sonst überall entgeht. **Ecumes min erre us** (**ih cum uz mînes herren hus**) venio de domo senioris mei etc.

Diesem Glossar reiht Hr. Gr. [illegible] ebenfalls einem Fremden, nämlich einem Schotten zugeschriebenes weit richtigeres an, das sich in dem Duodez-Codex sec. VIII. Nr. 913. der St. Galler Bibliothek befindet. Auf den letzten sehr übel erhaltenen Blättern hat Ref. seiner Zeit Einiges anders gelesen.

Aus Nr. 338. der Christina Bl. 68 wird ein kleines Recept in angelsächsischer Sprache zum Besten gegeben. Leider hat der Setzer die angelsächsischen Zeichen für **w** und **th** mit unrichtigen lateinischen verwechselt. Es sollte wohl heißen:

This sceal man wid gedrif writan on threom leacbladan. Bl. 180 wid blodryne.

Nun wird Nr. 1354 der Christina sec. XIII., worin außer der oben besprochenen Legende von Gregor auf dem Steine, auch Striker's Carl der Große enthalten ist, dann Nr. 1423 derselben Bibliothek mit Strikers moralischen Gedichten, dem Bischof Bonus ꝛc., Nr. 396. der Palatina, Nr. 4763. der Vaticana mit deutschen geistlichen Schriftstücken des XIV. Jahrhunderts vorgeführt.

Wenn sich auch noch andere Codd., von denen einige bestimmt nach Heidelberg zurückgegeben worden sind, besprochen finden, so scheint sie Hr. Gr. bloß in den Katalogen und nicht in der Wirklichkeit gesehen zu haben. Es wäre der Mühe werth gewesen, von der Nr. 54. der Palatina, in welcher „Anonymi Evangelistarum harmonia theutonice“ enthalten seyn soll, Einsicht zu nehmen, ob sie wirklich die Uebersetzung des Pseudo-Tatian aus dem IX. Jahrhundert, oder irgend ein jüngeres Werk der Art sey.

Zum Schlusse wird eine Reihe von solchen lateinischen und altfranzösischen Handschriften besprochen, welche den Sagenkreis von Karl dem Großen, von Artur und seiner Tafelrunde, Weissagungen, Visionen, erotische und endlich geistliche Dichtungen enthalten. Bey Gelegenheit von Nr. 1587. der Christina, in welcher Gedichte des Joannes Scotus Erigena an Karl den Kahlen vorkommen, verspricht Hr. Gr., daß er dessen bisher unbekannten philosophischen Commentar über das erste Buch des Pseudo-Dionysius de coelesti hierarchia, welcher wichtige Aufschlüsse über die Lehre des Erigena vom heiligen Abendmahl enthalte, aus der vatikanischen Handschrift später herausgeben werde. Auf Seite 98 — 106 findet man aus Nr. 1474 der Ottobuana die Prophetia Ambrosii Merlini de Septem regibus cum expositione Joannis Cornubiensis, S. 123 — 131 aus Nr. 288 der Christina, wo sie mit musikalischen Noten des XIII. Jahrhunderts vorkommt, Petri Abailardi Planctus in extenso abgedruckt.

Man sieht, aus diesem Büschel winken schätzbare Aehren von mehr als einer Fruchtart entgegen.

Schmeller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet. vindicated; being a refutation of certain published Remarks of Colonel Vans Kennedy, President of the Bombay branch of the Roy. As. Society, by Sir Graves C. Haughton Knt. cet. London 1835.

II. Die Philosophie der Hindu. Vädänta Sära von Sadänanda, sanskrit und teutsch ꝛc.

Zweyter Artikel.

Mit dem Begriffe des Vaedänta = Systems, welchen Ref. im I. Artikel (Nr. 210 — 214 dieser Blätter 1837) gegeben hat, stimmt auch H. T. Colebrooke's Darstellung des Vaedänta in den Transactions of the Roy. As. Soc. Vol. II. Schon in der Introduction zu seinen Abhandlungen on the Philosophy of the Hindus Vol. I. p. 19. sagt er: der, dem Vjäsa zugeschriebene Vaedänta ziehe aus dem Text der Väden eine höhere Psychologie, a refined psychology which goes to a denial of a material world. Unter der materiellen Welt hier kann er jedoch nach allem nur verstehen संसार die vorübergehende, erscheinende, äußerlich materielle Welt, welcher, als für sich bestehend genommen, Vjäsa die wahre Wirklichkeit abspreche.

Im Eingange zu seiner Analysis der Sütren des Vjäsa (Vol. II. p. 10. der Transact.) und in der Folge führt Colebr. auf den wichtigen Unterschied des Vaedänta vom Sänkhja des Kapila, diesem alten Dualismus, der das doppelte Absolute, das Unempfindliche einer bewußtlosen Natur und die absoluten Geister setzt; da im Gegentheile dem Vaedänta, einem concreten Monotheismus, von des allwissenden höchsten Geistes Wesen und Willen selbst Entstehung, Erhaltung, und Auflösung, so wie die höhere Geistesentwicklung und alle Offenbarung ausgehen. Nach p. 26. 25. a. a. O. wird der Geist von ihm dargestellt als ein reiner denkender, Paramätman als Sheer sense, mere intellect and thought, mit dem der eingeleibte, lebendige Geist, the embodied spirit, who is in this earth, dshïvätman, innigst vereint ist. Nach p. 21. 22 erheben sich durch seinen Willen die Urelemente, geistigen Principien in seinem Wesen वस्तुनि indem sie sich aus einander entwickeln, aus ihnen alle anderen Dinge, die in derselben, aber umgewandten Ordnung von aussen nach innen zurückkehren. S. 22, 23 sind die individuellen, selbstbewußtseyenden Geister, ohne äußere Dimensionen, theilen im höchsten Wesen seine Unendlichkeit, sind अंशा: wirksame Formen, substantielle, thätige Bilder desselben (portions nicht in dem Sinne von materiellen Theilen, für die Colebr. selbst anderswo andere Ausdrücke braucht), ungeboren, ewig, in demselben höchsten Geisteswesen, das durch ihre individuelle Verleiblichung und deren Folgen nicht afizirt wird. Wenn sie nach Kapila nur leidend, wahrnehmend, bey der, allein thätigen Natur, wie die Zuschauer bey der Schauspielerin, so werden sie

nach dem Vaedãanta, vom höchsten Geiste, dem Regierer des Universums, in ihrem fortschreitenden Wollen, Wissen und Thun, ihren eigenen früheren Intentionen gemäß, nach den vorausgehenden, ihren Formen entsprechenden Anlagen geleitet, wie von derselben befruchtenden Regenwolke die verschiedenen Saamen zu den vielformigen Pflanzen ihrer Art entwickelt werden. S. 29. ff. geht in der Rückkehr des eingeleibten Geistes weder sein erlangtes hohes Wissen noch seine wirksame gute That verloren im lebendigen und höchsten Geiste, vielmehr ist er durch beyde in der Aufhebung, Verinnerlichung seiner getrennten Aeußerlichkeit im höchsten Geiste befreyt, unsterblich. Nur in Ansehung der, dem Befreyten zukommenden Eigenschaften und Zustände sind die alten Vãdãntalehrer nicht ganz einstimmig S. 33.

Dieses Wenige mag hinreichen, Colebrooke's Darstellung des Vaedãnta zu charakterisiren und zu beweisen, daß Col. Vans Kennedy (der gelehrte Verf. philologischer und mythologischer Schriften) ihn mißverstanden habe, und keinen gültigen Grund zu der Beschuldigung haben könne, Colebrooke halte den Vaedãnta, für einen Materialismus oder materiellen Pantheismus. Er bezeichnet vielmehr deutlich, die Hauptpuncte der Geistesphilosophie des Vaedãnta, wenn er sie auch im Ausdrucke nicht immer beyzubehalten und durchzuführen scheint.

In der ersten Abweisung der Beschuldigung von Vans Kennedy setzt der berühmte Sir Gr. Haughton der Behauptung desselben: die Hindu hätten kein Wort, daß unserem Begriffe von Materie entspreche, die im Manu I. 27 vorkommenden Mãtrã entgegen, welches Wort die Substanz bedeute, aus der die Dinge gemacht werden.

Ferner bemerkt Haughton mit Recht, Colebrooke lasse von dem Vaedãnta die Natur nicht von Gott unabhängig setzen, vielmehr ihr nur ein vom Schöpfer abhängiges Daseyn beylegen. Diese Gleichsetzung der Quelle der Dinge mit Gott sey kein Materialismus.

Unmittelbar nach dieser ersten schätzbaren Abweisung von Haughton erklärte sich Ref. in der schon oben S. 661 genannten umfassenden Beleuchtung der Remarks des Col. Vans Kennedy besonders über die Puncte, auf welche dieser am meisten baute, die am leichtesten mißverstanden werden, und auch noch ein allgemeineres Interesse haben. Ref. glaubt daher, der Zeit nach hier sie nicht übergehen zu dürfen.

Denn inneren Act der Beziehung des Urdenkenden zum Bewußtlosen, die im höchsten Geiste ungeschieden sind, diesen genetischen Act, welchen der Vaedãnta als den inneren Grund der äußeren Existenz anerkannt, hat man äußerlich, falsch so verstanden, daß die äußeren Dinge nicht seyn würden, wenn wir sie uns nicht vorstellten, und in diesem Sinne hat man sich auf W. Jones berufen (Transact, R. A. S. III. 414), nach welchem, dem Vaedãnta gemäß, alle Körper und ihre Eigenschaften nur so fern existiren, als sie von uns wahrgenommen werden. (The fundamental tenet of the Védánti School — consisted — in contending that it (matter) has no essence independent of mental perception; that existence and perceptibility are convertible terms cet. Eine dem Vaedãnta ganz fremde Behauptung.

Ferner betrachtet Vans Kennedy im Vaedãnta die Absonderung der Energie des höchsten Wesens von diesem und die Ertheilung einer unabhängigen Macht an sie zur Hervorbringung der Welterscheinungen als einen der unbegreiflichsten Gedanken, die je einem Philosophen vorgekommen sind. Ebend. S. 419. The thus separating his energy from the supreme being and giving to it an independent power, is certainly one of the most incomprehensible conceptions that ever occurred to a philosopher.

Dieſes iſt es aber auch nicht, was der Vaedânta behauptet, welchem gemäß es nicht ein bloßes leeres höchſtes Weſen supreme being iſt, das ſeine Energie entlaſſen oder abſondern ſoll, die es nicht hat; ſondern der höchſte Geiſt iſt es (wie wir ihn im I. Art. kennen gelernt haben), in deſſen Weſen, einig mit ſeiner verborgenen ewigen Macht, das Nichtweſen oder Bewußtloſe ſich ſammt der ganzen Vielheit des Unempfindlichen erhebt. Dieſe Erhebung wird nicht gedacht als eine ſolche Abſonderung, Separation, dieſer Macht oder von ihm. Nur dadurch, daß ſie in ihm zugleich ewig, wirklich, einig in Durchdringung mit ihm iſt und bleibt, kann ſie außer ihm in Geſonderheit erſcheinen, wie getrennt, da ſie in ihm einig iſt. Wer ſich aber dieſelbe in ihrer Trennung nicht denken kann, iſt auch nicht im Stande, ſie in ihrer wirklichen lebendigen Einheit zu denken, und umgekehrt.

Eine Verwirrung, welche tief in das Weſen des Vaedânta geht, und ſeinen Grundbegriff zerſtört, iſt dadurch entſtanden, daß man dem Namen Mâjâ, welchen die Natur Prakriti erhalten, häufig ohne Unterſchied die Bedeutung von Illuſion, Täuſchung, Verblendung, Betrug u. d. beygelegt hat. Dieſe Bedeutung wird aber weder durch die Bildung des Wortes noch durch einen alten oder allgemeinen Gebrauch desſelben gerechtfertigt. Mâjâ माया beſteht aus मा mâ und dem Suffix. foem. या, wodurch aus Wurzeln nomina abstracta gebildet werden. मा mâ kann man aber nehmen entweder in der Wurzelbedeutung von meſſen oder in der anderen der prohibitiv Particul μὴ wie mâ regelmäßig und häufig vorkommt. Im erſten Falle geſchieht die Bildung (wie aus विद् vid wiſſen vidjâ die Wiſſenſchaft, das Wiſſen, कृ kri thun krijâ das Thun u. a. m. ſo) aus mâ mit jâ das Meſſen, die Meſſung, Maaßgebung. Mit der praepos. nir außer, wie in निर्म्माण Nirmân'a u. a. bedeutet mâ hervorbringen, bilden u. d. So mit nir verbunden kommt es häufig vor z. B. manu I. 13. u. a. — Im anderen Sinn als prohib. Partikel kann aber mâ, mit demſelben Suffix jâ, nur das Nichtſollen, Nichtſeynſollen μὴ εἶναι anzeigen, wie Ref. ſchon oben S. 665 angedeutet hat. Man mag nun mâjâ im erſten oder zweyten Sinn nehmen (wo doch auch die erſte Bildung das Nicht – ſo – bleiben – ſollende andeuten könnte), in keinem von beyden darf man ſie als bloße Illuſion denken. Auch der neuere Sprachgebrauch fordert dieſe Bedeutung wenigſt nicht ausſchließend. Wilſon führt in ſeinem Dict. unter andern auch folgendes an: understanding, human intellect (मनस्), Lakshmî, philos. Idealism, personified in mythology as a female, the consort of Brahma or god. Wilſon leitet mâjâ ab von mâ measure, ſo: the medium, through which all things are seen and by which they are estimated.

Man ſieht, in welchem Sinne auch Brahmâ und Siva, jeder von beyden मायिन् mâjin (mâjâ mit in der Bildungsſylbe der possessiva) genannt werde, nämlich als die mâjâ beſitzend, mit ihr verbunden.

Demnach kann Mâjâ im Sinne von Täuſchung weder die Macht des Geiſtes, die ungeborne Eine, noch das Univerſum als Geſammtheit समष्टि des Verſchiedenen genannt werden. Auch in der Geſammtheit iſt aber die Geſondertheit व्यष्टि, und nur ſo fern wird dieſes Ganze mit Brahma identiſch geſetzt सर्व्वङ्खल्विदम्ब्रह्म. Wenn die vorübergehende Welt संसार, die als ein, dem Subject engegengeſetztes, Object außer der Einheit beyder beſtehen

soll, dem Vaedãnta keine wahre Wirklichkeit hat; so ist sie ihm doch so fern nicht bloß Täuschung, als selbst das Veränderliche vom Unveränderlichen entsteht, sein Reflex ist, सम्भवत्यव्ययाच्चयम्. एवम् परमात्मा संसारमायया न संस्पृश्यते; demnach wird der höchste Geist dadurch nicht befangen. Denn er ist über der, welche aus seinem Wesen, diesem Einigen selbst entgegen, sich erhoben hat, und ausgeschlossen ist. Was der reine Vaedãnta läugnet, ist die Wirklichkeit des Bestehens dieser äußern vergänglichen Welterscheinungen in ihrer Abgesondertheit. Es ist daher nicht im Sinne des Vaedãnta, was von Vans Kennedy (in den Transact. III. 419.) gesagt wird: The illusive appearances, of which alone this universe consists.

Beyde dürfen nicht verwechselt werden. Selbst in dem Gleichnisse von dem, für eine Schlange gehaltenen, Seile wird doch die Wirklichkeit von diesem als Träger des Scheines von jener gedacht, deren Vorstellung von ihm bestimmt ist. In dem Saamen der Ausbreitung der vorübergehenden Welt ist die Natur des allwissenden Herrn selbst, welche die Macht der Mãjã, d. i. der Verstandesthätigkeit besitzt; so ist die Einheit in der Vielheit mächtig. Nur die Secten, wie, nach dem Sãnkhja des Kapila, die Bauddhen u. a., welche die Wirklichkeit des Universums auch in seiner Einheit läugnen, nennen sie und ihren Grund so wie alles daraus Entstehende Mãjã im Sinne von Täuschung, die auch im Leeren शून्य ist. In diesem Sinne ist Mãjã als Illusion die Mutter des Buddha, welcher Mãjãsuta मायासुत „der von Mãjã geborne“ genannt wird. Immer könnte diese einer falschen Imagination, λογισμῷ τίνι νόθῳ des Platon ähnlich betrachtet werden.

Die Mãjã als Täuschung kann aus der höheren Mãjã entstehen, und wir wissen, daß es geschen ist; aber diese ist nicht jene.

Demnach ist in Rücksicht auf Mãjã der abstrakte, leere Spiritualismus, oder spirituelle Pantheismus, den Vans Kenedy im Vaedãnta annimmt, diesem eben so fremd als der abstracte Materialismus, oder materielle Pantheismus und der absolute Dualismus.

In dem gelehrten Streit ist hier eine der wichtigsten Fragen geworden: Wodurch im Sanskrit Materie bezeichnet werde, indem Vans Kennedy einerseits S. 421 behauptet, die vier vorzüglichsten Schulen der indischen Philosophie verwürfen einstimmig den Begriff von Materie; und Seite 422 The Védánta rejects an eternal matter coexistent with him (with the supreme being) and a matter created ex nihilo; andererseits aber doch sagt: The sanskrit language does not contain any term equivalent to the word Matter. Demnach würden sie verwerfen, was sie nicht nennen, also wohl auch nicht denken können! Dagegen beruft sich Sir Gr. Haughton auf den in Manu. I. 27. vorkommenden Ausdruck मात्रा mãtrã. Dadurch wird nun wohl der Begriff von der, in die äußeren Sinne fallenden Materie, den Vans Kennedy hat, nicht unmittelbar bezeichnet, wohl aber der von Colebrooke, den er beabsichtigt. Wenn nämlich nach Colebrooke den Vaedãntinen der höchste Geist die materielle sowohl als die wirkende Ursache der Welt ist; so muß materiell im höheren Sinne, eben wie mãtrã bey Manu als आत्ममात्रा Geistesmoment, geistiges Maaß nicht für emanation from the supreme spirit, wie W. Jones übersetzt, genommen werden, was man aus Manu I. 16. 19. u. a. O. (vrgl. Kullũka's Scholien) deutlich sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Vêdânta Sâra von Sadânanda, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Mâtrâ foem. oder Mâtra neutr. kommt wie Mâjâ, die damit innigst verwandt ist, von मा messen und dem Suffix. त्र (त्रा f.), womit nomina instrum. gebildet werden, und bedeutet das, wodurch den Dingen ihr Maaß bestimmt wird. Nämlich I. 16. „in den geistigen Maaßen (den Geistesmomenten) hat er (der Schöpfer), „mit eingegangen in die übersinnlichen Glieder der sechs unendlich mächtigen, alle Geschöpfe hervorgebracht“ (निर्म्ममे von nir und mâ), तेषान्त्ववयवान् सूक्ष्मान् षण्णामप्यमितौजसाम् । सन्निवेश्यात्ममात्रासु सर्व्वभूतानि निर्म्ममे ।।16।। Mittelst dieser mâtrâ, welche auch I. 27. Schol. सूक्ष्माः-विपरिणामिन्यः die übersinnlichen, unwandelnden genannt werden, entstehen die dem Geiste selbst eigenen Naturprincipien der ursprünglichen Elemente आकाशादीनि, aus denen die Momente des geistigen Leibes सूक्ष्मशरीर hervorgehen, zu welchen die Naturvernunft बुद्धि, der Verstand मनस्, die fünf Sinnesmächte इन्द्रियाणि u. d. übr. gehören. S. Vaed. Sâra S. 5 Z. 23 S. 6 Z. 1 vgl. S. 5 Z. 20. ff.

Nach Kallûka zu Manu I. 19. sind die Mâtrâ शरीरसम्पादकभागाः d. i. die großen Momente, (Antheile) der geistigen Leibesorganisirung. Nach Manu. I. 56. geht der Hervorbringende, erfüllt mit denselben geistigen Elementen-Principien des übersinnlichen Substantiellen अणुमात्रिकः, ein in den Samen der Pflanzen und Thiere, wo er mit entlassen, die höhere leibliche Geistesform मूर्त्तिम् frey macht.

In Manu werden auch die Mâtrâ ewig मात्राः शाश्वतीः genannt, von denen der Charakter des einzelnen Menschen hervorgebracht wird; so मात्रेभ्यो निर्म्मितः VII. 4. 3. Kullûka nennt dieselben मात्रा अंशान् सारभूतान् wesentliche Momente, substantielle Lebenskräfte u. d.

Aus den Mâtrâ sollen nach Manu XII. 16. die Gestorbenen neue Beleibung erhalten. Als die Principien der Elemente und Sinne und Sinnesobjectivitäten werden sie selbst nach den Namen und in der Ordnung der fünf Elemente genannt. Es verdient damit verglichen zu werden, wie sich Empedokles und selbst Platon im Timâos diese Beziehung der Elemente dachten.

Die Entstehung aus diesen mâtrâ Urstoffen, wenn man sie so nennen will, geschieht durch

परिणाम parin'āma, d. i. wörtlich: Umbeugung, (Formwandlung, Anderswerden, Qualitätsveränderung), eine geistige Scheidung und Combination, die im Denken und Wollen vor sich geht, wo auch an keine absondernde Herausseţung in den Raum, Emanation u. d. gedacht wird. — Die Hervorbringung der Dinge ist in Manu wie in dem spätern Vaedānta die vom Denken durch die Macht des Wollens mittelst parin'āma bewirkte Erscheinung des Wesens der Bestimmungen der Dinge. In Gotama-Njāja III. 87. wird Parin'āma genannt, das Offenbar-werden einer andern Qualität, परिणामशब्दार्थो गुणान्तरप्रादुभावः. In Bh. Gītā XVIII. 37. ff. wird in Parin'āma (Umwandlung) das Gift wie Trank der Unsterblichkeit विषम् परिणामे ऽमृतोपमम्. Manu VIII. 26. Schol. wird der nach Innen getretene Verstand durch die Form der Vernunft umgestaltet, reif, vollendet. — अन्तर्गतम् मनो बुद्धिरूपेण परिणतम् o

Manu XII. 119. सर्व्वं जगदात्मन्येवाव. स्थितम् (परमात्मपरिणामत्वात्) d. i. die ganze Welt wohnt nur im Geiste (aus dem Grunde der Umwandlung, der Reife im Geiste.) XII. 91. Schol. सर्व्वाणि भूतानि परमात्मपरिणामसिद्धानि. —

Kurz Parināma findet man nirgends für Emanation, sondern wie विकार Vikāra für Umwandlung im genannten Sinne, bey der Hervorbringung, Offenbarung der Dinge gebraucht.

Mātrā werden auch im äußerlich Materiellen als die objectiven Momente der Beziehung zwischen den Sinnen und den Gegenständen genommen, durch welche diese gemessen werden, मीयन्ते विषया आभिरिति मात्रा इन्द्रियवृत्तयः । तासां स्पर्शा विषयसम्बन्धाः । ते शीतोष्णाद्यिप्रदा भवन्ति । Sie deuten aber auch in diesem Gebrauche vom äußerlich Materiellen, immer noch auf den höheren physiologisch-psychischen Begriff der Sinne und äußeren Materie, die nicht ohne energische Durchdringung des Verschiedenen gefaßt wird.

Die späteren Vaedāntinen brauchen statt Mātrāh-foem. im gleichen, oben genannten, höheren Sinne तन्मात्राणि neutr. Wenn aber auch vom Sāṅkhja derselbe Ausdruck gebraucht wird: so zeigt dieser ihm doch nur die Momente des ursprünglich aus der ungeistigen Natur Entstandenen, महत्तत्त्वम् an, welche ihm die, dem Geiste entgegengeseţte, absolute Materie ist. Dadurch wird eben der große Unterschied zwischen dem Vaedānta und Sāṅkhja bestimmt, den Kullūka zu Manu an mehreren Orten hervorgehoben hat.

Denn der Vaedānta verwirft diese Natur (प्रधानम्) in ihrer Absolutheit und Abstraction, welche die wirkende Ursache und ohne das ursprünglich Denkende (चैतन्य) auch die materielle Ursache seyn soll. Da Kapila die Geistesmomente आत्ममात्राः des Vaedānta nicht annehmen konnte, darf die Annäherung desselben an Vaedānta im Ausdrucke nicht mißverstanden werden. Die spätern Vaedāntinen, wie Sadānanda stellen den Unterschied und die Beziehung, die in Manu I. 6. 15. zwischen dem durch sich seyenden, geoffenbarten, höchsten Geiste स्वयम्भू I. 6. und dem, aus seinem Wesen erhobenen, mächtigen Geist I. 15. ist, bestimmt dar, indem sie diesen mächtigen oder बुद्धि die Naturvernunft unter den 17 Gliedern der sechs unermeßlich Starken nennen, da der Sān·kh-

ja dieſe Vernunft vielmehr als ſein mächtiges Princip aus einer geiſtloſen, abſoluten Natur herkommen läßt, außer welcher der Geiſt naturlos, ſelbſt abſolut unr im äußeren Verhältniß zur Natur ſtehen ſoll. Daher macht auch Kullûka überall auf den Unterſchied der Principien, welche in Manu und im Sân·khja herrſchen, aufmerkſam, die man ſonſt wegen der gleichen Namen und Aufeinanderfolge für identiſch halten könnte; z. B. zu Manu XII. 50. महानव्यक्तमेवच ſagt er: साङ्ख्यप्रसिद्धं तत्त्वद्वयं तदधिष्ठातृदेवताद्वयमिह विवक्षितम् 1 um das geiſtige, ungetheilte Moment des Vaedânta gegen den Dualismus des Sân·khja hervorzuheben.

W. Jones hat in ſeiner Ueberſetzung das देवताद्वयम् aufgelöſt mit देवता + द्वयम् the divinities presiding over two principles of nature in the philosophy of Kapila. Aber die richtige Auflöſung muß nach allem देवता + अद्वयम् das Ueberzwey der Gottheit, im Gegenſatze des vorausgehenden तत्त्वद्वयम् die zwey Principien, ſeyn.

Im Dualismus des Sân·khja werden aber dieſe ſeine zwey abſoluten Principien auf ähnliche Art, wie die in der Geiſtesphiloſophie des Vaedânta, ſich zu einander verhaltend vorgeſtellt, ungeachtet ſie, da ihnen das geiſtige Band ihrer Beziehung fehlt, dieſes Verhältniſſes, unfähig ſind. Dadurch muß im Sân·khja alles eine andere, gewaltſame äußere Deutung, eine unbegreifliche Beziehung von zwey ſich urſprünglich fremden Principien erhalten, die als ein myſtiſches, magiſches Liebesſpiel erſcheint. — Man ſieht, wie ſowohl mâtrâ als tanmâtrân'i im Sân·khja ſo nicht mehr den Sinn haben können, den ſie im Vaedânta haben, und wiefern ſie dieſem Materie bedeuten.

Die weitere Unterſuchung, ob im Vaedânta der ſpirituelle Pantheismus liege, den Vans-Kennedy darin zu beweiſen ſucht, oder welcher andere Spiritualismus, iſt ſowohl zur Beurtheilung der obigen Expoſition als für die Geſchichte der Philoſophie und Religion in mehrerer Beziehung von ſo großer Wichtigkeit, daß ich die Stellen, welche derſelbe aus Vâdânta-Schriften für ſeine Behauptung gegen einen vermeintlichen, materiellen Pantheismus anführt, die aber Sir Gr. Haughton ſeinem Zwecke gemäß, durchaus unberührt gelaſſen hat, zur Ergänzung der Betrachtung hier aus Transact. R. A. S. III. 416 ff. wörtlich mit meiner Ueberſetzung und den nöthigen Bemerkungen anführen zu müſſen glaube.

1) Die berühmten vier महावाक्यानि großen Vâdenſätze habe ich ſchon oben (im 1. Art. S. 674. 680 ff. nach Vaedânta Sâra) an ihrem Ort genannt und erklärt. Sie können in der Vorſtellung des abſtracten Geiſtes, welchen Vans Kennedy im Vadânta annimmt, und in ſeiner Vorausſetzung, daß das Univerſum leere Täuſchung ſey, keinen paſſenden Sinn haben, wohl aber in dem, vom Ref. erklärten Entwicklungsgang in und aus dem Geiſte.

2) एवम्परमात्मा ऽपि संसारमायया न संस्पृश्यते d. i. „Auf dieſe Art wird der höchſte Geiſt ſelbſt durch die Mâjâ der vergänglichen Welt nicht befangen.“ — Weil er über der iſt, welche ſich aus ſeinem Weſen und durch Deckung und Ausſchließung ausgeſondert hat, आवरण und विक्षेप nach Vaed. Sâra S. 5 Z. 13 als अज्ञानम्परिछिन्नम्; er aber iſt im Gegentheil आत्मा ऽपरिछिन्नो ऽसंसारी — der nicht ausgeſonderte, nicht zur vergänglichen Welt gehörige Geiſt.

3) संसारप्रपञ्चबीजभूते सर्व्वज्ञानेश्वरस्य

मायाशक्तिः प्रकृतिरिति श्रुतिस्मृत्योरभिलप्यते d. i. „daß in dem, was der Saame zur Ausbreitung der veränderlichen Welt geworden ist, die Natur (प्रकृति) des allwissenden Herrn sey, welche die Macht der Mãjã besitzt, wird in den Vâden und in den Gesetzbüchern gelehrt.“ Hier wird Prakriti von Mãjã unterschieden, wie die Gesammtheit des Bewußtlosen von der Gesondertheit desselben, oder auch, wie die erste innere Hervorbringung von der zweyten äußern, die Einheit von der Vielheit. So heißt es in Vaed. Sãra (S. 4 Z. 12 vrgl. Z. 3 ff.): „der Herr (der allwissende) wird durch die vertheilten Verstandesthätigkeiten (Sinnenmächte मायाभिः) vielgestaltig geoffenbart. Auf diese Art wird das in der Einheit Verbundene als in dem mächtig, begriffen, welches in der Vielheit ist, und das über zwey erhabene Brahma ब्रह्माद्वयम् ist in सगुणविषये in der, mit den Ureigenschaften (Gun'en) verknüpften, differenzirten Objectivität. In gleichem Sinne sagt Krishn'a (in Bh. Gĩtã IV. 6.) als der in verschiedener Herabkunft erschienene Geist: प्रकृतिं स्वामधिष्ठाय सम्भवाम्यात्ममायया d. i. „Meine eigene Prakriti, Natur beherrschend, entstehe ich durch des Geistes (meine) Mãjã. „Nämlich auch in der Vielheit oder Gesondertheit der vergänglichen Welt, er, derselbe, der sich (ebend. IV. 6.) eingeboren nennt, den unveränderlichen Geist, den Herrn der Lebenden अजो ऽपि सन्नव्ययात्मा भूतानाम् ईश्वरो ऽपि सन्. Ausdrücklich unterscheidet er seine achtfach getheilte, folgende (entgegengesetzte अपराम् प्रकृतिम्) von „seiner anderen, höheren Natur, die das Lebenswesen ist, und von der die Welt erhalten wird.“ Bh. Gĩta VII. 5. अपरेयमितस्त्वन्याम्प्रकृतिं विद्धि मे पराम् । जीवभूताम् — ययेदं धार्य्यते जगत् ॥. Diese höhere Natur ist eben die innere, wahrhaft wirkliche. „Eine (Vaed. Sãra S. 4 Z. 2 ff.) Ungeborne, die verborgene Macht des Geistes Gottes“ (ebend. S. 3 Z. 20). Von der Verwechslung dieser doppelten Natur kommt das Mißverständniß der Mãjã, welche besonders die Bauddhen und andere Secten später in jeder Hinsicht nur für Täuschung nahmen.

4) Die Stelle S. 416 der R. A. S. ist: मायामात्रं कार्त्स्न्येनानभिव्यक्तस्वरूपत्वात् d. i. „Nur Mãjã (oder das Maaß von Mãjã habend) daher, weil die Geistesform nicht durch Totalität geoffenbart ist.“ So kann diese Stelle, welche Vans Kennedy außer dem Zusammenhang anführt, nur den Sinn haben: Bloß Mãjã wegen der Trennung außer der Einheit des Ganzen, nämlich dadurch, daß die Natur die Macht der Deckung und Ausscheidung zeigt (Vaed. Sãra S. 5 Z. 10). — Eben diese Stelle, indem man, weil man sie dunkel gefunden, sich zur Erklärung derselben auf Tshhandogja upanishad berufen hat, wird dadurch eine neue Bestättigung des angegebenen Sinnes von Mãjã.

5) प्रपञ्चो यदि विद्येत निवर्त्तेत न संशयः । मायामात्रम् इदं द्वैतमद्वैतम् परमार्थतः । d. i. „Wenn die Ausbreitung erkannt würde, würde sie zurücktreten (äußerlich aufgehoben, ideal werden). Daran ist kein Zweifel. Nur das Maaß von Mãjã (im eben besagten Sinne) habend ist diese Zweyheit. Die Aufhebnng der Zweyheit (das Ueberzwey) ist von der Substanz des höchsten Geistes.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Vêdânta Sâra von Sadânanda, ꝛc.

(Fortsetzung.)

9) Transact. III. 417. aus S'vaetâs'vat. Up. Cap. 1. eine Stelle, die hier fehlerhaft angeführt, etwa so zu lesen ist: तस्याभिध्यानात् (तस्य) योजनात् तत्त्वभावात् + अभूच्चेति विश्वमायानिवृत्तिः १ d. i. „Und von desselben (Brahma) tiefer Betrachtung, von Vereinigung mit ihm, von der geistigen Beziehung im: Dies = Du, (Subject-object) mag sie werden; sie ist die Einziehuug der Mâjâ des Alls.“ Nämlich: ihre Zurückführung aus der abstracten Vielheit der Ausscheidung zur inneren concreten, Einheit.

7) Damit stimmt auch die Stelle, welche von Vans Kennedy ebend. aus S'vaetâs'vatara upanishad Kap. 4. angeführt wird, nämlch: अस्मान्मायी सृजते विश्वमेतत् १ तस्मिंश्चान्यो मायया सन्निरुद्धः १ मायांतु प्रकृतिं विद्यान्मायिनं तु महेश्वरम् १ d. i. „Von daher entläßt der die Mâjâ Besitzende dieses All. In diesem (All) ist auch der Andere von Mâjâ mit Eingeschlossene. Mâjâ aber erkenne man (hier) als Prakriti (Natur), und den die Mâja Besitzenden als den mächtigen Herrn.“ Nämlich dieß All (विश्व) ist der im Vâd. Sâra S. 9. Z. 12 genannte Allgeist, der in der dritten Ausbreitnngsstufe प्रपञ्चे, der Gesondertheit inwohnende Bewußtseyende.

Der Andere ist der von Mâjâ in jenem All eingeschlossene Allmensch वैश्वानर, der Leuchtende विराट्, der darin der Gesammtheit einwohnende Bewußtseyende. Denn beyde, Vais'vânara und Vis'va haben ihr Maaß im Is'vara, im Herrn (Vâd. Sâra S. 12. Z. 12 f.). In der angeführten Stelle wird selbst darauf besonders aufmerksam gemacht, Mâjâ in ihrer bessern Bedeutung als Prakriti zu nehmen, (nicht als Täuschung), so auch den sie Besitzenden als den mächtigen Herrn.

8) Der berühmte Vâdatext, auf den sich die Vâdântinen berufen (nach den Transact. III. 418. Not. 11. aus S'an'kara über die Sûtren des Vjâsa) stimmt nicht minder ein, nämlich: सदेव सौम्येदमग्र आसीत् १ एकमेवाद्वितीयम् — तदैक्षत बहु स्याम् प्रजायेयेति १ d. i. „Seyend nur — ist dies (das Ganze) im Anfange gewesen, einzig nur, ohne ein zweytes. Dann sah (dachte und wollte) es: Möchte ich Vieles seyn, möchte ich geboren werden.“ Das Eine, Seyende S. Vâd. Sara S. 4. Z. 2. ff. Das Viele S. 4. Z. 12. ff. S. 5. Z. 20 ff. Vrgl. Bh. Gîtâ XIV. 3. 4. ff. Vjâsa I. 109.

9) Eben so die Stelle Transact. III. 418. 3 Sûtra 1. pad. 1. cap. आत्मा वा + इदम् एकम् एवाग्र आसीत् । d. i. „Geist wahrhaft nur ist dieses Eine im Anfange gewesen.“ Nämlich: Im Anfange war dieß All als Einheit, Totalität, Universum nur im Geiste, und er in ihm. Dagegen berufen sich die Bauddhen auf असदेवेदमग्र आसीत् d. i. „Nichtseyend nur war dieses im Anfange,“ um eine geistlose Natur zuerst und ihre Leere शून्य an die Stelle des naturerfüllten Geistes zu setzen. Vaed. Sâra S. 11 Z. 14 ff.

10) Aus Aitaraeja upanishad führt Kennedy (Transact. 418) die Stelle an: आत्मा वा + इदम् एक एवाग्र आसीन्नान्यत् किञ्चन मिषत् । स ईक्षते लोकान् नु सृजामि । d. i. „Geist wahrhaft ist Dieses; der Eine ist so im Anfange gewesen, nicht irgend ein Anderes sich ihm entgegensetzend. Er denkt: Welten will ich schaffen“ Vrgl. Manu I. 8. Von einem abstracten, naturlosen Geisteswesen könnte nach dem Vaedânta so wenig ein Wille und Uebergang in Vieles seyn, als es Welten zu schaffen vermöchte.

11) Auch nur mit dem höheren Standpuncte der Geistesphilosophie stimmt ein, was von S'an'kara über die Sûtren (Sûtr. 9. p. 4. c. 1.) aus Svaetâs'vatara upan. angeführt wird (Trans. III. 419. f.) nämlich: अजामेकां लोहितशुक्लकृष्णां बह्वीः प्रजाः सृजमानां स्वरूपाः + अजो ह्येको जुषमानो ऽनुशेते । जहाति + एनाम् भुक्तभोगामजो ऽन्यः । d. i. „Der ungebornen Einen, welche hervorbringt mannigfache, den drey Gun'en – gemäße, ähnlich vollkommene Erzeugungen, ergiebt sich der Ungeborne, Eine liebend; der Andere, Ungeborne verläßt sie, die empfangen hat.“ Hier entspricht das अनुशेते dem उपस्थित in Vaed. Sâra. S. 4. Z. 3. f. Das Entgegengesetzte davon ist जहाति hier, अनुपस्थित in Vaed. Sâra S. 5. Z. 6. Diese empfangen habende Prakriti एनाम्प्रकृतिम् भुक्तभोगाम् bezeichnet S'an'kara (Transact. III. 420) mit: एनाम्मायाम् आवरणाविक्षेपरूपाम् भुक्तभोगाम् d. i. „Jene Mâjâ, welche in der Gestalt der Bedeckung und Ausbreitung (im Gegensatz) empfangen hat.“ Diese wird beschrieben Vaed. Sâra S. 5. Z. 10. ff. Der erste ungeborne Eine ist bestimmt ebend. S. 4. Z. 3. ff. Z. 23. S. 5. Z. 1. f., der in der Einheit des Herrn und des Theilkundigen ist. Ebend. S. 4. Z. 19. f. Die Gun'en, die sonst durch Reinheit, Unreinheit und Mischung oder ähnliche drey Eigenschaften bestimmt werden, sind hier durch Farben angedeutet.

Alle von Vans Keñedy angeführten Stellen beweisen demnach so wenig, was sie sollen, einen spirituellen Pantheismus oder abstracten Spiritualismus, a most refined system of spiritual Pantheism, und Mâjâ als Illusion, im Vaedânta, daß sie vielmehr ganz der höheren Geistesphilosophie, durch welche Colebrooke zu seinem Ausdrucke refined Psychology veranlaßt ward, angehören, worin Gott die wirkende und materielle Ursache der Welt ist, und diese keine leere Täuschung (Mâjâ im Sinne einiger Secten) seyn kann. In dieser Bedeutung ist nun die Stelle Kennedy's zu beurtheilen (Trans. III. 419): Spirit could not possibly become matter, whence it evidently follows, that, if nothing butspirit (nach Kennedy der naturlose, abstracte Geist) originally existed, and creation ex nihilo be impossible, all, that appears to be matter, must necessarily be a mere illusion.

Allein die Frage über die Schöpfung aus Nichts

oder aus einem Stoffe und über diesen selbst ist im Angeführten schon entschieden, und soll hier noch berührt werden.

Was Vans Kennedy über Systeme europäischer Philosophen vorbringt, wovon zu ihm nach Indien einige gebrochene oder fast verschollene Laute gekommen sind, könnte die Leser dieser Blätter nur der Seltsamkeit wegen interessiren, so wie, was er über einen materiellen Pantheismus griechischer Philosophen im Gegensatze eines spirituellen im Vaedânta sagt, das der Philosophie und klassischen Philologie der Teutschen gleich fern liegt.

Nur in Bezug auf Parmenides, wenn man ihn (seinen Weg – ὁδόν· ἡ γὰρ ἀπ' ἀνθρώπων ἐκτὸς πάτου ἐστίν) mit Vaedânta eben auch auf dem Standpuncte der Spekulation vergleichen wollte, findet Ref. Grund eine Erörterung beyzufügen.

Nach S. 426 Trans. N. A. S. sieht Vans Kennedy im Beyspiele des berühmten Franzosen Cousin, weil dieser das System des Parmenides für einen reinen Idealismus erklärt, einen Beweis: How impossible it is for an European philosopher to form any conception of such a system as the Védánta (!!). Gegen einen solchen Schluß haben sich die Teutschen vor allen zu verwahren.

Wenn Ref., absehend von allem diesem und dem ganzen übrigen Inhalt der Remarks von Vans Kennedy, der hier nicht weiter in Betracht kommen kann, die von ihm verkannte Lehre des Parmenides in seinen Fragmenten und nach dem, was Platon (im Parmenides und Sophisten) und Aristokles (in seiner Metaphysik) von derselben sagen, mit dem Vaedânta vergleicht; so findet er eine auffallende innere Beziehung (denn auf eine äußere wird hier zuvörderst nichts gebaut), in welcher jene Lehre mit dem Vaedânta sowohl nach seinem Ganzen steht, als nach den einseitigen Richtungen und bekannten Irrlehren, die sich aus diesem gebildet haben. Seinen beyden, sich einander ausschließenden Gebieten der Forschung, sowohl dem der Gewißheit als dem gemeinen der Ungewißheit, indem sie beyde als Abstractionen gefaßt sind; fehlt das befriedigende, nöthige Princip. Dem ersten des reinen Seyns mangelt der höchste, lebendige Geist, der das Seyn hätte, und in dem der Grund der Welt liegend gedacht werden könnte. *) Daß aber dem zweyten, dem Nichtseyn μὴ εἶναι kein wirkliches Princip und gar kein Seyn οὐκ εἶναι zukomme, dieß zu zeigen, ist eine der vorzüglichsten Angelegenheiten des Parmenides, indem er nur ein einziges, abstractes Seyn behauptet, das, wenn auch mit dem Denken eines, doch ohne weitere Bestimmung des Wesens dieser Einheit, dem Seyenden zukommen soll.

Die Sinnenwelt ist ihm vom Nichtseyn μὴ εἶναι das Nichtseyende μὴ ὄν, das, was schlechterdings nicht ist, οὐκ ἔστι. Denn das Seyn ist, nicht das Nichtseyn ist ἔστι γὰρ εἶναι — οὐκ ἔστι μὴ εἶναι. — (S. Fragmente V. 39 — 45).

Die Göttin kann durch dieses eben so wenig einen Widerspruch mit sich sagen wollen, als eine langweilige Tautologie mit vielen Worten. Ausdrücklich widerspricht sie Andern, welchen das Nichtseyende μὴ ὄν mehr ist, als das, was nicht ist οὐκ ἔστι, und man muß annehmen, daß Parmenides eine, damals bekannte Lehre, die er bekämpft, vor sich hatte. Ch. A. Brandis will (in Comment. Eleat. P. I. Altonae 1813. p. 135) nicht zugeben, wozu er sonst hiebey geneigt scheint, Parmenides streite wegen des Nichtseyenden gegen Xeniades den Korinthier, der es angenommen haben soll; er sagt daher: At ipse fortasse Parmenides haec dixit argumentatione magis ductus. Ref., dem Parmenides vielmehr gegen eine weiter

*) Παρμενίδης μὲν γὰρ ἔοικε τοῦ κατὰ τὸν λόγον ἑνὸς ἅπτεσθαι — nicht κατὰ τὴν ὕλην — Aristot. Met. I. p. 18. ed. Brandis.

verbreitete Lehre zu ſtreiten ſcheint, findet nach einer beſtimmteren Auffaſſung des μὴ ὄν, denſelben Begriff im Indiſchen, indem das μὴ als prohibitive Partikel wie मा mã im Sanskrit, ne im Latein ſteht, wo das Folgende durch den Willen eines Subjects beſtimmt gedacht wird, und erkennt darin den ganz entſprechenden Begriff des अवस्तु avastu des Nichtweſens, das auch अज्ञान adshn'ãna das Bewußtloſe im Vaedãnta genannt wird, auch das Nichtſeynſollende, Unrechte अनृत, Andere अन्यत् vom Seyenden u. d. m. iſt. Es iſt dieſes theils noch nicht äußerlich, theils ſoll es nicht außer der Einheit mit dem Seyenden, getrennt ſeyn, ſondern als Getrenntes umgewandelt, aufgehoben werden. Es iſt यद् मामूत् der माया Mãjã, im früheren reineren Sinne, dem des Vaedãnta. Es iſt die im Geiſte verborgene Macht zu ſeyn, aus der ſich alles äußere Seyn in ſeinen mannigfachen Formen erhebt. Vrgl. Vjãsa die ind. Zeitſchr. I. 100 ff. Das μὴ ὄν wird wohl auch von Parmenides ſo betrachtet, daß ihm die Gegner ſchon einen Anfang vom Seyn, eine wirkliche Macht und Beziehung zum Seyn zuſchreiben, es nicht als οὐκ ὄν annehmen. Sonſt wäre der Widerſpruch dagegen nichts ſagend. Dem Parmenides fehlte aber der Begriff der Einheit des Seyenden mit dem Nichtſeyenden des सत् Seyenden, in welchem die Durchdringung der Gegenſätze iſt, die Idee des Naturerfüllten Geiſtes vom Vaedãnta, des Geiſtes, der im Grunde ſeines Weſens die verborgene Macht des, obſchon außer der Einheit Nichtſeynſollenden, doch dem Vermögen nach, Seyenden hat, welchem aber ſo fern noch keine äußere Exiſtenz zukommt.

Es iſt daher सदसद्भ्यामनिर्व्वचनीयम् (Vaed. Sara S. 4 Z. 11) d. i. „durch das Seyende und das Nichtſeyende gar nicht zu beſtimmen," da

es eben in gewiſſem Sinne beydes iſt, wie es in den folgenden Zeiten die Philoſophen Griechenlands wohl erkannten.

Dem Parmenides kann und ſoll das Seyende mit dem, was ihm das Nichtſeyende (das Werdende) iſt, in keine reale Beziehung kommen. Obſchon unbewegt kann ihm demnach das Seyn die Bewegung, das Viele nicht beherrſchen, da ihm dieſes nicht iſt. Wo er ſich gegen die richtet, denen ſein Seyn nicht iſt, nothwendig aber das Nichtſeyn, hat er eine Lehre vor ſich, die ganz dem Buddhaismus gleich, eine Seite vom Dualismus, von dem Sãn·khja des Kapila darſtellt, eine abſolute, geiſtloſe Naturmacht, aus der alles entſtehen ſoll, wozu dem Buddhaismus wie den Gegnern des Parmenides die andere Seite, allen aber der höhere, beyde, Natur und Geiſt faſſende und erfüllende, abſolute Geiſt fehlt. Der Buddhaismus, welchem deswegen der Urgrund aller Erſcheinung das Leere शून्य iſt, kann ſo fern als der andere Standpunct bey Parmenides betrachtet werden, welcher nach ihm als der der Mãjã (ſo fern ſie nur Täuſchung bedeutet) zu meiden iſt. Das Mahat tattvam mächtige Princip der Bauddhen, das ihnen die Natur-Vernunft बुद्धि iſt, welche ſie in dieſem Gebiete entſtehen und wirken laſſen, iſt des Parmenides δαίμον; und mit den Bauddhen und dem Sãn·khja ſtellt Parmenides auch die von Vaedãnta entlehnten drey Urqualitäten, Licht, Finſterniß und ihre Miſchung auf u. d. m.

Wenn gegen dieſe geiſtloſe Naturlehre vom Nichtſeyenden, die andere des Parmenides vom Seyenden das entgegengeſetzte Aeußerſte, naturloſer, armer Monotheismus war: ſo ſcheinen die ſpäteren Philoſophen Griechenlands ſchon mehr den ganzen concreten Monotheismus, die erfüllte, lebendige, geiſtige Perſönlichkeit des Vaedãnta im Auge zu haben, als hätten ſie ihn innigſt aufgefaßt, in eigener hoher idealer Form, obſchon mehr im Abſtracten ausgebildet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

I. The exposition of the Védánta Philosophy, by H. T. Colebrooke, cet.

II. Die Philosophie der Hindu. Vêdânta Sâra von Sadânanda, ꝛc.

(Schluß.)

Sowohl Platon als Aristoteles widersprechen dem Parmenides, indem sie behaupten und darthun, daß das Nichtseyende μὴ ὄν sey; z. B. Platon hat im Sophisten (ed. J. Bekker p. 219) gezeigt — εἶναι τὸ μὴ ὄν als Theil des Seyenden und — ὡς αὐτὸ τοῦτό ἐστιν ὄντως τὸ μὴ ὄν, und — ὡς ἔστι τὰ μὴ ὄντα, u. a. Aristoteles nimmt ein Entstehen aus dem Seyenden dem Vermögen nach an, welches der Thätigkeit nach Nichtseyendes ist. Metaph. XI. p. 241. ed. Brandis: — ἐξ ὄντος γίγνεται πάντα, δυνάμει μέντοι ὄντος, ἐκ μὴ ὄντος δὲ ἐνεργείᾳ. u. a. m.

Aber der Vaedânta faßt eine andere Stufe der Einheit des Seyns und Nichtseyns; sein Hauptzweck ist das persönliche, reine Bewußtseyn der Einheit des höchsten uud des lebendigen Geistes, wie oben gezeigt worden ist.

Indem Ref. sich diese ausführlichere Vergleichung sowohl wegen der, von Kennedy über Parmenides vorgebrachten, Behauptung als wegen des darin berührten Gegenstandes besonders in der Absicht erlaubt hat, den Vaedânta auch selbst mehr in seiner wissenschaftlichen Stelle zu betrachten; soll hiebey kein Gewicht darauf gelegt werden, daß Parmenides seiner Zeit gemäß von den philosophisch-religiösen Kämpfen wohl unterrichtet seyn konnte, die sich wahrscheinlich im VI. Jahrhundert vor. Chr. im Osten am lebhaftesten und weitesten verbreitet hatten, als sich bey der äußeren Erhebung des Vishn'uismus über den S'ivaismus die Lehren der Bauddhen, des Zoroaster u. a. daraus absondernd gestalteten.

Die hier angeführten Bemerkungen über Vans Kennedy's Remarks in den Transact. R. A. S. III. sind es, was Ref. in einem Schreiben vom Februar 1835 an Sir Gr. Haughton weitläufig aus einandergesetzt, und am 2. May desselben Jahres in der Sitzung der philosophisch-philologischen Klasse der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften vorgetragen hat.

Im As. Journal, October 1835. p. 92. erschien dann: The Vêdânta System. Col. Vans Kennedy in Reply to Sir G. C. Haughton. Der gelehrte Präsident sagt darin: Sein Hauptzweck sey gewesen, zu beweisen, daß ein Glauben an Mâjâ (als Illusion) die alte und ursprüngliche Lehre der Vaedântin'en gewesen sey, und daß er dieses gezeigt habe nicht nur durch die Sûtren des Vjâsa und die Scholien des S'an'kara sondern auch durch die Vêden und Upanishaden, wie wir oben gesehen haben. Dieses wäre, sagt er, nur dadurch zu widerlegen gewesen, daß man bewiesen hätte, entweder, daß seine Citate falsch oder daß sie mißverstanden worden seyen (das letztere hat Ref. zu leisten gesucht). Er habe bloß geläugnet, daß Colebrooke's Darstellung des Vaedânta mit den Lehren und Schriften der Vaedântinen einstimme. Unwidersprechlich werde von ihm der Vaedânta als ein System des gröbsten (grossest) materiellen Pantheismus dargestellt (S. 95). Wie aber Vans Kennedy den Standpunct der Vaedântinen verkenne, die Vorstellung der äußeren Materie, als Täuschung, welcher, dem einen Extrem — der naturlose, abstracte Geist, das andere Extrem, gegenüber steht, durchaus fest halte, erhellet genug aus dem Obigen.

Im Reply darauf (in demselben As. Journal,

November 1835.) führt Sir Gr. Haughton seine Gründe dagegen an, vermehrt und verbessert aber dieselben in der oben genannten, besonders gedruckten Exposition etc., und er glaubt in dieser bis zu einem gewißen Grad den Irrthum beseitigt, und die Wahrheit dargestellt zu haben. —

Es ließ sich wohl erwarten, daß er darin von seiner ersten Behauptung: Menu, where the System of Kapila is followed (Trans. III. 413), abgehen würde. Er nimmt nun in der Exposition of the Ved. Phil. p. 11 und p. 14 Note (As. Journ. Nov. 1835. p. 222) einen Unterschied zwischen dem System des Kapila als einem atheistischen und dem, in Manu's Werk enthaltenen, theistischen an, und sagt von Manus Gesetzbuch (p. 14): It must be allowed to be the most extraordinary effort ever made by the mind of men. It is the undoubted prototype of every subsequent System of which we have any Knowledge, whether we call them Hindu, Chinese, Egyptian, Persian, Chaldean or European, which are all but distorted and mutilated copies (!) of this one grand, simple and original conception.

Wenn der gelehrte Verf. diese Bemerkung auf die metaphysischen, nicht auf die theologischen Theile des Systems beziehen will; so kann er unter jenen doch wohl nur Manu's höhere Psychologie und Cosmogonie verstehen, welche vorzüglich im I.u. XII. B. enthalten, in den übrigen zerstreut sind, und mit dem Vaedânta, der Uttara mîmân·sâ, oder Brahma mimân·sâ als Dshnâna Kân'd'a, was andere Theologie nennen, wesentlich einstimmen; unter den theologischen aber die, welche die weiter ausgebildeten des Cultus u. dgl. ausmachen, nämlich Karma Kân'd'a, den Theil vom Handeln. Zwischen beyden ist aber die, sie vermittelnde Mythologie, die von beyden untrennbar ist. Nach indischen Begriffen können jene von diesen nicht auf solche Art unterschieden werden. —

Sir Gr. Haughton bestimmt weiter, wie er Manú noch immer als ein Sân·khja-System ansehe, indem er vier Sân·khja-Systeme setzt, und zwar in folgender chronologischen Ordnung: 1) Manu (theistisch), 2) Kapila (atheistisch, dessen System er zuerst für das von Manu hielt), 3) Patandshali (mystotheistisch); 4) Paurân'ika (mythotheistisch). Ref., der früher (in der Zeitschrift Vjasa I. 47 vom J. 1826) sagte: Paurân'ika Sân·khja sey in mehreren Purân'en, in Mahâbhârata, Manu's Gesetzbuch u. a. enthalten, hatte dabey nur den Sinn: In diesen Werken sey der Sân·khja so enthalten, wie z. B. der Stamm im Baume, abgesehen von seinen beyden Enden, von der Wurzel auf der einen Seite und von den Blüthen, der Frucht und den Saamen, auf der andern. Man kann vom Sân·khja so wenig das umgekehrte Verhältniß annehmen als von dem aus dem Ganzen herausgehauenen Stamm, der als unvollkommner Theil, das Ganze nicht enthält, in dem er enthalten war. Denn in Manu, Mahâbhârata u. a. scheint wohl Sân·khja als eine, mitten im Systeme stehende Entwicklungsfortsetzung oder Abtheilung des Ganzen, aber in diesem ist noch weit mehr und gerade das Wesentliche, ohne welches Sân·khja, da es des inneren schaffenden Geistes, seines Grundes und Zweckes, wie seiner consequenten, lebendigen Entwicklung entbehrt, in der That, nur als ein todtes, entstelltes Bruchstück zu begreifen ist. Auf diese Art kann es scheinbar auch schon in den Vâden enthalten nachgewiesen werden. Aber selbst bey gleichen Namen ist ein anderer Sinn.

Dieses gilt nicht nur vom Sân·khja nirîs'vara des Kapila, sondern auch zum Theil vom Sân·khja saes'vara des Patandshali, soweit er bekannt ist. Auch dieser entbehrt des höchsten absoluten Geistes, bey allen seinen Beziehungen zum hohen Naturgeiste. Der sogen. Paurân'ika Sân·khja aber, den Haughton mythotheistisch nennt, muß bey den bekannten, sehr verschiedenen mythologischen Gestaltungen der Purân'en selbst mehr als eine Form haben. Denn die Systeme der Purân'en sind großentheils von einander sehr abweichende Ausbildungen des Vaedânta in verschiedener Deutung, wie auch, obschon reiner, Râmâjan'a und Mahâbhârata.

Wenn der Verf. S. 11 behauptet, Manu's Werk gehöre nicht zum Vaedânta, has nothing to do with the Védânta, so kann man dieses selbst nicht von den neuesten, ausgebildeten und modificirten Formen des Vaedânta, der überall gleich Manu's Gesetzbuch ein anerkannt aus den Vâden geschöpftes System ist, gelten lassen, noch weniger

von den älteren in den Upanishaden oder auch in den Sūtren des Bādarājan'a. Jener Behauptung widerspricht Alles in Manu (vrgl. Manu I. 6 ff. II. 6. 7. ff. 140. 141 ff. XII. 50. 85. ff. 91. 92. 94. 98. f. 102. 118. ff.).

Ganz im Sinne des alten und neuen Vaedānta heißt es Manu II. 160 ausdrücklich:

यस्य वाङ्मनसे शुद्धे सम्यग्गुप्ते च सर्व्वदा । स वै सर्व्वमवाप्नोति वेदान्तोपगतम् फलम् ॥

d. i. „der empfängt wirklich die ganze, vom Vaedānta verheißene Frucht, dessen Sprache und Verstand gereinigt, und immer vollkommen bewahrt sind" u. d. m.

Noch mehr steht ihr eine durchgeführte Vergleichung entgegen. Die innigste Beziehung Manu's zum Vaedānta wird auch von den gelehrten Hindu selbst z. B. Kullūka Bhatt'a zu Manu u. a. nicht anders betrachtet. Der Unterschied des alten und neuen Vaedānta geht nicht auf eine so wesentliche Veränderung des überall aus den Vāden, meist sogar aus den nämlichen Stellen der Vāden geschöpften Systems, daß eines derselben dem Sān·khja gleich würde.

Wollte man aber das System der Emanation oder Evolution, welches nach S. 10. vrgl. 14. in Manu enthalten seyn soll, und die Ordnung, in welcher alle Dinge in der Schöpfung von der Gottheit räumlich herausgesetzt vorgestellt werden, wirklich in Manu finden: so könnte man es auch in anderen Vaedānta-Schriften sehen. Zwischen dem Sān·khja jeder Art und Manu erkennen wir aber immer den wesentlichsten Unterschied.

Nach Sir Gr. Haughton (Expos. S. 4. Ref. führt diese Stelle nur mit einigen eingeschalteten kurzen Bemerkungen an) „wird in den alten Sūtren und vom S'an·kara die Gottheit oder Brahma dargestellt als die alleinige Quelle aller Dinge: (davon abgesonderte) Individualität wird (erst) allen anderen existirenden Dingen abgesprochen. Alle Erscheinungen der physischen Natur entstehen bloß von der Aeusserung seiner Energie (S'akti), die gleichfalls Natur (Prakriti) und Mājā Illusion (Mājā in diesem Sinne gewiß nicht vom Vaedānta) genannt wird. Diese Energie, Natur muß betrachtet werden als unreal, weil nichts ist als Brahma (das die Fassung des Ganzen ist); und sie ist real so fern sie die Ursache aller Dinge ist, die wir um uns sehen."

„Die obigen Worte (S'akti, Prakriti, Mājā) sind daher, so bestimmt, nicht in dem Sinn zu nehmen, wie sie in den Wörterbüchern oder anderen Systemen gebraucht werden. Energie, Natur oder Mājā wird ferner bestimmt durch die Benennung: die Ungeborne (adshā), und wird auch genannt Unwissenheit ignorance (avidjā), wenn die sichtbare Natur für ein wirkliches Wesen, von den, durch höhere Wissenschaft Nichterleuchteten genommen wird."

Dieser Wissensmangel ist, aber, wie man aus dem Obigen weiß, als Bewußtlosigkeit अज्ञान vom Vaedānta nicht in diesem Sinne, sondern in einer weit höheren, allgemeineren, ursprünglichen Stufe genommen. Derselbe fährt fort:

„Von Energie, Natur oder Illusion kann daher nicht gesagt werden, daß sie etwas Wesentliches sey, sondern sie ist etwas Actuales (but it is something actual). Daher sind diese drey Worte nicht Namen von einer, durch Mißbrauch der Sprache personificirten Macht oder einem Zustande oder einer Abstraction, sondern sollen sicherlich etwas andeuten, das zuvor nie einem anderen als einem indischen Philosophen in den Sinn gekommen ist, und welches wir beym Mangel eines besseren Ausdruckes eine Actualität (an Actuality) nennen müssen; das ist, something possessing potentiality, but destitute of essentiality" (?).

Wie fern diese Ansicht der Natur die alte Lehre des Vaedānta sey, sieht man aus dem Obigen. Die Art aber, wie der Verf. nun weiter die Natur in Verhältniß zur Gottheit setzt, als beschäftiget der ruhigen Gottheit die Erscheinungen der Sinne und sichtbaren Welt vorzumachen, und sie dahin zu bringen, daß sie sich selbst in eine unendliche aber trügerische Individualität unterschieden ansehe, — dieses ist nicht dem Vaedānta, sondern ganz der Lehre des Sān·khja angehörig, wie sie in den

Transact. von Colebrooke, vom Ref. in seinem Vjãsa u. a. charakterisirt worden ist. — Der Verf. giebt sich Mühe zu beweisen, daß Mãjã nicht bloß Illusion bedeute, und doch wiederholt er selbst immer wieder diese, dem Worte Mãjã ursprünglich fremde, Uebersetzung, und ungehörige Benennung. Wenn er S. 5 sagt: Májá is not to be considered as illusion, but as that sort of self — induced hypostasis of the Deity, by which he presents to himself the whole of animate and inanimate nature. Energy, nature or illusion is, therefore, that self — induced condition, which according to the Védántins arises in the Deity when he wills to diversify himself, and says, „I may become many"; so ist diese Art eines selbst angeregten Grundes, ὑπόστασεως, self — induced hypostasis of the Deity, wohl dem Vaedãnta nicht ganz unangemessen, jedoch sollte immer statt des allgemeinen Namens Deity, vielmehr der bestimmte indische Name dafür, der hierbey und im Folgenden gebraucht wird, genannt werden. Dieses war hier um so nöthiger, als der Verf. selbst den Vaedãnta schwer zu fassen, und durch die Sprache der Vaedãntinen die Schwierigkeit, ihn richtig zu begreifen, vermehrt findet S. 6. — Er führt nun aus J. Taylor's App. zu Prabodh Chandród. Stellen an, worin dieser Mãjã motion, negation nennt, und wo er sagt: It (májá) is sometimes however represented as having a real existence; but this means only, that it exists as motion or energy and not as being. Dadurch werde erklärt, daß Mãjã weder wahr noch falsch seyn soll. It is not true, because it has no essence, and it is not false, because it exists as the power of the universal being. — Daß Mãjã als Illusion betrachtet, den älteren Vaedãntinen nicht angehöre, diese Behauptung Colebrookes bestättigt hier auch H. Prof. Wilson in einem Schreiben an Haughton. — Ebend. S. 8.

S. 10 erklärt Sir Gr. Haughton die mãtrã in Manu als invisible types of visible atomes, and these therefore, in the aggregate, are the crude Stuff intended by the Greek ὕλη, the latin materia and the English matter.

Die Schwierigkeiten, das Verhältniß der Materie zum Geiste wie das All (der Vielheit) zur Einheit zu fassen, sucht er auf verschiedene Weise zu überwinden, was wir hier nicht weiter auszuführen brauchen. — Nur noch Einiges zur Charakteristik des Ganzen. S. 13 sagt er, daß er, nachdem er alle Systeme der Philosophie alte und neue (including those of India and China) genau untersucht habe, behaupten könne: „that there is not one of them, that satisfies the understanding, nor is there one, if its principles and — consequences — be considered, that does not contradict itself and common sense. Take for example Berkeley's Treatise concerning the principles of human Knowledge, which may be considered as one of the most perfect systems, that have yet appeared (?!) etc.

Gegen das Ende kommt der Verf. zu seinen Ansichten on the Hindu and European notions of cause and effect, die er im Appendix weiter ausführt, und wo er Locke mit Hume und Malebranche combinirend, mittelst seiner eigenthümlichen Dialektik zu der Folgerung gelangt: That there is no real cause (causer) but God, who in his character of creator forms and sustains all things, being both the origin and the agent in the production of the universe. Zuletzt giebt er seiner Betrachtung: Of the maxim „Ex nihilo nihil fit" den Schluß: The sum of the argument amounts to this, that whether we divide or multiply matter ad infinitum, we arrive at a contradiction to common sense; and we have but on conclusion left us from the incomprehensible nature of the subject, namely, that every thing we see, and feel, and think about, are but results presented to us by divine Omnipotence and wisdom, for reasons which it would be folly in us to attempt to scan.

Othmar Frank.

Berichtigung.

Im ersten Artikel Seite 677 Zeile 4 von unten ist statt घड zu lesen घट.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März zur Feyer des (79ten) Jahrestages ihrer Stiftung.

Der Vorstand, Hr. Geheimerrath v. Schelling, eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten.

„Die Sitzung des heutigen Tages, bestimmt, alljährlich das Andenken der ersten Stiftung dieser Akademie zu erneuern und daher überhaupt der Vergangenheit zu gedenken, wird wohl am zweckmäßigsten angewendet, die Verdienste kürzlich verstorbener Mitglieder zurückzurufen, deren unmittelbarer oder mittelbarer Wirkung die Akademie Vorzügliches verdankte. Und so sey es mir denn gleich zu Anfang verstattet eines Mannes zu gedenken, dessen Namen in der Geschichte dieses gelehrten Vereins stets eine bedeutende Stelle einnehmen, eines immerwährenden rühmlichen Andenkens genießen wird.

Karl Ehrenbert Freyherr von Moll, königl. Geheimerrath, kürzlich in hohem Alter gestorben, war seit Erneuerung der Akademie im Jahre 1807 anwesendes Mitglied und zugleich Secretär der mathematisch-physikalischen Classe: ein Amt, das er zwanzig Jahre hindurch mit unermüdeter Thätigkeit und großer Einsicht versehen hatte, als er sich im Jahre 1827 in die Stille, wonach er lang sich gesehnt, freywillig zurückzog, den Sommer auf seinem unweit Dachau gelegnen Landgut, den Winter in dem benachbarten Augsburg verlebend. Ich werde mir nicht herausnehmen zu schildern, was Moll für diejenigen Wissenschaften gewesen, denen seine erste und entschiedenste Neigung angehörte, der Oryktognosie und Geognosie, dem Berghau, der Hüttenkunde; und was er diesen Fächern theils durch unmittelbare Bearbeitung, theils durch Herausgabe periodischer Schriften und Bekanntmachung neuentdeckter Thatsachen oder Gegenstände, wobey ihm die ausgedehnteste Kenntniß der Litteratur zu Statten kam, theils durch angelegte Sammlungen, theils und besonders auch durch Unterstützungen genutzt hat, welche er, mit ansehnlichen Verwaltungsstellen im ehemaligen Erzbisthum Salzburg betraut, anderen Forschern bereitwillig zu gewähren im Stande war. Nur zu erwähnen habe ich, daß seine wissenschaftliche Thätigkeit, ohne an die eben genannten Fächer gebunden zu seyn, sich über das ganze weite Gebiet der Naturgeschichte verbreitete, so wie, daß kein irgendwie bemerkenswerther Gegenstand aus der Chemie, der allgemeinen Physik, oder der Witterungskunde ihm fremd blieb. Aber selbst nicht auf das große Reich der Naturwissenschaften beschränkte sich seine Theilnahme; nichts, was im ganzen Umfange des Wissenswerthen, sey es durch innern Gehalt, oder auch nur durch zufällige äußre Umstände Wichtigkeit oder Bedeutung erlangt hatte,

entgieng seinem Forschungsgeist; und, Liebhaber alles Seltnen und Besondern in der Litteratur, war der große Mineralog, Bergmann und Hüttenkundige, zugleich in einem weiten Umfang Deutschlands vielleicht der größte Bücherkenner, der mehr als einmal bedeutende Bibliotheken gesammelt und geordnet, und an ausländische Institute, wie das brittische Museum, oder an auswärtige Staaten überlassen hatte, während er zugleich im Stande war und sich vorbehalten hatte, auch die reichsten und ansehnlichsten unserer einheimischen Büchersammlungen noch mit kostbaren freywilligen Geschenken zu bereichern.

Meine Absicht kann vorzüglich nur seyn, bey dieser Gelegenheit seines Antheils an der Akademie zu gedenken, für die er immer als wesentlichen Grundsatz aufstellte, daß sie von allen wissenschaftlichen Anstalten am meisten Ursache habe, jeden Parteygeist sich fern zu halten; welcher sein Ansehen wie seine Geschäftskunde, seine gründlichen Einsichten und ausgebreiteten Kenntnisse ebenso wie seine billige Denkart, oft genug in schwierigen Zeiten sich nützlich zu erweisen Gelegenheit hatten; welcher fortwährend von seiner Seite eine nicht bloß amtlich gebotne, sondern herzliche Theilnahme gewidmet war, erprobt in zahlreichen Berathungen der damals bestehenden Verwaltungs-Commissionen, besonders der über die königliche Bibliothek gesetzten, deren Seele er war; erprobt selbst in Berathungen über eine veränderte Einrichtung der gesammten Akademie, die, von der Regierung selbst hervorgerufen, freylich unter den gegebenen Umständen nicht zum erwünschten Ziel führen konnten: denn das wahre Mittel zu dem Zweck, der Akademie eine angemessene Stellung zu geben, sollte der Weisheit unseres jetzt regierenden allergnädigsten Königes vorbehalten seyn, durch dessen Beschlüsse die Akademie wenigstens in die Möglichkeit gesetzt wurde, unter Hinzukunft anderer günstiger Umstände das zu seyn, was sie zu seyn wünschen muß und allein wünschen kann.

In allen diesen Verhandlungen hatte sich Moll's Einsicht und Charakter so bewährt, daß Keiner, ohne Ausnahme, von Allen, denen er näher bekannt war, ohne lebhaftes Bedauern ihn gerade beym Anfang dieser neuen Epoche aus der Akademie scheiden sah, deren Leitung ihm schon früher gebührt hätte. Ich sagte: keiner von allen, denen er bekannt war, denn Moll gehörte zu den Menschen, welche nicht allen, die von ihnen wissen, auch bekannt sind. Kein Mann aller Menschen und aller Zeiten, galt er vielen für menschenscheu und ungesellig, während er, innerlich voll wohlwollender Gesinnungen, denen, welche sich ihm erprobt hatten und auf deren Freundschaft er einen hohen Werth legte, selbst ein treu anhänglicher und ergebener Freund war. Es gab sogar eine Zeit, wo man ein freygebig vertheiltes Prädicat von gewissen Seiten auch auf ihn ausdehnte; denn, weil er mit Männern aller Stände in Verkehr und in freundlicher Verbindung stand und nicht in die unbedingte Verwerfung gewisser Institute einstimmte, von deren Wohlthätigkeit für die Welt unter gegebnen Umständen er nach seinen Erfahrungen überzeugt war, wurde ein Mann zum Theil unter die Lichtscheuen gesetzt, der zu allgemein unterrichtet, zu gründlich gebildet und erfahren war, um je wirklich dumpfen, feindselig-beschränkten Gesinnungen Gehör zu geben oder gar zu huldigen. Zum Ersatz dafür war derselbe Mann vielleicht in andern Zei-

ten und andern Umgebungen zu freyer Gesinnungen verdächtig geworden. Wir, denen die Unparteilichkeit seines Geistes, das Gleichmaß seines Urtheils, bekannt war, werden ihn oft zurückwünschen und seiner Denkweise, seiner Art zu seyn, eben so wie seinen Verdiensten um die Wissenschaft, fortwährend den gebührenden Tribut anerkennender Erinnerung zollen.

Wenige Wochen vor der heutigen Sitzung wurde auch uns ein Mann entzogen, dessen Namen die Akademie unter denen ihrer auswärtigen Mitglieder stets als eine der ersten Zierden betrachtet hat. Könnte man menschlichem Leben unvergängliche Dauer wünschen, wer hätte diese nicht für Sylvestre de Sacy gewünscht? Denn wem, der mit orientalischer Litteratur oder Geschichte und selbst Alterthumsforschung überhaupt, oder Philosophie der Sprache, je sich ernsthaft beschäftigt, wäre dieser Mann nicht durch seine Schriften Lehrer geworden? Wo ist ein Land, in dem nicht dankbare Schüler mit Ehrfurcht und Liebe seines mündlichen Unterrichtes gedächten? (auch Bayern zählt deren mehr als Einen.) Oder wer hätte je sich an den trefflichen Mann um Belehrung oder für irgend eine wissenschaftliche Forschung um Hülfe und Aufschluß gewendet, dem der vielbeschäftigte nicht auf die zuvorkommendste und freygebigste Weise die Schätze seines Wissens eröffnet hätte? Zumal aber dringt sich die Frage auf, wer für einen so bedeutenden Theil menschlichen Wissens die Stelle des Mannes ersetzen wird, der eben so sehr durch die unbestrittne, in einem langen Leben erprobte Redlichkeit seines Forschens als durch die Tiefe seines Wissens und die Universalität seines Geistes verdient hatte, in allem was Sprachkunde betrifft, selbst über den nächsten Umkreis seiner besondern Studien hinaus, als Orakel verehrt zu werden; wie ich mich denn erinnere, daß Champollion's erste Entdeckungen über die phonetische Bedeutung eines Theils der ägyptischen Hieroglyphen zuerst allgemeines Vertrauen erweckten, als bekannt wurde, daß Sylvestre de Sacy's Anerkennung ihnen zu Theil geworden. Auch für die sittliche Welt ist es als ein Verlust zu erachten, wenn ein solches Vorbild nur noch in der Erinnerung lebt; wenn ein Mann nicht mehr als ein lebendes Beyspiel vor Augen steht, der mit den einfachsten und anspruchlosesten Sitten nicht nur eine sehr hohe Stufe in der allgemeinen Achtung erlangt hatte, sondern auch in seinem Vaterlande, ohne Künste irgend einer Art angewendet, ohne je seine Grundsätze verläugnet oder irgend eine seiner Ueberzeugungen zum Opfer gebracht zu haben, zu den höchsten äußeren Ehren gelangt war, die ihm sein Vaterland gewähren konnte. Und gewiß, diesem inneren Maaß, dieser leidenschaftlos reinen Stimmung seines Innern, hatte er vorzugsweise das günstige Geschick, den glücklichen Stern zu danken, der auch über seinem äußeren Leben waltete. Das tief religiöse Gefühl, von dem sein ganzes Leben getragen und beruhigt war, hielt ihn bis zum höchsten Alter aufrecht, und eine gütige Vorsehung vergönnte ihm, noch vor seinem Hinscheiden das Werk zu vollenden, dem er viele Jahre gewidmet, das von der ganzen gelehrten Welt mit Sehnsucht erwartet war, sein Werk über die Religion der Druſen, *) eine der

*) Er selbst sagt am Ende der vom 25. Dec. v. J. datirten Vorrede: Il me reste un devoir à remplir, c'est de remercier la Providence, qui m'a permis de terminer ce travail à un âge où l'on peut à peine compter sur le lendemain. Die Gelehrten Anzeigen hoffen bald eine ausführliche Beurtheilung des erwähnten Werkes mittheilen zu können.

merkwürdigsten, aber zugleich räthselhaftesten Verirrungen des religiösen Bewußtseyns.

Jedoch eben die Erwähnung seines letzten Werkes gemahnt mich, dieses Vorwort zu schließen; denn es kann nicht fehlen, daß die für die Festlichkeit dieses Tages verfaßte Rede eines gelehrten Mitgliedes zur würdigsten Feyer des Mannes werde, der über den Gegenstand, den sie behandelt, so vielfältig Licht verbreitet hat."

Journal Asiatique. Février 1838. Paris.

Dieses Heft einer gehaltreichen Zeitschrift enthält unter Anderem den dritten und letzten Brief von F. Fresnel über die Geschichte der Araber zunächst vor Muhammed. Der Verf. stand im Begriffe, von Cairo, wo er viel gesammelt hatte, aufzubrechen und eine Reise in das innerste Arabien zu versuchen. Gelingt es ihm, den Urstamm Ad zu finden und kennen zu lernen, dessen Sprache noch dieselbe seyn soll, wie in den Tagen Abrahams, so darf man die Entdeckung noch viel älterer Ueberlieferungen hoffen als die sind, welche er in seinen drey Briefen mitgetheilt hat und worunter manche sehr ansprechende sind. Hier davon eine Probe.

„Durayd, der Sohn Simmah, von dem Stamme Hawazin, war gegen Leute von dem Stamme Kinanah ausgezogen. In dem Thale Alakhram sah er von fern einen Mann der ein Kamel führte, auf welchem eine Frau saß. Spreng' an, sagte Durayd zu einem von seinen Reisigen, und rufe dem Manne zu, er lasse das Kamel und fliehe. Der Reiter that, wie ihm befohlen war, und da jener nicht folgte, kam er näher und wiederholte die Aufforderung. Der Mann aber gab den Zaum des Kamels der Frau in die Hand, warf gegen den Reiter seinen Speer und durchbohrte ihn damit. So that er einem zweyten, den Durayd entsandte, so auch einem dritten. Durayd kam selbst und sah den ersten, darauf den andern, dann den dritten seiner Reiter niedergestreckt, zuletzt auch ihren Besieger ruhig das Kamel führend, unbewehrt, da in dem letzten Wurfe sein Spieß gebrochen war. Du bist allein, Jüngling, und hast keinen Speer, sagte Durayd; nimm hier den meinigen. Er gab ihm den Speer, wandte um und sprach zu seinen Leuten: Seines Gleichen habe ich nicht gesehen; ihm das Leben zu nehmen, wäre unrecht gewesen.

Einige Jahre später überfielen Krieger des Geschlechtes Firas von dem Stamme Kinanah ein Lager des Stammes Hawazin, gewannen den Streit und führten viele gefangen weg, darunter auch Durayd. Er ließ nicht merken, wer er wäre, aber etliche Weiber, denen sein gutes Gesicht gefiel, traten heran, und gingen mit Gebehrden, die ihn zum Sprechen reizen sollten, an ihm vorüber. Eine, die ihn scharf angesehen hatte, rief aus: Wahrlich ein schöner Fang; das ist der Mann, von welchem Rabiah den Speer empfing, nachdem er drey Feinde von seiner Pilgerin abgewehrt hatte. Sie warf ihren Mantel auf den Gefangenen und sprach: Kinder Firas, der Mann ist unter meinem Schutze; es ist der Mann des Tages zu Alakhram! Auf die Frage nach seinem Namen sagte er: ich bin Durayd, der Sohn Simmah; wer aber ist der, welchem ich meinen Speer gegeben habe? — Rabiah, der Sohn Mukaddam. — Was ist aus ihm geworden? — Er ist gefallen im Streite mit den Banu-Sulaym. — Und wo ist die Frau, deren Kamel er führte? — Ich bin es, sprach das Weib, das den Mantel auf ihn geworfen hatte; ich bin Raytah, die Wittwe Rabiah's. Nun wurde Rath gepflogen; kein Leid sollte Durayd geschehen; Anstand nahmen jedoch einige, ihn frey zu geben, ohne daß der Krieger, dessen Gefangener er war, einwilligte. Dieser wurde mit einem Lösegelde, das die übrigen zusammenlegten, befriedigt; Durayd der Bande entledigt und von Raytah mit Gewand und Waffen beschenkt. Er kehrte zu seinem Stamme zurück und befehdete nie mehr die Kinder Firas."

Auf Einladung des Vorstandes las sodann Hr. Professor J. Döllinger eine Abhandlung

über Muhammeds Religion nach ihrer innern Entwicklung und ihrem Einflusse auf den Charakter und das Leben der Völker.

Diese Abhandlung wird in den nächsten Tagen besonders im Drucke erscheinen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani. I. Heft, 140 S. II. Heft. 266 S.; III. Heft 77 S., mit dem besondern Titel:

Della storia d'Italia sotto gli imperatori Romani La Germania e i suoi popoli sino all' anno dell' era volgare 180. Milano 1836. (Durch Prof. Garzetti in Trient).

Wie wenig die politischen Zustände Italiens den Geist freymüthiger und unabhängiger Forschung über die vergangenen und gegenwärtigen Schicksale dieses Landes begünstigen, ist diesseits der Alpen niemand unbekannt. Auch wäre es ein eben so ungerechtes als schädliches Vorurtheil, wenn man aus den langen Pausen seiner historischen Muße den Schluß zöge, jene Saat großer und kraftvoller Geister des alten und mittlern Italiens müsse endlich völlig erloschen und das einst geistig so herrlich blühende Land nach Aufzehrung aller Lebenselemente in einem solchen Grade gealtert, erschlafft und erstorben seyn, daß es mit der Kraft auch das Verlangen, seine Zustände in verschiedenen Weltepochen wissenschaftlich darzustellen, verloren habe.

Zwar sind Eifersucht und Zorn der nordischen Völker gegen die alten rerum dominos gleichsam heute noch lebendig; und weil diese die Welt zuerst durch das Schwert der Legionen gebändiget, und dann zum zweytenmale durch die Kraft des Dogma's geistig überwältiget haben, so ist man nur zu geneigt, die politische Versunkenheit des Volkes auch auf sein sittliches und geistiges Leben überzutragen. Besonders schien man in der neuesten Zeit bey der entschieden technisch-historischen, und dennoch völlig antipoetischen Richtung der Wissenschaft in Europa, die Italiener bereits außer Spiel zu setzen und von aller Mitbewerbung um die wissenschaftliche Palme des Tages auszuschließen, weil jene productive Regsamkeit und schöpferische Thätigkeit, mit welcher die nordischen Völker vergangene Weltalter im Allgemeinen, und alte nationelle Zustände und deren Genesis insbesondere erforschen, auf der italienischen Halbinsel angeblich nicht mit gleicher Lebendigkeit allerots sich entfalten wollte.

Der wahre Grund indessen, warum alles historische Ringen und Mühen der Italiener, bey aller innern Reichhaltigkeit, sich dennoch nicht zu jenem Charakter von Universalität, Glanz und öffentlicher Anerkennung erschwingen kann, den es z. B. in unserm politisch doch eben so getheilten Germanien errungen hat, muß hier füglich unberührt gelassen werden. Uns sey es genug zu wissen, daß von Zeit zu Zeit Geistesblitze aus dem Innern dieses edeln, aber in dichten Lavadunst eingehüllten Volkes hervorbrechen, die sein inneres Leben beurkunden.

So lange man nicht den materiellen Umfang des Bücherkatalogs und die jährlich erscheinende Bändezahl als Maßstab für geistige Tüchtigkeit der Völker gelten läßt und, wie es beynahe in Deutschland Sitte wird, Anerkennung und Ruhm eines Gelehrten nach der Bogenzahl bemißt, die er überschrieben hat, bleibt der alte Ruhm Italiens — um nur von der Historiographie zu reden — durch das hervorleuchtende Verdienst einiger Männer, allen Hemmnissen zum Trotz, noch immer ungeschwächt. Die Deutschen halten sich zwar selbst für die größten historischen Genie's der neuesten Zeit, und preisen unermüdet Schlözer, Müller, Raumer, Luden, Hammer u. s. w., ihren Umfang, ihre Tiefe, besonders aber weil keiner derselben weniger als sechs dicke Bände, wohl aber das Doppelte und

noch mehr geschrieben hat; und wollte man den kritischen Blättern glauben, so wären Tacitusse und Salustiusse in den Ländern zwischen den Norischen Alpen und der Ostsee eine alltägliche Erscheinung. Wenn uns aber dagegen die benachbarten Völker lieber die großen Magaziniere der historischen Gelehrsamkeit nennen, und in den Werken der deutschen Geschichtschreiber im Allgemeinen eher Vorrathskammern und aufgespeichertes Material aus allen Welttheilen, aus Japan, China, Indien, Bochara, Timbuktu, Anahuac, Palenk und Samarkand entdecken wollen, als genialen Gedankenschwung und künstlerisch vollendete Darstellung, so wissen wir nicht, ob ihr Urtheil auch jederzeit ganz ungerecht sey.

Um nur bey der letzten Zeit stehen zu bleiben, welches Geschichtenbuch des vielschreibenden Germaniens will man dem nachgelassenen Werke des neapolitanischen Generals Kolletta entgegenstellen? Denke man von den politischen Ansichten des Mannes was man wolle, und sehe man nur auf den Kern der Gedanken, auf die Kraft des Wortes, auf den tragischen Ernst, auf das tieferschütternde und Leidenschaften reinigende Gefühl, welches nach Durchlesung seines Buches in der Seele zurückbleibt und lange in ihr fortlebt, und man wird uns vielleicht zugestehen, daß nicht nur in Italien, sondern auch anderwärts, seit langer Zeit nichts dergleichen geschrieben worden sey. Kolletta ist kein studirter Nachäffer seiner beyden großen Landsmänner und Vorgänger Sallustius und Tacitus; er selbst ist ein lebendiger Born des Lebens, voll selbständiger Würde und Kraft; er selbst für sich allein wiegt ein Heer zunftgerechter Skribenten Deutschlands auf; er allein ist πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων.

Deutsche! rühmet nicht gar zu ausschließlich euren Niebuhr, als wäre Genie, Originalität und Tiefe dieses Mannes für alle Zeiten unerhört und unerreichbar. Ein Italiener, der Micali's Geschichte der Urvölker Italiens oder Inghirami's Werk über die alten Hetrusker mit Niebuhrs vergöttertem Product vergleicht, wird euren Enthusiasmus so wenig begreifen, als er den holperichten Periodenbau und den völlig ungenießbaren Styl eures Idols elegant und fließend finden kann.

Seyd ihr aber auf die zahlreichen Abhandlungen und gelehrten Forschungen euerer Akademieen stolz, so hält man euch, mit Umgehung alles dessen was man einst in Modena und Bologna geleistet hat und jetzt in Florenz, Mailand und Turin mit frischem Eifer fortführt, nur die neuesten Considerazioni sulla storia Siciliana von Pietro Lanza, Fürsten von Scordia, besonders aber des eingangs genannten Hrn. Garzetti drey inhaltsreiche Traktate della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani entgegen, ohne noch den Umstand geltend zu machen, daß die deutschen Gelehrten gewöhnlich unter dem Schutze wissenschaftliebender Fürsten in Wohlbehagen ihre Arbeiten fördern, während ihre italienischen Arbeitsgenossen keinerley Ermunterung, selten freundliches Entgegenkommen, nicht immer das verdiente aber unfruchtbare Lob nach gelungener That genießen, und überhaupt außer ihrer Liebe zur Wissenschaft und ihrem Talente keinerley Beystand finden.

Es versteht sich von selbst, daß man hier nicht wohlerworbene und allgemein anerkannte Vorzüge deutscher Wissenschaft schmälern und dagegen das Genie eines fremden Volkes über Gebühr hervorzuheben und anzupreisen gedenkt. Nur dem in Deutschland eingealterten Vorurtheile über literarische Versunkenheit und gleichsam historiographischen Helotismus Italiens will man sich durch Namhaftmachung einiger vorzüglich gelehrter und ausgezeichneter Männer entgegensetzen, deren Werke unserer Meynung nach einen bedeutenden Rang unter den wissenschaftlichen Leistungen der neuesten Zeit verdienen. Und wir fürchten gar nicht, namentlich Hrn. Garzetti zu viel Ehre zu erzeigen, wenn wir ihn den historiographischen Zierden des jüngsten Italiens beyzählen, und in ihm ein vorzügliches Talent erkennen, über theils unbekannte, theils unvollkommen und höchst mangelhaft bearbeitete Zeit-Umstände ein klares, mit Kunst und Wissenschaft gezeichnetes Bild zu entwerfen. Ein Italiener, der sich im historischen Fache versuchen will, wird selten über den Stoff verlegen seyn. Denn gleichwie die nordischen Völker niemals müde werden die hesperische Halbinsel zu besuchen, und in diesem unvergleichlichen Lande immer frische Quellen der Bewunderung, der Belehrung und des Genusses entdecken,

eben so ist die politische Vergangenheit seiner Bewohner eine unerschöpfliche Fundgrube für historische Thätigkeit. Keine Größe der neuern Zeit kann den Eindruck verwischen, den die alte italienische Weltherrschaft im Gemüthe der europäischen Völker bis auf den heutigen Tag zurückgelassen hat. Und fürwahr, wenn man die alte Geschichte der römischen Stadtgemeinde liest, glaubt man nicht die Thaten eines einzelnen Volkes, sondern — wie Florus sagt, die des ganzen menschlichen Geschlechtes zu lesen. Die neuern Staaten sind ja nur Bächlein, deren Ursprung sich im weltüberflutenden Strome der römischen Herrscher- und Gesetzgebungskraft verliert, und die politischen Bewegungen unserer Tage, so wie alle Versuche der einzelnen Völker ihren Haushalt, ihr inneres Leben, ihre Bürgschaften zu ordnen und zu sichern, finden sie ihren Typus nicht getreulich im Leben der italienischen Quiriten? Und wer dieses letztere in allen seinen Parthien, in allen Stadien, Phasen und Wendungen malt, hat nicht den Italienern allein, er hat allen Völkern und allen Zeiten gedient. Denn was die Natur des in gesellschaftlichem Verbande lebenden Menschen in socialer Bedeutung seyn und möglicher Weise werden kann, was in ihren Bestrebungen das Aeußerste und in den Folgen das letzte ist, und wohin überhaupt alle menschliche Kraft und Weisheit führe, zeigt sich an dem historisch vollendeten Lebensbilde dieses Volkes. Hier allein ist der vollständige Kursus von Staats- und Regierungskunde, den uns die alte Welt gleichsam als Testament für alle Zukunft zurückgelassen hat. Seinen Inhalt erklären, seine Dunkelheiten deuten, seine schadhaften Seiten ergänzen, und wiederherstellen was der Ruin der alten Welt verschüttet hat, ist seit dreyhundert Jahren die vorzüglichste und noch lange nicht erschöpfte Aufgabe der historischen Studien nicht etwa nur zunächst in Italien, sondern bey allen kultivirten Völkern des Abendlandes. Hr. Garzetti wählt sich aus diesem Welt-Codex einen Abschnitt zur Erläuterung aus, und belehrt das geschichtliebende Publikum mit seinem, wie uns scheint, lange und sorgfältig bearbeiteten Commentar über den Zustand Italiens unter der Herrschaft der römischen Cäsaren in drey kurz hinter einander erschienenen Abhandlungen. Der Titel selbst verkündet klar genug, daß hier vorzüglich vom innern Leben, von der sogenannten Familien- und Municipal-Existenz des italienischen Volkes, und nicht ausschließlich von seiner kriegerischen Größe nach Außen die Rede sey. Ackerbau, Configuration und Productivität des Bodens, Künste und Handel, Finanz und Statistik, Nahrung, Kleidung, Haushalt, Spiel und Lebensgenuß, Gerechtigkeitspflege, Beamtenhierarchie und Gemeindeverwaltung, Auflagen mit der Art ihrer Erhebung, Heeresergänzung und die Conflicte der öffentlichen Freyheiten mit der alles verschlingenden Centralgewalt der Imperatoren in ihren verschiedenen Stadien werden als Hauptabschnitte der Untersuchung figuriren. Wie schwierig es aber sey, hierin den Foderungen eines Lesers aus dem 19ten Jahrhundert zu genügen, wird man nur dann gehörig zu würdigen verstehen, wenn man bedenkt, daß es keinem Autor des Alterthums je in den Sinn kam, ein Buch über den Staatshaushalt im weitesten Umfange, über Statistik im Allgemeinen, über Steuerumlagen, über Gemeindeverwaltung und Competenz der Tribunale, über Handel und Gewerbe zu schreiben: wenigstens ist nichts dieser Art auf unsere Zeiten herabgekommen. Und doch muß vorzüglich von solchen Dingen die Rede seyn, wenn man über den Zustand Italiens während der fünfhundertjährigen Herrschaft der Imperatoren nach heutigen Begriffen sprechen will. Aus zufälligen und zerstreuten Notizen, die man in der armseligen Literatur der Kaiserzeit findet, ein solches Gemälde zusammen zu setzen, wäre ganz unmöglich. Als vorzüglich reichhaltige und häufig einzige Quelle zu erträglicher Lösung der Aufgabe wird man die Gesetzessammlungen von Theodosius bis Justinian mit allen Erläuterungen, Abhandlungen und Ergänzungen der Rechtsphilosophen späterer Zeiten erkennen müssen. Allein um gewinnreich und kritisch aus dieser Quelle zu schöpfen, ist natürlicher Scharfsinn eben so unentbehrlich als praktische Weltkenntniß und innige Vertrautheit mit dem Getriebe des Staats- und Volkslebens überhaupt. Analogie und Conjectur bleiben in vielen und wichtigen Puncten dessen ungeachtet Hauptinstrument, um die Wahrheit ans Licht zu bringen. Solche Werkzeuge in die Hand zu nehmen, hat aber nicht jeder Geschichtschreiber das Recht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften. Von M. Th. Contzen. Regensburg, bey Friedrich Pustet. 1838. XVI. 191 S. 8.

Das vorliegende Buch, welches, wie der Verfasser selbst S. XI. aussprach, nur ein Versuch seyn soll, die Quellen der sächsischen Kaiserzeit kritisch zu beleuchten, verdient sowohl wegen des behandelten Gegenstandes, als auch insbesondere des Fleißes und der Umsicht wegen, welche der gelehrte Verfasser entwickelte, die genaue Beachtung von Seite aller derjenigen, welche die Mühe historischer Forschungen kennend, jene aufopfernde Wahrheitsliebe zu schätzen wissen, die es unternimmt, das Material der Geschichte zu sichten, und damit die Grundlage zu bereiten, auf welche hin eine kritische Geschichte verfaßt werden kann. Da der Verf. hiebey nur wenige Gelehrte zu Vorgängern hatte, ja in dem größeren Theile des Zeitraums, dessen Quellen er sichtete, allein dasteht, so sey es vergönnt, kurz die Methode zu zeigen, durch welche er seine Aufgabe, die Quellen der sächsischen Kaiserzeit (König Heinrich mit eingeschlossen) kritisch zu beleuchten, zu lösen strebte.

Dr. Contzen beginnt mit einer Einleitung, in welcher er die Entstehung der Chroniken aus den in Kirchen und Klöstern üblichen Festtafeln nachweist und die vorhandenen Quellen nach größeren Geschichtschreibern, kleineren Annalen, Nekrologien, späteren Chroniken, Biographien, Briefen, Concilien- und Urkundensammlungen eintheilt. Die erste dieser Rubriken eröffnet Widukind. Der Verf. erzählt die Geschichte seiner Ausgaben, erörtert die Zeit, in welcher W. lebte und seine Historien schrieb, die Quellen, welche er benützte, und sucht so seine Glaubwürdigkeit zu erweisen. Dieß ist im Allgemeinen der Gang, welchen der Verf. bey jedem Einzelnen der von ihm kritisch durchgenommenen Geschichtschreiber und Geschichtsquellen einschlug. In das Detail der Untersuchung, in eine vergleichende Prüfung der Quellen unter einander läßt er sich in der Regel nicht ein; dieß bleibt, wie früher, auch mit diesem Buche dem Forscher der sächsischen Kaiserzeit selbst überlassen.

Auf Widukind folgt Liutprand. Wie bey jenem giebt der Verf. auch hier recht schätzbare Winke über Leben und Schriften dieses Autors, welche von jedem, der noch keine Kenntniß von Liutprand hatte, als einleitende Bemerkungen gewiß mit vielem Danke werden aufgenommen werden. Was die Beurtheilung der Absicht, welche L. mit seinem Geschichtswerke verband, so wie seine Glaubwürdigkeit betrifft, so scheint jedoch der Verf. hierbey zu sehr dem persönlichen Gefühle, wie Er es gemacht haben würde, wenn er an L's. Stelle gewesen wäre, gefolgt zu seyn; auch beruht die Auslegung der Stelle V. 13 (Contzen S. 41) auf der irrigen Ansicht, daß weil nach L. das ganze Hofgesinde von den Ausschweifungen der Königin Willa wußte, und diese bezeugen konnte, dasselbe die Quelle gewesen sey, aus der L. schöpfte. Eine Sache, von welcher auch ein Gassenhauer weiß, kann recht gut erzählt werden, ohne daß man seinen Bericht gerade einem solchen Subjecte entnimmt.

Nun folgt Thietmar von Merseburg, welchen der Verf. mit derselben Ausführlichkeit behandelte, wie die beyden vorhergehenden Autoren. Diese drey Abhandlungen machen, einzelne Fehler ungeachtet, die Krone des vorliegenden Werkes aus und sind von dem Verf. mit besonderer Liebe und Umsicht behandelt. Auf sie läßt er Albert von Metz, Glaber Rodulfus, Flodoard, Ademar, die scriptores rerum sangallensium und den Fortsetzer Regino's folgen. Wir vermeiden hiebey in das Einzelne zu gehen, theils weil es die Schranken dieser Blätter übersteigen würde; theils weil es bereits von andern geschehen ist. Der Göttinger Recensent dieses Werkes, welcher vornehmlich (G. G. A. St. 208, 30 Dec. 1837) dieses that, scheint jedoch übersehen zu haben, daß der Verf. selbst sein Werk nur als einen Versuch bezeichnet.

Es folgen nun zunächst in wohl zu beschränkter Kürze die corvey'schen und hildesheimer Annalen, die corvey'sche und quedlinburger Chronik, die in den mon. Germ. hist. abgedruckten Annalen, mit einigen wenigen andern. Dann behandelt der Verf. die bisher so wenig beachteten Nekrologien, ohne sie jedoch weiter zu untersuchen und geht, nachdem er noch mehrere der spätern Chronisten in Kürze anführte, auf die Biographien über. Er erwähnt von diesen zuerst die Lebensbeschreibung Otto's I. durch die Nonne Roswitha, in Bezug auf welche er sich der dankenswerthen Mühe unterzog, die Münchner Handschrift sorgfältig zu vergleichen, woraus sich das Resultat ergab, daß von dem Gedicht selbst ein beträchtlicher Theil nicht mehr auf unsere Tage gekommen ist. Dann folgt das Leben der Königin Mathilde, der Kaiserin Adelheid, des hl. Bruno mit den Translationen der hl. Pusinna, Ida und Epiphanius, das Leben des hl. Ulrich, der hl. Wiborada. Ueberall ist auf die Zeit der Abfassung dieser Biographien, die Quellen und die größere oder geringere Glaubwürdigkeit ihrer Verfasser hingewiesen, vielfach auch in das Detail der Erzählung eingegangen und dieß kritisch beleuchtet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani. etc.

(Fortsetzung).

Vergleicht man nun den ganzen Reichthum der Quellen, wie sie Hr. Garzetti besonders im zweyten Theile seiner Abhandlung nach laufender Numer citirt, mit ihrer lichtvollen und fruchtbaren Anwendung und Erläuterung im Werke selbst, und stellt man die streng logische Consequenz seiner Schlüsse mit dem schöpferischen Geiste zusammen, der alle Theile der Abhandlung mit gleicher Kraft belebt, so wird man sich schnell überzeugen, daß der Verf., ob er gleich in dieser Schrift zum erstenmal vor das große Publikum tritt, in seiner Kunst kein Anfänger ist, sondern bereits jene Höhe und Vollendung erreicht hat, die man bey uns vorzugsweise die akademische nennt. So groß schien Ref. die Gewandtheit nnd Autorität, mit welcher Hr. Garzetti seine Materie auch in ihren dunkelsten und verwickeltsten Theilen behandelt.

Hier wäre es nun an der Zeit, die Kritik im engeren Sinne des Worts zu beginnen, in das Einzelne einzugehen, die Citate zu verfolgen, ihre Anwendung zu prüfen und mit Strenge zu untersuchen, ob der Verf. allzeit ihren Sinn richtig erfaßt, ihre Folgen gehörig abgemessen und gewürdiget, ob er in den Stellen seiner Autoren nicht Dinge gefunden habe, die eine gesunde Kritik darin nicht entdecken kann; ob seine Argumente, wenn auch nicht jederzeit durchaus erschöpfend, doch in ihrer Form stichhaltig seyen, und ob jene Partien seines historischen Gemäldes, die er aus Mangel an Nachweisungen entweder dunkel oder ganz unbearbeitet lassen mußte, vielleicht unserseits durch specielle Kenntnisse, durch Hindeutung auf bisher nicht gekannte, oder wenigstens vom Verf. nicht gehörig verstandene Quellen, aufgehellt und gleichsam belebt werden können? Diesem vorzugsweise kritischen, aber mühevollen und zeitraubenden Geschäfte wollen wir uns, wenigstens für die beyden ersten Theile, um so weniger unterziehen, da eben diese einerseits in einer der gelesensten literarischen Zeitschriften Deutschlands (Heidelberger Jahrb. d. L.) dem Inhalte nach umständlich angezeigt und dem deutschen Publikum mit Recht als eine bemerkenswerthe Erscheinung der geschichtlichen Muse Italiens empfohlen worden sind; anderseits aber eine ins Einzelne gehende, gewissenhafte und fruchtbare Beurtheilung dieser Schrift selbst zum Umfange einer mäßigen Abhandlung erwachsen müßte, zu deren Bearbeitung wir jetzt weder Zeit noch Neigung haben. Leichter wäre es freylich, das Vergnügen, häufig auch die Ueberraschung und die Belehrung zu schildern, die uns eine erste Durchlesung des Werkes gewährte; aber wozu könnte dieses dienen, da der Verf., seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit ungeachtet, selbst nur mit bescheidenem Mißtrauen und, wie es aus vielen Stellen des Buches hervorleuchtet, hie und da sogar mit Unzufriedenheit auf seine Arbeit herabblickt? Ihm scheint viel weniger an Hervorhebung und Anerkennung der Glanzpartien seines Werkes, als an wissenschaftlicher Beleuchtung mangelhafter oder controverser Punkte in dem öffentlichen und Privatleben des kaiserlichen Italiens zu liegen.

Etwas schärfer dagegen wollen wir die dritte Abtheilung oder die Zugabe der Garzettischen Broschüre ins Auge fassen, weil diese einen Gegenstand berührt, von welchem der im Allgemeinen blind für sein schönes Heimatland eingenommene Italiener nur selten, jederzeit aber kurz und mit schlecht verhehltem Widerwillen spricht. Denn über die Ger-

manen und ihren Urwald allein vermochte weder Glück noch Heldenmuth der italienischen Legionen dauernde und vollständig entscheidende Triumphe zu erfechten: vielmehr brach eben aus dieser deutschen Wildniß zuletzt noch das Ungethüm hervor, welches nach wechselvollem Kampfe die italienische Welt in Trümmer schlug und vielleicht die größte Umwälzung vollbrachte, die das menschliche Geschlecht je erlitt. Von diesem Volke, welches einen so allgemeinen Ruin auf dem Erdboden bewirkte, überall neues Leben und neue Ordnung schuf, und eine so große Rolle in den Jahrbüchern Roms und Italiens spielt, muß — nach den Worten des Verf., gleichsam zur Vervollständigung seines italienischen Farbenspiels eigenthümliche Meldung geschehen.

Nun welchen Weg schlägt Hr. Garzetti ein, und welche Grenze steckt er seiner Untersuchuug über Alt-Germanien? Will er Wald und Volk ihrer selbstwegen und im ganzen Umfange bis zur großen Katastrophe verfolgen, und will er seinen Landsleuten etwa besonders die Uranfänge des Germanischen Wesens und seinen Verfolg bis zum Zeitpuncte einheimischer documentirter Quellen vorlegen, d. i. wie Barth und Titze gleichsam eine Einleitung in die Geschichte Deutschlands schreiben? oder will er, wie Tacitus nur eine kurze Charakteristik und gleichsam den Schattenriß dieses Volkes zur Hervorbringung moralischer Kontraste für Besserung eines verdorbenen Zeitalters entwerfen? Hr. Garzetti ist zu klug, zu taktfest und in der Anlage seines Werkes zu symmetrisch, um sich nutzloser Weise gleich anfangs in ein Labyrinth controverser Gelehrsamkeit und gewagter Conjecturen, wie es der erstere Fall mit sich brächte, einzulassen. Die Fragen über Ursprung, Sitze und Verzweigungen der Völkerschaften Germaniens sind ihm (S. 7) intralciate quistioni, zu verwickelt, zu dunkel, und zu sehr außer Zusammenhang mit dem Wesen seiner Abhandlung, als daß er nach Vorgang seiner deutschen Mitgelehrten lange bey ihrer Lösung verweilen sollte. Aber auch um Herstellung eines historischen Sittengemäldes zu Warnung und Besserung der Zeit handelt es sich in seinem Werke nicht. Ihm ist eigentlich nur um eine gedrängte, aber lichtvolle Darstellung des Kampfes zu thun, der sich aus dem Zusammenstoß des römischen Weltkolosses mit der Germanischen Kraft erhob. Aber noch nicht die volle Entwickelung, das Ende, und gleichsam den letzten Act dieses großen Drama's will er seinen Lesern schildern: er führt das Spiel nur bis zum Schluße des zweyten Jahrhunders christlicher Zeitrechnung, oder dem sogenannten Markomannen-Kriege, in kurzen Umrissen und historischen Resultaten herab, indem er sich ausführlichere Behandlung dieser Feinde und endlichen Zertrümmerer des alten Italiens auf eine spätere Veranlassung vorbehält. Lieber hätte er — so scheint uns wenigstens — von den germanischen Wilden gänzlich geschwiegen, und nur ungerne trübt er den friedlichen Born hesperischer Kultur und Glückseligkeit durch den so unsanft aus nordischem Walde hervorrauschenden Sturm des furor teutonicus. Aber wie konnte er dieses, da die Gefahr Italiens von Deutschland her seit den Tagen des Augustus als bleibend erkannt war, so daß sich die Condizione d'Italia unter den Cäsarn gleichsam von ferne durch die Expansivkraft germanischen Lebens regelte?

Um die Hauptidee in wenige Worte zusammenzudrängen, Hr. Garzetti beantwortet die Frage, wer denn eigentlich die Leute waren, die sich gleichsam den Beschlüssen der Providenz selbst zu widersetzen und den Herren der Welt zu trotzen wagten? Ihr Land, ihre Sitten, ihre Waffen und moralischen Ueberzeugungen will er seinen Landsleuten schildern, um ihnen dieses monströse und gegen die ewige Ordnung der Dinge streitende Beginnen derselben zu erklären. Von Tacitus bis zu unserm Verf. herab hat kein Italiener anders als unter diesen Eindrücken über Germanien geschrieben, und wie man uns und unser Land in dem Büchlein De situ, moribus et populis Germaniae zeichnet, so denkt sich der Italiener uns und unser Land in der Hauptsache heute noch, gerade wie diesseits der Alpen im Volke die Eindrücke noch fortleben, die es einst von den Italienern des V. und VI. Jahrhunderts aufgenommen hat. Hiemit ist klar genug das Magazin bezeichnet, aus welchem Hr. Garzetti die Farben für sein Bild entlehnt. Und die Frage, ob er uns Deutschen etwas Neues bringe, ob er vielleicht im literarischen Schutte seines Landes frisches Material gefunden habe, um Germaniens Landschaft und Sitte zu malen, unser

Gemüth, unsern Charakter und seine Kontraste mit dem Süden hervorzuheben, oder irgend eine Seite unserer Origines zu beleuchten, wollen wir demnach gar nicht weiter stellen, oder haben sie vielmehr indirekt schon beantwortet. Der Verf. geht nirgends über Cäsar, Tacitus, die Scriptores hist. Augustae und die einschlägigen zerstreuten Notizen griechischer Autoren mit deren philologisch-historischen Erläuterungen der neuesten Zeit hinaus. Aber was hätte er auch thun sollen? Er hätte, wird man vielleicht erwiedern, vor allem die reiche Fundgrube der historischen Literatur Deutschlands, namentlich die profunden Auslegungen über Tacitus Germania von Cluverius und Cellarius angefangen bis zur neuesten Bearbeitung derselben durch Gerlach in Basel zu Rathe ziehen; dann im Isländischen die Edda, die Saga's von Soëmund und Snorri Sturleson, die Runen, den Sachsen- und Schwabenspiegel und die leges omnium barbarorum von Canciani, besonders aber Mannert und die übrigen großen Historiker Germaniens lesen und folglich vor allem die deutsche Sprache lernen sollen. Hr. Garzetti ist aber wirklich der deutschen Sprache kundig, citirt mehrere der benannten Quellen, und ist besonders mit Mannerts anerkannt vortrefflichen geographischen Schriften vollkommen vertraut; ja man kann sagen, Mannert war in Beziehuug auf Alt-Germaniens Geographie und Völkertafel der vorzüglichste Geleitsmann des Verfs. Nur unsere deutschen Vor- und Urgeschichten, Justus Möser, Barth, Titze u. a. sammt dem ganzen Heere unserer Commentatoren bis auf den alles sammelnden und sichtenden Luden finden wir in der Abhandlung nicht berührt. Allein welche Erkenntnißquelle hatten denn alle diese Benannten für die beyden ersten Jahrhunderte unseres Volkes, wenn nicht Tacitus und die übrigen bey Garzetti angezogenen Schriften des Alterthums? Faktisch Neues über diese Periode kann uns nur derjenige bringen, der die verlornen Bücher des Livius über deutsche Sitten und Kriege sammt den ebenfalls verlornen zwanzig Büchern des ältern Plinius über denselben Gegenstand wiederfindet. Die Unmöglichkeit auf diesem Felde fruchtbare Forschungen zu machen und überhaupt neben dem bisher Gekannten etwas besseres als Hypothesen und Varianten aufzustellen, wird bey uns selbst so lebhaft gefühlt, daß von nun an alle Vor- und Urgeschichten Deutschlands nur mit Mißtrauen und Unglauben aufgenommen werden. Weil aber unser Geist nicht ruhen, die Nationalforschung keinen Stillstand leiden soll, und ein deutscher Gelehrter überhaupt nicht gerne eingesteht, daß man etwas nicht wissen könne, so hat man in der neuesten Zeit den Weg der Philologie und Begriffsspaltung im weitern und edlern Sinne eingeschlagen, und nicht nur den Namen Germani und Germania, sondern alles was von altdeutscher Sprache nur immer auf uns gekommen ist, etymologisch zergliedert und verglichen, um wo möglich auf diesem Wege Herkunft, Verzweigung, Wanderung, Verwandtschaft, Gemüth und Wesen des Volkes zu ergründen. Das sind eben die intralciate quistioni, auf deren Lösung sich Hr. Garzetti nicht einlassen will und nach seinem Plane sich auch nicht einlassen kann. Seine Landsleute Micali und Gironi aber hatten, jeder in seiner Art, etwas mehr Muth, indem sich namentlich letzterer in seinem zu Mailand 1819 gedruckten Werke Il costume dei Greci rintracciato sui monumenti etc. unter andern die verwickelte Frage über den Ursprung des Namens Griechenland zu berühren nicht scheute. Dieses Kunstmittel auf die dunkle Vorzeit eines Volkes neue Lichtstrahlen zu werfen, gehört ganz der neuern und vorzugsweise der germanischen Wissenschaft an. Das Alterthum kannte es eigentlich gar nicht, indem die südlichen Völker überhaupt weder Neigung noch Geschick für etymologische Untersuchungen dieser Art verriethen, die altklassischen Autoren aber insbesondere, bey ihrer Gewohnheit allenthalben Autochtonen, erdentsprossene Menschen zu sehen, sich um Ursprung und Wanderung barbarischer Völker nicht viel bekümmerten. Und wenn wir nicht irren, sind die Germani das einzige Volk, dessen Namen sich die alte Literatur gleichsam im Vorbeygehen etymologisch zu deuten suchte. Der Aufwand an Scharfsinn von Seite der Herren der Welt aber war nicht außerordentlich, da man Germani eben für einen latinischen Terminus erkannte, welcher offenbar das Physische jener Menschen bezeichne, die

ihn tragen, da sie wie leibliche Brüder insgesammt denselben Typus, rothe Haare und bläulichte Augen hatten. Noch weniger aber wäre es einem Gelehrten von Alexandria oder Rom in den Sinn gekommen, germanisch zu lernen und die Sprache selbst zu zergliedern. Verglichen die römischen Generale und die Schöngeister von Athen die deutsche Sprache nicht noch im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit dem kehlenaufritzenden Gekreische wilder Vögel in den nordischen Wäldern? Unglücklicher Weise ist aber gerade die wichtigste Stelle des Tacitus über Sinn und Ursprung des Wortes Germani dunkel und der Text offenbar verdorben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften. Von M. Th. Contzen. ꝛc.

(Schluß.)

Nur kurzer Erwähnung geschieht der Miracula S. Ursmari; desto länger aber hält sich der Verf. bey dem Leben des hl. Johannes von Görze auf, wobey Ref. gewünscht hätte, der Verf. würde sich bey der aus dieser vita hervorgehenden wichtigen Thatsache eines Bundes der spanischen Saracenen mit den Magyaren etwas länger verweilt haben, da diese für den Historiker beynahe noch größeren Werth hat, als die ganze nachfolgende Erzählung von dem Aufenthalte des Johannes zu Cordova. Nun folgen die Lebensbeschreibungen der heil. Caddroes, Wolfgang, Adalbert, von welchem letzteren sich gleichfalls eine handschriftliche, jedoch, wie es scheint von dem Verf. nicht gekannte Lebensbeschreibung, mit einigen Abweichungen von dem gedruckten Texte und und wohl erst aus dem XII. oder XIII. Jahrhunderte stammend, auf der hiesigen Hofbibliothek befindet; das Leben des hl. Wenzeslaus, Adalberos II. von Metz, Heinrichs II. von Adelbold, dessen Autenticität der Verf. gegen Stengel vertheidiget, jedoch nicht das des heil. Burkard von Worms (dessen Canonensammlung Coloniae 1548 fol. beygegeben); das Leben des heil. Bernward, des hl. Godehard, Meinwerk's, die Erzählung

de Ezone, Mathildo et B. Richeza, das Leben Walbodos von Utrecht, Heriberts von Cöln, des hl. Richard, wobey jedoch nur in einer Note das Leben des hl. Romuald's erwähnt wird, welches nebst dem des hl. Majolus so gut wie die nun folgenden der hl. Adelheid, des hl. Poppo und Odilo's eine ausführliche Behandlung verdient hätte. Auch das Leben des hl. Petrus von Perugia gehört außer den übrigen von dem Göttinger Recensenten als ausgelassen gerügten Lebensbeschreibungen von Heiligen hieher, indem es Geschichte und Charakter K. Otto's II. aufzuhellen dient. Von Briefen und Briefsammlungen, welche in diese Periode fallen, nahm der Verf. in den Kreis seiner Untersuchungen auf die Tegernseer Briefe, einen Pilgrims von Passau, einen Abbo's von Fleury, des Mönchs Gunzo, des Bischof Arnold's von Halberstadt. In Bezug auf die höchst merkwürdigen und einer kritischen Untersuchung so sehr bedürftigen Briefe Gerberts sprach der Verf. die Absicht aus, sie zum Gegenstande einer besonderen Schrift zu machen.

Auch der Concilienbeschlüsse erwähnt der Verf. als einer wichtigen Geschichtsquelle. Gewiß sind sie dieß und Ref. bedauert, daß der Verf. nicht wenigstens ein genaues Verzeichniß aller, in die Periode der sächsischen Kaiser fallenden Concilien gegeben hat. Eine genaue und ausführliche Untersuchung hätte jedenfalls, wenn auch nicht wie der Gött. Recensent verlangte, das conciliabulum Rhemense — indem dann das von Richer erwähnte zu Chelva, so wie das zu Mouson auch, und mit noch größerem Rechte, hätten angeführt werden müssen, da sie noch weit mehr als jenes in die deutsche Geschichte einschlagen — doch gewiß das von P. Johann XII. gehaltene Concil zu Rom, dessen Acta Baronius anführt, und das Otto's I. römische Synode verwarf, ferner die römischen Synoden P. Benedicts VII., P. Gregors V. und die höchst merkwürdige Synode P. Benedicts VIII. zu Pavia verdient.

Der Verf. erwähnt noch der Urkundensammlungen, dann, jedoch nur aus einer Notiz des H. Pertz, das zu Bamberg handschriftlich befindliche und von dem Ref. durch Mittheilung des höchst liberalen H. Bibliothekars Jäk benützten Richerus von Rheims.

C. Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani etc.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich sind über den etymologischen Sinn des Namens, mit welchem uns vor Alters die Ausländer bezeichneten, so wie über die Urheimath des Volkes selbst in Deutschland beynahe eben so viele Meynungen als selbständige Autoren. Einen großen Theil dieser Ansichten indessen hat Luden räsonnirend, und Wolfgang Menzel neulich historisch-populär zusammengestellt. Wenn aber erstgenannter, welchen doch Palaczky in seiner Geschichte Böhmens für den denkendsten aller Bearbeiter deutscher Geschichte erklärt, die Zurückführung des Namens und Volkes der Germanen nach Iran, trotz der unverkennbaren, innersten und umfassendsten Verwandtschaft der altpersischen und gothisch-deutschen Redeweise, nicht beachtet, weil er nicht sehen könne, was Perser und Germanen mit einander gemein haben, so wissen wir eigentlich nicht, was er damit sagen will. So beschränkt wird der gelehrte Mann nicht seyn, daß er unter Perser nur die Bewohner der Provinz Fars, deren politische Rolle in Asien mit Cyrus begann, oder die heutigen Unterthanen des Hofes von Teheran verstehen will. In diesem Falle würde das Studium der Zendbücher und des Schahnameh mit den lehrreichen Auslegungen Hammers und der englischen Orientalisten seinen historischen Gesichtskreis ausdehnen und seine Begriffe über Fars, Iran, Aria, Ariene, Irman, Erman und German läutern.

Liest man aber eine andere, vielbesprochene und von besagtem Autor gleichfalls verschmähte Stelle des neupersischen Geschichtschreibers Mirchond im Original, so wird die Wirkung eine ganz verschiedene seyn, und man wird die Leichtigkeit schwer begreifen, mit welcher sie Luden beseitigen will:

خوارزم اسم آن ناحیه است وآن بلده
که مجمع علما وفضلا وارباب شمشیر واصحاب
قلم بود در قدیم آنرا جرمانیه گفتندی *)

d. i. „Chowaresm ist der Name jener Gegend und jenes Landes, welches der Sammelplatz der Gelehrten und Weisen, und der Männer des Schwertes und der Herren der Feder war: vor Alters nannte man es Germanien.“ Man merke wohl, der Anfangsbuchstabe des Wortes جرمانیه wird gerade so ausgesprochen, wie die Landsleute des Hrn. Garzetti und auch die Norddeutschen das G in Germania sprechen. Denselben nach der kürzlich angenommenen Methode im Deutschen durch Dsch wiederzugeben, ist eher eine aus der Unvollkommenheit unserer Elementar-Zeichen entsprungene Nothwendigkeit als eine getreue Bezeichnung des Lautes, wie man ihn aus dem Munde geborner Asiaten hört. Auch hat man nicht die geringste Ursache anzunehmen, daß Germania im alten Italien nicht ebenso gelautet habe, wie im neuern. Und überdieß ist das Wort durch norddeutsche Volksstämme in die wälschen Länder gekommen und bezieht sich urkundlich zur Zeit des ersten Erscheinens ausschließlich auf die aus Westphalen nach Belgien und Gallien übersiedelten deutschen Stämme. Wer aber hartnäckig an die süddeutsche Aussprache haltend in Germania und جرمانیه durchaus zwey ver-

*) Persischer Text nach Hammer, Bd. IX. der Wiener Jahrbücher.

schiedene Wörter finden will, dem können wir zur Beruhigung sagen, daß ungefähr dieselbe Lautverschiedenheit in der Aussprache desselben Wortes auch im Urlande, d. i. in Iran, und zwar in der Art gefunden wird, daß man daselbst ebenfalls im Nord Jerman und im Süd German, كرمان, spricht und, vollkommner als bey uns, auch mit einem besondern Zeichen schreibt.

Man findet im Iran der Zendbücher und des Schahnameh die Landschaften Jermania, Germania, Irman, Erman mit den Bewohnern Ermanen (ارمانیان des Schahnameh) und einer Stadt Ermanisch; auch Sermanen saßen nach Angabe desselben Autors an den Grenzen von Iran. Diesen stellen sich in den deutschen Gauen die Germanen, Jörmenen, Irmin, Zenomanen, Markomanen, Allemanen als eben so viele stamm- und lautverwandte Namen entgegen, denen man noch insbesondere Herodots medische Arii und Tacitus germanische Arii beyfügen darf.

Aber mehr noch als diese geographischen Aehnlichkeiten beurkundet der iranische Sprachenbau die Blutsverwandtschaft der Germanen mit Alt-Iran. Wir glauben aber diesen Gegenstand hier nicht umständlich behandeln zu dürfen, und begnügen uns, auf die vortrefflichen Arbeiten von J. Grimm, besonders aber auf Hammer's Analysen des persischen „Siebenmeeres" und auf die glänzenden Artikel über Ferdusi, über die persische Literatur in den Wiener Jahrbüchern der Literatur (unter andern Band IX.) hinzuweisen. Wem es aber zu umständlich ist, diesen Weg zu gehen und zu lästig die iranische Phraseologie aus ferhengi Schuuri, aus ferhengi Katii und dem Heft-Kolsum des Sultans von Audh selbst zusammen zu suchen, und mit der germanischen zu vergleichen, der findet in der Beurtheilung eines persischen Wörterbuches in Nr. 308. Jahrgang 1823 der Halleschen Allgem. Lit. Zeit. eine so gelungene und wissenschaftlich durchgeführte Vergleichung des deutschen Sprachgenius mit dem persischen, daß er sich nicht länger der Ueberzeugung erwehren kann, Persisch und Germanisch sey nicht nur mit einander nahe verwandt, sondern im Grunde ganz eine und dieselbe Sprache

mit eigenthümlicher Um- und Ausbildung nach der Trennung beyder Volksstämme. *)

Wozu aber, wird Hr. Garzetti fragen, dienen alle diese philologischen Neuigkeiten, wenn man Germanisches Volksleben der beyden ersten Jahrhunderte und das feindliche Zusammenstoßen mit dem großen italienischen Eroberungssystem schildern soll? Den großen markomannischen Krieg, seine Veranlassung und seinen Verfolg lernt man auf diesem Wege freylich nicht besser kennen; auch fördern sie die große Streitfrage über den Verwandtschaftsgrad der keltischen Bojen mit den Germanen nicht viel, und die Sitze der einzelnen Stämme unter dem traurigen Himmel Deutschlands bleiben auch nach Ergründung ihres gemeinsamen Ursprungs aus Iran geographisch noch eben so unbestimmt wie zuvor.

Allein im Allgemeinen ist Wissen immer vorzüglicher als Nichtwissen, und der Wunsch, ein historisches Problem auf seine letzten und untheilbaren Elemente zurückzuführen, ist dem menschlichen Geiste so natürlich, und in der wissenschaftlichen Lösung derselben liegt ein solcher Reiz, daß der Vorwurf müssiger Grübeley und unfruchtbarer Resultate nicht gemacht werden darf.

Man hat oft die Frage gestellt, warum die Germanen im Gegensatze mit andern Völkern mit so großer Leichtigkeit die christliche Lehre angenommen haben, sobald man sie ihnen auf dem Wege der Ueberredung und nicht mit dem Schwerte des Carolus Magnus geprediget hat? Hr. Garzetti berührt diesen Umstand ebenfalls, theilt aber (S. 9) ganz die auch von deutschen Gelehrten aufgestellte Ansicht, daß diese Bereitwilligkeit vorzüglich aus dem Nichtbestande einer fest und gleichsam Druidenartig begründeten Priesterordnung, und folglich aus dem Mangel einer National-Religion, im alten Ger-

*) Wir wissen recht gut, daß in diesem Puncte nicht jedermann derselben Meynung ist, besonders aber der Däne Rask in seinem Werke: Undersögelse om det gamle Nordiske Sprogs etc. Das Altnordische oder die Danska tungu vom Thrakischen ableitet und alle Grundähnlichkeit mit Iranischen Sprachwesen läugnet. Wir stellen aber dem Ansehen dieses berühmten Mannes den nicht weniger gelehrten Finn-Magnusen, besonders aber Hammer a. a. O. entgegen.

manien zu erklären sey. Diese Annahme hätte dem scharfsinnigen Verf. nicht genügen sollen, da er am angeführten Orte den tiefen und für Barbaren ziemlich geläuterten religiösen Sinn der alten Deutschen richtig bezeichnet und besonders hervorhebt.

Besser ließe sich die Sache vielleicht aus der innigen Verwandtschaft der aus dem Urlande in die Wälder Germaniens erblich mitgebrachten iranischen Religionsbegriffe mit der christlichen Dogmenlehre des IV. und V. Jahrhunderts erklären. Bekanntlich war in der genannten Zeitepoche, in welcher zuerst große Massen, ja ganze Völker deutscher Zunge, der christlichen Lehre huldigten, das Dogma von der Trinität die große, alles in der römischen Welt belebende und bewegende Angelegenheit des Tages. Wer sich in dieser großen Frage den Dekreten von Nicäa oder ihrer Gegner unterwarf, war Christ in einem oder andern Sinne. Dieser Glaube aber an eine Dreyeinigkeit und sogar an Inkarnation und Opferung der zweyten Person zur Weltsühne ist eine uralte Idee des Morgenlandes und konnte den Germanen keineswegs so fremd und ungewohnt erscheinen, um sich lange ihrer Annahme zu widersetzen. Roh und verunstaltet durch die allgemeine Finsterniß, aber in der Uranlage dennoch gleich, lebte ein Anklag an diese Uridee als Erbtheil aus Iran von jeher unter diesem Volke. Die dreyfaltigen Mithras Monumente, die man in Germanien gefunden und endlich zu deuten gelernt hat, bezeugen die Richtigkeit dieser Meynung hinlänglich. *)

Man wird es deßwegen auch gar nicht unbegreiflich finden, wenn Sct. Augustin, der große Kenner Zoroastrischer oder Iranischer Glaubenslehre, nach seiner Bekehrung zum Christenthume die merkwürdigen Worte schreibt: Res ipsa, quae nunc christiana religio dicitur, erat apud antiquos, nec defuit ab initio generis humani, quousque ipse Christus veniret in carne, unde vera religio quae jam erat, coepit appellari Christiana. **) Und liest man nicht auch bey Tertullian und Justinus M., daß die Mysterien der Taufe, der Firmung und Eucharistie, ja sogar das Credo und die offene Schuld in den Zendbüchern deutlich vorkommen? *)

*) Vollständigere Erläuterung dieser zoroastrischen, alt- und neuplatonischen Trinitätslehre siehe Wiener Jahrbücher der Lit. a. a. O.

**) Retract. I. 13.

Offenbar sind die Germanen verhältnißmäßig später nach Europa, und mit andern Nationen weniger in Berührung gekommen als z. B. die celtischen Stämme, und folglich mußte der Nachklang an die Urideen des Heimathlandes bey ersteren frischer und lebendiger, und auch die Sprache weniger von ihrer ursprünglichen Gestalt abgewichen seyn als bey letzteren. Man erschrecke daher nicht, wenn uns J. Cowes Prichard (Cambridge 1831) im Allgemeinen auch die Celten ihrer Sprache nach als Kinder des Morgenlandes bezeichnet. Jedermann weiß ja heutzutage, welche Nationen man unter dem Namen der indogermanischen begreift, und daß Philologie und Geschichte ihre gemeinschaftliche Wiege unter den Himmelsstrichen zu beyden Seiten des Hindukusch gefunden habe.

Ein zweytes Hülfsmittel, einiges Licht in die dunkle Urzeit unseres Volkes zu bringen, wäre eine genaue Sichtung der Alterthümer und Ueberlieferungen der Slawen, dieser unzertrennlichen Begleiter, Nachbarn und Dränger der Germanen, denen sie bekanntlich die ganze Osthälfte ihres Landes von Schleswig bis im Süden der Donau abgenommen haben. Wer wird nicht muthlos, wenn man die Namen der Gauen, Staaten oder Völker liest und mit einander vergleicht, in welche nach Angaben bey Tacitus, Plinius und dem Geographen Ptolemäus das alte Deutschland zerfiel? Wer sind z. B. die Silingi, die Korkontii, die Rakaten des eben genannten alexandrinischen Gelehrten? wo waren ihre Sitze? wann sind sie ausgewandert, oder untergegangen oder mit andern Stämmen zusammengeschmolzen? denn das Büchlein De moribus et populos Germaniae nennt sie nicht. Da lesen wir aber in Palaczky's Geschichte von Böhmen (Bd. I. 68. Prag 1836): „Noch immer nennt der Böhme Schlesien das Land der Silinger (Silezi, Slezi); Oestreich das der Rakaten (Rakausi); und das Riesengebirge heißt ihm noch heutzutage das Gebiet der Korkontier (krkonose),

*) Beyde Citate nach Hammer a. a. O.

und erhielt in dieser Weise, ohne es selbst zu wissen, das Andenken an drey Völker, welche diese durch den böhmischen Sprachgebrauch selbst bezeichneten Sitze schon im zweyten Jahrhundert n. Chr. bewohnten.“ — Der gelehrte Czeche zieht hieraus mit Recht den Schluß, daß diese Namen noch im Flor, und die benannten Völker noch im Besitze der bezeichneten Länder waren zur Zeit, als sich das slawische Czechen-Volk den deutschen Grenzmarken näherte und in Bojohemium festsetzte, was nach der Angabe desselben gelehrten Forschers ungefähr um das Jahr 451 unserer Zeitrechnung geschehen ist. Rakaten und Korkontier versinken in unsern Büchern mit dem 2. Jahrhunderte völlig in Vergessenheit, und von den Silingern wußte man nur, daß sie ein Zweig der Vandalen waren und ihre Sitze schon im 4. Jhrh. gänzlich oder doch großentheils verlassen haben und über den Rhein gegen Spanien gezogen sind. Daß aber der germanische Name Silingi im Munde der Slawen Silezi, Slezi und Korkontii wie krkonose laute, weiß der gelehrte Slawe Palaczky natürlich besser als wir. *) — Hätten die sächsischen und brandenburgischen Fürsten gegen die nordwärts von Böhmen eingesiedelten Slawen weniger grausam gewüthet, und ihre Muttersprache zuletzt nicht bey Todesstrafe zu reden verboten, so könnte man auf demselben Wege erfahren, welche Namen die ausgedehnten Landstrecken zwischen Saale, Nieder-Elbe, Ostsee und Weichsel beym Einzuge der neuen Bewohner trugen. Für Tacitus' Germania cap. 38 — 44, könnte nur in dieser Weise ein würdiger und fruchtbarer Commentar erzielt werden. Ueberhaupt scheint alles, was uns dieser Autor gründliches über Alt-Germanien erzählt, eigentlich nur auf das heutige Westphalen zu passen, das Land ohne Stadt, aber voll Sumpf, Wald, Haide und Moor, wie es die neuere Muse in den Tagen des Freyherrn Tunderthentronkh noch schildert. Denn das Daseyn großer Städte in Alt-Deutschland überhaupt, und im Lande der Silinger (Schlesien) insbesondere läßt sich nach den neuern Entdeckungen ausgedehnter Grabstätten, die nur aus einer dicht nebeneinander wohnenden Bevölkerung zu erklären sind, dem Tacitus entgegen nicht mehr zu läugnen. (S. Budorgis, oder etwas über das alte Schlesien zu den Zeiten der Römer von Dr. Krause. Leipzig 1819, XV. und 179 Seiten.) Nur Mauern mit Gräben und viele stockwerkhohe Steinhäuser waren dem alten Germanen ein Gräuel.

*) S. Casopis cesk. Museum, 1834, I. 41, 42, wo peningi und penezi, kuningi und knezi, Waringi und Wariazi als Belege dieser slawischen Verwandlung zu lesen sind.

Anmerkung Palaczky's a. a. O. S. 69.

Dieses sind freylich nur Kleinigkeiten und unbedeutende Fingerzeige, die Hrn. Garzetti nur dann von einigem Nutzen seyn könnten, wenn er in seiner Germania eine vollständige Abhandlung über die Bewohner Alt-Deutschlands liefern, und nicht bloß die feindselige Berührung derselben mit seinen Italienern schildern wollte. Sagen will man hiemit eigentlich nur soviel, daß er auf die Autorität seines Tacitus nicht ganz und gar in jeder Beziehung unbedingt seine Syllogismen bauen soll. Hauptsache, dies leuchtet überall hervor, ist für diese beyden Italiener die Herstellung eines möglichst wahren, in jedem Falle aber mit der römischen Welt lebhaft kontrastirenden Bildes des germanischen Bodens und seiner Bewohner in physischer und geistiger Beziehung. Daher das winterlich traurige, ja beynahe unheimliche und grauenerregende Gemälde des germanischen Himmels und seiner unübersehbaren Waldregion von kolossalen Bäumen, einsam bewohnt von mehr als sieben Fuß hohen Menschen, welche unempfindlich für Reize und Schlüpfrigkeiten des italienischen Lebens, und gleichsam von der ewigen Providenz selbst als blindes Instrument für Bestrafung einer verpesteten Welt auserkoren, im Dunkel des Nordischen Sumpfwaldes ihrer Bestimmung harrten. Der Kampf zwischen Germanien und der römischen Welt ist in der Vorstellung dieser beyden Männer das ungleiche Ringen heiter-menschlicher Verderbtheit gegen ein geschmacklos und traurig-tugendhaftes, aber von einem göttlichen Zornfeuer belebtes und fortgetriebenes unwiderstehliches Ungethüm.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, gebornen Markgräfin von Brandenburg. Nach Originalquellen bearbeitet von Carl August Schmidt. Zweyte durchweg vermehrte und verbesserte Auflage. Brieg, Schwartz 1838. kl. 8. XXXI. und 256 S.

Die erste von dem Herrn Syndikus Koch 1830 herausgegebene Auflage dieser Denkwürdigkeiten ist dem Ref. nicht zu Gesichte gekommen, weshalb derselbe nicht anzugeben weiß, wie vieles in dieser zweyten Auflage zu dem dort gegebenen Stoffe hinzugekommen sey. Jedenfalls aber haben beyde Herausgeber, Herr Schmidt wie Herr Koch, sich dadurch ein großes Verdienst erworben, daß der eine durch die neue und vermehrte Auflage, der andere durch bereitwillige Unterstützung des erstern das edle und ächt deutsche Bild der Herzogin Dorothea Sibylla, ihrer Zeit und ihres Wirkens, dem Publikum aufs Neue in einem weitern Kreise zur Anschauung bringen. Wie in der alten Welt die Idylle erst entstehen und verstanden werden konnte, als ihre Urbilder aus dem Leben der Gebildeten längst verschwunden waren, und nun die Peinlichkeit einer überverfeinerten geselligen Bildung und Lebensweise eine dunkle Sehnsucht nach dem Genuße eines Naturzustandes erzeugte: so mag unsere Zeit, die vornehme, wie Göthe sie irgendwo treffend benennt, an diesen Scenen aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts ganz besonders sich erfrischen. Niemand wird das Büchlein lesen ohne die Empfindung, daß in den Verhältnissen und Begebenheiten, die es uns vorführt, in den Gefühlen und Ansichten, welche es wie in einem klaren Spiegel wiedergiebt, eine herrliche und freye Entfaltung desselben wahrhaft deutschen Geistes zu erkennen sey, der in unserm Vaterlande noch immer wohnt, und edle Regentenhäuser mit ihren Unterthanen viel inniger verbindet, als es in nichtdeutschen Ländern seit langer Zeit nur denkbar ist; daß aber auch diese Entfaltung deutschen Geistes eine gänzlich vorübergegangene, verschwundene sey, weil wir insgesammt, auch die mittlern und niedern, zu vornehm geworden sind, zu sehr vereinzelt und auf unsere eigenen Sachen allzuviel bedacht im Leben dastehen. Ein ächter Franzose würde das ganze Büchlein ohne Zweifel belächeln; dem deutschen Manne, der deutschen Frau, wenn sie auch von der Eigenthümlichkeit unserer Zeit ganz eingenommen sind, wird das Lesen desselben eine wehmüthige Sehnsucht, wie nach den hellen Tagen der Kindheit erwecken. Es enthält nach den Vorworten von den HH. Schmidt und Koch und nach dem Begleitungswort des letztern in fünf Abschnitten eine kurze Biographie der Herzogin, eine dergleichen ihrer Leib- und Hebamme Margaretha Fuß, sieben Bilder aus dem Fürsten- und Bürgerleben zu Brieg zur Zeit der Herzogin, eine kurze Characteristik des Rothgerbermeisters Valentinus Gierth, verbunden mit einer Skizze aus des Dichters Fr. v. Logau Jugendleben, endlich in einem Anhang etliche Urkunden und Belege. Der im vierten Abschnitte besonders vorgeführte Rothgerber Valentinus Gierth ist der Geschichtschreiber, dem wir das ganze Büchlein eigentlich verdanken. Er hat das Wichtigste und Schönste, was von demselben gegeben wird, als Zeuge und Theilnehmer, wahrscheinlich für seine Erben und Nachkommen aufgezeichnet; und so sind diese Denkschriften, an denen sich keine Kinder und Kindeskinder des wackern Mannes ergötzen konnten, (sein einziger Sohn Da-

niel wurde auf der Wanderschaft erstochen) uns zum Genusse aufgespart worden. Die Herausgeber haben, indem sie dieselben für die Lesewelt verarbeiteten, die Eigenthümlichkeit des Styles trefflich bewahrt.

Die Herzogin Dorothea Sibylla wurde geboren zu Cöln an der Spree am 19. October 1590, und nachdem sie ihren Vater, den Churfürsten Johann Georg, schon in ihrem ersten Lebensjahre verloren hatte, lebte sie mit der Mutter, einer Prinzessin von Anhalt, in Crossen, bald bemerkt von edlen Fürstensöhnen, welche ein eheliches Glück suchten. Eine beyderseits ganz freye Neigung verband sie am Ende des Jahres 1610 mit Johann Christian Herzog zu Liegnitz und Brieg, und so wurde Brieg vom Anfang des Jahres 1611 an der Schauplatz ihrer weisen und liebreichen Thätigkeit. Sie erbat es von ihrem ganz gleichgesinnten Gemahl, daß durch Ersparung überflüßiger Ausgaben in der Hofhaltung die Mittel geschafft würden, die von früherer Zeit her vorhandenen Schulden zu bezahlen. Diese Ordnung des Haushalts machte es auch möglich, daß die Herzogin in der Stadt wie auf dem Lande die Wohlthäterin aller Armen und Kranken, der Wittwen und Waisen seyn, und Alt und Jung in Brieg durch sinnreich gewählte Gaben und Genüsse fortwährend erfreuen konnte. Sie nahm zu ihrer Bedienung sechs Töchter angesehener adeliger Häuser, welche Wohnung und Kost ohne Lohn empfiengen; eine Bedienung, welche von Seiten der vornehmsten Adelsgeschlechter gesucht wurde; und eben so viele Jungfrauen aus armen adeligen Häusern, die neben der Kost und Wohnung auch noch Lohn erhielten. Diese hießen Lohnjungfern, jene Kostjungfern. Nachdem Dorothea Sibylla — zur Sommerszeit schon um 4 Uhr, Winters um 6 Uhr — sich vom Lager erhoben, gebetet, und das „Süpplein“ genossen hatte, pflegte und begoß sie mit den „Hofejungfern“ zur Sommerszeit die Blumen im Garten, erbaute sodann sich und die Ihrigen aus einem Kapitel der heil. Schrift, und wendete sich darauf zu weiblichen Kunstarbeiten, in denen sie eine ungewöhnliche Fertigkeit hatte.

(Schluß folgt.)

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani etc.

(Schluß.)

Jedoch Herrr Garzetti, der das historisch-philosophische Wissen unserer Zeit in sich aufgenommen hat, sucht neben diesen teleologischen Gründen für die Zeitereignisse auch die secundären Ursachen aus den National-Sitten und dem innern Leben der germanischen Völker geltend zu machen. Was er bey dieser Veranlassung über deutsches Geleitwesen im Gegensatze mit dem römischen Patronate und den gallischen Zuständen (13 — 20), und in einer andern Stelle (62) über den bey aller politischen Getrenntheit doch in Blut und Seele der deutschen Stämme lebendigen Conföderationsgeist und Brudersinn zur Abwehr fremder Herrschaft schreibt, scheint uns eben so schön dargestellt, als gründlich und wahrhaft gedacht zu seyn. Ueberhaupt zeigt die ganze Schrift, so klein sie ist, in ihrer Anlage von einem bewunderungswürdigen Tact des Verf., so daß es nicht leicht ist irgend eine seiner Ansichten kritisch anzugreifen. Wohl könnte man hie und da seiner Hypothese eine andere entgegenstellen; dieß wäre aber keine wahre Kritik, sondern wie gewöhnlich nur eitle Hervorhebung eigener Gelehrsamkeit. Um jedoch dem Herrn Verfasser zu beweisen, wie sorgfältig man die meisten seiner aus 39 Autoren geschöpften Beweisstellen geprüft, und angesehen habe, wollen wir ihn nur auf ein Paar derselben aufmerksam machen, deren Sinn er in Nebenumständen nicht ganz richtig darstellt. S. 32. seiner Schrift läßt er die von den Sueven gedrängten Usipeter und Tenchterer mit 400,000 Mann über die belgischen Menapier herfallen und — wie bekannt — durch den römischen Feldherrn besiegen und aufreiben. Cäsar (de bello gallico lib. IV. cap. 15) sagt aber nicht, daß der feindliche Haufen 400,000 Mann, sondern daß er eben so viele Köpfe, d. i. Männer, Weiber und Kinder zusammengerechnet, gezählt habe: cum hostium numerus capitum 430,000 fuisset, ein Umstand, der allerdings einen wesentlichen Unterschied erzeugt. —

Seite 45, Z. 1. läßt Hr. G. bey der Uebergabe des von zwey römischen Legionen besetzten Standlagers zu castra vetera die beyden Legionen sich mit dem feindlichen Heere unter Civilis vereinigen, während sie doch von den siegreichen Germanen und Batavern wider Treue und Glauben beym Abzuge überfallen und theils niedergemetzelt, theils nach Ueberwältigung des Walles im allgemeinen Lagerbrande vernichtet worden sind: ad quintum vero lapidem coorti Germani, incautum agmen adgrediuntur. pugnacissimus quisque in vestigiis; multi palantes occubuere. Ceteri vero in castra profugiunt, querente sane Civile et increpante Germanos, tanquam fidem per scelus abrumperent. Simulata ea fuerint, an retinere saevientes nequiverit, parum affirmatur. Direptis castris faces injiciunt, cunctosque, qui proelio superfuerant, incendium hausit. Tacit. Hist. IV. 60. — Seite 55 nennt er unter andern Nachbarvölkern der Germanen auch die Sarmatischen Tazigi. Hätte Hr. G. die beyden berühmten Abhandlungen Peter Horvat's über die Jazygen gekannt, würde er dieses Volk nicht Tazigi genannt, und es auch nicht mehr für Sarmatischen Stammes gehalten haben.*) Wir machen ihm hierüber keinen Vorwurf, da er nur seinem Gewährsmann, dem sel. Mannert folgt, der sich seinerseits in diesem Puncte ganz auf das Ansehen eines Gatterer und Schlözer stützte, welche zuerst die Jazygen für Slawen erklärten und auch die fehlerhafte Orthographie in Schwung brachten. In den Kämpfen der nordischen Völker gegen das Kaiserreich so wie in den Wanderungen und Eroberungen der Germanen an der untern Donau spielt dieses bey Hrn. Gz. Tazigi genannte Volk eine große Rolle, wird aber bey griechischen und lateinischen Schriftstellern nicht immer unter einer und derselben, sondern wohl unter zehnerley verschiedenen Benennungen aufgeführt, aus denen Hr. Gz. gerade die am wenigsten zu rechtfertigende wählt.

*) S. ungrische Zeitschrift: Tudomanyos Gyüjtemény. Jahrg. 1829, St. 7 u. 9; 1830 St. 7, 8 u. 9. Die allg. Encyclopädie d. Wiss. und Künste von Ersch und Gruber, 2te Sect. 14ten Theil, gibt sub voc. Jazyger einen lichtvoll geschriebenen und hauptsächlich aus Horvat geschöpften Artikel.

Nach Horvat sind diese Jazyger oder Jassen neben den eigentlichen Ungern oder Magyaren, den Kumanen, Polowzern, Szeklern, Uzen und Valven einer der sieben Hauptstämme des großen skythischen oder ungrischen Volkes, an dessen Großthaten und Schicksalen sie vorzüglichen Antheil nahmen. Ihren Hauptsitz hatten sie in der heutigen Moldau, wo noch jetzt die Stadt Jassy, nebst einem großen Theile von Ungern, wo man sie unter dem alten Namen, obgleich in geringer Anzahl, bis auf den heutigen Tag noch findet. Der eigentliche Name derselben ist rein ungrisch, heißt im Sing. Jász (sprich Jass), plur. Jaszok, Deutsch Jassen, und bedeutet einen Bogenverständigen, von Ij, contrahirt J, der Bogen, und ász Verstand. Die Benennungen Τοξόται, Τοξοφόροι, Τόξιοι, Arcitenentes und Sagittarii, unter welchem sie häufig bey griechischen und lateinischen Autoren aufgezählt werden, sind daher nur wörtliche Uebersetzungen des Nationalnamens. Auch dieser Letztere, das einheimische Wort, zum Theil mit griechischer Endsylbe als Ἰάσων (ονος), Ἰήσων (ονος), und sogar Ἰάς nach dem doppelten ungrischen Dialecte Jész und Jász kommt vor. Am öftesten aber findet man Jasyk und Jazyk, pl. Jasyges und Jazyges, was der Italiener am füglichsten mit Giazigi geben kann. Tazigi hat in keinem Falle einen Sinn.

Auch möchten wir Hrn. Gz. auf die besonders in Eigennamen zu häufig eingeschlichenen und nicht verbesserten Schreibfehler aufmerksam machen. Eben so wenig sind die Citate jederzeit ganz richtig, unter andern S. 56, Note 1, wo zum Beweise, daß ein Theil der Jazygen nach seiner Niederlassung in Pannonien die Benennung Metanastä erhielt, Florus Epitome hist. roman. lib. IV. cap. 2. angezogen wird. Im besagten Kapitel wird wohl der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus beschrieben, aber nicht die geringste Meldung über Scythen, Jazygen und Metanasten gethan.

In der Hanptanlage jedoch so wie in dem besondern Streben des Verf., den Gang des Kampfes zwischen Rom und Germanien vom ersten Beginnen bis zum Ende des markomanpischen Krieges zu beleuchten, vermag man keinen wesentlichen Irrthum zu entdecken. Das literarische Erbtheil der alten

Welt über diesen Punct kennt Hr. G. so gut wie andere, und von den Germanen selbst sind keine gleichzeitigen Berichte auf uns gekommen, und auch niemals verfaßt worden. Man schrieb damals in Deutschland noch nicht, handelte aber desto mehr. Heutzutage, sagen die Ausländer, man weiß nicht sey es Lob oder Tadel, finde in Deutschland das umgekehrte Verhältniß statt. Ist dieses wirklich der Fall, so sollen sich die Fremden Glück wünschen, daß ein so großes und kräftiges Volk seinen Sinn von der Weltverwüstung weggelenkt, und seine Eroberungslust auf das Gebiet der Wissenschaft und philosophischen Speculation übertragen hat. Und wie Tacitus seinerseits im Namen der ganzen römischen Welt die Götter bat, sie möchten das damalige Erbübel der germanischen Stämme, die innere Zwietracht erhalten und mehren, so soll man auch der literarischen Schwärmerey der heutigen Germanen dem Weltfrieden zulieb ewige Dauer wünschen. Denn dieses Volk ist heute noch dasselbe wie damals, und die Grundzüge seines Charakters sind für alle Zeiten unverwüstlich. Es wandert noch immer gerne in fremde Länder, und findet sich überall zurecht. Statt der Raubzüge des alten Geleitwesens für Beute und Boden, ziehen wir jetzt als friedliche Kolonisten an den Missisipi, nach Van-Diemensland, an den Kaukasus und zu den Sarmaten. Und in der Heimath selbst, — das soll der Fremde nie vergessen — können wir heute noch wie damals einen Sentius Saturninus für immer, einen Quintilius Varus aber mit seinen Liktoren und Advokaten nur eine Zeitlang ertragen.

Ein zweyter Umstand, der am alten und neuen Germanien gleichmäßig bemerkt wird, besteht darin, daß eine Nationalbewegung und allgemeine Erschütterung des Volkes gegen das Ausland ihren Anstoß jedesmal von Osten her erhalten muß. Es giebt Völker auf dem Erdglobus, die weder untergehen, noch sich wesentlich verwandeln können, weil die Vorsehung eine von Anbeginn prädestinirte Lebensrolle in das Grundgewebe ihres Daseyns eingeflochten hat. In diese Klasse gehören offenbar die Germanen und ihre östlichen Nachbaren, die Slawen, deren Zeit jetzt nahe ist. Nicht ohne Grund kann man vermuthen, daß dieses letztere eben so zahlreiche als biegsame, unverdrossene und energische Volk, schon bey der ersten historisch beglaubigten allgemeinen Bewegung am Ostrande Deutschlands, die wir unter dem Namen des markomanischen Krieges kennen, und die einen so tiefen Schrecken über Italien brachte, wesentlich betheiliget war. Ganz sicher aber weiß man, daß der große Völkerstrom, der sich unter Attila's Oberbefehl gegen die von Aetius geleitete Quadruppel-Allianz West-Europa's ergoß, nicht nur Slawen als wesentliche Bestandtheile mit sich führte, sondern daß im Grunde genommen diese letzteren allein den ganzen Gewinn aus dem kolossalen Unternehmen zogen, indem sie hauptsächlich bey dieser Veranlassung das Uebergewicht und bald nachher durch Wegschwemmung der alten Bewohner den Alleinbesitz des östlichen Deutschlands vom baltischen Meere bis zur Donau errangen. *) Sonderbar! So barbarisch und formlos die Völkergestalten in dem durch die Legionen nicht bezwungenen Theile Europa's hin und her schwankten, so offenbart sich doch schon in jener trüben Zeit eine unbekannte, geheime Macht, ein Phantom, östlich von Germanien, gegen welches man sich auf der Westseite durch Bündnisse und Anhäufung von Vertheidigungsmitteln im riesenhaftesten Maßstabe zu sichern bemühte. Bey aller innern Kraft waren aber die Germanen damals schon mehr Werkzeug und Spielball, jedenfalls aber gewöhnlich Versöhnungsmittel zweyer ringenden Weltkräfte. Ganz klar ist Hr. Garzetti zur Kenntniß dieses im Grunde schon damals passiven Charakters im öffentlichen Leben Deutschlands nicht gekommen, eine leise Ahnung aber drückt er (S. 70) dennoch aus, wenigstens in Beziehung auf die ostwärts wohnenden Stämme.

Fallmerayer.

*) Palaczky a. a. O. S. 69 ff.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, gebornen Markgräfin von Brandenburg. ꝛc.

(Schluß.)

Von 9 bis 10 Uhr sprach sie mit ihren Jungfrauen italienisch und französisch. Auch das Lateinische verstand sie sehr gut, schätzte vor allen Autoren den Vrigil, von dem sie ganze Stücke auswendig wußte, und gab den „Schulkollegis bey Gelegenheit manches harte Nüßlein aus diesem Buche zu knacken,“ sprach aber nicht leicht lateinisch, um keinen Schein des Anspruchs auf Gelehrsamkeit auf sich zu ziehen, außer mit polnischen Herren, die an den Hof kamen. Doch lernte sie eben darum noch das Polnische, bis zu einer Fertigkeit, worüber die erstaunten, deren Muttersprache es war; und um in der Uebung zu bleiben, nahm sie zu ihren zwölf Hofjungfern noch zwey junge Polinnen in den Dienst, welche nur in dieser Sprache mit ihr reden durften. Oefters gieng die Herzogin schon in den Morgenstunden hinab in die Stadt, wenn sie bey einem Handwerker eine Arbeit zu bestellen hatte: was die treffliche Wirkung hatte, daß die Meistersfrauen in der Erwartung, es könnte die „gnädige Frau jeden Tag bey ihnen einkehren, gar frühe die Stuben säuberten, das Bettzeug in Ordnung und alles an seinen gebührenden Ort brachten;“ denn wenn Dorothea Sibylla es einmal unsauber bey ihnen gefunden hätte, so wäre sie, das wußten jene wohl, so bald nicht wieder gekommen. Von 10 Uhr an durfte jedermann sich zur Aufwartung melden. Ihre Leib- und Hebamme, Mutter Grete, welcher das Büchlein mit Recht einen besondern Abschnitt gewidmet hat, führte die Aufwartenden ein, und keiner, der es bedurfte, gieng von ihr weg ohne Rath, Hülfe, Trost und freundlichen Bescheid. „Ihr kommet doch sonst gerne auf das Haus (Schloß) gelaufen, sagt Dorothea Sibylla S. 154 zu Meister Valten (dem Rothgerber), um mir zu erzählen, wenn etwa Eure Küchenmagd einen irdenen Tiegel zerbrochen hat, oder macht Euch einen andern Behelf.“ Alte und gebrechliche Leute, welches Standes sie auch waren, ließ sie nicht stehen, sondern sich setzen. Nach aufgehobener Tafel um Vesperzeit und nachdem etwa eine Stunde Musik auf Lauten, Cithern und andern Instrumenten nebst Gesang getrieben und geübt worden war, gieng die gnädige Frau im Sommer mit den Jungfern und fürstlichen Kindern ins Feld, sammelte heilsame Kräuter und lehrte die Giftpflanzen kennen. Bisweilen kehrte sie in einem Bauernhofe ein, die Jungfern mit einer Milchsuppe zu ergötzen, wobey es ihr besonders Freude machte, selbst einzubrocken. Das Essen überließ sie den Jungfern: sie selbst wanderte mit der Mutter Grete, welche Arzneyen und Erquickungen in einem Korbe trug, im Dorfe umher, um Trost und Labung an die Krankenbetten zu bringen. Sie hatte Kundschafter in der Stadt und auf dem Lande; Meister Valten war auch derselben einer: ihr Geschäft war, Nothleidende auszuspähen und der Fürstin anzuzeigen. Sie kam ihnen mit Unterstützung, Rath, auch mit Arzney zu Hülfe. Denn sie wußte treffliche Mittel gegen allerley Krankheiten und schickte die ebenfalls sehr gelehrte Mutter Grete häufig zu den Kranken, um äußere und innere Heilmittel anzuwenden, zu nicht geringem Verdruße der Herren Doktoren und Chirurgen; welche jedoch, „wenn die Oechslein am Berge gestanden, und das eigene Verstandeswasser nicht hat fließen mögen,“ unter der Hand selbst mehr als einmal zur Mutter Grete

geschlichen kamen, um ihren Rath in bedenklichen Fällen einzuholen. Ja die Herzogin wurde selbst Schriftstellerin, weil sie bey ihren Besuchen auf dem Lande wahrnahm, wie übel gewählt die Hausmittel waren, deren man sich bediente. Sie schrieb mit Mutter Grete, und ließ auf eigene Kosten in Brieg drucken: Gemeiner Rath an Schwangere und Gepärende, auch in sunst allerley Krankheit auf den Dörfern, heilsamst zu geprauchen. Gestallet von zweyen einfältigen Frauen, D. S. und M. F. „In diesem Büchlein hat die Fürstin gewaltig gegen alle hitzigen Sachen geeifert, besonders gegen den Branntwein, den sie einen Teufelstrank, und den Ort, wo er bereitet wird, des obersten Satans Apotheke genannt. Diese gedruckte Unterweisung wurde aller Orten unentgeldlich ausgegeben, und hat vielen Nutzen geschafft.“ An Sommerabenden gieng die Fürstin öfters mit einigen Jungfern in der Stadt umher und redete mit den Bürgersleuten, welche vor ihren Thüren auf Bänken saßen. Anfangs wagten es die Leute nicht, sie sitzen zu heißen, bis die Herzogin es selbst hat merken lassen, daß sie auch gerne sitzen wolle. Eines Tages holte des Tischlers Gebbert Ehewirthin schnell ein Kopfkissen, um es der gnädigen Frau auf die Bank unterzulegen, worauf die Herzogin lächelnd sagte: „ach liebe Meisterin! seyd Ihr des Glaubens, daß die Fürstenfrauen nicht hart sitzen können? Ihr möget wissen, daß eine Herzogin gar oft schlimmer und härter sitzen muß, denn Ihr!“ Da sie bey solchen Abendbesuchen Naschwerk für die Kinder mitzubringen pflegte, so lauerten Knaben und Mädchen, besonders wenn der Herr Herzog nicht anwesend war, an der Burggassenecke zur Abendzeit, und wenn man sie dann aus der Schloßpforte treten sah, geing ein Rufen an durch die Gassen: „Die liebe Dorel kommt!“ Der Zudrang der Kinder war oft so groß, daß man, um allen etwas zu reichen, noch beym Küchler einkaufen mußte. Erst in Brieg hatte sie das Flachsspinnen erlernt und betrieb es eifrig zur Winterszeit mit ihren Jungfern. Sie selbst spann an einem vergoldeten Rocken, den der Herzog eigenhändig verfertigt hatte. Auch die niedern Mägde vom Hofhalt, wenn sie sich wohlhielten, durften sich da mit ihren Rocken zur Fürstin setzen, deren Gespräch mit ihnen allezeit erbaulich und lehrreich war. „Um solche Mägde ist nicht schlechter Verdrang von den jungen Männern aus der Bürgerschaft gewesen.“

Die Kinder von der Stadtschule hatten 1613 unter einander ausgemacht, sie wollten am Dorotheentage auf das Haus (herzogliche Schloß) ziehen und der Fürstin zu ihrem Namenstage mit einem Gesang und einer Rede gratuliren. Der Namenstag fiel in den Februar und die Herzogin war unwohl. Daher ließ sie den Kindern ansagen, sie sollten ihr Vorhaben auf den Sibyllentag im September verschieben. Da wolle sie ein Fest mit ihnen feyern, und bis dahin sollen sie fleißig und fromm seyn. Dann sollen sie auch ihre Schreibe- und Rechenbüchlein mitbringen, und wer kein gutes Lob haben würde vom Präceptor, der solle nicht zum Feste zugelassen werden. Hierdurch „ist ein Eifer in die Kinder gefahren, der fast groß war, und haben die Schulmeister oft beym Kännel versichert, daß sie alle Vierteljahre solch einen fürstlichen Befehl haben möchten.“ Bey dem Feste selbst besah die Fürstin die Bücher der Kinder, wie auch die Zettel der Schulmeister, worauf der Schüler Lob und Tadel vermerkt war, fragte die Kinder über die christliche Glaubenslehre und Anderes, und war mit den Antworten wohl zufrieden. Nur ein kleines Mädchen, noch schwach und unverständig, wußte nicht recht zu antworten. Die Herzogin fragte: mein Töchterlein wie heissest du? das Kind antwortete: Anna Pohlin! Die Herzogin: und ich? das Kind: liebe Dorel! Valentinus Gierth, der dabey stand, erschrack ein wenig über die bewußtlose Kühnheit des Kindes, und suchte sie dadurch zu entschuldigen, daß das weibliche Volk die Herzogin aus Liebe also unter sich nenne. „Da faltete die Fürstin ihre Hände, hob sie gen Himmel und sagte: Gott sey gelobt für solchen köstlichen Titel, und will ich ihn, so ich bey Sinnen bleibe, in meinem Leben gegen eine Majestät nicht wechseln. Der Herzog aber umarmte die gnädige Frau mit den Worten: fort mit dem Titel: fürstliche Gemahl! Ich „will dich fortan nicht anders, als liebe Dorel nennen!“ Die Beschreibung dieses Festes S. 54 bis 81 ist ganz besonders anmuthig und lebendig. Uebrigens enthält das Büchlein manche noch viel belebtere Scenen, als die, welche hier zur Probe

ausgehoben sind. Die edle Dorothea Sibylla starb schon im März 1625. Sie hatte eine ganz prunklose Bestattung begehrt; auch daß niemand dazu eingeladen werde, weil sie sich tröste, daß diejenigen, so sie im Leben geliebt und geehrt, von selber werden kommen, ihr den letzten Dienst zu erweisen. Selbst das Landvolk kam aus dem ganzen Fürstenthume in großen Schaaren. Als nun die fürstliche Leiche aus der Schloßpforte herauskam, fiel alles Volk auf die Kniee; alsdann umringten besonders die Weiber den Sarg, und wichen nicht eher, bis sie das Sammettuch, mit welchem der Sarg bedeckt war, geküßt hatten, was länger als eine halbe Stunde dauerte. Das Leichentuch war an den Zipfeln von so vielen Thränen benetzt, daß es ins Wasser getaucht worden zu seyn schien, und dieser Actus war so kläglich anzusehen, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Im August desselben Jahres folgte die Mutter Grete ihrer frommen Gebieterin ins Grab.

Ueber die Helvetier und ihr Verhältniß zu einer älteren Bevölkerung der Schweiz nebst einigen Worten über Völkerwanderungen und über die Suelven. Eine akademische Amtsrede von Friedr. Brömmel, Dr. der Philosophie und ord. Prof. der Geschichte an der Universität zu Basel. — Basel verlegt von Neukirch 1836.

In dieser Rede hat Hr. Brömmel einen Gegenstand gewählt, welcher auch noch weiter überlegt, und überdacht zu werden verdient. Er behauptet nämlich, daß zur Zeit des Cäsar in Helvetien außer den Gallischen Helvetiern noch eine andere Bevölkerung vorhanden gewesen, und sucht dieß durch mehrere Gründe zu beweisen. Am Ende der Rede geht er noch weiter und sagt: „Wir hegen die Meynung, das ältere Volk habe in der Schweiz auch da fortgedauert, als die Helvetier untergiengen. Dieß aber darzulegen und die Frage zu beantworten, zu welchem Völkerstamme er gehöre, müssen wir auf eine andere Gelegenheit verschieben.“ Es ist zu bedauern, daß er diese letztere Behauptung nicht zugleich mit der ersteren hier behandelte, besonders da der Raum dieß gestattete, und er zur Ausfüllung desselben sogar genöthigt war, eine nicht nothwendig hieher gehörige Exkursion über die Völkerwanderungen und über die Sueven aufzunehmen. In dem Nachworte führt er eine Stelle aus Niebuhr Gesch. v. Rom. Th. 2. S. 589 an, um zu beweisen, daß auch dieser Gelehrte die Helvetier nicht für die ältesten Bewohner des Landes gehalten habe. Allein die Ansicht von Niebuhr läßt sich mit der des Hrn. Br. nicht vergleichen. Jener zählt die Länder auf, in welchen das uralte Volk der Kelten sich ausgebreitet habe und nennt unter diesen auch Helvetien. Dieß erwähnt er aber als ein Factum, das ins graue Alterthum gehört. Hr. Br. dagegen behauptet, die Helvetier seyen erst vor wenigen Generationen eingewandert, sie hätten das Mutterland noch nicht vergessen, sie seyen nie in Helvetien einheimisch geworden und hätten darum sämmtlich wieder wegzuziehen gewünscht.

Gegen das Daseyn nun einer andern Bevölkerung neben den Helvetiern sind uns manche Zweifel aufgestiegen und haben für uns ein gewisses Gewicht und Ansehen gewonnen, da das Werk des Cäsar über den Gallischen Krieg eine solche Vermuthung nicht nur nicht hervorruft oder unterstützt, sondern geradezu auszuschließen scheint. Und doch müssen wir dem Cäsar das Zeugniß geben, er habe Helvetien genau gekannt, die Bevölkerung, die Beschaffenheit der Kultur, die politischen Verhältnisse dieses Stammes seyen ihm nicht fremd gewesen. Denn bey seiner schwierigen Stellung in Gallien hieng das Gelingen seines Planes zur Eroberung des ganzen Landes hauptsächlich davon ab, ob er mit allen Verhältnissen sowohl des Landes als der einzelnen Stämme vertraut sey, und dieselben gut zu benutzen wisse. Diese genaue Sachkenntniß war es auch wirklich, welche ihm den Sieg über die Helvetier verschaffte. In seinem Werke nun, in welchem er nicht bloß die Kriegsoperationen erzählt, sondern auch die politischen Zustände der ältern und der neuern Zeit in Gallien darstellt, erwähnt er durchaus keine andere Bevölkerung in der Schweiz außer den Helvetiern. Er sagt 1, 3: „Die Helvetier rüsteten sich zum Auszug, und brauchten zwey Jahre, um genugsamen Vorrath an Ge-

treide zu pflanzen, das sie auf die Reise mitnehmen könnten.“ Hätten wohl die Helvetier zwey Jahre den Auszug verschieben müssen, um den nothwendigen Vorrath an Lebensmitteln zu pflanzen und zu gewinnen, wenn nur der kleinere Theil der Bevölkerung des Landes und zwar die Herrscher ausgezogen wären? Die Unterthanen hätten wohl alles liefern müssen und können. Er sagt 1, 5: „Die Helvetier verbrennen alle Städte und Ortschaften und alle einzeln stehenden Häuser, damit jede Hoffnung einer möglichen Rückkehr abgeschnitten werde.“ Hätten sie wohl das gethan, wenn noch eine andere Bevölkerung zurückgeblieben wäre? Er sagt 1, 5: „Die Helvetier verbrennen alles Getreide, das sie nicht auf die Reise mitnehmen konnten.“ Ist es wahrscheinlich, daß dieß geschehen wäre, wenn ihre Unterthanen zurück blieben?

Er sagt 1, 28: „er habe den Helvetiern nach ihrer Niederlage befohlen, in ihr Land zurückzukehren, und die Allobrogen beauftragt, sie mit Getreide zu versehen, da sie alle Feldfrüchte vernichtet hatten, und sie demnach zu Hause den Hunger nicht hätten stillen können.“ Wäre diese Maßregel wohl nöthig gewesen, wenn die Helvetier zu der früheren Bevölkerung, welche für ihre Beherrscher bisher Ackerbau und Viehzucht betrieben, hätten zurückkehren können? Die Unterthanen hätten ihnen, die durch die Niederlage bis auf 1/3 zusammengeschmolzen waren, Lebensmittel genügend abgeliefert. Er sagt 1, 28: „er habe den Helvetiern geboten, Städte und Dörfer wieder aufzubauen; denn er habe es nicht für zuträglich gehalten, daß das Land, welches sie verlassen hatten, unbevölkert bleibe, da zu befürchten stand, daß die Germanen jenseits des Rheins dasselbe um seines fruchtbaren Ackerlandes willen besetzen würden.“ Hätte Cäsar so schreiben können, wenn noch ein anderes Volk außer den Helvetiern in der Schweiz gewohnt hätte? Hr. Brömmel behauptet nun, die Helvetier seyen erst seit mehreren Generationen in Helvetien angesiedelt, nicht sie hätten den Boden urbar gemacht und das Land nicht als Heimath liebgewonnen: aus diesem Grunde allein sey es möglich zu begreifen, warum sämmtliche Stammgenossen auswanderten; denn sonst gebe es in der Geschichte kein Beyspiel, daß ein ganzes Volk bis auf den letzten Mann seine Heimath verlassen habe, immer sey nur ein Theil ausgezogen. Angenommen, die letztere Meynung werde durch die Geschichte bestätigt (was indessen nicht der Fall ist, indem sie nicht bloß durch das vorliegende Beyspiel der Helvetier, sondern manches andere, wie der Ostgothen widerlegt wird): so läßt sich doch beweisen, daß die Zeitverhältnisse die Auswanderung eines ganzen Stammes eben so begreiflich machen können als die Auswanderung eines Theiles desselben. Wir glauben daher, die Helvetier hätten schon längst in Helvetien gewohnt, da wir wissen, daß sie in früherer Zeit wahrscheinlich von diesem Lande aus auch die Gegend zwischen dem Schwarzwald, dem Rhein und Mainstrom erobert hatten (Tacit. German. 28., der sich auf Caesar. bell. Gall. 6, 24 beruft). Auch meinen wir, daß sie Helvetien als ihre wahre Heimath geliebt und geehrt haben, aber dennoch waren die damaligen Zeitumstände zu anlockend für diesen kriegerischen Stamm, um nicht kühne Unternehmungen zu wagen, und ihre Wohnsitze mit noch schönern zu vertauschen. Es herrschte nämlich damals unter allen gallischen Stämmen große Aufregung, wie aus dem Werke des Cäsar deutlich hervorgeht, und nicht leicht hätte dieser Feldherr je einen günstigern Zeitpunct finden können, um das durch Parteikämpfe zerrissene Land der Römischen Herrschaft zu unterwerfen. Die Hierarchie, welche in Gallien bisher bestanden hatte, oder die Herrschaft der Druiden war erschüttert, und hatte ihren Einfluß auf das ganze Land bereits großen Theils verloren. Die Häuptlinge einzelner Stämme waren zu mächtig geworden, und da nun diese immer unabhängiger zu werden strebten, so konnte dieß nichts anderes zur Folge haben, als daß der politische Verband der Stämme, die Einheit von Gallien zerrissen wurde. Einzelne Stämme befehdeten sich, einer fiel in das Land des andern ein, der eine schloß sich zum Schutz an die Römer, der andere an germanische Fürsten an. Warum sollten nicht die Helvetier, deren Tapferkeit und Kriegslust vor allen übrigen Stämmen gefürchtet war, und mit denen nur die belgischen Gallier sich zu vergleichen wagten, in dieser Zeit Lust und stolzen Muth gefühlt haben, ein besseres und größeres Land, das nicht weit von Helvetien entfernt war und einem benachbarten Stamme gehörte, zu erobern und zu ihrem Wohnsitze zu gewinnen? Denn es belebte sie die kühne Hoffnung, auf solche Weise die Oberherrschaft über das ganze Land zu erringen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Einige Muthmassungen über die großen Umgestaltungen der Erdoberfläche in der Schweiz, vorzüglich im Kanton Waadt, von F. von Charpentier. (Bibliothèque univ. de Genève 1836; daraus übers. in Berghaus Annalen 1837. April und Mai S. 12.)

Es ist in diesen Blättern vor kurzer Zeit eine neue Theorie der Erdbildung vom Hrn. Oberbergrath Fuchs aufgestellt worden, deren Bedeutung für die Geologie wohl am besten bemessen werden kann, wenn man sie mit ihrem Gegensatze zusammen stellt. Einen solchen bildet die oben angeführte Abhandlung des Herrn Charpentier, welche die gewöhnlichen Lehren der Hebungstheorie in einer sehr originellen Weise auf einen concreten Fall anwendet, und schon deßhalb eine besondere Veranlassung zur Prüfung ihrer Principien giebt. Halten wir einmal beyde Theorien einander entgegen!

Es gab eine Zeit, sagt Hr. von Charpentier, wo die ganze Schweiz mit Wasser überdeckt war. Die Tiefe dieses Meeres, d. h. die Entfernung seiner Oberfläche von dem Mittelpunct der Erde, scheint sich nicht sonderlich vermindert zu haben. Denn das Erscheinen der Festlande muß man nicht dem Sinken des Wassers, sondern der Emporhebung jener zuschreiben.

Die erste Hebung rückte die Vogesen nebst einer kleinen Alpengruppe in Wallis und Savoyen zwischen der Dent de Morcles und der Tarentaise über die Meeresfläche empor. Damals hatten die entstehenden Regionen ein Tropenklima, wie dieß die Pflanzenabdrücke im Thonschiefer von Chamouny ꝛc. erweisen.

Hierauf wurde der Jura über die Oberfläche der Gewässer gedrängt, jedoch nicht gleich zu der Höhe, die er jetzt hat. Das Meer umspülte noch seinen Fuß und setzte nachher in den Thälern die Kreide ab. Zugleich mit dem Jura stiegen kleine Bergketten im Kanton Waadt und Freyburg empor, was sich dadurch erweist, daß auf ihnen keine Kreide getroffen wird. Auf diese Erschütterung folgte ein ruhiger Zwischenraum, während dessen das Meer und das trocken gelegte Erdreich mit organischen Wesen sich bevölkerten.

Diese Ruhe wurde unterbrochen durch die Emporhebung der Schweizer- und Savoyer-Kalkalpen, wobey zugleich der Jura einen solchen Ruck bekam, daß er beynahe ganz trocken, und die Kreide, welche sich in seinen Thälern niedergeschlagen hatte, blos gelegt wurde. Gleichwohl hatten weder Jura noch die Alpen die spätere Höhe erreicht; ja zwischen beyden blieb eine Meerenge, in welcher sich die Molasse und Nagelfluh ablagerte. Noch herrschte ein Klima mild genug, um Palmbäume zu erzeugen, wie dieß die Abdrücke von Chamaerops in der Molasse von Lausanne erweisen. Der Kanton Waadt war damals eine große Insel.

Indeß von Neuem wirds unten rebellisch; eine der erstaunlichsten Revolutionen geht vor sich, welche das Meer ganz aus jenen Gegenden verdrängt und der Oberfläche der Schweiz ihre gegenwärtige Beschaffenheit giebt. Und wer ist dieser gewaltige Agitator, der eine solche Revolution einleitet? Es ist dieß der Granit. Zwey grosse Granitmassen steigen zugleich aus dem Schooße der Gewässer empor: die eine im obern Wallis, die andere, deren höchster Gipfel der Montblanc, in Savoyen. Der Granit macht sich Bahn durch den Gneuß, Glimmerschiefer und andere Kalk- und Schiefergesteine *),

*) Nach den gewöhnlichen plutonischen Ansichten nimmt

auf denen der Alpenkalkstein unmittelbar ruht; er hebt die Alpen mit dem Jura und das beyde Gebirgssysteme trennende Land. Indeß der ungestüme Granit weiß weder Ziel noch Maaß zu halten, und somit ereignet sich das ungeheure Unglück, daß er das ganze Land um 4404 waadtländische Fuß zu hoch hebt. In Folge solcher übermäßiger Erhebung, in Verbindung zugleich mit der Abnahme der Erdwärme, mußte das milde Klima plötzlich in das der Polarregion umgewandelt werden; „die Alpen bedeckten sich mit Schnee, der unaufhörlich in die Thäler herabfallend große Gletscher bildete, die nicht nur allmählig alle Thäler einnahmen, sondern auch die ganze niedere Schweiz bedeckten und ihre Moränen bis an den Kamm des Jura vorschoben.“ Die ganze Schweiz war also eine Eismasse, auf der höchstens Eisbären ihr behagliches Spiel treiben mochten.

Wie kommt es nun aber, daß gegenwärtig der Bestand der Dinge in der Schweiz ein anderer ist, als der eben geschilderte? Wie es oft in der Welt zu gehen pflegt, auf die progressive folgt die retrograde Bewegung, und zwar nicht zum Nachtheil der Betheiligten. Die Emporhebung verursachte nämlich ungeheuere Verrückungen und Höhlen. „Die erhobene Masse mußte daher eine Erniedrigung, eine Art von Zusammensinken erfahren, bis alle schlecht unterstützte Theile ihre rechte Lage und so diejenige Solidität erlangt hatten, welche diese Masse heut zu Tage zeigt.“ In Folge dieser allgemeinen Senkung wurde das Klima wieder milder, bis es endlich seine gegenwärtige Temperatur erlangte; die Gletscher zogen sich zurück und ließen längs ihres Weges jene Felsblöcke liegen, die man jetzt als Findlinge anstaunt.

Fragt zuletzt der Leser, wie man denn im Stande sey, jenes Auf- und Absteigen sogar durch eine Zahl zu bestimmen, so erhält er folgende Antwort: Damit sich nach der letzten Eruption der

---

Herr v. Charpentier ebenfalls an, daß Gneuß, Glimmerschiefer und andere Schiefer zwar aus und in dem Wasser abgesetzt, später aber durch ungemein starke Hitze und Druck dermassen umgeändert wurden, daß sie von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nur die schieferige Structur beybehielten.

Alpen Chamaerops im Rhonebecken erzeugen konnten, mußte hier eine mittlere Temperatur von 17° 5 C. geherrscht haben. Die Temperatur der Alpenthäler aber, in denen Gletscher sich bilden und erhalten können, ist gegenwärtig 6°. Nimmt man nun an, daß die Temperatur auf jede 480′ um 1° sinkt, so muß ein Land, dessen mittlere Temperatur 17°,5 betrug, um $480 \times (17{,}5 - 6) = 5520'$ erhoben werden, damit diese bis auf 6° erniedrigt werde. Da aber die absolute Höhe des Genfersees jetzt 1116′ beträgt, so muß das dortige Land um $5520 - 1116' = 4404'$ gesunken seyn. Daraus schließt man auch, daß der Montblanc (jetzt 14430′ hoch) durch den übermäßigen Ruck des Granits bis zu 18834′ erhoben worden ist.

Das Facit ist richtig, wenn es der Ansatz ist. Aber hieran fehlt es. Herr von Charpentier nimmt die Hebungstheorie als vollkommen erwiesen an und baut auf selbige seine eigene Ansicht; diese steht und fällt also zugleich mit jener. Somit haben wir denn nachzuforschen, ob der Hebungstheorie eine solche Evidenz zustehe, daß wir auf sie neue Constructionen gründen können. Dieß ist es nun, was in diesen Blättern oft bestritten worden ist, und es mag genügen, hier einige der Gründe kurz anzuführen, aus welchen hervorgeht, daß die Hebungs-Theorie zum Verständniß des Gebirgsbaues weder als nothwendig noch als förderlich, ja kaum als wahrscheinlich sich erweisen könne.

Die Hebungstheorie dringt sich nicht als nothwendig auf und schließt dadurch die ihr entgegengesetzte Werner'sche Theorie aus, indem diese zur Erklärung des Phänomens geneigter Schichten eben so viele, wo nicht noch mehr Gründe als jene aufbringen kann. Will ich eine unterstützte horizontale Ebene aus ihrer Lage bringen, so giebt es natürlich denselben Erfolg, ob ich das eine Ende emporheben, oder das andere abwärts sinken lasse. Es fragt sich nur, welche von beyden Ursachen, den bekannten Naturgesetzen gemäß, als die allgemeiner wirksame sich ergeben werde, und da kann es keine Frage seyn, daß dieß die Kraft ist, welche das Sinken bewirkt, nämlich die Schwerkraft, deren Einwirkung alle Theile der Erdoberfläche, nach einer bestimmten Gesetzmäßigkeit, unterliegen, während diese umgekehrt von der aus der Tiefe nach oben

wirkenden Kraft nur in sehr wenigen Puncten und nur zuweilen und ohne Gesetzmäßigkeit afficirt wird. Es hat daher auch die Senkungs- gegen die Hebungstheorie den Vortheil der größern Wahrscheinlichkeit für sich. Daß übrigens eine dritte Meynung, welche die geneigte Schichtenstellung im Allgemeinen und Großen als eine primäre Erscheinung ansieht, die Hebungstheorie fast ganz, die Senkungstheorie zum großen Theil beseitigt, braucht hier nur angeführt zu werden.

Wie aber die Hebungstheorie sich nicht als nothwendig aufdringen kann, so vermag sie sich auch nicht einmal als zum Verständniß der geognostischen Erscheinungen förderlich zu erweisen. Was Göthe schon vor Jahren über sie sagte, das gilt noch heutiges Tages: „Denn was ist die ganze Heberey der Gebirge zuletzt als ein mechanisches Mittel, ohne dem Verstande irgend eine Möglichkeit, der Einbildungskraft irgend eine Thulichkeit zu verleihen? Es sind bloß Worte, schlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben.“ Ist es etwa anders? Wenn der Schweizer Geolog die Jura- wie die Alpenkette nach Belieben heben und senken läßt, hat man hier mehr als Worte, kann man sich einen klaren Begriff oder ein anschauliches Bild von einem solchen Vorgange machen? Man bedenke doch nur die Massen-Ausdehnung des Jura- und Alpen-Gebirges, oder was noch mehr sagen will, des Himalaya's, der selbst in der Begrenzung zwischen Indus und Brahmaputra eine Länge von 300 geographischen Meilen hat, und ein Alpengebirgsland bildet, das überall eine Breite von 60 — 70 Meilen einnimmt und von dem eine Menge Piks über 20,000 Fuß emporsteigen. Man verweile nur einige Augenblicke bey einer solchen Heberey, und überlege es sich, was es heißen wolle, solche Massen empor zu stossen, ohne sie complet zu zerrütten. Wenn man doch wenigstens nur einen einzigen Fall anführen könnte, wo seit den historischen Zeiten, ich will nicht einmal sagen eine ganze Gebirgskette, sondern nur ein Hügelchen von Schiefer, Sandstein, oder Kalkstein aus dem Innern sich hervorgehoben und seine Schichtung dabey so wenig gelitten hätte als die unseres deutschen Jura. So aber zeigen die hebenden Gewalten der geschichtlichen Zeit einen ganz entgegengesetzten Charakter von den fingirten der vorgeschichtlichen Periode. Während aus der Wirksamkeit dieser letzteren eine Ordnung hervorgegangen seyn soll, die dem ernsten Gebirgsforscher die höchste Bewunderung entlockt, weiß dagegen Jeder, daß als Resultat der hebenden Potenzen in der historischen Zeit Verwirrung und Zertrümmerung des vorgefundenen Bestandes, Zerrüttung und Auflösung aller Ordnung sich ergiebt.

Wenn demnach die Hebungstheorie keine historische Zeugnisse für sich aufweisen kann, wenn diese sogar in vollem Widerspruche mit ihr stehen, so hätte sie nicht bloß diese Differenz ausgleichen, sondern noch vielmehr um den Nachweis sich bekümmern müssen, daß sie wenigstens in der Vorzeit über Kräfte habe disponiren können, welche, vermöge unbestrittener mathematisch-physikalischer Gesetze, nicht bloß ganze Gebirgsketten empor zu heben, sondern auch dieselben schwebend über den durch ihre Hebung gebildeten leeren Räumen zu erhalten, und dieß alles obendrein zu thun vermochten, ohne die innere Ordnung der Gebirge in einen Trümmerhaufen zu verkehren, wie Letzteres der specifische Character der hebenden Gewalten der Gegenwart ist. Da man aber bisher einen solchen Nachweis schuldig geblieben ist, da man mithin weder die Nothwendigkeit, noch selbst nur die Wahrscheinlichkeit der Hebungstheorie auf wissenschaftlichem Wege begründet hat, da sie also nur als eine unerweisbare Hypothese zu betrachten ist; kann man es da einem unbefangenen Forscher, wie Göthe, der klar sehen und fest fußen will, kann man es ihm verdenken, wenn er sich über „diese vermaledeyte Polterkammer der neuen Weltschöpfung,“ wie er sie nennt, aufs schneidendste äußert.

(Schluß folgt.)

Ueber die Helvetier und ihr Verhältniß zu einer älteren Bevölkerung der Schweiz ꝛc.

(Schluß.)

Warum sollten sie nicht mit gesammter Masse, mit Weib und Kind diesen Kriegszug wagen, da sie wußten, daß keiner der Gallischen Stämme im

Innern des Landes ihnen Widerstand zu leisten vermöchte? Es gelüstete sie nach der köstlichsten Perle von Frankreich, nach dem Lande der Santones (Caes. B. Gall. 1. 10). Dieß ist die reiche Gegend zwischen Toulouse und Bordeaux, an den lieblichen Ufern der Garonne, der schönste Theil des südlichen Frankreichs und weit schöner als die Provence, welche die Provinz der Römer damals bildete; kurz sie ist für Frankreich, was die Rheingegenden für Deutschland sind.

Hr. Brömmel unterstützt seine Behauptung ferner dadurch, daß er sagt, die Zahl der Einwohner, welche Cäsar auf 263000 Individuen setze (1, 29.), sey zu gering, als daß sie die Bevölkerung des ganzen Landes seyn könnte, und da dasselbe drey Mal mehr Menschen habe nähren können, so ergebe sich, daß eben noch eine andere und zahlreichere Bevölkerung hier existirt habe: denn überall richte sich im Allgemeinen die Zahl der Einwohner nach den Mitteln des Unterhaltes. Es ist wahr, daß die damalige Volkszahl von der jetzigen sehr verschieden ist, indem heutzutage nach den neuesten Tabellen auf demselben Boden ungefähr 1,500,000 Menschen leben. Allein nicht weniger verschieden ist die jetzige Beschaffenheit des Bodens und der übrigen Verhältnisse. Wenn man bedenkt, daß damals das Verhältniß des Waldbodens zu Wiesen und Ackerfeld ein ganz anderes als jetzt war, daß große Strecken in allen Kantonen Sumpfland waren, welche jetzt urbar gemacht sind, daß der Ackerbau auch bey vorzüglicher Kultur damals nicht so viel ertrug als die verbesserte Landwirthschaft unserer Zeit und die Einführung anderer weit ergiebigerer Producte zu leisten vermag: so wird man wohl einsehen, daß der Stand der Bevölkerung auch bey der angeführten Zahl nicht zu gering war. Damals wurden nur wenige unergiebige Getreidearten wie z. B. Hafer, Gerste gepflanzt, die Knollengewächse, welche weit mehr Menschen ernähren als das Getreide, fehlten beynahe ganz, die Obstzucht, welche heutzutage ein wichtiges Nahrungsmittel ist, war noch unbekannt. Schon der Umstand, daß die Helvetier den Auszug zwey Jahre verschieben mußten, weil sie erst bis zu dieser Frist hinlänglichen Vorrath an Getreide für die Reise zurücklegen konnten (1, 3.), beweist, wie wenig Ackerfeld das Land hatte, und wie wenig dasselbe ertrug. Zudem darf man nicht vergessen, daß damals alle Bewohner von den Landesprodukten ernährt werden mußten, daß hingegen heutzutage Verkehr und Handel eine Bevölkerung möglich macht, welche den Ertrag des Bodens weit übersteigt, so daß von der jetzigen Zahl der Einwohner eine große Summe für denjenigen Theil abgezogen werden muß, der durch Einfuhr von Lebensmitteln erhalten wird.

Hr. Br. sagt ferner, daß das Land der Helvetier nicht bloß 263,000 Menschen habe nähren können, ergebe sich aus der Vergleichung mit andern nicht größern Gegenden, welche zur gleichen Zeit eine weit größere Bevölkerung gehabt haben. So seyen die Belgier viel zahlreicher als die Helvetier gewesen.

Der Unterschied zwischen dem Ertrage des Bodens in Helvetien und Belgien war zu jeder Zeit so groß, daß keine Vergleichung in Beziehung auf den Grad der Bevölkerung zwischen beyden Statt finden kann. In Belgien ist der fruchtbarste Boden, die reinste Dammerde überall, welche den Fleiß des Landmanns reichlich lohnt: und daher eine weit größere Zahl von Menschen ernährt; in der Schweiz hingegen ist der Boden schwer und steinig, muß überall durch große Mühe zur Fruchtbarkeit gezwungen werden, und wirft immer nur mäßigen Ertrag ab. Ueberhaupt ist die jetzige Höhe der Bevölkerung in der Schweiz nicht dem gesteigerten Ertrag des Bodens zuzuschreiben, sondern sie ist Product des Handels und der Industrie.

Hr. Br. glaubt eine Spur der ältern Bevölkerung in den Hörigen des Orgetorix gefunden zu haben. Joh. Müller hatte diese für Kriegsgefangene gehalten, welche Orgetorix auf Streifzügen erbeutet habe. Wir können weder das eine noch das andere glauben. Diese Hörigen waren ebenfalls Helvetier. Wären dieselben nicht Helvetier gewesen, so hätten sie wohl nicht das Recht gehabt, an den Versammlungen des Stammes Theil zu nehmen, wie dieß beym Proceß des Orgetorix der Fall war. (1. 4.) Sie geriethen in diesen Zustand gemeiniglich durch Schuldverhältnisse.

Alles dieses bewegt uns zu glauben, daß die Helvetier die einzige Bevölkerung in Helvetien gewesen seyen, und daß daher die Behauptung des Hrn. Br. auf Irrthum beruhe.

H. M.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften von Jacob Berzelius. Eingereicht an die schwedische Akademie der Wissenschaften den 31. März 1836. — Im Deutschen herausgegeben von F. Wöhler. Sechszehnter Jahrgang I. H. Tübingen bey H. Laupp. 1837.

Seit dem Jahre 1822 erscheinen von Berzelius Jahresberichte über die physischen und chemischen Wissenschaften. Wenn solche Berichte schon werthvoll sind, wo sie nur ein genaues, wohl gewähltes Extract aus der zahlreichen journalistischen Litteratur darstellen, so sind sie es noch viel mehr, wenn sie zugleich kritisch behandelt das Gute nach seinen Beziehungen und Consequenzen hervorheben, das Unhaltbare zeitig zurückweisen und fortwährend die Geschichte und Ausbildung der Wissenschaft berücksichtigen. Durch diese Vorzüge zeichnen sich die Berzelius'schen Berichte vor ähnlichen aus und ihr Ruf ist um so glänzender, als die gelehrte Welt dadurch über jede wichtige Erscheinung mit den Ansichten eines Mannes bekannt gemacht wird, welcher, mit allen Zweigen der Wissenschaft vertraut und mit einem Reichthum von Erfahrungen ausgerüstet, wie wenige andere, fortwährend selbst thätigen Antheil nimmt an den sich immer vermehrenden Aufgaben und Arbeiten des Tages.

Der Berzelius'sche Bericht umfaßt Physik, vorzüglich Experimentalphysik, allgemeine Chemie, specielle unorganische Chemie mit Einschluß der Mineralogie, Pflanzen- und Thierchemie und Geologie. Die bedeutenden Arbeiten, welche in den letzten Jahren veröffentlicht wurden, haben die Berichte merklich vergrößert, so daß sie gegenwärtig in 2 Abtheilungen erscheinen, wovon die eine Physik und unorganische Chemie, die andere organische Chemie und Geologie abhandelt.

Um eine Probe von der Mannigfaltigkeit des Stoffes zu geben, wollen wir hier einiger besonders interessanter Artikel der vorliegenden ersten Abtheilung in Kürze erwähnen.

Seitdem es sich herausgestellt hat, daß die Undulationstheorie die Erscheinungen des Lichts und alle seine verwickelten Verhältnisse vollständiger erklärt, als die Emanationstheorie und seitdem es factisch beweisbar geworden ist, daß der Schall in einer Undulation besteht, ist es für die speculative Physik eine interessante Aufgabe geworden, die Verschiedenheit der Undulationen, welche von unserm Ohr als Schall, von unserm Auge als Licht und von unserm Gefühl als Wärme aufgefaßt werden, zu ergründen. Es beschäftigen sich gegenwärtig damit die ausgezeichnetsten Physiker.

Ampère hat seine Ansichten hierüber entwickelt. Er unterscheidet zwischen Partikeln, Molecülen und Atomen. Partikeln nennt er unendlich kleine Theile eines Körpers, übrigens von demselben Formationszustande, wie dieser; diese Partikel bestehen aus Molecülen in einer gewissen Entfernung von einander gehalten, zum Theil durch die Vibrationen des zwischen sie gelagerten Aethers, an sich immer starr; und diese Molecüle bestehen aus Atomen, unter sich entfernt gehalten durch die attractiven und repulsiven Kräfte eines jeden einzelnen Atoms und geltend als die materiellen Puncte, von welchen diese attractiven und repulsiven Kräfte ausgehen. Die Vibrationen der Molecüle und deren Fortbewegung durch umgebende Media machen nach seiner Ansicht den Schall aus und die durch den Aether fortbewegten Vibrationen der Atome das Licht und die Wärme.

Talbot hat auf eine analoge Weise das bekannte Phänomen zu erklären versucht, daß die Flamme des aus dem Knallgebläse ausströmenden Gemenges von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas beynahe nicht leuchtet, daß sie aber hineingehaltene Körper, besonders unschmelzbare, wie z. B. ein Stück Kalkerde, in die intensivste Gluth versetzt, welche außerordentlich leuchtet. Es liegt offenbar die Bedingung für dieses Licht in der Flamme, sie konnte es aber ohne das Hinzukommen eines festen Körpers nicht hervorbringen, was in der Sprache der angeführten Theorie heißt, daß in der Flamme nur solche Fibrationen stattfinden, welche eine erhöhte Temperatur bewirken und Wärme ausmachen, die aber den festen Körper in andere Vibrationen versetzen, welche Licht hervorbringen. Talbot meynt, daß diese Lichtvibrationen nicht nothwendig von Wärmevibrationen begleitet seyn müssen, sondern ohne diese bestehen können, wie z. B. das Licht verschiedener künstlicher Phosphore.

Hiemit im Zusammenhang sind die ausführlich angegebenen Versuche von Melloni zu erwähnen, wonach Sonnenlicht, so wie Licht aus irdischen Quellen beym Durchgehen durch diaphane Mittel aller Wärmestrahlen beraubt werden kann, ohne die leuchtenden zu verlieren. Und dieses gelingt mit Wasser und mit Glas, welches durch Kupferoxyd grün gefärbt ist. Das wärmefreye Licht, welches durch dieses System hervorkommt, fällt ins Blaugrüne, wiewohl es viel gelbes Licht enthält. Es giebt durch das empfindlichste Termoscop nicht das geringste Zeichen von Wärme zu erkennen, auch nicht, wenn es mit einem Brennglase concentrirt, und dadurch so intensiv als das Sonnenlicht geworden ist. —

Mit ähnlichen Apparaten, wie sie Melloni anwandte, hat Forbes Versuche über die strahlende Wärme angestellt. Er fand, daß das Licht des Mondes durch eine Polygonal-Linse 3000mal verstärkt, keine bemerkbare Wirkung auf das Thermoscop hervorbrachte und folgert daraus, daß wenn es auch nicht absolut frey von strahlender Wärme sey, diese doch nicht zureichen könne, um das Thermometer um 1/30000 eines Centesimal-Grades steigen zu machen. —

Hr. Rose hat über die bey der Krystallisation von Salzen zuweilen eintretende Lichterscheinung eine Untersuchung bekannt gemacht. Man bemerkt diese Erscheinung, wenn man glasartige arsenichte Säure im Kochen in Salzsäure bis zur Sättigung auflöst und die Lösung langsam krystallisiren läßt. Bey jedem anschießenden Krystall entsteht ein glänzender Funke. Mit einer bereits milchweiß oder porcellanartig gewordenen Säure gelingt der Versuch nicht. Rose erklärt dieses so, daß das Licht eine Folge des Ueberganges der aufgelösten glasartigen Säure im Krystallisationsmoment zu einer andern isomerischen Modification, nämlich der milchweißen porcellanartigen sey, in welcher sich die oktaedrischen Krystalle befinden. Man kann einfach sagen, daß diese Lichterscheinung eine Folge des Ueberganges der amorphen arsenichten Säure zur krystallisirten sey, wie eine ähnliche Erscheinung beym Erhitzen von amorphem Chromoxyd bis zu einem gewissen Puncte, wo nämlich das Krystallisiren statt findet, eintritt. Es knüpft sich aber daran die Frage, ob eine Substanz im krystallisirten Zustande in Auflösung sich befinden könne? Der Fall mit der arsenichten Säure würde für die Möglichkeit beyder Zustände, des amorphen und krystallinischen, in Auflösungen sprechen. — Rose fand, daß dieselben Phänomene erhalten werden, wenn man schwefelsaures Kali mit einem gleichen Mischungsgewicht von schwefelsaurem Natrum zusammenschmilzt und nach einigen Stunden von dem gepulverten Salz eine in der Siedhitze gesättigte Lösung macht, die man so langsam wie möglich abkühlen läßt.

Powell und Adams haben Versuche angestellt, welche zeigen, daß die Wärme die Eigenschaft besitzt, eine Repulsion zwischen Körpern hervorzubringen. Adams erklärt daraus das bekannte Phänomen, daß die chemisch präparirte Kieselerde beym Glühen in Bewegung kommt, fast wie eine Flüßigkeit.

Wheatstone hat Versuche beschrieben, wodurch die Schnelligkeit, mit der sich elektrische Ströme in Leitern fortpflanzen, gemessen werden kann. Er ist dabey unter andern zu folgenden Resultaten gelangt: 1) die Bewegungsschnelligkeit der Elektricität durch Kupferdrath übertrifft die des Lichtes im

planetarischen Raum; 2) die Dauer eines elektrischen Funkens beträgt nicht einen Milliontheil einer Sekunde. Daher vermag das Auge die Bilder einer schnell rotirenden Scheibe, welche bey gewöhnlichem Lichte nicht sichtbar sind, bey dem Lichte eines elektrischen Funkens deutlich zu sehen, wo die Scheibe still zu stehen scheint; schwingende Saiten scheinen in ihrer gebogenen Stellung zu ruhen und eine Reihe fallender Tropfen, gewöhnlich als continuirlicher Strahl erscheinend, stellt sich als eine Folge getrennter Tropfen dar, weil der Eindruck aller dieser Bilder nur eine so kurze Zeit dauert, daß die Stellung der in Bewegung befindlichen Körper dabey nicht verändert werden kann.

(Schluß folgt.)

Einige Muthmassungen über die großen Umgestaltungen der Erdoberfläche in der Schweiz, vorzüglich im Kanton Waadt, von F. von Charpentier ꝛc.

(Schluß.)

Herr von Charpentier geht in obiger Abhandlung auf die Entstehungsweise des Jura- und Alpenkalkgebirges nicht weiter ein; nur von den Unterlagen des letzteren, dem Gneuße, Glimmerschiefer ꝛc. giebt er an, daß diese auf nassem Wege entstanden, nachher aber plutonisch umgewandelt seyen. Das Juragebirg lag also bereits ganz, und die Alpen zu ihrem größten Theile in den Souterrains fertig ausgebildet vor, und erwarteten nur den Granit, um von ihm stoßweise, wie die Rohre eines Perspectivs, aus und eingeschoben zu werden. In wie fern aber gerade der Granit als Agens der Hebungen, als Princip der Bewegung erklärt werden müsse, darnach hat schon Greenough vor Jahren vergebens gefragt. Dieselbe Frage könnte auch für den Augitporphyr aufgeworfen werden, der anderwärts dieselben Wirkungen, wie in der Schweiz der Granit hervorgebracht haben soll.

Kommen indeß auch die Anhänger der Hebungstheorie auf den Urzustand der Erde und der aus selbigem hervorgehenden Bildung der Gebirge zu sprechen, so weiß man, daß bey ihnen Feuer die Hauptrolle spielt. Fragt man nach der Berechtigung zu einer solchen Annahme, so ist immer das Hauptargument, daß man auf feurigem Wege Glimmer, Hornblende, Augit, Feldspath, Magneteisenstein ꝛc., d. h. Hauptgemengtheile der Ur- und Trappgebirge, noch jetzt künstlich darstellen könne. Hiegegen ließ sich zwar einwenden: 1) daß man Zinnober, Schwefelbley, Schwefelzink ꝛc. auf nassem, wie auf trocknem Wege zu bereiten wisse, 2) daß, wenn man auch zur Zeit Glimmer, Augit ꝛc. noch nicht auf nassem Wege darzustellen vermöchte, doch Niemand behaupten könne, daß mit dem Fortschreiten der Chemie dieß nicht noch möglich würde, oder daß solches im Schöpfungsacte nicht bereits geschehen wäre, so daß also die künstliche Bereitungsweise weder zu Gunsten der einen, noch der andern Ansicht benützt werden dürfe.

Indeß, wenn auch gleich das Hauptargument der Vulkanisten auf solche Weise um die Stärke seiner Beweiskraft gebracht wurde, so ließ es sich doch nicht abläugnen, daß die alte Schule in diesem Puncte bloß auf die Defensive sich beschränken, keineswegs den Gegner auf seinem eignen Grund und Boden attakiren konnte. Dieß gethan, und mit so entschiedenem Erfolge gethan zu haben, ist eines der großen Hauptverdienste, welches Hr. Oberbergrath Fuchs in seiner neuen Theorie, die ich die chemische nennen will, sich um die wissenschaftliche Begründung der Geognosie erworben hat. Er hat nämlich zwar zugestanden, daß in den Schmelzöfen allerdings mineralähnliche Krystalle in isolirten Quantitäten sich bilden, zugleich aber auch darauf aufmerksam gemacht — und dieß ist der Hauptpunct —, daß hiedurch weder Gemenge von granitartigen Gesteinen entstanden sind, noch auch jemals auf feurigem Wege entstehen können; dieß müsse die Chemie geradezu für unmöglich erklären. Dagegen hat er selbst bimssteinartige Massen auf nassem Wege dargestellt, und somit dem Vulkanismus eine seiner Hauptstützen entrissen. Mit den schlagendsten Gründen hat er ferner den Vulkanisten das Argument zu Gunsten der feurigen Entstehung des Kalksteines entwunden. Noch weiter hat er dargethan, daß wenn der feurige Zustand der Erde der allgemeine gewesen sey, alsdann gewisse chemische Verbindungen, z. B. kieselsaurer Kalk und glasartige Massen, in einer Menge sich finden müßten, die seltsam mit ihrem gegenwärtigen sparsamen Vor-

kommen oder gänzlichen Fehlen contrastirt, während man umgekehrt von Quarz und Kalkstein, die jetzt so gemein sind, kaum noch etwas antreffen würde. Doch man lese das Weitere in der Abhandlung des genannten Gelehrten selbst nach.

Ist auf solche Weise die vulkanistische Ansicht mit ihrer Hebungstheorie, als einer wissenschaftlichen Begründung ermangelnd, abgethan, so wird man sich fragen, wie gleichwohl so viele ausgezeichnete Geognosten sich von derselben einnehmen lassen konnten. Die Antwort möchte zum Theil darin begründet seyn, daß Geognosten und Mineralogen nicht immer mit der Chemie so inniglich vertraut sind, daß sie vereinzelte chemische Erfahrungen — zumal wenn sie von Chemikern ausgehen, welche ihrerseits auch nicht durchgängig in den beyden erstgenannten Doktrinen vollkommen heimisch sind — gehörig zu würdigen wissen und selbige daher ohne Grund verallgemeinern. Hat sich aber einmal eine Majorität begründet, so weiß man, wie es zu gehen pflegt.

Indem ich hiemit von der Hebungstheorie auf die Fuchs'sche chemische Theorie geleitet worden bin, sey es mir erlaubt, noch einige Worte zur weiteren Charakterisirung dieser letzteren beyfügen zu dürfen. Während sie den Vulkanismus entschieden abweist, wirft sie sich doch nicht unbedingt dem Werner'schen Neptunismus in die Arme, indem sie zwar der Hauptsache nach ihn aufnimmt, gleichwohl aber auch seine wissenschaftlichen Blößen nicht verschweigt. Namentlich hebt sie hervor, daß die Chemie durchaus nicht zugeben könne, daß alle Gebirge im Wasser aufgelöst gewesen.

Hierdurch wird man aber in ein seltsames Dilemma verwickelt. Nach den bisherigen chemischen Erfahrungen muß der krystallinischen Beschaffenheit — und in dieser befinden sich fast alle Gebirge — ein wasserflüssiger oder feuerflüssiger Zustand vorausgegangen seyn. Nun aber zeigt die neue chemische Theorie, daß bey der Gebirgsbildung der feuerflüssige Zustand fast ganz, der wasserflüssige wenigstens für einen großen Theil auszuschließen sey. Somit würden also reale Erfolge zum Theil von unmöglichen Verhältnissen ausgegangen seyn.

Die hierdurch entstehende Verlegenheit wäre allerdings durchaus nicht zu beseitigen, wenn nicht Hr. Oberbergrath Fuchs schon vor mehreren Jahren die so ungemein folgenreiche Entdeckung gemacht hätte, daß die Krystallisation nicht bloß aus dem wasser- oder feuerflüssigen Zustande, sondern ebenfalls aus dem amorphen festen Zustande hervorgehe. Auf solche Weise wird man denn, nicht nach beliebigem Einfall, sondern mit unabweisbarer Nothwendigkeit dem Amorphismus zugeführt; einen andern Ausweg kennt die Wissenschaft nicht. Indem nun der erwähnte Gelehrte diese Entdeckung auf den Urzustand der Erde anwendet, ergiebt sich ihm die eine Hauptmasse derselben als im Wasser aufgelöst, die andere als im amorphen, vom Wasser bloß durchdrungenen festweichen Zustande. Sollte ja, wie man etwa einwenden möchte, diesem Urzustande vielleicht ein anderer vorausgegangen seyn, so ändert dieß in der Hauptsache nichts, indem die Chemie nachweist, daß es auf jeden Fall zu einem solchen Zustande kommen mußte, bevor die Gebirgsbildung beginnen konnte. Mit welchem Scharf- und Tiefsinne die verschiedenen Formationen hieraus abgeleitet werden, ist in der Abhandlung selbst nachzusehen. Eines nur, was gleich zu Gunsten dieser neuen Theorie spricht, will ich noch hervorheben, daß sie chemischer Seits her unabhängig auf mehrere Resultate kommt, welche unbefangene Forscher auf bloß geognostischem Wege ebenfalls gefunden hatten: dahin gehört der Erweis der Steinkohle als eines ursprünglich mineralischen Gebildes, was von Raumer, so wie der chemischen Bildungsweise der Sandsteine, was Jameson, Göthe, Raumer, Veltheim u. A., denen ich mich anschloß, schon seit geraumer Zeit erklärten.

Es dürfte mir verdacht werden, wenn ich in diesen Blättern der geistvollen chemischen Theorie von der Gebirgsbildung das Lob spenden würde, das ihr gebührt, und ich ihr gern zollen möchte. Darum schweige ich in dieser Beziehung. Aber verschweigen kann und will ich nicht meine freudige Anerkennung, daß durch diese Theorie die Geogonie, nach langem unsicherm Herumtappen, zum erstenmale eine wissenschaftliche Begründung erlangt hat; eine Begründung, welche nicht bloß mit den chemischen Gesetzen und geognostischen Erfahrungen zusammenstimmt, sondern auch den uralten heiligen Ueberlieferungen der Völker nicht widerspricht. Mit dieser Theorie beginnt eine neue Epoche für die Geologie.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften von Jacob Berzelius. ꝛc.

(Schluß.)

Die Versuche von Faraday über die Elektricität werden ziemlich ausführlich angeführt. Sie haben zum Zweck darzulegen, daß die elektrischen Phänomene in der elektrischen Säule nicht in der Berührung der Metalle beruhen, sondern nur von ihrer gegenseitigen chemischen Wirkung abhängen. Dagegen hat Peltier zu Gunsten der Contacts-Elektricität einige Versuche bekannt gemacht.

Russel hat über die Bewegung fester Körper auf Flüssigkeiten Versuche angestellt, aus welchen sich folgende Resultate ergeben: 1) der Widerstand der Flüssigkeit gegen einen schwimmenden Körper wächst in dem Verhältniß, in welchem sich die Bewegungsgeschwindigkeit des Körpers der Geschwindigkeit der Welle nähert, und erreicht sein Maximum, wenn diese beyden gleich sind. 2) Wenn die Geschwindigkeit des Körpers die der Welle übersteigt, so wird die Bewegung des erstern bedeutend erleichtert. 3) Die Bewegungsgeschwindigkeit ist unabhängig von der Breite der Flüssigkeit, und variirt nur wie die Quadratwurzel ihrer Tiefe. 4) Für jeden schiffbaren Wasserzug giebt es eine gewisse Schnelligkeit, mit welcher man leichter gegen den Strom, als mit demselben gehen kann. 5) Schiffe können auf der Höhe der Wellen mit einer Schnelligkeit von 20 — 30 engl. Meilen in einer Stunde bewegt werden.

Dutrochet hat wieder einige Fälle von Endosmose angeführt, ein Phänomen, welches darin besteht, daß 2 Flüssigkeiten, welche auf beyden Seiten einer dünnen porösen Membran liegen, ungleich schnell durch dieselbe hindurchgehen. Bindet man eine an beyden Enden offene vertikale Glasröhre unten mit feuchter Blase zu, gießt dann eine Flüssigkeit hinein, und stellt sie in ein Glas, welches eine andere Flüssigkeit enthält, aber so, daß das Niveau beyder Flüssigkeiten gleich ist, so senkt sich oder erhöht sich bekanntlich die Oberfläche der Flüssigkeit in der Röhre zufolge der Art ungleichen Durchgangs durch die Membran. Gießt man Salzsäure, Essigsäure oder Phosphorsäure in das Rohr, und reines Wasser in das Glas, so steigt die Flüssigkeit in dem Rohre, weil ein größeres Volumen Wasser durch die Blase in die Röhre geht, als in derselben Zeit von der Säure aus derselben durch die Blase dringt, und dieses geschieht um so schneller, je stärker die angewandten Säuren sind. Dutrochet bemerkt dabey, daß die Erscheinung nur mit Membranen thierischer, nicht aber vegetabilischen oder unorganischen Ursprungs statt finde. Dagegen zeigt Jerichau durch Versuche, daß das Phänomen auch der unorganischen Capillarität angehöre.

Desbassayns de Richemont hat ein Reagens für Stickgas und Girardin ein Reagens für schweflichte Säure in Flüssigkeiten entdeckt. Will man nach Richemont eine Flüssigkeit auf einen Gehalt an Salpetersäure prüfen, so nimmt man einige Grammen concentrirter reiner Schwefelsäure und tropft in diese die zu prüfende Flüssigkeit bis zu 3/4 vom Volumen der Schwefelsäure. Nachdem das Gemisch erkaltet ist, tropft man in dasselbe eine concentrirte Lösung von Eisenvitriol, bis sich die Farbe ihrem Maximum genähert hat. Das Oxydulsalz reducirt dabey zuerst die Salpetersäure zu Stickoxydgas und verwandelt sich in Oxydsalz. Das Oxydulsalz, welches noch hinzukommt, bringt nun eine rosenrothe, je nach der Menge des Stickoxydgases selbst purpurrothe Färbung der Flüssigkeit her-

vor. Will man Stickgas erkennen, so mischt man es mit der gehörigen Menge von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas und verpufft das Gemenge mit dem elektrischen Funken. Die gebildete Salpetersäure haltige Feuchtigkeit wird dann mit Schwefelsäure ausgespült und mit Eisenvitriol geprüft. —

Um schweflichte Säure in Salzsäure zu entdecken, wendet Girardin Zinnchlorid in Krystallen an. Von einer reinen Salzsäure wird es mit geringer farbloser Trübung aufgelöst, ist aber schweflichte Säure vorhanden, so färbt sich die Auflösung bald braun und setzt sich ein braunes Präc. von Zinnsulphureten ab. —

Thilorier hat seine Versuche über comprimirte Kohlensäure fortgesetzt. Kommt die liquide Säure augenblicklich unter den gewöhnlichen Druck, so verflüchtigt sie sich mit einem Knall, wie von einem gleichen Gewicht angezündeten Schießpulvers, und wird sie in einem feinen Strahle gegen die Kugel eines Alkohol-Thermometers geblasen, so sinkt dieses bis auf — 90° herab. Mischt man flüssige Kohlensäure mit einem gewissen Volumen Aether und läßt man dieses Gemisch in einem feinen Strahle gegen ein kleines Glasgefäß, welches Queckfilber enthält, ausströmen, so kann man auf diese Weise innerhalb weniger Secunden 50 Grammen Queckfilber zum Erstarren bringen. Die Kohlensäure in fester Form erhält sich in der Luft einige Minuten, jedoch unter steter Verminderung und unter Zurücklassung von ein wenig Feuchtigkeit. Thilorier hat zu zeigen gesucht, daß die Temperatur, zu welcher die Kohlensäure bey ihrem Erstarren herabsinkt, nicht über — 100° seyn kann, und daß die Ursache, warum sie sich nicht sogleich verflüchtigt, theils darin liegen müsse, daß diese Temperatur durch ihre Verdunstung sich erhalte, theils aber in der größern Cohäsion, welche zwischen den kleinsten Theilen in einem festen Körper wirksam ist. —

Ausführliche Untersuchungen über einzelne Verbindungen sind angegeben: von Winkelblech über die Kobaltoxyde und Kobaltsalze und von Berlin über die Salze der Yttererde. — Graham hat interessante Untersuchungen über das Krystallwasser in verschiedenen schwefelsauren Salzen mitgetheilt, woraus sich ergiebt, daß ein Theil des Wassers als Basis enthalten ist, und mit größerer Kraft,

als der übrige Antheil zurückgehalten wird. Wird schwefelsaures Kupferoxyd, Zinkoxyd und Eisenoxydul mit 1 At. schwefelsaurem Kali oder schwefelsauerm Natrum verbunden, so ersetzen diese jenes Atom Wasser, so daß dann alle Wasseratome leicht fortgehen. Zur Vergleichung stellt er auf:

$$\dot{Zn}\,\dddot{S} + \dot{H}$$

$$\dot{Zn}\,\dddot{S} + \dot{K}\dddot{S}$$

$$\dot{H}\,\dddot{S} + \dot{H}$$

(kryst. Schwefelsäure von 1,78 spec. G.

und zur Vergleichung des Krystallwassers:

$$\dot{Zn}\,\dddot{S}\,\dot{H} + 6\,\dot{H}$$

$$\dot{Zn}\,\dddot{S}\,\dot{K}\,\dddot{S} + 6\,\dot{H}$$

Persoz hat Versuche über die Fällbarkeit verschiedener Oxyde durch einander aus sauern Auflösungen angestellt, wobey vorzüglich das Kupferoxyd als Fällungs- und Scheidungsmittel für die höhern Oxyde von den niedern angewendet wurde. In manchen Fällen kann dieses Verfahren bey Analysen von Vortheil seyn, doch dürfte das Kupferoxyd im Allgemeinen keine Vorzüge vor den durch Fuchs zu solchen Scheidungen vorgeschlagenen Carbonaten der Kalk- und Baryterde haben. —

Gayluſſac fand, daß, wenn Silber 4 — 5 Tausendtheile Queckfilber enthält, bey der Probe auf nassem Wege das gefällte Chlorsilber die Eigenschaft verliert, sich im directen Sonnenlicht zu schwärzen, so daß man dadurch diese Einmengung sehr leicht erkennen kann. Man kann dadurch selbst 1/2 Tausendtheil Queckfilber entdecken, wenn man anfänglich nur 1/4 des aufgelösten Silbers fällt, womit dann schon das Queckfilber niederfällt und die Schwärzung des Präcipitats am Lichte verhindert.

Diese Proben einzelner Artikel mögen hinreichen, die Reichhaltigkeit und das Interesse des vorliegenden physischen und chemischen Theiles des Werkes darzuthun. Der mineralogische Theil umfaßt die neuesten Analysen, welche fast alle von Berzelius selbst berechnet sind. Sie sind aus den deutschen, französischen und englischen Journalen entnommen.

Umrisse einer Geschichte der böhmischen Bergwerke. Vom Grafen Kaspar Sternberg. Erster Band. Erste Abtheilung. Prag, 1836. XVI. und 491 S. in 8. Zweyte Abtheilung, 1837. 251 S.

Umrisse einer Geschichte der böhmischen Bergwerke nennt der Verf. dieses Werk, weil aus lückenhaften Akten keine fortlaufende Geschichte sich gestalten lasse. Lückenhaft seyen aber alle Bergwerks-Akten in Böhmen geworden durch den Vandalismus älterer und neuerer Zeit, wie ihn Religionskriege und andere Begebenheiten herbeyführten. Die Bergwerke wurden zeitweilig verlassen; die Bergbücher mitgenommen und nicht wieder zurückgebracht, durch Feuersbrünste verzehrt, oder sonst dem Verderben preisgegeben; manche mögen sich auch noch an Orten finden, wo man sie nicht zu würdigen oder zu suchen weiß. Selbst die Kritik, indem sie die vielen Fabeln und mährchenhaften Sagen aus der Geschichte zurückweist, muß dazu beytragen, diese lückenhaft zu machen, „weil die verdrängte Dichtung nicht sogleich durch ein Diplom ersetzt werden könne, es überhaupt viel leichter sey durch kritische Sichtung eine Unrichtigkeit oder Unwahrscheinlichkeit zu bezeichnen, als die Wahrheit an die Stelle zu setzen.“

Mit rastlosem Fleiße, und wie es sich denken läßt, auch mit nicht geringen pekuniären Aufopferungen hat sich der Verf. bemüht, allenthalben die Urkunden aufzusuchen, welche auf den Bergbau Böhmens Bezug haben. Der zweyten Abtheilung ist ein eigenes Urkundenbuch beygegeben, welches von S. 129 — 251 in kleiner Notenschrift die Haupturkunden in chronologischer Folge vom Jahre 1045 an enthält. Die bedeutende Stellung, welche der Verf. in seinem Vaterlande einnimmt, hat ihm allenthalben den Zugang zu den Archiven geöffnet, und ihm dadurch eine Menge von Akten verschafft, die so viele Andere herbeyzubringen nicht vermocht hätten.

Weil die Geschichte des Bergbaues und der Berg-Gesetzgebung Hand in Hand mit einander gehen, so hat auch der Verf. auf beyde gleiche Rücksicht genommen. Obschon aber die Zeitperioden für beyde nicht ganz dieselben sind, so hat er sie doch, indem sie sich bey der steten Wechselwirkung nicht füglich trennen lassen, in gleiche Perioden eingeschlossen, wobey er indeß die Geschichte des Bergbaues um eine Periode weiter zurücktreten läßt, um die vorgeschichtlichen Sagen nicht ganz auszuschließen.

Der geschichtlichen Perioden für beyde Abtheilungen nimmt der Verf. drey an:

Die erste und glänzendste Periode des Bergbaues in Böhmen, Mähren und Schlesien beginnt mit dem 13. Jahrhundert und reicht bis zur Zerstörung der Bergwerke von Eule, Deutschbrod und Kuttenberg 1421; sie umfaßt den reichhaltigsten Bergbau und die ältesten Berggesetze für die beyden letztgenannten Bergwerke und Iglau.

Die zweyte Periode bezeichnet die mühsame Wiederaufnahme des gesunkenen Bergbaues und das Bestreben, neue Metalle zu entdecken, die glänzende Epoche des ersten Joachimthaler Bergbaues und in gesetzlicher Hinsicht die Joachimthaler-Bergordnung, die beyden Vergleiche mit den Ständen unter Kaiser Ferdinand I., Maximilian I. und die Kuttenberger Reformation Rudolfs II.; sie beginnt mit König Georg von Podiebrad und endiget mit dem 30jährigen Kriege. In diese Periode fällt die rasche Entwickelung der Alaun- und Vitriol-Erzeugung, die dem Alleinhandel der Venetianer mit diesen Produkten ein schnelles Ende machte, und die erste Benützung der Steinkohle in Böhmen. Mit dem Ende des 30jährigen Krieges enden die beyden Abtheilungen als zusammenhängende Geschichte, indem seit jener Zeit keine neue zusammenhängende Gesetzgebung, noch ein großer Bergbau auf edle Metalle mehr stattgefunden hat.

Die dritte Periode bezeichnet daher das Einzelne, was im Bergbaue auf edle Metalle unternommen worden, dessen segensreichen Erfolg bey Pribram, die wiederholte Entwickelung des Bergbaues der niedern Metalle und der Steinkohle, und die einzelnen gesetzlichen Verordnungen hierüber in der neuesten Zeit.

Der Verf. schildert in den beyden Abtheilungen dieses ersten Bandes bloß die zwey ersten Perioden, welche mit dem 30jährigen Kriege ablaufen und den böhmischen Bergbau im tiefsten Verfalle enden lassen. Höchst lehrreich ist die Auseinandersetzung der Verhältnisse, welche diesen Verfall herbeygeführt haben. Als solche sind hauptsächlich zu bezeichnen: unzweckmäßige Gesetzgebungen, Mangel an dem nöthigen Gelde zu ei-

ner bedeutenden Vorlage, Mangel an den nöthigen technischen und chemischen Kenntnissen, zumal als der Bau in größern Teufen und auf ärmere Erze geführt werden mußte, Minderung des Werths der edlen Metalle, endlich die furchtbaren Drangsale des Hussiten- und 30jährigen Krieges.

Nach der geognostischen Beschaffenheit Böhmens reiht der Verf. die Bergwerke dieses Landes in zwey Abtheilungen: 1) die Bergwerke im Urgebirge, welches das Land im Umkreis einschließt und einzelne auslaufende Gebirgszweige nach Mähren und Schlesien, andere in das Innere Böhmens aussendet, und 2) Bergwerke im Uebergangsgebirge, welches sich an das Urgebirge anschließt, oder diesem aufgelagert ist, und seine Verzweigung im Innern des Landes fortsetzt. Dieser Ordnung gemäß handelt nun auch der Verf. die Geschichte der einzelnen Bergwerke ab. Ueber seine Darstellungsweise äußert er sich in bescheidener Weise folgendermassen: „Durch das Ausziehen aus Urkunden und Akten und das chronologische Reihen der Begebenheiten und der Vorschriften für den Bergbau ist mehr eine aktenmäßige Relation, als eine Geschichte daraus geworden. Das Ganze hätte noch einmal überarbeitet werden sollen; dazu wäre eine geraume Zeit nothwendig gewesen, im 76. Lebensjahre ist aber das bekannte nonum prematur in annum, nicht mehr anwendbar.“ Wir können dem hochachtbaren Verf. versichern, daß seine Darstellung mehr als eine aktenmäßige Relation, daß sie eine wahre Geschichte geworden ist, von einer Frische und Lebendigkeit, welche noch keineswegs auf ein Greisenalter schliessen läßt. Wir wünschen von Herzen, daß dem Verf. dieselbe jugendliche Kraft noch lange verbleiben möge, um diese höchst interessante Geschichte der böhmischen Bergwerke vollständig zu Tage fördern zu können. Sie wird alsdann ein Muster werden, wie andere Länder denselben Gegenstand zu behandeln haben.

Beygegeben ist eine Karte der älteren und neueren Bergbaue in Böhmen, eine Bergkarte des alten Ganges am Kuttenberge aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, und die Kopie einer alten Zeichnung, welche darstellt, wie Wenzel II. dem Kuttenberger Bergwerk seine Bergordnung ertheilt. Druck und Papier sind gut.

Centuriae tres Prodromo Florae romanae addendae. Auctore Petro Sanguinetti. Romae ex Typographia Contedini. 1837. 8. 140 S.

Obgleich der von den Herren A. Sebastiani und E. Mauri im Jahre 1818 herausgegebene Prodromus Florae romanae nicht nur die nächsten Umgebungen von Rom umfaßt, sondern sich auf den ganzen westlich von den Apenninen liegenden Theil des Kirchenstaates ausdehnt, so enthält er doch nur 1200 phanerogamische Pflanzen. Daß damit unmöglich der vegetabilische Reichthum eines Landstriches erschöpft seyn könne, welcher sich einer so glücklichen Lage und so mannigfacher Abwechslung des Terrains zu erfreuen hat, ließ sich erwarten. Es kam denn auch bald eine dreyzehnte Centurie von Mauri und eine vierzehnte von der Donna Elisabeth Fiorini hinzu. Im vorliegenden Werkchen giebt Herr Sanguinetti ebenfalls drey Centurien und bringt so die Flora romana bereits auf 1700 Arten, womit dieselbe indessen gewiß noch bey Weitem nicht erschöpft ist. Die aufgeführten Arten sind gut definirt, und, was dem Buche zur Empfehlung gereicht, keine neue aufgestellt. Dagegen erhalten wir viele schätzbare Notizen über seltne von Tenore, Gussone, Bertoloni u. a. entdeckte Species. In phytogeographischer Beziehung ist besonders die Menge von Alpenpflanzen interessant, welche die umbrischen Apenninen mit unsern Gebirgen gemein haben und die von hier aus nach den Abruzzen fortsetzen. Unter 40 hieher gehörigen in dem Buche aufgezählten Arten sind die interessantesten: Phleum alpinum, Poa alqina, Avena versicolor, Plantago alpina, Androsace villosa, Soldanella alpina, Viola calcarata, Juncus trifidus, Saxifraga oppositifolia, Sedum atratum, Sempervivum arachnoideum, Pedicularis tuberosa, foliosa, verticillata, Linaria alpina, Hutchinsia alpina, Cacalia alpina, Gnaphalium Leontopodium, Erigeron alpinus, Aster alpinus, Chrysanthemum atratum, Carex ferruginea, Salix phylicifolia etc. Dagegen ist auch hier wie weiter südlich der Apennin verhältnißmäßig sehr arm an eigenthümlichen in den Alpen nicht vorkommenden Gebirgspflanzen, ein Umstand, welcher in Verbindung mit dem eben bemerkten Reichthum nachzuweisen scheint, daß dieser Gebirgszug rücksichtlich der Vegetation seiner höheren Gipfel mit dem großen Gebirgsstocke der Alpen in nahem Zusammenhange steht, wenn auch seine niedrigern Abhänge von der gänzlich verschiedenen mediterraneischen Flora bedeckt erscheinen.

Z.

Berichtigung.

In Nr. 69. S. 558. Z. 13. v. o. ist zu lesen statt „eine sehr hohe Stufe“: eine so hohe Stufe.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. Januar 1838:

I. Das ordentliche Mitglied Hr. Conservator Vogel hielt einen Vortrag über arsenikhaltige phosphorige Säure und über Antimon-Wasserstoffgas, woraus sich folgende Resultate ergeben:

1) Daß die aus arsenikhaltigem Phosphor durch Leuchten desselben entstandene phosphorige Säure mit arseniger Säure verunreinigt ist.

2) Daß die Gegenwart des Arseniks durch Aufkochen der phosphorigen Säure, so wie durch Schwefelwasserstoff und durch Reduction vermittelst Wasserstoffgas nachgewiesen werden kann.

3) Daß das Arsenik-Wasserstoffgas dadurch auf eine leichte und sichere Weise von Antimon-Wasserstoffgas zu unterscheiden ist, daß ersteres, mag es nun mit einer großen Menge von reinem Wasserstoffgas oder mit Luft vermengt seyn, durch Chlorgas in der Art zersetzt wird, daß sich Arsenik in metallischen Blättchen anlegt.

4) Endlich, daß die metallischen Anflüge, welche sich beym Verbrennen von Arsenik-Wasserstoffgas und Antimon-Wasserstoffgas auf Porzellan ansetzen, aus ihrer Lösung in Königswasser durch Hydrothionsäure leicht und bestimmt zu unterscheiden sind.

II. Der Conservator der k. Sternwarte Dr. Lamont las eine Abhandlung vor über die Masse des Uranus, wovon Folgendes den wesentlichen Inhalt angiebt:

Die Massen der Planeten Jupiter, Saturn und Uranus sind bekanntlich von Hrn. Bouvard aus dem Betrage der durch dieselben hervorgebrachten Störungen berechnet worden. So wie indessen theoretische Gründe zeigen, daß bey diesem Verfahren Fehler zu befürchten sind, gegen welche man sich nicht wohl sicher stellen kann, so hat auch die Erfahrung bewiesen, daß namentlich bey der Jupitersmasse ein fehlerhaftes Resultat wirklich erhalten wurde. Ungezweifelt die richtigste Methode die Planetenmassen zu bestimmen, ist die Beobachtung der Distanzen ihrer Trabanten. Solche Beobachtungen sind zuerst von Hrn. Airy mit ausgezeichnetem Erfolge an den Jupiterstrabanten gemacht worden: auf gleichem Wege hat Hr. Bessel später die Saturnsmasse bestimmt. So sehr es zu wünschen gewesen wäre, daß gleiche Methode auch auf den Uranus ausgedehnt würde, so hatte die ungemeine Lichtschwäche seiner Trabanten früher nicht gestattet, sie zum Gegenstande der Beobachtung zu machen. Im verflossenen Herbste ist es gelungen, mit dem hiesigen Refractor eine Anzahl von Distanzen und Positionswinkeln des II. und IV. Trabanten zu erhalten, deren nunmehr vorgenommene Berechnung außer einer genauern Kenntniß der Bewegung jener Trabanten auch über den Betrag der Uranusmasse Auskunft ertheilt. Das Resultat zeigt, daß Hr. Bouvard die Uranusmasse bedeutend, und zwar nahe um 1/4, zu groß gefunden hat. Jedoch bedarf die neue Bestimmung einer weitern, wenn gleich wahrscheinlich nicht beträchtlichen, Correction, weil die Berechnung unter der Voraussetzung ge-

führt wurde, daß sich die Trabanten in Kreisbahnen bewegen. Erst eine vermehrte Zahl von Beobachtungen wird gestatten, die Excentricität zu berechnen und bey den Distanzen zu berücksichtigen.

III. Herr Conservator Dr. v. Martius las eine Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Florenreiche.

Das Prädicat „Principes plantarum," welches Linné den Palmen ertheilt, verdienen diese schönen Gewächse nicht bloß aus Rücksicht auf ihre morphologischen Verhältnisse, so fern an ihnen gewisse vegetative Entwickelungen, namentlich das Wachsen in die Länge, gleichsam auf die Spitze getrieben erscheinen, sondern auch dadurch, daß sie durch ihre frappante, eigenthümliche Tracht sich als wesentlicher Zug für die Physiognomik des Gewächsreiches darstellen. Sie tragen ganz vorzüglich bey zu dem landschaftlichen Ansehen einer Gegend und können somit als wesentliche Momente für Schilderungen der physischen Geographie benützt werden. Dadurch wird die Familie der Palmen für die Pflanzengeographie, welche nichts anders als eine Verbindung von geographischen und botanischen Sätzen ist, eine der wichtigsten. Der malerische Ausdruck dieser Pflanzen ist so eigenthümlich und so abweichend von dem der meisten andern Gewächse, daß schon die Gegenwart von wenigen Individuen von jedem, auch dem ungebildeten Betrachter aufgefaßt wird. Fast mehr als irgend eine andere Pflanzenform sind es die Palmen, welche den Landschaften ein besonderes Gepräge aufdrücken. Ueberdieß hat im Allgemeinen jede Palmenart einen ziemlich beschränkten Verbreitungsbezirk, und wo die Arten mit andern wechseln, tritt gar häufig auch eine Veränderung im Wuchse und in der Artenvertheilung anderer Pflanzen ein. Die Palmen sind also vorzugsweise Antesignanae der verschiedenen Florengebiete; sie sind perennirende Natursymbole einer gewissen Gegend und können, als der Stempel eines, von gewissen Grenzen eingeschlossenen Pflanzengebietes, bey der Charakteristik desselben vorzugsweise benützt werden. Es leuchtet ein, daß diese Eigenthümlichkeit stets in einer gesetzmäßigen Beziehung zu den klimatischen und geologischen Verhältnissen einer gewissen Gegend zu suchen sey, und so bietet also eine genaue Kenntniß vom Vorkommen der Palmenarten vielen andern Untersuchungen über die Natur einzelner Floren und über ihre physikalischen und geognostischen Charaktere die Hand. Von mehreren Palmen ist dieß schon seit längerer Zeit anerkannt. So wird die Dattelpalme von Leopold von Buch und Karl Ritter *) als der vegetabilische Repräsentant jener subtropischen Zone der alten Welt angenommen, in welcher die wässerigen Niederschläge aus der Atmosphäre selten oder gar nicht stattfinden. So ist die Cocospalme (Cocos nucifera) bezeichnend für gewisse Küstenstriche der Tropen, unsere Zwergpalme (Chamaerops humilis) ist es für die eigenthümliche Flora des Mittelmeerbeckens, und die Gattung Sabal scheint auf ähnliche Weise in ihrer Verbreitung parallel mit den Florengebieten der Antillen und des tropischen Nordamerika zu gehen.

Zur bessern Einsicht des Gegenstandes scheint es übrigens geeignet, auch die numerischen Verhältnisse mit zu Grunde zu legen. Ich erlaube mir daher vorerst noch bestimmte Angaben über die Zahlen derjenigen Arten zu machen, welche, mehr oder minder genau systematisch bekannt, in den Calcul von dieser Pflanzenfamilie eingehen müssen.

Zu Linnés Zeiten kommen nur 15 Palmenarten in den systematischen Werken vor (so fern wir bey diesem Anlaße nicht auf die früheren Zusammenstellungen der beyden Bauhine, Mentzels, Jonstons, Plukenets und Rai's zurückzugehen brauchen). Später traten die Entdeckungen von Aublet, Jacquin, Loureiro, Pavon und Ruiz, R. Brown, v. Humboldt und Bonpland u. s. w. hinzu, so daß Hr. Kunth im Jahre 1815 98 systematisch bekannte Arten aufführen konnte. **) Dazu wurden von Hrn. v. Humboldt ***) noch diejenigen Arten gerechnet, von denen bisher systematische Kenntniß mangelte, und deren er als von Ihm bemerkt 20, von Gili

---

*) Erdkunde von Asien IV. 1. p. 831.

**) Humboldt, Nova Genera et Spec. plant. I. p. 312 der Quartausgabe.

***) In seinem Exkursus über diese Familie a. a. O.

im spanischen Gujana 5, von Aublet in Cajenne 9, 3 aus Choco, 1 aus Neugranada und 1 vom obern Yupurá aufführte, wodurch die Zahl der amerikanischen Arten auf 80, die der alten Welt auf 50, die Gesammtzahl aber auf 137 stieg. Diese Zahl erhöht sich jetzt durch die Entdeckungen von Roxburgh, Wallich, Hamilton, Reinwardt, Blume, Macklot und Zippelius in der alten Welt, und von Pöppig, d'Orbigny und mir in der neuen auf 357. Ich muß hierbey überdieß bemerken, daß ich nur solche Arten in Ansatz gebracht habe, welche systematisch gekannt und unterschieden sind. Diese Arten sind zwar nicht alle mit gleich großer systematischer Schärfe bestimmt, und einige, wie namentlich die von Macklot und Zippelius auf Neu-Guinea entdeckten Arten sind nur dem Namen nach bekannt und noch nirgends beschrieben; andere können nur rücksichtlich der Gattung, zu welcher sie gerechnet werden, mit Zuversicht aufgeführt werden; inzwischen dürften schwerlich identische Arten doppelt vorkommen, da ich bey denjenigen, welche ich nicht zu sehen Gelegenheit hatte, sorgfältigst bemüht war, die charakteristischen Merkmale zu vergleichen. Uebrigens erscheint es auch rücksichtlich der Hauptresultate gleichgültig, ob die systematische Bestimmung der Arten ganz abgeschlossen wäre, oder nicht; denn bey den verhältnißmäßig engen Grenzen, zwischen welchen die einzelnen Arten vorkommen, ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß spätere Entdeckungen für eine doppelt aufgeführte Art eine andere, neue hinzufügen werden. Ueberhaupt aber kann bey einer jeden solchen numerischen Zusammenstellung (botanischen Statistik) zur Zeit nur von allgemeinen Resultaten, keineswegs aber von entschiedenen Gesetzen der Verbreitung jeder einzelnen Art und Gattung die Rede seyn. Solche allgemeine Resultate aber lassen sich allerdings aus den bereits vorliegenden Materialien mit ziemlicher Präcision und Sicherheit ableiten. Sie zeigen, daß gewisse Formationskreise in der Palmenmorphose an gewisse Lokalitäten gebunden sind; daß sie sich nach verschiedenen Verhältnissen über die Erdoberfläche verbreiten und daß Erhebung über den Ocean, mittlere Wärme nnd Wärme-Succession das Jahr hindurch, daß die übrigen klimatischen Verhältnisse, und wohl auch, wenn gleich in geringerem Verhältnisse, die geognostische Beschaffenheit des Landes wesentliche Faktoren für die Verbreitung und die Vertheilungsweise der Palmen auf der Erdoberfläche sind.

Man hat anfänglich die Palmen vorzugsweise nach der Natur des Laubes abgetheilt, in solche, deren Blätter (hier frondes) Fiederblättchen (Foliola, pinnas) tragen, und solche, deren Blatt, bey beträchtlicher Verkürzung der Mittelachse (Rhachis) wie ein geschlitzter Fächer erscheint. Die ersteren werden Palmae pinnatifrondes, die letztern flabellifrondes genannt.

Nachdem ich verschiedene Versuche gemacht hatte, die durch beträchtliche Stufen der Morphose von einander abweichenden Formen der Palmen systematisch zu sondern und zu charakterisiren, bin ich endlich bey der Eintheilung in fünf große Gruppen oder Familien stehen geblieben, welche ich in Kürze folgendermassen bezeichne.

I. Arecinae. Der Fruchtknoten aus 3, selten aus 2 ursprünglich verwachsenen Fruchtblättern bestehend, sehr selten ganz einfach, die Frucht dreyfächerig, tief dreylappig oder durch Fehlschlagen zwey-, sehr selten einfächerig; das endocarpium eines jeden Fruchtblattes getrennt oder bey fehlschlagenden Früchten nicht in die Formation des fruchtbaren aufgenommen. Die Staubblätter unterständig — die Wedel fiedrig oder fiedertheilig, mit rückwärts gefalteten Fiedern, die Blüthen auf einer glatten oder vertieften Spindel sitzend. Meistens mehrere Scheiden.

II. Lepidocaryinae. Der Fruchtknoten aus 3, selten 2 ursprünglich verwachsenen Fruchtblättern bestehend, mit kleinen hörnernen anfänglich aufwärts gerichteten später herabgeschlagenen in vielgliedrigen Spiralstellungen angeordneten Schüppchen gepanzert (tessellato-loricatus), meistens durch Fehlschlagen einsamig. Die Staubblätter unter oder um den Fruchtknoten stehend. — Die Blüthen meistens zweygeschlechtig, sitzend, von häutigen tüten- oder scheidenförmigen Nebenblättchen umgeben, und gleichsam Kätzchen darstellend. — Die Wedel gefiedert oder fächerförmig mit rückgebogenen Fiedern. Die Stämme oft dünne, schlank, biegsam und in großer Ausdehnung schlingend. Bisweilen rankenförmige Fortsätze der Blattspindel oder ähnliche Bil-

dungen aus der Verkümmerung von Blüthenkolben entstanden.

III. Borassinae. Ursprünglich aus mehreren (3, 2, 4) Blättern gebildete Fruchtknoten. Die Frucht pflaumenartig oder beerenartig, die Blüthen von spelzenartiger Textur innerhalb kleiner Vertiefungen des Kolbens, welche durch Verwachsung der schuppenförmigen Vorblätter gebildet werden. Die Wedel fächerförmig oder gefiedert oder fiedertheilig.

IV. Coryphinae. 3 oder mehrere ursprünglich getrennte Fruchtblätter verwachsen bey der Fruchtreife oder bleiben getrennt, sehr selten ein einziges. Die Frucht beerenartig, getrennt oder lappig, die fehlschlagenden Fruchtblätter von der Bildung des entwickelten ausgeschlossen, die Staubblätter unter oder neben dem Fruchtknoten. Viele meist unvollständige Scheiden, die Blüthen zwitterig oder durch einseitige Ausbildung zweyhäusig. Die Blätter meistens fächerförmig, selten fiederig, mit aufwärts gefalteten Fiedern.

V. Cocoinae. Der Fruchtknoten aus 3, selten 2, 4 oder 6 Fruchtblättern, die vom Anfang an verwachsen sind, wächst zu einer Pflaumenfrucht aus, deren Nuß die Höhlungen der verkümmerten Fruchtblätter in sich aufnimmt. Der Fleischtheil der Frucht faserig, der Eyweißkörper gleichförmig und ölreich, die Blüthen meist zweygeschlechtig, mit einer Anlage des fehlenden Geschlechtsorganes, sitzend oder in Gruben versenkt, von weißgelber Farbe. Die Stämme unbewehrt oder mit Stacheln versehen.

Wenn wir nun die Palmen nach diesen fünf Gruppen oder Familien zusammenstellen, so erhalten wir die auf folgender Tabelle angegebenen Resultate.

Die Palmen							
	der alten Welt			der neuen Welt.			Total.
Familie:	Pinnati-frondes.	Flabelli-frondes.	Summa.	Pinnati-frondes.	Flabelli-frondes.	Summa.	
Arecinae	53	—	53	44	—	45	97
Lepidocaryinae	60	—	60	1	6	7	67
Borassinae	1	10	11	24	—	24	35
Coryphinae	8	25	33	—	24	24	57
Cocoinae	2	—	2	99	—	99	101
Totalsumme;	124	35	159	168	30	198	357

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. Januar 1838:

III. Herr Conservator Dr. v. Martius las eine Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung).

Diese Zahlen schließen manche seltsame Thatsache ein, von denen ich hier nur einige wenige hervorheben will. Schon Rob. Brown, welcher die Familie der Cocoinae eben so umschrieben hat, wie ich sie hier annehme *), macht darauf aufmerksam, daß die Arten dieser Gruppe fast ausschließlich der neuen Welt angehören. Diese Palmen sind die einzigen, welche sich dem Menschengeschlechte durch ihren ölreichen Samenkern nützlich machen, denn bey den andern vier Gruppen ist der genannte Theil horn- oder knorpelartig und ohne nahrhaften Bestandtheil.

Von diesen Cocoinen sind es vorzugsweise Cocos nucifera, die gemeine Cocosnußpalme, und Elaeis guineensis, die Oelpalme, welche auf ihr Oel benützt werden, und diese beyden Arten sind auch die einzigen, welche in der alten Welt angetroffen werden, während alle übrigen Arten dieser Gruppe der neuen Welt angehören. Ganz besonders auffallend erscheint dieser Umstand rücksichtlich der Cocos nucifera. Es wird nämlich unter den Botanikern, nach dem Vorgange Rob. Browns, allgemein angenommen, daß eine Pflanzenart, deren Vaterland nicht mit Zuverläßigkeit ausgemittelt werden kann, als demjenigen Welttheile ursprünglich zugehörig zu betrachten sey, welcher die übrigen Arten derselben Gattung beherbergt. R. Brown hat diese Art von Raisonnement bey seinen Untersuchungen über das Vaterland der Banane, der Carica Papaya und des Capsicum (deren erstere er für asiatisch, die beyden andern für amerikanisch hält) angewendet *); und so zeigt uns denn die eigenthümliche Beschränkung der Cocoinen auf die neue Welt bey großer Verbreitung einer einzigen hieher gehörigen Art über alle Tropenländer, daß wir zum mindesten nicht ohne kritische Prüfung der Meynung huldigen dürfen, Cocos nucifera sey ursprünglich in der alten Welt zu Hause. Diese Palme ist vermöge der Organisation ihrer Frucht geeignet, lange Wanderungen zur See zu machen, und dem Spiele oceanischer Strömungen hingegeben ist sie im Laufe von Jahrtausenden so weit verbreitet worden, daß sie jetzt Gemeingut fast aller Küsten zwischen den Wendekreisen ist. Die Umhüllung der Nuß, mit einem faserigen Fleische von mehreren Zollen Durchmesser, macht die Frucht vor denen aller übrigen Palmen, mit Ausnahme der Lodoicea sechellarum, geschickt zum Schwimmen. Die Nuß wird lange Zeit vor der Berührung mit Seewasser beschützt, und dieses scheint sogar keine so verderbliche Wirkung auf den Keim wie auf den fast aller andern Gewächse zu äußern, indem die Cocospalme, eine wahre Seeuferpflanze, gerade im Meerschlamm gerne keimt und sich entwickelt. Werden daher die Früchte an die Kanten eines Corallenriffes gespült, so vermögen sie, auch nach langer Seereise, noch zu keimen. Unter diesen Verhältnissen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Verbrei-

*) Vermischte Schriften, erster Band S.

*) Vermischte Schriften. Bd. I. S. 302 f.

tung jenes edlen Naturgeschenkes, der Cocospalme, ganz vorzüglich von den Meeresströmungen vermittelt worden; und es gewinnt, unter Berücksichtigung jenes Factums von der Beschränkung der Cocoinen auf die neue Welt *), das Problem vom ursprünglichen Vaterlande der Cocos nucifera noch an Interesse.

Betrachten wir die großen, regelmäßigen Strömungen im stillen und im atlantischen Ocean **), so finden wir allerdings, daß sie im Durchschnitte meistens von Osten nach Westen gehen. Es wäre sohin denkbar, daß jene kosmopolitische Palme im Laufe von Jahrtausenden ihren Weg aus dem indischen Archipel nach Westen gefunden, und sich so nach und nach über die tropischen Küsten der Festlande und Inseln ausgebreitet habe. Inzwischen muß hiebey darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie im Allgemeinen auf den Westküsten häufiger ist, als auf den Ostküsten, daß sie also jenen früher oder in größerer Menge zugeführt seyn muß, als diesen. In America ist die Cocosnußpalme auf den östlichen Küsten: in Brasilien, Gujana und Mexiko minder häufig, als auf den westlichen. Nur selten erscheint sie in so großer Menge, daß sie ganze Wälder bildet, wie dieß namentlich in Malabar und dem westlichen Ceylon der Fall ist. In Brasilien ist ihr Hauptbezirk von geringer Ausdehnung; er fällt zwischen die Mündung des Rio de Mamanguape (7° 30′ s. Br.) und des Rio de S. Francisco (10° 28′), wo die Küste mit geringer Unterbrechung mit Palmen besetzt ist. Südlich wird sie immer seltener, und oft ist sie nur cultivirt vorhanden, wie von Ilheos (14° 49′) bis Rio de Janeiro, wo sie schon so selten wird, daß die Nüsse aus Pernambuco und Bahia eingeführt werden. An den Küsten des Amazonasbeckens, und weiter gegen Norden bis zum Orenoko, tritt sie an Zahl auffallend zurück gegen die dort herrschenden Mauritia- und Manicaria-Palmen. Nur auf den westindischen Inseln erscheint sie wieder in größerer Anzahl. Dagegen sind die westlichen Küsten des südamerikanischen Continentes von der Wüste von Atacama (25° s. Br.) nach Norden viel stärker mit diesem edlen Baume besetzt, und namentlich sind Guayaquil und Guatimala wegen der Menge und der Trefflichkeit der Nüsse berühmt. Der Baum aber findet sich längs der Küste bis nördlich von Acapulco (16° 50′ n. Br.) in großer Anzahl. Eben so erscheint sie zahlreich an den westafrikanischen Küsten, namentlich in dem Meerbusen von Guinea. In Indien aber ist sie, wie ich bereits erwähnt habe, auf der vordern Halbinsel an der malabarischen Küste viel häufiger, als an der von Coromandel. Am glücklichsten gedeiht sie, durch Cultur vermehrt, auf den südwestlichen Küsten von Ceylon, von Calpentin auf der Nordseite, bis Dondrahead auf der Südseite, wo, nach Marshall *), im Jahre 1813 die Zahl der cultivirten Stämme zu 10,000,000 geschätzt wurde. Wenn dieß Factum einer stärkern Ausbreitung der Cocospalme an den westlichen Küsten nicht von einer eigenthümlichen Neigung für die aus Westen herkommenden Seewinde abgeleitet werden muß, so bleibt kein anderer Grund, sie zu erklären, als die Annahme, daß jener Baum sich ursprünglich nicht von Ostindien nach Westen, sondern vielmehr von der westlichen Küste America's aus gegen die morgenländischen Inseln der Südsee u. s. w. ausgebreitet habe. Unter andern Gründen für einen solchen Weg ursprünglicher Wanderung spricht auch der Umstand, daß man keine directe Erfahrung von dem Antriften der Cocosnuß an den östlichen Küsten Südamerica's, vom Kap der guten Hoffnung her, hat, während es bekannt ist, daß mehrere americanische Früchte nach der Südspitze von Amerika triften und dort keimen, wie namentlich die Hülsen der Guilandina Bonduc.

Die außerordentlich weite Verbreitung der Cocosnußpalme erregt übrigens um so größere Ver-

*) Ich kenne mit Sicherheit nur eine Cocoine, welche der alten Welt zugehört: die guineische Oelpalme, Elaeis. Vielleicht wächst auch in Angola eine stachlichte Art dieser Gruppe (Hist. gener. des voyages III. p. 258). Unter den Palmen aus Java, welche ich dem Hrn. Professor Reinwardt verdanke, befindet sich ein Blatt, welches einer Cocoine zugehören könnte, doch fehlt Blüthe und Frucht.

**) Vrgl. Bergbaus physikalischen Atlas; die Karten zur Uebersicht der Strömungen, Temperatur und Handelsstrassen in genannten Meeren.

*) Memoirs of the Wernerian Society of Edinburgh. Vol. V.

wunderung, wenn man sich an das engbeschränkte ursprüngliche Vorkommen der andern Palme erinnert, deren Früchte ebenfalls vom Meere hin und her getrieben werden. Ich meine die Lodoicea Sechellarum, deren Früchte, wenn sie ihr Faserfleisch verloren haben, gewöhnlich Maldivische Nüsse genannt werden. Diese Palme wächst nur auf zwey kleinen granitischen Inseln aus der Gruppe der Sechellen, (der Insel Praslin und der sogenannten Runden Insel, in 4° 28′ s. Br. 53° 26′ östl. L. v. Paris), und während ihre Früchte von den Seeströmungen nach den Maldiven, ja quer durch den großen indischen Ocean bis an die Nias-Inseln vor Sumatra und an die Küste von Malacca getrieben werden, hat sich der Baum aus eigener Kraft sonst nirgends auf der Erde angesiedelt. Dieser Contrast zwischen den beyden Palmenarten, welche die größten bekannten Früchte tragen, ist allerdings höchst merkwürdig.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung wieder zur Betrachtung der allgemeinen Verhältnisse zurück, welche sich aus den Zahlen unserer Uebersichtstabellen ergeben.

Vergleichen wir die alte und die neue Welt mit einander rücksichtlich der Vertheilung der Palmenarten, so halten sich dieselben so ziemlich das Gleichgewicht, indem jene 159, diese 198 Arten zählt, wobey ich die kosmopolitische Cocos nucifera, wie bisher von den Schriftstellern geschehen, der alten Welt zuschreibe. Auch rücksichtlich der Form der Blätter stellen sich die Arten beyder Welthälften ziemlich ins Gleichgewicht, da von den

292 Pinnatifrondes: 124 der alten, 168 der neuen,
von den 65 Flabellifrondes: 35 der alten, 30 der neuen

Welt zugehören.

Anders verhält es sich rücksichtlich der einzelnen fünf Hauptgruppen, indem, wie bereits bemerkt, die Cocoinen fast ganz der neuen Welt angehören, dagegen das Uebergewicht der Lepidocaryinen, die sich durch ihre seltsam beschuppten Früchte auszeichnen, nach der alten Welt, und zwar hier fast ausschließlich wieder nach Asien fällt. Eben so frappant ist das Uebergewicht der Palmen mit dünnem, rohrartigem, rankendem Stamme in der alten Welt. Hier wachsen ausschließlich jene wunderbaren Calamusarten (wovon 40 Arten bekannt sind), deren Stamm sich rankenförmig, weithin über die Kronen der höchsten Waldbäume, oft in der ungeheuern Länge von 700 bis 800 Fuß hinzieht, sie in lockern Kreisen umschlingt, wohl auch auf den Boden herabfallend hier wieder Wurzel schlägt, und ganz vorzüglich jene dichten, undurchdringlichen, mit scharfen Stacheln bewehrten Gehäge der Jungles in den tropischen Urwäldern bildet (Calamus, Plectocomia, Daemonorops, Ceratolobus). In Amerika wird diese eigenthümliche Formation nur durch die rankende, mit großen Widerhacken an den Blättern versehene Gattung Desmoncus (mit 10 Arten) in geringerer Größe repräsentirt, welche Gattung übrigens nicht zu den Lepidocaryinen, sondern zu den Cocoinen gehört. Stammlos sind in der alten Welt nur einige wenige Arten aus der Gruppe der Calameen oder Lepidocaryinen, und Coryphinen (Zalacca und Phoenix), in der neuen mehrere Rohrpalmen (Geonoma).

Betrachten wir die 357 aufgezählten Palmenarten nach ihrer Vertheilung auf die einzelnen fünf Welttheile, so stellen sich auch einige frappante Verhältnisse dar.

Europa, mit 154,450 Quadratmeilen Flächenraum, hat nur eine einzige, ihm ursprünglich eigene Palmenart, die Zwergpalme, Chamaerops humilis, aus der Familie der Coryphinen.

Neuholland, mit 150,380 Quadratmeilen Flächenraum, zählt nur 6 Arten (1 Seaforthia, 2 Livistonae, 1 Corypha, 2 Calamus). (Das benachbarte Vandiemensland mit 1235 Quadratmeilen weist keine Palme auf.)

Die großen Inseln von Neuseeland haben bisher nur 1 (Areca sapida, welche auch auf der Norfolk Insel vorkommt), die Inseln Oceaniens nur 2 (Cocos nucifera und Areca Catechu).

Afrika, mit 531,638 Quadratmeilen, besitzt auf seinem Continente *) nur 13 Arten: Phoenix spinosa, reclinata, dactylifera, Chamaerops

*) Wie schon Rob. Brown, vermischte Schriften I. S. 273, bemerkte.

humilis, Raphia vinifera, Calamus secundiflorus, Cocos nucifera, Hyphaene thebaica und coriacea, Borassus Aethiopum, die unbestimmte Corypha v. Congo, Elaeis guineensis, Latania Loddigesii. Von dieser geringen Anzahl sind mehrere nicht ausschließlich Afrika's Continente eigen, indem die Dattelpalme und die ästige Dumpalme von Afrika weit östlich nach Arabien und Syrien streichen. Besonders charakteristisch sind übrigens die, verhältnißmäßig zahlreichen, Palmen der afrikanischen Inseln, zwölf bis dreyzehn an Zahl. *)

Asien, mit einem Flächenraume von 760,057 Quadratmeilen, weist dagegen eine große Menge eigenthümlicher Arten (132) auf, von welcher der größere Theil den Inseln anzugehören scheint.

Amerika endlich, dessen Flächeninhalt wir zu 753,000 Quadratmeilen annehmen, hat 198 bekannte Arten, welches Uebergewicht allerdings der vorwaltend stärkeren Untersuchung von Seiten naturforschender Reisenden zuzuschreiben seyn möchte.

Uebrigens ist dieses Zahlenverhältniß, wie ich ausdrücklich hervorzuheben für angemessen halte, nur für den derweiligen Zustand unserer Kenntniß bezeichnend. Fortgesetzte Forschungen bringen vielleicht ein dem gegenwärtigen sehr disparates Resultat hervor. Jedenfalls aber möchte ich, wenn anders ein Schluß von den bereits bekannt gewordenen Bildungsreihen der Palmen auf die noch unbekannten gewagt werden darf, annehmen, daß dermalen wenigstens 1000 bis 1200 Arten von Palmen auf der Erde wachsen. Wenn wir übrigens von der gewöhnlichen Abtheilung des Festlandes unseres Planeten in die fünf Welttheile abstrahiren, da sie, das Ergebniß der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts, mehr eine historische als eine naturhistorische Bedeutung hat, so dürfte es nicht unwichtig

*) Es sind 4 Areca-Arten (crinita, rubra, alba und madagascariensis, die sogenannte Voan Sira der Madegassen, welche die Asche des Stammes statt Salz benützen), 3 Dypsis (pinnatifrons, forficifolia und hirtula), 2 Hiophorbe (Commersoniana und amara), Raphia Ruffia, 2 Latania (Commersonii und Loddigesii) und Lodoicea Sechellarum, wozu noch Cocos nucifera und Areca Catechu als Culturpflanzen kommen.

erscheinen, die Verbreitung der Palmen auch in der Art zu betrachten, daß wir die von Steffens aufgestellte Ansicht von dem ursprünglichen Typus der Hauptcontinente mit dem Vorkommen der Palmen in Beziehung setzen. Bekanntlich geht dieser geistreiche Schriftsteller davon aus, daß er drey große Welttheile unterscheidet, die in ihrem allgemeinen Umrisse und in dem Zusammenhange ihrer Theile eine allerdings auffallende Uebereinstimmung zeigen, gleichsam als läge der Erscheinung des Festlandes über dem Ocean ein durchgreifender, nur hie und da gestörter Typus zu Grunde. Die beyden durch die Landenge von Panama verbundenen Hälften Amerikas mit dem antillischen Archipel und ihrer als charakteristisch bezeichneten Halbinsel Californien, machen den Einen der großen Welttheile aus. In pflanzengeographischer Beziehung stellt sich derselbe durch und durch als selbstständig dar, und die ihm angehörigen, fast ohne Ausnahme auf ihn beschränkten Palmengattungen sind ein Zug mehr in dem ganz eigenthümlichen Bilde seiner organischen Schöpfung, welche übrigens zwischen den Wendekreisen am entschiedensten hervortritt, während die nördlichen und südlichen Gebiete starke Anklänge an die Schöpfung der beyden andern Hauptcontinente, regelmäßigere und innigere Verwandtschaftsbeziehungen zu den Organismen derselben, offenbaren. Als zweyten Hauptwelttheil nimmt Steffens Asien, östlich vom persischen Meerbusen, vom Mare Caspium und Ural, nebst Neuholland an, indem dieses Continent, Südamerika entsprechend und vermittelst des zerrissenen Isthmus von Malacca und der Sunda-Inseln mit Asien, als der nördlichen Hälfte dieses Planetentheiles, in Zusammenhang gedacht wird. Rücksichtlich der Palmen ist es nun allerdings sehr merkwürdig, daß das durch diese Combination gebildete Festland nicht bloß an sich verwandte, ja gleiche Formen, also einen organischen Cyclus, aufweist, sondern daß auch die sich innerhalb dieses Gebietes gleichbleibende Formation einen Gegensatz mit der Palmenformation der neuen Welt darstellt.

(Fortsetzung.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. Januar 1838:

III. Herr Conservator Dr. v. Martius las eine Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Arecinen und Coryphinen sind hier überall durch eigenthümliche Bildungen repräsentirt, und so wie in der neuen Welt die Cocoinen im hohen Grade vorwalten, sind hier die Lepidocaryinen herrschend. Es ist, als wenn die Bildungsthätigkeit nach einem Typus in diesem, nach einem andern in jenem Planetentheile gearbeitet hätte. Die südlichste Palme dieses Gebietes ist Areca sapida von Neuseeland, einem Lande, das zwar viele selbstständige Glieder in seiner Pflanzenwelt darbietet, im Allgemeinen aber sich doch am Meisten an die südasiatische und neuholländische anschließt.

Der dritte Hauptwelttheil: Europa, der westlichste Theil von Asien, und Afrika nebst der, als charakteristisch bezeichneten, Halbinsel Arabien, mit dem vorigen in seinem nördlichen Theile verwachsen, begreift diejenigen Länder, in welchen die Form der Palmen nur äußerst beschränkt erscheint, und es ist auffallend, daß die Grenzen derjenigen Arten, welche Afrika und Asien gemeinschaftlich zugehören: Phoenix dactylifera und Hyphaene thebaica nicht über diesen in abstracto angenommenen Hauptwelttheil in den zweyten hinüberfallen. Die erstere scheint nicht über das Gebiet des Indus nach Osten (bis in das Pendjab) zu gehen, die letztere erstreckt sich aus Afrika nicht über Arabien hinaus. Die Zahl der Palmen in diesem Hauptwelttheile steigt daher nur auf 26.

Die Beziehungen der Palmen zur Erdoberfläche als Continent oder Insel betreffend, so scheinen die bisherigen Untersuchungen darauf hinzuweisen, daß feuchte Niederungen der Continente und jene Inseln, welche wir nach L. v. Buch continentale und hohe zu nennen pflegen, der Palmenvegetation vorzugsweise günstig sind. Nirgends habe ich so viele Arten und Individuen dieser schönen Gewächse angetroffen, als in dem tiefen und heißen Flußthale des Amazonas. Hier, in einer qualmenden Luft, deren hohe Temperatur weder im Jahre, noch in Monaten, noch bey Tag und Nacht große Differenzen erleidet, ist das eigentliche Vaterland der Palmen, und ebenso kommen sie besonders häufig auf Inseln vor, die entweder unter der Linie oder doch innerhalb der Wendekreise gelegen, ein Klima darbieten, wie es dem Festlande nur in seinen heißesten und niedrigsten Strecken zukommen kann.

Ich nenne in dieser Beziehung die Sunda- und die moluckischen Inseln, welche Gebiete vielleicht von keinem andern an Palmenreichthum übertroffen werden. Auf Java zählt Hr. Blume 37 Arten, und diese Zahl dürfte bey genauerer Durchforschung noch beträchtlich vermehrt werden. So sind auch die Mascarenen, Inseln von geringem Flächenraume, reich an Palmen; man kennt dort schon zehn einheimische (und einige eingeführte) Arten. Es darf hiebey wohl nicht übersehen werden, daß Java jetzt noch dreyßig thätige Vulkane hat, und daß die genannten kleinen Inseln, ihrer geologischen Constitution gemäß, sich als aus der Tiefe des Oceans emporgestiegene (plutonische) Gebilde darstellen. Eben so sind viele kleinere Sunda-Inseln, wie Bali, Flores, Sumbava, welche insgesammt eine reiche

Palmenvegetation enthalten, vulkanische Inseln. Uebrigens halte ich mich durch meine eigenen Beobachtungen nicht für berechtigt, anzunehmen, daß die vulkanischen Gebirgsarten es seyen, welche der Palmenvegetation vorzugsweise günstig sind. Die erwähnten Niederungen im Stromgebiete des Amazonas, welche so viele Palmen beherbergen, sind ohne eine Spur vulkanischer Gebirgsformation und bestehen größtentheils aus Sandstein, während viele andere palmenreiche Gegenden aus Schiefergebirgen oder Kalk bestehen. Es scheint deshalb vielmehr das eigenthümliche Klima jener Inseln, das feuchte, warme und im Allgemeinen sehr gleichmäßige Insularklima, die Vegetation der Palmen zu begünstigen.

Dafür spricht auch das häufige Vorkommen einiger (weniger) Palmen in den sogenannten niedrigen, pelagischen Inseln, die man jetzt größtentheils als Corallenriffe, auf untergetauchten vulkanischen Kegeln erbaut, zu betrachten pflegt. Hier ist es namentlich die Cocos nucifera, welche so äußerst häufig erscheint.

Ich habe bereits angedeutet, daß diese nützliche Palme sich fast immer nur in der Nähe der See vorfindet, und daß sie sich sogar im Schlamme des Meeres gerne entwickelt. Ja, es scheint, daß ihr der Contact mit dem Meerwasser Lebensbedürfniß sey. Nur äußerst selten gedeiht der Baum im Innern des Landes. Ich selbst habe ihn in Brasilien stets nur an der Küste, und kaum eine Meile landeinwärts beobachtet. Er ist übrigens, wie viele andere Gewächse, welche nur innerhalb eines genau umschriebenen Kreises von äußern Einflüssen leben können, gesellig, und verdient in dieser Beziehung eben so sehr die besondere Aufmerksamkeit des Pflanzengeographen, als die Formation geselliger Gewächse, welche die sogenannte Mangrovewaldung bilden (Rhizophora, Bruguiera, Caralluma, Conocarpus, Laguncularia, Bucida, Aegiceras, Avicennia), oder als einige ebenfalls in großer Menge die Seeufer innerhalb der Tropen bedeckende Bäume, wie die Pandanus-Arten, die Barringtonien oder die, den Palmen in der Tracht verwandte Nipa.

Gesellige Pflanzen haben überhaupt eine eigenthümliche Bedeutung, sowohl bey Untersuchungen über die Gesetze der Pflanzenbedeckung unseres Planeten überhaupt, als bey Forschungen über die Beziehungen des menschliches Geschlechtes und seiner häuslichen und bürgerlichen Entwickelungen zu gewissen Pflanzen. Vermöge der großen Anzahl, in welcher die Cocospalme auf den pelagischen Inseln zwischen den Wendekreisen erscheinet, begünstigt sie ganz vorzüglich die Niederlassung der Menschen. „Wo der Cocosbaum sich eingefunden, sagt von Chamisso, *) ist die Erde für den Empfang des Menschen bereit, und der Mensch fehlt selten da, wo jene Palme leben kann.“ Ein ergreifendes Bild stellt sich dar, wenn unsere Phantasie die Kette von Bedingungen an einander reiht, unter welchen die gastfreundliche kosmopolitische Palme hier dem Menschen nach und nach seine Stätte bereitet. Aus den kalten Abgründen des Oceans steigen, von unerforschlichen Kräften des Planeten ausgeboren, plutonische Gebirgskegel empor; sie erreichen die Oberfläche der Gewässer nicht, aber wo um ihre Scheitel eine Brandung, im seichteren Meere gebildet, die richtungslos umhergeführten Polypen-Eyer an das Gestein bringt, da haften diese; aus ihnen entwickelt sich, langsam und still durch Jahrtausende fortschreitend, der mäandrische Bau fleißiger Gesellschaftsthierchen; nach und nach erhebt er sich bis zur Oberfläche. Nun bringt der Schaum und Unrath des Meeres die Wellen zur Ruhe, der Zufall fängt todten und lebendigen Stoff ein in die Gränzen eines Eilandes, das noch nicht da ist. So erstarrt endlich ein Fleck Landes oberhalb der beweglichen Fluth, aus Zersetzung, Verwesung und Stockung grünt Leben und Bewegung empor, die umhertreibende Frucht der Palme wird festgehalten; sie keimt, und im Laufe von Decennien entwickelt sich das einsame Individuum zu einem Baume, der endlich, erstarkt, zu blühen beginnt. Die sorgfältige Mutter Natur hat ihn, den einzelnen, mit beyden Geschlechtern ausgestattet; — so befruchtet er sich selbst, — zahlreiche Früchte, an ihm gereift, entfalten sich, in der Nähe der Mutter, zu einem freundlichen Walde, der seine Fiederblätter wie einen beweglichen Baldachin in die Luft trägt, dem nackten Ankömmling

*) In Kotzebue, Entdeckungsreise, 3. Th. S. 35.

auf diesem jungen Eilande Obdach, Nahrung, Kleidung, Waffen und Geräthe gewährend. Diesen herrlichen Kreis in der Oekonomie der Natur sehen wir noch gegenwärtig vor unsern Augen verlaufen, wenn schon langsamer als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Sicherlich haben Jahrtausende dazu gehört, bis sich in diesem Rhythmus von Ursachen und Folgen die pelagischen Inseln der Tropen mit Cocosbäumen bevölkerten. Die zahlreichen Inseln, welche wir jetzt wegen ihres Reichthums dieser wohlthätigen Palme auf unsern Karten unter dem Namen „Cocos-Insel" verzeichnet finden, sind wohl alle schon längst bevor die Europäer sie entdeckten, entstanden und mit ihren Palmenwäldern bevölkert gewesen. *)

Die Cocospalme hat demgemäß auch überall auf den bewohnten pelagischen Inseln einen eigenen Namen. Daß sie von den an der Küste Brasiliens wohnenden Stämmen vor der Einwanderung der Europäer gekannt war, dürfte schon aus dem Namen, Inajá, welchen sie in der Tupisprache führt, geschlossen werden.

*) Es gehört hierher: 1. Die Cocusnuß-Insel, unter den Sandwichs-Eilanden in 19° 43′ nördl. Breite, 157° 27′ westl. Länge von Paris; 2. die Cocos-Inseln unter den Marianen 13° 13′ nördl. Br., 142° 30′ östl. Länge; 3. die indischen Cocos-Inseln im indischen Meere in 3° 6′ nördl. Breite, 92° 51′ östl. Länge; 4. die sogenannten Kilings im indischen Archipel in 11° 50′, und 12° 23′ südl. Breite und 94° 46′ und 94° 57′ östlicher Länge; 5. eine andere Cocos-Insel im chinesischen Meere, in 10° 42′ nördl. Breite und 105° 32′ östl. Länge; 6. jene in der Nähe von Neu-Irland, in 4° 41′ südl. Br. und 150° 22′ östl. L. und endlich 7. die (von den Spaniern anfänglich Isla de Santa Cruz genannte Isla de los Cocos, inzwischen der Costa Rica von Central-America und den Gallapagos in 5° 35′ n. Br. u. 89°14′ westl. L. gelegen. Diese Letztere, welche zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts öfters ein Rückzugsort für die jene Meere unsicher machenden Flibustiers war, ist unter andern i. J. 1685 von Lionel Wafer besucht, und ganz mit Cocospalmen bedeckt gefunden worden. Er meldet (Voyage de Dampier, Amsterd. 1705. S. 253), daß seine Leute die Cocosmilch in solchem Uebermaaße genossen hätten, daß sie durch das erkältende Getränke in eine Art Stupor versetzt wurden.

Um sie von der niedrigeren Attalea compta zu unterscheiden, wird sie Inajà-guaçu (die große J.) genannt. Uebrigens führt sie auch der älteste portugiesische Schriftsteller über die Naturgeschichte Brasiliens *) ausdrücklich als an den Küsten von Bahia wachsend auf.

Was die Vertheilung der Gattungen nach den beyden Hemisphären und nach den Welttheilen betrifft, so muß ich hier fürs Erste bemerken, daß die Charaktere der meisten Palmengattungen künstlich gebildet sind. Es ist dieß derselbe Fall wie bey allen denjenigen Ordnungen, deren Hauptcharakter von der Natur mit großer Entschiedenheit und Energie, innerhalb gewisser Grenzen, ausgeprägt ist. Bevor die Mehrzahl dieser merkwürdigen Gewächse gründlich gekannt seyn wird, ist es fast unmöglich, die Merkmale der Gattungen mit derjenigen logischen Schärfe aufzustellen, als eine vollendete Systematik es erheischt. Ja, fast scheint es, als wären zur Zeit noch nicht einmal die großen Hauptstufen in der Morphose der Palmen mit Sicherheit zu bestimmen, welche man gleichsam als die Hemmungs- oder Ruhepuncte betrachten dürfte, welche von der Natur in der Darstellung dieser ihrer edlen Schöpfungen im Pflanzenreiche eingehalten werden. Man kann nämlich nicht läugnen, daß die Charaktere der fünf großen Gruppen, welche ich aufzustellen versucht, und weiter oben bereits charakterisirt habe, bisweilen nicht entschieden hervortreten, und durch eigenthümliche Mischung der Merkmale in einander überzugehen scheinen. Steigen wir daher von diesen allgemeinsten Abtheilungen zu den sogenannten Gattungen herab, so begegnen wir noch viel häufiger der Schwierigkeit, scharfe Grenzen zwischen den einzelnen Gattungen aufzufinden. Insbesondere werden manche künstliche Gattungen als unhaltbar erscheinen, wenn man die Vertheilung der Geschlechter in den einzelnen Blüthen, Kolben und Individuen, die Gegenwart oder Abwesenheit des Rudiments eines oder des andern Geschlechts-

*) Der unbekannte Verf. der Noticias do Brazil, welche im Jahre 1589 dem damaligen Minister Christovaõ da Moura gewidmet wurden. Sie sind abgedruckt in Collecçaõ da memorias sobre a historia e geograficas das naçoes ultramarinas, que pertencem a Coroa do Portugal, Vol. 3.

organes, die Zahl und Bildung der Scheiden, die Gestaltung und Structur der Frucht und die Lage des Embryo — lauter Merkmale, welche einer großen Veränderlichkeit unterworfen zu seyn scheinen — auf ihren wahren systematischen Werth reducirt.

Bey einer solchen Lage der Sachen halte ich es für überflüssig, eine speciellere Angabe über das Verhältniß der bis jetzt aufgestellten Gattungen zu der geographischen Verbreitung über die Welttheile zu machen, so fern sie nicht schon in der hier vorgelegten allgemeinen Tabelle enthalten ist. Ich gehe vielmehr sofort zu einer Schilderung derjenigen Beziehungen über, in welchen die einzelnen Palmen zu den Florengebieten stehen, deren bedeutsame Glieder sie sind. Um aber diese treffender hervorzuheben, wird es nöthig seyn, bisweilen an andere Eigenthümlichkeiten dieser verschiedenen Floren zu erinnern.

Die wesentlichsten Principien, nach denen ich glaube die Hauptfloren begrenzen und definiren zu müssen, habe ich in einer Abhandlung darzustellen versucht, welche ich der Klasse am 14. Jan. 1837 vorzulegen die Ehre hatte. (Vrgl. den Auszug in den Gelehrten Anzeigen der Münchner Akad. d. Wiss. 1837. Band IV. S. 1045.)

Ich werde nun zu der Betrachtung der pflanzengeographischen Verhältnisse der Palmen in der neuen Welt übergehen, und dieselbe, wo es nöthig erscheint, mit einzelnen Bemerkungen über die Charakteristik der amerikanischen Florenreiche verbinden. Solcher Florenreiche (Imperia Florae) glaube ich zur Zeit die folgenden annehmen zu müssen: 1. das canadische, 2. das nordwestliche, 3. das von Florida und dem Mississippi-Gebiete, 4) das des außertropischen Mexico (das Gebiet der Sandwichsinseln könnte vielleicht, da diese Eilande dem amerikanischen Continente am nächsten liegen, hier abgehandelt werden; doch ziehe ich vor, von demselben später, bey der oceanischen Flora zu handeln); 5. das Florenreich der Antillen, 6. das mexikanische innerhalb des Wendekreises, 7. das von Neu-Granada, 8. das von Peru, 9. von Bolivia, 10. vom Orenoco- und Amazonas-Gebiete, 11. vom südöstlichen Brasilien, 12. von dem extratropischen Südamerika, diesseits der Andes, 13. das von Chile,

14. das von Patagonien und den Magellans-Ländern, nebst den Maluinen.

Zuvörderst ist nun zu untersuchen, innerhalb welcher Hauptgrenzen die Familie der Palmen in America überhaupt Repräsentanten hat.

Die nördlichste bekannte Palme America's ist Sabal Palmetto, welche in den vereinigten Freystaaten gemeiniglich Cabbage Tree, Kohlbaum, genannt wird. Sie kommt nach Norden bis zum Cape Hatteras (35° n. Br.) vor.*) Rob. Brown **) bemerkt, daß Palmen in Nordamerika nicht weiter, als bis zum 36° n. Br. vorzukommen scheinen; da er übrigens keinen bestimmten Grenzort angiebt, so dürfte es gerathen seyn, erstere Bestimmung als die entschiedene Nordgrenze auf der Ostseite America's anzunehmen.

Auf der westlichen Küste ist die Nordgrenze der Palmenverbreitung noch nicht mit Sicherheit ermittelt. In Californien wird bis jetzt keine Palme als einheimisch angegeben. v. Chamisso benachrichtigt mich brieflich, daß er in dieser Halbinsel, deren höchst eigenthümliche Vegetation sich überhaupt schon sehr von dem tropischen Charakter entfernt, keine Palme gefunden habe. Aus Vergleichung der wenigen Materialien, welche uns bisher über jenes Land zugänglich sind, wird es auch sehr unwahrscheinlich, daß es Palmen beherberge, obgleich an der Meeresküste sogar noch in dem südlichern Theile von Neucalifornien die Banane und das Zuckerrohr gebaut werden können. ***)

Chamaerops Mocini (Sabal Mart.), von Humboldt und Bonpland bey Acapulco, und Corypha nana, von denselben Reisenden auf dem Wege von Mexico nach dem stillen Meere, zwischen Chilpanzingo und Acapulco bey Masatlan entdeckt, sind die bisjetzt bekannten Palmen, welche in diesem Gebiete am weitesten gegen Norden gehen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Howard Hinton, History and Topography of the united States of North-America, Lond. 1830. 1832. 4. II. S. 121.

**) Vermischte Schriften I. p. 102.

***) Morineau, in Berghaus Annal. VIII. Juny 1835.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. Januar 1838:

III. Herr Conservator Dr. v. Martius las eine Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Längs den Küsten des stillen Oceans sollen Fächerpalmen nicht selten seyn; wahrscheinlich dürfte daher der Terminus borealis auf dieser Seite bey Sinaloa in 25° n. Br. zu setzen seyn. Auf der Ostseite von Südamerika fällt die Südgrenze der Palmen zwischen 34° u. 35° s. B. *) Weiter im Innern, wo ausgedehnte Niederungen von großen Flüssen durchströmt werden, dürfte sie etwas tiefer südlich angenommen werden müssen. An der Westküste, in Chile, findet sich die chilesische Palme (Cocos chilensis Mol., Jubaea spectabilis Humb. Molinaea micrococos Bertero) noch weiter gegen Süden, da auch dieß Continent an den Westküsten eine höhere mittlere Wärme hat, als an den Ostküsten. Pöppig hat hier die chilesische Palme an der Mündung des Ytata (im 35° 58′ s. B.) noch vollkommen gedeihend angetroffen.

Dieß sind also die äußersten Puncte, an welchen amerikanische Palmenvegetation beobachtet worden. Wenn wir nun eine gerade Linie quer durch das Nordamerikanische Continent von 35° an der Ostseite zu 25° an der Westseite ziehen, so dürften wir in ihr füglich die allgemeine nördliche Grenze der Palmen finden. Sie geht von den Küsten Nordcarolinas an dem Südabhange des Apalachen-Gebirges hin, welches Tennesee von Alabama scheidet, läuft durch die Niederungen des Missisippi-Gebiets an die südöstlichen Abhänge des östlichen Zugs der mexikanischen Andes, welcher in den Rocky Mountains übergeht, und streicht über die Andes im nördlichen Theile von Zacatecas an das stille Meer.

Eine ähnliche Linie von der Südküste der Lagoa Mirim, in dem Staate Montevideo, quer durch das südamerikanische Festland nach der Mündung des Ytata in Chile gezogen, bildet die südliche Grenze des Palmenreviers. Sie schließt die trockenen Ebenen Montevideos, welche sich von den divortiis aquarum des Rio Negro (eines Beyflusses des Uruguay) nach Süden erstrecken und eine, von der tropischen Pflanzenwelt sehr abweichende Pampas-Vegetation tragen, aus, und eben so die Gebiete von Buenos Ayres und Mendoza, deren Flora bekanntlich mehr und mehr dem Charakter der Tropen entfremdet, vielmehr dem großen und noch so wenig bekannten Imperium Florae patagonicae und magellanicae verwandt ist.

Auf dieser großen Fläche sind bis jetzt 198 Palmenarten entdeckt worden, eine Zahl, die übrigens noch bey weitem nicht als die Hälfte derjenigen anzunehmen seyn möchte, welche Amerika beherberget.

Ich gehe jetzt zur Betrachtung der einzelnen Florenreiche über.

I. Canadisches Reich, Imperium Florae canadensis. Das Gebiet von Nordamerica östlich von den Rocky Mountains in der kalten und gemäßigten Zone. Es zerfällt in zwey große Provinzen, eine nördliche, welche

*) Aug. de St. Hilaire Plantes remarquables du Paraguai, Introduction p. 56.

die arktische Flora enthält, und eine südliche, die gemäßigte. Zu der erstern rechne ich alle jene Länder, welche nördlich von der Baumgrenze liegen. Sie wird also im Wesentlichsten durch das physiologische Moment bezeichnet, daß die baumartigen Gewächse in ihr sich nicht mehr zu aufrechten Holzstämmen erheben. Rücksichtlich der Pflanzenarten geht sie unmittelbar in die südliche Provinz über, denn sehr viele der in ihr gefundenen Gewächse kommen auch noch tief in der südlichen Provinz vor und umgekehrt, Gewächse der letzteren steigen hoch in ihr hinauf. Die südliche Provinz rechne ich von der Baumgrenze bis zu den divortiis aquarum, zwischen dem Saskatshawan und dem Missuri (50°) als nördlichster Terasse, zwischen den Quellen des Sioux oder rothen Flußes und des Missisippi (46°) und von da aus südlich in das oberste Strombecken des Missisippi bis zur Hundswiese (41°), weiter östlich aber gehören hieher die Staaten der Union, welche nördlich von der Chesapeakbay (Cape Charles, 37° 11′ n. Br.) liegen und Virginia nebst einem Theile von Nordcarolina, nördl. vom Kap Hatteras. Dieß große Gebiet stellt in Kanada ein niedriges, sumpfiges, von wenigen Bergen durchzogenes, in diesen höheren Breiten sehr kaltes und unwirthliches Land dar, es wird aber gegen die vereinigten Freystaaten hin milder und milder, gewinnt mehr und mehr an Zahl, Schönheit und Fülle der Pflanzenformen, ohne jedoch die Cultur des Zuckerrohrs und anderer tropischer Gewächse aufnehmen zu können, ist vielmehr gerade für Kartoffel-, Hafer-, Roggenbau in den nördl. Gegenden, und für Weitzen in den südlichen sehr geeignet und endigt, gerade da, wo die Palmenvegetation beginnt, in 35° n. B.

Das zweyte große Hauptgebiet, welches ich in Nordamerika annehme, ist die vorzüglich erst durch die Reisen des muthigen Douglas der Botanik eröffnete und im Ganzen noch wenig bekannte Flora des nordamerikanischen Continents im Westen der klippigen Gebirge: das nordwestliche Florengebiet, Imperium Florae americanae ad Caurum oder transmontanum. Es begreift als südlichste Provinz Neumexico (zwischen 30° und 38° nördl. Breite), als mittlere die Gegenden, durch welche der Columbia River zum Ocean

herabkommt und das übrige bergige Gebiet jener Breiten bis zur Baumgrenze, wo eine dritte Provinz beginnt, welche der arktischen des canadischen Reiches entspricht. Auch dieses Gebiet beherbergt keine einzige Palme, kommt also bey unserer Darstellung nicht in Betracht.

III. Imperium Florae mississippensis-floridae. Hierher rechne ich die südöstlichen Staaten der Union westlich vom Alleghany-Gebirg (die beyden Carolinas, Georgia), Florida und das große Gebiet des Mississippi südlich von seiner Verbindung mit dem Missouri, die Länder am östlichen Abhange der hohen Gebirgskette von Neumexico, also Arcansas, Texas und Neu-Leon bis in 25° nördlicher Breite.

Dieses schöne Gebiet, dessen Fruchtbarkeit von den sich rasch entwickelnden Niederlassungen der neuen Staaten der Union mit so großem Erfolge benutzt wird, ist das erste, worin sich Palmen zeigen. Es kann füglich selbst wieder in vier Provinzen getheilt werden, von welchen die östlichste, Florida und die Staaten im SO. der Alleghany, vier Palmen: Chamaerops Hystrix, Sabal Palmetto, serrulata und minima aufweiset. Sabal Palmetto, die einzige Art, welche einen hohen Stamm, bis auf 50 Fuß, entwickelt, erscheint am häufigsten in den Niederungen der Ströme und nicht weit vom Meere. Sie wird hie und da als Zierde um Wohnungen gepflanzt; so unter andern um das Bankgebäude in Savannah. Sabal serrulata scheint nach dieser Art am weitesten, nämlich bis 33° nach N. zu streichen. Sie gehört zu den gesellschaftlich wachsenden Palmen, so wie in Europa die Chamaerops humilis. In den Sea Islands von Georgia, besonders Blythe Island steht sie, nach Shemt (Flora carol. I. p. 383) oft in unübersehbaren Haufen und so dicht beysammen, daß sie die Gegend undurchdringlich macht. Eben so ist sie an den südlichern Küsten Carolinas, von Pocotaligo bis Florida äußerst häufig. Der angeführte Schriftsteller bemerkt von ihrer Frucht, welche einer kleinen Pflaume ähnlich sieht, daß sie süß schmecke, aber für den Menschen als entschiedenes und heftiges Purgans wirke. Schweine, Rehe und Bären aber fressen sie sehr gerne und die Jahre, in welchen die Frucht vorzugsweise gedeiht, werden in Georgia Mastjahre

genannt. An den trockenen Rändern der offenen Sümpfe von Georgia erscheint diese Zwergpalme begleitet von Kalmia hirsuta, einer Pflanze, deren Gattung unter die wesentlichen Repräsentanten der nordamerikanischen Flora gerechnet werden muß. (Nuttall Flora I. p. 268).

In Florida erscheinen überdieß besonders Sabal minima und Chamaerops Hystrix häufig. Sie wachsen gesellig wie die vorigen, und gehören zu den charakteristischen Pflanzen dieser Flora, welche in allen ihren Beziehungen sich vielmehr an die des subtropischen Nordamerika's als an die der antillischen Inseln anschließt. So weit diese Palmenarten erscheinen, sind das Zuckerrohr *) und die Baumwollenstaude (Gossypium hirsutum) begünstigte Culturpflanzen. Die Chicasa-Pflaume (Prunus Chicasa Mich.), welche vom 34° nördlicher Breite bis zum mexikanischen Meerbusen herabgeht, die Erythrina herbacea mit ihren prachtvoll rothen Blumen, der Carolina-Jasmin (Gelsemium nitidum), Styrax glabrum, die Chinquapin (Castanea pumila), der Catawba-Baum (Catalpa cordifolia), der Redbay-Baum (Laurus carolinensis) gehören zu den charakteristischen Gewächsen dieser Provinz, welche weiter landeinwärts gegen das Gebirge hin theils Gewächse des nördlichen Reichs aufnimmt, theils solche, die vorzugsweise der nordwestlichen Provinz des Imperii mississippensis angehören.

Die zweyte Provinz dieses Reiches umfaßt das Gebiet von Illinois und Missouri, westlich von den Alleghany Mountains, zwischen 41° und 37° nördl. Breite. Der Waizen kommt hier wie einheimisch, die europäischen Obstarten gedeihen trefflich, Diospyros Persimon ist gemein und gehört unter die bezeichnenden Formen in den Wäldern, welche hier schon die edlen Gestalten des Tulpenbaumes, der Magnolien und jene weit verbreiteten Festons der wilden Reben, ein Bild tropischer Ueppigkeit aufweisen. Eine dritte Provinz erstreckt sich von 37° bis 31° nördlicher Breite. Sie begreift also einen Theil des Ohiogebiets, Alabama, die obere Strommulde des Mississippi und das Arcansasgebiet. Im nördlichern Theile herrschen hier die edlen Baumarten dieses Reiches (Magnolien, Tulpenbäume, Taxodium, Walnüsse, Eichen, Ahorne u. s. w., im südlichen erstrecken sich die merkwürdigen Wildnisse (Prairies) in einer Breite von zehn bis fünfzehn deutschen Meilen und in einer Länge von 110 bis 120 Meilen vom Mississippi bis gegen Milledgeville in Georgia. Feigen reifen hier im Freyen; aber der Apfelbaum kommt nicht mehr fort, während Mais, Baumwolle und Reis reichliche Ernten gewähren. In diesen beyden Provinzen sind, meines Wissens, noch keine Palmen beobachtet worden.

Die vierte Provinz wird von den niedrigen Küstenländern längs dem mexikanischen Meerbusen, westwärts von Florida, bis Neu-Leon gebildet. Hier gedeihen alle Culturzweige der tropischen Länder, und die bereits erwähnten Palmen sind wahrscheinlich auch hier wild. Als charakteristisch für die Delta's des Mississippi wird Sabal Adansoni bezeichnet, welche Palme hier viel häufiger ist, als in den nordöstlichen Gegenden von Florida und Georgia, denen sie übrigens nicht fehlt. Sie liebt ebenfalls einen feuchten Grund, worin sie sich in derselben Weise nach allen Seiten hin auszudehnen pflegt, wie die andern Sabalarten, welchen eine höchst seltsame Art eigen ist, die Stämme bis zu einer gewißen Tiefe in den Grund zu versenken. Als Panfilo de Narvaez im Jahre 1528 seinen Entdeckungszug von Cuba nach Florida führte, trafen seine Leute, deren jeder nur 2 Pfund Zwieback und 1/2 Pfund Speck Ration hatte, während 14 Tage eines mühesamen Marsches nichts Eßbares als die Blattknospe (Palmito) dieser Palme. *)

IV. Hauptreich: Imperium Florae mexicanae extratropicae. Die Flora des meistens gebirgigen Landes, zwischen 38° und 23° nördlicher Breite, westlich von den Alpen von Santa Fé und von dem Rio Bravo del Norte, dessen Quellen etwa an die Nordgrenze dieses Gebiets fallen. Dieses Gebiet ist bis jetzt sehr wenig bekannt, scheint aber, nach den bis jetzt vorliegenden Materialien durch sehr ei-

*) Man baut vorzugsweise die Sorten, welche Cana-Creole, Otaheite und Riband (Band-Rohr, und zwar grün und rothes und grün und gelbes) genannt werden. Die brasilianische Sorte, welche seit 1806 eingeführt wurde, erwies sich als ungeeignet für das Klima von Florida.

*) Herrera Histor. gener. Decad. IV. S. 64.

genthümliche Züge charakterisirt zu werden. Füglich dürfte man in demselben wohl zwey oder drey Provinzen unterscheiden: Neucalifornien zwischen dem 38. und 30°, Altcalifornien, die Halb-Insel und Neumexiko westlich von dem großen Gebirgszuge.

In diesem ganzen Gebiete ist bis jetzt keine Palme (eben so wenig als ein baumartiges Farnkraut) beobachtet worden, es kommt also bey unserer Darstellung nicht in Betracht.

(Fortsetzung in den nächsten Blättern.)

Beytrag zur Kenntniß der Corallineen und Zoophyten der Südsee, nebst Abbildungen der neuern Arten von C. F. F. Krauß, Dr. phil. Stuttg. 1837. 38 S. in 4 mit 1 Tafel.

Wir machen die Naturforscher auf dieses Schriftchen aufmerksam, weniger wegen des in demselben bereits Geleisteten, als vielmehr wegen der Erwartungen, zu welchen der Verf. dieses Beytrags für die Zukunft berechtigt. Die reichen naturhistorischen Sendungen, welche der in der Kapstadt ansäßige Baron von Ludwig mit ungemeiner Freygebigkeit den Sammlungen von Stuttgart und Tübingen übermachte, haben nämlich in dem Verf. den Entschluß zur Reife gebracht, die Zwischenzeit zwischen der Beendigung der akademischen Studien und dem an eine feste Stelle bindenden Berufsleben, zu einer wissenschaftlichen Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu benutzen. Der Enthusiasmus, mit welchem der junge Mann sich diesem Plane hingiebt, das Vertrauen, welches ihm die Würtemberger Naturforscher schenken, berechtigt zu der Hoffnung, daß seine Reise von erheblichem Erfolge seyn werde.

Um das Vertrauen seiner Freunde auf seine künftigen Leistungen schon im Voraus zu rechtfertigen, glaubte er eine kleine wissenschaftliche Arbeit liefern zu müssen, und wählte sich hiezu die Algen und Zoophyten, welche Baron von Ludwig von der St. Blaise- oder Mossel-Bay an der Südspitze Afrikas und von Neuholland eingeschickt hatte. Mit Uebergehung der größeren Madreporen und Gorgonien wandte er sich den kleineren Familien der Corallineen, Sertularien, Cellarien und Flustren zu, von welchen er im Ganzen 22 Arten beschreibt, unter denen Amathia biseriata, Acamarchis tridentata und Flustra marginata neu sind. Diese 3 Arten sind auch recht gut abgebildet.

Anleitung zum Studium der Botanik oder Grundriß dieser Wissenschaft, enthaltend: die Organographie, Physiologie, Methodologie, die Pflanzengeographie, eine Uebersicht der fossilen Gewächse, der pharmaceutischen Botanik und der Geschichte der Botanik. Von Alph. De Candolle, Prof. der Akademie zu Genf. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Dr. Alexander v. Bunge. Erster Theil. Mit 8 Tafeln. Leipz. bey Karl Franz Köhler. 1838. 8. XVI. u. 386 S.

Wir machen mit dem vorliegenden Werke eine Ausnahme von der Regel, welche die Anzeige von Kompendien aus der Sphäre dieser Blätter ausschließt, weil es selbst in Beziehung auf den Reichthum des Stoffes und die Originalität in Verarbeitung desselben eine sehr vortheilhafte Ausnahme unter den vielen Lehrbüchern macht, welche die neueste Zeit darbietet. Der Herr Verfasser, würdiger Sohn des berühmten Genfer Botanikers gleichen Namens und seit mehreren Jahren thätiger Mitarbeiter an dessen ausgedehnten wissenschaftlichen Unternehmungen, stellt uns hier in Kürze ein Skelett des Kursus über Botanik im ganzen Umfange des Wortes dar, welchen der Vater in der Organographie und Physiologie végétale begonnen und in einer Reihe monographischer Werke über die einzelnen Spalten der Wissenschaft allmälig durchzuführen versprochen hat. Es verhält sich in dieser Beziehung das vorliegende Handbuch zu der ausführlichen Bearbeitung desselben Gegenstandes, welche wir von De Candolle dem Vater zu erwarten haben, wie des Letzteren Prodromus Systematis vegetabilium zu dem früher begonnenen Systema naturale regni vegetabilis; wir erhalten in demselben die Grundzüge der Ansicht von den Lebensverhältnissen der Pflanze, wie der scharfsinnige Forscher sich dieselbe während seiner langen glorreichen wissenschaftlichen Laufbahn entwickelt hat. Die Uebersetzung, aus der Feder des durch seine Reisen im Altaigebirge und in China und durch die Publikation der wissenschaftlichen Resultate dieser Expeditionen ebenfalls rühmlichst bekannten Hrn. Staatsrathes v. Bunge in Dorpat, ist dem französischen Texte treu und richtig entsprechend. Auch die äussere Ausstattung des Buches verdient alles Lob, nur Schade, daß ein größeres Druckfehler-Verzeichniß durch die Abwesenheit des Uebersetzers vom Druckorte nöthig wurde, als man es in Leipzig erwarten sollte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Der Ursprung und die früheste Geschichte des Wirtenbergischen Fürstenhauses, kritisch untersucht und dargestellt von Karl Pfaff, Dr. der Philosophie, Conrector am Pädagogium zu Eßlingen u. s. w. Mit sieben Beylagen, drey Stammtafeln, und einer histor. geographischen Karte. Stuttgart in Commission der Metzlerischen Buchhandlung 1836.

Hr. K. Pfaff hat schon vor geraumer Zeit (1819) eine schätzbare Geschichte von Wirtemberg (so schrieb er damals) jetzt schreibt er Wirtenberg, wofür auch in der That die Urkunden, und nicht Würtemberg, sprechen), geliefert, und er ist im Begriffe, jenen ersten Versuch vollständiger auszuarbeiten. Einzelne Parthien hievon treten, als zweckmäßige Einleitung, vorläufig ans Licht. So gewähren: „die Quellen der ältern wirtembergischen Geschichte, Stuttgart 1831“ von dem unermüdlichen Streben desselben Verf. neuerdings ein rühmliches Zeugniß, und es wird zur Ermunterung anderer Forscher von Beruf dienen, wenn sie am Schluße des Vorworts zur Eingangs bezeichneten Druckschrift lesen „daß die Herausgabe derselben durch einen ansehnlichen Beytrag aus der Privatkasse Sr. Majestät des Königs, wie aus der Staatskasse unterstützt worden ist.“ — Der Zweck dieser Abhandlung ist, nicht nur die Ergebnisse früherer Forschungen zusammen zu stellen, sondern auch eine neue auf sie, „und auf nicht wenige frisch aufgefundene Belege gestützte, zuerst und hauptsächlich auf urkundliche Beweise sich gründende Untersuchung über den Ursprung des wirtenbergischen Fürstenhauses anzustellen.“ — „Ich kann, sagt der Verf., ohne Anmassung behaupten, daß diese Untersuchung noch nie so vollständig und erschöpfend unternommen wurde.“ Bey dem Bestreben unserer Genealogen, den regierenden Fürstenhäusern eine recht glänzende und alte Herkunft zu verschaffen wird gewöhnlich auf einer der drey Hypothesen fortgebaut, daß nämlich ein italienischer, oder ein fränkischer, oder ein alemannischer Urahn im Hintergrund steht. So auch in Wirtenberg, und Hr. Pf. stellt diese drey Hypothesen und ihre Literatur kritisch neben einander. Man versuche es einmal, sein Augenmerk auf eine vierte Hypothese, auf die Stammhäupter der Ureinwohner zu richten, von welchen sich doch auch, wie uns die römischen Geschichtschreiber, und die gleichzeitigen Denkmäler in den Alpen (Tauern!), in der Schweitz, zu beyden Seiten des Rheins u. s. w. gar Manches deuten lassen, das eine oder andere Geschlecht auf dem angestammten Boden, und in den angeerbten Herzen seines Volkes während der Römerherrschaft und der Völkerwanderung, erhalten, und sodann wieder aufgetaucht haben mag. Wie wäre sonst im VII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bey jenen großartigen Fundationen des Christenthums und der Cultur in Gallien, in Teutschland, in den östlichen Marken — bereits wieder eine solche Masse von innerer Trieb- und Schnellkraft, ein Inbegriff von sich instinkt- und rechtmäßig ineinander fügenden Elementen (ächter Organismus!) vorhanden gewesen? Freylich müßte man sich zuvor der pedantischen Ansicht entschlagen, insbesondere in Beziehung auf die Landschaften im Vor- und Hochgebirge, daß die Urbewohner periodisch mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und so auch alle Anwartschaften auf ehemalige Hausgebiete und Gefolgschaften rein weggefegt worden wären. Eine fünfte Hypothese, in der Genealogie, slavische Stamm-

häupter auch in Teutschland einführend, in männlicher und weiblicher Erbfolge, hat bereits Wurzel gefaßt, und wird z. B. in den Meklenburgischen Häusern die slavische Abkunft, und sofort in unsern Tagen die Fortpflanzung auf die gallische Dynastie der Bourbonen kaum mehr bestritten werden wollen. Hinwieder hatte sich alemannisch- und altfränkisches Geblüt durch die Habsburg-Lothringer unbestritten in und über die Völkerschaften Noricums und Pannoniens ergossen.

Doch, wir kehren zum wirtenbergischen Hochland zurück. „Auf dem Bussenberge in Oberschwaben, welcher durch seine Lage, da, wo er weithin im umliegenden Lande erblickt wird, sich zu einem Herrschersitze so trefflich eignete," so fährt Hr. Pf. fort — „finden wir schon zu Anfang des VIII. Jahrhunderts eine Familie angesessen, welche ohne Zweifel einem der altalemannischen Fürstengeschlechter entsprossen, durch Macht und Ansehen, wie durch den Umfang ihrer vom Schwarzwald bis zur Donau und zum Bodensee sich erstreckenden Besitzungen sich auszeichnete. Gleich das erste uns bekannte Mitglied derselben finden wir im Besitz der höchsten Würden in Alemannien. Es ist Bertold, 724 Herzog in Alemannien, von welchem das ganze Geschlecht gewöhnlich das Bertold'sche genannt wird." Birchtilo, Adelhard, Bertold — Söhne und Enkel; — die Bertoldbara, der bekannte, die Gewässer scheidende Gau; — Bertoldszell; der in der bayerischen Geschichte lebende, vom Bussen herabgestiegene, Gerold, der Bruder Hildegards, der Gemahlin des K. Karl des Grossen, dann Statthalter in Bojoarien und 799 gegen die Avaren gefallen.

Sonderbar, daß uns auch am Inn und Lech, an der Amber und Isar hinein und hinauf, je früher desto mehr, im Stamme der Huosier, Andechs und Scheyrer Bertolde und Chadalochs begegnen. Das von den Dynasten von Beutelsbach gestiftete Kl. Hirschau sendete in das von den Scheyrern in ihrer ältern Heimath gegründete Kloster Vischbachau bey Bayrisch-Zell die ersten Bewohner.

Als Resultat seiner Forschungen spricht Hr. Pf. aus, „daß die Grafen von Wirtenberg-Grüningen, und die Grafen von Nellenburg-Veringen eines Stammes und also die erstern ebensowohl als die letzteren Nachkommen des Herzogs Bertold von Alemannien, und daß ihr Stammsitz, wie ihre ursprünglichen Besitzungen, an der Donau und in Oberschwaben zu suchen sind." Hiebey ist aber nicht zu übersehen, und wir rechnen das zum besondern Verdienste des Hrn. Verf. an, daß er, dem Prof. Haug zu Tübingen (1831) nachgehend, dem Codex vom Kl. Hirschau vorzügliche Geltung verschafft, und mittels desselben den i. J. 1105 erwählten Abt Bruno, einen Dynasten von Beutelsbach und seine Vergabungen an Luitgart, seine Schwester, und sofort an ihren Sohn Conrad, Dynasten von Wirtenberg, herausgestellt. Hier wird der Knoten geschürzt und gelöst. Bisher hatte Abt Bruno selbst für einen Grafen von Wirtenberg, und Luitgart für eine Scheyerin ꝛc. gegolten, ein Autor hatte das dem andern nachgeschrieben, ohne jenen Codex selbst einzusehen und zu erörtern, wie es denn hie und da so zu geschehen pflegt. Wo wurzelt aber das Geschlecht der Beutelsbach (deButelspach, Büttel, Botle, Bude, Buda, land- und hauswirthschaftliche Ansiedlung)? Werfen wir einen Blick auf die dieser Abhandlung beygefügte historisch-geographische Karte, worin fünf Massen von Stammgütern durch fünf Farbenkategorien ausgeschieden und anschaulich gemacht sind; ein Hülfsmittel, das, wiewohl etwas kostspielig, doch bey keiner Untersuchung der Art über dynastische Abstammung und Ausbreitung vermißt werden soll: — so finden wir am untern Neckar, zwischen Enz und dem Kocher, der Lauter und Mur und Salzach, den Remsgau ausgebreitet, in der Umgebung uralte Spuren von Salzlagern, und im Vergleich mit den südlichern rauhen Hochländern der Bertoldsbara, von Urach und Landau im Ertgau, ein viel wirthbareres Hausgebiet, wie denn hier der Name Hausen auch mannigfaltig anspricht. Die Dynasten von Beutelsbach waren zugleich die Grafen dieses Gau's, und so möchte es leicht zu erklären seyn, daß sich die Nachkommen der Bertolde und Gunzo's, (später Conrade,) als Erben von Beutelsbach in dessen Nähe eine wirthlichere Heimath wählten. (M. s. unsere Andeutungen hierüber in der Geschichte der teutschen Salzwerke, und in der Vorgeschichte Oberschwabens zur Legende vom hl. Mangold.) Gewiß ist der Geschlechtsname Wirten-

berg, erst, wie der von Scheyern, Habsburg ꝛc. ein Localname, im XI. Jahrhundert aufgekommen. Ob aber, wie Hr. Pf. annimmt, die gleichnamige, neue Stammburg eben von Luitgarts galantem Gemahl, seiner ehelichen Wirthin zu Ehren so genannt worden, lassen wir dahin gestellt seyn. Der Bau ist im Jahre 1083 vollendet worden. Andere Ableitungen werden hier auch zum Besten gegeben; darunter die von den Virtungen, einem alemannischen Volksstamme, sich wohl hören liesse. Könnte denn nicht sogar eine Dea Virtus, wovon uns Hofrath Steiner in der Schweitz ein Denkmal nachweiset, hier auf dem Wirtenberg gestanden haben? Das Wappen der Grafen von Nellenburg und Veringen waren gleichfalls drey Hirschgeweihe, wie das der Grafen von Wirtenberg und Grüningen-Landau; und hierauf gründet Hr. Pf. einen seiner Beweise.

v. Koch Sternfeld.

Geschichte der Grafen von Eberstein in Schwaben. Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Leopold von Baden aus den Quellen bearbeitet von G. H. Krieg von Hochfelden, Hauptmann und Flügeladjutant Sr. K. Hoheit des Großherzogs. Carlsruhe, Buchdruckerey von Wilhelm Hasper 1836.

Referent weiß nicht, ob dieses Prachtwerk im Buchhandel ist. Er sah es zufällig im Bureau eines würdigen Militär-Chefs (zu München), dem es der Autor als Geschenk zugesendet hatte, und erbat es sich auf einige Tage zur Durchsicht. Ref. gesteht aufrichtig, daß ihn zuvörderst die wahrhaft fürstliche äußere Ausstattung des Buches angezogen, daß ihn aber rücksichtlich des innern Gehaltes der durch einen Militär aus Quellen bearbeiteten Geschichte einer mittelalterlichen Dynastie und ihrer mannigfaltig ins bürgerliche Leben verwebten Schicksale — einige Bedenklichkeit angewandelt habe. Ref. sah sich jedoch bald auf die angenehmste Weise eines Bessern belehrt. Der Hr. Verf. beurkundet in der Geschichte überhaupt, und in der des teutschen Mittelalters insbesondere, die Periode der Römerherrschaft längs dem Rheine und in Gallien mitbegriffen, neben tüchtigen Vorkenntnissen, eine ausgezeichnete Quellenkunde, und einen eben so sichern als wissenschaftlich auffassenden und ordnenden Ueberblick des Terrains und des Materials, als ob er in Bearbeitung solcher Monographien schon ein Veteran wäre. Der Verf. zeigt sich dem Stoffe, und der ihm gewordenen Aufgabe vollkommen gewachsen, und Se. K. Hoheit der Großherzog haben in beyder Hinsicht glücklich gewählt.

Der Stoff dieses Werkes hat für die Geschichte der Dynastien Teutschlands und seiner Territorien mehrfache Bedeutung; für die Markgrafen, jetzt Großherzoge, von Baden insbesondere. Es wird in den Grafen von Eberstein ein Stammgeschlecht nachgewiesen, das ursprünglich die Markgrafen von Baden an Macht und Alter überbietet, und sich mannigfach in die Häuser von Baden, Sponheim, Sayn, der Welfe, der Zollern, der Pfalzgrafen von Tübingen u. s. w. verzweigte; und das endlich im XVII. Jahrhundert, nach den Gesetzen der ausgebildeten und sich abschließenden Landeshoheit, von den Markgrafen von Baden aufgeerbt wurde.

An und für sich ist es nur „ein ganz kleiner Fleck deutscher Erde, der hier beleuchtet wird“ — sagt der Verf. in der Einleitung, nach mehreren früheren Abtretungen nur noch 4 1/2 Stunden lang, und 2 1/2 Stunden breit, mit 12000 Einwohnern, auf der Alb, zwischen Rhein und Nekar, an der Mur, und Enz, mit Land- und Holzwirthschaft beschäftigt. Aber nicht das bloß arithmetische, das cubische Verhältniß pflegt Ref. wesentlich ins Auge zu fassen, wenn es sich um Land und Leute, um ihr Vaterhaus, und um das Leben und Geschick derselben handelt.

„Die Quellen der vorliegenden Darstellung sind hauptsächlich Original-Urkunden, Regesten und Repertorien auf den Archiven zu Carlsruhe und Stuttgart.“ — Auch wird einer Zimmerschen Chronik rühmlich erwähnt, von welcher „höchst merkwürdigen Handschrift,“ zu mehreren Bänden, nach dem Erlöschen des Zimmer'schen Geschlechts aber nur ein Band in das Fürstenbergische Hauptarchiv zu Donaueschingen gerettet wurde.

Nach der Einleitung wird in fünf Capiteln die zusammenhängende Geschichte der Grafen von Eberstein behandelt. Das sechste Capitel enthält die Denkmale der Grafen von Eberstein: die Burg Alt-Eberstein, das Kloster Herrenalb; die Burg Neu-Eberstein, die Stadt Gernsbach, kleinere Denkmäler. Das mediatisirte Kloster Frauenalb, meynt der Verf., gehöre nicht mehr in dieses Capitel. Im Gegentheil; je mehr solche Stiftungen vom sogenannten Zeitgeiste gelitten haben; desto mehr soll der Geschichtsforscher ihr Andenken zu retten und zu bergen suchen. „Jedes Land, das eine Geschichte hat, — bemerkt der Verf. selbst in der Einleitung, — besitzt Denkmäler als Belege derselben. Diese so oft barbarisch verwahrlosten, im glücklichsten Fall meist nur gedankenlos angestaunten und höchst selten gehörig verstandenen Denkmäler nach ihrer geschichtlichen," — (haus- und volkswirthschaftlichen) „Bedeutung würdigen, heißt sie der Gegenwart sichern, und der Zukunft empfehlen."

In eben diesem sechsten Capitel bespricht der Verf. die römischen und germanischen Befestigungs-Systeme, und meynt, daß man bisher die Lage und Bauart der Thürme, Castelle und Burgen aus diesem Gesichtspuncte nicht gehörig zu würdigen pflegte. Er legt hiebey in der That eine merkwürdige classische Vorbildung, eine das Fach auch geographisch im weiten Bereich überschauende Kunde zu Tage. Alt-Eberstein, in der Nähe von Hohen-Baden, und dieses einst von jenem als Sitze der Gaugrafen vom Ufgau abhängig, wird nämlich als römische Construction nachgewiesen. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir doch anführen, daß diese strategischen und tactischen Gesichtspuncte auch anderwärts, auch von den bayerischen und österreichischen Geschichtsforschern und gründlichern Topographen nicht übersehen worden sind. Zum Belege darf sich hier Ref. wohl auch auf eine Reihe seiner eigenen Druckschriften berufen, worin eine Mehrzahl von Territorien zwischen dem Rhein und der Naab, zwischen Thüringen und den Alpen, eben in der Uebergangsperiode aus der Römerherrschaft in die christlich-germanische Verfassung erörtert sind, und wobey er auch zwey andere historische Parallelen festhielt: die zeitweise Anlage und Bestimmung der Burgen und Vesten zu Schutz und Trutz für Eigenthum; und die der volksthümlichen Anschauung und Gemüthlichkeit entsprechende Widmung christlicher Vorbilder (Heiligen), Hagiographie, an der Stelle des antiken, und von den eingewanderten Völkern herbeygeführten Heidenthums. Was die Thürme, Burgen und Vesten anbelangt, so hat Ref. längst nachgewiesen, daß, als einmal in Teutschland die Römermacht, mit ihren zusammenhängenden Gränzwähren, durchbrochen war, zur Zeit der Völkerwanderung, die Castelle nur noch als Zufluchtsorte, als Horte und Haage der ältern innern Bevölkerung dienten, (m. s. hierüber Eugippius von der Wanderung des h. Severin im Noricum ꝛc.) dabey aber dennoch, mit Hülfe ihrer Telegraphik, Fahnen bey Tag, Fackeln bey Nacht, auch eine Art Wehr- und Sperrsystem befolgten. Und das lange noch im Mittelalter herab. Beyde Parallelen gewähren gar viel Volks- und Ortskunde. Jedem Capitel sind von S. 303 bis 346 Anmerkungen gewidmet, die eben von der Gründlichkeit und Belesenheit des Verf. zeugen.

Das Urkundenbuch S. 348 — 513 enthält 55 sorgfältig gesichtete Documente; mit Angabe ihrer Herkunft. Die lateinischen Urkunden beginnen mit 940, mit der Schenkung von Mörsch (Meriske) im Ufgau, durch K. Otto I. an die Kirche Speyer aus dem Archive des Domstifts Speyer. Verbesserungen und Zusätze machen den Schluß.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Deutschen und die Nachbarstämme. Von Kaspar Zeuß. München, Lentner 1837. 778 u. VIII. S. gr. 8.

Der Verf. hat sich, wie aus dem Buche, wenn auch nicht sogleich aus dem Titel, erhellt, die Aufgabe gesetzt, sämmtliche Zeugnisse der Griechen und Römer, so wie der spätern Scribenten bis bald nach der großen Völkerwanderung, welche Zeugnisse die Wohnsitze und gegenseitigen Verhältnisse der europäischen Nordvölker theils vor, theils während und nach jener Wanderung betreffen, kritisch und mit den Mitteln, welche der neueste erweiterte Stand der Philologie darbietet, zusammenzustellen, zu prüfen und zu erklären. Da in diesen Völkermassen die Deutschen den mittelsten und Hauptstock bilden, so durfte wohl der gewählte Titel für hinlänglich bezeichnend gehalten werden, wenn er auch in Zweifel läßt, ob von der Gegenwart oder ob von der Vergangenheit die Rede seyn werde.

Die Aufgabe ist eine solche, vor der nur eine frische jugendliche Kraft weniger leicht zurückschrecken mochte. Sie bewegt sich auf einem Gebiete von meist nur fragmentarischen Andeutungen, das eher Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten aller Art als historische Nothwendigkeit und Gewißheit zur Reife zu bringen geeignet ist, auf einem Schneegefilde ferner Vergangenheit, auf welchem nur wenige zerstreute Marksteine mit einiger Deutlichkeit hervortreten, und auf dem sich Jeder, der den Muth hat, nicht bloß auf eines andern Schulter es zu durchmessen, seinen eigenen Weg bahnt. Jeder wird dabey seine eigenen Entdeckungen machen; am wenigsten schnell werden sich die desjenigen wieder verwehen, der lieber scheidet, als zusammenfaßt, lieber, sey es auch nur hie und da, auf einigen Grund kommt, als mit eben so trügerischen als nachgiebigen Stoffen in Weite und Höhe baut.

Vielfältig sind, seit Beatus Rhenanus, Wolfg. Lazius u. s. f., die Stellen der Alten, die als Zeugnisse der Art gelten können, zusammengelesen, und bald zu diesem bald zu jenem Zwecke in Reih und Glied gestellt worden. Ohne diese Grundlage konnte irgend eine nordeuropäische Landesgeschichte, mochte sie eine allgemeine oder eine specielle seyn, schon gar nicht unternommen werden. Die größere Schwierigkeit für den Verf. des vorliegenden Werkes lag also wohl nicht im Zusammenbringen der Zeugnisse, sondern darin, sich durch all das Chaos moderner an sie geknüpfter, einander oft geradezu widersprechender Ansichten und Behauptungen, dem eigenen Urtheil unbeschadet, durchzuarbeiten.

Obschon andrerseits auch die Herausgeber der Quellenschriftsteller manches ins Reine gebracht und zurecht gelegt haben, so findet der Verf. doch Grund zur Klage, daß gerade die beyden Hauptschriftsteller für seine Aufgabe, Ptolemäus für's Alterthum, Jornandes für die Periode der neuen Völkerumbildung bisher sich nur sehr dürftiger kritischer Pflege zu rühmen hätten, ja in wilder Unordnung lägen. Er macht die Hülfsmittel namhaft, die ihm in Hinsicht auf den erstern zu Gebote standen, und unter welchen ihm das aus Pariser und andern Handschriften jüngst von Sickler vorläufig herausgegebene Capitel Germania besonders willkommen gewesen. Eine früher unbenutzte Wiener Handschrift hatte er selbst Gelegenheit zu vergleichen. Was den Jornandes betrifft, so hat der Verf. aus einer Münchner und zwey Wiener Handschriften, so wie aus den bey Muratori Scr. r. it. tom. I. vorkommenden Lesarten einer Mailänder, wichtige Belehrungen geschöpft.

Wenn dem Verf. zuzutrauen ist, daß er sich

von dem aus Griechen und Römern zu Tage geförderten Apparat nichts Wesentlicheres habe entgehen lassen, wenn er, wie das Buch auf jeder Seite zeigt, auch die spätern lateinischen Quellen des Mittelalters, unter diesen z. B. die Acta Sanctorum und mehrere auf S. 779 angegebene Diplomatarien, fleißig zu Rathe gezogen, so verdient er nicht minderes Lob, daß er, was sich wohl von nun an der Geschichtsforscher immer mehr zur Pflicht machen wird, auch die nicht in griechischer oder lateinischer, sondern in frühern deutschen, slawischen, keltischen Zungen sprechenden Stimmen abgehört und, so weit dermalen die Hülfsmittel reichen, zu deuten und geltend zu machen versucht hat. Es kann kaum fehlen, daß sich durch diese seit kurzem in Anregung gekommene Anwendung neuer Reagentien manche Stoffe, denen bisher weniger anzuhaben war, lösen, andere zu neuen Ergebnissen binden werden. Man wird zugeben, daß der Verf. bey seiner Bemühung in die innere Veranlassung und den Sinn mancher Namen einzudringen (von zu vielen Völkern der Vorzeit ist wenig mehr als der Name erhalten) mit großer Besonnenheit verfahren ist und sich von den überall entgegen kommenden Analogien in der Regel nicht zu weit hat verlocken lassen.

Es ist nicht unsere Absicht, uns hier in eine Kritik dieses Werkes oder einzelner Partien desselben einzulassen. Eine solche würde fordern, daß der Kritiker dem Verf. auf allen seinen Wegen oder doch auf bestimmten mit Bedachtsamkeit entweder vor oder nach gegangen sey. Indem wir diese Arbeit dem Berufenen vorbehalten wissen wollen, glauben wir vorläufig den Lesern dieser Blätter einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen ganz kurz eine Uebersicht geben von dem, was sie in einem Werke, das nicht unter die Alletags-Erscheinungen gehört, und als eine vaterländische wohl vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit verdient, nach Wahl oder Bedürfniß suchen und finden mögen.

Dem Ganzen geht S. 1 — 16 eine Einleitung voran, die einen Ueberblick des Schauplatzes, nämlich des nördlichern Europa und seiner Theile, besonders der Gebirge und Flüsse gewähren, und die Benennungen erläutern soll, unter welchen sie sich in den ältern Zeugnissen aufgeführt finden.

Das Werk selbst ist in zwey Bücher getheilt. Das erste behandelt in 4 Kapiteln die Nordvölker im Alterthum d. h. vor der Zertrümmerung des Römerreiches, das zweyte in 5 Kapiteln theils dieselben, theils neu auftauchende Völker in den Umgestaltungen durch die große Bewegung der Mittelzeit. Der Verf. hat zu dieser Zertheilung seines Stoffes nach zwey Epochen ohne Zweifel hinreichende Gründe gehabt, die ihn über die Unbequemlichkeit hinwegsehen ließen, im zweyten Buche bey mehreren Völkern den Faden gewissermaßen wieder aufs neue anknüpfen zu müssen.

In des ersten Buches erstem Kapitel S. 17 — 69 werden die drey nord- oder vielmehr mitteleuropäischen Kernstämme Kelten, Germanen und Wenden überhaupt, nach ihrer Uebereinstimmung und Verschiedenheit in Sprache, Götterglauben, Körpergestalt und Lebensweise eingeführt.

Das zweyte Kapitel, S. 70 — 159, den Germanen gewidmet, ist in fünf Abtheilungen gebracht. Die erste scheidet nach Tacitus das große Volk in seine drey festländischen Hauptzweige: die Herminones, die Istaevones, die Ingaevones und den nach Plinius ermittelten überseeischen vierten, die Hilleviones. Die zweyte Abtheilung handelt insonderheit von den Völkern des Hoch- oder Oberlandes (Herminones), unter welchen A. die Sigambri (Guberni, Marsi, Ubii, Usipii, Tencteri, Tubantes, Ampsivarii, Chamavi), B. die Westsueven, (Chatti, Hermunduri, Chattuarii, Batavi, Caninefates), C. die Cherusci (Angrivarii, Langobardi, Dalgubini, Chaulci, Chasuarii), D. die Marcomanni (Narisci, Quadi, Baemi), E. die Ligii (Buri, Silingae) und F. die Bastarnae vorgeführt werden. Die dritte Abtheilung bespricht die Völker des östlichen Flachlandes (Istaevones), nämlich die Semnones, Varini, Burgundiones und Guttones; die vierte die Völker des Küstenstriches (Ingaevones). A. Frisii, Chauci, B. Cimbri, Teutones, Ambrones, Saxones, Anglii, C. Suardones, Rugii, Turcilingi, Sciri; die fünfte die Völker auf Scandinavia (Hilleviones).

Im dritten Kapitel S. 160 — 264 kommen an die Reihe die Nachbarstämme in West

und Süd. I. Kelten. A. Iberiſche Kelten, italiſche Kelten. (Salassi, Boji, Senones, Lingones, Cenomani, Insubres). Alpen- und Donau-Kelten (Helvetii, Boji, Vindelici, Raeti, Norici, Carni). Illyriſche Kelten (Scordisci). Macedoniſche, thraciſche und aſiatiſche Kelten (Tolistoboji, Trocmi, Tectosagi). B. Belgae (Remi, Bellovaci, Suessones, Ambiani, Vellocasses, Caletes, Nervii, Atrebates etc.). C. Britanni. D. Caledonio-Hiberni. II. Illyrier, Pannonii. III. Thraker, Getae, Daci.

Das vierte Kapitel S. 265 — 302 beſpricht die Nachbarſtämme in Oſt und Süd. I. Wenden. II. Aiſten. III. Finnen. IV. Skythen.

Im zweyten Buche, welches von den neuen Umgeſtaltungen handelt, hat das erſte Kapitel S. 303 — 400 zum Gegenſtande die deutſchen Weſt-Völker: I. Alamanni. II. Franci. A. Niederfranken (Chamavi, Chattuarii). B. Oberfranken (Ampsivarii, chattiſche Franken, Hessi, Bructeri). III. Thuringi, Warni. IV. Baiovarii. V. Saxones (Ostfali, Westfali, Angarii, Nordalbingi). VI. Frisii (Oſtfrieſen, Nordfrieſen).

Zweytes Kapitel S. 401 — 501 die deutſchen Oſtvölker. I. Südöſtliche Gruppe: gothiſche Völker. Gothi, Tervingi, Greutungi, Visigothi, Austrogothi, Gothi minores, Tetraxitae, Thaifali, Gepidae. II. Südweſtliche Reihe: Ligii, Vandali, Vandali Silingi, Suevi, Buri, Victohali, Astingi, Lacringi, Quadi, Burgundiones, Langobardi. III. Nordöſtliche Reihe: Oſtſeevölker. Heruli, Rugi, Sciri, Turcilingi. IV. Nordweſtliche Gruppe: Saxones, Angli, Jutae.

Drittes Kapitel S. 502 — 566. Skandiſche Germanen. Dani, Gauti, Suiones. Nordmanni, däniſche Normannen, norwegiſche, ſchwediſche. Ῥῶς.

Viertes Kapitel S. 567 — 592: Weſt- und Süd-Nachbarvölker. A. Inſelvölker: 1) in Nordweſt: Scoti, Picti, Attacotti; 2) im Süden der Oſtinſel: Cambri, Domnonii. B. Völker im weſtlichen Rheinland: Olibriones, Leti, Chamavi, Attuarii, Warasci, Scudingi. C. Völker an den Alpen: Raeti, Breuni, Noriei, Sette Communi, Gotscheeer.

Fünftes Kapitel S. 592 — 758: Nachbarſtämme in Oſt und Nord. I. Wenden. A. Oeſtlicher Zweig: bulgariſche, (möſiſche) Slawen. Illyriſche Slawen, Serbi, Chorwati. Alpen-Slawen, Carantani, Creinarii. Sächſiſche Slawen. B. Weſtlicher Zweig: Griechiſche Slawen. Deutſche Slawen: a) an der obern Donau; Moravi, Czechowé, Sorabi, Daleminzi, Siusli, Milcieni, Lusici; b) fränkiſche, thüringiſche Wenden; c) Slawen im Flachlande zwiſchen Elbe und Oder Hevelii, Linones, Smeldingi, Bethenici, Morizani, Warnabi, Liubuzzi, Ucri, Polabi, Wagii, Obodriti, Luctii; d) ſächſiſche Slawen; e) Slawen an der Oder über das Weichſelland: Poloni, Pomorani, Rugiani (Runi, Rani, Verani). II. Aiſten. A. Weſt-Aiſten: Prussi. B. Süd-Aiſten: Jazwingi. C. Oſt-Aiſten: Litwani. D. Nord-Aiſten: Curi, Letti. III. Finnen. Skandiſche Finnen: Skridefinnen, Terfinnen, Kwenen. Oſtfinnen: Estones, Livones. IV. Völker am Pontus. Sarmatae, Borani, Urugundi, Costoboci, Amadoci, Carpi, Alani, Hunni, Bulgari. Avari, Chasari, Pecinaci, Cumani, Ungri.

Dieß iſt das Gerüſte, daß der Verf. vor uns aufgeführt hat. Es zählt der Pfoſten und Balken viele, und keinen, an den nicht achtbarer Fleiß verwendet worden wäre. Den vornehmſten Halt bilden überall eben die Autoritäten des frühern oder ſpätern Alterthums, die meiſt in ihrem ganzen Wortlaute eingefügt ſind. Man wird nicht umhin können, die Geſchicklichkeit anzuerkennen, mit welcher der Verf. in angemeſſener conciſer Sprache die verſchiedenen Theile mit einander in natürliche Verbindung zu bringen bemüht iſt.

Um ein Muſter von ſeiner Methode zu geben, wählen wir unter den verſchiedenen Völkern, deren Her- und früheſtes Vorkommen beſprochen wird, das uns zunächſt liegende, die Baiovarii aus.

Dieſer Name, als ein neuerer, kommt natürlich erſt im zweyten Buche vor; wir müſſen daher aus dem erſten Einiges, worauf ſich in jenem bezogen wird, voranſtellen. Auf S. 114 unter der Rubrik Marcomanni heißt es: Innerhalb des äußern Höhenzuges im Rhein- und Elb-Oberlande hatten einſt keltiſche Völker gewohnt. Als Cäſar

an den Rhein kam, hörte er von einem ungeheuern über 120 geographische Meilen ausgedehnten menschenleeren Grenzlande der Germanen auf dieser Seite (B. Gall. 4. 3.). Er kennt keine Helvetii und Boji mehr im Norden der Donau (I. 1. 2.).

(Fortsetzung folgt.)

Der Ursprung und die früheste Geschichte des Wirtenbergischen Fürstenhauses, ꝛc.

(Schluß.)

Zum schnellern Verständniß der Leser und Forscher mag hier noch der Anfang der Einleitung dienen:

„Zwei Geschlechter des hohen Adels in Deutschland führten den Namen von Eberstein. Das eine im Norden (Hannover, Braunschweig, u. s. w.) begütert, verbreitete sich von seiner Stammburg an der Weser nach dem Voigtlande, Dänemark und Pommern, wo es den Namen von Neugard jenem von Eberstein beyfügte. Das andere Grafengeschlecht von Eberstein, süddeutschen Stammes, war am rechten Rheinufer auf der alten fränkisch-alemanischen Gränze zu Hause. Beide Geschlechter, durch die Beinamen des sächsischen und des schwäbischen unterschieden, kommen beinahe gleichzeitig im zwölften Jahrhundert in der Geschichte zum Vorschein, und erlöschen beide um die Mitte des siebenzehnten (1663 und 1660). Verwandt waren sie nicht mit einander. Das Wappen der sächsischen Grafen, ein silberner goldgekrönter Löwe im blauen Felde, wurde nach dem Erlöschen der verschiedenen Linien mit den Wappen der Häuser Braunschweig und Reuß, so wie mit jenem der dänischen Familie Rosenkranz vereinigt; das Wappen der schwäbischen, eine fünfblätterige, rothe, blaubesaumte Rose im silbernen Felde, mit dem Wappen der Markgrafen von Baden.“

(Später kam ein Eber hinzu: aber Ref. hält das nur wieder für ein heraldisches Mißverständniß; indem dem Namen Eberstein der von Eberhard, etwa einem Urahn, zum Grunde liegen möchte; zwischen 1100 und 1300 wiederholt sich dieser Familienname fünfmal.)

„Leyßer, und in neuester Zeit von Spilker bearbeiteten die Geschichte des sächsischen Geschlechtes; jene des schwäbischen ist der Gegenstand des vorliegenden Buches.“

„Es gab auch ein Rittergeschlecht gleiches Namens in Franken. Sein Wappen, das auf den Grabmälern in Würzburg gefunden wird, zeigt drei silberne Lilien im blauen Felde. Es erscheint niemals in der geringsten Beziehung zu den schwäbischen Grafen. Ob die im nördlichen Deutschland noch jetzt lebenden Familien dieses Namens von den eben genannten Edelleuten, oder von den sächsischen Grafen ihren Ursprung ableiten u. s. w.“

Das Buch ist, wie gesagt, fürstlich ausgestattet, auf schneeweißem Velin mit gefälliger Schrift, in Großoctav gedruckt; auf Seiten und Rücken des Einbandes eigens dazu gestochene und kolorirte Zierrathen und Titel; das innere Titelblatt ziert eine Vignette mit zwey Wappenschilden; die beygefügten herrlichen Stahlstiche zeigen 1) den Eingang in die Burg Neu-Eberstein; 2) die Burg Alt-Eberstein, südliche Ansicht; 3) die Burg Neu-Eberstein, wohlerhalten, wie es scheint, südwestliche Ansicht; 4) (lithographirt) Grafen Bernhard III. von Eberstein und seine Gemahlin Kunigunde von Sonnenberg; 5) Grafen Philipp II. von Eberstein, und seine Gemahlin Katharina von Stollberg; 6) den (mit Waffen und Rüstungen ausgeschmückten) Rittersaal auf Neu-Eberstein; ferner sind angefügt: zwey Stammtafeln, eine kolorirte Charte, die Grafschaft Eberstein nach den Abtretungen im Jahre 1283 darstellend; der Grundriß von der Burg Alt-Eberstein mit specieller technischer Erklärung; ebenso der Grundriß von der Burg Neu-Eberstein; die Abbildung von 13 Siegeln der Grafen von Eberstein, endlich ein Blatt 1 Fuß hoch und 2 Fuß breit; das Panorama des Murgthales von dem Schloß Eberstein gesehen.

Unstreitig hat jetzt die Typographie der Engländer, selbst bey geringhaltigen Artikeln, wie sich Ref. jüngsthin von einem solchen, Reisen durch das südliche Teutschland ꝛc. überzeugte, den Vorrang; das vorliegende Werk aus der Hasper'schen Officin zu Carlsruhe, steht den englischen Druckwerken ehrenvoll zur Seite. In Teutschland glückt es nicht vielen Autoren, ihre Geisteskinder in so köstliches Gewand gehüllt zu sehen; eine so glänzende Pathenschaft gewährte freylich in gar mancher Beziehung Ersatz und Ermunterung. Jedenfalls kann der Hr. Hauptmann Krieg von Hochfelden auf dieses sein Buch mit dem Bewußtseyn blicken, daß es solchen Schmuckes werth sey.

v. KochSternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Deutschen und die Nachbarstämme. Von Kaspar Zeuß. München, Lentner 1837. 778 u. VIII. S. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Die Marcomanni sind die in dieser großen Grenz-Marke kämpfenden Germanen, zur Fernhaltung der fremden Völker aufgestellt. Marcomanni nennt zuerst Cäsar unter den Völkern Arioviſt's. Ihre Sitze scheinen am mittlern und obern Mayn gewesen zu seyn (Flor. 4. 12). Aus diesen Sitzen führte sie nicht lange darauf Marbod ostwärts in das rings vom Gebirge umschlossene, mehr geeignete Land, die Seinigen zu schützen, um sie hier bald zu einer bedeutenden Macht in Germanien hervorzuheben, das Land, aus welchem sie die Bojen schon früher vertrieben hatten. (Tac. G. 28. 42. Vellej. 2. 108. 109. Strabo 7. p. 290. wo *Βουΐαιμον* statt *Βουΐαιζιον* und *Βουΐασμον* als die richtige Lesart angenommen, Ptolemaeus cap. Germ. wo *Βαινοχαιμαι* als aus *Βοιοψ χαιμαι* entstellt erklärt wird). Narisci (*Οὐαριστοί* Ptolem. *Ναριστοαι* Dio Cass.) scheinen ein in den alten Sitzen zurückgebliebener Theil der Markomannen, welcher erst unter seinem Namen auftrat, nachdem der Hauptheil über den Wald gezogen war. Quadi (vermuthlich in dem verdorbenen *Κόλδουοι* des Strabo zuerst erwähnt) sind die Ostnachbarn der Markomannen und wahrscheinlich von diesen ausgegangene Haufen, welche die Eroberungszüge gegen die Kelten nach Osten fortgesetzt haben. Baemi, *Βαῖμοι*, nur von Ptolemäus, nach den Quaden, genannt, Ostnachbarn der letztern jenseits des westlichen karpathischen Waldzuges, scheinen, nach dem Sturze des Marbod und des Catualda, aus Bojoheim dahin verpflanzt und ihr Name aus *Βαιοχαῖμοι* zusammengezogen, oder aus dieses Wortes ersten Hälfte abgeleitet *Βαῖμοι*.

S. 232 unter dem Artikel Raeti wird angegeben wie die ersten römischen Nachrichten über das Land von den nördlichen Ausgängen der Alpen zur Donau sehr mangelhaft und irrig gewesen, wie in der Vorstellung, durch Zusammenziehen ins Enge, der See bey den Bojen (der Lacus Pelso, Plattensee) für Einen gehalten worden sey mit dem See bey den Helvetiern (dem Bodensee), und so Bojen am erstern zusammengeworfen mit Vindelikern am letztern. S. 245. Im Nordabhange der Alpen bis zur Donau vom Bodensee ostwärts finde sich keine Spur von Bojen; der Ort Bojodurum, wegen seines Namens noch so wenig Stadt der Bojen, wie Eburodunum der Eburonen. So weit die Geschichte dieser Gegenden reicht, haben Noriker und Vindeliker dort gewohnt. S. 247. Die aus Beheim vertriebenen Bojen zogen über die Donau, drangen gegen Noreja vor und erkämpften sich Sitze neben den Norikern. Mit diesen finden sie sich verbündet zur Zeit, da Boerebistes feindselige Stellung gegen sie genommen. Sie unterlagen dessen Macht. Noch erhielt sich aber ein Theil in seinen Sitzen an der Donau. In der römischen Provinz Oberpannonien stellt Ptolemäus an der westlichen Grenze *Βοιοί* auf. Ihrer geschieht noch Erwähnung in einer römischen Inschrift bey Gruter 490. 2, und in einer alten Demonstratio Provinciarum in A. Maii class. auct. e. Vatic. Codd. ed. 3. p. 413. (welche Stelle außer der bekannten Wessobrunner Handschrift auch in der Victorischen der Notitia Dignitatum utriusque imperii vorkommt).

S. 364 des zweyten Buches unter der Rubrik Baiovarii heißt es im Wesentlichen: „Nach dem markomannischen Kriege kennt die Geschichte

die Markomannen und Quaden noch durch zwey Jahrhunderte als Geißel der Nachbargegenden. Dann wird ihr Name seltener, und verliert sich allmählig, was bey dem zusammenfassenden der Markomannen, da nach dem Eindringen deutscher Völker tief ins Römergebiet, von den alten oder andern bestimmten Marken nicht weiter die Rede seyn konnte, aus der Natur der Sache folgt. Es treten dafür andere Gesammtnamen, der der Thüringer, darauf der der Franken in die Lücke. Franken nennt in dem Quellenlande der Elbe eine ohne Zweifel aus einem ältern verlornen Zeugniß (vielleicht des Gothen Markomir) geschöpfte Nachricht des Geographus Ravennas (I. 11: In qua Albis patria per multos annos Francorum linea remorata est, et ad frontem ejusdem Albis Datia.) Baiovarii ersteht nun als der neue Name von Bojohaim; die Bajovarii sind jene Franken an der Elbe nach einer andern verdorbenen Stelle desselben Schriftstellers (4. 37: qui montes (Alpes) dividunt inter Provinciam et Italiam, inter Burgundiam et Italiam, inter Janos (Suavos) et Italiam, inter Ranicos quae modo ab Aunariis dominatur [inter Francos quae modo a Baiuvariis denominatur vermuthet der Verf.] et Italiam. Das von Waldhöhen umkränzte Quellenland der Elbe, Bojohaim bey den Deutschen nach seinen frühern Bewohnern, Bojohaemum Vellj., Boihemum Tacit., *Βοΐαιμον* Strabo, wozu der ptolem. Name *Βαινοχαῖμαι* (*Βαιοχαῖμαι*) zu stellen ist, heißt abgekürzt Baias d. i. Baia bey demselben Geographen (4. 18: est patria quae dicitur Albis . . . ungani [aus 1, 11 zu ergänzen Albis quae antiquitus dicebatur Maurungani] montuosa per longum, quae ad orientem multum extenditur, cujus aliqua pars Baias dicitur). Die Baiovarii, Paigira, Bayern sind die aus dem Lande Baia.

Mit seinem Namen ändert das Volk auch seine Sitze. Aber nirgends findet sich ein alter, echter Zeuge, der aus der ersten Zeit des neuen Namens, von dem Auszuge des Volkes aus Beheim und den begleitenden Ereignissen umständlichere Nachricht gäbe. Wo der neubenannten Baiowaren die ersten Male beyläufige Erwähnung geschieht, sind sie auch schon im Besitze ihres neuen Landes an der Ostseite der Schwaben. Um das Jahr 508, in welches man gewöhnlich diese Uebersiedelung versetzt, scheine allerdings das jetzige Land Bayern, da die gothischen Provinzen Noricum u. Rhaetia schwerlich über das Gebirge hinaus gereicht haben, von den frühern Bewohnern verlassen und geeignet neue aufzunehmen, deren zuerst genanntes Oberhaupt Garibald als Vasall des Frankenkönigs erscheint.

Aber nicht die ganze Masse der Bayern ist über die Donau gezogen; noch ist auf der nördlichen altheimatlichen Seite, wo ihre Ausdehnung später bekannt wird, als im südlichen Lande, ein nicht unbeträchtlicher Theil zurückgeblieben. Nicht bloß ist der schmale und waldige Südabhang des böhmischen Südgebirges zur Donau bis gegen ihre östliche Grenze von ihnen nicht aufgegeben, sie haben auch in weiterm Raume längs der nordwestlichen Fortsetzung des böhmischen Waldes, der sie von den Czechen scheidet, zwischen diesen im Osten und den Schwaben und Franken im Westen, in einer Spitze bis an das Fichtelgebirge reichend, das Land am Regen, der Nab und der Altmühl behauptet, das, im Gegensatz zum bayerischen Lande im Süden der Donau, der Nordgau heißt. Dieser Strich, einst der Sitz der Nariskеn, die seit dem markomannischen Kriege nicht mehr genannt sind, heißt beym Geographen von Ravenna Thüringerland, woraus wahrscheinlich ist, daß seine alten Bewohner, seit der Name Thüringen bis zur Donau reicht, sich mit ihren Nachbarn, den Markomannen zu Einem Volke verbunden haben. Bayern werden aus diesen Gegenden nicht vor dem achten Jahrhundert genannt. Paulus Diaconus (H. Langob. 3. 30), der die Provincia Noricorum, quam Baioariorum populus inhabitabat, Danubii fluenta zur Nordgrenze haben läßt (übrigens gerade durch des Verf. Bemerkung, daß man eine Zeitlang die Benennung Noricum und Norici nur mißbräuchlich auch von Land und Volk im Norden der Donau gebraucht habe, gerechtfertigt scheint), werde durch Carl den Großen widerlegt, der den Nordgau partem Baioariae nenne; und wenn auch dieser Theil, von Ostfranken aus, als Markgrafschaft von einem ostfränkischen Grafen verwaltet wird, so bleiben doch seine Bewohner bayerisches Volk mit bayerischen Gesetzen. Die Grenzen zwischen bayerischem Volk in dieser Gegend und fränkischem

findet der Verf. noch in der Mundart abgesteckt. Die Erlanger, Ansbacher, Bayreuther, Hofer sind Franken, die Wunsiedler, die Nürnberger sind Bayern.

Zum Schluße dieser Untersuchung, die auf überall beygebrachten Originalzeugnissen fortschreitet, stellt der Verf. seine Meynung vom Herkommen der Bayern mit den bisher angenommenen kurz zusammen. Nach allen, wie denn auch nach der seinigen, wird auf Boji zurückgegangen; nach dieser aber nicht auf Boji, die, was der Verf. durchaus in Abrede stellt, je im Lande der Raeti und Vindelici in dem Uferstriche der Norici, wo später die Baiovarii auftreten, gewohnt hätten, sondern auf die historischen Boji an der obern Elbe, und auf diese nur in so ferne, als nach ihnen ihre deutschen Verdränger dieses Elbe-Land Boiohaemum, Beheim, Böhmen, und sich selbst, wohl schon ehe sie über die Donau gingen, Baiovarii genannt haben.

Daß diese Baiowaren, wie die Alemannen, Franken, Thüringer, Langobarden, in deren Reihe aus der ältern Zeit von den östlichen Völkern die Quaden, Markomannen, Hermunduren stehen, ein oberdeutsches Volk, zeigen sie durch Eigennamen und ihre Sprache, wogegen sich alle die Völker, aus deren Zusammenfluß, nach einer neuern Ansicht, die Bayern sich gebildet haben sollen, die Herulen, Rugen, Turkilingen, Skiren und Gepiden, schon als ehemalige Anwohner der Ostsee, sicher aber durch die aufbehaltenen schwachformigen Mannsnamen auf a. (Σουαρτούας τις Ἔρουλος Proc. b. goth. c. 15. Fava Rugenkönig Eugipp. c. 8. Edica ein vornehmer Skire Jorn. c. 54. Οὐίλας Γήπαις γένος Proc. b. goth. 31. Fastida Gepidenkönig Jorn. c. 17.) als nicht oberdeutsche Völker zu erkennen geben.

Man sieht aus diesem Beyspiel, mit welcher Umsicht und Selbständigkeit der Verf. in seinen Untersuchungen verfährt. Auch von der Art, wie grammatische Momente in den Bereich derselben gezogen und benutzt werden, giebt es einigen Begriff. Wir wollen, um das Werk auch von dieser eben so eigenthümlichen philologischen Seite zu zeigen, noch ein paar andere Aussprüche und Vermuthungen des Verf., wie sie sich uns eben darbieten, zum Schlusse beyfügen.

Mit Recht wird auf die Personnamen ein besonderes Augenmerk gerichtet, mit so größerem, als man auch griechischen und römischen Schreibenden zutrauen zu dürfen glaubt, daß sie die charakteristischen Verschiedenheiten in gewissen Formen derselben treu aufgefaßt und wiedergegeben haben. Bekanntlich ist eine Grundeigenheit aller germanischen Dialekte von der ältesten Zeit her, daß sie zwey Hauptarten zu decliniren, wovon die eine von J. Grimm die starke, die andere die schwache genannt wird, anerkennen. Nun scheiden sich nach der schwachen, in welche wohl eine gute Hälfte der Personnamen fällt, diese Dialekte in zwey große Klassen, deren eine die männlichen Namen dieser Form auf a, die andere aber sie auf o ausgehen läßt. Die Endung a zeigen unter denjenigen alten Dialekten, von denen sich Denkmäler erhalten haben, der gothische, der friesische und angelsächsische, — die Endung o aber der altsächsische und der althochdeutsche. Ob sich aus ursprünglicherm a dieses o zu derselben Zeit, wie das nur aus jüngern Quellen darzulegende skandinavische i, entwickelt habe, dahingestellt gelassen, darf man wohl für Eigenheit der untern oder Seevölker das a, der obern oder Binnenvölker das o nehmen.

Auf diesen Grnnd hin nun werden, wie wir oben gesehen haben, mit den Gothen nicht bloß die Gepiden, die Herulen, Rugen, Turkilingen und Skiren, sondern, in Erwägung der Namen ihrer Könige Rechila, Maldra, Audica, S. 456 auch die Sueven zum niederdeutschen Zweig gezählt, während nicht bloß die Baiowaren, Alemannen, Longobarden, Thüringer ꝛc., sondern auch alle Franken, so wie S. 392 die Altsachsen mit ihren schwachförmigen auf o endenden männlichen Personnamen, dem oberdeutschen zugerechnet werden.

S. 58. Nicht aus der eigenen Sprache, sondern aus der des Nachbarstammes ist die Gesammtbezeichnung, unter welcher (wo wenigstens eine solche statt hat) jedes der Nordvölker in die Geschichte eintritt. Weder der Wende, noch der Germane, noch der Kelte hat ursprünglich eine einheimische, seinen Stamm umfassende, Benennung (selbst das weitverbreitete Suevi ist nicht gleiches Umfangs mit Germani); aber jeder hat Namen für seine Nachbarvölker. Die Stammnamen Aisten, Finnen, Wen-

den sind von den Germanen gekommen; der Name Germani selbst ist von den Kelten ausgegangen und durch die Römer in Umlauf gebracht. Der Benennungsgrund lasse sich vielleicht darin finden, daß nach Cäsar b. gall. 2, 4. 632 die offenbar keltischen Völklein Condrusi, Eburones, Caeraesi, Paemani uno nomine Germani appellabantur. Sie waren Bewohner der Waldgegend am Nordabhange der Arduenna. Die deutschen Ableitungen aus guerre (werra), wehr (wari), gêr (gaesum) werden S. 59 160 als unstatthaft nachgewiesen.

S. 72. 22. Tuisco (Tuisto falsche Lesart) aus Tiu-sco erklärt; von (Tiu Deus κατ' ἐξοχήν), wovon der bestimmtere Ty-n nur eine specielle Personification, wie andere.

S. 73. Istaevones, zu Astingi gehörig, wie Vindili zu Vandilii etc. Astingi aber bey besser Unterrichteten (wie Jornandes) Asdingi geschrieben und auf gothisch azd, deutsch art (genus) führend — also generosi, nobiles.

Ingaevones von dem, unter Vermengung mit Ableitungen von ung-r (jung), falsch geschriebenen Yngvi, einem altnordischen Königsprädicat, also nur nach anderm Dialekt ebenfalls generosi, nobiles, praestantes.

Herminones, mit prosthetischem h nichts anders als das auszeichnende Irmin in Zusammensetzungen wie Irmin-diot, Irmin-sul.

Hilleviones (nach Plinius als Gesammtname der Bewohner von Scandinavia, dieses alter orbis terrarum, angenommen) werden, von hella (petra,) als Felsenbewohner erklärt, den keltischen Carni, Cornavii, den albanischen Skipetaren entsprechend.

Der Verfasser schreibt, die Endung mehr verdeutschend: Istäven, Ingäven, Hermi-, nen, Hilleven, worüber Einem die alte verschollene, in Namen von Landstrichen vorkommende Endung aib, eiba (anthaib, banthaib, wurgonthaib, Wingarteiba, Wetareiba, Wedrevis) beyfallen könnte.

S. 26. 117. 146. 349 wird ein freylich räthselhaftes prosthetisches N angenommen, wodurch die ungefügige Nerthus dennoch wieder auf Erthus (auch das isl. jördh führt auf ein älteres erdhu), die Nuithones auf Juthones, Juthae, Ναραζών der Fluß auf Arabo, die Narisci auf Οὐαριστοί, Warisci, Neustria auf Wistria zurückgebracht werden.

Teutones möchte der Verf. für das von den Kelten nach der Etymologie ihrer Wurzel teut umgesetzte Juthones halten, so wie denn der in der Wessobrunner Handschrift für „Suapa" aufbewahrte Name Cyuuarii, der kein anderer sey als Τευτονοάροι bey Ptolemäus, dem nur in der Ableitung abweichenden Juthungi (die Schwaben sind Juthungen, ursprünglich Niederdeutsche, die in der Verbindung mit den Alamannen schon früh ihre Mundart in den oberdeutschen Charakter umgeformt haben) gleich stehe. Doch wird auch die Zulässigkeit einer Ableitung des Namens Teutones unmittelbar von Tiu, später Ziu (einerseits Deus, andererseits divus, gloriosus) nicht in Abrede gestellt.

Welch ganz andern Ursprungs die spätere Benennung deutsch sey, wie aber ihr Anklang zum alten Namen Teutones schon früh dahingewirkt habe, daß beyde vermengt und verwechselt wurden, wird S. 65 — 64 gezeigt.

In den von deutscher Zunge gegebenen Namen Suevi, Vindili, Wenden, Srb (Serben) findet der Verf. S. 55 — 58, 607 bloß den allgemeinen Charakter einer unansäßigen, nomadischen Lebensweise (swiban, wündalon huerban) ausgedrückt.

S. 229. Vindelici nicht als Vinde-lici, sondern als gehäufte Ableitung Vind-el-ici zu nehmen, wie Div-it-iacus, Mag-ont-i-acum.

S. 242. ambactus ein keltisches Wort, mit nichten das gothische and-bahts.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber den germanischen Erb-Adel. Beytrag zur Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Von Dr. Christian Thierbach, k. Prof. am ver. Gymnasium zu Erfurt ꝛc. Gotha 1836. S. 132. 8.

Wer dem Tacitus Besonnenheit und Stetigkeit in der Wahl seiner Ausdrücke zutraut, der kann nicht anstehen, nobilis, nobilitas, wo es in der Germania vorkommt, als einen Geburts-Adel bedeutend, zu erklären. Denn nichts anderes bezeichnet Tacitus damit in sehr vielen Stellen seines großen Geschichtswerkes. Man vergleiche nur Ann. I. 53. II. 11. 37. 43. 48. 75. III. 6. 7. 17. 24. 29. 31. 32. V. 1. VI. 29. XI. 12. 21. XII. 6. 10. 53. XIII. 12. 16. 18. 34. XIV. 15. 22. 26. 46. 53. XV. 48. *)

Hat aber Tacitus mit nobilitas eine Auszeichnung gewisser Geschlechter bey den Germanen, ähnlich der in Rom bestehenden, ausgedrückt, so ist aus demselben Grunde anzunehmen, daß er auch das Wort plebs, wo er es von Germanen braucht, im römischen Sinne, zur Bezeichnung der Gesammtheit der gemeinen Freyen brauche. Hr. Th. ist dieser Meynung nicht. Er erklärt S. 75 in der Hauptstelle: de minoribus rebus principes consultant, de majoribus omnes, ita tamen ut ea quoque, quorum penes plebem arbitrium est, apud principes pertractentur. Germ. 11., das Wort plebs so: „das Concilium war eine Versammlung vornehmer Herren, die plebs demnach in diesem Parlamente, den principibus gegenüber, können nur die gewöhnlichen parlamentsfähigen Adeligen, die übrigen, in den verschiedenen Gauen einquartirten Kriegsherren seyn.“ Er fügt S. 77. bey: „Hätten die Gemeinfreyen ein solches Recht gehabt, so würden sie durch Stimmenmehrheit in der Versammlung bald über den Adel die Oberhand gewonnen, und Gesetze, in denen sie als halbe Menschen erscheinen — gewiß verhütet haben.“ (Letzteres bezieht sich auf das niedrig bestimmte Wehrgeld der gemeinen Freyen bey den Franken, Sachsen, ꝛc. in einer viel späteren und sehr verschiedenen Zeit). Stellt man sich unter dem Concilium etwas wie ein Parlament vor, — obgleich die Gestalt höchst unparlamentarisch ist: turbae placuit — fremitu aspernantur — frameas concutiunt; — so mag man wohl Recht haben, den Bauern keinen Zutritt zu gönnen. Anders ist es, wenn man sich das Concilium als eine Lands-

*) Eine dieser Stellen, A. XII. 53, ist von Hrn. Th. unrichtig, als einen römischen Senator betreffend angeführt; sie bezieht sich auf die vermeyntliche Abstammung des Freygelassenen Pallas von Evander. Dieß ist jedoch ein geringer Verstoß in Vergleichung mit einem andern, welcher kürzlich einem Recensenten des preußischen Adelslexicons von Zedlitz-Neukirch begegnet ist. Der beginnt seine Recension so: „Nobilitas ..... majorum bona facta, sagt Tacitus (Ann. III. 40)“ und schließt daraus auf die Meynung des Tacitus von der Grundlage des Adels. Die angeführte Stelle heißt aber: Nobilitas ambobus et majorum bona facta, und bedeutet: Beyden (Florus und Sacrovir, Unruhe-Stiftern in Gallien) kam ihre adelige Herkunft und das Andenken der guten Dienste ihrer Vorfahren zu Statten. Tacitus stellt also damit so wenig den allgemeinen Satz auf, Verdienste der Vorfahren seyen die Grundlage des Adels, daß er vielmehr in dem einzelnen Falle Verdienste der Vorfahren nur zur Verstärkung des Ansehens, welches der Adel gab, dienen läßt.

gemeinde denkt. Und warum sollte man nicht? Gab es doch in Deutschland von Alters her und selbst vor Kurzem noch selbständig berathende und beschließende Landsgemeinden, (Land Hadeln,) und giebt es deren jetzt noch in der Schweiz. Nicht zu gedenken der ἀγορά und des forum, wo δῆμος und plebs, in den ältesten Zeiten beyde meist aus Bauern bestehend, das gemeine Wohl beriethen. Warum sollte nicht in dem alten Germanien üblich gewesen seyn, was in dem alten Griechenland und Italien? Hr. Th. meynt S. 74., die Bedeutung des Wortes Concilium stehe entgegen; eine Versammlung des gesammten freyen Volkes würde Concio oder comitium zu nennen gewesen seyn. Allein aus vielen Stellen der Alten, z. B. Liv. XXXIII. 16, XXXV, 31—33, XLII, 38 (wo ausdrücklich, wie bey Cäsar, B. G. VI. 23, multitudo als theilnehmend erwähnt wird,) ist es unzweifelhaft, daß Concilium eine Landsgemeinde bedeute. Doch sucht Hr. Th. durch diese Bemerkung nur die Schwierigkeit hinwegzuräumen, welche das scharfe Wort des Tacitus der Meynung, die er vertritt, entgegenstellt. Nach dieser waren die germanischen Landschaften nichts anderes als militärische Aristokratien; eine adelige Kriegerkaste hatte überall das entschiedene Uebergewicht. Dieß wird aus dem anhaltenden Kriegs-Stande, worin die germanischen Stämme sich befunden, aus den Verfassungen derselben nach der Völkerwanderung, endlich aus der Zusammenstellung einzelner Nachrichten und Angaben gefolgert. Die zwey ersten Sätze sind nicht beweisend; der Kriegsstand der Germanen war nicht anhaltender als z. B. der Römer; und aus dem siebenten Jahrhundert ist auf das erste nicht zu schließen; wie überhaupt aus Späterem das Aeltere zu erklären ungleich mißlicher ist, als jenes aus diesem. Aber auch die einzelnen Nachrichten kann Ref. nicht der hier vorgetragenen Meynung günstig finden, wie aus folgenden Bemerkungen erhellen wird, die sich übrigens darauf nicht einschränken sollen.

S. 8. nimmt Hr. Th. das fidem volentibus Germanis sumtam, Tac. A. XI, 17, als einen Beweis „daß schon vor den Zeiten der Teutoburger Schlacht hie und da ein Werbe- oder Conscriptions-System obwaltete"; wie wenn volentibus Befehl oder Nöthigung bedeutete.

Nach S. 26 soll Cäsar B. G. IV. 1. unter Usipetes Germani „Herren vom Kriegerstande" verstanden haben, die „mit einem Haufen gemeinen Volks" über den Rhein gekommen. Was hier unter der magna multitudo hominum zu verstehen sey, erhellt aus c. 14, reliqua multitudo puerorum mulierumque, nam cum omnibus suis domo excesserant (Germani).

Ebendas. wird gentibus cognationibusque hominum qui una coïerint, B. G. VI. 22, auf „Verbrüderungen und Familien-Verbindungen der Häuptlinge mit ihren vornehmsten Stammgenossen" gedeutet; da es doch nichts anders aussagt, als generatim (B. G. 1, 51), oder Familiae et propinquitates, Germ. 7.

S. 31 legt Hr. Th. die angeführte Stelle Cäsar's in eben berührtem Sinne aus und läßt den Schluß derselben, welcher dieser Auslegung widerstrebt, (ut animi aequitate plebem contineant, quum suas quisque opes cum potentissimis aequari videat,) unberücksichtigt. Wenn man neben dieser Stelle in Betrachtung zieht, daß Cäsar von der Lage der gemeinen Freyen in Gallien zuvor bemerkt hat: plebes paene servorum habetur loco, quae per se nihil audet et nullo adhibetur consilio; von den Germanen aber im Allgemeinen: Germani multum ab hac consuetudine differunt, so wird man wohl schließen dürfen, daß seine Ansicht von dem Stande der Gemeinen bey den Germanen mit der, welche Tacitus gefaßt hat, übereinstimme, ob er gleich darüber sich nicht ausgedrückt hat.

S. 32 wird Germ. 26. pro numero cultorum erklärt: nach Anzahl der darauf haftenden Bauern. Zur Rechtfertigung wird in einer Anmerkung gesagt, die vertheilenden Herren könnten damit nicht gemeynt seyn; diese trieben ja den Ackerbau nicht. Allein Tacitus schreibt das müßige Leben nicht allen zu; nur fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens. c. 15. Uebrigens ist der, nach dem Zeugnisse des Cäsar und des Tacitus, üblich gewesene Wechsel der Ländereyen ein sehr dunkler Punct, welchen aufzuhellen die Annahme, daß Bauern auf dem Lande gefestet gewesen seyen, allerdings sehr geeignet wäre. Hr. Th. hätte ein Gegenstück aus der neueren Völkerkunde

dafür anführen können. Nach Elphinstone's Account of Caubul, B. III. Ch. 1. ist bey mehreren östlichen Stämmen der Afghanen eine wechselnde Vertheilung des Landes, Waish genannt, eingeführt. Zwey Stämme tauschen miteinander, nach Entscheidung des Looses, alle sechs bis zehen Jahre, zuweilen jedes Jahr. Bey einigen Stämmen geht der Wechsel nur zwischen den Unterabtheilungen derselben vor. Er geschieht in guter Ordnung, und das Land ist, der Veränderung der Besitzer ungeachtet, vortrefflich angebaut. Freylich arbeiten gewöhnlich diese Besitzer nicht selbst, sondern führen nur die Aufsicht. Unterthanen, Fakir genannt, bauen für sie das Land. Allein diese sind nicht gleiches Stammes, sondern durch Eroberung dienstbar gewordene Ureinwohner. Bey den Germanen aber ein ähnliches Verhältniß zwischen Herren und Hintersassen anzunehmen, daß jene das erobernde, diese das unterworfene Volk gewesen seyen, steht uns nicht frey; kein Zeugniß aus dem Alterthume spricht dafür. Ohne eine solche ursprüngliche Scheidung aber kommt es wohl nicht zu einer Abtheilung der gesammten Bevölkerung in Grundherren und Grundholden.

S. 48 u. a. O. wird der Segimer, des Segestes Bruder, welcher sich (Tac. Ann. 1. 71) den Römern ergab, mit dem Segimer, welcher nach Vellejus der Vater des Arminius war, für Eine Person erklärt. Als wäre es denkbar, daß Tacitus das übersehen, nicht als Merkwürdigkeit hervorgehoben hätte!

Nach S. 49 war die Ehe zwischen Arminius und Thusnelda nicht standesmäßig, weil — jener diese entführt hatte. Als Beweis wird angeführt: sonst hätten die Cherusker nicht den Neffen des Arminius, sondern seinen Sohn zum König begehrt. Allein zur Zeit dieses Begehrens lebte jener Sohn des Arminius nicht mehr; denn der Neffe war unus reliquus stirpis regiae. Tac. A. XI. 16.

S. 75. ist das „pertractentur" Germ. 11 so erklärt: „erst in der engeren Versammlung der Fürsten erfolgte der Endbeschluß oder die Sanction." Eine mit dem Ausdrucke: quorum penes plebem arbitrium est, ganz unvereinbare Erklärung. Wie heutzutage ein Vorschlag, zu welchem die Zustimmung der Landstände begehrt wird, zuvor durch einen Ausschuß derselben geprüft werden muß, ebenso bedurften Sachen, die an die germanische Landsgemeinde zu bringen waren, einer Vorberathung, und das um so mehr, weil diese Landsgemeinde nicht berathschlagte, sondern nur annahm oder verwarf. Diese Vorberathung liegt in dem Worte pertractentur, das man darum nicht nöthig hat in praetractentur umzusetzen.

S. 80. „Selbst dem Freygelassen von unadeliger Geburt versagte man die Waffen außer der Zeit des Dienstes." Das soll aus Germ. 44 erhellen, wo nur von den unter strenger Herrschaft stehenden Suionen die Rede ist und im Gegensatze zu ihnen das Waffentragen der andern Germanen durch die Worte hervorgehoben wird: nec arma, ut apud caeteros Germanos, in promiscuo. Aber freylich hat Hr. Th. unter Germanen überall nur die „Kriegs-Herren" gesehen.

S. 84 wird Germ. 12. Licet apud concilium accusare quoque et discrimen capitis intendere, so gegeben: „das Parlament constituirte sich zuweilen als Gerichtshof," und dieses Gericht wird auf peinliche Sachen „der adeligen Kriegsherren" beschränkt. Ohne allen Grund nimmt der Verf. an, über Vergehen anderer Freyen hätten die Gaugerichte zu erkennen gehabt. In dem jura per pagos reddere, welches diesen Gerichten zukam, ist eine strafrechtliche Gewalt nicht enthalten.

S. 88 erklärt Hr. Th. das Reges ex nobilitate sumunt so: „ein gewisses Geschlecht, aber kein durch Successionsgesetze bestimmtes Individuum desselben, genoß das Erbrecht der Herrscherwürde." Allerdings ist unter dem sumunt nur die Erwählung eines Geschlechts (nach Aussterben oder Abtreten des vorigen) zu verstehen. Daß aber die Erbfolge unter den Gliedern dieses Geschlechts nicht durch Gesetz oder Herkommen bestimmt gewesen sey, daß man daraus „die für die Staatsverwaltung angemessenste Persönlichkeit gewählt habe," ist nicht anzunehmen.

(Schluß folgt.)

Die Deutschen und die Nachbarstämme. Von Kaspar Zeuß. München, Lentner 1837. 778 u. VIII. S. gr. 8.

(Schluß.)

S. 21. 224. 491. Das keltische tighearn dominus (aus tigh tectum, domus, wie dominus aus domus) in den Namen Gor-Tigernus, Guer-tigernus und dem der Tigurini enthalten. So sey der Tegern-see (tigarin-seo), wie die Isura, der Aenus etc., auch noch der keltischen Zunge den Rhäten zuzuschreiben, was auffallend genug wäre, wenn doch aus Tigurini Zürich geworden ist.

S. 505. Wenn Jornandes mehrmals in seinem Latein die gothische schwache Plural-Endung wie in Merens, Mordens, Remniscans, Tadzans, Suethans gebe, so sey auch die starke, von ihm zu erwarten. Diese findet der Verf. in Vagoth, Gautigoth, in welchen Formen statt des s der aspirirte Zungenlaut th, also oth statt os gesetzt sey, wie umgekehrt für Theudericus, in einer Inschrift bey Muratori 412. 4, Sehudericus vorkomme. Diese gothischen Formen der Völkernamen bey Jornandes beweisen, daß er sie unmittelbar aus den gothischen Quellen, wahrscheinlich aus denselben alten Volksliedern, aus denen er die gothische Wanderungssage mittheilt (worauf auch die mehr poetische als prosaische Form Gautigôs, wie Denigas im angelsächsischen Beovulf, deute) geschöpft hat.

Von Ptolemäus dagegen wird S. 226. 762 vermuthet, daß seine Nachrichten über Deutschland aus keltischer Hand geflossen, oder nach den Angaben eines Kelten niedergeschrieben seyen. Davon zeuge außer der keltischen Umformung der Chabilci, Καούλκοι in Καλούκωνες und die keltische Benennung Μελίσοκος für das deutsche Bacenis.

S. 465 wird der gewöhnlichen Annahme, daß Burgunder einmal auch auf Bornholm gesessen, weil diese Insel früher Burgundar-holmr geheißen, mit Recht entgegengesetzt, daß diese Benennung als Genit. sing. nur auf Einen Namens Burgundr deutet, da sie sonst Burgunda-holmr hätte lauten müssen.

S. 671 giebt der Verf. die Geschichte und Erklärung eines Volksnamens, der sich nach der Hand außer seiner eigenen Heimath so groß gemacht hat, nämlich Preußen. Die Form Porussi wird als unhistorisch verworfen, schon weil Nestor immer Prusi schreibt. Wurzel sey ein slawisches dem lateinischen prop-e, proc-simus, in Laut und Sinn entsprechendes prus, und, wie der Slawe den Finnen, mit dem er am wenigsten gemein hatte, Tschud (czudj, den Fremden), den Deutschen, mit dem er in Lebensweise übereinstimmte, nur Njemetz (den Unverständlichen) nannte, hieß er den Aisten (unter diesem Gesammtnamen faßt das Buch, wie wir oben gesehen, die Altpreußen, Litthauen, Kuren und Letten zusammen) den Nächsten, den Verwandten, noch Lage und Sprache.

Im Laufe seiner Untersuchungen hatte der Verf. nur zu viele Veranlassung den noch trostlosen Zustand mancher seiner Quellen zu beklagen. Hat er auch Einiges geradezu als Mißverständniß abgewiesen, so sind an Mehrerem wohlthätige Conjecturen versucht worden, über deren Haltbarkeit hoffentlich noch später auftauchende Handschriften entscheiden werden.

Für eine wesentliche Zugabe des Buches halten wir das auf S. 763 — 778 gelieferte alphabetische Verzeichniß der darin vorkommenden und besprochenen Namen. Durch dieses wird das Werk auch demjenigen Selbstforscher, der hie und da des Verfassers Ansicht nicht theilen sollte, zu einem willkommenen Handbuch, in welchem er die, jeden Namen betreffenden ältern Zeugnisse von kritischer Hand wörtlich zusammengestellt finden kann. Auch das ganze wichtige Capitel Germania aus Ptolemäus nach Sicklers Herstellung wird man gerne unter den Zusätzen abgedruckt finden.

Der reine, sorgfältige Satz und Druck muß der W. Reichel'schen Buchdruckerey in Augsburg zur Empfehlung gereichen, so wie die Verlagshandlung alles Lob verdient, einmal auch ein Werk solcher Art ans Licht gefördert zu haben.

J. A. Schmeller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. May.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler. Allgemeine Einleitung in die speculative Philosophie und Theologie. Mainz bey Kupferberg 1834. gr. 8. 21 Bogen.

Specielle Einleitung in die Philosophie und speculative Theologie von demselben. Heidelberg bey Mohr. gr. 8. 1837. 35 Bogen.

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß sich in unserer Zeit in den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens ein neuer lebendiger Geist erhebt, der in manchen Kreisen schon zu einer ziemlichen Geltung erstarkt ist. Es ist dieß auch keine von jenen mehr untergeordneten Wendungen und sich neu gestaltenden Richtungen, welche von Zeit zu Zeit immer das Leben bewegen und nie lange ausbleiben, aber nicht den Grundcharakter der herrschenden Ansichten verändern und nur die einzelnen Seiten desselben in ihren verschiedenen Beziehungen weiter ausbilden. Dieser sich so deutlich kundgebende Entwicklungsumschwung, welcher sich schon längst in der Tiefe vorbereitet hat, betrifft die innersten und wesentlichsten Seiten des menschlichen Geistes und geht von dem Punct aus, von welchem allein die Menschheit immer auf eine wahrhaft durchgreifende Weise bewegt wurde. War die Hauptrichtung seit langer Zeit eine solche, die vom wahren Centrum sich entfernend, mehr in der Eigenheit und Selbstheit des Lebens und Denkens wirkte, und diesem ihrem Grundcharakter gemäß sich nach allen Seiten hin entwickelte, so sehen wir jetzt, wie der menschliche Geist sich aufs entschiedenste zu dem wahren Grund seines Lebens, zu dem Centralen und Positiven hinwendet. Diese neue Grundrichtung concentrirt sich in dem Streben: Wissenschaft und Leben das positive Christenthum wieder zum Grund zu geben, eine Aufgabe, die von Seite der Philosophie dadurch gelöst würde, wenn diese von dem Standpunct eines unabhängigen und freyen Denkens auf den des Christenthums gelangen würde. Die bisherige Richtung, nur im Rationellen, in bloßen Vernunftbegriffen und abstracten Verstandesbestimmungen das Heil zu suchen, gehört ihrer intensiven Kraft nach einem im Sterben begriffenen Systeme an, wenn auch äußerlich noch so herrschend in der dem alten Principe noch verhafteten Mehrheit. Es geht hier, wie bey jedem Entwicklungsumschwung in der Geschichte des geistigen Lebens. Das neue Leben hat schon lange unter der Decke des alten seinen Bildungsproceß begonnen, und ist im Innern erstarkt, während das alte den höchsten Gipfel seiner Macht erreicht und den Feind kaum noch recht ins Auge faßt, oder ihn mit Hohn behandelt. Diese neue Grundrichtung ruht auf den Tiefen des Christenthums, weil in ihnen, so fern es richtig erfaßt und verstanden wird, das wahre Leben des Geistes, allein ächter Gehalt und das wirklich Substantielle enthalten ist, und von ihm ausgeht. Eben darum wird auch die wahre Wissenschaft immer zum Christenthum führen, welches auch dadurch seine Wahrheit beurkundet, daß in ihm allein nicht bloß eine Seite des menschlichen Geistes, sondern alle ihre wahrhafte Befriedigung finden, daß Freyheit der Forschung und Untersuchung erst von ihm aus Seyn, Bedeutung und Zweck erhält. Diese Rückkehr zu dem Positiven ist aber keine bloße Rückkehr zu dem alten, bloß äußerlichen Aggregat todtliegender Wahrheiten, die ein unlebendiger Dogma-

tismus in Fesseln geschlagen, sondern es ist eine Erneuerung und Auferstehung des geistigen Lebens, welches den harten und schweren Kampf eines Alles auf die Probe setzenden und nach dem Rechte seiner Geltung fragenden Entwicklungsprocesses mit großem und herrlichem Gewinn durchgemacht und mit dieser innern Erfahrung bereichert den Werth und Gehalt der christlichen Lehren tiefer erkennt, sicherer erfaßt und die Belebung und Regenerirung aller Gebiete des Lebens und Denkens dadurch ausführt. Dem großen Kampf in jener Entfremdung und Entzweyung des menschlichen Geistes sollte auch ein großes Resultat entsprechen. Der deutsche Geist hielt darin aus und überwand ihn. Der ächte Gehalt der christlichen Wahrheit, in den vielfachen Angriffen entwickelt, geläutert, durchlebt und durchdacht, bewährte seine alte, unerschütterliche Gewalt und gedieh zu immer frischerem Leben, wie eine Eiche, die in allen Wettern nur ihre Kraft beweist, und in allen Stürmen nur zur schöneren Entfaltung ihrer inneren Stärke gelangt. Es blieben, wie der große Deutsche sagt, die Felsen fein sicher vor den Töpfen. Aber nichts war wohlthätiger und heilsamer als jene große Prüfung. Ein dogmatischer Scholasticismus hatte nach der Reformation aufs Neue den Geist der christlichen Lehre zur Erstarrung zu bringen gesucht, und durch eine unlebendige Aeußerlichkeit und todte Einheit, deren Folgen auch jene sich dagegen setzenden johanneischen Geister nicht mehr abzuwenden vermochten, ihre innere Lebenskraft zu hemmen begonnen. Zugleich erstarb bey den Schriftgelehrten mehr, als bey dem Volk Sinn und Empfänglichkeit für die göttlichen Lebensquellen, Herz und Verstand verschlossen sich den ewigen Tiefen und da die treibende, nie ruhende Kraft des menschlichen Geistes nicht mehr in und mit dem Centralen wirkte und durch dieses die einzelnen Kräfte beherrschte und zusammenhielt, so suchte sie sich im Peripherischen einen Ausweg. Da erhoben sich die einzelnen Seiten und Richtungen des Geistes in ihrer Isolirung und sie machten sich ihre eigenen Götter.

Es hatte ein neues Heidenthum begonnen. Der Herr war abermals niedergefahren und hatte die Sprache verwirrt. Die morsche, unlebendige Einheit, die das äußere Gerüst ihrer Lehrsätze für die Hauptsache hielt und dadurch den innern Geist derselben und ihr freyes Leben zur Erstarrung zu bringen drohte, wurde zertrümmert. Zwar bewahrte auch jetzt noch eine kleine Schaar das heilige Feuer und die lebendige Kraft des unauflöslichen Lebens, aber die entfesselten Geister der aufgelösten Einheit verfolgten den Weg ihres selbstischen Lebens. Nach dieser Zertrennung und Entzweyung sollten die einzelnen Richtungen des menschlichen Geistes durch den Proceß ihrer isolirten Entwickelung, die aber doch von einem gemeinschaftlichen, sie in successiver Entfaltung gesetzmäßig bewegendem Princip getragen wurde, zu einer lebendigen Einheit zurück gebracht werden, wo jede von der Kraft des wahren christlichen Geistes durchdrungen und dadurch zu etwas ganz anderem gemacht an ihrer rechten Stelle wirken könnte. Bey solchen Vorgängen zeigt sich am klarsten die eigenthümliche Natur der Wirksamkeit Gottes in der Geschichte, indem er, je größer die Schwierigkeiten sind, welche sich durch die freye Entwicklung der einzelnen im Kampfe mit einander begriffenen Richtungen erheben, desto innerlicher, sicherer und fruchtbringender die Mißverhältnisse und Verderbnisse hebt, und jene zu einer allseitigen, auf festen Grundlagen ruhenden Einheit und Ordnung zurückbringt. So wird durch die Zertrennung und Freygebung der einzelnen Richtungen des Geistes gerade das Gegentheil von dem hervorgebracht, womit ihre Isolirung drohte und das innere Zusammenhalten in der größten Entfremdung führt zu einem wahren Leben endlich zurück.

Es ist oft gesagt worden, daß die philosophischen Systeme eines Spinoza, Kant, Fichte das größte Verderben für das positive Christenthum gewesen, daß sie den Menschen das rechte Heil aus den Augen rückten, ihnen durch Spekulationen das Christenthum entzogen, philosophische Begriffe anstatt der allein rettenden Wahrheit gaben, kurz in der ganzen Zeit eine Richtung hervorbrachten, die vom Christenthum gänzlich wegführte. Das Wahre dieser Behauptungen läßt sich auch durchaus nicht abläugnen. Und doch haben diese Philosophieen, wenn man es recht verstehen will, die Menschheit um vieles weiter gebracht. Dieser Widerspruch löst sich, wenn man einen tieferen Blick auf die großen, weltgeschichtlichen Richtungen der Menschheit werfen will

und nicht die einzelnen Erscheinungen isolirt, sondern im Zusammenhang mit dem Folgenden und in ihrer innern Stellung zu dem Ganzen der Entwicklung betrachtet. Wir wollen hier nur an die größte und auffallendste Erscheinung in dieser Beziehung, an das Heidenthum der alten Welt erinnern. Zeigt sich denn nicht das Heidenthum als das größte Verderben der Menschheit? Und doch beherrscht es einige Jahrtausende dieselbe. In der That, dieß wäre nicht zu begreifen, hätte es nicht doch in seinem Endziel nur zur Verherrlichung des göttlichen Willens gedient, und wäre es nicht der Weg gewesen, durch welchen Gott seine Absichten ausführte, um der Menschheit nach ihrer Entfremdung von ihm gründlich und für immer zu helfen, da eine frühere vollständige Offenbarung nutzlos gewesen wäre, ehe die Bedingungen dazu erfüllt waren. Das jedesmal relativ Höchste und Letzte kann nicht sogleich eintreten, sondern es müssen erst, wenn von Grund aus geholfen werden soll, die vorhergehenden Stufen durchlaufen seyn und das Beste, wenn es sich vorzeitig geltend machen wollte, würde oft am meisten Unheil anrichten. Jede solche in der menschlichen Natur tief begründete Richtung tritt in der Geschichte hervor, wenn ihre Zeit sie ruft. Ganze Völker und Zustände repräsentiren solche einzelne Richtungen und stehen da, als solche realisirte Ideen, damit der Geist sein ganzes Innere, auseinandergelegt und in Objectivität getreten, erkenne und jede einzelne Richtung in ihrer Einseitigkeit überwinde. So bezeichnen die Völker-Individualitäten als colossale Malsteine den Gang der geistigen Entwicklung, Nationen wurden die Opfer für die ganze Menschheit. *) Auch jene Philosophien waren von ihrer Zeit geforderte Durchgangspuncte und Repräsentationen besonderer aus dem Centrum getretener Seiten des menschlichen Geistes in ihrer Isolirung und Selbstheit ausgesprochen, welche, weit entfernt in ihrer letzten Wirkung dem wahren Christenthume zu schaden, zu seiner dauerhafteren Begründung und allseitigeren Erkenntniß viel beytrugen trotz ihres dem positiven Christenthum ganz entgegengesetzten Charakters. Gott weiß jede solche

*) Jesaias, 43, 3. 4.

exorbitante Richtung im großen Systeme des Ganzen mit Gewinn zum Guten zurückzulenken und zum rechten Endzweck zu verarbeiten, so daß manche Richtungen in ihren Folgen als ein Glück erscheinen, was sie an und für sich durchaus nicht waren.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den germanischen Erb-Adel. Beytrag zur Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Von Dr. Christian Thierbach, ꝛc.

(Schluß.)

Bey Dio Cassius LXXI. 11. kommt als Anführer einer germanischen Völkerschaft ein zwölfjähriger Knabe, Battarios, vor. Viderich, der Enkel Hermanrich's, war, unter Vormündern, König der Ostgothen. Amm. Marc. XXXI. 3. Aus älteren Zeiten desselben Volkes wird bey Cassiodor, Var. VIII. 9. eines Gensimund gedacht, der einen unmündigen Amaler bey seinem Erbrechte schützte. Solches Erbrechts bey den Langobarden gedenkt Procopius, Goth. III. 33. und IV. 27, bey den Franken Agathias p. 15 Bonn. Dieß ist einer der Hauptzüge, die einen Trieb der Staatskunst, welcher den geringeren Völkern fehlt, an den Germanen entdecken lassen. Montaigne erzählt (Essais I. 30) von Wilden aus Amerika, die er zu Rouen gesehen, wo Carl IX. seinen Hof hielt und sie wohl aufnahm. Nachdem sie Hof und Stadt gesehen hatten, fragte man sie, was ihnen das merkwürdigste gewesen? Ils dirent qu'ils trouvoient fort estrange que tant de grands hommes portants barbe, forts et armés, qui estoient autour du roy, se soubmissent à obeïr à un enfant, et qu'on ne choisissoit plustot quelqu'un d'entre eulx pour commander. Eine Ansicht, die bekanntlich an dem Aeußersten einer, der Wildheit entgegengesetzten, Seite wiederkehrt, nur mit dem Unterschiede, daß man hier meynt nicht der Leibesstärke, sondern der „Intelligenz" die Stelle des Erbrechts einräumen zu müssen.

S. 98 wird angenommen, nichts habe den Herrn verhindern können, seine Leibeignen außer Landes zu verkaufen. Die Sitte hinderte ihn daran; welche Leibeigenen außer Landes verkauft wurden, giebt Tacitus genau an, G. 24, und läßt aus dieser Ausnahme das Entgegengesetzte als die Regel erkennen.

Nach S. 102 wäre das uxor et liberi G. 25 von den Angehörigen des Leibeigenen zu verstehen, weil „Frau und Kinder des Edelmanns sich mit knechtischen Arbeiten nicht befassen mochten.“ Doch, nach G. 15, wo Leibeigene gar nicht vorkommen. Die Abneigung gegen häusliche Dienstleistungen, welche z. B. bey den Römern unzertrennlich von der Freyheit war, (daher die ersten Kaiser zu Kämmerern nur Freygelassene haben konnten,) ist dem germanischen Blute ganz fremd. Jenes uxor et liberi steht im Gegensatze nicht zu den Leistungen des Leibeigenen, sondern zu der vorhergehenden Anführung, daß man zu häuslichen Diensten nicht, wie bey den Römern, Sclaven gebrauche.

S. 107 ist die Stelle des Sidonius Apollinaris II. 1. seu patriam dimittere seu capillos irrig auf den gothischen Adel bezogen. Sie handelt von dem gallischen.

Ref. bricht ab, wiewohl noch Manches zu erinnern wäre. Er hätte sich wohl viel kürzer fassen und auf die Nachweisung beschränken können, daß den Ansichten J. Grimm's in den Rechtsalterthümern durch Hrn. Th. (welcher dieses Buch sonderbarer Weise unberücksichtigt gelassen hat,) nichts Haltbares entgegengesetzt worden sey. Nur die Ausstattung mit Belegen, die der Verf. seinen Behauptungen gegeben und die ihm an einem andern Orte Beyfall erworben hat, bewog den Ref. zu dieser Ausführlichkeit.

Zum Beschluße der schauerlichen Darstellung von dem Unwerthe der gemeinen Freyen und von der Noth der Hörigen bey den Germanen, (denn davon ist mehr als von dem Erbadel selbst die Rede,) bestreitet Hr. Th. noch die Meynung, die seit Montesquieu herrschen soll, als hätten „Germaniens Völker Europa den Geist der Freyheit zurückgebracht, der von dem römischen Despotismus verscheucht gewesen.“ Dem, was er dagegen vorbringt, liegt nicht nur eine zu geringe Vorstellung von dem germanischen Wesen, sondern auch eine viel zu hohe von dem römischen zu Grunde, die er sich aus einigen Büchern des Ammianus, ja aus einigen Kapiteln des Salvianus hätte berichtigen können. Ein Schriftsteller von erstem Range, der nicht von Montesquieu zu lernen hatte und ungleich römischer gesinnt war, als dieser, eröffnet seine Abhandlung von der Verfassung der Angelsachsen mit folgender Betrachtung: „Die nördlichen Völker, die sich auf den Trümmern des römischen Reiches festsetzten, lebten von jeher unter äußerst freyen Regierungsformen. Gewöhnt an Unabhängigkeit und Waffen, gehorchten sie ihren Oberhäuptern mehr aus Anhänglichkeit als Botmäßigkeit. Die Zwingherrschaft, die in dem römischen Reiche, vor dem Einbrechen dieser Eroberer, den Geist niedergedrückt und jeden edlen Trieb von Wissenschaft und Tugend zerstört hatte, vermochte dem Andrange eines freyen Volkes nicht zu widerstehen; und es begann ein neuer Zeitraum, da Europa den alten Geist wieder anfachte und die schnöde Knechtschaft unter willkührlicher Herrschaft, die es so lange getragen hatte, abwarf. Die freyen Verfassungen, welche damals entstanden, sind zwar in den folgenden Zeiten durch Uebergriffe der Herrscher vielfach verkümmert worden; gleichwohl sind daran die Züge von Unabhängigkeit und gesetzlicher Verwaltung nicht erloschen, welche die europäischen Völker auszeichnen; und wenn dieser Welttheil durch einen Sinn von Freyheit, Ehre, Billigkeit und Tapferkeit hoch über den andern steht, so verdankt er diesen Vorzug hauptsächlich dem Samen, welchen jene edelmüthigen Barbaren ausgestreut haben. „(Hume Gesch. Englands Anhang 1.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.

Allgemeine Einleitung ꝛc.

Specielle Einleitung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es ist immer besser eine einseitige Richtung kommt ganz entschieden zum Vorschein, damit man doch sieht, was an ihr ist, als daß sie noch länger versteckt eine verderbliche Macht ausübt, wo man sie nicht fassen und angreifen kann. Eine solche Macht ist auch oft, wenn ihre Kraft unselbstisch an ihrer rechten Stelle wirkt, etwas ganz anderes als wenn sie sich vom rechten Grund losgerissen geltend macht und erst dadurch ein Geist des Verderbens wird. Auch durch jene Philosophien, deren Selbständigkeit später Veranlassung wurde, auch das Christenthum selbständiger und tiefer zu erfassen und zu erkennen, wurde die Menschheit von einem einseitigen und verkehrten Princip befreyt dadurch, daß es in ihnen ganz ans Tageslicht kam, abgesehen von allen andern Seiten und Beziehungen, von denen aus sie noch betrachtet werden können. Daß mit dem bloß rationellen Denken die innerste Natur und das wahrhafte Bedürfniß der Menschen in keiner Weise befriedigt werden kann, ist nun eines von den großen Resultaten der letzt vergangenen Zeiten. Die rationelle Grundrichtung, die das Positive und Substantielle hinweg zu bringen suchte, bewies eben hiedurch am besten, wo die tiefste Seite des menschlichen Wesens wurzle. Alle ihre Anstrengungen setzten die wahre Natur des menschlichen Geistes in ein desto helleres Licht und wiesen desto nachdrücklicher auf die entgegengesetzte hin, wo die Grundmächte der menschlichen Natur zu suchen sind. Daher ist es von einem weitern Gesichtskreis aus abermals klar geworden, daß das Religiöse in seiner reinen und wahren Bedeutung die Grundmacht ist, welche den archimedischen Punct enthält, von dem aus und durch den die Menschheit in ihrer weiteren Entwicklung fortschreitet. Weil diese Macht den innersten Kern und die eigentliche Wurzel der menschlichen Natur enthält, und sich alle in ihr als Ein Geschlecht und in der innigsten Verbindung mit einander fühlen, so wurde die Menschheit immer nur von hieraus im Ganzen und Großen bewegt. Daher hat das bisher herrschende rationelle Princip keine positive Gestaltung oder ein eigenthümliches Leben hervorrufen können, sondern nur negative und destruirende Wirksamkeit gezeigt. Eben darum sind alle äußerlichen Besserungs-Versuche, wobey die Menschheit nicht an dem rechten Punct ergriffen wird, vergebens. Dazu gehören innere Kräfte und Gedanken, die allein im Christenthum zu finden sind, aber im vollen ganzen Christenthum, welches nicht nach engherzigen Rücksichten, nicht nach dürftigen philosophischen und religiösen Systemen, oder nach sichernder Brauchbarkeit zugeschnitten ist, sondern in das Leben und Denken eindringen soll, mit der ganzen Fülle und Concentrirung aller seiner Kräfte, welche recht erkannt und angeeignet auf jedem Gebiet, in jeder Richtung, auf jedem Punct mit gleicher Macht wirken — was das Zeichen des wahren Lebens ist. Dieses hat allein das Christenthum, weil in seinem lebendigen Grund, worauf es ruht, die höchste Intelligenz und das wahrhaft göttliche Leben (ἡ ἀλήθεια καὶ ἡ ζωή) wirklich und leibhaftig Eins sind. Nur von hier aus kann der Morgenhauch eines neuen Lebens sich erheben und wahrhaft productive Kräfte in allen Gebieten hervorrufen, recht im Gegensatz zu dem matten

Streben der Zeit nur von Außen durch nivellirende Ausgleichungen alle harten Ecken wegzuschaffen, wodurch zwar Alles recht bequem gemacht, aber auch das innere Leben gelähmt wird. Die frische Kraft jenes Lebens hat nur vorerst, wie fast jedesmal in der Geschichte, wenn sich die Tiefen aufgethan, mehr den empfänglichen Sinn des Volkes ergriffen, guten Theils noch unbekannt dem vornehmen Reflexions-Leben solcher Gelehrten, die noch nach alter Weise der Menschheit Schnitzel kräuseln, doch wird ihm noch Alles zu seinen Füßen gelegt werden.

Auch auf dem Gebiet der Philosophie wendet sich nun plötzlich ein Theil seit einiger Zeit auf einige kräftige Winke hin unmittelbar diesem Princip zu; ohne vorher daran und darüber gedacht zu haben, nimmt er es ohne alle eigene Begründung und ohne nur die Bedingungen dazu auf philosophischem Standpunct zu kennen, auf, und will ohne Weiteres erndten, wo man nicht gesät hat, und ohngeachtet die Sache, will man einmal Philosoph seyn, auf dem Wege des Denkens und der selbständigen Forschung zu begründen wäre, kommt es doch diesen Philosophen nicht in den Sinn, daß man das erst vorher auf eine reelle Weise selbst thun müßte, sondern man glaubt, sich so geradezu dem Genuß fremder Güter und fremder Arbeit überlassen zu können. Diese Art Philosophie hat nun, weil es auf dem von ihr bisher bewohnten Gebiet immer öder und unfruchtbarer wurde, begonnen ihren ganzen Staat auf das christliche Gebiet herüber zu schaffen, wobey freylich mancher alter Hausrath unterwegs zerbricht, oder keine bequeme Stelle mehr in der neuen Region finden kann. Man hat auf einmal eingesehen, daß jetzt alle Möglichkeiten, wie bisher zu philosophiren, erschöpft seyen; da nun nichts anderes mehr übrig ist, als das Positive, so muß man ohne Weiteres umkehren, und zum Gegentheil übergehen. Es war dieß ohnedem eine von der letzten Begriffs-Philosophie aufgebrachte und gern benützte Wendung, daß man, wenn es durchaus nicht mehr weiter gehen wollte, vornehm versicherte: hier schlägt die Entwickelung gerade in ihr Gegentheil um, hier geht die Idee in ihr Andersseyn über. Natürlich! wenn die Philosophie nicht mehr weiter kann, so kann die Sache auch nicht mehr weiter, sie schlägt um. Der ganze bisherige Begriff- und Reflexions-Apparat wird nun an den christlichen Inhalt angesetzt, die christlichen Lehren werden nach allen Seiten philosophisch herumgedreht und gewendet, die alten gnostischen Systeme äußerlich ausgebeutet und christlich aufgeputzt, man martert sich ab mit Constructionen *) der göttlichen Trias; der Erlöser wird nun so ohne Weiteres in alles Wissen hineingesetzt und sein Name den alten Begriffsbestimmungen aufgeheftet, die längst ausgeprägten, aus allen Systemen zusammengebrachten Formeln werden christianisirt und nun ist alles positiv geworden. Leider ist bey diesem ganzen Treiben von Gedanken, die wirklich einen Aufschluß geben, wie bey Böhme, Leibnitz, Hamann ꝛc. nichts zu sehen. In der That ist noch sehr weniges auf dem Gebiet der Wissenschaft innerlich und auf eine durchgeführte Weise christlich geworden. Versuche solcher, die wirklich im Mittelpunct des Christenthums practisch stehen und denen der philosophische Begriffsstand fremd ist, müssen anerkannt werden, aber mit einigen sporadischen Andeutungen, die aus christlichem Grund geschöpft sind, ist noch nichts Ganzes gethan. Der lebendige wirkliche Christus muß als Grund alles Seyns in Natur und Geist, wie er es ist, so auch erkannt und anerkannt werden, aber davon geschieht das Gegentheil, wenn man sein unauflösliches Leben in inhaltslosen Abstractionen aufgehen läßt. Sein thatsächliches Wirken und Leben im alten und neuen Testament, so wie in der ganzen Geschichte, das ist der Gegenstand, um den es sich handelt. Hierüber aber etwas Gedankenvolles und Aufschlußgebendes zu sagen, setzt ganz andere Dinge voraus. Die Zeit ist vorbey, wo sich der Geist mit unlebendigen scholastischen Formeln abspeisen läßt; er dringt auf eine wahrhafte Speise, die sein Innerstes befriedigt.

Möge man uns verzeihen, wenn wir etwas weitläufiger über den ganzen Standpunct der Sache, obgleich nur in den allgemeinsten Umrissen, uns verbreiteten. Es dünkt uns dieß ersprießlicher für die Uebersicht des Ganzen, als bloß einzelne darüber hie und da hingestreute Bemerkungen.

Herr Sengler wendet sich nun ganz dem positiven Princip zu und sucht es in seiner Weise

*) Manche erinnert unwillkührlich an das Wort des Dichters: The fools rush in where angels fear to tread.

besonders aus dem Gang der früheren Philosophieen zu begründen. Manche Seiten und Uebergänge in dieser Darstellung der philosophischen Entwicklung sind zum Theil recht gut und treffend behandelt, einzelne Partieen gelungen und die Beurtheilung und Auseinandersetzung der Hegelschen Philosophie von einer Seite vorzüglich zu nennen; demungeachtet ist dem Verf. das, was er sich vorsetzte, in seiner Ausführung nicht gelungen. Der Hauptgedanke beyder Schriften läßt sich kurz in der Forderung zusammenfassen: Alles soll aus dem positiven Princip, aus dem persönlichen Gott, der Alles durch die freye That seines Willens wirkt, begründet und abgeleitet werden. Dieses neue philosophische Princip durch eine richtige Würdigung der früheren philosophischen Systeme seit Cartesius als das Resultat derselben darzustellen, ist ein Hauptzweck der beyden Schriften. Hier vermißten wir gleich vom Anfang einen Hauptpunct, der, um die ganze Entwicklung seit Cartesius ins rechte Licht zu setzen, unerläßlich ist. Es mußten, um die Sache erschöpfend zu erfassen, auch die früheren Hauptentwickelungen des menschlichen Geistes, in ihren Grundzügen wenigstens, dargestellt werden. Das ist zwar allerdings hie und da versucht worden. Aber mit solchen Bestimmungen, wie sie z. B. in der Vorrede sich finden, wo die orientalische Weltanschauung, in der das Princip des Lebens keine freye Subjectivität, sondern subjectlose, daher blinde Macht sey, der abstracten, substanzlosen, subjectiven Freyheit des occidentalischen Weltprincips entgegengesetzt wird, die Beyde dann ohne Weiteres ihre Versöhnung in einem positiven Princip, der freyen That Gottes ꝛc. finden, mit solchen allgemeinen gewöhnlichen Bestimmungen (die fast mit denselben Worten bey Hegel häufig wiederkehren) ist die innere Natur jener Hauptentwicklung der Menschheit nicht bezeichnet und nur das Aeußerlichste und Formellste gesagt. Der Herr Verf. hält sich überhaupt sehr gern an solche äußerliche Bestimmuugen, wiederholt sie auf eine belästigende Weise, und die Hauptgedanken des ganzen Werkes sind fast alle schon in der Vorrede ausgesprochen, wovon das Uebrige beynahe nur eine Ausspinnung ist.

In der ersten Schrift will nun der Verfasser auf das Princip des Systems die ganze Aufmerksamkeit lenken (Vorrede S. XV.). Wir wollen uns nun sogleich über einige Hauptpuncte erklären, um dadurch das Eigenthümliche des ganzen Verfahrens deutlich zu machen, denn es kann uns hier nur darum zu thun seyn, die Stellung, welche diese Arbeit im Ganzen einnimmt, zu bezeichnen; um alles Einzelne zu beurtheilen, würde eine ganze Schrift erfordert werden. Bey der Begründung des neuen Princips aus der Darstellung der inneren Bedeutung der vorhergehenden Philosophieen seit Cartesius ist uns dreyerley zunächst aufgefallen. Fürs Erste ist die Darstellung der verschiedenen Philosophieen, obgleich sie einzelne Seiten derselben und ihren äußern formellen Zusammenhang oft richtig auffaßt, keineswegs bis zu dem eigenthümlichen innern Hauptpunct, um den es sich bey ihrer Beurtheilung am meisten handelt, vorgedrungen. Dies wäre auch nur möglich gewesen, wenn der Verf. selbst die Natur seines positiven Princips und was dazu gehört, innerlich und reell erkannt und begründet hätte. So aber sind die einzelnen Philosophieen mehr nach untergeordneten Rücksichten entwickelt und ihre tiefste Bedeutung in Beziehung auf jenes Princip wenig erkannt.

Zweytens wird durch eine solche historische Darstellung allein ein neues positives Princip noch nicht gegründet. Dieß zeigt sich am besten darin, daß der Verf. Drittens auch in der That kein neues positives Princip abgeleitet und nachgewiesen hat, sondern es nur von aussen an und aufgenommen; eine wahrhaft innerliche Begründnng und reelle Entwicklung ist nicht zu finden und müßte auch von ganz andern Seiten her unternommen werden, ebendaher mangelt auch die Erkenntniß der wirklichen innern Folgen eines solchen Alles ganz anders gestaltenden Princips.

Was der Verfasser (im ersten Artikel) über die Religion als den tiefsten Punct im Menschen sagt, ist an sich ganz treffend und wahr, nur wäre es an der Stelle gewesen, eben über den innern Grund dieser tiefen Bedeutung derselben und über die Basis, worauf dieses ganze Verhältniß beruht einen wirklichen Aufschluß zu geben. Die rhetorischen Ergehungen, die wir dafür finden, können dieß nicht ersetzen. S. 172 kehrt dasselbe wieder. Was S. 7 über das Werden der Wahrheit in der philosophischen Entwicklung des menschlichen Geistes gesagt wird, hat ganz die Art und Weise des Hege-

lischen Philosophirens, das der Verfasser später selbst so glücklich bekämpft und will sich, so dargestellt, mit dem Wirken seines positiven Principes gar nicht zusammen reimen. Sätze, wie diese, die Philosophie ist die gewußte, sich selbst begreifende Wahrheit, zeigen, daß jenes positive (d. h. christliche) Princip bey Herrn Sengler zum Theile wenig mehr, als bloße Worte sind, sonst könnten keine Aussprüche vorkommen wie S. 41 „der Geist der Wahrheit stelle sich als ein und derselbe dar und verwirkliche sich in den verschiedenen philosophischen Geistern.“ Wir erkennen die Bedeutung der verschiedenen Philosophieen gerne an, aber so geradezu sich den Geist der Wahrheit darin pur und unmittelbar offenbaren zu lassen, ist ächt Hegelisch. Die sich selbst begreifende Wahrheit aber ist kein solches Abstractum, sondern das concreteste, das es giebt, nämlich ὁ βασιλεὺς τῆς ἀληθείας. Was im Anfange des zweyten Artikels über das Christenthum als Weltreligion gesagt wird, worin alle Volks- und National-Geister ihre beschränkende Eigenthümlichkeit ablegen, ist sehr vag und allgemein. In wiefern dieß der Fall ist und in wie fern nicht, hätte aus einander gesetzt werden sollen und dazu der innere Grund angegeben werden. Das geistige Leben im Mittelalter wird darauf in der Weise charakterisirt, daß hier Wissen und Glauben in einem völlig äußerlichen Verhältniß zu einander standen. Das ist freylich das Unzureichendste, was man über die innere Natur des Mittelalters, über den mannichfaltigen Reichthum seines geistigen Lebens, über die Tiefe so mancher seiner Denker und über die merkwürdige bisher fast ganz verkannte Stellung der Menschheit in jener Zeit sagen kann. Es ist ungefähr das Nämliche, was Hegel in breiter Exposition im dritten Theil der Geschichte der Philosophie S. 46 ꝛc., 202 ꝛc. eben so wenig erschöpfend hören läßt. Ebenso äußerlich und formell in Hegelischer Weise wird nachher die Bedeutung der Reformation aufgefaßt; sie habe Freyheit und Selbstständigkeit des Subjects, des Individuums in der Substanz gewollt. Von solchen die Sache gar nicht ergreifenden Ansichten aus die innere Bedeutung der geistigen Entwicklung der letzten Jahrhunderte wahrhaft darzustellen, kann freylich nicht gelingen.

Nachdem der Dualismus in allen seinen spätern Formen äußerlich berührt worden, wird die weitere Fortentwicklung des Schellingischen Systems in seinen spätern Abhandlungen in breiten Wiederholungen ausgeschrieben. In jenen werde die Persönlichkeit als das höchste hingestellt, dagegen das negative Princip der Rationalismus in Hegel seine vollendete Spitze erhalten habe. Die Hauptgedanken des Verfassers, auf welche hier Alles hinausläuft, besonders in Beziehung auf Theismus, sind diese: bey dem Theismus sey Gott nur die abstracte Ursache der Welt, das Verhältniß Gottes zur Welt sey immer ein ideelles, gedachtes, logisches, kein wirkliches, reelles. Der Uebergang zum concreten Monotheismus sey die Ueberwindung des Pantheismus. Jedes Vernunft-System sey ein System der Nothwendigkeit, der bloßen Gesetzmäßigkeit, des logischen Wissens. Aber über dem Allen stehe die Freyheit. Gott sey nicht bloß die Weltvernunft, sondern die Urpersönlichkeit, das Ur-Ich, nicht das Absolute als Vernunftbegriff, sondern das Absolute als freye Persönlichkeit. Die Entstehung der Welt sey dann keine Begebenheit, sondern That Gottes. Natur sey durch und durch von Geist durchdrungen. Mit dem großen Fortschritt von der Vernunft zur Freyheit und zum wahren Wesen des Geistes, als der Einheit von Vernunft und Freyheit sey aller freyerer Dualismus in jeder Form versöhnt, die ganze neueste Philosophie habe darin ihre Wahrheit, daß sie das Wesen des Geistes und der Persönlichkeit erkannt habe. Diese Gedanken sind ungefähr die Summa der ganzen Schrift, diese werden dann nach allen Seiten aus einander gelegt und fortwährend wiederholt. Was an diesen Gedanken nun Reelles ist, stammt nicht von ihm her; wozu uns aber Herr Sengler das, was ihr Urheber begründet genug dargestellt hat, so überflüßig immer und immer wieder vorbringt, ist gar nicht abzusehen. Er bringt nichts Neues dazu. Ueberall sehen wir zwar versichert, wie (S. 107) daß durch das positive Princip der Persönlichkeit alle Gegensätze gelöst würden, eine wirkliche durchgeführte Lösung finden wir aber nirgends. Alle Sätze stehen nur als Versicherungen da, die eines gründlichen Nachweisens und einer zusammenhängenden Ableitung ermangeln.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.

Allgemeine Einleitung ꝛc.

Specielle Einleitung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Seite 107. 108. werden die einfachen christlichen Wahrheiten in vornehmen philosophischen Redensarten aufgeführt. Die Menschen wären sehr zu bedauern, wenn sie auf ein solches philosophisches Räsonnement hätten warten müssen, um Gott als persönlichen zu erkennen. Herr Sengler sieht in der Welt keine andern Gewalten, als diese philosophischen Reflexionen, als ob es nicht noch ganz andere Mächte und Kräfte in der geistigen Welt gäbe und als ob das Leben und die Erkenntniß der Kirche von solchen philosophischen Begriffen abhinge. S. 113 wird versichert, bey Jacobi sey der persönliche Gott nur Sprache seines Herzens, nicht Resultat der philosophisch positiven Einsicht des Geistes. Er sage zwar: Vernunft ohne Persönlichkeit sey ein Unding, Gott sey über der Welt und in der Welt, getrennt von ihr und in unzertrennlicher Verbindung. Das seyen aber nur Worte, von denen die positiven Begriffe fehlten, bey Jacobi. Aber Herr Sengler sagt ja auch gar nichts anderes; alles was er sonst noch Reelles hinzufügt, ist ja nicht von ihm, und was er selbst noch beysetzt, ist bloß die Wiederholung derselben Gedanken, ohne weitere Begründung und Fortführung. Dazu ist Jacobi mit der Sprache seines Herzens, wie Herr Sengler es nennt, viel weiter vorgedrungen und hat schärfer geschaut, als Herr Sengler für sich selbst, ungeachtet aller seiner fremden Hülfsmittel. Jacobi hat auch Gott ganz und gar nicht als die bloß abstracte Ursache der Welt aufgefaßt; sein Gott ist doch ein ganz anderer, und der Verfasser thut ihm sehr Unrecht, wenn er in dieser Beziehung seinen Theismus dem Naturalismus (S. 114) gleichsetzt. — S. 114 wird abermals der einfache Christenglaube, daß Gott in der Welt ist, aber doch nicht die Welt, mit vornehmen philosophischen Ausdrücken ausgeschmückt, die aber keinen weitern Aufschluß gewähren. Denn damit, daß gesagt wird, Gott sey, in so fern er ein besonderer ist, in Allem und bey Allem nur sich selbst gleich und identisch, ist doch wahrlich über das Wesen Gottes kein tiefer Aufschluß gegeben. Wenn dann versichert wird: Gott sey sich (in der Welt) überall ungleich, so ist das ziemlich dunkel, und sieht etwas bedenklich aus. Was der Verfasser eigentlich damit will, hätte er etwas genauer erklären sollen. Das ist eben die große Frage, wie Gott die Kraft der ganzen Welt ist, sie erfüllt und überall ist und doch von ihr total verschieden. Hic Rhodus, hic salta. Ueber alle solche Hauptfragen, worauf es eigentlich ankommt und worüber man doch in einem solchen Buch, das ja zu diesem Zwecke geschrieben wird, etwas erwartet, erhält man keinen Aufschluß, sondern nur philosophische Redensarten, hinter die man sich versteckt. Jene Hauptfrage zu lösen, daran arbeitet der denkende Geist in der ganzen Weltgeschichte und hat es auf mannichfache Weise versucht, und, tiefer gefaßt, ist dieß eigentlich der treibende Stachel in allen Systemen, die einen reellen Gehalt haben. Auch dasjenige, was hierüber in frühern Zeiten wirklich Gedachtes und Reelles gesagt wurde, ist von Herrn Sengler unbemerkt geblieben, oder nicht in seiner innern Tiefe und Bedeutung erkannt worden.

S. 116 ist die wesentlichste Bedeutung und der innere Gehalt der früheren Schelling'schen Philosophie, ihre Stellung zu frühern und spätern Entwickelungen ganz ungenügend dargestellt, so wie die tiefsten, innerlichen Grundbestimmungen und ihre wahre Eigenthümlichkeit, um die es sich eigentlich hier handelt, gar nicht berührt. S. 146 kommt eine Construction der Persönlichkeit Gottes und der göttlichen Dreyeinigkeit. Auch hier wird mehr mit logischen Begriffen das Wesen Gottes construirt; davon, worauf es eigentlich ankäme, reell nachzuweisen, worin die Natur und Grundlage jener Form bestehe, (nach dem Ausdrucke des Verfassers „das Wesen ist die Einheit, die wesentliche Form ist die Mehrheit, der Unterschied selbst sind die Personen der Gottheit,") was ferner diese Form selbst ist, wodurch der Unterschied entsteht, davon vernimmt man Nichts.

Doch schon hier scheint hie und da fremdes Denken hindurch, und da besonders von S. 149 an sehr stark mit fremdem Kalb gepflügt wird, uns es aber widerlich ist, mit einem solchen Verfahren uns näher zu befassen, so haben wir keine Lust, uns weiter darüber zu äußern.

Im vierten Abschnitt (S. 163), wo von dem Wesen und der Bedeutung der Religionsphilosophie in gegenwärtiger Zeit gehandelt wird, — wird als Hauptaufgabe derselben hingestellt, die ganze Menschheitsgeschichte zu begreifen; die Menschheit soll sich in ihrem ganzen Werden offenbar werden, sich selbst ganz verstehen, dann würde Mystik, Bild, Symbol lautere Wahrheit werden ꝛc. Abgesehen davon, daß Hr. Sengler den Mund etwas voll nimmt und in seiner rhetorischen Ueberschwenglichkeit gleich die höchste Durchsichtigkeit der Vergangenheit verheißt, wollen wir nur bemerken, daß selbst mit einer noch so klaren Erkenntniß der Vergangenheit, wenn sie möglich wäre, sich keine Zeit begnügen würde; es ist ein selbständiges, lebenskräftiges Princip und ein selbständiger Halt nothwendig, in und durch den allein eine Zeit bewegt wird. Mit philosophischen Allgemeinheiten wird in der Welt gar nichts ausgerichtet, ein solcher philosophischer Geist ist am weitesten entfernt, ein Pfingstfest der Völker, wie Herr Sengler meynt, schaffen zu können. Gott geht einen ganz andern reellern Weg in der Geschichte, wo ganz andere Gebiete und Kräfte den Ausschlag geben, die Herrn S. entgangen sind.

Von S. 186 an folgt eine Uebersicht und Kritik der Hegel'schen Religionsphilosophie; schon S. 127 waren die Grundzüge des ganzen Systems im Allgemeinen dargelegt. Da dieß eine warhaft verdienstliche und die beste Seite des ganzen Buches ist, so wollen wir besonders für solche, die über den Hegelianismus noch wenig belehrt sind, die Hauptsumme der Gedanken des Herrn Sengler darüber kurz zusammenfassen: das hegelische System ist der logische Idealismus, so fern er vom absoluten Begriff gesetzt ist. Die absolute Bewegung des Begriffs, der absolute Gedanke ist das Absolute — Gott. In der Logik ist Gott an und für sich, die Gedanken in der Logik sind Gottes Gedanken, das Selbstbewußtseyn Gottes selbst in seiner Außerräumlichkeit, Außerzeitlichkeit, in seiner Unendlichkeit. Aber so ist Gott noch nicht absoluter Geist. Dieser ist durch Natur und den endlichen Geist vermittelt. Vor dieser Vermittlung ist Gott nicht Geist, sondern reine Denkthätigkeit. Die Schöpfung ist eine ewige und ist die eigentliche Offenbarung. Die Bestimmungen der Dreyeinigkeit sind nur die gewöhnlichen logischen Begriffsmomente. Gott ist vor der Welt und ohne die Welt nicht Gott. Das Endliche ist wesentliches Moment des Unendlichen in der Natur Gottes. Setzen und Aufheben der Welt ist aber ein ewiger Proceß, kein zeitlicher, ist die ewige Dialektik Gottes. Die Erlösung ist eine von Ewigkeit daseyende. Gott braucht die Welt zu seiner Selbstvollendung, die Welt muß ihm helfen. Gott ist Alles, was ist, was wirklich ist seinem Wesen nach. Die Welt ist Moment Gottes. Spinoza's System ist Pantheismus der Substanz, Hegels System Pantheismus des Begriffs. Freye Schöpfung der Welt hat in diesem System keinen Sinn, weil Gott selbst noch nicht fertig ist, Gott resultirt aus der endlichen Welt; diese selbst kommt ganz willkürlich aus Gott, es ist keine Entwicklung, sondern ein absolutes Abbrechen. Die Wirklichkeit hat keine Geltung, außer als ein vom Begriff gesetztes Moment, sie ist ein nicht zu vermittelnder Widerspruch mit dem ideellen Daseyn der logischen Idee. Nicht Gott realisirt seinen Be-

griff, sondern der Begriff realisirt Gott. Das Negative ist überall zum Positiven gemacht. Der Begriff scheitert an der wirklichen Welt, wo er aus einander fällt, ohne wieder zu sich kommen zu können. Die Religion ist nur Wissen des göttlichen Geistes von sich durch Vermittlung des endlichen Geistes. Die Wirklichkeit der Religionen wird in höchst dürftige Begriffsformen eingezwängt; das Eintheilungsprincip der Religionen ist das alleräußerlichste. Die Bezeichnungen derselben passen eben so gut auf andere, bey den Definitionen erräth Niemand was damit gemeynt ist. Mit dem thierischen Zustand wird begonnen. Jede Religion ist nur Offenbarung des Begriffes; das Christenthum nur die absolute Manifestation des Begriffes. Die religiösen Processe in Zeit und Raum sind nicht wirkliche, sondern nur Gedankenprocesse, auch der concrete Begriff ist nur eine Abstraction. Was seiner Natur nach positiv ist, wird ein Vernunftloses, Zufälliges genannt, es giebt kein reales Werden, sondern nur ein logisches. Die Versöhnung ist nur eine Aufhebung der Welt, damit Gott als Geist sich entwickle, die vorhergehende Entzweyung ist eine nothwendige Entzweyung Gottes, der Sohn wird selbst aufgehoben und es bleibt nur der Geist als absoluter Begriff. Das ewige Leben besteht im Denken des Begriffs und es bleibt Nichts übrig, als die Seligkeit des Zurücksehens auf den Verlauf des Begriffs. Alles kehrt in Nichts zurück, ins reine Wissen, das Jenseits ist eine leere Abstraction, das Ideal des Diesseits ist der Staat.

In der That nirgends springt die Leerheit der Hegelischen Formeln mehr in die Augen, als bey den Constructionen der verschiedenen Religionen, wobey sich zugleich ein gänzlicher Mangel an äußerer Kenntniß und Einsicht in die Sache häufig herausstellt, wie, wenn z. B. gesagt wird „Gott als bloß der Vater ist noch nicht der wahre, so ohne Sohn ist er in der jüdischen Religion (im alten Testament) gewußt.“ Mit solchen Einsichten in die innere Natur und Bedeutung des alten Testamentes kann man freylich weder über die jüdische Religion, noch über die andern gleichzeitigen Mythologieen einen Aufschluß geben. Wenn irgendwo, springt in den Definitionen der Religionen die ganze Hohlheit dieses inhaltlosen, oft von allem Sinn entblößten, in lauter Tautologieen sich bewegenden Schattenwerks ganz von selbst in die Augen. Das äußere Siegel und der Ausdruck dieser innern Dürre ist die eminente Unbeholfenheit der Sprache. Offenbaren wird hier erklärt „sich bestimmen, seyn für Anderes.“ Die Endlichkeit ist das Böse, diese hat Christus angenommen. „Zuletzt“ existirt Gott als Gemeinde, „die Glaubenslehre besteht darin, daß Christus für den Geist ist.“ — Es wäre auch recht zweckmäßig und wohl am wirksamsten gewesen, wenn Hr. Sengler die eigentliche Burg des Hegelianismus, die Logik im Innern angegriffen und noch specieller in ihrer Leerheit und Willkührlichkeit nachgewiesen hätte; durch ihre hohlen Begriffe wird Gott und die Welt in einen Nebeldunst verflüchtiget, durch den ein wahres aristophanisches Kukukswolkenheim νεφελοκοκκυγία in die Luft hineingebaut wird. Welche Kernhaftigkeit und Gediegenheit hat z. B. dagegen die Kantische Sprache und das Kantische Denken im Vergleich mit solchem Wesen! Daher kam es auch, daß Kant seine Zeit bewegte, während sich das innere Leben und die wahrhaft gesunde Wissenschaft in unserer Zeit in allen bedeutenden Erscheinungen fort entwickelte, ohne nach Hegel zu fragen, ja ohne ihn näher zu kennen. Tüchtige Gedanken und eine gediegene Sprache haben aber zu allen Zeiten ideenreiche Männer angezogen und gefesselt.

Herr Sengler will nun, da das negative Princip mit dem Hegelianismus seine höchste Spitze erreicht habe, plötzlich umkehren und weil es so nicht mehr weiter geht, so bleibt nun nichts anderes mehr übrig, als mit dem absoluten Subject, mit Urwillen und Urthat zu beginnen. Aber eine weitere, innere und tiefere Ableitung dieses Principes sucht man vergebens, es begegnen uns nur lauter Versicherungen dieser Art. Abgesehen von der Aufstellung dieses neuen Principes, das der Verf. von außen angenommen, kommt er in der That nicht weiter, als manche seiner Gegner, und es bleibt bloß bey der Forderung, daß es geschehen soll. Der Hauptsatz, auf den der langen Rede kurzer Sinn sich immer reducirt und den er belästigend oft wiederholt, daß „aus dem Denken keine Thaten hervorgehen“ ist eben keine so hohe Weisheit. Dazu hätte es keiner so großen Anstrengung bedurft. Da „die That“ überall die erste Rolle spielt, so ist es auch nicht zu verwundern, daß er sich von Faust

verleiten läßt, das Wort λόγος bey Johannes durch That wieder zu geben und als seine innere Bedeutung hinzustellen, so daß es jetzt heißen muß: die That ward Fleisch (λόγος σάρξ ἐγένετο), die That des Lebens (λόγος τῆς ζωῆς) 1. Joh. 1, 1. sein Name ist die That Gottes (Apocal. 19, 13 λόγος τοῦ θεοῦ). Eine solche inhaltsleere Abstraction stimmt doch zu einer Philosophie sehr schlecht, die beständig concrete positive Wirklichkeit im Mund hat. Man muß doch mit der Kraft und dem innern Sinn der alt- und neutestamentlichen Sprache nicht sehr vertraut seyn, um heut zu Tage solche Dinge noch vorzubringen. — Eben so ist es große Verkennung, wenn die muhammedanische Religion, wie S. 239 ꝛc. geschieht, in die Reihe der positiven Religionen (als die dritte zur jüdischen und christlichen) gesetzt wird. Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit den neuesten philosophischen Bestrebungen von Fichte, Weiße ꝛc., die mit Anerkennung mancher Vorzüge doch dem Hrn. Sengler auch bedeutende Mängel zu haben scheinen.

In der speciellen Einleitung will der Verfasser den in der allgemeinen ausgesprochenen Gedanken „daß die Geschichte der neuern Philosophie zu dem positiven Anfang und zur positiven Wissenschaft als die Phänomenologie des Geistes angesehen werden könne“ ausführen, indem er zeigt, „wie in derselben nicht bloß historisch, sondern spekulativ die positive Philosophie subjectiv begründet und vermittelt ist.“ Zu diesem Zweck soll nun eine ausführliche quellenmäßige Darstellung der neuern Philosophie und zwar nach ihrer innern oder Ideenfolge gegeben werden. — Es dringt sich hier die Bemerkung von selbst auf, daß fast in der Regel, so oft in den neuern Zeiten ein Versuch zu philosophiren gemacht wird, derselbe in dem Nachconstruiren der vorhergehenden Philosophieen und in der Verbindung und Verschmelzung längst da gewesener Gedanken, gewöhnlich zweyer Systeme, die sich ergänzen sollen, besteht, wie wir ja z. B. noch nicht so lange Spinoza und Fichte gut nestorianisch an einander geheftet erblicken mußten. Zu einem eigenthümlichen, selbständigen Denken, wodurch reell eine neue Einsicht eröffnet würde, kommt es gerade auf diesem Felde seltener, und manche Bearbeitung eines positiven Gebietes giebt oft viel mehr

philosophischen d. h. wahrhaften Aufschluß über das geistige Leben, wie z. B. Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, als alle philosophischen Constructionen des deutschen Geistes und seiner Geschichte. — S. VIII. wird gesagt: der einzelne philosophische Standpunct drücke auch das bestimmte Selbstbewußtseyn der Zeit aus. Diese Behauptung wird gar oft von den Philosophen so im Allgemeinen ausgesprochen. Wir möchten dieselbe aber nur einmal in Bezug auf einen bestimmten Zeitabschnitt wirklich im Einzelnen ausgeführt und das concrete Leben desselben in die rechte Beziehung und Verbindung mit dem philosophischen Standpunct gesetzt sehen. Das würde eine wahre Probe für den innern Gehalt und die Gediegenheit der Gedanken seyn, wobey bloße Constructionen und Formeln sogleich ihre Ohnmacht zeigen und auf ihren wahren Werth reducirt würden. Auf dem Gebiet der Wirklichkeit mußte eine wahre Erkenntniß des positiven Princips am überzeugendsten sich bewähren. Mit einer solchen Ausführung hat sich aber der Verfasser nicht weiter befaßt. Damit man nun an einem Beyspiel die Art und Weise des Verfassers näher kennen lernt und zugleich eine Uebersicht des wesentlichen Inhaltes und der Hauptgedanken des ganzen Werks erhält, wollen wir in Worten des Verfassers „die wesentlichen Momente der Entwicklung der subjectiven, objectiven und absoluten Selbstbegründung des Selbstbewußtseyns“ in möglichster Kürze zusammenstellen.

Der menschliche Geist, welcher die unendliche Idealität seines Wesens durch das Christenthum dem Wesen nach erreicht hatte, kehrte aus der Entäußerung in die reale Welt in sich selbst zurück, er macht sich selbst zum Object und will in Allem nur sich selbst erkennen. Er will die Wahrheit als sein eigenes Selbstbewußtseyn und sein eigenes Selbstbewußtseyn als die Wahrheit erkennen. Alles andere wirft er nieder und die Selbstgewißheit wird Princip aller Wahrheit, deren reine Form jetzt erforscht wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.

Allgemeine Einleitung ꝛc.

Specielle Einleitung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diese bloß subjective Voraussetzung alles Denkens wird aber zum positiven Princip gemacht und so wird das subjectiv-logische Ich sein eigener Schöpfer aller Realität. Mit dieser „Verabsolutirung“ (!) des subjectiven Ich wurde die Wahrheit selbst aufgehoben und in einen Schein verwandelt, die Philosophie ist Philosophie des Nichtwissens geworden. Da offenbart sich die ganze philosophische Noth und Verzweiflung und die dringendste Forderung diesen Widerspruch aufzuheben. Dieß führt aus der subjectiven Selbstbegründung zur objectiven, zur Begründung der Wahrheit. Die Wahrheit, in welche die Selbstgewißheit hier übergeht, ist die Idee des menschlichen Geistes. Sie ist der Inbegriff der menschlichen Wahrheit. Er darf sich jetzt nur in seiner objectiven Wahrheit zum Selbstbewußtseyn bringen. Die Genesis des objectiv realen Selbstbewußtseyns ist auch die Genesis der Wahrheit im Selbstbewußtseyn und diese ist auch die wahre Methode der Philosophie. Jetzt wird die objective Selbstgewißheit des menschlichen Geistes zur absoluten Wahrheit gesteigert. Dieser objective Selbstbegriff wird zunächst von Seiten seiner Objectivität oder Substanzialität zum Absoluten gesteigert. Das Absolute ist die Substanz, die nicht zu ihrem Selbstbegriff gelangt. Hier kommt es aber nicht zur Form der Wahrheit; die bloße Substanz, welcher die Subjectivität fehlt, weiß ihren Inhalt nicht als sich selbst. Der substantielle Selbstbegriff tritt nur aus seiner unmittelbaren Einheit in die Vermittlung, wird formeller sich selbst begreifender Begriff. Hier wird nun der objective Begriff des Selbstbewußtseyns in seiner formellen Wesenheit zum Absoluten gesteigert. So begreift er aber nicht die reale, sondern nur die formelle Substanz als sich selbst. Die objective Realität der Idee wird dadurch in eine subjective des logischen Begriffes verflüchtiget. Die Einheit der Nothwendigkeit und der Freyheit ist aber die Idee des menschlichen Geistes. Diese Idee wird nun zum absoluten Geist gesteigert. Die Vermischung des Begriffes und der Ideen, des Geschöpfes und des Schöpfers hat die verschiedenen Pantheismen zur Folge, den Pantheismus der Substanz, des Begriffs und des Geistes. Der Pantheismus ist jetzt in allen seinen Formen erkannt, nämlich als die Confundirung der Idee des objectiven Geistes und der Idee des Absoluten, damit ist nun über den Pantheismus hinausgeschritten, das objectiv reale Selbstbewußtseyn geht nun zu seinem absoluten Grund über, welchen es nicht als sich, sondern in dem es sich selbst begreift. Der Pantheismus geht in die Immanenz über, das Selbstbewußtseyn begreift sich nicht als Absolutes, sondern nur in und aus dem Absoluten. Die subjective Selbstbegründung stellt sich dar in Carteſius, Kant, Fichte, Jacobi, die objective in Spinoza, Leibnitz, Schelling, Hegel und den Vermittlern Weiße, Fichte, die absolute in Günther, Baader, Schelling. Die letzte Abtheilung enthält dann die subjective und objective Selbstbegründung als System der Philosophie und zerfällt in Dialektik, Metaphysik und Ethik.

Wir wollen hier im Allgemeinen nur so viel bemerken, daß eine nicht geringe Aehnlichkeit mit der ganzen Art und Weise der hegelischen Manier zu philosophiren durch diese ganze Exposition hindurchgeht, über welche der Verfasser zwar mit Ver-

ſicherungen, aber nicht immer in der That hinaus iſt. Es iſt ganz dieſes Weſen, welches mit einigen fertigen Bezeichnungen und Ausdrücken auch die Sache abgethan und erſchöpft zu haben meynt. Carteſius, in dem die ganze neuere Philoſophie als ſubjective, objective und abſolute Selbſtbegründung ihren Ausgangspunct habe, weil er von der ſubjectiven Selbſtgewißheit auch auf die objective, die Ideen und auf Gott übergehe, habe das ſubjective Selbſtbewußtſeyn, meynt Herr Sengler, nur in ſeiner abſtracteſten Allgemeinheit und nur als einzelnes empiriſches Selbſt aufgefaßt, der Geiſt bleibe daher ſubjectiv ſeiner Wahrheit und ſeinen Ideen gegenüber. Daraus entſtehe nun ein doppelter Dualismus der Natur und des Geiſtes, der geſchaffenen Subſtanz und der abſoluten Subſtanz, und dieſen habe die neue Philoſophie zu verſöhnen. — Was hier äußerlich und formell richtig angedeutet iſt, wurde ſehr häufig ſchon von andern ausgeſprochen; allein mit einigen Ausdrücken dieſer Art iſt das innerſte Verhältniß, der eigentliche Punct, worum es ſich hier handelt, nicht erſchöpft, und um das Innere war es zu thun nicht um die äußere Signatur, die von ſelbſt auf platter Hand liegt. — Die zwey Subſtanzen (Natur und Geiſt) bleiben nun nach Hrn. Sengler in den folgenden Syſtemen (des Realismus und Idealismus) in ihrer Unmittelbarkeit neben einander ſtehen, wobey eine zum Accidens und Modus der andern gemacht wird. Nachdem Denken und Seyn in dieſen Syſtemen genißhandelt worden ſey bis auf Hume, kehrte der Geiſt in Kant aus ſeiner Entäußerung zurück. Er habe die abſtracte Beziehung des Denkens und Seyns zu vermitteln verſucht. Seine Grundfrage ſey, welches iſt das aprioriſche Band, durch welches beyde verbunden werden? Wie ſind ſynthetiſche Urtheile a priori möglich, heiße demnach: welches iſt der transcendentale Grund der Setzbarkeit des cogito ergo sum oder des Denkens und Seyns? Der poſitive Grund ſey die transcendentale Apperception; die immanente, abſtracte Form desſelben, durch welche dieſe Einheit beſtimmt iſt, ſind die Categorieen, ſie vermitteln die transcendentale Syntheſis, durch welche alle Erfahrung bedingt iſt. Dieß ſey der höchſte Punct des Kantiſchen Denkens. Die verrenkten Glieder, die disjecta membra poetae, der theoretiſchen, praktiſchen Vernunft und der Urtheilskraft habe nun Fichte durch Ein ſie alle umfaſſendes Princip vereinigt, daraus entſtand eine Philoſophie aus einem Stück, ein vollkommenes Vernunftſyſtem.

Daß der Verfaſſer eine Seite des Kantiſchen Syſtems, die aber auch an ſich ganz klar iſt, richtig hingeſtellt, läßt ſich nicht läugnen, aber damit iſt es weder erſchöpfend in ſeinen Grundzügen entwickelt, noch der tiefſte Punct desſelben dargethan. Der Standpunct überhaupt, von dem aus der Verfaſſer die Philoſophie beurtheilt, ruht nicht vollſtändig und reell auf ſeinem poſitiven Princip; es iſt ein mehr untergeordneter phänomenologiſcher; wäre jenes Princip in ſeiner innerlich erkannten Natur und Tiefe zum Ausgangspunct und Halt genommen, ſo würde die Bedeutung und Stellung der Philoſophieen in einem andern Lichte noch erſcheinen. So aber wird alles an dieſer ſubjectiven und objectiven Fortbeſtimmung hingeleitet, womit gar wenig geſagt iſt, aber die hauptſächlichſte und wichtigſte Bedeutung der Syſteme wird dabey nicht hervorgehoben. Die Philoſophieen werden immer nur als Potenzirungen der ſubjectiven und objectiven Selbſtbegründung dargeſtellt; damit läuft die ganze Entwicklung an einigen äußerlichen, formellen Beſtimmungen hin, ohne dadurch den weſentlichen und reellen Gehalt der Syſteme in Beziehung auf jenes vielgerühmte Grundprincip zu entwickeln. Ferner iſt Alles was auf die Analytik der Begriffe im Kantiſchen Syſtem kommt, unverhältnißmäßig kurz wiedergegeben und eigentlich bloß nach den Ueberſchriften benannt, und hier kommen gerade Hauptpuncte, welche die eigentliche Natur des Kantiſchen Standpunctes am meiſten bezeichnen. Das Verhältniß der Darſtellung der einzelnen Haupttheile dieſer Philoſophie iſt dadurch ganz geſtört. Für den Kundigen war der kahle Auszug des erſten Theils überhaupt überflüſſig; wer aber die Kantiſche Kritik nicht ſelbſt gründlich ſtudirt hat, für den iſt auch dieſer Auszug ganz unverſtändlich und daher nutzlos. Hätte der Verfaſſer die Grundzüge eines jeden Syſtems durch eigene lichtvolle, zuſammenhängende, die Hauptpuncte in ihrer vollen Bedeutſamkeit hervorhebende Darſtellung als ein Ganzes hingeſtellt, ſtatt dieſer abrupten, wörtlichen Auszüge, ſo wäre dem Kundigen und Unkundigen durch Anſchaulichkeit und Klarheit einer treffenden Entwicklung gedient geweſen. Ein

wesentlicher Mangel bey dieser Darstellung des Kantischen Systems ist es ferner, daß der Zusammenhang mit dem zunächst vorhergehenden philosophischen Standpunct innerlich fast gar nicht berührt ist, und doch eröffnet erst eine klare Erkenntniß des Verhältnisses desselben zu Leibnitz und Wolf vollständig das Innere des Kantischen Standpunctes. Das hat auch seinen Grund in der gänzlichen Scheidung und Abtrennung der beyden Hauptrichtungen, (der subjectiven und objectiven) und der ganz isolirten Behandlung einer jeden. Ohne jenes Verhältniß zum Dogmatismus und Scepticismus gründlich und eingehend dargestellt zu haben, schwebt das Kantische System in der Luft und die große Kluft zwischen Cartesius und Kant ist mit einigen allgemeinen Ausdrücken ausgefüllt. Das Innere selbst aber des Kantischen Systems ist sehr ungenügend dargestellt. Nur ein Punct ist äußerlich hervorgehoben, aber alle großen Fragen, die sich daran knüpfen, sind kaum berührt. Das eigentliche Verhältniß der Kategorieen zur Erfahrung und zu dem Uebersinnlichen ist nicht genau bezeichnet, am allerwenigsten in seiner tiefen Bedeutung gewürdiget. Alles reducirt sich darauf, daß gesagt wird: Kant habe die unbekannte Wurzel der menschlichen Erkenntniß der Sinnlichkeit und des Verstandes und zwar als Princip der Selbstbestimmung gezeigt. Auf einem höheren Standpunct wären aber noch ganz andere Seiten hervorzuheben und besonders als Hauptresultat des Kantischen Denkens hinzustellen gewesen, daß man mit den bloßen Verstandesbegriffen an das Uebersinnliche nicht hinankommen könne. Kant hat in der That geleistet, was andere nur mit Worten; er hat hiemit schon den ganzen Rationalismus selbst abgethan. Sein Irrthum bestand darin, daß er kein anderes Gebiet kannte, als jene Verstandesformen, um das Uebersinnnliche zu erkennen. Die große Krisis, wozu die Kantische Philosophie nur der Anfang war, ist von dem Verfasser in ihrer tiefern Bedeutsamkeit nicht erfaßt worden.

Besser und zusammenhängender ist die Darstellung des Fichtischen Systems. Eine Entwicklung aber der tieferen Beziehung dieser Systeme, mittelst deren sie oft mehr, als ihre Urheber selbst deutlich erkannten, in die großen Hauptfragen des denkenden Geistes eingreifen und durch welche diese oft weit über ihr eigenes System hinaussahen, haben wir fast immer vermißt, so wie auch nur eine Andeutung dessen, was denn diese Philosophieen beygetragen haben zu einer reellen Lösung der wichtigsten Untersuchungspuncte, die vermöge jenes in diesem Abschnitt freylich fast ganz in Vergessenheit gerathenen positiven Grundprincipes am meisten in den Vordergrund treten sollten. Diese Systeme haben eine bey weitem tiefere und universellere Bedeutung, als Hr. Sengler in ihnen erkennt. Mehr Aufschluß giebt selbst Jacobis Kritik dieser Philosophieen; mit wenigen Worten greift er tiefer, als Hr. Sengler mit seiner ganzen Construction. Treffend beleuchtet er eine Seite, wenn er von Kant sagt „das Mannichfaltige für die Synthesis ward von ihm vorausgesetzt und sollte bleiben, wenn man von allem Empirischen abstrahirte. Dieses ist der Grundirrthum seines Systems. Es ist nicht zu begreifen, wie ein Mannichfaltiges, zu welchem die Einheit und eine Einheit, zu welcher das Mannichfaltige erst hinzukommt, verstellbar sey.“ Und doch hat Kant zu allem Fortschritt die Bahn gebrochen. Hätte er nur auch, indem er sagte: alle Erfahrung an den Dingen ist nur unsere eigene Empfindung, erkannt, daß auch das, was in den Dingen ist und sie selbst im Innern sind, nur dasselbe objectiv ist, was in uns unsere eigene Empfindung ist, dann hätten sich ganz andere Regionen aufgeschlossen, das Ding an sich wäre überwunden gewesen und er wäre zu tieferen Grundverhältnissen hindurch gedrungen. Aber vorher mußte allerdings erst das Ich zu seiner ganzen Freyheit entfesselt werden, um diese mächtige Potenz gerade in ihrer Einseitigkeit nach allen Seiten zu erkennen und einzusehen, daß sie erst dann wahrhaft erfaßt ist, wenn auch die andere Seite, die reale, in eben der umfassenden Bedeutung genommen, als von ihr in ihrem Grundwesen nicht verschieden, sondern aus einer Wurzel mit ihr entsprossen erkannt ist. Das war eines der Verdienste Schelling's in jener Zeit und jetzt erst war es möglich zu höhern Regionen aufzusteigen, nachdem die Basis hiezu festgestellt war; denn von unten steigt man die Leiter hinan, von einem Princip, welches ohne Basis in der Luft schwebt, kann man nicht an die Wirklichkeit hinankommen.

So wie Jacobi häufte kein Mann die ganze Noth, die jene Philosophieen angerichtet, in seiner

Brust und trug sie und sprach sie für Alle aus. Er ist ein anderer Hiob und steht jetzt noch da als der Repräsentant einer großen Menge redlich Strebender, die sich an kein System verknechtet haben und denen doch der dichte Nebel der seit Kindheit unbewußt angenommenen rationalistischen Begriffe, die seit einem halben Jahrhundert die Welt gefangen halten, die Aussicht in die wahren Regionen verhüllt.

Indem der Verfasser hierauf wieder auf Cartesius zurückgeht und von diesem aus die Reihe der objectiven Systeme (Spinoza, Leibnitz, Schelling, Hegel) darstellt, tritt der Uebelstand ein, daß diese Reihe ganz isolirt für sich, wie vorher die subjective, als ob die andere gar nicht vorhanden wäre, entwickelt wird; es springt in die Augen, daß dadurch die ganze Entwicklung unhistorisch und unnatürlich wird, die innerliche Genesis nur zerrissen und abrupt dargestellt werden kann und das gegenseitige Bedingen und die Wechselwirkung der beyden Reihen in Hintergrund tritt und verwischt wird. Daher muß dann im Vorbeygehen zwischen Leibnitz und Schelling schnell (S. 204) Fichte eingeschoben werden und mit einigen Worten wird auf einmal von Leibnitz zu Schelling fortgegangen. Der Zusammenhang ist auch hier mehr äußerlich, abgerissen und fast bloß logisch und formell. Alles wird (204) durch die Ausdrücke Natur und Geist, Allgemeines und Besonderes, Form und Inhalt, Subject und Object hindurch gezwungen und außer der Bezeichnung mit diesen Ausdrücken erfährt man nicht viel, das einen tiefern Aufschluß oder mehr gebe, als man auch sonst gewöhnlich über diese Philosophieen findet; eigenthümlich ist nichts, als die isolirende Zusammenstellung und Aufeinanderfolge dieser Systeme. Ganz wohlthuend ist es, wenn man (S. 205) das Verhältniß Spinoza's und Leibnitzens zu Schelling mit den eigenen Worten des letztern entwickelt sieht. Mit einem Zug tritt hier Alles ins klarste Licht, was Herr Sengler vorher mit allen seinen logischen Formeln nicht vermochte. Man glaubt aus einem rauhen Steinweg auf frischen grünen Wiesengrund zu treten.

Aus allen diesen Systemen der objectiven Seite werden die wichtigeren Säze in wörtlichen Auszügen gegeben. Für solche, die sich überhaupt in der Geschichte der Philosophie etwas orientiren wollen, hat das Buch allerdings einen sehr großen Nutzen, hauptsächlich wird es aber denen sehr angenehm seyn, welche die Mühe scheuen, die Werke jener Philosophen selbst durchzuarbeiten und doch bey Gelegenheit auch gerne ein Wort mitreden. Diese werden durch solche Auszüge in den Stand gesetzt, sogar die Miene der Gründlichkeit annehmen zu können.

Statt die Systeme selbst gründlich von seinem eigenen Standpuncte aus zu beurtheilen, läßt der Verf. über den vorhergehenden immer den darauf folgenden Philosophen reden, und fügt dann selbst nur noch einige formelle Allgemeinheiten dazu. Die Folgen jener Trennung und Isolirung der subjectiven und objectiven Reihe zeigen sich jetzt auf eine sehr auffallende Weise und nöthigen zu folgender merkwürdigen Rückkehr: S. 260: „So geht die subjective Einheit des Subject-Objects Fichte's in Spinoza und Leibniz in die objective, aber bloß substantielle Einheit des Subject-Objects über und verwirklicht sich in Schelling in einem absoluten Ideal-Realismus.“ — Das frühere System Schellings, das ebenfalls fast nur in Auszügen dargestellt wird (S. 242 — 263), ist weder in seiner ersten noch in seiner zweyten Entwickelungsperiode in seinem innern Zusammenhang verstanden und erfaßt.

Der Uebergang von Schelling zu Hegel ist ganz mit Hegelischen Formeln und Geist gemacht (S. 267) und der Verf. ist hier ein ganzer Hegelianer geworden. Die ganze innere Bedeutung, und die Eigenthümlichkeit und das wahre Verhältniß der früheren Schellingischen Philosophie wird in einige logische Begriffe verflüchtigt. Anstatt selbst eine Entwicklung zu geben, sagt der Verf. (z. B. S. 261), diese liege eben in der Darstellung der Systeme von selbst und überhebt sich so aller weitern Mühe; die einzige Beurtheilung, die über das ganze Verhältniß der Schellingischen zur Hegelischen Philosophie gegeben wird, reducirt sich darauf, den Uebergang von der concreten Bestimmung der intellectuellen Anschauung zum leeren Hegelischen Begriff als einen nothwendigen darzustellen, — und das soll eine innere Darstellung des Schellingischen Systems seyn!

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. May.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.

Allgemeine Einleitung ꝛc.

Specielle Einleitung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Statt die großen Resultate und die Grundverschiedenheit derselben von den andern Systemen nachzuweisen, macht der Verfasser einige formelle Bemerkungen über den Begriff der intellectuellen Anschauung. Das Verhältniß Hegels zu Schelling nur in Beziehung auf diese Periode hätte ganz anders erfaßt werden sollen, und der Verf. hatte es im ersten Band im Allgemeinen schon bey Weitem besser gethan. Es wäre dagegen hervorzuheben gewesen, daß der Hegelianismus nur eine Seite und Stufe der Schellingischen Entwicklung ist in ihrer Aeußerlichkeit erfaßt und als bloße von ihrem Inhalt abgerissene Form hingestellt, ohne dir darin verborgenen Keime erkannt und ohne die innere wesentliche, obgleich nicht jedem sichtbare Seite verstanden zu haben; diese äußerliche von ihrem Lebensquell abgetrennte Seite hat nun Hegel, weil ohne das innere tiefere Verständniß derselben und ohne die Productionskraft ihres Urhebers nichts anders damit anzufangen war, zu bloß logischen, die Sache gar nicht berührenden Bestimmungen, denen er gleichwohl alleinige Realität zuschreibt, ausgesponnen und mit diesem Gewebe Natur, Geist und Gott überzogen. So weit man es mit der bloßen reinen Vernunft wahrhaft und reell bringen kann, hat Schelling selbst vorher hinlänglich in der Darstellung seines Systems gezeigt. Der tiefe Grund aber, der hierin schon zur weitern Fortentwicklung gelegt war, entgieng Hegeln, so wie der Hauptpunct, um den es sich im Innern bey dem ganzen System handelte. Die einmal gegebenen allgemeinen Momente einer speculativen Entwicklung und Methode überhaupt hat nun Hegel in ihrer Aeußerlichkeit allein aufgenommen, sie von allem realen Grund losgemacht und als hohle abstracte Gestalten in mancherley Formen und Wendungen verknöchert. Diese markloſen Skelette sollen nun das Leben Gottes und der ganzen Welt, sollen alle wahrhafte Wirklichkeit selbst seyn und alles Andere nur Zufälliges und Schein. Das ist fürwahr der philosophische Todtentanz, den der hohle Begriff mit aller Realität vornimmt, bis er sie zu kalter Erstarrung gebracht. Es ist zu Seite 308 daher zu bemerken, daß keine reelle Seite Schellings innerlich fort entwickelt worden ist. Diejenigen Seiten, von denen aus dieß hat geschehen können, sind Hegeln ganz entgangen. S. 312 wird gesagt: „Spinoza's Substanz sey Hegeln die Wahrheit, die aber noch nicht die ganze Wahrheit ist, weil sie noch nicht die Form der Subjectivität und des logischen Begriffes hat. Hegels System sey die Ausführung dieser von Spinoza nicht vermittelten Wahrheit.“ Daß Hegel und Spinoza viele Seiten haben, worin sie können zusammengestellt werden, läßt sich zwar nicht läugnen. Darum ist doch die bedeutende Verschiedenheit bey weitem mehr hervorzuheben und wenn bey dem einen die Wahrheit und das Wesen der Sache der logische Begriff, bey dem andern die göttliche Substanz ist, bey dem einen alles in todten Formeln, bey dem andern im Unendlichen, in Gott (freylich in einem ganz falschen) aufgeht, so ist der Unterschied doch noch ein anderer, als der einer vermittelnden Fortentwicklung. Daß sie beyde den

Rationalismus auf die höchste Spitze getrieben, ist darum wohl richtig. Spinoza hätte in ganz andere Verbindungen gebracht werden sollen. Von S. 325 werden hierauf Fichte's und Weiße's Versuche dargestellt, welche das positive Princip aufzunehmen strebten. Aber auch Herr Fichte falle, (heißt es S. 366,) indem er unmittelbar zu Gott übergehe, dem Pantheismus in der sublimirtesten Form anheim. Das Absolute (aber noch nicht zu Gott verklärt) offenbare sich hier im Bewußtseyn. Das könne aber nur der persönliche Gott. Auch hier werde Gott mit dem menschlichen Geist confundirt. Bey Herrn Weiße resultire Gott als absolute Persönlichkeit durch die wirkliche Welt (S. 370). So sey durch beyde auch die Idee des menschlichen Geistes zum Absoluten gemacht. Es könne nicht, wie bey diesen Philosophen geschehe, das reine Negative durch das Positive ergänzt werden. Dieses sey Halbheit, Synkretismus. Man müsse vom Positiven selbst ausgehen. Das Negative lasse sich nicht ins Positive hineinsteigern (373). Fichte und Weiße potenzirten nur den Pantheismus in Hegel durch dialektische Steigerung dieses Pantheismus (376), wie durch Hegel der logische Begriff, so sey durch sie die Idee und der wirklich seyende Geist „verabsolutirt" worden. Bey ihnen sey nur (S. 377). das letzte krampfhafte Zucken des in ihnen sterbenden Pantheismus, indem sie sich immer gegen ihn verwahren. Nun sey dieß alles überwunden und der menschliche Geist finde jetzt Gott als seinen absoluten Grund, er erkenne sich als Ebenbild im Urbild, an die Stelle der Confundirung trete jetzt Immanenz in Gott (S. 378). — Jeder von diesen Philosophen will nun die gesuchte Perle gefunden haben. Herr Sengler aber übergiebt hier seine beyden rüstigen Mitkämpfer der philosophischen Vergangenheit; sie sind ihm schon einem gewesenen Standpunct anheim gefallen, von ihm besorgt und aufgehoben; sie sind die letzten Joche an der philosophischen Brücke der subjectiven und objectiven Selbstbegründung, über die er freudig in das gelobte Land des vollendeten Standpunctes schreitet. In der That, das Resultat ist groß: das Abbild ist nicht das Urbild, der Mensch ist nicht Gott, sondern hat in Gott seinen Grund. Fürwahr ein freudiges Ereigniß, daß die lange Arbeit und der harte Kampf des deutschen Denkens einen so tröstlichen, tiefsinnigen und ungefährlichen Ausgang genommen hat!

In der hierauf folgenden absoluten Selbstbegründung, welche die dritte Abtheilung ausmacht, werden die Ansichten Günthers und Baaders, der Repräsentanten dieser Entwicklung, auseinander gesetzt. Der Hauptgedanke hiebey ist, daß Gott bey seiner Selbstverwirklichung immer nur seine eigene Substanz setzt und dieser Proceß sich nur im Wesen Gottes bewegt. Dadurch ist die Schöpfung bedingt, bey welcher Gott aber nicht seine Substanz setzt. Bey den andern Systemen mußte sich Gott in der Welt erst verwirklichen, darum der Begriff der Schöpfung bey ihnen untergegangen ist. Bey Günther ist allerdings die Darstellung eigenthümlicher, gediegener und gedankenreicher, als bey manchen andern; er denkt selbständiger, und nimmt nicht zu fremden Formeln seine Zuflucht. Herr Sengler schließt sich in diesem Band auch ganz an ihn an und beyder Ansichten fallen so ziemlich zusammen. Des Verf. Grundgedanken finden wir alle in Günther wieder und sind nur ein Abglanz von den Ansichten des Letzteren. Freylich wird auch mit diesem Denken trotz aller Versicherung in den schwersten Puncten wenig aufgeschlossen, wenn gleich manche geistreiche Gedanken bey Günther zu treffen sind, denen nur die tiefere Begründung mangelt. Der Construction der Dreyeinigkeit ist auch hier im Grunde nur die alte, oft dagewesene, nur mit einigen neuen Wendungen versehen, es ist auch hier nur der Verlauf der speculativen Momente, wobey man behauptet, daß dieß eben in Gott auf die erstlle Weise und ganz absolut vor sich gehe. Mit der Versicherung, daß Gott durch dieses „Ueberzeugungs- und Potenzirungs-Geschäft" (auch Selbstobjectivirung Gottes bey Günther genannt, wodurch Sohn und Geist entstehen soll) zum Wissen von seinem absoluten Seyn kommt und zuletzt in die Synthese aus der Antithese übergeht und daß die Welt die gegenständliche Wirklichkeit der formalen Selbstverneinung Gottes ist, ist eben kein innerer, reeller Aufschluß gegeben. Hr. Sengler wiederholt das Alles noch einmal und mit dem Anspruch auf tiefste Begründung wird uns versichert: bey der Schöpfung setze Gott eine Substanz, die nicht seine Sub-

stanz ist. (S. 404.) Ist denn aber damit nur das geringste erklärt? Ueber die Puncte hingegen, die eigentlich eines Aufschlusses bedürfen, ist man ganz still. Man sollte doch glauben, wenn man einmal von Weltschöpfung so viel spricht, dürfte man auch die Hauptsache, daß Alles durch den Sohn gegründet worden, nicht unberücksichtigt lassen. Doch das wird hier kaum berührt. Günthers System ist indessen dem Verfasser doch nicht ganz recht, weil der menschliche Geist (437) hier als Ebenbild Gottes nur die Form, aber nicht das Wesen mit Gott gemein habe, hingegen in Baaders Theosophie trete die Immanenz desselben in Wesen und Form hervor, „indem wir nach diesem System nur wissen, insofern wir Gott und unser Gewußtseyn von ihm wissen.“ — Alles Reelle, was hier nun weiter gesagt wird, gehört Jakob Böhme'n an. Diesem wird zwar (S. 446) ein großes Lob gespendet. Ueber das Eigenthümliche und Charakteristische seines Denkens erfahren wir aber nichts, es wird nur das Allergewöhnlichste und Bekannteste darüber vorgebracht und das Verhältniß der Philosophie zur Mystik dahin bestimmt, daß erstere in den tiefsten Schacht (S. 445) des Geistes hinabsteigen und seine Schätze ans Licht der Erkenntniß fördern soll. Wir hätten recht gerne dieses soll in einige Wirklichkeit verwandelt gesehen. Böhme gehört freylich einer ganz andern Seite der Entwicklung des menschlichen Geistes an und diese und manche andere Tiefen und treibende Kräfte der Menschheit, welche neben den Systemen des reflectirenden Verstandes in ganz anderer Weise und auf ganz anderen Gebieten unmittelbar auf das innerste Leben einwirken, müssen mit den übrigen Hauptrichtungen des menschlichen Geistes in der Geschichte in die rechte Verbindung gebracht werden. Jakob Böhme ist einer der wenigen, die einen tiefen Blick in diejenigen Regionen warfen, welche den andern Philosophen in solcher Weise fast gänzlich verschlossen blieben. Die Gänge seines Denkens führen unter dem gewöhnlichen Denken und Treiben der andern Menschen weg zu den Schachten und Tiefen, aus denen nur sehr wenige schöpften. Er berührt wieder Dinge, die viel länger als tausend Jahre geschlafen hatten und auf diesem Gebiet ist er es, der zuerst die im Grunde der deutschen Tiefe verborgene Perle heraufgeholt hat. Um über Jakob Böhme etwas Gedachtes zu sagen, müßten die Beziehungen, in denen er im großen Zusammenhang des Ganzen steht, viel tiefer gefaßt und viel höher zusammengeknüpft werden. Die Einsicht, die er für sich geöffnet hatte, blieb aber dann für die Welt ziemlich verschlossen, weil vorher erst die entgegengesetzte Seite des menschlichen Geistes ihre nothwendige Durchbildung vollenden mußte. — Des Verf. Schilderung des Jakob Böhmischen Denkens berührt die Sache gar nicht, sondern bezeichnet nur mit allgemeinen Ausdrücken das Formelle der Theosophie, eben so wenig ist auch nur eine entfernte Andeutung dessen zu finden, was der wesentliche Mangel an Böhme ist. Das würde freylich ganz andere Dinge voraussetzen. Dafür bringt uns Herr Sengler hier (S. 441) wieder die bekannte Weisheit: Daß Gott in dem Geschöpfe nicht aufgehe, daß ihm durch die Geschöpfe nichts ab- und nichts zugehe und dergleichen. Es ist schwer zu begreifen, wie man es über sich bringen kann, dieselben Gedanken, sehr häufig mit denselben Worten, immer und immer wieder vorzubringen.

In der vierten Abtheilung wird endlich die subjective und objective Selbstbegründung als System dargestellt, sie entwickelt sich als Dialektik, Metaphysik und Ethik. In der Dialektik giebt es nur ein gegenseitiges Bewegen des Ich und des Gegenstandes, des Denkens und Seyns, vom Gefühl zum reinen Selbstbewußtseyn, (welches die subjective Logik ist) dann zum realen Selbstbewußtseyn, welches dann wieder seinen Weg durch das subjectiv Reale, objectiv Reale und Absolute durchmachen muß. Der ganze Weg wird bezeichnet als „eine Erhebung des An sich in das Licht des seinen Inhalt als sich selbst wissenden Ich, es sey eine immer größere Vertiefung des Bewußtseyns in seine Substanz, bis sie ganz zum Selbstbewußseyn vermittelt ist.“ Es wird hier eine lange Reise imaginirt, um einen dürftigen Staat von philosophischer Wissenschaft herauszubringen und ein Resultat, das sich von selber versteht. Das Ganze ist übrigens nichts weiter, als ein Schatten der Hegelischen Phänomenologie des Geistes, etwas anders zugeschnitten und modificirt; die ganze Bewegung zehrt nur von Reminiscenzen aus dieser; zuletzt

wird an der Stelle des Hegelischen absoluten Geistes, Gott, Urwille, freye That ꝛc. gesetzt. Bisweilen sind nicht blos die einzelnen Gedanken, sondern sogar die Worte ganz dieselben, wie bey Hegel, z. B. (S. 485) „die Substanz ist jetzt an sich Subject.“ S. 749. „Die Vernunft hat sich als objective Vernunft erwiesen, die die Realität als sich selbst begreift.“ Dazu wird die bisherige durch beyde Bände hindurch entwickelte historische Construction der Systeme hinein verflochten und abermals aufgetischt. Geduld wird hier sehr in Anspruch genommen. Stets werden die wenigen Gedanken nur in anderem Gewande wiederholt. In der That, man sehnt sich aus diesem matten scholastischen Machwerk sogar nach Hegel zurück. Ein solches Spiel mit objectiv und subjectiv hat selbst dieser nie getrieben, wie hier S. 477 ꝛc. Da ist ein Uebergehen, wo nichts übergeht, ein Bewegen, wo sich nichts bewegt. Und doch wird diese Stellung als die höchste gerühmt, obgleich von diesem höchsten Standpunct nichts zu sehen ist, als die Versicherung, daß man ihn habe. Zuletzt, wo Hegel aufhört, und nicht mehr weiter hilft, geht das alte Lied an vom persönlichen Gott, ein wahrer Deus ex machina. — Die aller einfachsten, unbezweifeltsten christlichen Wahrheiten werden als ein von solcher Philosophie neu entdecktes, schwer errungenes, ihr allein zu verdankendes Gut hingestellt. Mit Recht hatte der tiefe christliche Glaube von jeher solche Anmassungen einer philosophischen Afterweisheit bemitleidet und verspottet. Mit solchen philosophischen Trebern lassen sich die Menschen nicht mehr abspeisen. Von der Kraft eines lebendigen Glaubens, der stets das Salz und der Sauerteig der Menschen war und bleiben wird, und der alle Macht der Wahrheit und eines wirklichen Denkens in sich hat, scheint Hr. S. wenig zu hoffen, da er alles Heil seiner subjectiven und objectiven Selbstbegründung vorbehält. Nach allem diesen ist es auch nicht auffallend, daß der größte deutsche Sohn des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiete des christlichen Denkens — Hamann — dessen Elias-Mantel nur ein Elisa hat — in dieser Selbstbegründung keine Stelle fand. Natürlich ließ sich ein solcher schwer faßbarer Geist nicht so leicht in ein bestimmtes Fach hineinstellen. — Im weitern Verlauf dieses Abschnittes wird bisweilen (S. 489) durch lauter Auf- und Ueberschriften philosophirt und die monotone Drehorgel der subjectiven und objectiven Bewegung verfolgt uns auch hier überall. (S. 492) Das freye Verhältniß Gottes zum Geist, wird S. 493 versichert, sey jetzt Offenbarung in seiner geistigsten Form d. h. es offenbart Nichts. — In der Metaphysik, welche in spekulative Theologie, Kosmologie und Pneumatologie eingetheilt wird, bekommen wir einen magern Auszug aus fremden Gedanken (S. 504). Die einfache Thatsache, daß Gott die Welt erschaffen, wird (505) in einen philosophischen Bombast gehüllt, dann kommt eine Natur- und Geistes-Philosophie, wo weder über Natur, noch Geist etwas Weiteres gesagt wird, über den ersten Abfall der Menschen von Gott wird uns eine philosophische Verwässerung der Bibellehre geboten und was hie und da Reelles durchscheint, ist nicht vom Verfasser. S. 513 beginnt das alte dialectische Spiel von Neuem. In der That, wollte der Verfasser eine versteckte Satyre auf das neue scholastische Philosophiren schreiben und das in Formeln sich tödtende Denken dem Spott Preis geben, er hätte es kaum besser machen können. — Nachdem noch einmal (S. 516) der mythologische Proceß und die Entwicklung der Religionen vorgeführt worden ist, wird die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur im Erlöser auf die äußerlichste und gemachteste Weise construirt; nirgends wendet man sich mit größerem Widerwillen von diesem Formelwesen, als wenn es einem auf heiligem Boden begegnet und auch diese Tiefen aufschließen zu können sich einbildet. S. 520 werden als die höchste Spitze der philosophischen Arbeit einige Bruchstücke aus dem Katechismus gegeben und auf einige Ueberschriften von Hauptstücken aus demselben schrumpft das Resultat der philosophischen Offenbarungen zusammen. Arme Philosophie, so wirst du gerechtfertigt von deinen Kindern! —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. May.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate in historia, mythologia artibusque Graecorum tradendis praestita commentatio. — ed. Ferd. Soph. Chr. Koenig. Berolini 1832. S. 57. 8.

2. Pausaniae descriptio Graeciae. Ad Codd. mss. Parisinorum, Vindobonensium, Florentinorum, Romanorum, Lugdunensium, Mosquensis, Veneti, Neapolitani et editionum fidem recensuerunt, Apparatu critico, Interpretatione Latina et Indicibus instruxerunt Jo. Henr. Chr. Schubart et Chr. Walz. Volumen Primum. Lips. in bibliopolio Hahniano. 1838. S. LX. und 582. gr. 8.

3. Monuments d'Antiquité Figurée recueillis en Grèce par la commission de Morée, et expliqués par Ph. Le Bas, Maitre de Conférences de Langue et de Litterature Grecques à l'Ecole Normale, (seit Kurzem auch Mitglied der Academie des Inscriptions et Belles Lettres) I. Cahier. Bas Reliefs du Temple de Phigalie. Paris, Imprimerie de Firmin Didot Frères. 1835. S. 74 mit 4 Kupfertafeln. 8.

Desselben Werkes II. Cahier: Angolide et Laconie. Les Cabires. — Télésilla. — Mnémosyne. Dissertation sur le cheval considéré comme symbole funéraire. — Sarcophages avec sujets Bacchiques. — Amazones. — Morphô. Paris. Didot 1837; mit fortlaufenden Seitenzahlen. p. 75 — 255, und mit 6 Kupfertafeln. —

In dem an Schriftstellern reichen Zeitalter Hadrians und der Antonine, ohngefähr vierzig Jahre nach dem systematischen Geographen Ptolemäus, tritt der populäre Periegek Pausanias auf, eben so religiös, so patriotisch, wie am Anfang desselben Jahrhunderts Plutarchus, aber weit unter ihm an Geist, Vielseitigkeit und Gewandtheit. Doch dürfen wir vom letztern glauben, er würde ihm haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen; denn treue Seelen, wie beyde waren, verstehen sich und erkennen sich an. Gerade das Gegentheil müssen wir von des Erstern Zeitgenossen Lucianus annehmen. Denn jenem gieng ja gänzlich ab, was die Franzosen esprit nennen, wodurch dieser griechische Voltaire vor Allen glänzte; und die Gegenstände der Ehrfurcht und Liebe, der Altväter Glaube und Sitte, heilige Gebräuche und Denkmale, denen Pausanias seine Mittel und Kräfte ausschließlich gewidmet hatte, waren es ja gerade, welche dieser Letztere, als veraltete und des mündig gewordenen Zeitalters unwürdige Dinge, um alle Achtung zu bringen suchte. Scheute sich dieser nicht, den alten Vater der Geschichte, Herodotus in Anspielungen anzutasten, wie würde er erst mit diesem Neuling umgegangen seyn, der, wo nicht die Kraft, so doch den Drang in sich fühlte, seinen Zeitgenossen ein zweyter Herodotus zu werden, hätte Lucian es der Mühe werth gefunden, von dessen Leistungen Notiz zu nehmen.

Eben so verschieden lauten die Urtheile über unsern Autor seit Wiederherstellung der Wissenschaften bis ins abgelaufene Jahrhundert herab. Ich führe beyspielsweise die Aussprüche zweyer großen

Kritiker an, die von den neuern Herausgebern nicht beachtet worden.

Der erstere aus dem sechszehnten Jahrhundert (Wilh. Canter, Novar. Lect. VI. 1. p. 287. ed. Basil.) führt ihn mit dem Lobspruch an: — Pausanias, scriptor elegantissimus, quemque omnes merito, qui sunt historiae et antiquitatis Graecae studiosi, carum habent.“ Soll das erste Prädicat logische Schärfe, Klarheit der Rede oder schlichte, reinliche Schönheit des Ausdrucks bezeichnen, so kann dieser Autor auf solche Eigenschaften am wenigsten Anspruch machen. Desto mehr gebührt ihm der andere Theil des Lobes, denn alle Geschichts- und Alterthums-Freunde haben ihn lieb und werth zu halten, und hiemit ist dem Urtheil über seinen Werth für uns der richtigste Ausdruck gegeben. Sein Werth nemlich ist für uns bloß ein materieller. Dieser Autor macht sich nur sachlich geltend; Form und Styl ermangeln der Grazie oder jener Eukolie der besseren griechischen Schriftsteller, sie verrathen asiatischen Styl, und noch dazu einen unreinen. Hören wir nun den andern Kritiker. Fried. Aug. Wolf nämlich äußert sich so über ihn: „Pausanias urtheilt oft falsch in Kunstsachen, ist von singulärem Geschmack, ist äußerst superstitiös, sein Styl dem Herodotischen nachgebildet, ist aber viel penibler.“

Dieses Urtheil über Form und Styl des Pausanias hat seine volle Richtigkeit, und ich mußte dasselbe mit andern Worten so eben gegen Canter geltend machen. Vom übrigen wird nachher die Rede seyn, vorerst nur dieß. Die herrschende Denkart des vorigen Jahrhunderts war überhaupt Geschichtschreibern, wie Herodot und Pausanias, nicht zugeneigt. Der geistreiche Uebersetzer ihres Antipoden, des Lucian, Wieland, hob die Seitenblicke auf den Erstern mit einem gewissen Behagen hervor, und den Letztern betrachtete er so ziemlich wie einen εὐήθης, wenn man nicht lieber geradezu Pinsel sagen will. — Merkwürdiger Weise sind aber beyde, Herodot und Pausanias, zu gleicher Zeit, nämlich in neuester, wieder in der Achtung gestiegen, und was Pausanias betrifft, so sind die Periegeten des neunzehnten Jahrhunderts in nichts so einstimmig, als im Lobe ihres alten Vorgängers im zweyten, nur daß diese enthusiastische Wärme in die Studierstuben mancher Philologen noch nicht eindringen will. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Wir werden ihn also nicht überschätzen, aber auch nicht verachten, ja wir werden ihn, abgesehen von Form und Sprache, sehr hoch schätzen müssen. Hatte Herodot sein Vorwelt und Mitwelt umfassendes Werk in der schönsten Blüthezeit Griechenlands unternommen, und die gerettete Freyheit der Hellenen zu dessen Mittelpunct gemacht, so wollte Pausanias, in dieser Periode der Restauration, unter Hadrian und den Antoninen, seiner Nation und ihren Beherrschern ein möglichst treues Bild des alten und neuen Hellas hinstellen, was gewesen und verschwunden, sowie, was erhalten war, an Mythen und Geschichten, Gebräuchen und Denkmalen, aufzeichnen und den Nachkommen aufbewahren. Walteten dabey auch hellenische Religiosität und Alterthumsliebe vor, so lag ihm doch sonstige Absichtlichkeit fern. Letzteres ergiebt sich insbesondere aus der Vergleichung seines Werkes mit dem des zunächst nachfolgenden, des ältern Philostratus. Dessen Leben des Apollonius ist auch großentheils eine Periegese. Wie aber kurz nach Alexander dem Großen Euhemerus durch einen romanhaften Reisebericht die National-Religion künstlich zu untergraben gesucht hatte, so sollte sie von Philostrat auf Kosten des Christenthums neu gestützt, und der Ethnicismus in der wundersamen Glorie einer uralten Weltreligion Hohen und Niedern neu empfohlen werden. Von solchen Absichten weiß Pausanias nichts. Obschon heidnisch-gläubig, ja mitunter leichtgläubig, ist er arglos, treuherzig und je religiöser und patriotischer, desto emsiger und unermüdlicher im Umschauen, Umfragen und Forschen; und so hat er ein Werk geliefert, desgleichen wir kein anderes über Griechenland haben, und das wir eben deßwegen hinnehmen müssen, wie es ist, mit seinen Tugenden und Fehlern. — Diese Eigenschaften und den relativ großen Werth dieser Periegese wollen wir nun zuvörderst nach dem Inhalt der Abhandlung Nr. 1. um so mehr noch etwas näher betrachten, je weniger die Herausgeber dieser neuesten Edition (Nr. 2.) davon zu handeln Anlaß hatten. —

Praemonita (pag. 1 — 7.) Die bisher angenommene Meynung, unser Perieget sey der bey Philostrat (de vitis Sophistarum II. 13) erwähnte

Sophist aus Kappadocien, hatte bereits Herr Siebelis in seiner gehaltvollen Praefatio (ad Pausan. Vol. I. p. 5. seqq.), welcher Herr König überhaupt sehr viel zu verdanken hat, siegreich bestritten; wie denn auch Hr. Dr. Ludw. Kayser in den Anmerkungen zu dieser Stelle des Philostratus gethan. Außerdem widerspricht Herr König dem Gedoyn, der unsern Pausanias zu einem Jonier machen wollte, und schließt sich der fast bis zur Evidenz gebrachten Vermuthung des Herrn Siebelis, daß er ein Lydier gewesen, mit Recht an. Nun ist aber nicht abzusehen, warum er die bestimmtere Angabe des Herrn Böckh, daß er aus der Lydischen Stadt Magnesia am Sipylus gebürtig gewesen, bezweifelt, die doch nach den eigenen Worten unsers Reisebeschreibers (Pausan. V. 13. 4.) so viel für sich hat. Noch weniger ist zu billigen, wenn Herr Kruse (Hellas I. S. 45) ohne irgend einen Grund anzugeben, den Pausanias wieder für einen Kappadoken ausgiebt. Jener Kappadokische Sophist hatte in seinem Vortrage und Style Manches von seinem Lehrer Herodes angenommen; wovon sich, nach Böckhs richtiger Bemerkung in den Büchern des Periegeten auch nicht die geringste Spur findet. Dieser letztere lebte unter Hadrian und den Antoninen, und in seinem Werke kommt nichts vor, was über des Markus Aurelius Regierung hinausfällt. *)

Vor der Abfassung seines Werkes hatte er einen großen Theil Klein Asiens und Libyens durchreiset. Ob er auch Epirus, Macedonien, Thessalien, Sicilien und Sardinien besucht, läßt sich nicht ermitteln. Ungegründet ist die Annahme einer spanischen Reise. — Der Zweck seiner Reisebeschreibung war nicht eine sogenannte Statistik, d. h. eine Darstellung des Zustandes der Staaten, sondern hauptsächlich die Beschreibung der Architectur-Sculptur- und Pictur-Denkmale, mit Einschaltung mythischer, ritualer, sowie alt- und neugeschichtlicher Erzählungen. —

Caput I. De fide Pausaniae in rebus gestis enarrandis (p. 8 — 29). Die von ihm gesehenen und untersuchten Oertlichkeiten, Denkmale, Kunstwerke, die Sitten und Gebräuche der Einwohner, behandelt er mit der größten Treue und Sorgfalt, wie die neueren Reisebeschreiber und Archäologen Dodwell, W. Gell, Leake, Hobhouse *) u. A. übereinstimmend bezeugen. In der genauen Angabe griechischer Zustände und Localitäten übertrifft er selbst den Strabo, und muß bey Differenzen zwischen beyden demselben vorgezogen werden.

Was die Quellen dieser Periegese betrifft, so erwähnt er im Vorbeygehen zwar in Erz eingegrabene Friedensschlüsse, jedoch andere öffentliche Urkunden, wie Senats- und Volksschlüsse, Dekrete obrigkeitlicher Behörden, hat er geschichtlich nicht benützt. Andere Denkmale, die er gebraucht hat, sind Verzeichnisse der Olympiaden und der olympischen Sieger, Verzeichnisse der Bundesgenossen, Ehren- und Grabes-Inschriften, Inschriften auf Weihgeschenken. Von prosaischen Schriftstellern hat er Mythologen und Logographen befragt; er nennt den Hekatäus, den Charon von Lampsakus und den Hellanikus, hält sehr viel auf den Herodotus, benützte den Antiochus von Syrakus, den Thucydides, Kresias, Philistus, Theopompus und Anaximenes; unter den Geschichtschreibern der Nachfolger Alexanders den Hieronymus von Kandia, den Duris und den Phylarchus, ingleichen den Polybius. Hiebey habe ich zu bemerken: 1) wäre zu wünschen gewesen, Herr K. hätte die von Pausanias namentlich angeführten von den nicht genannten unterschieden. So nennt er z. B. den Hieronymus und Polybius, hingegen den Duris und Phylarchus nicht. 2) Hätte der Werth seiner genannten oder ungenannten Führer kürzlich gewürdiget werden sollen. So scheint z. B. unter diesen zwey nun genannten Historikern ein gewaltiger Unterschied gewesen zu seyn, und selbst dem Polybius gegenüber wird des Phylarchus Verlust von Niebuhr beklagt. *) Dagegen

*) Darüber hat sich vor unserem Verfasser Herr v. Stakelberg in seinem Werke: der Apollo Tempel zu Bassae, S. 126 erklärt und schon der alte Xylander zum Pausanias V. 1. pag. 180 ed. Siebelis. —

*) Journey through Albania I. pag. 214: „Pausanias alone will enable you to feel at home in Greece.“ Vergl. Siebelis Praefat. pag. IV.

*) „Phylarchus gehört zu den Schriftstellern, die mich eben so sehr dauern, als ich den Verlust ihrer Werke beklage“ u. s. w. (Siehe Phylarchi Historiarum Fragmenta collegit Lucht. p. 22.

Duris aus Samos, obschon von Cicero (ad Attic. VI. 1.) homo in historia diligens genannt, aber eben daselbst eines Irrthumes beschuldigt, möchte doch wenigstens, wie in der Darstellung dem Theopompus und Ephorus, so in der Glaubwürdigkeit den drey großen älteren Meistern der Historie nicht gleich zu achten seyn. *) Unter den Atthiden-Schreibern hatte er den Blitodemus und Androtion zu Rath gezogen; Ueber den ersten messenischen Krieg den Myron von Priene, und in den Orchomenischen Geschichten den Kallippus (diese vier von ihm genannt).

seq.) Herr König glaubt, Phylarchus Werke seyen im Zeitalter Justinianus vorhanden gewesen, und hat noch ein Fragment aus dem Jo. Laurent Lydus gewonnen, (p. 43) aber nicht, wie p. 89 heißt, aus dem Buche de mensibus, sondern aus dem de ostentis.

*) Plutarch. Pericl. cap. 38. Photius cod. 176. p. 121. Bekkeri, mehr oder minder günstige Urtheile über Duris, zum Theil ganz wegwerfende bey den Neuern. (Fabricii Biblioth. Gr. I. p. 676. II. p. 297. III. p. 41. Harles; womit man Clinton Fasti Hellen. II. p. 496. Wyttenbach Bibl. crit. VIII. p. 113. Baehr. ad Plutarchi Alcib. p. 26. Sintenis ad Plutarchi Periclem p. 195 seq. und Westermann de fontibus Demosthenis p. 6. seq. verbinden muß.) Diesen Historiker führen auch die Parömiographen an; wozu jetzt aus den Proverbb. Cod. Bodlei. Nr. 374 p. 40 ed. Gaisford ein neues Bruchstück gewonnen wird. In einer Stelle des Pausanias (VI. 13.3.), welche die Herren Schubart und Walz (Praefat. p. XLIV. sq.) kritisch verbessert haben, kommt ein Samier Duris vor, so daß dieser Name dort gewöhnlich gewesen zu seyn scheint. Aber der Samische Geschichtschreiber wollte ein Nachkomme des Alcibiades seyn (Plutarch. Alcib. cap. 32.); vielleicht aus derselben Eitelkeit, aus welcher er sich über frühere Geschichtschreiber erhoben hatte. — Von einem Geschichtschreiber über die Gesetze und Gebräuche von Phigalia in Arkadien, den Pausanias wahrscheinlich benützt hat, wird unten in der Anzeige der Abhandlungen des Herrn Le Bas die Rede seyn, da König ihn übergangen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit mit besonderer Rücksicht, auf die Religionsphilosophie, von Dr. Sengler.

Allgemeine Einleitung ꝛc.

Specielle Einleitung ꝛc.

(Schluß.)

Im dritten und letzten Theil der Ethik wird das Reich Gottes als die Idee des Guten betrachtet: 1) als das Gute an sich, 2) als die Idee des Guten im Werden und 3) die Idee des Guten in ihrer Wirklichkeit. Von diesem letzteren Reich der Herrlichkeit wird nun alles Ueberschwengliche ausgesagt: die Natur ist wiedergeboren und die vollendete Idee des menschlichen Geistes spiegelt sich in der ganzen Wirklichkeit ab. Alles Herrliche ist hier zu finden, nichts fehlt, nur Christus ist nirgends zu sehen. Man sollte doch meynen, im vollendeten Reich des Guten und der Wahrheit dürfte dieser nicht fehlen, da es doch hievon heißt: τὰ πάντα καὶ ἐν πᾶσι ὁ Χριστός. Er, das höchste Princip und der letzte Grund aller reellen Bewegung in der Geschichte wird nur so beyläufig, wo es sich gerade nicht anders thun läßt, hereingebracht, und nicht er, sondern die Selbstbegründung bringt den Menschen eigentlich bey der Verwirklichung in die Immanenz mit Gott zurück. Das herrliche Reich ist in der Ausführung auch gar nicht sein Werk, sondern die sittliche That der Menschen (S. 522 ꝛc. 535). Auf die concrete Wirklichkeit läßt sich aber der Verfasser überhaupt gar nicht ein, ungeachtet des großen Wirklichkeits-Principes. Alles wird nur mit idealischen Schilderungen und allgemeinen Wendungen abgemacht. Hätte nur der Herr Verfasser, der es mit der allerbesten Sache gewiß recht gut meynt, anstatt gleich die ganze Philosophie und Theologie wie ein Atlas auf seine Schultern zu nehmen, einen einzigen bestimmten Punct recht gründlich und erschöpfend bearbeitet, so hätte er gewiß viel mehr Ersprießliches geleistet.

Carl Dorfmüller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Fortsetzung.)

Von Poeten brauchte Pausanias sehr viele; unter andern den Homer, die Sänger der Thebais und der Argonautika, den Hesiodus, Asius, ferner die Dichter der Europia, der Minyas und der Oedipoden; ingleichen den Kinäthon, Karkinus und Eumelus (letztere beyde ausdrücklich angeführt). Ein sehr kritisches Urtheil bewährt er über die Aechtheit oder Unächtheit der unter Orpheus und Musäus Namen umgehenden Gedichte; zweifelt, ob die Schrift ἡ Κορινθία συγγραφὴ dem Eumelos angehöre (p. 16 vergl. Siebelis Praefat. p. XI. sq.). — Vieles hat P. aus mündlichen Mittheilungen, manche Sagen aus dem Munde des Volkes, Vieles von den sogenannten Exegeten und Mystagogen.

Seine Glaubwürdigkeit in Dingen, die er selbst gesehen, ist unverdächtig; eben so treulich theilt er die Erzählungen Anderer mit; widersprechende sucht er unter einander auszugleichen. Bey Berichten, die bloß auf der Sage beruhen, bedient er sich des φασί, λέγουσι, und ähnlicher Formeln, um dem Leser Freyheit des Urtheils zu lassen; er zeigt an, wo ihre Quellen abgehen; verräth keine Partheylichkeit für oder gegen historische Personen oder die Historiker selbst. Frey von Schmeicheley verschweigt oder mildert er jedoch Ungerechtigkeiten der römischen Oberherren aus Vorsicht, und unterdrückt seine Gefühle; ohne jedoch Nero's Tempelräubereyen und Kunstplünderungen zu beschönigen. Im Gebrauch seiner Gewährsmänner zeigt er große Sorgfalt, prüft ihre Berichte, verbessert auch hier und dort, was er selbst früher unrichtig erzählt hatte. — Seine Abweichungen in älterer Geschichte von Herodot, Strabo und Plutarch haben ihren Grund in den verschiedenen Sagen, denen sie folgten. Zuweilen aber widerspricht P. sich selbst; jedoch bleibt es manchmal zweifelhaft, ob er Gedächtnißfehler begangen, oder aus einer unbekannten Quelle geschöpft. Von der wahren Zeitrechnung weicht er zum Oefteren ab. Ob er bald bey auffallender Kürze, bald beym Gegentheil, gewisse Grundsätze befolgte, und welche, ist kaum zu ermitteln. — Im Allgemeinen ist bereits oben von mir bemerkt worden, daß die Urtheile der Neuern über seine Urtheilskraft und Kritik sehr verschieden sind. In der Mythologie fehlt es ihm an Tiefe, und obschon er sehr richtig Dichtermythen von andern unterscheidet, so nimmt er doch manche Mythen für historische Ereignisse, wie die von Lykaon und von der Niobe. Auch folgt er blindlings der göttlichen Autorität des Homerus bey abweichenden Mythen und Volkssagen; wie er denn in der Geschichte der Messenischen Kriege mit Beseitigung der wahren Führer, Ephorus und Antiochus, sich dem Dichter Rhianus hingiebt, der sich doch mit der Volkssage so viele Freyheiten erlaubt hatte; woraus sich im Allgemeinen ergiebt: Pausanias war eifrigst bemüht, die Wahrheit auszumitteln, und zu berichten, wollte niemals seine Leser täuschen; aber eine mit der Fackel der Kritik erleuchtete Geschichte hat er dennoch nicht geliefert, und nicht selten des schärferen Urtheils ermangelt, um die lautere Wahrheit der Ereignisse zu Tage zu fördern.

Caput II. De Pausaniae in fabulis expli-

candis παῤῥησίᾳ et judicii subtilitate (p. 30 — 40). Der richtigern Anordnung gemäß hätte Hr. K. Manches, was von der mythologischen Methode des P. im ersten Kapitel berührt worden, bis hierher versparen sollen. P. hat die priesterlichen Poëme der Orphiker und des Epimenides fleißig gelesen, von Priestern und andern Unterrichteten die Anlässe der Culte und Heiligthümer ausgeforscht. Er war in den Eleusinischen und wahrscheinlich auch in den Kabirischen und Dionysischen Mysterien eingeweiht. In dieser Zeit der fanatischen Wundersucht einerseits und der frivolen Zweifelsucht andererseits, faßte P. aus ungeheuchelter Frömmigkeit und aus der Ueberzeugung, die Menschen der Vorwelt seyen besser gewesen, als seine Zeitgenossen, eine große Liebe zu den ältesten Cultus und Mythen; dabey war der Glaube an eine über Völker, wie über Individuen waltende Vorsehung in ihm lebendig. War er von manchen groben Volks-Irrthümern frey, so konnte er sich doch der herrschenden Meynung nicht ganz entschlagen. Er giebt viel auf Träume und Orakel, glaubt an Geistererscheinungen, erzählt manche Mythen wohl bloß um der moralischen Wirkung willen, die er davon auf seine Zeitgenossen hofft; andere erzählt er, läßt sie aber dahin gestellt seyn. Bemerkenswerth ist auch, daß P. im Laufe seiner Untersuchungen zu der Ueberzeugung gelangte, daß hinter der Mythenhülle oft ein tieferer Sinn verborgen liege, indem die Lehrweisheit der Bildner der Vorwelt diese Methode des Vortrags absichtlich gewählt habe (Pausanias VIII. 8. 2). — Mehrentheils beschränkt er sich auf die Erzählung der Mythen, verweist wegen Deutung ihres Sinnes seine Leser auch wohl an die Priester, ist bey Geheimnissen der Religion zurückhaltend wie Herodotus, und entschuldigt sich wie dieser, mit den von den Mysterien ihm aufgelegten Stillschweigen. In der Mythenerklärung vermißt man sehr oft den nöthigen Scharfsinn. In der Erklärung der Götternamen läßt er sich oft mit oberflächlichen, und offenbar unrichtigen Angaben zufrieden stellen, wogegen er zuweilen feinere und gründlichere Namenerklärungen gibt. Im Allgemeinen liefert P. reichen Stoff zur Kenntniß der alten Religionen, ihrer Ursprünge und Veränderungen, der Cultusgebräuche, der Formeln u. s. w.

Caput. III. De Pausaniae in artis operum descriptione peritia, p. 41 — 57. Die hohe Wichtigkeit, die P. in diesen Puncten für uns hat, ist, wie ich einleitend bemerke, gleich der des Plinius, der beyden Philostrate, des Kallistratus, und des Cicero, nur eine relative, an sich betrachtet. Denn hätten wir die Werke der älteren Periegeten und Kunstschriftsteller noch, wie die eines Polemo, Pasiteles, Heliodorus, Menächmus, Apelles, Melanthius, Antigonus, Hypsikrates u. A., sowie so manche Verzeichnisse von Kunstwerken aller Art (s. Heyne Opuscull. acadd. Tom. V. p. 12. vrgl. Fr. Jakobs verm. Schriften Bd. III. S. 423 und 473 sq.), so würden wir in den meisten Fällen zu ihm und andern Schriftstellern dieser Art nicht unsere Zuflucht zu nehmen brauchen, da sie uns im Gegentheil jetzt recht eigentlich Quellen sind. Auch hier hat P. die verschiedensten Urtheile erfahren müssen. Von den neuesten stellt Hr. K. dem wegwerfenden des sel. Hirt die günstigen von Schelling und Thiersch gegenüber; und macht sodann auf die höchst günstige Lage des P. aufmerksam, auf die damalige Erhaltung von Meisterwerken der Sculptur, Architectur und Malerey in Griechenland. Doch nennt er, neben 169 Bildhauern und Bildgießern, nur 15 Maler. Daß er so wenig Gemälde beschreibt, davon findet der Verf. zum Theil den Grund darin, weil P. Kunstwerke überhaupt nur wegen der religiösen Gegenstände, die sie vorstellen, beschreibt. Bey seinen Beschreibungen übergeht er Manches, wählt nur das Wichtigste aus, nimmt mehrentheils nicht den Standpunct des Artisten, und gehört im Ganzen mehr zu den Kunstliebhabern, als zu den eigentlichen Kunstkennern und Kunstrichtern. Es folgen Kritiken der Beschreibungen des Amyklaeischen Thrones, des Apollo, der Lade des Kypselus, der Wandgemälde des Polygnotus zu Delphi, und über die Stelle vom Apollo des Onatas. Es fehlte dem Pausanias an reinem Schönheitssinne; er lobt Kunstwerke sehr verschiedener Art und Würde oft mit denselben Ausdrücken, jedoch macht er Unterschiede unter Denkmalen verschiedener Art und Zeit, verwechselt aber manchmal Werke des hohen und des höchsten Alterthums, entscheidet auch oft nicht zwischen verschiedenen Meynungen über die Zeitalter von Künstlern;

irret endlich auch mitunter selbst in der Künstler-Chronologie. —

So viel von dieser verdienstlichen Abhandlung, in welcher Hr. König auch mehrere einzelne Stellen des P. besprochen. Die Schrift empfiehlt sich auch durch einen guten und wissenschaftlichen Untersuchungen angemessenen Ausdruck. —

Wir wenden uns zur neuesten Ausgabe des Pausanias Nr. 2.

Die Herausgeber haben ihren Beruf zu einem so schwierigen Unternehmen längst vor dem Publicum erwiesen. Herr Schubart durch seine Quaestiones genealogicae historicae in antiquitatem heroicam graecam. Marburgi 1832 (wegen welcher Schrift ich mich auf die derselben von mir vorgesetzte Praefatio beziehe); und durch die in demselben Jahre in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur (Bd. IX. S. 158 — 199) mitgetheilte gediegene Recension der Bekkerschen Ausgabe des Pausanias, dessen in der Kaiserl. Königlichen Hofbibliothek befindliche Handschriften er damals schon mit größerer Sorgfalt verglichen hatte. Herr Prof. Walz aber, der rühmlichst bekannte Herausgeber der Rhetores Graeci und anderer Autoren, hat seine gelehrten Reisen nicht nur zur Vorbereitung auf seine archäologischen und philologischen Lehrvorträge, sondern auch zur Materialiensammlung für den Autor benützt, dessen vorliegende kritische Edition wir der Verbindung dieser zwey gelehrten und emsigen Männer zu verdanken haben. Wir wünschen ihnen Glück, daß sie für ihr mühevolles und wichtiges Unternehmen eine so würdige Verlagshandlung gewonnen haben, wie die Hahnische ist, die auch dießmal durch die äußere Ausstattung dieses Werks ihren wohlbegründeten Ruhm bewährt hat. —

In der ausführlichen Praefatio wird der Satz vorangestellt (p. III.): „editionem criticam ad codicum auctoritatem reficiam et apparatu critico copiosiori instructam adhuc desiderari.“ Zum Beleg der Richtigkeit desselben wird in einer genauen Charakteristik und Epikrise aller bisher erschienenen Ausgaben des P. eingegangen, von der ersten, der Aldina an bis auf die von Hr. Im. Bekker inclusive; wobey es einen sehr wohlthätigen Eindruck auf mich gemacht hat, daß die Herausgeber der Bemühungen und Verdienste des bescheidenen und gelehrten Herrn Siebelis mit voller Anerkennung erwähnen. Es folgen die Angaben und Epikrisen der Uebersetzungen in lateinischer, in den neueren europäischen Sprachen, wovon verschiedene nach Handschriften verfaßte eigenen kritischen Werth haben, andere mit kritischen oder mit erläuternden Anmerkungen begleitet sind. Die Aufzählung der von den Herausgebern gebrauchten Handschriften wird mit folgenden Worten eingeleitet (p. XVIII.): Rebus sic se habentibus quum sine accurata codicum perscrutatione emendationem et, quantum fieri potest, restaurationem (restitutionem) parum promoveri videremus, nova subsidia circumspeximus, et, ne vires et apparatus distrahantur, omnia, quae incommoda videri possint, despicientes studia nostra copulavimus. (Verstehe ich dieß letztere recht, so wollen sie damit sagen: um die Versplitterung der Kräfte und der gesammten Hülfsmittel zu vermeiden, haben sie sich über alle Ungemächlichkeiten, welche eine Theilung der Arbeit unter zwey von einander entfernt wohnende Editoren mit sich bringt, hinweggesetzt, und ihre Bemühungen vereinigt.) Fructum concordis hujus consociationis lectori nunc proponimus; antequam vero de operis nostri consilio atque ratione agimus, praemittenda est codicum notitia, quos vel integros contulimus, vel e quibus specimina tantum sumsimus.“ Da die benützten Handschriften auf dem Titel dieser Ausgabe angegeben sind, beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß der Reichthum des mit unermüdlichem Fleiße zusammengebrachten Apparats Bewunderung verdient, und daß dabey Regierungen und Privatpersonen hilfreich gewesen; wie denn namentlich die Unterstützung von Gelehrten, wie von Gottfr. Hermann, Hofmann, Groen van Prinsterer, Jak. Geel, Cobet und C. B. Hase namentlich und dankbar erwähnt werden.

„Jam (heißt es nun weiter p. XXIV,) praemissa codicum notitia videndum est de eorum affinitate atque indole, quo facilius de uniuscujusque pretio possit judicari. Primo statim obtutu (adspectu) animadvertimus nullam saeculo XIV. esse antiquiorem, quosdam usque

in saeculam XVI. descendere. Accuratius inspicientes libros, quotquot existunt (sunt), Pausaniae codices ex uno fonte, eoque non admodum antiquo, fluxisse satis tuto (certo) possumus concludere, quare abjicienda est spes fore, ut aliquando Pausanias integritati suae restituatur, mendis emaculetur, vulnera temporis et librariorum culpa inflicta denique sanentur" etc. — Es werden darauf mehrere einzelne Stellen durchgegangen, woraus sich die Beschaffenheit der verschiedenen Codices abnehmen läßt; welcher Abschnitt mit der Bemerkung (p. XXXVI). schließt: „Nolumus cumulare exempla; quae protulimus affatim manifestant (declarant), qualis sit codicum affinitas, simulque, quomodo fieri potuerit, ut codices gemini, ex eodem exemplari descripti, tot tamen locis inter se discrepent; omnino vero, quanti momenti sit ejusmodi liber (sit venia verbo) glossatus ad distinguendas classes, quantam inde lucem accipiat codicum genealogia et historia nemo non videt." Ebendaselbst wird bemerkt, wie die Herausgeber außerdem noch dem Herrn Geel die Mittheilung zahlreicher Randanmerkungen verdanken, welche Palmerius auf ein Exemplar der Xylandrisch-Sylburgischen Ausgabe beygeschrieben hatte, ingleichen Noten von Tib. Hemsterhuys und von Reiske, abgeschrieben von den Rändern Leydner Exemplare; und endlich gesagt, wie sehr sie bemüht gewesen, die kritischen Bemerkungen anderer Gelehrten für den Text des P. zu benützen, obwohl sie hiebey Manches übersehen haben möchten. Es werden hierauf die verschiedenen Richtungen bezeichnet, welche die Kritik beym P. eingeschlagen, die derjenigen, die auf alle Weise die hergebrachte Lesart vertheidigen, die andere solcher, welche auf die Autorität eines relativ vorzüglichen Codex die Wiederherstellung des Textes gründen zu können glauben; endlich die dritte, der kühnen Kritiker, die mit Verachtung der handschriftlichen Zeugnisse in jugendlichem Muthe Lesarten ersinnen, welche aber nicht darstellen, was P. geschrieben, sondern was er, wie sie meynen, hätte schreiben sollen. Sie, die Herausgeber, haben einen Mittelweg eingeschlagen. Bey Behandlung des Textes des P. müsse ein ganz anderer Weg genommen werden, als bey Plato, Thucydides und Lucianus. Pausanias lasse sich aus den übrig gebliebenen Handschriften nimmermehr wieder herstellen; die im Texte befindlichen Lücken seyen zahlreicher, als man glaube; er werde leider manche unheilbare Wunden immer an sich tragen; und so viele Stellen sie auch durch Hülfe der Handschriften oder durch Conjectur verbessert zu haben hofften, so viele seyen doch noch übrig, bey denen sie alle Hoffnung aufgegeben. „Quae cum ita sint (fahren sie p. XXXIX fort), temeritatis crimen incurrere non veremur, si a codicibus destituti ad conjecturas saepissime confugimus, non quidem tumultuario impetu, sed haesitantes et meditate. Tritissimum est illud, quemque sui ipsius (ipsum) optimum esse interpretem, addimus correctorem. Quem correctorem ut in partes nostras traheremus, vicies triciesque repetita accurata libri lectione ita natura ejus et indole nos imbuere studuimus, ut in Pausaniae dicendi et cogitandi rationem satis penetrasse, et familiaritatem quandam cum eo contraxisse videremur. Sic penitius (altius) perspecto libri consilio et cognita ejus natura ad codicum lectiones accessimus, rei palaeographicae sic satis gnavi, quippe qui codicum centurias pertractavimus; singulas lectiones diligenter examinavimus habita non solummodo codicum ratione, sed scriptoris indolem et sermonis habitum respicientes; ubi nullam, quae satisfaceret, invenimus, lectionem, librorum manuscriptorum quantum fieri potuit, prementes vestigia e conjectura sive nostra sive aliorum haud ambiguam Pausaniae sententiam restituere conati sumus; locos plane desperatos, et sunt ii non adeo rari, intactos dereliquimus, eam a codicibus recipientes, lectionem quae plurima nobis correcturae (correctionis) elementa continere visa est; lacunas, nisi ubi una alterave vocula erat inserenda, non complevimus, sed asteriscis tantum hiare sermonem indicavimus. Singulas lectiones, quod ingenue fatemur, delegimus sensu quodam iterata lectione informato et consuetudine perpetua exculto ducti, non regula subtili meditatione operose inventa" etc.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Fortsetzung.)

Wäre es aber bey einem solchen Autor dennoch nicht besser, wenn die Herausgeber sich entschliessen wollten, bey den folgenden Büchern die Varianten ganz vollständig unter dem Texte mitzutheilen, und in einem Anhang die aus den ersten drey Büchern nachzutragen? — Bey der darauf folgenden Darlegung der Orthographie, die befolgt worden, ist von mehreren Städte = Local = Namen, wie auch von personellen Namen die Rede; wobey bemerkt wird (p. XLII. sq.), daß in vielen Namen heut zu Tage der einfache Consonant dem doppelten vorgezogen werde. Was die erste Classe dieser Wörter betrifft, so ist hiebey die Münzkunde zu berücksichtigen; sie bestätigt z. B. die von den Herausgebern nach dem Zeugniß der Handschriften empfohlene und auch von Imm. Bekker aus Codd. aufgenommene Schreibart *Κνωσός* (S. J. Bekkeri Commentar. Crit. in Legg. Platon. II. p. 173 zum Text p. 180. Man vergl. jetzt Mionnet, Descript. de Médailles. Suppl. IV. p. 309. sq.) Wenn dagegen (Pausan. III. 19. 10. p. 540.) *'Ερινύσιν* edirt worden und gesagt wird (Praefat. p. XLII), daß die Codd. übereinstimmend *'Ερινύς* haben, so hat dagegen Lobeck (Praefat. ad Sophocl. Aiac. p. IX.) die Schreibart *'Ερινύς* zu vertheidigen übernommen; und man streitet noch jetzt über den Ursprung dieses Namens (s. Preller Demeter und Persephone. S. 165 u. S. 403). Hier möchte nun der Ort seyn, das Ergebniß dieser Untersuchungen und Kritiken in wenige Sätze zusammenzufassen: 1) der Text des P. leidet, neben unzähligen Corruptionen, an einer großen Anzahl von Lücken, welche, da alle noch vorhandenen Handschriften aus einer Quelle geflossen, großentheils aus dieser Urschrift herzuleiten sind, und manches Seltsame und Abstossende der Schreibart, dessen man diesen Periegeten bezüchtigt, möchte vielleicht in dieser Verstümmlung seine Entschuldigung finden. 2) Diese neueste Ausgabe verdankt einer Leydner Handschrift, als L. a. bezeichnet, (s. Praefat. p. XIX. sq.), besonders vom 5ten Buch an, mehr als allen übrigen zusammengenommen; so daß von diesem Buche an diese Edition erst eigentlich wesentliche Verbesserungen vor den übrigen voraus haben wird. Billige Beurtheiler werden daher ihr Endurtheil bis zur Vollendung des Ganzen verschieben. 3) So viel läßt sich aber jetzt sagen: in dieser Ausgabe ist eine solche Zusammenstellung des Materials geliefert, wonach mit ziemlicher Sicherheit ermessen werden kann, in wie weit aus den bis jetzt bekannten Handschriften ein Heil für den P. zu erwarten, und hingegen alle Hoffnung aufzugeben ist.

Die Herausgeber kündigen einen weiteren Real-Commentar über diesen Schriftsteller an; da sie aber die Sache zu einem solchen kritischen Abschluß gebracht, so möchte ich sie im Interesse der Alterthums = Wissenschaft ersuchen, zu dem bereits erworbenen Verdienst noch dieses neue hinzu zu fügen, und in Verbindung mit noch einem Archäologen und mit einem wissenschaftlich gebildeten Künstler auch der Sacherklärung ihre Talente und Kräfte zu widmen; indem ich überzeugt bin, daß aus der Vergleichuug der antiken Denkmale und aus arti-

stischen und archäologischen Erörterungen auch für die Textes-Verbesserung, sowie für das Verständniß der Beschreibungen und Berichte dieses Periegeten, noch manche erfreuliche Resultate zu gewinnen seyn werden. —

Die Herausgeber theilen (von p. XLIII. an), hauptsächlich aus den spätern Büchern, eine Reihe von Stellen mit, die sie mehr oder minder ausführlich, mit Benützung ihrer Handschriften, der Kritik unterwerfen, besonders solche, wo ein oder mehrere Worte, ja zuweilen ganze Sätze ausgefallen sind, und wo sie die Lücken entweder nachweisen, oder auch aus Spuren der Codd. und aus andern Hülfsmitteln wirklich ausfüllen. Sie finden die Ursachen solcher Lücken in dem allen vorhandenen Handschriften zum Grunde liegenden Codex, in welchem Worte und Zeilen durch Flecken unleserlich geworden, durch Risse ausgefallen, oder auch durch Schuld der Abschreiber ausgelassen seyen.

Rechtfertigen durch die meisten dieser zahlreichen Kritiken (bis p. LIX.) beyde Gelehrte aufs Entschiedenste ihren Beruf, indem sie an vielen Stellen die Lücken ausspüren, und sie eben so oft aufs glücklichste ergänzen, so bringt es die Natur eines so schwierigen Geschäfts mit sich, daß man hier oder dort wohl auch Anstand nehmen muß, ihren Conjecturen beyzupflichten. So ergeht es mir z. B. gleich bey p. XLIII. mit der Stelle V. 1. 4. (nicht 5). Ich muß sie ganz hieher setzen: *Τὰ δὲ ἐς τὴν Ἐνδυμίωνος τελευτὴν οὐ κατὰ τὰ αὐτὰ Ἡρακλεῶταί τε οἱ πρὸς Μιλήτῳ καὶ Ἠλεῖοι λέγουσιν, ἀλλὰ Ἠλεῖοι μὲν ἀποφαίνουσιν Ἐνδυμίωνος μνῆμα, Ἡρακλεῶται δὲ ἐς Λάτμον τὸ ὄρος ἀποχωρῆσαί φασιν αὐτὸν, καὶ ἄδυτον Ἐνδυμίωνός ἐστιν ἐν τῷ Λάτμῳ.* Da die Herausgeber in den besten Codd. *φασὶν αὐτὸν μουσικαὶ ἀδ.* und in Einem *φ. αὐτὸν μουσι. καὶ ἀδ.* fanden, so vermuthen sie eine Lücke von einer ganzen Zeile, die sie so ergänzen: — *φασιν αὐτὸν (ἔνθαδ ἡ ἄλλα τε γέρα οἱ προσοικοῦντες ἅτε θεῷ αὐτῷ νέ-) μουσι, καὶ ἄδυτον.* — Der Mythos des Endymion spielt hauptsächlich in den Landschaften Elis und Karien. — In Betreff des erstern Locals werden mehrere Kinder des Endymion angegeben (wobey, gelegentlich bemerkt, Kanne ad Conon. p. 93. die Stelle des Phavorinus übersehen hat: *ἀπὸ τῆς Πίσσης* (vielmehr *Πίσης*) *τῆς ἐνδημίωνος* (*Ἐνδυμίωνος*) *θυγατρὸς.*); bezüglich aufs Andere heißt Endymion beym Scholiasten des Apollonius Rhodius IV. 57., der besten Quelle dieses Mythus, *Καρίατης* (wie Valkenaer ad Callimach. Elegg. p. 70. vortrefflich statt *Σπαρτιάτην* hergestellt hat). Das war ein Mythus, den seit Hesiodus Dichter wie Logographen und Schriftsteller aller Art, behandelt hatten, dessen Sinn aber nur aus der Vergleichung der andern von Memnon und von Kephalus und Aurora verstanden werden kann. Ibykos hatte den Endymion als König von Elis genommen. (Schol. Apollon. a. a. O.), von diesem zeigten die Eleer dem Pausanias sein Denkmal (a. a. O.). Andere hatten erzählt, er sey Gott geworden, (*ἀποθεωθῆναι* Schol. Apollon. a. a. O.), und diese Sage spricht gar sehr für die angeführte Ergänzung der Editoren. Andere ließen ihn in Karien die Gunstbezeugungen der Artemis genießen, nämlich am Berge Latmos an den Grenzen des Milesischen Gebiets. (Pausan. a. a. O. Strabo XIV. 8. p. 514 sq. Tzschucke; wo auch eine Stadt Latmos lag, wie Alkman sie noch genannt hatte, später Heraklea am Latmos genannt, und schon von Scylax, Peripl. p. 91. (welches eines der Merkzeichen für das Zeitalter dieses Geographen ist), vrgl. Steph. Byzant. p. 386. Berkel. Am Gebirge Latmos zeigte man bald ein Heiligthum, bald eine Höhle (*ἄντρον*· Pausan. Schol. Apollon. a. a. O.), worin Artemis den Endymion besucht und geküßt hatte. Aber gleichwohl hatte er sterben müssen, und nicht weit von jenem Städtchen Latmos-Heraklea ward in einer Höhle sein Grab gezeigt (*δείκνυται τάφος Ἐνδυμίωνος ἔν τινι σπηλαίῳ* Strabo a. a. O.): Beweises genug, daß sie ihn ebensowohl für einen sterblichen und gestorbenen Menschen hielten, wie die Kreter sogar den Zeus. (Callim. H. in Jov. 9. mit dem griechischen Grammatiker bey Ruhnken p. 6. ed. Ernesti.). Pausanias konnte also von Herakleoten in Karien unmöglich gehört haben, daß sie ihm, wie einem Gotte, Ehre erweisen, wie die Herausgeber voraussetzen, und das, was er sein *ἄδυτον* am Latmos nennt, kann nichts anderes, als eben ein in der Höhle verborgenes Grab seyn. Was soll aber das *μουσι*

zwiſchen αὐτὸν und καὶ im Texte der Handſchriften des P. bedeuten? Nicht daß eine ganze Zeile ausgefallen, ſondern nur ein halbes Wort. Ich ergänze μουσικώτερον und beziehe es auf φασὶν, wie denn jenes Adjectiv. adverbial. beſonders mit λέγειν, εἰπεῖν, φάνει verbunden wird, um richtiges, treffendes und artiges Reden, Bemerken und Erzählen zu bezeichnen (Locella ad Xenoph. Ephes. I. p. 74. ed Peerlkamp.). Demgemäß faſſe ich die Worte des Pauſanias ſo: „Die Umſtände von Endymions Lebensende erzählen die Herakleoten bey Miletos und die Eleer nicht auf dieſelbe Weiſe, ſondern die Eleer zeigen das Denkmal (Grabmal) des Endymion vor; die Herakleoten dagegen ſagen ſchicklicher (artiger), er ſey auf das Gebirge Latmos entwichen; und es befindet ſich ein Heiligthum des Endymion auf dem Latmos;“ d. h. die Eleer zeigen den Fremden ganz einfach das Grab ihres ehemaligen Königs Endymion; die Herakleoten hingegen laſſen ihn auf eine anmuthigere Weiſe nach dem Gebirge Latmos entſchwinden (an jenen von Dichtern gefeyerten Ort der Liebeserweiſungen der Artemis = Luna (ſ. die Stellen der Dichter bey Valkenaer im Callim. Elegg. p. 65. sqq.), und wirklich zeigt man an demſelben Berge noch ſein Heiltgthum. — Ich habe mich bey dieſer Stelle etwas länger verweilt, weil ſie zum Beweiſe dient, wie ſehr die Textes-Verbeſſerung des P. manchmal durch die Sach-Erklärung bedingt iſt. Ich muß mehrere andere Ausfüllungen von Lücken übergehen, die nun zunächſt folgen. Dafür muß ich aber folgende Stelle ganz herſetzen: (p. XLV. sq.) „Est locus IX. 19. 5. (4) πρὸ τοῦ ἀγάλματος τῶν ποδῶν τιθέασιν ὅσα ἐν ὀπώρᾳ πέφυκε γίγνεσθαι· ταῦτα δὲ διὰ παντὸς μένει τεθηλότα τοῦ ἔτους, planus omnino et ne minima quidem difficultate impeditus; quae quidem sequunter sunt salebrosa et luxata, at nostro loco nemo facile haerebit; quare mirari subit, unde codices MVa Pc AgLb R habeant lectionem πέφυκεν ἡ γέφυρα διὰ παντὸς. Versamur eo ipso in loco, ubi Euboea cum Boeotia ponte juncta erat. Quid? num est credibile Pausaniam silentio praetermisisse magni moliminis illud opus? Nobis quidem non fit verisimile, quin

imo nobis persuademus scriptorem accuratum hoc loco de ponte illo egisse, cujus tamen descriptio, vel certe commemoratio, temporis injuria eo usque deleta sit, ut nihil nisi leve indicium lectione monstruosa conservatum sit. Nolumus reticere, quod praeterea hoc loco in mentem nobis venerit. Stephanus enim Byzantinus s. v. Tamyna haec habet: Τάμυναι πόλις Ἐρετρίας. — ἐξαὐτοῦ λέγεται καὶ Ταμυναῖος· οὕτω γὰρ ὁ Ζεὺς ἐν αὐτῇ τιμᾶται. Παυσανίας ἐνδεκάτῳ (ια, alii ἐν δεκάτῳ) περιηγήσεως. Haec Jovis Tamynaei commemoratio neque libro undecimo, qui nullus est, neque alibi in Pausaniae Periegesi occurrit. Ex ἐνδεκάτῳ facili mutatione eruimus ἑνάτῳ, et quum Jovis Tamynaei fanum non longe remotum ab hoc ponte cogitandum sit, haud inepta videtur suspicio, noster loco cum pontis descriptione hujus etiam sacri excidisse memoriam, praesertim quum nullus in toto opere occurrat locus huic commemorationi magis opportunus. — Wer wird hiebey der Combination der Herausgeber nicht gern volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen?

Aber ich erlaube mir doch mehrere Fragen: Zuvörderſt gab es wirklich kein eilftes Buch des Pauſanias, woher denn die Notiz des L. Gyraldus, daß es von dieſem 11ten Buche ſogar zwey lateiniſche Ueberſetzungen gegeben habe (ſ. Salmas. ad Steph. Byz. p. 691. Berkel)? Jedoch dieß nur beyläufig, und von einer Brücke muß nach den Codd. in dieſer Stelle des P. die Rede geweſen ſeyn. Dieſe Brücke aber, oder vielmehr, dieſer Damm mit Schleußen, Brücken und Thürmen, welcher die Inſel Euböa mit Böotien verband *), gieng ja nach Chalkis hinüber, alſo nicht ſo nahe am Tamynäiſchen Zeustempel, wie eben vermuthet wird, da Chalkis von Eretria in nicht ganz unbedeutender Entfernung lag. Ptolem. Geograph. III.

*) Ueber dieſe Brücke ſ. Strabo IX. p. 401. Tzsch. Diodor. XIII. 4. 7. p. 578. Wessel. Is. Voss. ad Melam. II. 7. 75. Chr. Bondelmonti liber insularum Archipelagi. cap. 78 p. 132. und die neuen Reiſebeſchreiber von Spohn bis auf Dodwell II. 1. p. 248.

p. 214. ed. Basil.) Die Stadt Tamyna, oder Tamynä pluraliſch, lag aber im Gebiete von Eretria. *) Dieſes iſt hier von Bedeutung; denn wenn in derſelben Stelle des Pauſanias, worin jener Brücke gedacht war, auch vom Heiligthum des Tamynäiſchen Zeus geredet worden, wie die Herausgeber vorausſetzen, ſo muß der Text unſeres Autors einen beträchtlichen Ausfall erlitten haben. So berühmt aber die Stadt Tamyna zur Zeit der griechiſchen Freyſtaaten war, und ſo oft ſie in den Geſchichtſchreibern und griechiſchen Rednern angeführt wird, (Wessel. u. Valken. ad Herodot. VI. 10. u. Tzsch. ad Strabo. X. p. 29. sq.) — ſo ſcheint ſie doch nach dem Auszug des Städtebuchs unter Stephans Namen aus der Geſchichte zu verſchwinden, und von jenem Heiligthume des Zeus haben wir nur dieſe kurze Notiz in eben dieſem Buche, da Pauſanias gewiß ein Mehreres davon geſagt hatte. Eben dieſes letzteren Umſtandes wegen hätte aber Weſſeling (a. a. O.) nicht ſagen ſollen, daß es ein Heiligthum des Zeus oder des Apollo geweſen ſey. Wenn dieſer Tamynäiſche Zeustempel vielleicht auch nicht ſo berühmt war, wie der von Aeſchylus, Sophokles u. A. erwähnte des Zeus *Κηναῖος* auf dem Euböiſchen Vorgebirge *Κηναῖον*, (ſ. meine Meletem. I. p. 17), ſo war er gewiß doch eben ſo wohl durch den Cultus des Jupiter bekannt. Gefeyerter ſcheint freylich der Tempel des Tamynäiſchen Apollo geweſen zu ſeyn, ſowohl durch hohes Alterthum, (ihn ſollte Admetos geſtiftet haben, Strabo a. a. O., welche Cultuslegende Larcher zum Herodot, Tom. VIII. p. 532., ſeltſamer Weiſe wegen der weiten Entfernung von Pherae, dem Wohnſitz dieſes Königs, in Zweifel zieht), als durch ſein Anſehen. Beym Strabo (a. a. O.) heißt die Stadt dem Apollo geheiligt, und dieſer Gott war in einem Threnos des Simonides erwähnt worden, nicht minder in den Euböiſchen Geſchichtſchreibern; ja dieſer Cultus, und ſomit eine Art von Wohlſtand der Stadt, müßte ſich bis in die ſpätere Kaiſerzeit erhalten haben, wenn es mit einer Münze dieſes Orts ſeine Richtigkeit hätte, welche auf der Hauptſeite das mit Lorber und Strahlen umgebene Haupt mit der um dasſelbe laufenden Inſchrift *ΤΑΜΥΝΑΙΩΝ* zeigte (Holsten. ad Steph. Byz. p. 311). Aber nach einer ſolchen Münze habe ich mich in den Werken der Numismatiker bis jetzt vergeblich umgeſehen. Ueberhaupt iſt die Münzkunde dem Pauſanias noch nicht gehörig zu Gute gekommen, die doch heut zu Tage ſo vieles leiſten könnte.

Da kurz zuvor von der Stadt Chalkis in Euböa die Rede war, ſo faſſe ich mehrere Stellen zuſammen, um ein Beyſpiel des eben aufgeſtellten Satzes zu geben. Pausan. V. 23. 1; VI. 13. 4 und IX. 12. 4 werden *Χαλκιδεῖς οἱ ἐπὶ τῷ Εὐρίπῳ* genannt (wie in den neuern Ausgaben verbeſſert iſt: Siebelis daſelbſt). In einer andern Stelle III. 5. fin. wird erzählt, der Lakedämoniſche König Hageſipolis habe viele Städte im Lande der Chalcidenſer genommen, und auch gehofft, Olynth zu erobern: (*καὶ ἠρηκότα τῶν τε ἄλλων πόλεων τῶν ἐν Χαλκιδεῦσι τὰς πολλὰς, καὶ αὐτὴν ἐλπίζοντα αἱρήσειν τὴν Ὄλυνθον* —) das heißt hier: viele Städte in der Thrakiſch-Makedoniſchen Landſchaft Chalkidike. Das iſt das *Χαλκιδικὸν γένος* (Herodot. VII. 185. p. 730 ed. Baehr., mit deſſen Note). Sie grenzten an die Bottiäer, oder bildeten vielmehr mit ihnen ein Volk, ſeitdem dieſe Olynth beſetzt hatten. Herodot. VIII. 127. Thucyd. II. 99. vergl. Franc. Streber Numismata in den Abhandlungen der Münchner Akademie der Wiſſenſchaften 1835. I. p. 115.).

(Fortſetzung folgt.)

*) Stephan Byz. pag. 691 Berkel. *Τάμυνα πόλις Ἐρετρίας· Στράβων δεκάτῃ* (X. 10. p. 29). Ich vermuthe *πόλις Ἐρετρικῆς*, oder noch näher der Lesart: *πόλις τῆς Ἐρετριακῆς*. Ueber beyde das Gebiet von Eretria bezeichnende Namensformen ſ. Tzſchuke, zum a. O. und zu IX. p. 344 sq.; auch ſagt Harpocration: *ἐν τῇ χώρᾳ τῶν Ἐρετριέων αἱ Τάμυναι*, p. 329.

Berichtigungen.

Nr. 13. S. 105. Z. 14. v. u. ſtatt menſchlich mehr lies menſchlich wahr. S. 106. Z. 3 v. o. l. *καταχθόνιος*. S. 108. Z. 1 v. u. l. daß die Poeten die Mythen gemacht haben. — Nr. 21. S. 173. Z. 18 v. u. l. Dike. S. 175. Z. 3. v. u. l. *μίν*. — Nr. 22. S. 181. Z. 12. v. u. l. *Ἄθηνα*.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Fortsetzung.)

Es werden oft genannt *Χαλκιδεῖς οἱ ἐπὶ Θράκης* oder *Χ. οἱ πρὸς τῇ Θράκῃ* (Thucyd. I. 57. I. 108. Aristot. Polit. II. 9. fin. p. 69. ed. Goettling. Diodor. XIV. 82. p. 706. Wessel.) zum Unterschiede vor den Euböischen am Euripus (s. vorher, und Scholiast. Thucyd. I. 57. *οἱ ἐν Εὐβοίᾳ Χαλκιδεῖς*, vrgl. Eustath. in Iliad. p. 537. p. 226. Lips. Holsten. ad Steph. Byz. p. 353). Bey Demosthenes werden zwey und dreyßig Chalkidisch-Thrakische Städte erwähnt (Wesseling. ed. Diodor. XVI. 52. p. 123); die Thrakisch-Makedonischen Chalkidier waren Kolonisten derer von Euböa (Schol. Thucyd. I. 57. Heyne Opuscc. Acad. II. p. 266), und nicht bloß Olynth, sondern auch andere Chalkidische Städte, bezeugten auf ihrem Gelde durch den Chalkidisch-Euböischen Adler mit einer Schlange im Schnabel, ihre Abkunft aus jener Mutterstadt. (Mionnet II. p. 303 sqq. Suppl. IV. p. 358. sqq. V. p. 143 sqq. vergl. Suppl. VIII. p. 115. sqq. und jetzt Franc. Streber Nummismata a. a. O. p. 114 — 117.) — War nun unter den vielen Thrakisch-Chalkidischen Städten auch eine, die selbst Chalkis, (*Χαλκὶς*) und wie die Euböische Mutterstadt hieß? Dieß hat man bisher allgemein angenommen, und ihre Lage östlich von Olynthos, und westlich von der Syleischen Ebene gesetzt. (Larcher Table geograph. zum Herodot. p. 118) Dagegen erklärt sich jetzt Millingen (Sylloge of ancient unedited coins. Lond. 1837 p. 45. zu pl. I. no. 21.). Er macht dort eine Silbermünze von Olynthos bekannt. Vorderseite *ΟΛΥΝΘ*; belorbeerter Kopf des Apollo; Rückseite: *ΧΑΛΚΙΔΕΩΝ*. Eine Lyra mit 7 Saiten. Diese Münze, sagt er, beweise, daß alle ähnlichen Münzen mit *Χαλκιδέων* nach Thracien gehören *), und die Aufschrift *Ὀλυνθίων Χαλκιδέων*, daß alle diese Münzen in Olynth geprägt worden. Sie seyen Geld der Chalkidischen Conföderation gewesen. Es gebe keine Autorität dafür, daß in Thracien eine Stadt Chalcis existirt habe. Von schwachen Anfängen sey Olynth emporgewachsen, und das Haupt der Chalkidischen Conföderation geworden; welcher Wachsthum dieser Stadt nicht nur ihrer vortheilhaften Lage beyzumessen sey, sondern einer Politik, sonst in Griechenland sehr ungewöhnlich, nämlich daß sie Bürger aller übrigen Bundesstädte an allen ihren eigenen bürgerlichen Rechten Antheil nehmen ließ, und den gebornen Olynthern ganz gleichstellte. **) Dieß gelegentlich. Was aber den so keck ausgesprochenen Satz: „Es gebe keine Autorität dafür, daß in Thrakien eine Stadt Chalkis existirt habe," betrifft — so ist dieß nicht wahr. Man höre nur den Scholiasten des Thucydides, I. 108: *Χαλκὶς Θράκης* (vergl. zu I. 57. Eustath. a. a. O. Lucas Holsten. a. a. O. und mehrere der übrigen von mir angeführten Stellen).

---

*) Dieß war schon früher vermuthet worden (sieh Mionnet Description Supplem. Tom. IV. p. 358, vergl. Tom. III. p. 60).

**) Ueber Olynths Ursprung, Wachsthum und Schicksal s. Vömel zu Demosth. Philipp. p. 12 sqq. p. 23 seqq. und p. 101 — 108.

Auch wäre es gegen alle Analogie, wenn die von der Euböischen Stadt Chalkis ausgerüsteten und nach Thracien ausgesendeten Colonisten nicht zu allererst im neuen Lande eine nach der Mutterstadt genannte Neustadt gegründet hätten, sie, die auf den Münzen so vieler andern in dieser Colonie gegründeter Städte den auf dem Gelde der Altstadt hergeprägten Typus noch lange Jahre beybehielten, wie wir oben gesehen haben. Ja es ist wahrscheinlich, daß die ältesten thrakisch-griechischen Münzen mit diesem Typus und mit der Aufschrift *Χαλκιδέων* der Tochterstadt Chalkis selbst angehören. In der zweyten der von mir oben angeführten Stellen des Pausanias (V. 23. 1 und 2) *) erscheint zweymal noch bey Siebelis die Schreibart *Ἀμβρακιῶται* (vrgl. auch X. 18. 3.). Ich weiß nicht, ob die Herausgeber im zweyten Bande nach ihren Codd. werden *Ἀμπρακιῶται* geben; das aber weiß ich, daß letztere die ältere ist (wie Eustath. ad Dionys. Perieg. vs. 493 bestimmt versichert) und sie wird auch von der Mehrzahl der Münzen bestätiget (Rasche Suppl. Lex. rei num. I. p. 599 und 629), und daß erst die spätern Münzen die andere geben (Mionnet. Suppl. Tom. III. p. 365). Die Handschriften variiren; die des Herodotus haben fast durchaus die ältere (VIII. 47. IX. 28 und 31.); so auch die des Thucydides (I. 55. III. 80.), Aelian, (H. A. XII. 40. p. 283. Jakobs) und selbst noch Olympiodor in Platon. Alcib. p. 5. Dagegen Strabo VII. p. 451. Tzsch. *Ἀμβράκικον*, so daß also die Handschriften in dieser doppelten Schreibart nicht so genau, wie die Münzen, das Alte vom Neuen unterscheiden.

Mehrere Lücken werden durch Hülfe der Codd. leicht ergänzt; andere Stellen werden durch ungezwungene Verbesserung von dem Verdacht der Verstümmlung befreyt. Zu den letztern gehört VI. 18. 5, wo noch Siebelis hat: *Πρῶτοι δὲ ἀθλητῶν ἀνέθεσαν ἐς Ὀλυμπίαν εἰκόνας * Πρηξιδάμαντος κ. τ. λ.* Es ist alles in Ordnung wenn man mit den Herausgebern (p. XLVI.) lieset: *Πρῶται δὲ ἀθλητῶν ἀνετέθησαν ἐς Ὀλυμπίαν εἰκόνες Πραξιδάμαντος κ. τ. λ.* In der Stelle II. 19. 2. wird verbessert: *Μέλταν δὲ τὸν Λακήδα[ε̃κ]τον ἀπόγονον Μήδωνος τὸ παράπαν ἔπαυσεν ἀρχῆς ὁ δῆμος* (s. p. XLIX. sq.). Da zu derselben Stelle (p. 322) wo im Texte beybehalten ist: *Μέλταν δὲ τὸν Λακήδον τὸν ἀπόγονον Μηδ.* auf die Praefatio l. l. nicht verwiesen ist, so haben wir die eben dort vorgeschlagene Lesart für die definitive Feststellung des Textes zu halten. Dagegen wird in der Stelle III. 16. 8. (6.) im Texte dieser neuesten Ausgabe (p. 520) gelesen: *ἀμφισβητοῦσι μὲν Καππάδοκες οἱ* (mit Tilgung des *καὶ* vor *οἱ*) *τὸν Εὔξεινον οἰκοῦντες*, wie (Praefat. p. LI. sq.) vorgeschlagen und gelehrt gerechtfertiget worden (wo aber die Worte: at Dione teste in ipsa illa Camana [sic] duae urbes inter se certabant etc. wohl korrigirt werden müssen: in ipsa illa Cappadocia etc.: denn wenn die eine Stadt Komana früher zum Pontus gezogen worden, so gehörte sie nachher, wie die andern, zu Kappadocien, so daß es zwey Kappadokische Priesterstaaten in zwey Bezirken, beyde Komana genannt, und beyde dem Kultus einer Monds- und Krieges-Göttin, Artemis-Anaitis oder auch Enyo genannt, gegeben hat. (s. jetzt Hisely disp. de historia Cappadociae. Ultraject. 1836, und vergleiche über die Münze dieses Cultus und verwandter Fr. Streber Numismm. a. a. O. pag. 182. sqq.). Solche Ungleichheiten sind wohl dem Umstande beyzumessen, daß einige Verbesserungen vor, andere nach dem Abdruck des Textes gemacht waren, und werden wohl am Schluß in einem Nachtrag oder im Register geebnet werden. — Unebenheiten im Text des P. selbst rühren oft von vorwitzigen, oder unwissenden Abschreibern her, und werden mehrentheils aufs ungezwungenste getilgt.

Als Beyspiel führe ich an p. LVI., wo die Herausgeber die Worte des P. VIII. 35, 2. mit folgender Bemerkung verbessern: „— Sic Pausanias non scripsit. Conqueruntur de sale-

*) Zu einer andern Stelle desselben Buches (V. 16. 2.) zu den Worten: *ὁ δὲ ἀγὼν ἔστιν ἄμιλλα δρόμου παρθένοις* findet sich in den Randanmerkungen des Victorius ein unbeachtetes Scholion aus einer alten Handschrift: *Εἶδον ἐγὼ ἐν Πάτρᾳ τῇ Πελοποννήσου ἐπὶ τοῖς ἐρειπίοις τῶν παλαιῶν οἰκοδορημάτων ἐπὶ κίονος κεφαλίδος ταύτην γραφήν· Νικηγόραν Νικόφιλο — νικήσασα — σ. δρόμῳ τὸν τῶν παρθένων δρόμον τῇδ' ἀνέθηκα λίθον Παρίου τὴν γλυκυτάτην ἀδελφήν.*

brosa Pausaniae dictione; conqueramur potius de salebrosis librariorum correctionibus. Genuinam Pausaniae restituimus lectionem: καὶ ἀγάλματα οὐ μεγάλα Δεσποίνης τε καὶ Δήμητρος, ἔτι δὲ καὶ Ἑρμοῦ πεποίηται καὶ Ἡρακλέους. — Aus den sehr zahlreichen Verbesserungen in der Vorrede hebe ich zum Schluß noch folgende aus (p. LVIII. sqq. zu VII. 17. 2): — Καθαιρήσειν (κατέσκηψε — μήνιμα), Λακεδαιμονίους δὲ Ἐπαμεινώνδας (so schrieben die Editoren constant, weil gute Handschriften an vielen Stellen so geben (p. XLI.) ὁ Θηβαῖος καὶ αὖθις ὁ Ἀχαιῶν πόλεμος [ἐγένετο, diese Einklammerung hatte Siebelis angerathen] ὅτε δὴ καὶ μόγις, ἅτε ἐκ δένδρου λελοβημένου κλήματις (statt καὶ εὐθύς. Es ist zu verwundern, daß von so vielen Kritikern, die diese Stelle behandelt, kein einziger auf diese glückliche Verbesserung gekommen, obschon Amasäus redivivum sarmentum übersetzt hatte) τὰ πλείονα, ἀνεβλάστησεν ἐκ τῆς Ἑλλάδος τὸ Ἀχαϊκόν. —

Indem ich nun noch eine Anzahl von Stellen aus den drey ersten Büchern, die dieser Band enthält, durchgehen will, bemerke ich im Voraus, daß es dabey von mir nicht auf bloße Wortkritik abgesehen ist, sondern, daß ich auch zum Behuf eines zu hoffenden Real-Commentars aus neuesten Schriften Nachweisungen geben werde. —

Attica I. 1. 5. 1., womit ich I. 28. 2. verbinde. Pausanias nähert sich der Landschaft Attika zur See aus der Gegend der Cykladen her, und gedenkt daher zuerst des Vorgebirges Sunion (s. Dodwell Reiseb. I. 215. vergl. Nibby Saggio sopra Pausania p. 11.); wenn nun aber die zweyte Stelle von Clavier so übersetzt wird: „La pointe de la pique de Minerve (der sogenannten Lemnierin, einer Erzstatue von Phidias) et l'aigrette de son casque se voient de la mer, dès le promontoire Sunium;“ so muß dieß die unrichtige Vorstellung erwecken, als sähe man jene Lanzenspitze und den Helmbusch zu Schiff schon am Vorgebirge Sunion; da doch das ἀπὸ Σουνίου προσπλέουσι nur sagen will, man könne jene Gegenstände zu Schiffe sehen, wenn man das Vorgebirge Sunion umsegelt habe, und nun schon gegen die Stadt Athen heransegle (vrgl. Letronne im Journal des Savants, 1820 pag. 226) — Cap. II. 1. wo die verschiedenen Sagen von den Amazonen berührt werden, muß Plutarch. Thes. cap. 26. pag. 67. Leopold. verglichen werden; das Neueste über diesen ganzen Mythenkreis geben Le Bas in den Monuments d'antiquité figurée, I. p. 12. sqq. und II. p. 254 sqq., Bähr in Paulys Real Encyklopädie S. 396. und Nagel Geschichte der Amazonen, Stuttg. 1838. S. 6. ff. Beyde mit Berücksichtigung des P. — Mit dem §. 4. muß die Stelle I. 18. 3: εἰκόνας μετέγραψαν, verbunden und Raoul-Rochette Monum. ined. p. 166. nebst dem, was zu Porphyr. de vita Ptolini pag. C. b. von mir über dieses μεταγράφειν und über das noch verderblichere μεταρρυθμίζειν bemerkt worden, verglichen werden. — §. 5. (p. 12. des vorliegenden Ausz.) geben auch die Herausgeber Ἄγλαυρος als Namen der mittleren von Kekrops Töchtern; wogegen ihre Mutter Ἄγραυλος hieß und sie nach ihr die Agraulidischen Jungfrauen genannt werden können, wie Gottfr. Herrmann de Graeca Minerva p. 10. gethan (man vrgl. diese Gelehrten Anzeigen 1838 S. 114). — VIII. 4. (p. 38). — καὶ Ἀπόλλων ἀναδούμενος ταινίᾳ τὴν κόμην ἀνδριάντες δὲ Καλάδης Ἀθηναίοις, ὡς λέγεται, νόμους γράψας. Es fragt sich vorerst, ob ἀναδούμενος hier taenia redimitus heißt, oder wie Clavier paraphrastisch gibt: dont le cheveux sont ceints d'une bandelette,“ oder ob es nicht im Medium zu nehmen ist, wie διαδούμενος oder στεφανωσάμενος (Pindar. Olymp. VII. 29. XII. 25.) d. h. ob diese Statue nicht den Apollo als einen sich selbst die Binde umwindenden darstellte, ähnlich dem Diadumenus des Polyklet (Plin. H. N. XXXIV. p. 650. Hard. Lucian. Philoph. 18. τὸν διαδούμενον τὴν κεφαλὴν ταινίᾳ, (vrgl. Heyne antiq. Aufs. II. S. 257). Wenn ferner Meursius κώμους γραψ. ändern wollte, so hat Siebelis diese Idee, daß an einen Maler zu denken sey, der solche Gegenstände gemalt habe, zu widerlegen gesucht und Sillig's (Catalog. Artificc. p. 120). Zustimmung erhalten. Dagegen stimmt ihm, wie wir aus der jetzt erst mitgetheilten Anmerkung ersehen, Tib. Hemsterhuis bey. In derselben Note unserer Her-

ausgeber muß aber ein nicht bemerkter Schreib- oder Druckfehler verbessert werden, archontem muß geschrieben werden, statt architectum (s. Herodot. VIII. 51). Ich wiederhole übrigens hier nicht, was ich über die Künstlernamen Calates, Calades, Calaces, Calamis, und den an des letztern Stelle gefälschten Calos, mit Beziehung auf vorliegende und auf eine andere Stelle des P. (I. 28. 6.) in der Symbolik I. p. 151 f. 3te Ausg. gesagt habe. — I. 9. 4. (p. 41) billigte Bröndsted in Böttigers Amalthea III. S. 65. die Lesart des Cod. Angelicus Κολακίαι, welche auch Siebelis aufgenommen, aber die Herausgeber haben wohl verbessert: κολακείᾳ. — Zu I. 14. 1 u. 3. bemerkt Preller Demeter und Perseph. S. 291. „wüßten wir, wann der Tempel des Triptolemos zu Athen gegründet wurde, von welchem Pausanias erzählt, so würde sich Genaueres sagen lassen. Vor demselben stand die Bildsäule des Epimenides-Buzyges und ein aus Bronze gearbeiteter Stier, dessen Stellung Pausanias durch die Worte: οἷα ἐς θυσίαν ἀγόμενος andeutet. Aber wäre es nicht unpassend gewesen ein Stieropfer neben jenem Buzyges abzubilden, da dieser doch eben das Stieropfer verboten hatte? Passender also denkt man sich, daß jener Stier im Augenblick der Zähmung durch Buzyges dargestellt war, wie das Joch auf seinen Nacken gelegt wird, und er sich ungeduldig dagegen sträubt.“ Ehe ich mich darüber erkläre muß die Stelle des P. betrachtet werden. Also §. 1. p. 65. lesen wir: ναοὶ δὲ ὑπὲρ τὴν κρήνην ὁ μὲν Δήμητρος πεποίηται καὶ Κόρης, ἐν δὲ τῷ Τριπτολέμου κείμενόν ἐστιν ἄγαλμα. Goldhagen, wie der lat. Uebersetzer: „Ueber demselben weiter hinauf stehen zwey Tempelhäuser, eines ist der Ceres und Proserpina gebauet, in dem andern ist das Bild des Triptolemus; hiernach ist also nicht gesagt, wem dieser andere Tempel geweiht war. Clavier dagegen: „au dessus de celle édifice (vielmehr in einiger Entfernung von dieser Quelle: Siebelis p. 45.) sont deux temples dédiés, l'un à Cérès et à sa fille, et l'autre à Triptolème, dont on y voit la statue.“ Diesemnach war dieser zweyte Tempel dem Triptolemos eigen, dessen Bild sich auch darin befand; aber dieses befand sich ja im Eleusinion; s. §. 2., wo, nachdem vom Eleusinion gehandelt worden, fortgefahren wird: πρὸ δὲ τοῦ ναοῦ τοῦδε ἔνδα καὶ τοῦ Τριπτολέμου τὸ ἄγαλμα κ. τ. λ. Alsdann bleibt unbekannt, wessen das Bild war, das sich in dem angeblichen Triptolemos-Tempel befand. (§. 1.) Diese erste Stelle scheint lückenhaft, und von einer Lücke zeigt sich sogar eine handschriftliche Spur: ἐν δὲ τῷδε (s. not. 5.) Ich ergänze die Stelle so: — κρήνην, ὁ μὲν Δήμητρός τε πεποίηται καὶ ὁ Κόρης ἐν δὲ τῷ Δήμητρος Τριπτολέμου κείμενόν ἐστιν ἄγαλμα. Hiernach hatten Ceres und Proserpina jede einen besondern Tempel hier, und nicht ein beyden gemeinschaftlicher hieß das Eleusinion (wie Siebelis meynt), sondern der der Ceres allein, so wie in Lakonien (III. 20. 7.) ein Tempel der Demeter allein das Eleusinion hieß, in welches man an einem bestimmten Tage das Bild der Kora trug, welches schon anzeigt, daß er der Mutter allein eigen war. Hiernach wende ich mich zu Herrn Preller. Also 1) ist in jener Stelle von einem Triptolemos-Tempel zu Athen, auch nach der bisherigen Lesart, kaum die Rede; zu Eleusis hatte Triptolemos einen Tempel (Pausan. I. 38. 5. 6.). 2) Nicht vor dem angeblichen Triptolemos-Tempel stand das Bild des Epimenides, sondern vor dem Eleusinion, in welchem sich das Bild des Lieblings und Zöglings des Demeter, des Triptolemos befand. 3) Die von Hr. Pr. bemerkte Unschicklichkeit fällt weg, denn §. 3. wird Epimenides nicht als Buzyges vorgestellt, sondern bloß als der Mann von Knossos (Κνώσιος); auch sitzend; ja vielleicht schlafend, wie denn gleich darauf von seinem Wunderschlaf die Rede ist. Aber 4) die Worte: ἔστι βοῦς ἀγόμενος gehören vielmehr zum Triptolemos, als zum Epimenides.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. May.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Fortsetzung.)

5) Hätte Hr. Pr. den Organismus dieser Sagen durchblickt, so hätte er bemerken müssen, daß ihnen zufolge Heroen und heroische Gesetzgeber das Stiertödten zwar verbieten, aber unter religiösen Einschränkungen auch erlauben; und daß, wenn die Lust zum Fleisch-Essen den Ackerstier nicht verschonte, ein Fleischopfer an die Götter vorausgehen mußte, — Momente, welche die Rhodische, Kretische und Attische Sage in dem Herakles *βουζύγης* und *βουθοίνας* zusammenfaßte. Der Kürze wegen verweise ich auf meine Abhandlung: De Hercule Buzyge et de Minoë (in den Annali dell' Instituto archeologico di Roma, vol. VII. p. 92—111.). Schließlich bemerke ich noch zu §. 1., daß in der vorliegenden Ausgabe zwischen *τὴν κρήνην* und *ὁ μὲν Δήμητρος* das Komma nicht fehlen, und daß §. 3. das hos aenea – ornata in der lat. Uebersetzung nicht hätte geduldet werden sollen; denn es war ein Stier, wie Goldhagen, Clavier und Preller auch übersetzt haben. —

I. 19. 4. (p. 87. vrgl. II. 9. 7. p. 279.) *Λύκιός τε ὁ θεὸς — Ἀπόλλωνος — Λυκίου.* So haben auch unsere Editoren, wie Siebelis, dessen Lesart ich in der Darmstädter Schulzeitung 1832 S. 39 (über v. Stackelbergs Apollo-Tempel zu Bassä S. 122) schon meine Zustimmung gab. Man sehe jetzt die Anmerkungen zur zweyten Stelle — I. 21. 6. (p. 97) *Κάλως — Κάλων* so auch Siebelis; dagegen *Τάλως — Τάλων* Clavier (s. die Noten). Ueber die Kretischen Namen und Wesen dieses Namens s. Sturz De nomm. Graec. III. p. 10. wo *Τάλως* (aber nicht statt *Τάνταλος*, wie Harles angiebt, Suppl. liter. Graec. I. p. 354). — Ueber Talos den Sohn des Knes sieh Heyne in nott. crit. in Apollodor. p. 103 und Observ. p. 89. Böttiger Kunst-Mythologie I. S. 377 ff. und Symbolik I. S. 37 ff. dritter Ausgabe. I. 24. init. (p. 112) *Μάρσυαν.* Die Varianten *μάρσιαν, μάρσιν* erinnern an Pausan. X. 19. 6, wo mit der Mosk. Handschrift Camerar und Clav. gelesen werden muß: *τριμαρισίαν* und *μάῤῥαν.* (Vrgl. Wiener Jahrbücher der Literatur 1831 zu Bröndsteds Reisen in Griechenland II. S. 196 ff. wo ich aus Cod. Heidelberg. no. 155. beym Aelian V. H. IX. 16. *Μάριν* als Name eines Stammvaters der Centauren angeführt habe.) Zu demselben Werke des Herrn Bröndsted hatte ich ebendaselbst über die Stelle des P. I. 26. 6. (p. 126) *γραφαὶ δὲ ἐπὶ τῶν τοίχων τοῦ γένους εἰσὶ τῶν Βουταδῶν*, nämlich im Erechtheum zu Athen (vrgl. Bröndsted II. S. 301 f.) ein Mehreres bemerkt, wovon Herr Raoul-Rochette im Journal des Savants 1833 p. 433. eben so wenig als von Hrn. Bröndsted selbst und von Hrn. Sillig Notiz genommen; vielmehr sollte man nach ihm meynen, die andere wichtige Stelle, (Plutarch. vit. X. Orator. Tom. IV. p. 384. Wyttenb.) sey von andern Archäologen übersehen worden, welche doch Hr. Br. schon beachtet hatte. Beyde Stellen bilden nämlich Hauptmomente in dem jetzt so lebhaften Streite über die Wand- und Tafelgemälde der Alten, und sind seitdem von Gottfr. Hermann (de vett. Graecc. Pictura parietum conjecturae, p.

12 sq.) und von R. Rochette selbst (Peintures antiq. inédites p. 183 — 188) u. A. ausführlich behandelt worden. Ich übergehe, was ich dort darüber bemerkt habe, so wie, was der selige Böttiger in einem ungedruckten lateinischen Brief darüber an mich hat einfließen lassen. — Zu I. 32. 3. (p. 162) καταστῆναι δὲ ἐς ἐναργῆ θέαν vergleiche man Köhler Mém. sur les îles et la course d'Achille, pag. 58. Zu dem, was Hr. Siebelis zu I. 33. 3. (p. 166 ed. Schub. et Walz.) — ἄγαλμα μὲν εἶναι Νεμέσεως κλάδον μηλέας bemerkt hat, kommt noch Photii Lex. Gr. p. 416 sq. Dobr. Lips., Proverb. cod. Bodlei. p. 100 nr. 819. Gaisf.; Jacobs ad Anthol. Gr. Tom. X. p. 407. Dessen vermischte Schriften II. S. 86 und 305. Visconti Museo Pio-Clem. II. p. 111. ed. de Milan. wenn Eckhel (D. N. vol. VI. p. 237. sq. vrgl. p. 338. 6.) die auf Gold- und Silberdenaren des Kaisers Claudius erscheinende geflügelte Göttin mit dem Schlangenstab der Schlange zu Füssen, und mit dem bedeutsamen Aufnehmen des Gewandes von der Brust herauf, als Victoria Nemesis bezeichnet, so muß sie, wenn andere Münz-Exemplare sie behelmt vorstellen, vielmehr Minerva — Victoria (Athena — Nike) genannt werden, in der That aber ist sie ein der damaligen Allegorie angehöriges Pantheum, denn sie ist auch Friedensgöttin, wie denn auch die Münz-Aufschrift Pax Augusta besaget. — I. 35. Dieses Kapitel ist von Köhler, Achille, mehrmals berührt worden; man vergleiche die oben angeführte Schrift p. 63 und 163 sq. Zur dritten Stelle nämlich zu den Worten (§. 2.) καὶ γὰρ Εὐρυσάκους βωμός ἐστιν ἐν Ἀθήναις bemerkt er (p. 287): Pausanias appele cet endroit consacré à Eurysaces βωμός, Harpocration (in Εὐρυσάκειον) et Suidas (in Εὐρυσάκης) τέμενος; Pollux (VII. 29. 135.), dans quelque lignes fort corrompues, εὐσάκειον. Il n'y a pas de doute, que ce heros avoit à Melita un temple, qui portoit son nom. Au reste le mot βωμὸς paroît tres souvent indiquer, non pas un autel, mais un petit temple avec un autel pour recevoir les sacrifices, et chaque τέμενος a dû avoir ou un βωμὸς, ou un temple avec la statue de la divinité ou du heros à qui il étoit consacré." Obschon diese erweiterte oder synekdochische Bedeutung von βωμὸς auch von Scholiasten behauptet wird, so bezweifelt sie doch Hr. L. Dindorf in der Pariser Ausgabe des A. Stephanus (sub voc.) nicht ohne Grund. I. 38. 3. (p. 190). Ueber das Genealogische von den Töchtern des Peleus hat sich Hr. Preller (Demeter und Perseph. S. 68) ausgelassen. Ebendaselbst (§. 5. p. 191) ist die Eleganz καὶ παρ' αὐτῷ (τῷ ῥεύματι) καλοῦσιν Ἐρινεόν durch Schäfers oder eigentlich Wyttenbachs Beyspielsammlung (oder Plat. Phaedon p. 255 vergl. Philomath. III. 74, und ad Plutarch. VI. 2. p. 901 ed. Oxon. vergl. den Index in Καλέω,) bestätigt worden. — I. 43. 1. (p. 217.) — Ἡσίοδον — ποιήσαντα — Ἰφιγένειαν — Ἑκάτην εἶναι. S. v. Köhler Achill. p. 36. Raoul-Rochette Monuments inédits. II. p. 119. sq. wozu ich über die Verschiedenheit dieser Sagen in den Wiener Jahrbüchern der Literatur Band LIV. S. 123 ein Mehreres bemerkt habe; vrgl. jetzt noch die Anmerk. zu Herodot IV. 103. p. 473 ed. Bähr.

Corinthia (II.) I. 2. (p. 234 sq.) Κόρινθον δὲ ἀνάστατον Μομμίου ποιήσαντος. Vergl. VII. 165. Dio Chrysost. Or. XXXVII. p. 123. Anthol. Gr. II. 1. nr. 2. und Fr. Jakobs vermischte Schriften II. S. 280 f. und III. S. 496 f. Ebendaselbst §. 7. muß bey Siebelis (p. 164) corrigirt werden Philostrat. V. A. IV. 11. und p. 165 oben Canter. Nov. Lectt. VI. 1. nicht IV. 1, wie auch in der Note (p. 239. 53) steht. Ueber die Verehrung des Achilles findet sich übrigens in dem Werke des v. Köhler und in Raoul-Rochette Monumm. inéd. Tom. I. Alles zusammengestellt. Beyde sind auch nachzusehen zu II. 2, 3 und 4 nämlich zu Ἑλένης λουτρόν. Köhler p. 65. und zum Löwen und Widder auf dem Grabe der Laïs, welcher Letztere in diesem Symbol eine astronomische Bedeutung findet. II. 16. 5 und 7. (p. 310 sq.). Von dieser Stelle ist R. Rochette Monumm. II. p. 153. in einer ausführlichen Erörterung über die Heroenmale und das Grab Agamemnons ausgegangen; wozu ich (in den Wiener Jahrbüchern der Lit. Bd. LIV.) über die Unterschiede der Einrichtung und Bezeichnung der Gräber der Griechen zu sprechen veranlaßt war.

II. 30. 6. (p. 384). Diese Stelle ist eine

der wenigen, worin sich P. selbst auf Münzen beruft. Daß die Trözenier auf ihrem Gelde den Dreyzack des Poseidon (worüber Böttiger Kunstmythologie II. S. 341 sq. gründliche Belehrung gegeben) gehabt, sagt auch Plutarch (Thes. cap. 6. init.). Daß aber der Hauptseite das Haupt der Pallas aufgeprägt gewesen, Pausanias allein. Daher äußerte Eckhel (D. N. Tom. II. p. 292.) den Verdacht, Golzius der so viele Münzen verfälscht, möchte auch eine Münze mit jenem Doppel-Gepräge, und mit der Beyschrift: *Τροιζηνίων*, nach dieser Stelle des Pausanias selbst geprägt haben. Doch kommt jetzt eine Erzmünze bey Cadalvène (Recueil de Méd. Grecques inéd. p. 201. vergl. Mionnet Suppl. IV. p. 267. no. 191.) dem Golzius zu Hülfe und bestätigt vollkommen die Aussage des Pausanias. — Gleich zunächst §. 7. giebt ein anderer Numismatiker *) zu den Worten *τῇ Σαρωνίδι — Ἀρτέμιδι — Φοιβαία λίμνη κ. τ. λ.* vortreffliche Erläuterungen, indem er auch mit Berücksichtigung unserer Stelle und mehrerer anderer des P., so wie aus Münzen, die dreyfache Beziehung der Artemis zum Meere, zu Seen und Moorgründen und zu Flüssen ins Licht setzt, und die davon hergenommenen Beynamen dieser Göttin erklärt. — Zu II. 35. 4. (p. 412) *χθονία δ' οὖν ἡ θεός τε αὐτὴ καλεῖται καὶ χθονία ἑορτήν* — wiederhole ich nicht was ich über die verschiedene Schreibung dieses Festnamens neulich in diesen Gel. Anzeigen 1838 Nr. 13. S. 106 bemerkt habe. Eben darauf beziehe ich mich der Kürze wegen in Betreff von II. 37. 2. (p. 420.) *Δήμητρος Προσύμνης*. Man sehe nämlich eben daselbst N. 13. S. 110. Hier habe ich jedoch zu bemerken, daß diese und die folgenden Angaben unseres Periegeten von Buttmann in der Abhandlung über Lerna, dessen Lage und Oertlichkeiten (jetzt im Mythologus II. S. 93 ff.) zu Grunde gelegt und mit Benützung der neueren Reisebeschreiber und Beyfügung eines Kärtchens erläutert worden; wobey auch die Prosymneische Ceres und die Sage vom Prosymnos behandelt worden sind.

*) Franc. Streber Numismata, in den Abhandlungen der Münchner Akademie der Wissenschaften. I, S. 139 ff.

Laconica (III.) 7. 7. (p. 465) *Ἀγασικλέους*: Herodot. I. 65. *Ἡγησικλέους*: vergl. Schweigh. ad Herodot. Tom. V. 2. p. 75. Hiemit verbinde man Pausan. II. 10. 3. (p. 282) und III. 11. 5. (p. 488) *Ἄγιου, Ἀγιαν, Ἀγιας*: vergl. Herodot IX. 33. (worauf Hemsterhuis not. mscr. verweiset: *Ἡγιην*). Ueber diese Namensformen, wobey auch Agasias, der Meister des Borghesischen Helden, oder vielmehr die drey Agasias von Ephesus (K. O. Müller Handbuch der Archäologie S. 61 f. und S. 155 zweyte Ausgabe) in Betrachtung kommen, habe ich über Thiersch's Epochen der Kunst (zu S. 130 ff.) in den Wiener Jahrbüchern der Literatur genauer gesprochen. III. 15. 1. (p. 510 Note 2.) *Ὀλυμπίασι — ὀλυμπιᾶσι*. Außer dem, was ich bereits in den Meletemm. I. 5. darüber angeführt, muß Matth. Gr. Gr. §. 258 und besonders Buttmanns ausführliche Sprachlehre II. S. 275 f. nachgesehen werden. — II. 15. 3. (p. 512) vergl. II. 26. 7. (p. 363) *Ἡράκλειον — Ἀσκληπίειον*. Ueber diese *τεμενικὰ* hat schon Sylburg zur zweyten Stelle (p. 171 Kühn) eine Anmerkung gemacht. Vergl. jetzt Meletemm. I. p. 65 sq. mit meiner Note, und Barker in Stephan. Thes. p. 202 ed. Valpy.) — III. 17. 3. (p. 523) *Ἀθηνᾶς — Χαλκιοίκου*. Diesen Beynamen hat sehr lebendig aufgefaßt Herr Uschold (Vorhalle zur griechischen Geschichte und Mythologie. Stuttgart 1838. S. 269): „Wie die bildende Kunst später das Wesen der Götter durch verschiedene Attribute so schön bezeichnete, so weiset auch die Behausung der Pallas auf ihre Bedeutung hin. Sie leuchtet als Mond im ehernen Himmelsgewölbe, und wurde deßhalb in Sparta als *χαλκίοικος* verehrt. Pausan. III. 10. (vielmehr 17; denn dieses Kapitel handelt davon). — III. 18. 7. (p. 533.) das Urtheil des Paris bemerkt Raoul-Rochette Monumm. inéd. p. 260 (mit Hinweisung auf Iliad. XXIV. 28 — 30. Macrob. Sat. V. 16. T. Hemsterh. ad. Lucian. I. p. 253. Wolf. Prolegg. ad Homer. p. 273), obschon von Homer nicht erwähnt, mußte doch frühe schon seinen Mythus gehabt haben, weil es auf dem Thron des Amyklä'schen Apollo und auf dem Kasten des Kypselos dargestellt gewesen (S. über letztere Vorstellung Paus. V. 19. 1; wozu Hemsterh. bemerkt,

daß, wenn, wie Pausanias glaubt, das beygeschriebene Epigramm den Eumelos von Korinth zum Verfasser hatte, es sehr alt seyn mußte.)

III. 19. 5. 6. (p. 538). Ueber Klytaemnestra vergl. v. Köhler Achille p. 154. Gleich zunächst: *Διόνυσον — Ψίλακα* (so hat auch Siebelis, s. dessen Anmerk. Vol. II. p. 6); Lobeck will *Ψιλᾶν*, worauf seine Erklärung beruht. Heyne (antiquar. Aufs. I. S. 80 f.) fand die Deutung des Pausanias spitzfindig. Koenig de Pausan. p. 39 erklärt sich darüber so: „ab altera tamen parte non praetereundae sunt interpretationes, in quibus subtilitatis aliquid cernitur. Liberum optimo jure Psilan cognominatum esse affirmat.“ — Vielleicht adoptirt er also Lobecks Erklärung, daß es den unbärtigen Bacchus bezeichne. — Zu III. 20. 8. (p. 546) *ἱερὸν — Ἀχιλλέως κ. τ. λ.* ist von Köhler Achille p. 148 sq. nachzulesen. III. 21. 7. (p. 553) *Διόνυσος* dieß bestätigen die Münzen von Gytheon, welche einen Bacchuskopf mit Weinlaub umwunden zeigen (s. Paciaudi Monumm. Peloponnesia, II. p. 125 und G. Weber de Gytheo. Heidelberg, 1833. p. 33. cf. p. 14.) — Gleich zunächst: *Ἀπόλλων Καρνίας* (so hat auch Siebelis) vergl. III. 20. 9. *Κρανίου*. K. O. Müller erinnerte sich wohl der ersteren Stelle nicht, wenn er schrieb (Orchom. S. 332. Note 5.): — „Ich leite den Namen von *Κράνος* ab (Kranios hieß er auch in Lakonien. Paus. III. 20. 9.) und erinnere an den Kadmos-Helmbusch und die eherne Helmstange des amyklaischen Apollo.“ Man verbinde damit v. Stackelberg (Apollotempel zu Bassä S. 136), der den Namen von *κάρη, καρὰς*, Haupt, Gipfel, Spitzsäule herleitet. Uebrigens vergl. man über diesen Gott und seinen Cultus K. O. Müller ebendaselbst S. 327 und Dorier I. S. 60 f. 130, 355 und II. S. 248; man vergleiche auch Ph. Le Bas Monuments d'Antiquité figurée p. 72.; so wie zu III. 252 über Artemis *ἀστρατεία* und Apollon *Ἀμαζόνιος*, derselbe und v. Stackelberg Apollotempel zu Bassä (jener p. 40, dieser S. 57.) nachgelesen werden müssen. — III. 24. 7. (p. 569) *Ἀχίλλεα — Ἑλένην*. Auch darüber muß von Köhler Achill. p. 63 nachgesehen werden.

Ich habe eine frühere Stelle dieses Buchs bis zum Schluß dieser Anzeige verspart, weil ich etwas ausführlicher darüber sprechen muß. Nachdem nämlich P. III. 20. 10. (p. 547 sq.) eine Bildsäule des Aidos (Pudicitia) auf dem Wege aus Lakonien nach Arkadien angemerkt, erzählt er die Weihegeschichte derselben; wie Ikarios aus Anlaß der Verheirathung seiner Tochter Penelope dieses Bild gelobt und gestiftet habe. Zuerst habe er nämlich den Odysseus, deren Gemahl, mit der Tochter in Lacedämon anzusiedeln versucht; da ihm aber dieser Versuch mißlungen, habe er seine Tochter zu bereden gesucht, allein bey ihrem Vater zu bleiben; als auch dieß fruchtlos gewesen, habe er sie noch auf dem Zug nach Ithaka zu Wagen begleitet, und mit Bitten verfolgt, bis auf eine bestimmte Erklärung des Odysseus Penelope durch ihr Verhüllen, den festen Entschluß, ihrem Manne folgen zu wollen, zu erkennen gegeben, Ikarios sie entlassen und darauf jene Bildsäule der Aidos an demselben Platze gestiftet habe: — *Ὀδυσσεὺς δὲ τέως μὲν ἠνείχετο, τέλος δὲ ἐκέλευε Πηνελόπην συνακολουθεῖν ἑκοῦσαν, ἢ τὸν πατέρα ἑλομένην ἀναχωρεῖν ἐς Λακεδαίμονα· καὶ τὴν ἀποκρίνασθαί φασιν οὐδέν· ἐγκαλυψαμένης δὲ πρὸς το ἐρώτημα Ἰκάριος τὴν μὲν, ἅτε δὴ συνιεὶς, ὡς βούλεται ἀπιέναι μετὰ Ὀδυσσέως, ἀφίησιν, ἄγαλμα δε ἀνέθηκεν Αἰδοῦς· ἐνταῦθα γὰρ τῆς ὁδοῦ προήκουσαν ἤδη τὴν Πηνελόπην λέγουσιν ἐγκαλύψασθαι.* Hier ist doch wohl leicht zu bemerken, daß die Worte *πρὸς τὸ ἐρώτημα* nach *τὴν ἀποκρίνασθαι οὐδὲν* hätten stehen müssen. Es ist aber im Vorhergehenden überhaupt von keinem Fragen die Rede, sondern Ikarius hielt mit Bitten an (*ἐδεῖτο*) und der endlich ungeduldige Odysseus bedeutet oder befiehlt ihr (*ἐκέλευε*), zwischen ihm und ihrem Vater die Wahl zu treffen. Ich muß mich daher wundern, daß ich so wenig, als Goldhagen früher einen Anstand gehabt, sondern (Symbolik I. S. 137 zweyter Ausg.) übersetzt habe: „sie soll hierauf kein Wort gesprochen, sondern auf die Frage ihr Gesicht verhüllt haben.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. De Pausaniae Fide et Auctoritate etc.
2. Pausaniae descriptio Graeciae etc.
3. Monuments d'Antiquité Figurée etc.

(Schluß.)

Clavier scheint dieß besser gefühlt zu haben; denn er hat die Erwähnung der Frage übergangen: „On dit, qu'elle ne repondit rien, mais qu'elle se couvrit le visage.“ Dieses Fragen hat ein Abschreiber hineincorrigirt, weil er meynte, die Worte: sie habe nichts geantwortet, setzten die Erwähnung Frage voraus. Von der jüngern Aspasia heißt es, da ihre weibliche Verschämtheit ins Gedränge kam, ohne daß auch von einem Fragen die Rede ist, beym Plutarch (Artax. 26. p. 305). ἐκείνη δὲ παρὰ τὴν κλίνην εἱστήκει σιωπῇ (ohne ein Wort zu sagen). In der genaueren Schilderung derselben Scene beym Aelian (V. H. XII. 1. vermuthlich aus Dinon's Persischen Geschichten) wird von ihr erzählt: ἥ γε μὴν Ἀσπασία ἑώρα κάτω καὶ ἐρυθημάτων εὖ μάλα φλογωδῶν ἐνεπίμπλατο *) αὐτῆς τὸ πρόσωπον — καὶ ἐκ παντὸς αἰδουμένη τοῦ τρόπου δήλη ἦν. Choricius orat. funebr. in Mariam Marciam (bey Villoison Anecd. Gr. II. p. 22.) λέγεται τοίνυν κόρην μὲν οὖσαν ἀνδρὸς ἄπειρον ἔτι μάλα κοσμίως βιῶσαι, βραχέα τε φθεγγομένην καὶ ταῦτα βλέπουσαν κάτω καὶ μετὰ φωνῆς ἡρεμαίας, ἐρυθήματος αὐτῇ τῶν ῥημάτων προηγουμένου. Mit einem Worte, ich vermuthe (denn bey einem so mißhandelten Autor müssen auch ohne Handschriften Vermuthungen gewagt werden), daß Pausanias auch in dieser Stelle mit einer Unordnung der Rede von einem Abschreiber beschenkt, und einer Eleganz beraubt worden ist, und daß er geschrieben hatte: ἐγκαλυψαμένης δὲ πρὸς τῷ ἐρυθήματι, oder besser πρὸς δὲ τῷ ἐρυθήματι ἐγκαλυψαμένης, als aber Penelope sich mit Erröthen verhüllt hatte (ubi, praeterquam quod erubuit, se velavit Penelope): Wyttenbach (ad Platon. Phaedon. 283 und besonders zum Plutarch. Consol. Apollon. (p. 766. sq.) und Heindorf zu Platon. Charmid. p. 98. und zum Theaet. p. 435. haben eine Menge Beyspiele dieser Art gesammelt, worunter auch mehrere in der Construction mit dem Particip vorkommen. Uebrigens erinnert diese Erzählung an die θεμερῶπις αἰδώς beym Aeschylus (Prometh. v. 134. *) Man

---

*) Porphyr. de vit. Plotini 14. p. LXIV. Oxon. πληρωθεὶς ἐρυθήματος, worauf Plotin sich nach wenigen Worten entfernt. Dagegen ist das Gefragtwerden die Ursache des Erröthens beym Platon (Lysis. p. 20. 4. b.): καὶ ὃς ἐρωτηθεὶς ἠρυθρίασε, vrgl. Protagor. p. 312. a. — Sueton. Domit. XVIII. vultu modesto ruboris que pleno; worauf verecundia oris folgt. (s. Casaubon. daselbst, vrgl. Menandri reliqqu. p. 127. mit Meineke, und die Hauptstelle über diese Seelenregungen mit ihren äußeren Erscheinungen bey Seneca Epist. XI. und dagegen das Bewußtseyn der Schuld bey Cic. Verrin. II. 2 66. sub fin. „Haerere homo, versari, rubere.“

*) Wo die Scholiasten auch vom ἐρύθημα der Jungfrauen, aber in einem andern Sinne reden, als bleibende Rosenfarbe der Wangen, weßwegen jene Aspasia (nach Aelian a. a. O.) von ihren Mit-

hatte auch zu Athen einen Altar der Aidos (Pausan. I. 17. 1.). Die noch vorhandenen Statuen und Büsten sind jedoch alle nach jenem Spartanischen Vorbilde mit der Gebärde des sich Verhüllens dargestellt. *) Ich beschließe diese Anzeige mit der Hoffnung, daß die Verdienste der Herausgeber um diesen wichtigen Autor allgemeine Anerkennung finden werden.

3. Da ich bey der Fortsetzung der Symbolik dritter Ausgabe das Einzelne des größten Theils mythologischen Inhalts dieser beyden Hefte berücksichtigen werde, so ist meine jetzige Absicht bloß, das deutsche Publikum mit denselben bekannt zu machen und einige wenige Bemerkungen beyzufügen. Das Erstere ist nur eine gebührende Erwiderung der großen Aufmerksamkeit, die Herr Le Bas den deutschen Gelehrten erweist, deren Sprache und Leistungen besonders auf dem Gebiete der Philologie und Archäologie ihm vollkommen bekannt sind, indem er selbst die neuesten Arbeiten über germanische und skandinavische Mythologie in den Kreis seiner Untersuchungen zieht; und überhaupt eine ausgebreitete Belesenheit mit gründlichen Sprachkenntnissen und entschiedenen Talenten aufs glücklichste verbindet. Die Akademie, die ihn aufgenommen, hat an ihm einen tüchtigen Mitarbeiter erworben.

Ueber den Gegenstand des ersten Hefts habe ich im Berichte über den Apollo-Tempel zu Bassä in Arkadien, dargestellt und erläutert durch O. M. Baron v. Stackelberg, Rom 1826 fol. in der Darmstädt. Allgem. Schulzeitung 1832. S. 1 — 43. ausführlich gehandelt. Fragt man nun, warum unser Verf., um von den Schriften Donaldsons, G. M. Wagners, Taylor Combe's nicht zu sprechen, nach diesem klassischen Werke des seligen v. Stackelberg eine solche Wahl für seine gelehrten Forschungen getroffen, so antwortet er darauf (p. 1) mit gutem Grunde also: „Il est inutile de faire observer, que les basreliefs du temple de Phigalie, decouvert long tems avant l'expedition scientifique de Morée, ne figurent dans ce recueil que par ce qu'ils sont été, ainsi que le temple lui même, l'objet d'un travail nouveau, reposant sur une étude attentive faite par la commission de ce, qui reste du monument, et des lieux où ce monument est situé; et que d'ailleurs il était impossible de parler du temple sans parler des sculptures qui en faisaient le plus bel ornement. C'est par suite de considerations semblables, que nous nous occuperons plus tard des frontons du temple de Jupiter Panhellenien à E'gine." (Es wundert mich, daß Hr. Le Bas mit Gropius u. A. die berühmten jetzt in der Glyptothek zu München aufgestellten äginetischen Sculpturen noch immer aus den Giebelfeldern dieses Zeustempels kommen läßt, da doch v. Stackelberg im angeführten Werk S. 106. ff. und nochmals in den Annali dell Instituto archeologico Tom. II. p. 319 erwiesen, und auch von K. O. Müller im Handb. der Archäol. D. K. S. 59. und 68. als wahrscheinlicher angenommen worden, daß sie dem Minerventempel auf Aegina angehört haben). Mit Obigem muß noch folgende Aeußerung des Verf. verbunden werden. (p. 212.) „Si nous osons, après des savants aussi distingués, parler encore d'un monument, sur lequel ils ont jeté tant de lumière, c'est, que le texte joint aux planches de M. Wagner est tout à fait insuffisant, que les explications de M. Stackelberg et de M. Combe sont données dans des langues qui peuvent n'être pas familières à tous nos lecteurs; que M. Charles Lenormant, obligé de se renfermer dans des bornes trop étroits, n'a pu entrer dans aucun

---

bürgern *Μιλτώ* genannt wurde, davon sind ihre *ἐρυθήματα* in jener Scene wohl zu unterscheiden, und die *θερμῶπις Αἰδώς* ist die ernste Scham oder die holde Scham (Stanley, Brunk, Schütz und Blomfield zum Aeschylus a. a. O.). Der Dichter Lävius (beym Gellius X. 4. 7.) nannte die Aurora: rubentem Auroram pudoricolorem.

*) Museo Pio Clem. auct. E. Q. Visconti Vol. II. p. 15. sqq. ed. de Milan. Hirt Mytholog. Bilderb. II. S. 114 f. Bouillon Musée des Antiques III. 3. unter den Büsten. Ueber die Idee s. man auch Feuerbachs Vaticanischen Apollo. S. 306. Es braucht wohl übrigens kaum bemerkt zu werden, daß die Idee sich erst später in einer Kunstform verkörperte, und daß ursprünglich nur eine Säule an der Stelle stand, wie die kurz vorher erwähnten (§. 9) sieben *κίονες*, welche das Volk auch *ἀγάλματα* der Planeten nannte.—

détail et qu'enfin ce savant a suivi un ordre qui ne peut donner une idée exacte de l'intention et du développement dramatique de ce deux grandes scènes. Der Verf. erklärt sodann, daß er der Stackelbergischen Ordnung folge. Dieser bescheidenen Vorworte des Verf. ohngeachtet können wir versichern, daß auch deutsche Philologen und Alterthumsfreunde viel Eigenes und Neues in dieser Schrift antreffen werden. — Für die Merkwürdigkeiten und Geschichten von Phigalia ist nun Pausanias (VIII. 39 — 42. incl.) der Hauptführer, und ob er gleich von den Bildwerken jenes Apollotempels nichts gesagt hat, so würden sie doch, ohne seine Nachricht von der Lage und Bestimmung dieses Tempels, vielleicht noch jetzt unter Schutt und Trümmern verborgen liegen. Da aber Vieles, was dieser Perieget berichtet, theils die historischen, theils die mythischen Zeiten berührt, so hat Hr. v. Stackelberg auf eine ächt historische Weise nach seinen Gewährsmännern gefragt; und was darüber (S. 126) von ihm ausgemittelt worden, geht nicht nur den Hrn. Le Bas, sondern auch und besonders den Hrn. König an, namentlich sein erstes Capitel de fide Pausaniae. Wenn nun Hr. von Stackelberg a. a. Orte sagt: „Von Clearchus und Harmodius aus Leprera besaßen die Alten über Phigalia besondere Werke“ so schreibe man zuvörderst: aus Lepreon (*Λέπρεον*, auch wohl *Λέπριον*, auch *Λέπρεος* s. Ernesti ad Callim. Jov. 39. p. 17. Tzshuke ad Strabon. VIII. p. 62. und Siebelis ad Pausan. V. 5. 3. p. 198.). Sodann muß es heißen: „von Clearchus von Soli“ damit man nicht auf die Meynung komme, als seyen beyde Schriftsteller aus Lepreon gebürtig gewesen. —

Drittens gehört aber Klearchos gar nicht hieher, denn in der Stelle des Athenäus XII. p. 533. e. ist die schon von Meursius vorgeschlagene Aenderung: *Κλέαρχος δ'ἐν πρώτῳ περὶ φιλιάς* (de amicitia) statt *περὶ Φιγλίας* längst aus Handschriften aufgenommen (s. Schweighäuser zum Athenäus Vol. XI. p. 438. und Verraert. zu den Fragmenten des Klearchos p. 37. sq.) Aber Harmodius aus Lepreon hatte allerdings über die Einrichtungen und Gebräuche der Phigalenser (*περὶ τῶν παρὰ Φιγαλεῦσι νομίμων* oder *π. τ. κατὰ Φιγ. νομ.*) ein Werk geschrieben (s. die Ausleger

zum Athenäus Lib. IV. p. 149. Vol. II. Animad. vers. p. 496. Schwgh.) — so daß wir also zur Zeit nur Einen Schriftsteller über Phigalia kennen, nämlich eben diesen Harmodius, daß aber Pausanius denselben benutzen konnte und benützt haben werde, unterliegt wohl keinem Zweifel. —

Die Lage der Stadt giebt Pausanias (VIII. 395.) in folgenden Worten an, die ich nach dem von Schubart und Walz (Praefat. LVIII.) verbesserten Texte hieher setze: *κεῖται δὲ ἡ Φιγαλία ἐπὶ μετεώρου μὲν καὶ ἀποτόμου τὰ πλέονα, καὶ ἐπὶ τῶν κρημνῶν ᾠκοδομημένα ἐστὶ τείχη σφίσιν.* — Phigalia liegt größtentheils auf einem hohen und abschüssigen Berge, und ihre Mauern sind auf steilen Felsen gebaut. Oben darüber, wird hinzugesetzt, sey die Anhöhe flach und eben. Vom Tempel meldet derselbe im Verfolg (VIII. 41. 5): „Phigalia ist von Bergen umgeben, und zwar auf der linken Seite vom dem sogenannten Kotylios *), zur Rechten ist ein anderer Berg, Elaios, ihr vorgelegen. Der Kotylios liegt gegen vierzig Stadien von der Stadt. An demselben befindet sich eine Ortschaft Bassä **) genannt, und der Tempel Apollons des Helfers, von Stein, auch die Decke. Von Tempeln aber, so viel die Peloponnesier haben, möchte dieser, wenigstens nach dem in Tegea, vorgezogen werden, wegen der Schönheit des Gesteins und des Ebenmaaßes. Den Namen erhielt Apollon weil er ihnen in einer pestartigen Seuche geholfen; gleichwie er bey den Athenern den Beynamen Ab-

*) *Κοτύλη*, creux, cavité, Le Bas. p. 2.

**) *Βᾶσσαι*, forme dorienne pour *βῆσσαι*, saltus, vallée ravin situé au milieu d'une forêt, (welches mit Stellen aus Homer und Pindarus belegt wird). Wenn Herr Le Bas nach den Zeugnissen der Mitglieder der französischen Expedition, das Romantische dieser Oertlichkeiten und die herrlichen Fernsichten berührt, so hätte doch auch an seines Landsmanns, des Herrn Edgar Quinet Schrift: De la Grèce moderne. Paris 1830. erinnert werden sollen; zumal da dieser Gelehrte p. 97. die Stellen des Pausanias nicht ausser Acht gelassen. Auch wundern wir uns, daß die trefflichen Bemerkungen Stackelbergs und insbesondere dessen mythologische Auffassung der Gegend und der Umgebungen (der Apollotempel zu Bassä §. 9. ff.) nicht erwähnt worden sind. —

wender des Uebels erhalten, weil er auch von diesen die Krankheit abgewehrt. Er stillte sie aber den Phigaleern, gegen die Zeit des Peloponnesier- und Athener-Krieges und zu keiner andern Zeit.“ Da Hr. K. O. Müller trotz dieser bestimmten Versicherung unseres Periegeten, im Handb. der Archäol. d. K. gesagt hatte: „Tempel des Apollon Epikurios bey Phigalia von Iktinos dem Athener (Eustath. zur Odyss. p. 1825. R.) also wohl vor Ol. 87. 2. (nach Pausanias Vermuthung nach der Pest 88.) gebaut“ — so hatte ich dagegen jene Autorität durch eine genaue Erörterung (in dem oben angeführten Bericht über das Stackelbergische Werk) in Schutz genommen, ohne jedoch den Herrn Müller überzeugt zu haben, der seinen Satz in der zweyten Ausgabe des Handbuchs (S. 92) unverändert gelassen. Jetzt finde ich bey Hrn. Le Bas, der meinen Bericht nicht kennt, folgende Stelle (pag. 3.): „A ce témoignage si positif Mr. Ch. O. Muller (de Phidia p. 14 sq.) oppose des arguments que l'on regarde avec raison comme peu plausibles (Voy. M. C. Lenormant Trésor de numismatique et de glyptique: Basreliefs du Parthénon et du temple de Phigalie p. 13.) et d'après les quels le temple de Phigalie aurait été bâti par Ictinus immediatement après le Parthénon et avant la guerre du Péloponnèse, de l'Ol. 85. — 3. à l'Ol. 87. — 3. Les objections faites à ee système par M. Lenormant paraissent sans réplique, et le surnom donné à Apollon ne peut laisser aucun doute sur l'assertion de Pausanias.“ — Ins Einzelne will ich, wie gesagt, weiter nicht eingehen; sonst wären auch noch manche philologische Bemerkungen auszuheben, z. B. über φαινομηρίδες (worüber v. Stackelberg S. 78. und ich selbst kürzlich gesprochen) und wobey Le Bas (p. 65.) jetzt auch auf Schneidewin's Ibyci Carminum reliquiae p. 102 verweiset — ein neuer Beleg seiner vertrauten Bekanntschaft mit den neuesten Schriften der deutschen Philologen. Die angefügten niedlichen Kupferstiche mit den Friesenbilden wird der Leser jetzt mit den Abbildungen in O. Müllers und Oesterley's Denkmälern der alten Kunst, Taf. XXVIII. Nr. 122. mit Interesse vergleichen.

Der Inhalt des Cahier II. ist auf dem oben angegebenen Titel verzeichnet. Ich muß mich darüber noch kürzer fassen; sonst wäre hier zu manchen Einreden Gelegenheit; wie es denn z. B. wohl sehr zweifelhaft ist, wenn die drey kleinen sitzenden Figuren (p. 60. fig. 6. p. 75.) „dans une posture de magots, als Kabiren gedeutet werden. Es enthält aber diese zweyte Abhandlung eine Fülle der gelehrtesten Erörterungen philologisch-kritischen, mythologischen und artistischen Inhalts (worauf ich bey Umarbeitung der Kapitel über die Griechische und Italische Mythologie zurückkommen werde); und wenn dem Verf. auch Einiges entgangen seyn möchte, (z. B. p. 188. sqq. das Wort des Herrn von Köhler, sur les îles et la course d'Achille), so findet man sich dagegen durch andere Citate überrascht (z. B. p. 246, wo die Schrift von Ambrosch, de Charonte Etrusco: so muß corrigirt werden, denn der Name des Logographen wird Charonis (*Χάρωνος*) flectirt; der des Todesgottes (obwohl auch griechisch: *Χάρωνος* gebeugt) im Lateinischen doch gewöhnlicher Charontis; Breslau 1837, schon angeführt ist). Schlüßlich muß insbesondere noch bemerkt werden, daß auch in diesem Hefte Pausanias zum Oestern benützt worden, und daß eine ganze Reihe von Inschriften urkundlich, nach der Art, wie bey Böckh und Rose mitgetheilt und zum Theil ergänzt und erläutert ist.

Creuzer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 2ten December 1837.

1. Vortrag des Herrn Custos Schmeller über Urkunden zur Geschichte Griechenlands im Mittelalter.

Den sieben Urkunden zur Geschichte Griechenlands im Mittelalter, welche Hr. Dr. Roß im Jahre 1835 aus Athen der königl. Akademie mitgetheilt hat, und die sich in den Abhandlungen der ersten Klasse II. Th. S. 153 — 165 abgedruckt finden, sendet derselbe neuerdings vier andere Stücke nach, über welche ich der Klasse zu berichten angewiesen bin. Dieser Bericht wird um so kürzer ausfallen können, als sich außer der die Dalle Carceri auf Negroponte betreffenden Urkunde, welche eben daselbst S. 168 — 170 gedruckt zu lesen ist, wenigstens bis jetzt unter den Handschriften der königl. Bibliothek nichts weiteres gezeigt hat, was diesen Quellen beygefügt werden oder sie wesentlich erläutern könnte.

Das erste dieser neuen oder das achte der sämmtlichen von Hrn. Dr. Roß mitgetheilten Stücke ist eigentlich keine Urkunde. Aber es wird den Geschichtsfreunden dennoch willkommen seyn, als thatsächlicher Beweis, daß, was Dr. R. vor kurzem noch einigermaßen bezweifelt hatte, auf den Inseln in Privathänden schriftliche Aufzeichnungen über frühere Schicksale und Begebenheiten, ja förmliche Chroniken aufbewahrt werden, welche dereinst das Dunkel, das die Geschichte dieser Länder noch umhüllt, mächtig aufzuhellen versprechen.

Es enthält nämlich dieses Stück, durch welches Dr. R. auf sinnige Weise die durch Ref. in Anregung gekommene Geschichte eines dortigen Dynastenhauses abschließt, die Erzählung von der Ermordung des Nikolaus de la Carcere (sonst Dalle Carceri), neunten Herzogs des ägäischen Meeres, im Jahre 1401, aus einer Chronik im Besitze des Herrn Grimaldi auf Naxos entnommen von Hrn. Prof. Köppen auf Aegina.

Nach dem Chronisten, der nicht ohne Wärme erzählt, faßt dieser, schon mit einer Andern in zwar unfruchtbarer Ehe lebende Herzog eine verdammliche Leidenschaft für die einzige Tochter eines der Edeln der Insel. Von ihr gehörig zurückgewiesen, beschließt er mit Gewalt zum Ziele zu gelangen. Während am frühen Morgen eines Marienfestes ihre Angehörigen in der Kirche sind, dringt er unbemerkt in das Gemach der Jungfrau. Nicht die Ehre, nur das Leben vermag ihr der Wüthende zu rauben. Nachdem er sie mit Dolchstichen zerfleischt, flieht er eben so unbemerkt, und hat die Stirne, als bald darauf der unglückliche Vater, der sogleich den Thäter erräth, alle Primaten des Ortes zu Zeugen des entsetzlichen Schauspiels herbeyruft, Beyleid zu heucheln und daß er alles aufbieten wolle, den Mörder ausfindig zu machen. Der Vater ist nicht minder Herr über sich selbst, bis er, was er auf dem Herzen hat, insgeheim seinen Genossen mittheilen kann. Diese schwören ihn zu rächen. Etwa neun Monate nach der That machen sie dem Herzog den Vorschlag, den unseligen Vater, der sich in seinem Schmerz verzehre, an einem bestimmten Tage auf einem Landgute in ihre Mitte zu nehmen und ihn, gegen seinen Willen, zu zerstreuen. Der Fürst selber setzt den Tag an und wählt als den Ort die herzoglichen Gärten. Unter den Unterhaltungen, die er hier freygebig bietet, wird er von Franz

Crispus, dem kühnsten der Verschwornen, gefragt, wann er denn endlich einmal daran denken werde, den Mörder ausfindig zu machen. Seine Antwort ist, er habe dazu noch nicht Zeit gehabt, werde sich's aber alsbald höchlich angelegen seyn lassen. Und wenn wir ihn finden, fragen nun sämmtliche Archonten, welche Strafe, meynst du, hat er verdient? Der Fürst erwiedert: desselben Todes, den er der Jungfrau angethan, soll er sterben. Auf dieses Wort sagt Crispus: Du selbst hast deine Strafe ausgesprochen, und stößt ihm den Dolch in die Brust.

Franz Crispus wird sodann, obschon dieses letzten Dalle Carceri Halbschwester, Maria Sanudo, resp. ihr Gemahl Gaspar Sommaripa ein näheres Anrecht hatte, von den Verschwornen als Herzog ausgerufen.

Dieser Ausgang der Tragödie möchte indessen auf andere Beweggründe der letztern rathen lassen, als auf den Eifer eine Unthat zu rächen, die, ihrer Natur nach eben so schwer zu läugnen als zu beweisen, zur Beschönigung des Mordes erst hinterher vorgegeben seyn konnte.

Höher scheinen, was den Punct historischer Verläßigkeit betrifft, unter den folgenden Stücken die Nummern 9, 10 und 12. zu stehen, welche als beglaubigte Urkunden-Abschriften gegeben werden und von einer noch blühenden Familie, für deren frühern Glanz sie hauptsächlich zeugen sollen, nämlich von den Scordili's auf Kreta Hrn. Dr. R. mitgetheilt worden sind.

Die Urkunde Nr. 9. ist von Hrn. Dr. R. überschrieben: Alexius II. Comnenus sendet seinen Sohn Isaak als Statthalter nach Kreta und fordert die in Empörung begriffenen Kreter zur Unterwerfung auf. (1180 — 1182.)

Den größten Theil dieses Documents nimmt der auch mit Dogmatischem versetzte Titel des unmündigen Kaisers ein. Es wird den Insulanern das schlimme Ende aller ihrer frühern Empörungen zu Gemüth geführt und für diese letzte durch des Kaisers vielgeliebten Sohn, der mit hundert Galeeren, einem kleinen Theile der kaiserlichen Macht, über sie komme, furchtbare Strafe angedroht.

Unter der Indiction und dem Monatstage folgt die Firma, in welcher der Kaiser nach sich seinen vielgeliebten Sohn (περιπόθητοσμον υἱόν) Isaak und dann noch zwölf andere geliebte Söhne (ἀγαπητοὶ ἡμῶν υἱοὶ) setzt, welche alle bloß mit ihren Namen angeführt sind, mit Ausnahme des dritten, des *Κύριος Μαρῖνος Σκορδίλης*, der durch den Titel *ἡμέτερος ἀνεφιὸς καὶ Μέγας Στρατάρχης* ausgezeichnet ist.

Zur Beglaubigung sagt ein Andreas Karnaros (*Βουλάρνος τῆς Μεσαρνάτης τῆς Κυδωνίας*), er habe dieses aus der Urschrift im kaiserlichen Codex (*ἀπὸ τὸ καθολικὸν ἐκ τοῦ Κώνδικος τῶν ἐνδόξων Βασιλέων τῶν Ρωμαίων*) copiert und es sey gleichlautend mit dem alten Original-Privilegium, das ihm in seiner Kanzley Johann Skordili, auf daß demselben gegenwärtige Abschrift gegeben und das Original zu ewigem Gedächtniß hinterlegt würde, präsentiert habe.

Demnach wäre, wenn ich recht verstehe, dieses an die Kreter überhaupt gerichtete Original-Instrument in den Händen der Familie Skordili geblieben und erst von Johann Skordili gegen eine bloße vidimierte Abschrift ausgewechselt worden. Auch in jenen kaiserlichen Codex (ein Copialbuch?) wäre sie von früherher eingetragen gewesen. Daß nur (Marino) Skordili mit mehr als dem nackten Namen vorkommt, könnte man auffallend finden. Jedenfalls aber wird der Ausdruck Sohn in Bezug auf Isaak so wenig, als auf die übrigen zwölf Genannten, anders als bloß figürlich zu nehmen seyn.

Nr. 10. Friedensschluß und Vertrag zwischen dem Doge von Venedig und dem Herzog-Statthalter von Kreta einerseits und der Familie Skordili andererseits d. d. 12. Julius 1261.

Ich möchte dieses Document weniger einen Friedensschluß und Vertrag nennen, als ein einfaches, bloß von einer Seite, nämlich der des Herzogs-Statthalters Jacob Delfino an die Skordilis ausgefertigtes Decret, worin Vergessenheit früherer Vorgänge und Verleihung einiger Freyheiten und Besitzungen, namentlich von Enapolis, gegen gewisse Verbindlichkeiten, ausgesprochen ist.

Nr. 12. Constantin Ducas, Herzog = Statthalter von Kreta (des Kaisers Vetter), setzt (auf kaiserlichen Befehl) die Skordilis wieder in die ihnen früher zugewiesenen Güter, namentlich Enapolis, ein.

Wenn die Jahrzahl ϛφγ, die in diesem zu Anfang defecten, und wie es scheint, auch weiterhin im Texte hie und da unrichtigen Documente vorkommt, als das Jahr der Welt nach byzantinischer Aera 6503, oder nach Christi Geburt 995 zu nehmen wäre, so hätte diese Familie an verbriefter Alterthümlichkeit nicht viele ihres gleichen.

Nr. 11. endlich ist eine Notiz über die Familie Skordili auf Kreta. Sie sey, wird in diesen Papieren gesagt, copirt aus dem auch unter Nr. 9. angeführten *εἰς Μεσσαρείαν τῆς Κυδωνίας* bewahrten kaiserlichen Codex zur Beglaubigung der Privilegien der zwölf Archonten oder Edeln, welche in die Syntrophie des Sohnes des Kaisers getreten, und unter welche die ganze Insel Kreta vertheilt worden sey. Nach dieser Notiz stammten die Skordilis aus Frankreich (*Γαλλία*), hätten vordem Pegolini geheißen, wären dann mit den Oberhäuptern (*ἀρχηγοὶ*) der Römer nach Rom gekommen, und hätten den Namen Skordili, auch Ajatzi (*Ἀγιάτζοι*), erhalten. Ein Zweig derselben sey bey den Venetianern Kallergi genannt worden wegen der edeln That (*καλὸν ἔργον*) eines Alexius Skordili, der den Frieden zwischen Venedig und dem Geschlechte der Skordilis herbeygeführt und sich im Kriege ausgezeichnet habe.

Hr. Dr. R. bemerkt, dieser, Kallergis genannte, Zweig der Familie blühe ebenfalls noch, und zu ihm gehöre der durch seine Tapferkeit aus dem Befreyungskrieg rühmlichst bekannte Oberst Kallergis in Argos, aus Kreta gebürtig.

Die Namen Kallergi kommen in wiederholten bey Daru Hist. de Venise I. 321 verzeichneten Revolten der Kreter gegen Venedig von 1243 bis 1366 vor. Die Familie muß aber in ihren Ansichten getheilt gewesen seyn, da z. B. im J. 1333 (Muratori Scr. r. i. XXIII. 1025) neben dem Ser Alessio Calergi als treuem Verfechter der Venet. Herrschaft ein Ser Guarda Calergi als ihr bitterer Feind auftritt. Um 1410 machte sich ein Paulus Scordili oder Scordella aus Candia, Decretorum Doctor, und Domprobst (zuletzt erwählter aber von P. Gregor nicht bestätigter Erzbischof) zu Ravenna als Fortsetzer der Chronica Praesulum Ravennatum bis auf seine Zeit, bemerklich. (Muratori Scr. II. 146 — 210).

Der geistliche Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts, Zacharias Scordilius aus Kreta wird wohl derselben Familie angehört haben, welche trotz ihrer gerühmten Anhänglichkeit an die griechischen Kaiser fortwährend der lateinischen Kirche treu geblieben scheint, wie dieß wohl bey all den verschiedenen durch die Kreuzzüge und später nach Griechenland gekommenen lateinischen Gebietern und Herren vorausgesetzt werden darf.

Unter schätzbaren theils historischen, theils die Sprache betreffenden Bemerkungen, die Hr. Dr. R. beyfügt, mache ich aufmerksam auf das, was er über den Gebrauch der insgemein als ganz synonym genommenen Volksnamen *Ἕλληνες*, *Γραικοὶ* und *Ρωμαῖοι* beobachtet hat. Ob *Ἕλληνες* auch bey den Alten je ganz gemeinüblich gewesen, wird gezweifelt. *Ρωμαῖοι* sey von christlichen Bewohnern des römisch-griechischen Reiches überhaupt, ohne Rücksicht ob sie gerade Griechen, oder ob sie Wlachen (Romani), Bulgaren, Slaven oder Skipetaren gewesen, verstanden worden. Wo es aber darauf ankomme, die eigentliche griechische Nationalität zu bezeichnen, sey, nach wie vor, der Ausdruck *Γραικὸς* der allein geläufige.

---

2. Vortrag des Hrn. M. J. Müller über seine Arbeiten im Gebiete der altpersischen Litteratur und Sprache.

(Hr. M. Jos. Müller ist durch die großmüthige Unterstützung Sr. K. Hoheit des Kronprinzen in den Stand gesetzt worden, sich fünf Jahre lang zu Leyden und zu Paris dem Studium der orientalischen Sprachen zu widmen und umfassende Werke, vor-

züglich über arabische Litteratur und die Pehlvi Sprache vorzubereiten, mit deren Ausführung er gegenwärtig beschäftigt ist. Es ist ihm zuerst gelungen, die Pehlvi Sprache vorzüglich durch Auffindung ihrer Analogieen mit Sanskrit, Zend und Parsi genauer zu ergründen und ihre Natur nachzuweisen. Die asiatische Gesellschaft zu Paris hat, zum Behufe des Druckes einer Arbeit von ihm über diesen Gegenstand, auf ihre Kosten Pehlvi Charactere schneiden und die Lettern herstellen lassen, da bisher nichts in dieser Sprache war gedruckt worden.)

Indem ich von dem Herrn Secretär dieser Klasse der Akademie die Einladung erhalten habe, über meine Arbeiten im Gebiete der Parsi Litteratur und der dazu gehörigen Dialecte einen Bericht in dieser Versammlung vorzulesen, fühlte ich keine geringe Verlegenheit, wie ich dieser schmeichelhaften Aufforderung genügen soll, wegen der Unvollkommenheit dessen, was ich vorzutragen habe, da meine Arbeiten noch nicht geschlossen sind, sondern großentheils noch auf die Zukunft Anspruch machen. Ich muß also dringend um die Nachsicht der geehrten Versammlung bitten.

Es stehen mir zwey Wege offen, um ein Bild meiner Untersuchungen der Akademie vorzuführen: den genetischen, durch welchen ich meine verehrlichen Zuhörer gleichsam in die philologische Werkstätte einführen und nicht allein mit vollendeten Werken, mit Skizzen, kaum bearbeitetem Material, ja mit den Instrumenten selbst bekannt machen müßte. Wenn dieser für mich den Vortheil hätte, die Schwierigkeit der Arbeit mehr ins Relief zu stellen, und somit vielleicht meinen geringen Bemühungen einen glänzenden Schein mitzutheilen, so darf ich nicht verhehlen, daß er für einen Vortrag viel zu lang wäre, daß er durch die Details und grammaticalischen Dornen selbst die wohlwollendste Geduld ermüden würde; ja die mündliche Darstellung wäre in den meisten Puncten ungenügend und das Folgen der Augen auf vorgelegtem Texte unumgänglich. Zudem habe ich diese Methode in den Abhandlungen angewandt, die in diesem Augenblicke zu Paris gedruckt werden, und die hoffentlich in kurzer Zeit dem Urtheile der Akademie vorgelegt werden können. Ich entschließe mich also, einen andern Weg einzuschlagen, den synthetischen, durch den ich Ihnen einen Ueberblick zu

verschaffen suchen werde über den Gegenstand meiner Studien, über das, was gethan worden ist, und was zu thun ist. Die dießfallsigen Bemerkungen werde ich unter die zwey Rubriken der Sprache und des Inhalts der Texte ordnen.

I. Ueber die Pehlvi-Sprache, und die verwandten Dialecte.

Durch die herrlichen Forschungen des Herrn Eugen Burnouf, ist, wie Sie wissen, ein neues Licht über das persische Alterthum verbreitet worden. Nachdem seit 60 Jahren durch die Bemühungen des unsterblichen Anquetil du Perron die Zoroastrischen Bücher in französischer Uebersetzung bekannt waren, begnügte man sich allgemein mit den Resultaten, die aus derselben etwa fließen konnten, kaum ohne zu ahnen, wie ungenau und unkritisch die Behandlung der Texte bey diesem Gelehrten waren. War er ausgezeichnet durch Forschungs-Begierde, bewundernswerth durch die Aufopferungen, die er der Wissenschaft brachte und schon durch die Großartigkeit seines Lebens würdig mit den geistigen Mächten des Orients zu verkehren, so fehlten ihm doch erstlich die nothwendigen Hilfsmittel, indem er sich nur auf die Kenntnisse seiner Parsen stützen konnte, die, wie man jetzt sieht, ziemlich beschränkt waren, und dann die Schärfe des grammatikalischen Sinnes, sowie das verständige Urtheil in dogmatischen Dingen. Da in unserer Zeit so außerordentliche Fortschritte in der historischen Grammatik gemacht wurden, ja man kann sagen ein ganz neues Feld der wissenschaftlichen Forschung gewonnen ist, so konnte es nicht fehlen, daß die Blicke sich auf die alte Sprache Persiens richteten. Herr Burnouf mit dem ihm eigenen analytischen Talente unterwarf die alten, lang vernachläßigten Texte seiner sichern kritischen und linguistischen Behandlung und hatte das Glück uns die alte Sprache Persiens unverhüllt und in ihrer ursprünglichen Fülle und Reinheit vorzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 2ten December 1837.

2. Vortrag des Hrn. M. J. Müller über seine Arbeiten im Gebiete der altpersischen Litteratur und Sprache.

(Fortsetzung.)

Das Resultat war die innigste Verwandtschaft des Zend mit dem Sanskrit und zwar nicht mit dem Sanskrit der Epopöen sondern mit dem der Vedas, eine Verwandtschaft, die sich eben so durch die religiösen Ideen, die in den beyden Sprachen niedergelegt sind, bestätigt, so daß also sich von selbst die Folgerung herausstellt, daß Einheit des Altpersischen und Altindischen bestanden, aber schon aufgehört hat, bevor das indische Leben von der alten Natur-Religion der Vedas zu dem äußerlich reichern Complex von Ideen und Anschauungen in dem Ramayana, Mahabharata, Manu u. s. w. übergieng, — eine Thatsache von der größten Wichtigkeit. Die Gesetze, die Herr Burnouf über die Permutation der Laute zwischen dem Sanskrit und Zend aufgestellt hat, sind so stringent, daß man sie nur in ihrer rigorosesten Consequenz anzuwenden hat, um ein beliebiges Sanskrit-Wort in ein Zendwort, und ein Zendwort in ein sanskritisches zu verwandeln, so daß also das Sanskrit-Lexikon zugleich als Zend-Lexicon dienen kann, insoweit nämlich ein anderer Gedankengang oder die beständig wirkende Zeit nicht die Bedeutung modificirt hat. In den religiösen Ideen ist ebenfalls die Substanz im Allgemeinen als dieselbe in den beyderseitigen Dokumenten zu bezeichnen; wenn auch hier die Permutationsgesetze noch nicht gefunden sind oder das etwaige neue Element, welches die alte Zendreligion von der altindischen scheidet und ihr das Gepräge einer eigenen Individualität aufdrückt. Wenn aber auch die Zendsprache in den Formen, die im Sanskrit der Vedas und der Epopöen differiren, sich an jene hält, die in den Vedas vorkommen, so ist doch auf der andern Seite zu bemerken, daß hier bereits eine eigene Entwicklung, ja Abschleifung eintritt, die noch viel größer wird mit dem spätern Dialect, der sich in der ersten Art der persepolitanischen Keilschrift zeigt.

Dieß ist der Ausgangspunct der Sprachformation, die durch das Pehlvi sich bis zum Neupersischen fortsetzt und mit diesem endet. Obwohl ein Mittelglied fehlt, und das Pehlvi sich nicht so unmittelbar an das Zend anschließt, als dieses an das Sanskrit, so ist es mir doch gelungen, wie mir scheint, die Gesetze oder Analogien aufzufinden, nach denen die Zendwörter in das Pehlvi und durch dieses in das Parsi und Neupersische übergehen, so daß die Anfänge und Endpuncte einer großen Sprachentwicklung dem Forscher vor Augen sind. Schon an sich ist es interessant zu sehen, auf welche Weise das Spiel der Sprachorgane die Worte verwandelt, wie die Formen sich verlieren, umgestalten oder neu erzeugen, indem auch hier der menschliche Geist gezwungen wird, sichere, seiner Willkühr entzogene, Gesetze anzuerkennen, in einem Gebiete, das so sehr der Unbeständigkeit der mitwirkenden Individuen unterworfen zu seyn scheint. — Aber noch höher wird der Werth dieser Gesetze gesteigert, da auf ihnen allein die Möglichkeit beruht, die Identität oder wenigstens den Zusammenhang der durch die Worte ausgedrückten Ideen einzusehen, und somit die Texte selbst zu erklären.

Bevor ich aber zur vollkommnen Entwicklung dieser Lautgesetze gehen konnte, hatte ich eine Schwierigkeit zu besiegen, die ich glücklich weggeräumt zu haben glaube. Einige Charaktere nämlich des Alphabets schienen mir durch die Parsen eine falsche Geltung erhalten zu haben, die sowohl die Ableitung als die Bedeutung mehrerer Wörter schwankend ließ. Den wahren Werth derselben auszumitteln und bis zur Evidenz zu belegen, habe ich mich sorgfältig bemüht. Ich muß hierüber aber hinweggehen, da eine Demonstration bloß schriftlich möglich ist, und ich kann bloß auf meine zu druckende Abhandlung hinweisen, von der ich hier den betreffenden Theil schriftlich vorlege. Ich bemerke nur dieß, daß dadurch mir es möglich wurde, gleich im Anfange des Bundehesch eine cosmogonische Idee zu entdecken, von der weder die Parsen noch Anquetil nur eine Ahnung hatten. Eben so kann ich nur kurz erwähnen, daß ich selbst die Homonymie mehrerer Consonanten, die eine unüberwindliche Schwierigkeit im Lesen des Pehlvi zu machen schien, auf die Seite schaffte, indem ich sie theils als falsch angenommen erkannte, theils aber, wo sie wirklich existirt, bestimmten Gesetzen unterwarf. Das Pehlvi hat aber nicht bloß arische Elemente, sondern auch semitische; für diese, d. h. aus dem Aramäischen herüber genommenen Wörter habe ich gleichfalls die nöthigen Analogien aufgesucht und gefunden. Diese fremde Invasion beschränkt sich aber bloß auf das Material, nicht auf die Formen. Wie im Englischen eine Masse romanischer Wörter eingewandert ist, aber leicht erkennbar durch Gestalt, selbst durch Aussprache, die aber nie die Form der Sprache berühren, sondern die ganze Structur in ihrem rein germanischen Wesen ließen, eben so hat das Pehlvi diese fremdartigen Gäste aufgenommen, ohne ihnen Einfluß auf seinen arischen Bau der Grammatik zu erlauben. Es ist bemerkenswerth, wie schon Herodot die Beobachtung machte, daß die Perser leichter als alle andern Völker fremde *νόμαια* sich zu eigen machen. *) Dieser ethnographische Satz hat sich nun selbst nach ihm glänzend bewährt, indem wir im Pehlvi den Einfluß der mesopotamischen Nachbarn, im Neupersischen den der Araber sehen. Doch ist ein specifischer Unterschied zwischen den beyden Invasionen; im Pehlvi sind die semitischen Wörter nach den Lautgesetzen des Pehlvi modificirt, im Neupersischen aber rein und ohne Veränderung aufgenommen. Trotz dieser Ausländerey und Passivität des persischen Volkes behält es doch noch immer eine bestimmte Originalität und wir werden vielleicht später die geschichtlichen Wirkungen einer immer wieder erwachenden Nationalität zu untersuchen Gelegenheit haben. Dem Pehlvi zunächst steht das Parsi, *) das aber frey von semitischem Einfluß geblieben ist und in allen seinen Formen eine obwohl gesetzlich fortlaufende Erweichung erfahren hat. Aus diesem und nicht aus dem Pehlvi zunächst, entwickelt sich die neupersische Sprache, die sich von ihr durch größere Abschleifung in den Lauten und durch eine ganz ausgesprochene Tendenz zur Wiedergewinnung organischer Formen unterscheidet. Möge es mir noch erlaubt seyn hier andere persische Dialecte zu erwähnen. Das Kurdische z. B. das offenbar vom großen persischen Stamme sich trennte, bevor das Pehlvi entstanden war. So zerrissen der Dialect ist, so enthält er doch einige alte Formen, die im Pehlvi nach seinen Gesetzen bereits umgewandelt sind, und Phänomene, die nicht aus dem Pehlvi, sondern bloß aus einem eigenen Leben zu erklären sind. Dasselbe läßt sich vom Afghanischen sagen, obwohl hierüber meine Hülfsmittel viel zu gering waren, als daß eine tiefere Untersuchung möglich geworden wäre. Für das Kurdische bemerke ich noch, daß auch der sonderbare Cultus der diese Sprache redenden Stämme, kaum anders, als durch eine Decomposition zoroastrischer Lehren erklärt werden kann, also immer auf eine relativ alte Epoche zurückdeutet.

Andere persische Dialecte, wie der der Iliât u. s. w. sind im Schooße des Neupersischen selbst entstanden und bieten insofern nicht mehr das höhere Interesse der andern dar. —

Sie sehen also, meine Herren, meine Aufgabe in sprachlicher Hinsicht war, das Pehlvi aufwärts

*) Herodot I. 135: *ξεινικὰ δὲ νόμαια Πέρσαι προσίενται ἀνδρῶν μάλιστα.*

*) Mit Parsi bezeichne ich den Dialect, den Anquetil Pazend zu nennen pflegt, aus Gründen, die ich anderswo entwickeln werde.

an die ältere Gestalt des Zend und Sanskrit anzuknüpfen, abwärts aber durch das Parsi auf die neuern Dialecte zu gelangen, diese in ihrem Ursprung zu erläutern und also einen nicht unwichtigen Kreis der Sprachentwicklung abzuschließen.

II. Inhalt der behandelten Sprach-Denkmäler.

Ich gehe nun auf die religiösen Denkmäler selbst über, die in dieser Sprache niedergelegt sind. Im Pehlvi sind

1) Uebersetzungen von mehreren Zendbüchern erhalten, wie des Vendidad, das Vispered vollständig, dann mehrere Hymnen, die unter dem Namen Nyaisch, Afergan, Yescht bekannt sind. Der Nutzen dieser Uebersetzung ist doppelt; erstens, indem das bekannte Zend das unbekannte Pehlvi erläutert, oder umgekehrt das bekannte Pehlvi das unbekannte Zend aufhellt. Das Verhältniß ist reciproc. Wenn die Uebersetzung manchmal ungenau ist, und einer kritischen Behandlung bedarf, so liegt die Ursache eines Theils an der Unkunde der Uebersetzer, anderntheils an einer veränderten religiösen Anschauung; der letztere Fall ist dann immer für die dogmatische Entwicklung richtig. — Dasselbe Interesse haben die den Uebersetzungen häufig beygegebenen Erklärungen.

2) Ferner existiren im Pehlvi mehrere Originalbücher, von denen der Bundehesch das wichtigste ist. Man könnte es eine heilige Encyclopädie der Parsen nennen, da es die Cosmogonie, eine heilige Naturgeschichte und Geographie, die Eschatologie und was nach persischen Begriffen zur göttlichen Weltregierung gehört, darstellt, wenn auch nicht in der wünschenswerthesten Vollständigkeit, da es in mehreren Theilen nur fragmentarisch auf uns gekommen ist, doch wenigstens in solchem Umfange, daß man sich ein Bild des ganzen Systems machen kann. Obwohl die ganze Fassung und gewiß auch specielle Dogmen darin nur der zweyten Epoche des Parsismus (die ich später kurz zu charakterisiren versuchen werde) angehören, so sind doch darin auch viele Notizen aus verlornen Zendbüchern enthalten, die manchen Beytrag zur Aufhellung des ältern Systems gewähren und sich schon äußerlich von den übrigen Stellen durch eine bestimmte Citationsformel ausscheiden.

Wie sehr der Inhalt dieses Buches von den neuern Parsen und in Folge davon von Anquetil du Perron mißverstanden worden ist, so daß selbst capitale Ideen ausgelassen, verwischt, oder verändert worden sind, hoffe ich zur Genüge zu zeigen, theils in meinen Abhandlungen über die Sprache, theils später in einer besondern Ausgabe dieses Buches, wenn nämlich meine Bemühungen den Beyfall der gelehrten Welt werden erhalten haben. Ich glaube versichern zu können, daß durch eine strenge philologische Behandlung dieses merkwürdige Buch durchaus und namentlich in seinen Hauptstellen ein neues Licht erhalten wird, daß die Religionsgeschichte vielleicht überraschende Ansichten über die Attributionen der schöpferischen Agenten und die Cosmogonie so wie andere Puncte der Religionslehre daraus schöpfen wird, frey von den bisherigen hierin obwaltenden Irrthümern oder wenigstens von den ungefähren und approximativen Bestimmungen, mit denen man sich bisher begnügen mußte. Unter den übrigen Pehlvibüchern erwähne ich Parömieen, ähnlich den Sprüchen Salomons und andere Produkte dieser im Orient beliebten Darstellungsweise, die Geschichte der Himmel- und Höllenfahrt Ardaiviraf, des Wiederherstellers des zoroastrischen Cultus unter den Sassaniden (wovon mir zugleich eine neupersische metrische Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung zu Gebote steht), ein prophetisches Buch über die letzten Schicksale des persischen Reiches und das Weltende, das den Namen Bahman Yescht führt; eine Controverse zwischen einem Rechtgläubigen und einem Ketzer, Anrufungen und Gebete (worunter besonders das sogenannte Taarifi Sirouza für die Attribute der verschiedenen Izeds wichtig ist), Erklärungen, Traditionen und Entscheidungen über rechtliche Verhältnisse und Ceremonien ꝛc. und was sonst zu einer heiligen Literatur gehört, von größerem oder geringerem Werthe.

Im Parsi finden sich Uebersetzungen aus dem Pehlvi, Gebete, Sündenbekenntnisse und sonst kleine Schriften, dann das sogenannte Minokhered (Mainyu khard), ein Abriß der zoroastrischen Glaubens- und Sittenlehre mit vortrefflichen sonst verlornen Notizen über viele interessante Puncte. Zum Vortheile der sprachlichen Untersuchungen existirt davon eine Sanskrit-Uebersetzung von Neriosengh, die für das Parsi, und also auch für das Pehlvi, dieselben Dienste leistet als die Sanskrit-Uebersetzung des Yaçna von demselben Neriosengh für die Erklärung des Zend geleistet hat. Ueberdieß besitze ich davon noch eine neupersische metrische Bearbeitung.

Ein anderes Buch ist der Schikand Gumâni, klein an Umfang aber interessant durch den Inhalt, der über das Verhältniß Ormuzds zu Ahriman und über religiöse Erkenntniß handelt. Hier treten schon deutliche Spuren einer religiösen Spekulation ein, und die Geschichte der Philosophie wird um ein, wenn auch kleines Kapitel reicher. Wenn griechischer Einfluß in dieser Abhandlung kaum zu verkennen ist, indem z. B. Wörter wie djatgohr und hamgohr lebhaft an ἑτερούσιος, ὁμοούσιος erinnern, so ist dieß eine factische Bestätigung der Nachrichten griechischer Schriftsteller, die von der Betreibung griechischer Philosophie bey den Sassaniden Kunde geben: so finden wir bey Agathias, daß nicht nur die Perser, sondern auch einige Griechen (ἔνιοι τῶν Ῥωμαίων) den großen Chosyroes als Freund der Wissenschaften und Kenner griechischer Philosophie *) preisen; er habe Aristoteles studirt, ὅλον τὸν Σταγειρίτην καταπιών und von Plato sey ihm keiner selbst der schwierigeren Dialoge (τῶν γλαφυρῶν καὶ ἀγκυλωτέρων διαλόγων) unbekannt geblieben.

Um dieselbe Zeit wanderten auch viele griechische Philosophen aus dem Römerreiche aus nach Persien, weil sie dort das Ideal des Königthums zu finden hofften: φιλοσοφίας τε καὶ βασιλείας εἰς ταὐτὸ ξυνελθούσης. Nicht wenig mag auch die berühmte syrische Hochschule zu Edessa (Schola Persarum), von wo persische Christen unterrichtet in allen Künsten und Wissenschaften des Abendlandes in ihr Vaterland zurückkehrten, und ebenso die Verbreitung der aus dem Kaiserreiche schmachvoll vertriebenen Nestorianer dazu beygetragen haben, im großen Perserreiche Geschmack an griechischer Bildung zu wecken.

Um aber wieder zu unsern Büchern zurückzukehren, so bleiben uns noch die im Neupersischen geschriebenen auf Zoroasters Religion bezüglichen Bücher übrig, die meistens Uebersetzungen aus Zend und Pehlvi, prosaisch oder metrisch, Uebersichten über einzelne Glaubensartikel, Traditionen über das Ceremoniel, rechtliche und andere Verhältnisse ꝛc. enthalten. Was ich von der Masse des Vorhandenen für dienlich erachtete, habe ich abgeschrieben und bereits häufig zur Erläuterung der Sprache und Ideen benutzt. Im Allgemeinen ist der Ausdruck in diesen Büchern allerdings rein persisch, jedoch in manchen Fällen gemischt mit alten Wörtern, wie es das dogmatische Bedürfniß forderte, das nicht immer in der gesprochenen Sprache die entsprechenden Ausdrücke fand; daß also die Erklärung solcher Bücher immer die Kenntniß der alten Sprachen, wenigstens in einem gewissen Grade, nämlich Kenntniß der technischen religiösen Formeln, vorausgesetzt, versteht sich von selbst, und Mangel derselben kann nur zu sonderbaren Mißverständnissen führen, von denen Beyspiele vorliegen. In Bezug auf die Religionsidee selbst erlaube ich mir noch zu bemerken, daß, wie das Pehlvi-Idiom selbst eine zweyte Entwicklung des arischen Sprachstammes darstellt, so gehören auch die Ideen, die darin niedergelegt sind, einer zweyten Epoche an.

(Schluß folgt.)

*) Die Gründe, die Agathias (126 ed. Niebuhr) angiebt, um deren willen er dieses Gerücht verwirft, sind durchaus unhistorisch: er stützt sich auf die Beschaffenheit der persischen Sprache, die er nicht kennt, (ἀγρία γλῶσσα καὶ ἀμουσοτάτη) und die barbarische Lebensart des Fürsten (διαιταν λαχὼν ἐς ὅ τι βαρβαρικωτάτην etc.).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Reden. Kritisch berichtigt und erläutert von Reinh. Klotz. Leipzig. Verlag von J. A. Barth. Erster Bd. 1835. XCVIII. und 666 S. Zweyter Bd. 1837. XX. und 880 S. gr. 8.

2. M. Tullii Ciceronis orationes selectae. Kritisch berichtigt und mit Anmerkungen begleitet von C. Beneke Dr. Leipzig bey K. F. Köhler. Erster Bd. 1836. XII. und 238 S. gr. 8.

3. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XV. Recognovit et emendavit partim ex codd. nunc primum collatis Jo. Casp. Orellius. Turici ex officina Schultesiana. 1836. XVI. u. 464 S. gr. 8.

4. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XVII. Nach den besten neuesten Hülfsmitteln für den Schulgebrauch bearbeitet und mit historischen Einleitungen versehen von Karl Fr. Süpfle, Prof. am Lyceum zu Karlsruhe. Mit einer Zugabe meist kritischer Anmerkungen. Karlsruhe 1837. Druck und Verlag von G. Theod. Groos. XIII. und 350 S. gr. 8.

Es mag Manchen, der die vorstehenden Titel überliest, Wunder nehmen, daß von den Reden des Cicero, die doch von dem Wiederaufblühen der Wissenschaften an stets eifrig gelesen, und so vielfältig bearbeitet wurden, jetzt, fast zu gleicher Zeit, so viele Sammlungen erscheinen, während außerdem noch so viele derselben in ausführlicheren Einzelausgaben dem Publikum vorgelegt werden; und es mag wohl Mancher solche Unternehmungen für überflüßig halten.

Wer mit dem Stande der Verhältnisse vertraut ist, für den bedarf es keiner Rechtfertigung; allein, da eine der vorliegenden Sammlungen weder für die Schule noch für den Philologen von Fach berechnet ist, sondern vorzüglich für denjenigen, der bey einem andern Berufe seine Mußestunden mit der Lesung der Werke des großen Redners ausfüllen will, sey es um seine Kenntnisse über das gewöhnliche Bereich hinaus zu erweitern, oder um seinen Geist für die Ertragung der Lasten seines Berufes zu stählen: so möchte es nicht unzweckmäßig seyn, mit einigen Worten auf dasjenige hinzuweisen, was solche neue Bearbeitungen nöthig macht, und denselben vor den frühern unverkennbare Vorzüge verleiht.

Wir würden undankbar gegen die Bemühungen der frühern Gelehrten seyn, wenn wir ihre Verdienste um die Berichtigung und die Förderung des Verständnisses der Ciceronischen Reden für nichts achten wollten; allein es läßt sich doch nicht läugnen, daß in ihrem Verfahren Manches lag, was sie verhinderte, sich auf den Standpunct zu erheben, den die jetzigen Bearbeiter einnehmen, bey denen freylich auch in Anschlag zu bringen ist, daß sie die Vortheile der mit dem Fortschreiten der Zeit immer erhöhten Sprachkunde genießen.

Es ist bekannt, daß die ersten Ausgaben des Cicero aus den Handschriften geflossen sind, die sich gerade in den Händen der italienischen Gelehrten, welche jene besorgt haben, befanden. Meistens nicht von sehr hohem Alter, waren jene Handschriften natürlicher Weise durch das vielfältige Abschreiben

sehr von dem ursprünglichen Texte abgewichen. War man nun auch bald bemüht, zu der ursprünglichen, von der Hand des Cicero selbst stammenden, Gestalt seiner Werke zurückzuführen, wobey vorzüglich die Bemühungen eines P. Victorius und Manutius in Anschlag zu bringen sind, so fehlte es doch an den nöthigen Hülfsmitteln, um alles Ungehörige bey Seite zu schaffen. So kam der Text in die Hände des Lambinus, der, mit guten Handschriften versehen, diese an einzelnen Stellen gut benützte, aber an nicht wenigen den Eingebungen des Augenblicks, zu freyen Spielraum ließ, so daß sich bald J. Gruterus gegen ihn erhob, der bedeutende Hülfsmittel aus Frankreich, Holland und Deutschland zur Hand hatte, die er jedoch nach der Weise der damaligen Zeit nur vereinzelt und ohne die gehörige Umsicht benützte. Aehnliche Vorwürfe lassen sich dem Verfahren des Grävius machen. Unter den Neueren war es vorzüglich Ernesti, der den Text des Cicero so gestaltete, wie er bis vor etwa einem Jahrzehend fast allgemein gelesen wurde. Er hatte dem ciceronischen Sprachgebrauch ein gründliches Studium gewidmet; allein er ließ sich oft durch einzelne Stellen verführen, sich allgemeine Regeln zu bilden, die er dann bey der Textverbesserung anwandte, wodurch er in sehr viele Irrthümer verwickelt wurde. Außer ihm verdanken die Werke des Cicero den Bemühungen Garatoni's viele Verbesserungen, der viele, zum Theil alte, italienische Handschriften zur Hand hatte.

Die Ausgabe von Beck blieb unvollendet, die von Schütz wurde ohne neue kritische Hülfsmittel und ohne die gehörige Umsicht und Besonnenheit bearbeitet, und bey der Gesammtausgabe Orelli's, deren Verdienste für die Kritik des Cicero nicht zu verkennen sind, war es doch mehr auf eine Ueberarbeitung der bereits vorhandenen besten Recensionen der einzelnen Werke, als auf eine durchgreifende Textesberichtigung abgesehen.

Für die Reden insbesondere war bis dahin manches Verdienstliche geschehen; allein eine ganz andere Wendung nahm die Kritik derselben in der neuesten Zeit nicht zum wenigsten durch die von Wunder angestellte durchgehende Prüfung der schon von Gruterus an einzelnen Stellen benützten Erfurter Handschrift, welche bey der Vergleichung mit den durch ihr Alter ausgezeichneten, aber leider zu wenig umfangreichen, Hülfsmitteln, welche die von A. Mai in Mailand und Rom und von A. Peyron in Turin aufgefundenen Palimpsesten darboten, auf die Wahrnehmung hinführte, daß diese, wie noch mehrere in Deutschland aufbewahrte Handschriften einen jenem alterthümlichen weit näher stehenden Text enthalten, als die aus italienischen Handschriften geflossene Vulgata. Das Ansehen dieser wurde dadurch natürlich bedeutend vermindert, und jene in Deutschland befindlichen, dem Ausspruch des jüngern Plinius (VIII. 20. §. 1. Ad quae noscenda iter ingredi, transmittere mare solemus, ea sub oculis posita negligimus) getreu, bisher nicht genug beachteten Handschriften wurden sofort als hauptsächliche Grundlage der Textesconstituirung betrachtet.

Bedenkt man außerdem, daß früher ein besonders bey einem Redner so wichtiger Punct, die Wortstellung, nur wenige Berücksichtigung gefunden hatte, die neueren Untersuchungen aber ergeben haben, daß gerade hierin sehr viel zu ändern sey, und daß diese und ähnliche früher gering geachteten Aenderungen oft ganzen Gedankenreihen eine Wendung geben, die man vorher nicht geahnt hatte, und manche bisher gelähmte Stelle zu ihrer ursprünglichen Kraft wiederherstellen, so kann man sich nicht wundern, daß sich das Bestreben, die Werke Cicero's von den ihnen anhaftenden Schlacken zu reinigen, neu belebte, und daß in Folge dieser neuen Bemühungen die von vielen gering geschätzte Wort-Kritik um so mehr ausrichtete, je mehr man sie mit der Exegese in Einklang zu bringen suchte, die man zugleich auf eine umsichtigere Weise zu handhaben anfieng. Das Vorzüglichste in dieser Hinsicht leistete Hr. Professor Klotz, dessen Ausgabe der sämmtlichen Reden des Cicero wir hier zuerst zu besprechen haben.

1.

Von den beyden bis jetzt erschienenen Bänden umfaßt der erstere die Reden: pro A. Caecina, pro T. Annio Milone, de imperio Cn. Pompeii, pro P. Quinctio, pro Sex. Roscio Amerino, pro A. Cluentio Avito, pro Cn. Plancio, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, pro M. Marcello, pro A. Licinio Archia poeta; der

zweyte außer der divinatio in Q. Caecilium und den Verrinischen Reden noch die drey Reden de lege agraria, ferner die Reden pro C. Rabirio, pro Q. Roscio comoedo, pro M. Fonteio und pro L. Murena. Der dritte und letzte Band, dem auch ein Namenregister beygegeben werden soll, wird die übrigen Reden enthalten. Die äußere Einrichtung der Ausgabe ist folgende.

Unter dem Texte, der mit Beybehaltung der bisherigen Kapitel- und Paragraphenzählung mehr nach dem Sinne abgetheilt ist, so daß oft mitten in ein Kapitel ein Absatz fällt, finden sich die Abweichungen von der Orellischen Gesammtausgabe angegeben. Einer jeden Rede geht eine Inhalts-Angabe voraus; die Anmerkungen, welche wie jene in deutscher Sprache geschrieben sind, machen den Schluß jedes Bandes.

Blicken wir zuerst auf die Ordnung der Reden, so ist sie leider eine ganz zufällige, wie Hr. Kl. selbst zugiebt, der sich damit entschuldigt, daß er zuerst nur eine Auswahl der Ciceronischen Reden zu geben gedachte, aber später von dem Verleger veranlaßt wurde, seinen Plan auch auf die übrigen auszudehnen.

Wie die andern, bisher von demselben Verfasser bearbeiteten Einzelausgaben Ciceronischer Werke, ist diese Ausgabe als ein Vorläufer der kritischen Gesammtausgabe zu betrachten, die (nach Band II. S. 755 unter dem Titel: M. Tulli Ciceronis scripta quae manent omnia), mit lateinischen Anmerkungen ausgestattet, für Philologen bestimmt seyn soll, während er bey den Einzelausgaben ein größeres Publikum vor Augen hat.

Die Kritik ist deßhalb hier nicht als abgeschlossen zu betrachten. Hr. Kl. sagt selbst, daß er für seine große Ausgabe noch mehrere Hülfsmittel zu erwarten habe, und verweiset den Abschluß der Beurtheilung von mehreren Stellen auf jene. Demungeachtet erscheint der Text der Ciceronischen Reden hier in einer ganz veränderten Gestalt; doch wird nur von einzelnen Aenderungen Rechenschaft gegeben. Nach der Vorrede gedachte Hr. Kl. Anfangs alle kritischen Erörterungen entfernt zu halten, da die kritische Bearbeitung gleich mit dieser erscheinen sollte; doch, da aus dem eben angegebenen Grunde diese noch einige Zeit vorbereitet werden soll, so werden hier an einer Anzahl von Stellen die Grundsätze nachgewiesen, welche ihn bey der Textesberichtigung leiteten.

Die kritischen Hülfsmittel sind vorzüglich die schon oben angedeuteten, die Palimpsesten und die in Deutschland aufgefundenen Handschriften, unter denen die Erfurter die erste Stelle einnimmt. Wenn unter diesen (Band I. S. LVII.) eine Werthheimer angeführt wird, so beruht dieß auf einem reinen Irrthum, wie Ref., wenn es nöthig wäre, in Folge an Ort und Stelle eingezogener Erkundigung nachweisen könnte; indessen es wird jedermann leicht einsehen, daß Hr. Kl. mit dieser Benennung den codex Verdensis des Gruterus bezeichnen wollte. Außerdem wird häufig auf die Oxforder Handschriften Rücksicht genommen, deren Lesarten in der 1770 daselbst erschienenen Ausgabe bekannt gemacht worden sind. Von den für die Kritik bedeutenden neueren Ausgaben hatte Hr. Kl. bey dem ersten Bande außer den gelehrten Arbeiten Madrigs nur die der Rede pro Cn. Plancio von Wunder und die der Rede pro Archia poeta von Stürenburg zur Hand; denn Benecke's Ausgabe der Rede de imperio Pompeii kam nach der Bemerkung in der Vorrede zum ersten Bande S. LVIII. erst nach Beendigung des Druckes desselben heraus. Bey dem zweyten Bande lag die Ausgabe der Verrinischen Reden von Zumpt und für das vierte Buch der Anklage wie für die Rede pro Rabirio die unten zu besprechende Sammlung Orelli's vor. Uebrigens ist es nicht immer leicht, anzugeben, aus welchen Quellen Hr. Kl. schöpfte, oder wen er mit seinen Angriffen meynt, da er sich nach S. VI. der Vorrede zum ersten Bande zum Grundsatze gemacht hat: Ego autem nomino neminem: qua re irasci mihi nemo potest, nisi qui ante de se voluerit confiteri.

Sehen wir uns nach den Grundsätzen der Kritik um, welche sich in den von dem Hrn. Verf. behandelten Stellen angewendet finden, so erscheint als der erste und oberste, genaue Beachtung der kritischen Hülfsmittel; und wer sollte dieses tadeln? Muß nicht, wenn einmal der Vulgata die Glaubwürdigkeit benommen ist, jeder Verdacht gegen dieselbe verfolgt und nach den als die

zuverläßigsten anerkannten Hülfsmitteln möglichst erwogen werden? und ist es nicht verzeihlich, wenn dabey mitunter etwas zu weit gegangen wird? ist es nicht jedenfalls verzeihlicher, als wenn die einmal hergebrachte Lesart behaglicher Gleichgültigkeit beybehalten oder gar jedem Einfall des Augenblicks die Aufnahme in den Text zu Theil wird? Ref. fühlt sich denen gegenüber, welche Herrn Klotz wegen seines Bestrebens, die Lesarten der Handschriften geltend zu machen, tadeln, zur Erklärung gedrungen, daß er diesen Grundsatz an sich achtet, und daß er bey der Anwendung, die Hr. Kl. von demselben gemacht hat, sich selbst da, wo er ihr nicht beystimmen zu können glaubte, fast immer auf die eine oder die andere Weise belehrt fand. Wenn Hr. Kl. ferner auf die Satzabtheilung und Interpunction sein Augenmerk ganz besonders richtet, so wird ihm jedermann beystimmen, der aus Erfahrung weiß, wie viele Fehler dadurch entstanden sind, daß die früher zusammenhängend geschriebenen Texte von Abschreibern, die ihrer Sache nicht gewachsen waren, falsch abgetheilt wurden. Beyspiele von glücklichen Aenderungen dieser Art finden sich in der Vorrede zum ersten Bande S. XIV. XX. XXXIX. XLVII. LXXVII. zum zweyten Bande S. V. XIII. und XVI.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 2ten December 1837.

2. Vortrag des Hrn. M. J. Müller über seine Arbeiten im Gebiete der altpersischen Litteratur und Sprache.

(Schluß.)

Wenn in den Zendbüchern wie in den Vedas der freye Erguß eines primitiven religiösen Bewußtseyns dem unbefangenen Forscher sich ausspricht, so enthalten die Pehlvi- und Parsi-Bücher, wo sie nicht bloß Wiederholungen oder Uebersetzungen des Alten sind, bereits eine dogmatisirende Entwicklung und die Reflexion hat ihren Theil an dem Ausdruck der Glaubensartikel. Es tritt uns hier, aber vielleicht reiner, jener Charakter entgegen, den wir auch an andern Phänomenen jener Zeit geistiger Kämpfe bemerken, in welchen alte Glaubenssätze durch Spekulation den Forderungen mächtig aufgeregter Gemüther sollten angepaßt werden. Auf diese Erscheinungen, nämlich die gnostischen und manichäischen Systeme, hat der Parsismus unzweifelhaften Einfluß ausgeübt, einen Einfluß, der nicht ohne Reciprocität geblieben ist. Diese näher zu untersuchen als bisher geschehen ist, halte ich für eine nothwendige aus meinen Studien fließende Aufgabe, die ich vielleicht zu lösen versuchen werde.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, daß ich zur nähern Erkenntniß der Epoche, in welche diese zu untersuchenden Sprach- und Reflexionsformen fallen, unedirte orientalische Geschichtschreiber benützt habe wie Masudi (in den „goldenen Wiesen“ den Abschnitt über die Sassaniden); die betreffende Parthie der alten Chronik des Tabari (nach der persischen Uebersetzung), das kurze aber kostbare Werk des Hamzah Isfahani (Kitab tarich alumam), das bereits von Reiske gut gewürdigt worden ist; endlich das für die innere oder Religionsgeschichte wichtige Buch des Schahrestani, in welchem ein großer Abschnitt über die parsischen Systeme handelt, nicht allein das orthodoxe, sondern auch die häretischen, die erst da ihr wahres Interesse haben, wenn sie an die authentisch erklärten Grundtexte selbst angereiht werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Reden ꝛc.
2. M. Tullii Ciceronis orationes selectae etc.
3. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XV. etc.
4. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XVII. etc.

(Fortsetzung.)

Dagegen können wir nicht beystimmen, wenn Bd. I. S. LXXIX. in der Rede pro rege Deiotaro Kap. 3 u. 4. §. 10 u. 11. geschrieben wird: Is rex, quem senatus hoc nomine saepe honorificentissimis (nicht honestissimis, wie in der Vorrede steht) decretis appellavisset, quique cum illum ordinem ab adolescentia gravissumum sanctissumumque duxisset, isdem rebus est perturbatus, homo longincus et alienigena, quibus nos in media re publica nati semperque versati, cum audiret, senatus consentientis auctoritate arma sumpta esse; consulibus, praetoribus, tribunis plebis, nobis imperatoribus rem publicam defendendam datam: movebatur animo etc., indem der nach der gewöhnlichen Eintheilung mit cum audiret (was in den früheren Ausgaben ein Kapitel und einen Paragraphen, bey Hrn. Klotz nur einen neuen Paragraphen anfängt, indem er das vierte Kapitel vorher mit Neque enim ille etc. beginnen läßt) anfangende Satz mit dem vorhergehenden zusammengefaßt und nach der Erfurter Handschrift cum vor illum eingesetzt wird. Es möchte nämlich fürs Erste mißlich seyn, statt quem appellavisset, quique duxisset zu verbinden: quem appellavisset, quique perturbatus est, und das andere Plusquamperfectum in einen Zwischensatz mit cum zu verweisen, denn der Gedanke spricht so wenig, als die äußere Form, dafür; ferner können wir uns nicht damit befreunden, daß das Haupt-Verbum des Nachsatzes, movebatur, im Imperfectum steht, während das Perfectum, est perturbatus, in den Vordersatz heraufgezogen ist. Viel passender bildet in der Vulgata est perturbatus den Nachsatz, und der Satz mit movebatur dient nur zur weiteren Ausführung, was auch dadurch noch empfohlen wird, daß unten fortgefahren wird: Maxime vero perturbatus est, worauf dann einige Sätze mit Imperfecten folgen. Setzt man die handschriftliche Auctorität entgegen, so läßt sich mit der Vermuthung antworten, daß cum aus eum entstanden seyn könnte, das als Variante von illum daneben in dem Texte eingesetzt worden wäre.

Wenn es sich Hr. Kl. ferner zum Grundsatze macht, keine scheinbare Kleinigkeit außer Acht zu lassen, so wird ihm dieses niemand zur Schuld rechnen, der die Bedeutung dieser sogenannten Kleinigkeiten, wer die Wortstellung kennt, welche Hr. Klotz an mehr als einer Stelle auf das nachdrücklichste hervorhebt, indem er nachweiset, daß der Redner nicht anders schreiben konnte, wenn er bey den Zuhörern den Eindruck machen wollte, den er bezweckte, wie er denn überhaupt, auch bey der geringsten Einzelheit den Zweck der Rede nie aus dem Auge verliert, wodurch es ihm manchmal gelingt, die Wahrheit da zu finden, wo eine mehr abgerissene Betrachtung einer Stelle keinen Unterschied zwischen zwey Lesarten erkennen kann; indem er Nebenumstände, die sich aus dem Zusammenhange als nothwendig ergeben, in die Wagschale legt, die dann oft auf eine überraschende Weise den Ausschlag geben.

In Betreff der Orthographie hält sich Hr. Kl., wie schon aus der oben angeführten Stelle

zu ersehen ist, im Allgemeinen an das Alterthümliche; so schreibt er die Endung des Superlativs immer issumus, für u nach v oder qu immer o, z. B. novos quom, wenn er nicht das qu in c verwandelt, wie eben in longincus; doch geht er hierin nicht so weit als Wunder in seiner Ausgabe der Rede pro Plancio, der z. B. est mit Weglassung seines Vocals an das vorhergehende Wort anschließt, worin ihm auch Benecke in seiner Ausgabe der Rede de imperio Pompeji folgt, der übrigens in seiner hier zu besprechenden Sammlung, wie auch die beyden andern Herausgeber, dem bey dieser Ausgabe vorgesetzten Zwecke entsprechend, die gewöhnliche Orthographie beybehalten hat.

Zu wünschen wäre, daß er sich durch das Gefühl seines Uebergewichtes über die früheren, allerdings oft kurzsichtigen, Kritiker nicht zu einem Uebermuthe hätte verleiten lassen, der sich besonders in seiner Sprache nicht verkennen läßt. Er würde dann manchmal Gelegenheit gefunden haben, einer Sache noch mehr auf den Grund zu gehen, und in Folge dessen sich zu überzeugen, daß es ihm so gut, wie einem Andern, begegnen konnte, auf einen Irrweg zu gerathen. Wir wagen es, auf die Gefahr hin, nicht unter die Unterrichteten gezählt zu werden, dieses an einer Stelle (in Verr. II. 12. §. 31.) nachzuweisen, die in den Anmerkungen zum zweyten Bande, S. 748 f., behandelt ist, wo Herr Klotz schreibt: „Judicia hujus modi: Qui cives Romani erant, si Siculi essent, tum si eorum legibus dari oporteret. Qui Siculi, si cives Romani essent. Diese Stelle hat man bisher immer sehr falsch aufgefaßt, weil man den falschen Asconius und Donat zu Terentius Phormio Act. 2. Sc. 1. v. 36., die beyläufig gesagt, beyde ein Paar sehr verschwisterte Seelen sind und bey manchem traditionellen Guten mancherley Absurdes lehren, allzu willig sein Ohr lieh. Sie wollten beyde zu den Worten: si Siculi essent, und si cives Romani essent, ergänzend rei hinzu nehmen. Keiner von Beyden bringt aber ein anderes Beyspiel einer so willkührlichen Auslassung bey. Hätten sie nur auf die grammatische Fügung der Ciceronischen Worte geachtet, so würden sie wohl selbst gesehen haben, daß auch hier nichts ergänzt zu werden brauche, was nicht implicite schon in den gegebenen Worten enthalten sey. Man erkläre künftighin also: Die Gerichte (waren) von der Art (d. h. sie waren also zusammengesetzt): Die römische Bürger waren (d. h. welche Gerichte aus römischen Bürgern bestanden), wenn es Sicilier seyn sollten (si Siculi essent d. h. wenn statt ihrer Sicilier zu Gerichte sitzen sollten), die Sicilier (hingegen), wenn römische Bürger es seyn sollten: Qui Siculi, si cives Romani essent, d. h. welche Gerichte dagegen aus Siciliern bestanden, wenn statt ihrer römische Bürger es (Richter) seyn sollten. Wenn hier zu der ersten Angabe: Qui cives Romani, si Siculi essent, noch die Bedingung hinzutritt: tum si eorum legibus dari oporteret, so war dieß natürlich, da es ein besonderes Recht der Sicilier war, in gewissen Fällen, auch wenn sie mit römischen Bürgern Rechtshändel hatten, auf Sicilische Richter zu dringen, was Cicero hier noch besonders angeben mußte: dann nämlich, wenn man ihren Gesetzen gemäß sie (nämlich Sicilier zu Richtern) hätte geben sollen. Dann hat man auch zu den letzten Worten: tum si eorum legibus dari oporteret, nicht iudicia, wie der falsche Asconius will, sondern iudices zu ergänzen. Faßt man so die ganze Stelle auf, so wird Alles klar und auch der Sprache nicht die geringste Gewalt angethan. Denn der Unterrichtete weiß doch gewiß, daß die Worte: si Siculi essent, bloß wie sie hier stehen, bedeuten: wenn es Sicilier hätten seyn sollen, wo der an den deutschen Ausdruck Gewöhnte leicht eine Umschreibung erwartet; daß man aber nicht einen Begriff wie rei, aus der Luft greifen kann, wie es alte und neue Ausleger an dieser Stelle wirklich gethan haben, ist doch wohl auch nicht unschwer einzusehen.“ Ref. gesteht, daß er nicht zu den Unterrichteten gehört, welche hier in si Siculi essent die Bedeutung: „wenn es Sicilier hätten seyn sollen“ finden können, zumal wenn diese Worte für sich erklärt, und nicht mit dem folgenden tum si in nähere Verbindung gebracht werden. Ferner möchte wohl auch der Sprache Gewalt angethan werden, wenn auf judicia hujusmodi, die Gerichte waren also zusammengesetzt, bezogen werden soll: qui cives Romani erant, welche Gerichte aus römischen Bürgern bestanden. Wenn Herr Klotz — der schon

durch die vielen Parenthesen, die seine Erklärungsweise nöthig machte, hätte darauf aufmerksam gemacht werden können, daß die Sache sich doch nicht so von selbst versteht, — hier nicht mit dem orakelmäßigen Ausspruche über die Erklärung von si Siculi essent sich selbst verblendet hätte, so würde er sich weiter umgesehen haben, ob die Stelle nicht anders zu schreiben und zu erklären sey, und er würde vielleicht das Richtige gefunden haben. Unter diesen Umständen läßt sich aber nur so viel mit Gewißheit sagen, daß der von Hrn. K. eingeschlagene Weg unstatthaft ist; übrigens vermuthen wir, um unsere Ansicht zu weiterer Prüfung mitzutheilen, das si in tum si, statt dessen nach Hrn. Klotz in der Orellischen Ausgabe cum Siculos steht, sey zu streichen, und zu erklären: die Richtersprüche lauteten folgendermaßen: (für diejenigen,) welche römische Bürger waren, wenn sie Sicilier wären, dann müßte ihnen nach den Gesetzen derselben Recht verschafft werden, (für diejenigen) welche Sicilier waren, wenn sie römische Bürger wären, (dann müßte ihnen nach den Gesetzen derselben Recht verschafft werden.) Stand tum eorum da, so konnte leicht si oder tum si darüber geschrieben werden, um anzudeuten, daß es auf das vorhergehende si zu beziehen sey, und dieses dann in den Text kommen; eben so konnte auch Siculos aus einer Erklärung von eorum entstehen, wenn dieses anders eine handschriftliche Gewähr hat.

Auf die höhere Kritik einzugehen fand Hr. Klotz in diesen beyden Bänden nur bey der Rede pro Marcello Gelegenheit, die er gegen F. A. Wolfs Angriffe vertheidigt, wie er denn überhaupt, nach dem zu schließen, was er an andern Orten ausgesprochen hat, sich nicht leicht zur Annahme der Unächtheit einer Schrift bestimmen läßt, indem er die Nachahmung der Schreibart eines Andern, einem genauen Kenner derselben gegenüber, wohl mit Recht für schwieriger erkennt, als man gewöhnlich glaubt.

In Betreff der Erklärung hat diese Ausgabe besondere Vorzüge, zunächst durch die Inhaltsangaben, die sich nicht auf eine bloße Auseinandersetzung der Gedankenreihe, die sich durch die Rede hindurch zieht, beschränken, sondern die gesammten Verhältnisse nachweisen, welche der Rede zu Grunde liegen. Hierbey ist besonders das zu loben, daß Hr. Klotz stets bemüht ist, den Rechtsfall so hinzustellen, wie er, des rednerischen Gewandes entkleidet, in der Wirklichkeit sich zeigen mochte. Das eine solche Entkleidung zur Darstellung der Wahrheit nöthig ist, zeigt uns Cicero selbst in seinen rhetorischen Schriften wie in seinen Reden, namentlich in der Rede pro Ligario, wo er geradezu ein honestum mendacium als ein erlaubtes und löbliches Hülfsmittel zur Vertheidigung eines Andern hinstellt. Daß sie oft schwierig ist, ist leicht einzusehen, da ja Cicero alle Kunst anwandte, es zu verhüllen, wo er von der Wahrheit abwich, und den Richtern die Sache immer nur so erscheinen lassen wollte, wie er im Interesse seines Klienten oder der zu verfechtenden Sache wünschte, daß sie betrachtet würde, sehr oft aber uns keine anderweitigen Hülfsmittel zu Gebote stehen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Hr. Klotz geht hierbey mit großer Besonnenheit zu Werke. Er benutzt die geschichtlichen Quellen, so fern sie einigen Aufschluß ertheilen, und beachtet jede Andeutung, die dem Redner mitunter wider seinen Willen entfallen seyn mochte. In den meisten Fällen gelingt es ihm, seine Ansicht so darzulegen, daß sich nichts Erhebliches dagegen einwenden läßt. Daß er bey diesem Streben, die Umhüllung von Seite des Redners zu durchschauen, hier und da etwas zu viel sah, ist erklärlich. Wir führen nur ein Beyspiel an, wo wir dieses vermuthen, nämlich die im ersten Bande S. 590 ausgesprochene Ansicht, daß die beyden Titus Roscius wohl an dem Morde des Sex. Roscius von Ameria unschuldig gewesen seyen. Der Inhalt der Rede ist außerdem überall so ausführlich entwickelt, daß dem weniger Geübten dadurch eine Uebersetzung oder wenigstens ein erklärender Commentar für die meisten Fälle entbehrlich gemacht werden kann.

Die Erläuterungen oder Anmerkungen (beyde Ausdrücke braucht Hr. Kl. selbst) dienen dazu, die Einzelheiten, die sich in den Inhaltsangaben nicht wohl besprechen ließen, weiter ins Licht zu setzen. Für's Erste wird öfter die Betrachtung der einer Rede zu Grunde liegenden Rechtssache weitergeführt, wo es nöthig ist; ferner werden die Rechtsformeln und die Bestimmungen des römischen Rechts, welche hier und da vorkommen, entweder

genau erörtet, mit Hülfe der Digesten, die sorgfältig benützt sind, so wie anderer alter und neuer Werke, oder, wo eine solche Erörterung zu weit führen würde oder sie sich in anderen Werken schon vollständig vorfindet, wird auf diese verwiesen, auch wird, wo Gesetze erwähnt werden, die verloren gegangen sind, jederzeit versucht, den Inhalt derselben aus den etwa hier oder an andern Stellen eines römischen Schriftstellers gegebenen Andeutungen zu construiren, so daß diese Rücksichtnahme auf die Rechtsverhältnisse als ein eigenthümlicher Vorzug dieser Ausgabe betrachtet werden kann. Eben so ist aber auch das Geschichtliche und was sich auf die Antiquitäten im weitesten Sinne des Wortes bezieht, möglichst genau berücksichtigt, und in Betreff der Sprache dasjenige beygebracht, was zum Verständniß des Sinnes nöthig ist; nicht selten finden sich lexikalische und synonymische Bemerkungen; ein besonderes Augenmerk wird auf die Feinheiten des römischen Sprachgebrauchs gerichtet, auf Wortspiele und Anspielungen, so wie auf die nicht immer offen liegende Ironie, und was sonst dem mit dem Alterthume weniger Vertrauten leicht entgehen könnte, aufmerksam gemacht; eigentlich rhetorische und ästhetische Bemerkungen finden sich nur selten; doch vrgl. m. B. II. S. 637 und 707. Von Allem Beyspiele anzuführen, oder zu erwähnen, was uns vorzüglich zusagte oder auffiel, gestattet der Raum nicht. Es wird genügen, auf dasjenige hingewiesen zu haben, was in diesen Anmerkungen zu finden ist, um zu zeigen, daß uns keine andere Ausgabe ein anschaulicheres Bild von den Verhältnissen gewährt, unter denen die einzelnen Reden gehalten wurden.

Was den Ausdruck des Hrn. Verf. betrifft, so können wir die, wie schon bemerkt wurde, hier und da hervorbrechenden Aeusserungen von Uebermuth nur bedauern; wir glauben aber auch darauf aufmerksam machen zu müssen, daß sich Hr. Klotz manchmal im Feuer der Entwicklung sonderbare Ausdrücke entschlüpfen läßt, wie Bd. II. S. 316. Belobigung und S. 745. belobigen, S. 774. aufstutzig, S. 814 Schlimmbesserung u. a., und sich auch vor Nachläßigkeiten anderer Art (vrgl. Bd. II. S. XIV. Paquagewagen neben dem Ausdruck: Päckereyen) nicht genug gehütet hat. Auch läßt die Correctur so viel zu wünschen übrig, daß wir ein Druckfehlerverzeichniß von mehreren Seiten geben könnten; doch wollen wir nur einige sinnstörende zum Behufe der Verbesserung anführen. Bd. I. S. 91 Z. 3 von unten steht legibus et institutis constitutis statt legibus et judiciis constitutis. S. 407. Z. 13. v. u. Non me für Nonne, S. 558. Z. 4. v. u. einen Antrag für keinen, S. 592. am Ende: die Wahl der Ritter statt der Richter. Bd. II. S. XIV. Z. 20. ist nach hominum das Wort clarissimorum ausgelassen; S. 660. Z. 1. und 2. steht Seneka im sechs und zwanzigsten statt im 115ten Briefe, S. 694. Z. 7. v. u. coepit für coegit, S. 806. Z. 7. judiciale judicium statt jud. jus.

Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß im dritten Bande dieser sonst so trefflich ausgestatteten Ausgabe dergleichen Nachlässigkeiten vermieden und die früheren möglichst verbessert werden; denn dieß fordert doch wenigstens die Rücksicht auf die Käufer eines Werkes von so hohem Preise.

2.

Bey der Ausgabe von Benecke, deren vorliegender erster Theil auch den Titel führt: M. Tullii Ciceronis orationes pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, pro Archia poeta, können wir uns hier um so kürzer fassen, da wir sie an einem andern Orte ausführlicher besprechen werden. Es führt uns dieselbe auf das Gebiet der Schule; doch ist sie nicht zur eigentlichen Schulausgabe bestimmt, zu welchem Zwecke der Commentar zu lang seyn würde, sondern es sollen in dieser Sammlung die Reden Cicero's „in so weit dieselben in dem Kreise des Schulbedarfs liegen“ so bearbeitet werden, daß „dem beengten Schulmanne das vollständige Resultat der bisherigen Forschungen und Leistungen, dem gereifteren Schüler bey seinem Privatfleiße eine geistige Anregung zum gründlichen Sprachstudium“ gegeben werde, und dabey hofft der Hr. Herausgeber auch „dem gelehrten Forscher eine nicht ganz verwerfliche Arbeit“ vorzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Reden ꝛc.
2. M. Tullii Ciceronis orationes selectae etc.
3. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XV. etc.
4. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XVII. etc.

(Fortsetzung.)

Dem angegebenen Zwecke zu Folge galt es, auf das möglichst vollkommene Verständniß dieser Reden hinzuwirken. Die Kritik sollte hier offenbar eine untergeordnete Stelle einnehmen, vorausgesetzt, daß eine Textesrecension vorlag, an welche sich der Herausgeber anschließen konnte. Allein dieses war nicht der Fall; die Klotzische Ausgabe erschien zu spät, um noch benützt werden zu können, Hr. B. sah sich also genöthigt, sich seinen Text erst selbst zu bereiten, und so hat diese Ausgabe, ihrem eigentlichen Zwecke nicht ganz entsprechend, eine vorzugsweise Richtung auf die Kritik erhalten, ohne daß man Hrn. B. deßhalb tadeln könnte. Er hat nämlich die Kritik so gut zu handhaben gewußt, daß er, von dieser ausgehend, doch immer auf das Gebiet der Erklärung (namentlich auf die Untersuchung des Ciceronischen Sprachgebrauchs) übergeht, und auf diesem, seinem eigentlichen Zwecke näher liegenden Felde dem von der Kritik vorgesteckten Ziele entgegengeht, so daß man wohl sagen könnte, er habe den in seiner Vorrede gemachten Versprechungen genügt, wenn er nur nicht das vollständige Resultat der früheren Forschungen und Leistungen zu geben versprochen hätte.

Vergleichen wir die Leistungen der Kritik in dieser Ausgabe mit denen der Klotzischen, so zeigt sich das Bedürfniß einer Berichtigung dieser Reden augenscheinlich; denn an sehr vielen Stellen sind die beyden Männer in ihren Ansichten ganz zusammengetroffen, und es möchten nur wenige seyn, an denen Einer von beyden die bisherige Lesart in Schutz genommen hätte, während der Andere, auf seine kritischen Hülfsmittel gestützt, eine Aenderung für nöthig erkannte; doch gehört unter diese die oben besprochene Stelle der Rede pro rege Deiotaro, §. 10 u. 11., wo Hr. B. die bisherige Anordnung, nach unserer Ansicht mit Recht, festgehalten hat; dagegen hat er, besonders in der Rede pro Ligario, an mehreren Stellen Interpolationen zu entdecken geglaubt, wo Hr. Klotz nicht daran dachte, die in den meisten Fällen offenbar richtige Vulgata zu verdächtigen.

Während zum Behufe der Kritik vor einer jeden Rede die benützten Handschriften, in sorgfältig und nachläßig verglichene geschieden, verzeichnet werden, geht derselben zum Behufe der Erklärung eine kurze Einleitung voraus, in welcher der zu Grunde liegende Rechtsfall und der Gedankengang der Rede besprochen wird. Am Schluße findet sich ein Register über die in deutscher Sprache abgefaßten, unter dem Texte stehenden Bemerkungen, aus dem sich schon entnehmen läßt, wie Vieles in Bezug auf Grammatik und Sprachgebrauch in dieser zur Sprache kommt.

Die Correctur dürfte auch hier sorgfältiger gehandhabt seyn; denn die in den Noten angeführten Stellen stimmen oft mit dem Texte nicht überein, und auch sonst finden sich nicht wenige Druckfehler.

3.

Die dritte der zu besprechenden Ausgaben enthält die Reden: In Verrem liber IV.; pro A.

Caecina, pro lege Manilia (nur in der Ueberschrift der Rede erscheint neben diesem Titel der nach handschriftlicher Autorität von Klotz und Benecke vorgezogene: de imperio Cn. Pompeii), pro C. Rabirio, in Catilinam (orationes) IV., pro P. Sulla, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, Philipp. I. II. XIV, pro Archia.

Diese Ausgabe, die nach der Vorrede vorzüglich dem Umstande ihre Entstehung verdankt, daß bey den gewöhnlichen Sammlungen die Verrinischen und Philippischen Reden ganz ausgeschlossen sind, ist für Schule und Universität bestimmt, und darnach richtet sich auch ihre ganze Anlage.

Hr. Orelli findet es nämlich einerseits bedenklich, wenn eine Schulausgabe ganz ohne Noten ist, wie die Madvig'sche in Koppenhagen 1830 erschienene Sammlung; andrerseits mißbilligt er den Notenschwall, da er verhindere, eine nicht zu geringe Zahl von Reden in einem mäßigen Bande zu vereinigen, und dem Lehrer in der Erklärung oft vorgreife. Demgemäß ist jeder Rede ein kurzes Monitum vorausgeschickt, in welchem von den kritischen Hülfsmitteln und von dem Verfahren Rechenschaft gegeben wird, welches bey der Constituirung des Textes in Anwendung gebracht worden ist, und außerdem eine ganz kurze Angabe des Inhaltes; unter dem Texte sind außer der durch die vielfältigen Aenderungen nöthig gewordenen Angabe einzelner Lesarten der von Hrn. Orelli benützten Handschriften, ferner bey den Verrinen die der Ausgabe von Zumpt und bey den übrigen die der frühern Ausgaben von Orelli oder der von Ernesti, nur ganz kurze Noten beygegeben, die, bey einigen Reden mit der Angabe der Lesarten verschmolzen, bey den meisten aber, und zwar bey den Reden pro lege Manilia, in Catilinam, p. Sulla, p. Ligario und p. Deiotaro als Annotationes historicae von den Variae lectiones getrennt, theils nur in erläuternden Stellen anderer Schriftsteller, theils in Bemerkungen früherer Ausleger, theils in neuen Bemerkungen bestehen, so daß die bedeutenderen Schwierigkeiten in Bezug auf die Geschichte nur auf die Erklärung des Sinnes in bündigster Kürze die nöthige Erörterung finden; weßhalb diese Ausgabe in mehr als einer Hinsicht als ein Muster für Schulausgaben, die auf das reifere Alter berechnet sind, gelten kann.

Gehen wir auf das in dieser Ausgabe Geleistete weiter ein, so begegnen wir zuerst einer Frage der höhern Kritik. Hr. Orelli nimmt nämlich nach Wolf, Claudius und Ahrens an, daß die drey letzten Catilinarischen Reden, die er nur in philologischen Seminarien gelesen wissen will, unächt seyen. Um dieses geltend machen zu können, sieht er sich genöthigt, weil er doch nicht annehmen konnte und wollte, daß wirklich vier Catilinarische Reden des Cicero vorhanden gewesen, und die drey letzten gegen die nach seiner Meynung verfälschten vertauscht worden wären, zugleich die Stelle des Briefes ad Atticum II. 1. für unächt zu erklären, in welcher Cicero unter den Reden, die er als Consulares den Philippischen des Demosthenes gegenüberstellt, die vier Reden des Catilina mit den Worten: 1) septima, qua Catilinam emisi; 2) octava, quam habui postridie quam Catilina profugit; 3) nona in contione, quo die Allobroges involgarunt; 4) decima in senatu Nonis Decembribus, anführt. Hr. Or. geht sogar so weit, daß er als den Verf. der drey unächten Reden den M. Tullius Tiro annimmt, der als Freygelassener und Schreiber (?) des Cicero auch jene Stelle leicht habe einschieben können.

Die Ansicht des Hrn. Or. hat in neuerer Zeit außer Ahrens unsers Wissens allein Paldamus (Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1837. Nr. 65. 66.) verfochten; doch hält er den Einfall, den Tiro zum Urheber der Einschwärzung zu machen, für zu kühn. Für die Aechtheit der Reden erklärte sich dagegen der Rec. der Orellischen Ausgabe in der Hallischen Literaturzeitung 1837. Ergänz. Bl. Nr. 35., ferner Schnitzer in seinen beyden Programmen: Quaestionum Ciceronianarum particulae I. u. II. Aarau 1836 und Heilbronn 1837, der Rec. derselben in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1838. Nr. 8 u. 9., und der Verf. der Anzeige in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik Bd. XVII. S. 441. (wahrscheinlich Hr. Klotz), so wie Eichstädt in dem Programme: Quaestionum philologicarum specimen III. de orationibus Catilinariis, Jena 1837.,

und wie wir unten sehen werden, auch Hr. Süpfle; und Ref. muß bekennen, daß er sich zur Zeit auch noch nicht von der Unächtheit dieser Reden überzeugt halten kann. Die einzelnen Gründe durchzugehen ist hier nicht der Ort; doch sey es verstattet, in Betreff der Fälschung der Stelle des Briefes ad Attic. II. 1. einige Bedenken zu äußern.

Hätte es wohl Tiro wagen dürfen, auf diese Weise einem Briefe des Cicero, den manche von den noch Lebenden schon gelesen haben konnten, eine solche Stelle unterzuschieben, die eben wegen der Beziehung auf seine Reden jedem Leser auffallen mußte; und hätte er es sich wohl einfallen lassen können, wenn er nach dem Tode des Cicero eine solche Fälschung hätte vornehmen wollen, den Philippischen Reden des Demosthenes die Consularischen des Cicero gegenüber zu stellen, nachdem Cicero schon viel passender seine Reden gegen Antonius jenen gegenüberstellt und sogar nach denselben benannt hatte? Wogegen es von Cicero nicht unwahrscheinlich klingt, daß er früher eine solche Vergleichung mit Demosthenes bey den Reden versuchte, die er während seines Consulates über Staatsangelegenheiten hielt und schrieb, später aber, sey es daß diese Vergleichung bey seinen Zeitgenossen keinen Anklang fand, oder daß er sie selbst als erzwungen anerkannte, jene weit prägnantere an die Stelle setzte.

Untersuchen wir, was die Kritik dieser Reden durch die Ausgabe gewonnen hat, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß sie bedeutend dadurch gefördert worden ist, wenn gleich Hr. Klotz (wie Hr. Orelli in seiner Vorrede selbst zugiebt, wo er die abweichenden Lesarten der Klotzischen Ausgabe, welche erschien, als die seinige bis zur letzten Rede gedruckt war, angeführt und die von ihm gebilligten mit Sternchen bezeichnet hat) und zum Theil auch Hr. Benecke inzwischen den Text dieser Reden wohl seiner ursprünglichen Gestalt nach näher gebracht haben.

Einen eigenthümlichen Vorzug hat die Ausgabe des Hrn. Or. durch die Benützung mehrerer neuen Handschriften, von denen zu wünschen wäre, daß von jeder angegeben wäre, wie sie sich zu den bekannten Handschriften verhielte, wie es bey der Rede pro Sulla mit den Lesarten des Cod. Parcensis geschehen ist; wo es Hrn. Orelli gelang, die Ehre des Henr. Stephanus zu retten, den er in seiner Gesammtausgabe, wie Niebuhr zu der Rede pro Fonteio in Verdacht gehabt hatte, daß er Lesarten erdichtet habe. Denn, da die Lesarten sich nur da angegeben finden, wo eine Aenderung vorgenommen worden ist, so bleibt es in unzähligen Fällen zweifelhaft, welche Lesarten die von H. O. zuerst benützten Handschriften haben. Hier und da sind auch Conjecturen des Herausgebers theils in den Text aufgenommen, theis in der Note angeführt, von denen wir zwey als verfehlt bezeichnen müssen, nämlich von der erstern Art, pro Arch. 11. §. 28. adjuvi, was von der handschriftlichen Lesart adoravi, adhortavi u. s. w. gar zu fern liegt, so daß das Klotzische adornavi wohl den Vorzug verdient; und von der zweyten Art, Phil. XIV. 6. §. 15. viridibus für viribus, wo dieses offenbar einen bessern Sinn gibt.

In Betreff der Erklärung scheint Hr. Or. weniger darauf ausgegangen zu seyn, Neues zu geben; doch wie immer mit der Verbesserung des Textes auch diese gewinnt, so ist auch in dieser Beziehung hier Manches geschehen. Daß hier und da etwas Unrichtiges dabey vorkommt, wird Niemanden Wunder nehmen. So wird, um nur Eines anzugeben, Phil. XIV. 7. §. 18. die Frage: Sed si principatus ageretur, quem nunquam expetivi, quid tandem mihi esset optatius? erklärt. „quam ut re vera de principatu ageretur“, während, wie zu dem vorhergehenden nollem, hier zu ergänzen ist: quam ut tu pessime sentias aut ad te improbos invites, woran sich denn ganz gut das Folgende anschließt: Ego enim malis sententiis vinci non possum, bonis fortasse possum.

Am Schlusse sind der Ausgabe drey Excurse beygegeben. Der erste zu den Catilinarischen Reden giebt die Stellen an, welche bey der Untersuchung über des Crassus und Cäsar Theilnahme an der Catilinarischen Verschwörung zu berücksichtigen sind; der zweyte, zur zweyten Philippischen Rede (33. §. 82.), ist dazu bestimmt, zu erweisen, daß bey den Centurialcomitien die Namen der Tribus nur in so ferne vorkommen, als die aus denselben den einzelnen Klassen zugetheilten Centurien mit den-

selben bezeichnet werden, keineswegs aber auf die Tribus an sich bey diesen Versammlungen Rücksicht genommen wurde; der dritte zur Rede pro Archia vertheidigt c. 4. §. 7. die Schreibart Silvanus als Beyname der Plautischen Familie und weiset Niebuhrs Vermuthung zurück, daß der nach der andern Lesart hier genannte Silanus a. U. 570. nach Cinna's Tode zum Consul gewählt worden wäre; endlich wird in demselben noch die Bemerkung des Hrn. Klotz zu den Worten de civitate ac lege (4. §. 8.) wiederholt, noch welcher unter civitas das Heraklienſische Bürgerrecht zu verstehen ist. Der Vorrede sind die von Usteri ausgezogenen Lesarten von zwey Handschriften der Rede pro Balbo beygegeben.

Was die Correktheit betrifft, so finden sich in der Angabe der Verbesserungen am Schlusse der Ausgabe einige Unrichtigkeiten. So sollte es gleich in der zweyten Berichtigung p. 25 sqq. und inde a 43 — 58 heißen, weiter unten p. 74 statt p. 72 und p. 317, 17 apud parentem statt p. 317, 10. Apud parentem, denn an dieser Stelle hat auch Hr. Kl. Ad parentem. Außerdem steht S. 11 §. 18. isius für istius; S. 21. gehört ab Lysone u. s. w. unter die Noten zum folgenden Paragraph. S. 153 in den Noten steht προσεταταχατο, S. 384. §. 45. domu, was wir hier um so mehr einzeln anführen zu müssen glaubten, als die allgemeine Angabe, daß sich außer den unter den Berichtigungen angegebenen Druckfehlern noch manche andere fänden, der Anzeige in den Heidelberger Jahrbüchern (1836 9. S. 912.) gegenüber, wo nur S. 435 in der Note Ludatius und S. 446 die Verwirrung in der Ordnung der Noten angeführt wird, leicht als Uebertreibung hätte erscheinen können. Im Uebrigen ist die Ausgabe auf das Beste ausgestattet.

4.

Die Sammlung von Hrn. Süpfle umfaßt die Reden: Pro Sex. Roscio Amerino; in C. Verrem actio I., actionis II. liber IV. V., de imperio Cn. Pompeii, in L. Catilinam (orationes) IV, pro Archia, pro T. Annio Milone, pro M. Marcello, pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, in M. Antonium Philippica I. IV. XIV.

Wenn wir uns oben mit Hrn. Orelli's Ansicht in Betreff der Einrichtung von Schulausgaben einverstanden erklärt haben, so könnte es scheinen, als läge darin eine Mißbilligung dieser Ausgabe, weil sie der erklärenden Anmerkungen gänzlich entbehrt; allein sie läßt, wenn auch dem Texte keine Noten beygegeben sind, den Schüler doch nicht rathlos, sondern es findet sich das Historische in den sehr zweckmäßig abgefaßten Einleitungen gehörig berücksichtigt, und bey schwierigen Stellen weisen die kurzen Anmerkungen am Schlusse des Buches, um dem Schüler fruchtloses Hinundhersuchen zu ersparen, nach, wo etwa eine ungeheilte Verderbniß eine genügende Erklärung unmöglich macht, und außerdem zeigen sie in vielen Fällen, wie die von Hrn. Süpfle gewählte Lesart zu erklären sey. Wir sind daher weit entfernt, die Einrichtung dieser Ausgabe tadelnswerth zu finden; vielmehr können wir sie als das Werk eines Mannes von vorzüglichem pädagogischem Takte, den er durch die in der Vorrede ausgesprochenen Grundsätze von neuem bewährt, ebenfalls sehr empfehlen, zumal da sie sich auch durch den mäßigen Preis (1 Thlr.) zu einer Schulausgabe vorzüglich eignet.

Die Gründe, mit denen Hr. Süpfle die Herausgabe dieser neuen Sammlung rechtfertigt, sind folgende. Fürs Erste vermißt auch er in den bisherigen Sammlungen Ciceronischer Reden für Schulen die Verrinischen und Philippischen, so wie auch die für den Marcellus. Allein er spricht sich dabey gegen die Aufnahme der zweyten Philippischen Rede aus, indem er unter andern darauf aufmerksam macht, daß sie ihrem ganzen Inhalte und namentlich der Tendenz nach des Aufreizenden zu viel, und des Veredelnden zu wenig für die Jugend enthalte, was wir nur billigen können, wogegen die Gründe, die er für die Weglassung der Rede pro L. Murena anführt, uns nicht als zur Ausschließung nöthigend erscheinen. Denn, wenn diese Rede, weil sie einen zu speciellen Fall aus dem öffentlichen Leben Rom's behandelt und, wenn auch nicht lückenhaft, doch von dem Redner absichtlich nicht ganz ausgeführt sey, ausgeschlossen wird, so verdiente doch wohl auch die anerkannt lückenhafte Rede pro Sex. Roscio Amerino die Aufnahme nicht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

A History of British Quadrupeds, including the Cetacea. By Thomas Bell. London. 1837. XVIII. und 526 S. in 8. mit fast 200 eingedruckten Holzschnitten. Preis 1 L. 8 s.

Es kann nicht bestritten werden, daß gegenwärtig in keinem Lande der Welt die Zoologie mit einem größeren Eifer betrieben wird als in England. Zeugniß hievon geben nicht bloß die vielen und reichhaltigen Sammlungen, unter ihnen vor allen der ungeheuere Thierpark der Zoological Society of London, der die altberühmte Menagerie des pariser Jardin des plantes bereits weit überflügelt hat, sondern auch die vielen und gediegenen Arbeiten im Gebiete der Zoologie. Mit besonderer Vorliebe wenden sich die Engländer neuerdings der Erforschung ihrer einheimischen Thierwelt zu, seitdem Pennant's im Jahre 1763 erschienene British Zoology hiezu den Grund legte. Namentlich haben die Wirbelthiere, auf die wir uns in dieser Anzeige allein beschränken wollen, geschickte Bearbeiter gefunden. Ohne hier der begränzteren Lokalarbeiten, wie z. B. von White, Selby u. A. oder selbst Fleming's History of British animals, welche auch noch Mollusken und Strahlenthiere behandelt, weiter gedenken zu wollen, beschränkt sich schon Jenyns Manual of British Vertebrate Animals (1835), wie bereits der Titel besagt, lediglich auf die Wirbelthiere und ist sehr gut abgefaßt. Aber auch die einzelnen Klassen derselben haben ihre besondern Bearbeiter neuerdings aufzuweisen. Bell hat die Säugthiere übernommen, und seit ihrer Beendigung sind bereits die ersten Lieferungen von seiner History of British Reptiles erschienen. Yarrell hat die Fische vollendet, und ist nun an der Publikation der brittischen Vögel. *) Hier soll einstweilen bloß von Bell's Naturgeschichte der Säugthiere die Rede seyn; auf die übrigen, welche eine ähnliche Einrichtung haben, hoffen wir späterhin zurückkommen zu können.

Englische Werke nimmt man immer gerne zu Hand, weil ihre Ausstattung von einer Eleganz ist, welche gleich das Auge besticht. Schon der Umstand, daß sie in einem soliden und geschmackvollen Einbande von der Buchhandlung ausgegeben, also von dem Leser unmittelbar nach dem Empfange benützt werden können, ist, zumal für den ungeduldigen Autor, eine gar erwünschte Sache. Schlägt man nun solch ein schön gebundenes Buch, wie vorliegendes auf, so spricht Einen gleich das schönste weiße Papier an, das dabey so dicht und fest ist, daß man schon etwas derb damit umgehen darf, bevor es einen Riß giebt. Auf diesem weißen Papier nimmt sich denn auch der Druck mit seinen scharfen, wohl aus einander gehaltenen Lettern auf's vortheilhafteste aus, und ist dabey von einer Deutlichkeit, daß selbst schwache Augen die kleinste Notenschrift bey Kerzenlicht ohne Anstrengung lesen können. Die Lektüre der modernen englischen Bücher kann man als einen wahren Augentrost empfehlen, zumal wenn man etwa vorher in einem der früheren Reimerschen Verlagswerke, oder in Meckels vergleichender Anatomie auf dem schönen grauen Kalenderpapier gelesen hat. Kommen nun noch

---

*) Die brittischen Vögel sind überhaupt in neuester Zeit ein Gegenstand häufiger Publikationen, als: Selby's Illustrations of British Ornithology; Mudie, the feathered tribes of the British Islands; Meyer's Illnstrations of British Birds, Eyton's History of the rarer British Birds. Alle diese Werke sind uns durch Gould's Birds of Europe entbehrlich geworden.

solche niedliche Holzschnitte, wie im vorliegenden Buche hinzu, die hinsichtlich der zarten und doch sehr bestimmten Behandlung ihres Gleichen suchen; ist endlich selbst der Preis so billig gestellt, als in diesem Falle, so ist man schon im Voraus günstig für den Inhalt gestimmt.

Dieser entspricht denn auch in der That der guten Meynung, welche man von ihm bereits durch seine äußere Form gewonnen hat. Wir haben hier nicht etwa eine von den vielen leichtfertigen Compilationen vor uns, welche jetzt fabrikmäßig gefertiget werden, sondern das Ergebniß eines ernstlichen Studiums, einer auf eigene und bewährte fremde Untersuchungen gegründeten Naturgeschichte der brittischen Säugthiere. Zu wünschen wäre es freylich gewesen, daß der Verf. die Rassen der einheimischen Hausthiere eben so vollständig als Culley aufgeführt hätte, während von denselben nur der Hund und das Pferd, nach ächt nationeller Vorliebe, größerer Aufmerksamkeit gewürdigt worden sind. Eben so würde es ihm gut zu Statten gekommen seyn, wenn er die in Bezug auf die einheimischen Säugthiere sehr gehaltvolle deutsche Litteratur besser benützt hätte. Namentlich würde alsdann der Artikel über das Reh, welches in England ein sehr seltenes Thier und daher dort nicht gehörig beobachtet ist, weit reichhaltiger ausgefallen seyn, selbst wenn nur die umfassende Beschreibung Schreber's berücksichtigt worden wäre. Ein deutscher Leser wird sich wenigstens wundern, wenn er z. B. von dem Verf. hört, daß das Rehfleisch nicht geachtet sey.

Nachstehende Arten sind es, welche von dem Verf. als in Britannien einheimisch aufgeführt werden:

1) Fledermäuse 15: Vespertilio Noctula, Leisleri, discolor, pipistrellus, pygmaeus, serotinus, murinus, Bechsteinii, Nattereri, emarginatus Geoffr., Daubentonii (emarginatus Jenyns) und mystacinus.

Plecotus auritus und brevimanus.

Barbastellus Daubentonii (Vesp. barbastellus Gm.).

Rhinolophus Ferrum equinum und hipposideros.

2) Insektenfresser 5: Erinaceus europaeus.

Talpa vulgaris; weder in Irland, noch im nördlichen Schottland, noch auf den Orkneys- und Shetlands-Inseln.

Sorex araneus, fodiens, remifer. Nachträglich wird jedoch bemerkt, (S. XVIII.) daß, nach Vergleichung mit Duvernoy's Beschreibung, Jenyns und Bell jetzt der Meynung seyen, daß der Sorex araneus der englischen Autoren nicht der Linneische, sondern identisch mit dem S. tetragonurus der Continental-Schriftsteller sey. Hoffentlich wird uns bald Nathusius die europäischen Arten der Spitz-, Fleder- und eigentlichen Mäuse klar aus einander setzen.

3) Fleischfresser 12: Meles Taxus.

Lutra vulgaris. Den irischen Fischotter, welchen Ogilby neuerdings als eigene Art aufgestellt hat, erklärt der Verf., wenigstens nach dem von jenem Autor eingesandten Exemplare, für eine dunklere und stärkere Abänderung der gewöhnlichen Species.

Mustela vulgaris, erminea, Putorius und Furo.

Martes Foina und abietum (Must. Martes Linn.).

Felis Catus und Catus domesticus.

Canis familiaris und Vulpes vulgaris.

4) Seehunde 5: Phoca vitulina, groenlandica und barbata.

Halichaerus Gryphus (Phoca Gryphus Fabr.).

Trichecus Rosmarus, besucht nur höchst selten die nördlichen Küsten, wie denn aus neuerer Zeit bloß zwey Fälle bekannt sind.

5) Nager 15: Sciurus vulgaris.

Myoxus avellanarius.

Mus messorius Shaw., sylvaticus, musculus, rattus und decumanus. *)

*) Bell ist der Meynung, daß die Wanderratte aus einer südlichen oder südöstlichen Gegend eingebracht sey. Pennant leitet sie von Ostindien ab. Ihre Einführung geht nicht weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück; hier und da wird sie auch mit Unrecht Norway Rat genannt.

Arvicola amphibia, agrestis Flem. und pratensis Baill. (A. riparia Yarrell, A. rufescens Longch.).

Lepus timidus, hibernicus Yarrell, variabilis und Cuniculus. Der in Irland allein vorkommende L. hibernicus soll sich von dem gemeinen Hasen hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß der Pelz oben einförmig rothbraun und die Ohren kürzer als der Kopf sind.

Cavia aperea (C. Cobaya).

6) Dickhäuter 1: Sus Scrofa.

7) Einhufer 2: Equus Caballus und Asinus, nebst dem Maulthiere.

8) Wiederkauer 6: Cervus Elaphus, Dama und Capreolus.

Bos Taurus.

Capra Hircus.

Ovis Aries.

9) Walle 13. Da diese noch weniger als die Seehunde stationär sind, so genügt hier die Zahlangabe der Arten, nämlich Delphinus (mit den Untergattungen) 8, Monodon 1, Physeter 2, Balaena 2. Noch sind zwey Fälle von gestrandeten pflanzenfressenden Wallen bekannt. Da sie aber bereits todt und faul waren, so konnten sie von sehr entfernten Gegenden herbeygetrieben seyn; der eine von diesen Kadavern wurde von Stewart als Manatus borealis erkannt.

Im Ganzen zählt demnach die brittische Säugthier-Fauna 74 Arten. Rechnen wir jedoch hievon die Meeresbewohner in 18 Arten, so wie 10 im bloßen Hausstande vorkommende Arten hinweg, so bleiben als stationär im wilden Zustande befindliche Landsäugthiere 46 Species übrig. Früher vorhanden, aber nun ausgerottet, sind der Bär, Wolf, Biber und das Wildschwein.

Der vortrefflichen Holzschnitte ist bereits gedacht worden. Am Anfange jeder Beschreibung ist die Abbildung der Species eingedruckt, am Ende zuweilen die Figur des Schädels, gewöhnlicher aber eine der Vignetten, wie sie seit Bewick üblich und öfters sehr humoristischer Art sind.

A. Wagner.

Schon hieraus geht hervor, daß des radikalen Herrn Watertons neuliche Angabe (Loudon's magaz. IX. p. 1.), als ob in England die Sage ginge, daß die Wanderratte auf demselben Schiffe, welches die neue Dynastie nach der brittischen Insel brachte, eingeschleppt worden sey, nicht begründet, historisch sogar unrichtig und wahrscheinlich von ihm selbst ersonnen ist, um auf die rohheste Weise politischen Schimpfereyen sich hingeben zu können.

---

1. Marcus Tullius Cicero's sämmtliche Reden ꝛc.
2. M. Tullii Ciceronis orationes selectae etc.
3. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XV. etc.
4. M. Tullii Ciceronis orationes selectae XVII. etc.

(Schluß.)

Ein zweyter Grund ist ihm der mangelhafte Zustand des Textes in den frühern Schulausgaben, der viele Stellen schwierig erscheinen läßt, die sich nach den neuen Verbesserungen ganz leicht lesen lassen, und dieses ist wohl der Hauptgrund, den niemand, wer nur einigermassen mit dem Stande der Sache bekannt ist, verwerflich finden wird; vielmehr läßt sich aus dem Verfahren des Hrn. Orelli ersehen, daß ihn außer dem von ihm angeführten Grunde auch ein gleiches Urtheil über die früheren Schulausgaben zur Herausgabe seiner Sammlung bestimmte.

Drittens beabsichtigte H. S. Einleitungen zu geben, wie sie sich in den bisherigen Schulausgaben nicht fanden, die nämlich den Schüler ganz auf den Standpunct versetzen sollen, auf dem der Redner stand, durch genaue Angabe der Zeitverhältnisse und Charakterisirung der Hauptpersonen, durch Entwicklung des Zweckes und Erfolges der Rede, woran sich dann ein kurzes Urtheil über die Rede und ein Nachweis ihrer Schicksale anzuknüpfen pflegt, so daß diese Einleitungen ihrer Ten-

denz nach den Klotzischen Inhaltsangaben nahe stehen, ohne daß jedoch der Gedankengang der Rede Schritt für Schritt verfolgt wird, indem er eine solche Entwicklung des Zusammenhangs eigenen Arbeiten der Schüler vorbehält.

Vergleichen wir nun die Einrichtung dieser Ausgabe mit der der Orellischen, die unter den hier zu besprechenden allein einen gleichen Zweck mit ihr hat, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß die ausführlichen Einleitungen eine weit bessere Einsicht in die Verhältnisse gewähren, unter denen eine jede Rede gehalten wurde, als die kurzen Inhaltsangaben sammt den unter dem Texte zerstreuten Noten bey Hr. Orelli, während in seiner Ausgabe das Verständniß der einzelnen Stellen in vielen Fällen durch Beysetzung der historischen Erklärungen leichter erreicht wird, als vermittelst jener Einleitungen, wo das für die einzelne Stelle Brauchbare erst aus dem Zusammenhange aufgesucht werden muß; so daß bey einem Schüler, dem man einen ernsten, nicht so leicht ermüdenden Fleiß zutrauen kann, die Ausgabe von Hrn. S. wohl den Vorzug verdienen möchte, während denjenigen, den kein so reger Eifer beseelt, die Orellische Ausgabe sicherer fördern wird.

Was die höhere Kritik betrifft, so haben wir in Rücksicht auf die drey letzten Catilinarischen Reden schon oben angedeutet, daß Herr Süpfle sich der conservativen Partey anschließt. Er giebt Hrn. Orelli zu, daß den ersten gegen Catilina gehaltenen Reden die drey folgenden so weit nachstehen, daß diese auf Schulen besser gar nicht gelesen würden; doch glaubte er sie, weil sie immer noch in manchen Schulen gelesen, und wegen ihrer früher erlangten Celebrität oft in Lexicon und Grammatik angeführt würden, mit aufnehmen zu müssen, doch ohne Anmerkungen dazu zu geben, weil diese meist polemischer Natur, und so noch für die Schule nicht geeignet gewesen seyn würden. Den Grund des geringeren Werthes dieser Reden findet er aber darin, daß sie Cicero weniger überarbeitet habe, weil er sie der ersten, allein entscheidenden, gegenüber, für minder bedeutend gehalten, oder sie aus politischen Rücksichten nicht habe veröffentlichen wollen. Doch, wie läßt sich die letztere Vermuthung mit der schon besprochenen Stelle aus den Briefen von Atticus

vereinigen, wo er sie ausdrücklich dem σῶμα orationum Consularium einverleibte, das wohl nicht nur für seine nächsten Freunde, oder, wie man aus jener Stelle könnte erweisen wollen, nur für das Studium junger Leute berechnet war, da er ziemlich pomphaft darüber sich ausspricht: fuit enim mihi commodum curare, ut meae quoque essent orationes, quae Consulares nominarentur? Gegen die erstere Vermuthung läßt sich aber in jener Stelle wohl nichts auffinden, da er ja auch die quasi ἀποσπασμάτια legis agrariae mit einrechnete. Ueber die Rede für Marcellus spricht sich Hr. S. dahin aus, daß sie wohl Cicero nachher noch ausgearbeitet, aber absichtlich die Eigenthümlichkeit des unvorbereiteten Vortrages darin nicht verwischt habe.

Sollen die Leistungen für die Texteskritik in Erwägung gezogen werden, so ist in Anschlag zu bringen, daß es bey dem Zwecke der Ausgabe nicht darauf ankam, den Text neu zu constituiren, sondern nur die Leistungen der neueren Kritik zum Eigenthume der Schule zu machen. Hr. S. hat sich dem gemäß mit Recht meistens an andere angeschlossen, am häufigsten an Herrn Klotz, auch an der oben besprochenen Stelle der Rede pro Deiotaro; doch hier und da auch an Hrn. Orelli, und zwar auch an der Stelle der Rede pro Archia, wo wir die auch von Moser gebilligte Conjectur adjuvi als eine verunglückte bezeichnen zu müssen glaubten.

Die Einleitungen und Bemerkugen, an denen wir nur einige Einzelheiten auszusetzen haben, bey denen wir hier nicht verweilen wollen, entsprechen im Allgemeinen durchaus den vorgesetzten Zwecken. Die ersteren sind trotz ihrer Ausführlichkeit leicht überschaulich; die letzteren geben kurz und bündig die Entscheidungsgründe für die Aenderungen an, ohne sich auf die Anführung von Varianten einzulassen, die für den Schüler zwecklos seyn würde.

Die Correktheit der Ausgabe, auf die der Herausgeber bey einem Schulbuche mit Recht selbst ein großes Gewicht legt, ist, wie die gesammte Ausstattung derselben, sehr zu loben.

L. v. J.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Traité de Météorologie, ou Physique du Globe par J. G. Garnier, ancien sous - chef du Cadastre en France etc. Bruxelles 1837 8. (480 S.)

Das vorliegende Werk hat Ref. mit Begierde eröffnet, und nach so manchen Vorarbeiten sehr Gediegenes und Vollständiges erwartet, besonders, weil H. V. in der Dedication an S. M. den König der Belgier sagt, daß er die Forschungen Schüblers und anderer deutschen Physiker mit Nutzen berathen habe. Allein schon S. VIII. der Vorerinnerung überzeugte ihn, daß Hrn. V. die neue meteorologische Literatur Deutschlands unbekannt geblieben ist, indem er nicht nur die an Untersuchungen dieser Art reichen deutschen Zeitschriften, sondern auch selbst die Namen eines Lampadius, Kämtz, Dove u. a. gänzlich übergeht.

Der Hr. V. stellt übrigens Meteorologie der Physique du Globe gleich, um sich desto sicherer über Vulkane, Erdbeben und andere terrestrische Erscheinungen ausdehnen zu können, und vergißt, daß er das Ganze = einem Theile setzt.

Der Inhalt dieses Werkes ist folgender:

Das I. Kapitel behandelt ohne weitere Einleitung die bekannten Erfahrungen über mittlere Wärme und die Isothermen (1—6), die unveränderliche Schichte unter der Oberfläche, die Zunahme der Wärme im Innern (7—11), die Abnahme in der Atmosphäre (12 — 13) die Grenze des ewigen Schnees (13 — 15), die Temperatur der Quellen und des Meeres, deren Verschiedenheit vorzüglich von ihrer Wärmestrahlung abhängt (18—20).

In Rücksicht der Erdwärme zur Wärme des Himmelsraumes geht aus Fourier's Untersuchungen hervor, daß die von der Sonne kommende Wärme derjenigen gleich ist, welche eine Eisschichte, deren Grundfläche die Oberfläche der Erde, und Dicke von 14 Mètres ist, schmelzen könnte. Die Erdwärme von unten bis zu der unveränderlichen Schichte scheint der Erde selbst eigen zu seyn, obschon sie Poisson der Wärme-Ungleichheit der Räume zuschreibt, welche die Erde mit der Sonne und dem ganzen Planeten-Systeme durchläuft, (22 — 28). Der Mensch erträgt am Senegal die Siedhitze des Weingeistes, und im Norden von Asien die Gefrierkälte des Queckſilbers, und einige Minuten hindurch eine Hitze von 115 — 127° C.

Das II. Kapitel behandelt den Druck der Luft, und daher die Variationen des Barometers, welche nach Bouvard's Zusammenstellung aus zehnjährigen Beobachtungen von Morgens 9 Uhr bis 3 Uhr Nachmittags 0,756, von Mittag bis 9 Uhr Abends 0,373 Millimètres beträgt, und beynahe nach dem Quadrate des Breitecosinus abnimmt, so, daß sie (nach Parry) bey 74° N. B. = 0 ist, während sie (nach Duperrey) bey 5° = 3,40 Millimètres ist. Diese Perioden scheinen in Verbindung mit der Temperatur zu stehen, und die Haupturſache derselben soll (nach Ramond) die Wärme der Sonne seyn, die Veränderung derselben aber (nach Bouvard) von der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde abhängen. (54 — 64).

Im III. Kap. liefert Hr. V. ein Verzeichniß der höchsten Berge der Erde, die Höhen einiger noch bewohnter Orte und einiger hoher Gebäude, was allerdings einer Physique du Globe, aber keineswegs einem Traité de Météorologie angehören mag. Damit entschuldigt H. V. auch die Einschaltung von den Vulkanen, deren es bald 160, bald 195, bald 518 geben soll. H. V. beschreibt die neuesten Ausbrüche, und auch die drey neuesten

zwar nicht uninteressanten aber wahrlich hier nur eingeschwärzten Besteigungen des Montblanc, des Popocatepetl und des Aetna. (64 — 79). Ohne Kritik werden die Meynungen über die Vulkane, welche sie entweder, wie Amad. Burat, einer dem Wesen (Constitution) der Erde inhärirenden Expansivkraft, oder wie Davy und Gay-Lussac, der Berührung verbrennlicher Substanzen mit Wasser zuschreiben, aufgeführt. (80 — 86).

Daran reihet H. V. Erzählungen von Erdbeben, deren er einige beschreibt, von unterirdischen Vulkanen, von unterirdischem Getöse, von der Memnonssäule u. dgl. Lauter Ereignisse, die, wie gesagt, einem Traité de Météorologie fremd sind.

Dasselbe gilt von dem ganzen IV. Kap., in welchem von dem Meere, seiner Phosphorescenz, Salzigkeit, Tiefe, Temperatur, dem Mascaret u. s. w. (187 — 197) gehandelt wird.

Das V. Kap. handelt auf althergebrachte Weise von den Winden, ihrer Eintheilung, Frequenz und Geschwindigkeit derselben, von dem kaum merkbaren, welcher in einer Sekunde $0^m,5$ macht, bis zum Orkan, der 45 M. durchläuft (201 — 208). Auf das Niveau des Meeres haben sie zwar keinen Einfluß, aber wohl auf das Barometer, indem nach Burckhardts und Bouvard's aus mehrjährigen Beobachtungen abgeleiteten Berechnungen S.S. W. W. erniedrigend, NW. N. NO. O. SO. erhebend einwirken, womit aber an andern Orten gemachte Beobachtungen nicht stimmen. (209 — 214).

Im VI. Kap. beschäftigt sich H. V. mit der atmosphärischen Electricität, und sagt, er wolle das Historische davon anführen. Aber wie karg ist diese Geschichte ausgefallen! Nichts zu sagen davon, daß er von deutschen Physikern gar keine Notiz nimmt, fällt es dem H. V. gewiß selbst in den Augen seiner Landsleute zur Schuld, daß er nicht einmal eines Deluc's und seiner Behauptungen erwähnt. Den Blitz scheint Hr. V. nach Gay Lussac erklären zu wollen, welcher meynt, die Electricität häufe sich an der äußern Oberfläche der Wolken an, und erlange da eine solche Spannung, daß sie den Druck der Luft überwältiget, und entweder zu einer andern Wolke oder zur Erde fortstürzt. Neu war dem Ref. die hier angeführte Behauptung eines H. Fusinieri, daß der electrische Funken aus Messing gezogen geschmolzenes Messing und glühenden Zink, aus Silber gezogen unfühlbares Silber u. s. w. enthalte, solche metallische Theile seyen auch im Blitz, und die Ursache des fremdartigen Geruches (!?) (217 — 226). Den Donner schreibt Hr. V. den Vibrationen der schwächer oder stärker erschütterten Luft zu, die sich der ganzen umgebenden Masse mittheilen. Denkt man sich nun einen eine Meile, oder nur 3400 Mètres langen Blitz, so sehen wir das Licht augenblicklich in allen Theilen der Länge. Da sich aber der Schall nur auf 340 Mètres in der Sekunde fortpflanzt, so sieht der Beobachter zuerst das Licht, dann folgt eine vollkommne Stille von einer Sekunde, jetzt beginnt der Schall, und zwar von der nächsten Schichte und erst dann nach und nach von den entfernteren Schichten, so daß der Donner 10 Sekunden dauern und von der Länge des Blitzes abhängen muß. Der elektrische Zustand der Luft wächst im Sommer bey trockener Erde und heiterem Wetter von Aufgang der Sonne bis Mittag, bleibt hier ein paar Stunden unverändert, und vermindert sich, bis der Thau fällt. Gegen Mitternacht erreicht er beynahe seine ganze Stärke wieder. Im Winter tritt das Maximum um 8 Uhr Morgens und Abends ein. (228). Wie der Blitz auf thierische Körper wirke, zeigt Hr. V. durch Beschreibung eines Blitzschlages zu Chateauneuf und Bologna, und beschließt dieses Kapitel mit der Beschreibung der Blitzröhren und der elektrischen Fische. (229 — 235).

Das VII. Kap. behandelt den feinen Regen, welcher manchmal fällt, ohne daß eine Wolke wahrgenommen wird (Serein), den Thau und den Reif ganz nach Well's allgemein bekannter Ansicht (236 — 249).

Das VIII. Kap. betrachtet in gar zu großer Kürze das Aufsteigen und Niedersteigen der Wolken, für deren Eintheilung die Howard'sche Terminologie angenommen wird (250 — 252).

Der Gegenstand des IX. Kap. ist der Regen, und die ihm analogen Erscheinungen, Hagel, Schnee u. s. w. Der Regen entsteht nach H. V. meistens durch Zusammenstossen zweyer verschieden warmer Wolken, wodurch eine mittlere Temperatur entsteht,

bey welcher die Dünste aus der Luft ausgeschieden werden. Nach Bouvard ist bey hohem Barometerstand während des Regens der untere Wind Nord, der obere Süd. Regnet es bey niederem Barometerstand nicht, so sind die Strömungen umgekehrt. Die Quantität des Regens wächst mit der Nähe am Aequator. Der Mond ist (nach Schübler) nicht ohne Einfluß. In der Höhe regnet es weniger als in der Tiefe. Der rothe Regen wird Insecten, der gelbe dem Blüthenstaube zugeschrieben (253 = 263). Zur Erklärung des Hagelns führt H. V. die allbekannte von Volta gegebene elektrische Theorie an, und stellt derselben eine andere an die Seite, nach welcher die Erkaltung durch Winde verursacht wird, wodurch die Hagelkörner in der dichten und erkalteten Wolke schnell anwachsen, ihr Entstehen also und ihr Anwachsen derselben Ursache zuzuschreiben ist. „Au reste, setzt er hinzu, toutes les explications laissent beaucoup á désirer“ (264 — 272). Der Schnee in seiner sechsstrahligen Form entsteht durch Erkaltung der aus Dunstbläschen bestehenden Wolke, ist ein schlechter Wärmeleiter, und hindert dadurch die Ausstrahlung der Erde. Der rothe Schnee, welchen man auf den Bernhardberg und in den Polargegenden findet, wird bald kleinen Thierchen, bald einer kleinen Art von Schwämmen (Uredo) zugeschrieben (273 — 275). Der feuchte Nebel ist eine Folge der nächtlichen Erkaltung der Atmosphäre. Von ihm unterscheidet sich der trockene (Höhenrauch). Nach Seaussüre zeigt das Hygrometer bey jenem 100°, bey diesem oft nur 68°, ja auch nur 57°. Der bekannteste Nebel dieser Art ist der von 1831. Einige derselben scheinen mit vulkanischen Wirkungen und Erdbeben in Verbindung zu stehen (276 — 281).

Im X. Kap. finden wir eine Beschreibung der Wasser- und Landhosen, die man durch vulkanische Dämpfe, durch Electricität, durch mechanische Entgegenwirkung der Winde auf die Wolken und das Wasser erklären wollte, ohne daß Eine dieser Erklärungen genugthuend ist (297 — 309).

Im XI. Kapitel kömmt H. V. auf die aus der Atmosphäre herabgefallenen Substanzen, Aerolithen, Feuerkugeln u. dgl. zu sprechen, und nachdem er eine kurze Notiz über das, was man früher bey den Chinesen und andern Völkern von dieser Sache gewußt hat, gegeben, und sehr oberflächlich die bekannten Meynungen über den selenitischen, tellurischen und cosmischen Ursprung derselben aufgezählt hat, liefert er auf 52 Seiten eine Uebersetzung des Chladni'schen Cataloges mit einigen Zusätzen (310 — 374).

Im XII. Kap. behandelt H. V. die Sternschnuppen, indem er einen Auszug aus Brandes wichtiger Schrift über diesen Gegenstand giebt. Brandes meynt, sie erscheinen am häufigsten im Winter, Forster im August. Capit. Darry sah sie bey 27 bis 34° C., Quetelet 1832 in den Nächten vom 12. auf 13. und 13. auf 14. November, Argentan im Departement de l'Orne 1832 im December, Bonbée zu Toulouse am 24. November 1832 gegen NO, Pothier de Valdivia in der Nacht zwischen 12. und 13. November 1832 zu Grenoble. Farey sieht die Sternschnupen wie die Feuerkugeln und Aerolithen für kleine Erdtrabanten an. Quetelet setzt ihren Entstehungsort an die Grenze der Atmosphäre, Farey und Bevern auf 40 — 50 engl. Meilen, Brandes bis auf 500 engl. Meilen. „Es scheint, setzt der H. V. hinzu, man könne die ungeheuere Quantität derselben, die in der Nacht vom 12. auf den 13. November 1833 in Amerika gesehen worden sind, nicht wohl erklärbar finden, wenn man nicht annimmt, daß zwischen den großen Planeten Milliarden von kleinen Körpern sich um die Sonne bewegen, welche für uns sichtbar werden, wenn sie in unsere Atmosphäre kommen, und sich entzünden, welches in einem Puncte des Himmels nahe bey γ des Löwens zu geschehen scheint. Es ist aber die Frage, ob sie nicht von Einem großen Planeten kommen, welcher an dem Orte, in welchem sich die Erde am 13. November befindet, in Milliarden von Stücken zerspringt.“ (!?) Indessen hat einer der Söhne des H. V. die Beobachtung gemacht, daß auf eine Minute 104 Sternschnuppen fallen, aber nicht alle nach demselben Puncte des Himmels gerichtet waren, der größere Theil aber gegen den Stier hin gieng. Andere Beobachter bezogen sie auf den Pesagus, oder ein wenig mehr gegen die Cassiopoea. Außer den 11. 12. 13. November ist in dieser Hinsicht noch bemerkenswerth der 10. August (375 — 385).

Das XIII. Kap. beschreibt die Nebensonnen,

Nebenmonde, Höfe u. dgl. und H. V. macht sich in dieser Beziehung zum Theil die Ansichten unseres unvergeßlichen Fraunhofers zu eigen (386 — 392).

Die Behandlung des Regenbogens im XIV. Kapitel gewährt nur in so weit einiges Interesse, als die Beschreibung einiger außerordentlicher Regenbogen darin vorkömmt. Die sogenannten supplementären Bogen werden mit Recht nach Arago's Meynung der Interferenz des Lichtes, veranlaßt durch Wassertropfen von einer gewissen Kleinheit, zugeschrieben (393 — 399).

An diese Lichterscheinungen reihet Hr. V. im XV. Kap. auch die Spiegelung (Mirage, Fata morgana), im XVI. das Nordlicht, und im XVII. das Zodiakal-Licht (440 — 446). Ref. faßt diese drey Kapitel deßwegen zusammen, weil auch von ihnen wiederholt werden muß, was schon bey andern bemerkt worden ist, daß sie nämlich Beyträge zur Geschichte und Beschreibungen der Meteore, aber daurchaus keine hinreichende Erklärung derselben enthalten.

Eine sehr interessante Zugabe aber liefert das XVIII. Kap., welches die Instruction enthält, die von Arago den Officieren der Bonite, deren Reise vom Cap Horn anfangen und am Cap der guten Hoffnung aufhören sollte, mitgegeben worden ist.

Mehreren Kapiteln sind übrigens Zusätze beygegeben, welche sich auf die in den Kapiteln behandelten Gegenstände beziehen.

Am Ende kann sich Ref. nicht verwehren, die Leser dieses Berichtes auf den Unterschied zwischen der Behandlung, welche die Meteorologie in der neuern Zeit in Deutschland gewonnen hat, und welche ihr noch in Frankreich zu Theil wird, aufmerksam zu machen. Während die Meteorologie in Deutschland anfängt, auf alle mögliche Weise zu einem wissenschaftlichen Charakter anzustreben, liefert uns H. V., der neueste französische Schriftsteller über Meteorologie, nur eine zerstreute Aufzählung und Beschreibung der Meteore, ohne auch nur von ferne in den allgemeinen Zusammenhang derselben unter sich, und mit den übrigen Welterscheinungen einzugehen.

Beyträge zur Kenntniß der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges von Ernst Beyrich. Erstes Heft mit 2 lith. Tafeln. Berlin 1837. 44 S. in 4.

Der Verf. gedenkt in einer Reihe von Monographien Beyträge zur genaueren Kenntniß der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges zu liefern. Den Anfang derselben machen in diesem ersten Hefte die Goniatiten. Ihrer Beschreibung schickt er jedoch allgemeine Bemerkungen über die Petrefacten führenden Gesteine des rheinischen Uebergangsgebirges voraus, worauf wir denn auch zuerst unsere Aufmerksamkeit richten wollen.

Wie der Verf. klagt, ist die Kenntniß dieses Gebirges noch lange nicht befriedigend. Am genauesten seyen durch Goldfuß die Petrefacten des Eifeler Uebergangskalkes und des Kohlenkalkes, wie er sich am Nordrand des rheinischen Schiefergebirges als unmittelbare Unterlage des eigentlichen Kohlengebirges findet, erörtert; dagegen seyen jenem Gelehrten die an organischen Einschlüssen außerordentlich reichen und zum Theil eigenthümlichen Gesteine des rechten Rheinufers fast ganz unbekannt geblieben. Unrichtig sey es, Eifler- und Kohlen-Kalkstein zu identificiren. Ueberhaupt seyen die Beobachtungen über die Gesteine, welche das Kohlen- mit dem Schiefergebirge verbinden, noch sehr mangelhaft; die in Noeggerath's Rheinland-Westphalen enthaltenen Aufsätze seyen wohl nur als „Vorarbeiten einer genaueren und zusammenhängenden Bearbeitung dieses Gegenstandes zu betrachten.“ Ganz willkührlich habe man hie und da einzelne Schichten für Old red gehalten, der doch ganz fehle. Das Verzeichniß der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges von Dechen, in dessen Bearbeitung von de la Bêche's Geognosie, sey „theils unvollständig, theils in der Angabe der Fundorte ungenau, theils deßhalb von wenigem Nutzen, weil es die Namen sehr vieler Arten angiebt, deren Kritik unmöglich ist, da sie bis jetzt weder beschrieben, noch abgebildet sind.“ Ueberhaupt gebe es mehr Kalkstein-Ablagerungen als bisher unterschieden. Endlich seyen Stifft's Bemerkungen über die Grünstein- und Schalstein-Bildung im Nassauischen „mehr verwirrend als aufklärend.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Beyträge zur Kenntniß der Versteinerungen des rheinischen Uebergangsgebirges von Ernst Beyrich ꝛc.

(Schluß.)

Dieß sind ohngefähr die Haupt-Ausstellungen, welche der Verf. über die bisherigen Untersuchungen des rheinischen Uebergangsgebirges macht. Da nach dem alten Sprichworte, tadeln leichter ist als besser machen, so wollen wir nun zusehen, ob dem Verf. das Letztere eben so gelingt, als das Erstere.

Um zuerst über die Beziehung des Eifelerzum Kohlenkalkstein ins Reine zu kommen, liegt, wie der Verf. bemerkt, eine große Schwierigkeit darin, daß jener nirgends von jüngeren grauwackenartigen Gesteinen bedeckt, sondern überall der Grauwacke muldenförmig aufgelagert ist. Da aber das Kohlengebirge mit dem Kohlenkalk am Nordrande des Schiefergebirges gleichmäßig der Grauwacke aufliegt, so kann wenigstens der Eifeler Kalkstein nicht jünger als der Kohlenkalkstein seyn; ja man kann hoffen hier auf eingelagerte Kalksteine zu stossen, welche mit dem ersteren zu parallelisiren seyen. Dieß gehe schon aus Dumont, Mém. sur la constitut. géologique de la province de Liège (Bruxell. 1832) hervor, dessen Arbeit über diesen Gegenstand die beste sey. Dümont unterscheidet zunächst ein Terrain ardoisier, anthraxifère und houiller. Das Terrain ardoisier umfaßt hauptsächlich die Thonschiefer der Ardennen, auf diese beschränkt, ohne Versteinerungen und wohl die ältesten Gesteine des rheinischen Schiefergebirges. Zu dem Terrain houiller rechnet Dümont nur das eigentlich Steinkohlen führende Gebirge über dem Kohlenkalk; es muß daher das T. anthraxifère die ganze Reihenfolge der Gesteine von der Grauwacke an bis zum Kohlenkalkstein incl. umfassen. Dümont unterscheidet hier vier Gruppen:

1. Système calcareux supérieur.
2. „ quarzo-schisteux supérieur.
3. „ calcareux inférieur.
4. „ quarzo-schisteux inférieur.

Es sind hier also wirklich 2 Kalksteinbildungen unterschieden: die obere, das Syst. calc. sup., ist der eigentliche Kohlenkalk; die untere, das Syst. calc. inf., betrachtet der Verf. als identisch mit dem Eifeler Kalkstein, indem sie in den Versteinerungen übereinstimmen. Als durch selbstständige Untersuchungen über die Petrefacten beyder Gebilde gewonnenes Schlußresultat, stellt der Verf. folgendes auf: „daß es in der That unverhältnißmäßig nur wenige Arten sind, welche der Eifeler Kalk unzweifelhaft mit dem Kohlenkalkstein gemein hat.“

Der Verf. geht nun über zur Betrachtung lokaler Kalksteingebilde, welche er als verschieden von den eben genannten beyden ansieht. Zuerst unterscheidet er eine solche Kalkablagerung, welche zwar mit dem Eifeler Kalk, mit dem sie bisher zusammengeworfen wurde, im innigen Zusammenhange steht, durch eigenthümliche Versteinerungen jedoch, die auch im Kohlenkalk nicht vorkommen, von ihm verschieden ist. Auf dem rechten Rheinufer findet man diese isolirten Kalkpartien bey Bensberg, Gronau und Paffrath: zu oberst liegt eine theils kalkig-sandige, theils lettige Ablagerung mit vielen Versteinerungen; darunter poröser, mürber Kalkstein mit denselben Petrefacten; noch weiter darunter schwarzer, fester, stinkender Kalkstein, arm an Versteinerungen. In den tieferen Lagen kann man hie und da sehen, wie er in den Eifeler Kalkstein

übergeht. Als charakteristisch für jene obere Schicht, dagegen dem Eifeler Kalkstein fremd, erklärt der Verf. Strygocephalus Burtini, Gypidium gryphoides etc. „Nur in dem Vorkommen der Korallen und Crinoideen scheint kein wesentlicher Unterschied sowohl gegen den Eifeler als den Kohlenkalk statt zu finden. Da dieser obere Kalk, für welchen ich den Namen Strygocephalen-Kalkstein vorschlage, von dem unteren Eifeler Kalk durch keine fremdartigen Gesteine geschieden ist, so darf es uns freylich nicht wundern, auch Schichten anzutreffen, in welchen die Petrefakten des Einen zum Theil mit denen des Andern zusammen vorkommen.“ Diese Vermengung der Versteinerungen, so wie die gegenseitigen Gesteinsübergänge sind denn auch dem Ref. ein sprechender Beweis, daß der Eifeler und der Strygocephalenkalk einer und derselben Formation zuzuzählen sind, von welcher der letztere nur ein lokales, abweichendes Gebilde ausmacht, wie wir dieß in andern Gebirgen häufig genug auch finden. Dechen's Verzeichniß fehlt also darin — und dieß nachgewiesen zu haben ist das Verdienst des Verfassers —, daß es Versteinerungen, die bloß vereinzelten, isolirten Puncten zukommen, der ganzen Eifeler Kalkstein-Bildung zugeschrieben hat. Auf dem linken Rheinufer findet sich dieser Strygocephalenkalk bloß bey Sontenich. Was der Verf. hernach umständlich über die Ursachen des verschiedenen organischen Charakters der obern und untern Lagen einer und derselben Gebirgsart beybringt, wobey die Hebungstheorie aushelfen soll, hätte kurz mit den wenigen Worten gesagt werden können: man weiß es nicht.

Hierauf wendet sich der Herr Verf. zu den Gesteinen des Nassauischen, wobey er hervorhebt, daß gerade in dem Theil des Schiefergebirges, wo die zu betrachtenden Gebirgsarten in großer Mannigfaltigkeit entwickelt sind, die Grünstein- und Schalstein-Bildung so störend auftrete, daß die Auffindung des ursprünglichen Zusammenhanges der einzelnen Schichten fast ganz unmöglich werde. Nun kommt die schon angeführte Stelle, daß Stifft's Bemerkungen über die dortigen Verhältnisse mehr verwirrend als aufklärend seyen, mit dem weitern Zusatze, daß derselbe in seine Charte „nach irrig vorgefaßten Meynungen die Grünsteine und Schalsteine in den Schichtenverband hinein zwängend, mit größter Willkühr Mulden und Sättel hingezeichnet hat, welche in der Natur nicht vorhanden sind.“ Dieß ist ein harter Tadel, den der Verf. überdieß in Bezug auf die Grünsteine gar nicht erwiesen, ja nicht einmal zu erweisen versucht hat. Diese Anschuldigung ohne Beweisgründe hat uns sehr mißfallen, um so mehr, da Stifft seit geraumer Zeit eine Autorität sich mit Recht begründet, Ernst Beyrich aber, der mit diesen Beyträgen unsers Wissens zum erstenmale dem geognostischen Publikum vor die Augen tritt, sich zuvor eine erwerben muß. In dem nächsten Hefte hat er sich daher über diesen Theil der Anklage weiter auszuweisen.

Wie der Verf. zu einer solchen Uebereilung gekommen ist, läßt sich wohl mit ziemlicher Sicherheit errathen. Stifft hat nämlich regelmäßige Wechsellagerung zwischen Grauwacke und Grünstein gesehen, und deshalb gesagt: „Wenn uns die Natur unwidersprechlich deutliche Wechsellagerungen, wie zwischen Grünstein und Grauwacke zeigt, so darf dieselbe nicht abgeläugnet werden, wenn sie auch nicht zu den Ideen paßt, welche man sonst von einer Gebirgsart aus überwiegenden Gründen annehmen zu müssen glaubt.“ Unter diesen Ideen versteht aber Stifft die vulkanistischen, denen zu gefallen man nicht, wie es Steininger gethan hat, die Thatsachen entstellen dürfe. Hiemit hat jedoch Stifft es mit der Schule verdorben, zu welcher sich auch Beyrich bekennt, daher wohl das wegwerfende Urtheil über jenen Geognosten. Nicht sehr günstig spricht es übrigens für die Ansichten des Verf., wenn er ebenfalls bekennen muß: „die Grünsteinbildung hat das mit der Bildung der jüngeren rheinischen Basalte und Trachyte gemein, daß diese Massen bey ihrer Hebung das Schiefergebirge keineswegs gewaltsam durchbrochen haben; denn nirgend zeigen sich in der Nähe dieser plutonischen Gebilde die Schichten der Grauwacke verrückt oder gebrochen, sondern sie gehen vielmehr meist in ganz ungestörtem Zusammenhange und oft nicht im Geringsten verändert, bis unmittelbar an jene heran.“ Solche Zugeständnisse zu machen und doch noch von plutonischen Eruptionen des Grünsteins zu sprechen, ist mehr als man uns zu glauben zumuthen darf.

Ueber die Schalsteinbildung hat der Verf.

ebenfalls eine absonderliche Meynung, die Ref. sich nicht aneignen möchte. Beyrich hält sich nämlich für überzeugt, daß die Schalsteine „als durch eigenthümliche plutonische Umwandlungen veränderte Uebergangsgesteine“ zu betrachten seyen. Da man in der Streichungslinie der Schalsteine isolirte Kalklager trifft, so glaubt er, daß diese früher zusammenhängend gewesen, nachher aber größtentheils zur Bildung der Schalsteine absorbirt worden seyen, wie denn auch häufig Schalsteine dieselben Versteinerungen als die zu ihnen gehörenden Kalksteine zeigen. „Vielleicht läßt sich,“ meynt er, „die Ansicht aufstellen, daß ganz allgemein der Schalstein seine Entstehung einer durch die Einwirkung von Kalksteinen modificirten Grünsteinbildung zu verdanken habe.“ — Was sollen solche leere Redensarten, mit denen sich gar kein wissenschaftlicher Begriff verbinden läßt. Will der Verf. ja eine Meynung über die Bildung der Schalsteine aussprechen, so ziehe er die durch die Chemie gebotenen Erfahrungen zu Rathe, und weise auf chemischem Wege die Möglichkeit einer solchen Umwandlung, wie er sie behauptet, nach. Unter solchen Vorbedingungen allein kann eine wissenschaftliche Betrachtungsweise Hypothesen für zulässig erklären.

Da der Verf. jede Bestimmung der Alters-Verhältnisse der Gesteine im Nassauischen „bey dem unendlich mannigfaltigen Eingreifen der Grünstein- und Schalstein-Bildung in das Grauwackengebirge“ für unsicher erklärt, am wenigsten die Unterscheidung billigt, welche Stifft nach dem Verhalten gegen den Schalstein gemacht hat — worüber Ref. aus Mangel an Lokalkenntniß kein Urtheil zusteht — so nimmt er zu gedachtem Behufe „als einzig sicheren Stützpuncte“ die Versteinerungen, und wir sind froh aus den Hypothesen heraus wieder auf einen festeren Standpunkt zu kommen.

Die Grauwacke stimmt, nach diesen Untersuchungen, hinsichtlich ihrer Petrefakten mit den übrigen rheinischen Grauwacken überein; zahlreiche Spirifer und Enkriniten-Stiele sind bezeichnend. Als jüngeres Glied derselben, durch die Versteinerungen nicht wesentlich vom Eifeler Kalk sich unterscheidend, ist der Thonschiefer von Wissenbach zu betrachten. Die Kalklager dürfen nicht dem älteren Uebergangskalke zugetheilt werden; es ist nach dem Verf. kein Grund vorhanden, sie für verschieden vom Eifeler Kalk zu halten. Erkennbare Versteinerungen in ihnen sind: Terebratula prisca, Calamopora spongites und polymorpha, Cyathophyllum cespitosum und quadrigeminum, Stomatopora polymorpha. Bey Villmar fand der Verf. auch ein Lager seines Strygocephalen-Kalkes. Diese nassauischen Kalksteine sind nicht bloß, wie die Eifeler, muldenförmig aufgelagert, sondern evident in die Grauwacke eingelagert.

Aus diesem Umstande folgert der Verf., daß wenn seine Uebertragung der Dumont'schen Gruppen auf das ganze rheinische Uebergangsgebirge richtig ist, man hier nothwendig auf Gesteine stossen müsse, welche dem Système quarzoschisteux supérieur entsprechen würden. Solche Gesteine sind, ihm zu Folge, auch wirklich vorhanden; als bezeichnendes Glied derselben sieht er den ziemlich weit verbreiteten Posidonienschiefer von Herborn an. Hieher möchten auch wohl alle diejenigen Gesteine gehören, welche Stifft für jünger hält als den an den Kalk gebundenen Schalstein, zu welchen er eben auch den Posidonienschiefer rechnet. Obschon Ref. selbst diese Vermuthung für wahrscheinlich hält, so bleibt sie gleichwohl noch unsicher, da der Verf. sie nur auf negative, keineswegs auf positive petrefaktologische Merkmale gestützt hat.

Zuletzt kommt der Verf. auf ein eigenthümliches Kalklager bey Dillenburg zu sprechen, das in inniger Verbindung steht mit Eisensteinen, welche selbst im engsten Zusammenhange mit Grünsteinen und Schalsteinen befindlich, der allgemeinen Streichungslinie der Grauwacke folgen, während die Kalksteine in stockförmigen Massen in der Fortsetzung der Eisensteine auftreten. Unter den Versteinerungen sind vorherrschend Orthoceratiten, Goniatiten, Trilobiten, Conchiferen, keine Brachiopoden; Korallen und Crinoideen bloß vereinzelt; nur sehr wenige Arten sind aus den übrigen oben betrachteten Gesteinen bekannt. Der Verf. nennt diesen Kalkstein Goniatiten-Kalk. Auch hier reichen die Versteinerungen zur Zeit nicht aus, um ihm seinen festen Platz unter den Gliedern des rheinischen Uebergangsgebirges zu bestimmen. Vielleicht gehört er, wie der Verf. nicht ohne einigen Grund vermuthet, zu einer Gruppe mit dem Posidonienschiefer. Mit dem Uebergangskalke des Fichtelgebirges ist er nicht zu identificiren.

So weit die geognostischen Betrachtungen, welchen man allerdings das Verdienst zugestehen muß, daß sie, wenn auch gleich noch nicht alle Fragen erledigt, doch schärfer als früher nach petrefaktologischen Merkmalen die verschiedenen Kalkablagerungen des rheinischen Uebergangsgebirges unterschieden haben.

Der zweyte Abschnitt dieser Beyträge handelt von den im ebengenannten Gebirge vorkommenden Goniatiten. Der Verf. zählt in 6 Sektionen 18 Arten auf, unter denen 8 als neu von ihm bezeichnet und zugleich nebst einigen andern bereits früher beschriebenen abgebildet sind. Vollkommen einverstanden sind wir mit dem Verf., wenn er sagt: „Weit entfernt bin ich davon, die Autorschaft möglichst vieler Arten als etwas Ruhmvolles oder Beneidenswerthes zu betrachten. Viel verdienstlicher scheint es mir, unnütz Getrenntes zu vereinigen und schon Bekanntes durch genauere Beobachtungen fester zu begründen.“ Von diesem Grundsatze geleitet, wird der Verf. wesentlich zur Förderung unserer Kenntnisse von den Petrefakten beytragen, bey denen zur Zeit noch eine babylonische Verwirrung in Bezug auf Artsbestimmungen herrscht.

The british and foreign Review. April 1838. London.

Das Beste in diesem Hefte ist wohl ein Aufsatz, großentheils aus neuen oder wenig bekannten Quellen, über das Leben des großen Rechtsgelehrten Sir Edward Coke, dessen Merkwürdigkeit dadurch erhöht wird, daß er den berühmten Baco von Verulam zum Nebenbuhler auf seiner Laufbahn hatte.

Coke verließ schon in seinem siebzehnten Jahre die Universität Cambridge, um sich in dem Temple zu London der Rechtskunde zu widmen. Damit brachte er sechs Jahre zu, worauf er als Anwald aufgenommen wurde und sehr bald zu großer Auszeichnung gelangte.

> Sir Matth. Hale soll gesagt haben, niemand könne seinen Beruf, was der auch seyn möge, meisterhaft ausfüllen, der nicht in allen Wissenschaften etwas bewandert sey. Coke's Beyspiel spricht gegen diese Meynung. Von ihm war nicht zu rühmen, daß er in allen Wissenschaften, oder auch nur in einer, seine Berufswissenschaft ausgenommen, bewandert gewesen. Aber in dieser Berufswissenschaft, der Rechtskunde, war er unstreitig ein Meister. Allerdings gereicht der Besitz vielerley anderer Kenntnisse nicht nur nicht zum Nachtheile, sondern gemeiniglich zum Vortheile in der Ausübung eines Berufes. Aber während man die Berufswissenschaft erlernt, muß man ihr seine ungetheilte Aufmerksamkeit, seinen ganzen Kopf, sein ganzes Herz zuwenden. Dieß that Coke und wurde ein großer Rechtsgelehrter. Dieß that Baco nicht, und wurde kein großer Rechtsgelehrter, ob er gleich viel höher begabt war als Coke. Dieser erlangte daher alle Beförderungen in seinem Fache als etwas das sich von selbst verstand, weil er bey weitem der fähigste war; Baco hingegen erschlich die seinigen; und als er schon unter der Königin Elisabeth den Vorsprung vor Coke zu gewinnen suchte, den er nachher unter König Jakob erlangte, widerfuhr ihm die Demüthigung, daß die Königin ihm eröffnen ließ: er sey ihr zwar als ein Mann von großen Gaben, trefflicher Beredsamkeit und vieler guten Gelehrsamkeit bekannt; in den Rechten aber seyen, ihres Bedünkens, seine Kenntnisse nicht tief; nur wisse er sie wohl zur Schau zu stellen. S. 373—75.

Im Jahre 1592 wurde Coke General-Prokurator (Solicitor-General), zwey Jahre darauf General-Advocat (Attorney-General). Er war auch bereits Mitglied des Unterhauses, das ihn sogleich nach seinem Eintritte zum Sprecher wählte. König Jakob I. ernannte ihn 1606 zum Oberrichter am Gerichtshofe der Common pleas. Hatte Coke als General-Advocat die Rechte der Krone mit großem Eifer wahrgenommen, so vertrat er jetzt mit nicht geringerem die Unabhängigkeit der Rechtspflege, die dem von Einbildungen seiner Allgewalt eingenommenen Könige ein Dorn im Auge war. Um ihn nachgiebiger zu machen, rieth Baco, ihn zu der höheren Stelle eines Oberrichters an der Königsbank zu befördern. Dieß geschah 1613; allein Coke hielt auch da Stand. Die Selbständigkeit seiner Stimme in dem geheimen Rathe, wo er ohne Rücksicht aussprach was Rechtens sey, und damit oft die Augendiener in Verlegenheit setzte, zog ihm noch größeres Mißfallen zu. Er wurde 1616 nicht nur aus dem geheimen Rathe ausgeschlossen, sondern auch seiner Stelle als Oberrichter entsetzt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. May.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du Roi, et par les soins du ministre de l'instruction publique.

I. Première série. Histoire politique.

(5) Chronique des ducs de Normandie par Benoit Trouvère Anglo-Normand du XII. siécle, publiée pour la première fois d'après un manuscrit du musée britannique par Franç. Michel. T. I. Paris imprim. roy. 1836. 4. XXVIII. 608 S. 15295 B.

(3) Procès-verbaux des séances du conseil de régence du roi Charles VIII. pendant les mois d'Aout 1484. à Janviér 1485, publiés d'après les manuscrits de la bibliothèque royale par A. Bernier, avocat à la cour royale de Paris. 1836. 4. IV. 244 S.

(7) Histoire de la croisade contre les hérétiques Albigeois ecrite en vers provençaux par un poëte contemporain, traduite et publiée par M. C. Fauriel, membre de l'institut de France, professeur à la faculté des lettres de Paris. Paris. 1837. 4. C. 738 S.

(1) Negociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV. ou correspondances, mémoires et actes diplomatiques concernant les prétentions et l'avénement de la maison de Bourbon au trone d'Espagne, accompagnés d'un texte historique et précedés d'une introduction par M. Mignet. T. I. XCIX. 549 S. T. II. 647 S. Paris 1835.

(4) Paris sous Philippe le Bel d'après des documents originaux et notamment d'après un manuscrit contenant le rôle de la taille imposée sur les habitants de Paris en 1292, publié pour la première fois par H. Gérauld, élève de l'école des Chartes. 1837 4. 638. S.

(2) Réglements sur les arts et métiers de Paris rédigés au XIII. siècle et connus sous le nom des livre des métiers d'Etienne Boileau; publiés pour la première fois et entier après les manuscrits de la bibliothèque du Roi et des archives du royaume avec des notes et une introduction par G. B. Depping. 1837. 4. 474 S.

II. Deuxième série. Histoire des lettres et des sciences.

(6) Ouvrages inédits d'Abélard pour servir à l'histoire de la philosophie scolastique en France publiés par M. Victor Cousin. CCIII. Introduct. 700 S. Paris. 1837. 4.

III. Troisième série. Archéologie.

(8) Statistique monumentale. — Specimen. Rapport à Mr. le ministre de l'instruction publique sur les monuments historiques des arrondissements

de Nancy et de Toul (département de la Meurthe), accompagné de cartes, plans et desseins par E. Grille de Beuzelin, membre de la société des antiquaires de France. à Paris 1837. 159 S. 4.

Im Jahre 1833 erstattete der damalige Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, Hr. Guizot, einen Bericht an den König der Franzosen, in welchem er denselben auf das Fortschreiten der historischen Studien in Frankreich seit den letzten 15 Jahren sowie auf die Nothwendigkeit aufmerksam machte, die Thätigkeit der Akademie der Inschriften, welche zur Aufgabe hat, wichtige Documente der Geschichte von Frankreich zu sammeln und herauszugeben, dadurch zu erhöhen, daß sie mit den verschiedenen historischen Gesellschaften in Verbindung gesetzt würde. Der Staat sollte diesen eine pecuniäre Unterstützung zukommen lassen und sie dadurch in den Stand setzen, mit gemeinsamen Kräften die überaus große Masse noch in verschiedenen Archiven und Bibliotheken verborgener Documente, insofern ihr Inhalt in die Zeit vor der Regierung Ludwigs XV. fällt, allmählig dem Publikum zu erschließen. Mit Bewilligung des Königs, welcher mit Freuden ein Unternehmen ins Werk setzen sah, von dem sich eine neue Epoche der französischen Geschichtschreibung datiren kann, brachte hierauf der Minister einen Gesetzvorschlag in Bezug auf die nothwendige Geld-Unterstützung an die Kammer, welche in den Wunsch des Königs eingehend am 10. Mai 1834 dem Ministerium zu diesem Behufe eine Summe von 120,000 Fr. bewilligte. Auf dieß ernannte Hr. Guizot ein Comité, welches unter seinem Vorsitze die Leitung der historischen Forschungen und Publicationen übernehmen sollte, und das Unternehmen, von welchem die an der Spitze dieses Artikels stehenden Werke die bis jetzt erschienenen Früchte sind, nahm somit seinen Anfang. Folgende Gelehrte bildeten dieses Comité: Villemain, Pair von Frankreich, Vicepräsident des Comités; Daunou, Mitglied des Instituts, Generalaufseher der Archive des Reichs; Naudet, Guerard, Mignet, Mitglieder des Instituts; Champollion-Figeac, Conservator im Departement der Manuscripte der königlichen Bibliothek; Fauriel, Conservator-Adjunct an der k. Bibliothek, Professor an der Faculté des Lettres; Vitet, Generalsekretär bey dem Handelsministerium; Jules Desnoyers, Secretär der historischen Gesellschaft von Frankreich; Fallot, Eleve an der Ecole des Chartes, als Secretär des Comité's.

1. Wir wenden uns nun zu dem ersten jener Werke, der Geschichte der Negociationen in Bezug auf die spanische Succession von Mignet. Die Negociationen sind im Ganzen auf 6 Bände berechnet, deren Inhalt sich von dem Jahre 1659 bis 1738 erstrecken soll; die 2 vor uns liegenden Bände behandeln die Periode von dem Pyrenäer-Frieden bis zum Aachner-Frieden. Die Urkunden selbst sind nach den Gegenständen geordnet und benützt, und je nach ihrem Werthe ganz oder theilweise mitgetheilt. Eine Einleitung von 99 Seiten führt dem Leser ein Gemälde der historischen Verhältnisse von Frankreich und Spanien seit der Gründung dieser Staaten vor und entwickelt sodann die Hauptpuncte der Regierung Ludwigs XIV. Wir übergehen den ersten Theil dieser Einleitung, und heben, da das letztere aus ungedruckten Quellen geschöpft ist, nur einzelne Puncte hervor, um den Lesern dieser Blätter, welche wir in das ganze Detail der in diesen Büchern aufgeschlossenen historischen Forschungen einzuführen nicht vermögen, Gang und Haltung des Ganzen an einem Beyspiele zu zeigen.

Wir wählen hiezu die Berathung über die Annahme oder Nichtannahme des Testaments K. Karls II. in dem Conseil K. Ludwigs XIV.

„Das Testament des Königs wurde in Spanien mit allgemeiner Freude aufgenommen; jedoch war man in Betreff der Entschließung des französischen Hofes in einiger Ungewißheit. Man wußte nicht, ob Ludwig XIV. die ganze Monarchie für seinen Enkel annehmen, oder ob er sich an die Provinzen halten würde, welche der Theilungsvertrag für ihn bestimmt hatte. Der König hatte von dem Testamente bereits durch den Cardinal Janson Kenntniß erhalten, der ihm von Rom aus darüber Nachricht gegeben hatte, so wie durch ängstliche Mittheilungen, welche die vornehmsten Spanier dem Hr. von Blécourt, Geschäftsträger des Königs in der Abwesenheit des Marquis d'Harcourt, gemacht hatten. Dieser, den Erfolg des zweyten Theilungsvertrages fürchtend, hatte sich weislich aus Madrid hinwegbegeben und war einige Wochen später nach Bayonne

geschickt worden, wo er an der Spitze eines Armeecorps die Eröffnung über die spanische Thronfolge abwartete. Obgleich K. Ludwig den Hauptinhalt des Testamentes, jedoch nicht die weiteren Verfügungen kannte, so war er doch entschlossen, den Theilungsvertrag auszuführen. Seine Heere standen bereit und er hatte von den Generalstaaten und von dem Könige von England die Hülfe an Schiffen und Soldaten begehrt, deren er bedurfte, um sich in den Besitz seines Antheils zu setzen. Die Holländer hatten ihm 12, die Engländer 15 Schiffe versprochen. Diese beyden Mächte bewerkstelligten ihre Rüstungen ohne Rückhalt, jedoch richteten sie dieselben nach der Abnahme der Gesundheit Karls II. ein und versicherten K. Ludwig, daß ihre Truppen bereit seyen."

„So war der Zustand der Dinge und Gemüther, als das Testament Karls II. am 5. Nov. in Fontaineblau, wo sich damals der französische Hof befand, ankam. Ludwig XIV. versammelte ein Conseil, sich zu berathen, was geschehen solle. Nur 4 Personen wurden hiezu gerufen. Der Dauphin, als Vater des Herzogs von Anjou; der Herzog von Beauvilliers, Präsident des Conseils der Finanzen und Gouverneur der Kinder von Frankreich; der Marquis von Torcy, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der Kanzler Pontchartrain. Es handelte sich darum, den größten Entschluß des Jahrhunderts zu ergreifen. Ludwig XIV. hatte zu wählen zwischen einer Krone für seinen Enkel und einer durch Europa ihm zugesicherten Vermehrung seiner Staaten, zwischen der Ausdehnung seines Systems jenseits der Pyrenäen und der Alpen durch die Erhebung eines Zweiges seines Hauses auf den Thron von Spanien und Italien, und der Ausdehnung seiner eigenen Macht; zwischen der Ehre der königlichen Würde, und dem Vortheile seines Königreichs; zwischen Frankreich und seiner Familie. Beyde Entschlüsse konnten den Krieg herbeyführen, aber in dem einen Falle mußte er kurz und von unfehlbarem Erfolge, in dem anderen von gleich ungewisser Dauer und Ausgang seyn."

„Torcy, welcher zuerst das Wort ergriff, sprach sich für die Annahme des Testamentes aus. Er verhehlte die Unannehmlichkeiten und die Gefahren eines Entschlusses in seinem Sinne nicht. Er sagte, man würde den König des Wortbruches anklagen; er zeigte das Unvermeidliche eines Krieges; nimmermehr würden die benachbarten Fürsten es dulden, daß er unter dem Namen seines Enkels den ausgedehnten Staaten, welche der Krone Spaniens in der alten und neuen Welt unterworfen seyen, ruhig Gesetze gebe; seine Völker lebten seit dem Frieden

von Ryswik kaum wieder auf und hätten sich von der Erschöpfung von den früheren Kriegen her noch nicht erholt. Aber von der andern Seite sagte er auch, daß man sich nicht zu entschließen habe zwischen Krieg und Frieden, zwischen dem Königthum des Herzogs von Anjou und den Frankreich zufallenden Provinzen, sondern zwischen Krieg und Krieg, zwischen dem Ganzen der spanischen Monarchie und Nichts; daß das Testament das Haus Oestreich in dem Falle, daß Frankreich die Erbschaft verwerfe, einsetze; daß man kein Recht habe, sich einen Theil des Erbes zuzueignen, wenn man das Ganze ausgeschlagen habe; man müsse sie dann den Oestreichern mit Gewalt der Waffen abnehmen, welche die rechtlichen Erben seyen, und von den Spaniern unterstützt würden, welche man auf das Tiefste beleidigte, für immer von sich entfernte und die nun mit Wärme die Integrität ihrer Monarchie vertheidigen würden; von den Engländern und Holländern würde man nur lau unterstützt, ja vielleicht ganz verlassen. Von neuem würde man einen östreichischen Prinzen über die Pyrenäen setzen; endlich, wenn Krieg seyn sollte, sey es besser ihn zu führen, um den Herzog von Anjou auf den Thron zu erheben und ihn darauf zu erhalten." *)

„Der Herzog von Beauvilliers sprach sich für die entgegengesetzte Meynung aus; er war für den Theilungsvertrag und gegen das Testament. Er erblickte in der Annahme desselben einen Krieg mit ganz Europa und mit diesem den Ruin Frankreichs. Der Kanzler Pontchartrain resumirte die verschiedenen Meynungen, ohne daß er es gewagt hätte, sich für eine auszusprechen. Der Dauphin, getrieben durch seine Liebe als Vater und nicht unempfänglich für den Ruhm, Sohn und Vater eines Königs zu seyn, sprach ohne Zögern für die Annahme des Testaments. König Ludwig hatte lange Zeit geschwiegen, endlich entschied er sich. Sein Entschluß, der für ihn so viele Bitterkeiten und für Europa so lange Erschütterungen hervorbrachte, blieb 3 Tage lang Geheimniß. Er faßte ihn mit der ruhigen Größe, die ihm natürlich war. Dann sprach er ihn in Gegenwart des Marquis Castel dos Rios, Gesandten

*) Auch Schlosser (Gesch. des 18. Jahrh. I. 1836. S. 33) kennt diese Berathschlagung aus den ms. Mortem. Nr. 71. S. 101; er führt sie jedoch mit Abweichungen und nur im Auszuge an, ohne das Letztere zu erwähnen, noch auf die dramatisch schöne Haltung des Ganzen Rücksicht zu nehmen. Hievon abweichend und weder so ausführlich noch so umständlich, theilt Torcy diese Berathung mit: négociations pour la succession d'Espagne p. 156. à la Haye 1757 8.

von Spanien, zu dem Herzoge von Anjou so aus: Mein Herr, der König von Spanien hat Sie zum Könige gemacht; die Granden verlangen Sie, die Völker wünschen Sie, und ich gebe meine Zustimmung hiezu. Bedenken Sie nur das Eine, daß Sie Prinz von Frankreich sind. Hierauf stellte er ihn dem Hofe vor: Meine Herren, sagte er, dieß ist der König von Spanien. Damit war Alles entschieden." (12. Nov. 1700). —

2. In der Vorrede zu den réglemens sur les arts spricht sich Hr. Depping über die von ihm benützten Manuscripte aus; auf diese läßt er eine Introduction de l'état du commerce et de l'industrie de Paris au XIII. siécle von S. XVIII — LXXXVI. folgen, welche nichts geringeres ist, als eine sorgfältig bearbeitete Geschichte der Seine-Schiffahrt und des Handels von Paris während des Mittelalters; der Streitigkeiten dieser Stadt mit Rouen und andern Oertern, ihrer Märkte und Innungen, des Aufkommens verschiedener Handelszweige und ihres Verschwindens ꝛc. Auf diese Abhandlung von nicht gewöhnlichem Interesse folgen die registres des métiers et marchandises; hierauf die ordonnances sur le commerce et les métiers rendues par les prévôts de Paris depuis 1270 jusqu' à l'an 1300. Zusätze, Verbesserungen und ein alphabetisches Verzeichniß schließen das Ganze.

(Fortsetzung folgt.)

The british and foreign Review. April 1838. London.

(Schluß.)

Coke trat nun wieder in das Unterhaus ein, blieb bis an sein 80stes Jahr ein thätiges Mitglied desselben, erlebte Baco's wohlverdienten Sturz, und war noch bis an sein Ende, 1633, mit der Ueberarbeitung seiner zahlreichen Schriften so nützlich als angenehm beschäftigt.

Seine Schriften handeln alle von dem englischen Rechte und Gerichtsverfahren. So eng dieser Kreis ist in Vergleichung mit dem, welchen Baco's Werke beschreiben, Coke's Ansehen und Wirksamkeit war auf seinem Felde eben so groß und dauernd. Noch gilt er in England und in Nordamerika als der vornehmste Rechtslehrer; selbst Jefferson (memoirs IV. 183.) zog ihn dem Blackstone weit vor.

Als Staatsmann hat sich Coke durch die petition of right, deren Urheber und Hauptverfasser er gewesen

ist, ein unsterbliches Verdienst um sein Vaterland erworben. Erst diese Urkunde vollendete das in der magna charta begonnene Werk und brachte die Sicherheit der Person und des Eigenthums auf den jetzigen Fuß. Coke ging im Parlamente nicht von allgemeinen Grundsätzen aus. Herstellung, Behauptung, Befestigung von Rechten und Freyheiten, die er als zu Recht bestehend nachwies, das allein war sein Ziel und Geschäft. Die Staatsverfassung, wie sie mehr aus Handlungen als Gesetzen sich entwickelt hatte, war ihm gegenwärtig; auf der Stelle löste er jeden Zweifel, ob etwas zuläßig oder unzuläßig sey, durch Hinweisung auf unbestrittene Vorgänge; z. B. „im siebenten Jahre Heinrichs IV., Parlam. Protokoll Nr. 31, 32. und im eilften Jahre desselben, Prot. Nr. 13. wurde über die Rathgeber der Krone Klage geführt und auf deren Entfernung angetragen, weil sie das gemeine Beste hintansetzten; warum sollte uns jetzt nicht eben das frey stehen?" Mit dieser umfassenden Kenntniß des geschichtlich begründeten, worin ihm niemand gleich kam, und bey dieser Einschränkung darauf, die auch dem Gegner keine andere Waffe zuließ, war Coke unwiderstehlich.

An seinem Styl in Schriften und Geschäften ist falsche Zier mit Recht getadelt worden. Er sagte z. B. von einem Angeklagten in der Untersuchung über die Pulververschwörung: „der Mann ernährt sich mit Corrigiren in der Gerichts-Druckerey, nun soll er selbst von dem Gerichte corrigirt werden." In einem Capitel seiner Institutionen handelt er von den Eigenschaften, die ein Mitglied des Parlaments haben soll: „drey Eigenschaften des Elephanten, nämlich, keine Galle, Unbeugsamkeit, scharfes Gedächtniß; dazu noch zwey andere desselben Geschöpfes: gregatim semper incedit, und: philanthropos, homini erranti viam ostendit." Vielleicht wäre er vor solchen Verirrungen des Geschmacks, die er mit den Schöngeistern seiner Zeit gemein hatte, bewahrt geblieben, wenn er etwas länger in Cambridge verweilt, oder doch die dort angefangene Bekanntschaft mit den Alten fortgesetzt hätte, was ohne Abbruch an seinem Berufe wohl geschehen konnte. Denn gewiß: täglich ein Paar Kapitel des Demosthenes oder Xenophon, oder eine Scene des Terentius, oder eine Epistel oder Satyre des Horatius, oder auch Stücke aus Cicero's philosophischen und rhetorischen Schriften erfordern nicht viel Zeit, und sind ein untrügliches Schutzmittel, dergleichen in der neueren Litteratur nicht zu finden ist, gegen die Gefahr der Ansteckung von einem herrschenden schlechten Geschmack; eine Gefahr, die dem Rechtsgelehrten vor Anderen droht, weil er, in der löblichen Absicht, seine Rede von sehr trockenen Sachen angenehm zu machen, leicht versucht wird, Schmuck aus seiner Umgebung zu entlehnen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du Roi, et par les soins du ministre de l'instruction publique.

(Fortsetzung.)

3. Mit den procès-verbaux wird das journal des états de Tours von Masselin erst eigentlich vollständig; es sind dieß die authentischen Verhandlungen des Conseils, welche der Secretär desselben zu Protokoll nahm und die an Wichtigkeit gewinnen, da sie uns noch einen Blick in die Regierungsweise von Ludwig XI. her werfen lassen. Hr. Bernin begnügte sich mit einer bloßen Veröffentlichung derselben.

4. Das mit großem Fleiße und vieler Sachkenntniß herausgegebene Werk des Hrn. Gérauld, Paris unter Philipp dem Schönen, enthält zuerst eine Vorrede, in welcher sich der Herausgeber über die von ihm benützten Manuscripte ausspricht, dann folgt le livre de la taille mit vielen Noten, welche zur Erläuterung der in diesem Buche erwähnten Straßen, Abteyen, ꝛc. dienen; hierauf ein résumé historique et statistique zur Beschreibung von Paris, mit fleißigen Forschungen über Alter und Geschichte der merkwürdigsten Gebäude, über Bevölkerung und Umfang von Paris, mit einem alphabetisch geordneten Verzeichnisse der damaligen Handwerker, einer Abhandlung über die Juden in Paris und über die damaligen Steuern. Ein Appendix enthält noch ein Gedicht über die Strassen von Paris aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts (aus der bibl. Cottoniana), und den sogenannten Dictionär des Johann von Garlanden aus der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts. Man könnte diesen eine Encyklopädie der Künste und Handwerke nennen, da der Verfasser alle Arten industrieller Bestrebungen, welche damals in Paris getrieben wurden, durchgeht und eben so sehr das Handwerkszeug eines Jeden benennt, als die Arbeit, die er macht und verkauft; ein Document von nicht geringem Interesse. Ein alphabetisches Verzeichniß aller Strassen, öffentlicher Denkmäler, Klöster, Kirchen ꝛc. und ein besonderes Inhalts-Verzeichniß schließen das Ganze. Den Werth seiner Abhandlungen zu erhöhen, hat der Verf. auch noch 2 Pläne, Paris unter Philipp dem Schönen vorstellend, hinzugefügt.

5. Benoit ist von den poetischen Geschichtschreibern der Normannen keineswegs der erste, indem ihm Wace vorangeht; auch gehören seine Nachrichten nicht zu den ursprünglichen, indem Dudon von St. Quentin, Wilhelm von Jumiéges, Orderic Vitalis u. a. m. vor ihm schrieben, und er selbst seine Chronik erst i. J. 1170 endete; aber seine Nachrichten sind in Bezug auf Darstellung der Sitten und socialen Verhältnisse, ja selbst in Hinsicht auf Züge aus dem Privatleben der normännischen Fürsten von vielem Interesse. Ihren Werth wußte der Herausgeber durch Noten zu erhöhen, in welchen er die analogen Erzählungen früherer normännischer Geschichtschreiber anführt. Leider verschmähte er es jedoch, diese Angaben in förmliche Untersuchungen zu verwandeln und die Resultate dieser Vergleichungen anzugeben (S. 28); er hätte sich den Dank der Leser, welche nicht die Zeit haben, sich in das ganze Detail der normännischen Geschichte zu vertiefen und doch die neuesten Forschungen kennen möchten, in noch höherem Grade verdient. Der zweyte Band, welcher noch nicht erschienen ist, wird einen Appendix mit dem Leben des hl. Thomas a Beket enthalten; möchte es dann dem gelehrten und eifrigen Verfasser belieben, in diesem Bande die bezeichnete Methode einzuschlagen. Auf die genaue Ueber-

einstimmung des Druckes mit dem Originalmanuscript der Harleyanischen Bibliothek hat der Herausgeber einen mehr als gewöhnlichen Fleiß verwendet.

6. Die Sammlung bisher unbekannter Schriften des berühmten Peter Abälard hat Hr. Victor Cousin, Staatsrath und Pair von Frankreich, veranstaltet. Sie bestehen aus dem großen Tractate Abälards: Sic et non; aus seiner Dialectik in 5 Theilen; dem Fragment von S. Germain über die Arten und Gattungen; seine Glossen zu Porphyrius, zu den Categorien, zu der Hermeneutik, zu der Logik des Boethius. Diesen Tractaten hat Hr. Cousin eine lange und sehr gelehrte Einleitung vorausgeschickt, in welcher er über die von ihm benützten Handschriften Rechenschaft giebt und seine Theorie über den Ursprung der Scholastik und das Verhältniß Abälards zu derselben durchzuführen sucht. Wir bedauern, daß es uns nicht vergönnt ist, in das Detail dieser, wenn auch nach unserem Dafürhalten nicht immer richtigen, doch gewiß höchst interessanten Untersuchungen einzugehen. Der Herausgeber hat das Verdienst, gezeigt zu haben, S. 471, daß Roscelin wirklich der Lehrer Abälards war, eine historische Thatsache, welche bey den kirchlichen Zerwürfnissen des Meisters manche Abweichungen des Schülers erklärt und aufhellt. Ob, wie Hr. Cousin sich zu zeigen bemüht, S. LVI. ꝛc., die scholastische Philosophie so geradezu aus einer Stelle des Porphyrius, übersetzt von Boethius, hervorgieng, wagen wir nicht zu entscheiden; wir hielten aber immer dafür, daß ihr eigentlicher Grund in viel tieferen Ereignissen der Geschichte des eilften Jahrhunderts liege. Roscelin und die Quelle aller mittelalterlichen Sophistik, Berengar von Tours, sind der Zeit und der Gesinnuug nach einander so nahe, daß wir den letzten für den Meister des ersten anzusehen geneigt sind. Wir hätten gewünscht, Hr. Cousin hätte, anstatt auf die Stelle des Boethius so großen Werth zu legen, seine Untersuchungen auch auf diesen Punct gelenkt.

Hören wir noch Hrn. Cousin am Schlusse seiner Einleitung über die Resultate seiner Forschungen:

„Abälard ist mit dem hl. Bernhard in der intellectuellen Reihe die bedeutendste Person des zwölften Jahrhunderts. Wie der hl. Bernhard mit seinem bewundernswürdigen Tacte, seiner Tiefe ohne

Spitzfindigkeit, seiner pathetischen Beredsamkeit, selbst in seinen Schattenseiten und in seinen manchmal zu eng gezogenen Gränzen, den erhaltenden Geist der christlichen Orthodoxie repräsentirt, so repräsentiren Abälard und seine Schule in einer gewissen Beziehung die liberale und neuerungssüchtige Richtung der Zeit, mit ihren oft trügerischen Versprechungen und der unabweislichen Mischung von Gutem und Bösem, von Vernunft und Ueberspannung. Abälard übte über seine Zeit eine Art von Zauber aus. Von 1108 bis 1140 machte er in seinen Lehrvorträgen ein bis dahin unerhörtes Glück, welches, wenn es nicht durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigt wäre, fabelhaften Erdichtungen gleichen würde. Er traf zu Paris zwey berühmte Schulen, die des Klosters und die von St. Victor, und veranlaßte eine Menge anderer theils zur Vertheidigung, theils zur Bekämpfung seines Systems; dadurch entstand die Universität Paris. Trotz seiner Irrthümer und der Anatheme zweyer Concilien wurde seine gefährliche aber fruchtbare Methode die Universalmethode der scholastischen Theologie. Die Irrthümer verschwanden (?) und die Methode blieb als eine Eroberung des Geistes der Unabhängigkeit. Petrus Lombardus ist der anerkannte Gründer der scholastischen Theologie; dieser aber war ein directer Schüler Abälards und Erbe, wenn nicht seiner Doctrin, doch seiner gereinigten und vervollkommneten Methode: das Sic et non ist der Vorgänger des Buches der Sentenzen. So in Bezug auf die Theologie. In Bezug auf die Philosophie hatte die Schule, welche Abälard gründete, einen beynahe allgemeinen Erfolg durch die bequeme Mittelstrasse, welche sie allen Meinungen zu gewähren schien. Eine große Sonderbarkeit, daß diese Mäßigung des Conceptualismus ihr Glück machte! Ihre ganze Originalität bestand vielleicht nur darin, nicht bis zum Ende ihrer Principien zu gehen; diese Zurückhaltung erwarb ihr aber die klugen Gemüther, sowie ihr die Auctorität des Boethius die Menge verschaffte. Es blieben zwar noch einige Nominalisten übrig, aber dieß waren Leute ohne Ansehen. Der Realismus erhielt sich ehrenvoll, aber die ausgezeichnetsten Geister gingen unter die Fahnen Abälards. Der Conceptualismus kam in den Besitz des Schulscepters; er spielt die hauptsächlichste Rolle in dem sonderbaren und treffenden Gemälde, welches uns Johann von Salisbury von der Bewegung in den Studien und dem Streite der Schulen in Paris in Mitte des zwölften Jahrhunderts lieferte. Johann von Salisbury, ohne Zweifel der schönste Geist seiner Zeit, ein freyer Denker und eleganter Schriftsteller, war ein getreuer Schüler Abälards. Ueberall, in dem Policraticus wie in dem Metalogicus, legte er seine

Meynung über die Universalien offen dar und diese Meynung ist die Abälard's d. h. sie ist der Conceptualismus. So endigte die erste Epoche der scholastischen Philosophie. Diese erste Epoche bildete und entwickelte sich nach dem antiken Problem der Natur der Universalien, wie diese von Boethius dem christlichen Europa überliefert worden waren. Die verschiedenen Lösungen dieses Problems bildeten die ganze Philosophie dieser Zeit und die 3 Systeme in welche diese zerfiel, nämlich den Nominalismus, Realismus und Conceptualismus. Wir sahen, wie diese drey Systeme in ihrer Anwendung auf die Theologie eben so viele theologische Systeme hervorbrachten, wovon jedes den Character des Princips trägt, das es hervorbrachte und beständig beherrscht. Hier ist noch der Ort, sich das Schauspiel der Macht dieser Principien zu geben. Ein Problem, wie es scheint, kaum würdig, die Philosophen in ihren Träumen zu beschäftigen, giebt verschiedenen metaphysischen Systemen ihren Ursprung. Diese Systeme bringen die Schulen in Bewegung, bald aber erstreckt sich diese Bewegung auch weiter als auf die Schulen. Bald gehen sie aus der Metaphysik in die Religion, von da in den Staat über. So kommen sie auf die Bühne der Geschichte, treten in die weltlichen Ereignisse ein, veranlaßen Concilien, beschäftigen die Könige. Wilhelm der Eroberer ist von dem Clerus gegen den Nominalisten Roscelin aufgeregt und Ludwig VII. präsidirt dem Concil, wo der hl. Bernhard, der Heros seines Jahrhunderts, das Wort ergreift gegen den Conceptualisten Abälard, den Meister Arnolds von Brescia. Lassen wir die Zeit voranschreiten: der Conceptualismus, welcher den Nominalismus zwey Jahrhunderte lang in seinem Schooße zurückhielt, läßt ihn endlich entwischen und diese neue Folge, oder vielmehr diese erneute Folge desselben Princips, das nun eine günstigere Zeit findet, wirft neues Licht, erhebt andere Stürme. Ein zweyter Roscelin, Occam, welcher nochmal den Nominalismus auf die Theologie anwendet und durch die Theologie auf die Politik, stellt sich dem Papste entgegen und verwickelt einen Kaiser und einen König in seinen Streit. Von dem Könige von Frankreich verlassen, von dem deutschen Kaiser unterstützt, stirbt der ungebändigte Franciskaner, der dem Kerker Roger Baco's entrann, in dem Exil zu München; aber er hat zu Paris gelehrt und dieser Ort hat nie Keime, die ihm anvertraut wurden, zu Grunde gehen lassen. Die Pariser Universität nimmt die proscribirte Doctrin auf; der Nominalismus breitet siegreich den Geist der Unabhängigkeit aus und dieser neue Geist erzeugt die Concilien von Constanz und Basel, wo die großen Nominalisten Pierre d'Ailly, Johann Gerson sitzen, diese Väter der gallicanischen Kirche, weise Reformatoren, deren Stimme man nicht hörte und die bald ein anderer Nominalist ersetzt, der Luther heißt. Man spiele deshalb nicht mit der Metaphysik, denn sie enthält die ersten und die letzten Principien aller Dinge ꝛc."

Wir halten diese wenigen Zeilen für hinreichend, den der Entwicklung des Mittelalters kundigen Leser im Allgemeinen mit den Hauptresultaten der Forschungen des gelehrten Hrn. Verf. bekannt zu machen. Wenden wir uns noch zu einigen einzelnen Puncten. Der erste und vorzüglichste unter den jetzt herausgegebenen Tractaten Abälards ist der Sic et Non betitelte, welcher seinen Namen davon hat, daß die verschiedenartigen, darin behandelten Fragen nach pro und contra beantwortet sind. Wir müssen jedoch hier zu unserm großen Leidwesen melden, daß es dem Herausgeber nicht beliebte, diesen Tractat vollständig zu ediren, sondern daß er vielmehr von Fragen, welche ihm, wir wissen nicht warum, nicht interessant genug erschienen, nur die Aufschriften bekannt machte. Daß die Dialectik wirklich ein Werk Peter Abälards sey, suchte Herr Cousin durch viele Gründe zu zeigen; es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß gar Manches und wohl auch nicht ganz Ungegründetes für die entgegengesetzte Meynung vorgebracht werden könnte. Die aus der St. Emmeraner Handschrift zu München in der Litteraturzeitung von Kerz und Besnard herausgegebenen Fragmente Abälards scheint Hr. Cousin nicht gekannt zu haben; ein Vorwurf welcher jedoch Hr. Cousin viel weniger als den zweyten Herausgeber derselben trifft. Eine besondere Rücksicht verdienen noch die von Hrn. Cousin im Appendix herausgegebenen Fragmente philosophischer Schriften des Mittelalters. Mehrere von diesen sind theilweise ihres hohen Alters wegen, da sie bis in das neunte und zehnte Jahrhundert hinaufreichen, theilweise auch ihrer Autoren wegen von vielem Interesse. Wir nennen aus vielen nur die Auszüge aus dem Megacosmus Bernards von Chartres, welcher nebst dem Microcosmus desselben Verfassers zu den merkwürdigsten Erzeugnissen des aus den Systemen des Heidenthums wiedergebornen philosophischen Geistes gehört. Sein Commentar über die Aeneide, in welcher Bernardus durchgängig eine Allegorie erkennen will und deren moralische und physikalische Bedeu-

tung er zu enträthseln sucht, erinnert an analoge Bestrebungen der neueren Zeit, die divina comedia zu commentiren. Auch unbekannte Schriften Gerberts glaubt Hr. Cousin aufgefunden zu haben (S. 644. 646). Von einem Commentar des Honorius von Autun über den Timäus hat er mehreres mitgetheilt, sowie aus einer metrischen Bearbeitung der Isagoge des Porphyrius und der Categorien des Aristoteles, zuletzt auch noch Fragmente der philosophia minor des Wilhelm von Conches. Es ist keine Frage, daß diese Mittheilungen dem vorliegenden Buche auch in literarhistorischer Hinsicht einen bedeutenden Werth verleihen.

7. Wir kommen nun zu der Geschichte des Kreuzzuges gegen die Albigenser. Da über dieses Werk und die von dem Herausgeber dazu verfaßte gründliche und höchst lehrreiche Einleitung bereits ein Artikel im Journal des Savans von Villemain (Juillet 1837), so wie ein anderer in den Heidelberger Jahrbüchern (1837, 8. Heft) von Prätorius ausführliche Kunde gegeben hat, so wollen wir nur das Hauptsächlichste hervorheben. Zuerst sey es uns vergönnt, das Eine zu bemerken, daß nach aufmerksamer Lectüre dieser höchst genuinen und originellen historischen Quelle *) und nach sorgfältiger Vergleichung mit den bereits früher bekannten Historien des obengenannten Krieges uns gerade das ein wesentlicher Vorzug des Verfassers dieser politischen Geschichte des Kreuzzuges zu seyn schien, was der Heidelberger Recensent demselben zum Vorwurfe machte; nämlich daß sich hierin zwey so vollkommen verschiedene Seiten zeigen, daß man gewillt seyn möchte, sie für das Werk zweyer Verfasser zu halten. Allein gerade diese anscheinende Sonderbarkeit ist uns ein Beweis der Wahrheitsliebe des Verfassers und damit ein Vorzug desselben, indem er erst dann in diesen scheinbaren Zwiespalt mit sich selbst geräth und den Helden tadelt, den er früher lobte, als dieser, Simon von Montfort, seinem eigenen Berufe ungetreu, sich aus einem Glaubensstreiter in einen habgierigen, hartherzigen Eroberer verwandelte.

Ein anderer Punct, auf welchen bey Beschreibung und Beurtheilung des Albigenserkrieges meist viel zu wenig Rücksicht genommen wird, ist die aus dem vorliegenden Buche hervorgehende hohe Ausbildung, welche das Städtewesen schon damals in dem südlichen Frankreich gewonnen hatte und in welcher Beziehung diese von Hrn. Fauriel veröffentlichte Geschichte viel größere Kunde giebt als über die häretischen Doctrinen der Albigenser, über welche wir aus diesem Buche so viel wie nichts lernen. *)

Wir treffen in Avignon, Nice, Arles, Tarascon ꝛc. eine vollkommene Unabhängigkeit von den Feudalherren und eine durchgebildete republikanische Verfassung; in anderen, wie Toulouse, hatten sich lehensherrliche und republikanische Einrichtungen zu einem Ganzen durchdrungen. Als Regel aber kann aufgestellt werden, daß jede städtische Gemeinde in Folge des langen, fast das ganze zwölfte Jahrhundert hindurch währenden Kampfes nun bereits das Recht errungen hatte, Herren und Städte zu bekriegen, Friedens- und Handelsverträge abzuschließen. Selbst da, wo die Grafen und Herren sich in den Städten, wenn nicht als Gebieter, doch in besonderem Ansehen erhalten hatten, übten die städtischen Consuln durch ihr Richteramt eine nicht unbedeutende Gewalt aus, die sich eben so sehr über die Rechtsverhältnisse der Gemeinden als der Einzelnen schützend und ordnend erhob. Dieses bedeutende republikanische Element wurde aber noch verstärkt durch besondere Räthe, deren Mitglieder aus den verschiedenen Volksklassen genommen wurden, und welche den Consuln zur Seite stehend, indem sie dieselben von der einen Seite durch Theilung der consularischen Macht beschränkten, diese andererseits durch innere und äußere Verbindung mit ihnen volksthümlicher machten.

(Schluß folgt.)

---

*) Für Freunde der vaterländischen Geschichte diene zur Nachricht, daß auch Bayern den Kreuzzug mitmachten. Sie werden zweymal erwähnt: V. 1261. 9330 (Baioers).

*) Ja selbst der Gewinn an neuen Thatsachen ist, weil schon früher ein Auszug in Prosa von dieser versificirten Geschichte bekannt war, nicht außerordentlich groß; jedoch ganz unschätzbar ist er in Bezug auf die originelle Weltanschauung und die umständliche Darstellung der Ereignisse.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Mirchondi historia Seldschukidarum persice e codicibus manuscriptis Parisino et Berolinensi edidit — illustravit Joannes Augustus Vullers. Gissae MDXXXVIII.

Mirchond's Geschichte der Seldschuken aus dem Persischen zum erstenmal übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von J. A. Vullers. Gießen 1838. —

Nachdem durch die französische Revolution und die vollendete Eroberung Indiens durch die Engländer ein neuer großartiger Schwung im Studium der orientalischen Sprachen entstanden war, fand auch die persische Litteratur mehr Freunde im Abendlande, das sich bisher nur wenig mit diesem herrlichen Erzeugniß orientalischen Geistes beschäftigt hatte. Trotz dem, daß es in Deutschland als eine ausgemachte Sache galt, daß die persische Sprache mit der deutschen aus einer Wurzel entsprossen sey, so blieb es doch in eigentlicher philologischer Behandlung der in dieser Sprache niedergelegten Schätze der Prosa und Poesie hinter den Nachbarvölkern, Franzosen und Engländern zurück. Wenn es dem Deutschen wohl ansteht, sich auch dieses Zweiges der allgemeinen Litteratur mehr zu bemächtigen, so darf man gewiß erwarten, daß er es auch mit der Gründlichkeit und jenem philologischen Sinne thue, der ihm in andern Feldern die verdiente Anerkennung des Auslandes erworben hat. Nichts ist aber damit gedient, wenn man mit blos oberflächlicher Kenntniß sich an die Publicirung persischer Werke begiebt, und ohne in die feinen oft capriciösen Eigenthümlichkeiten der Sprache und des Ausdruckes eingedrungen zu seyn, sich zum Dollmetscher persischer Gedanken aufwirft. Die Klippe aber, an der manche Geister zu scheitern scheinen, ist die präsumirte Leichtigkeit der Sprache, die es überflüßig zu machen scheint, die philologischen Facultäten ebenso anzustrengen, als es etwa bey dem Sanskrit oder Arabischen der Fall ist. Einfach ist die Formlehre und in so fern leicht die Sprache — aber nur bis zu einem gewissen Puncte: denn gerade durch den Mangel an vollständigen alle grammatischen Kategorien erschöpfenden Flexionsformen entstehen Ambiguitäten und Schwierigkeiten, die nicht nur durch eine feste Kenntniß der Syntax, sondern auch der conventionell einmal festgesetzten lexilogischen Eigenthümlichkeiten, vor Allem aber durch einen gewissen Tact und Sympathie für den Gedanken und die Ausdrucksweise der persischen Schriftsteller und bey Behandlung von handschriftlichen Quellen durch eine gesunde Kritik bezwungen werden. Wenn wir den Maaßstab einer solchen Kenntniß an das von Herrn Vullers herausgegebene Buch legen, so müssen wir allerdings gestehen, daß es demselben keineswegs vollkommen entspricht; und da die orientalische Philologie mehr als eine andere ein allgemein europäischer Zweig der Literatur ist, und eine in diesem Felde von einem Deutschen erlittene Niederlage leicht der deutschen Orientalischen Schule überhaupt imputirt werden kann, so glauben wir, mit Freymüthigkeit die Leichtfertigkeit und Inadvertenz, mit der diese Arbeit des Herrn V. ausgeführt worden ist, bemerken zu dürfen, um, im Falle Hr. V. einer unpartheyischen Stimme Gehör geben will, denselben für die Zukunft aufmerksamer zu machen, und so viel an uns liegt, auch Andere zu warnen. Es würde unmöglich seyn, Alles anzuführen, worin Hr. V. gefehlt hat; wir werden daher, um unser Urtheil zu motiviren, ohne besondere Auswahl eine gewisse Anzahl von Stellen anführen, die unter den bezeichneten Gesichtspunct fallen.

Die angegebenen Seitenzahlen beziehen sich alle auf die des persischen Textes, die von Hrn. V. löblicher Weise auch am Rande der deutschen Uebersetzung verzeichnet worden sind. —

Pag. 4 Die beyden Seldjuken Tschakerbeg und Togrulbeg suchen Schutz bey Boghrachan; doch machen sie unter sich aus, daß jede Woche nur einer von ihnen sich auf drey Tage in das Lager des Chans begeben und demselben seine Dienste leisten sollte, „damit, übersetzt Hr. Vullers, er nicht etwa eine Entschuldigung vorbringe, und damit einer dem andern, wenn er in Gefangenschaft gerathen sollte, zu seiner Befreyung behülflich seyn könnte.“ Der erste Satz hat offenbar keinen Sinn: worüber sollte sich Boghrachan entschuldigen, der doch kein Engagement mit den beyden Brüdern eingegangen ist? noch mehr würde das Unstatthafte heraustreten, würde man den Satz wörtlich übersetzen: damit, wenn eine Entschuldigung in seinem Gemüthe sich erhöbe, er sie nicht ausführen könnte. Es ist gar keine Frage, daß man statt عذري das so nahe liegende غدري „List, Trug“ an seine Stelle setzen muß, wodurch Mirchonds Meynung vollkommen klar wird. Es gehört gewiß wenig Ueberlegung dazu, um diese nothwendige Verbesserung zu machen: um so mehr muß es auffallen, daß Herr V. noch öfters im Laufe des Buches denselben Fehler stehen läßt, wie wir nur kurz andeuten wollen pag. ۴۱, ۳۶, ۳۹, ۴۳. — p. ۱. steht im Persischen: نأئرهٔ حرب اشتغال یافت worin sicherlich ein Fehler zu vermuthen ist: denn اشتغال fordert eine Ergänzung mit به und kann nicht mit یافتن construirt werden: und wenn diese Schwierigkeiten nicht da wären, wie sollte man übersetzen er beschäftigte sich mit dem Feuer des Kriegs, oder das Feuer des Kriegs beschäftige sich? und was hätte das für einen Sinn? es ist offenbar اشتعال zu lesen, ein Wort, das vortrefflich zu dem Subject „das Feuer des Krieges“ paßt und es ist also zu übersetzen: das Feuer des Krieges entzündete sich. Man wäre geneigt das Vullersche اشتغال als Druckfehler anzusehen, wenn es nicht auch anderwärts eben so fehlerhaft sich fände z. B. p. ۱۳, ۱۴, ۱۵° ꝛc. Im Texte p. ۱۸ steht تفصیل این احمال: das letzte Wort ändert Hr. V. in احوال. Daß aber احمال gelesen werden müsse, ist unzweifelhaft; denn Mirchond will sagen: „was ich so eben summarisch (اجمال) vorgetragen habe, werde ich jetzt im Detail (تفصیل) aus einander setzen.“ Nichts ist häufiger als die Entgegensetzung dieser beyden Ausdrücke und Mirchond selbst hätte Hrn. V. darüber belehren können: p. ۴۴۶ تفصیل این اجمال oder p. ۴۰۳ wo die entsprechenden Participien gebraucht sind مفصّل این مجمل etc. Auch in der philosophischen Sprache stehen sich diese beyden Termini entgegen, indem der eine (tafsil) wie der Commentator zu dem Gulschan i râz bemerkt, die Körperwelt عالم الاجسام, als die Welt der Trennung, der andere (idjmâl) die Geisterwelt عالم الارواح oder die Welt der Ganzheit, der Vereinigung bedeutet. p. ۴ sagt der Gaznevide Masud: wenn das Glück nicht beysteht, so vergehet zahlreiches Heer und Tapferkeit چون خشت در تیراب Hr. V. hält تیراب für fehlerhaft und ändert تیراب, ein Wort, das durchaus nicht vorkömmt, aber doch von Hern. V. durch Diluvium erklärt wird, weil im Borhanikate unter den Bedeutungen von تیر auch Wasserfluth vorkomme „quum dicat تیر idem significare ac صاعقه وطوفان“ Hätte nun تیر wirklich diesen Sinn, so müßte man das dazu gesetzte آب für eine höchst überflüßige Tautologie ansehen: aber dieß ist nicht einmal der Fall. Im Borhanikate steht unter den 26 Bedeutungen des Wortes als die dreyzehnte صاعقه وطوفان und ist durch Zahlzeichen von den übrigen getrennt:

eben so im Haft kolzom als die fünfzehnte پانزدهم بمعني صاعقه وطوفان امدهشانزدهم الخ Daraus geht nun unwidersprechlich hervor, daß تير ein zusammengesetzter Begriff ist und ein plötzlich hereinbrechendes Gewitter mit Blitz und Wolkenbruch anzeigt und daß Hr. V. Unrecht gethan hat, die beyden Elemente dieses Begriffs zu trennen und das eine herauszuheben, weil es gerade für ihn paßte oder zu passen schien. Doch das ist noch nicht genug. Hr. V. übersetzt خشت mit Thräne, eine Distraktion, die ganz unbegreiflich ist. Die Vergleichung selbst wird aber vollkommen ungehörig: man könnte wohl sagen, die Tapferkeit der Einzelnen verschwinde, wie eine Thräne in der Wasserfluth: wo aber ist das tertium comparationis zwischen einer so verschwindenden Thräne und der im Persischen genannten „großen Anzahl von Truppen und Kriegsrüstung, und Fülle von Macht und Tapferkeit.“ Um zu enden, bemerken wir nur, daß am Persischen Text nichts zu ändern ist. خشت ist Ziegelstein und تيزاب ist Scheidewasser; der Historiker will also sagen: die größte Kriegsmacht, wenn nicht vom Glück begünstigt, löst sich auf, wie (ein so harter Körper als) der Ziegelstein in Scheidewasser. — Mirchond erzählt p. ۴۴ die Einwohner von Bagdad hätten von ganzem Herzen dem alidischen Partheygänger Besasiri gegen die sunnitischen Seldjuken gehorcht, die Sunniten, weil sie so sehr von den Seldjuken geplagt worden wären, die Schiiten aber „weil, übersetzt Hr. V. zu viel Uneinigkeit unter ihrer Secte herrschte.“ Ein sonderbarer Grund! aber Mirchond sagt nicht so, sondern viel verständlicher „wegen der Anhänglichkeit, die sie an ihre Secte hatten, wegen confessioneller Partheylichkeit.“ Dieß ist die gewöhnliche Bedeutung des Worts تعصّب das Mirchond hier gebraucht. — Hr. V. übersetzt p. ۴۴: „Alp Arslan trug einen langen Knebelbart und eine große Kopfbinde, die wie einige sagen, zwey Ellen lang war und bis ans Ende des Bartes herabhing.“ Im Persischen steht aber: Sein Turban war so hoch und sein Bart so lang, daß die Entfernung von der Spitze des Turbans bis zu der des Bartes zwey Ellen betrug. — Hr. V. übersetzt p. ۴۸ und v. بطارقه die unter der Begleitung des Kaisers Romanus erwähnt werden, durch Patriarchen, und es scheint ihn gar nicht frappirt zu haben, daß in der zweyten Stelle auf vier Bischöfe vierzig Reihen Patriarchen kommen. Jedermann weiß, daß unter بطارقه die Edelleute des byzantinischen Reiches (Patricier) zu verstehen sind. — p. ۴۶ leiht er dem Kaiser den sonderbaren Gedanken „an die Stelle des Chalifen in Bagdad einen Katholiken zu setzen.“ Natürlich steht davon nichts im Texte: denn جاثليق bedeutet nicht einen Katholiken, sondern einen Katholicos, bekanntlich ein Dignitär der orientalischen Kirche, ein Metropolit. — Hr. V. übersetzt p. ۷۴ „mit einer jeden dieser Abtheilungen rückte eine kleine Anzahl von Kriegserfahrnen und geschickten Feldherrn aus ꝛc.“ wo doch von der den Christen feindlichen Macht die Rede ist und übersetzt werden muß: „gegenüber eines jeden dieser (großen) Heerhaufen rückten nur kleine Häuflein geschickter Männer aus ꝛc. Gleich darauf übersetzt Hr. V. „Während des Treffens schickte der Sultan den Heerführer Savtegin als Gesandten zum Kaiser“ wo es heißt: auf Befehl des Sultans schickte Savtegin einen Gesandten ꝛc. — Hr. V. übersetzt p. ۸۳ „nach der Niederlage des griechischen Kaisers schickte der Sultan alles, was er von den Schätzen der jüngern kaiserlichen Prinzen erbeutet hatte ꝛc.“ Ohne etwas davon zu sagen, daß man gar nicht begreift, wie auf einmal hier jüngere Prinzen erwähnt werden, und wie man gerade von ihren Schätzen, und nicht von denen des Kaisers und der ältern Prinzen so viel erbeuten konnte, genügt, um die Uebersetzung des Hrn. V. umzustoßen, schon die einfache Reflexion, daß der Ausdruck بني الاصغر unmöglich jüngere Prinzen bedeuten könne, was ge-

gen alle Grammatik wäre. Wörtlich heißt er: die Söhne des Kleinsten: was aber offenbarer Unsinn ist. Ganz einfach hat man الاصغر in الاصفر zu ändern: die Banu 'Lasfar sind die Römer; denn Alasfar ist ein Beynahme Rums, des Sohnes Esaus cf. Fleischer Anteislam. p. 168. —

(Fortsetzung folgt.)

Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du Roi, et par les soins du ministre de l'instruction publique.

(Schluß.)

Es darf ferner nicht übersehen werden, daß zu diesen mit dem ruhigen und stetigen Geiste der Kirche nach den damaligen Verhältnissen wenig passenden, republikanischen Einrichtungen noch hinzukam, daß, als Schaaren fremder Ritter — und sie waren von allen Seiten des christlichen Erdkreises zur Theilnahme an dem Kreuzzuge gekommen — sich den blühenden Gebieten jener bereits gebildeten Republiken oder im vollen Zuge der Bildung zu solchen begriffenen Städte in der Absicht näherten, die religiöse Empörung durch politischen Zwang zu ersticken, insbesondere aber, nachdem der Führer des Kreuzheeres, Simon von Montfort, um bey der nur für kurze Frist verbindlichen Hülfe der Kreuzfahrer nicht plötzlich erbitterten Feinden allein gegenüber zu stehen, zu dem Mittel gegriffen hatte, das ihn allein in den Stand setzen konnte, den Krieg mit Nachdruck zu führen, große Anleihen zu machen und dieselben mit der erbeuteten Habe der Ueberwundenen abzuzahlen (Vergl. coupl. LXXII. V. 1634 ꝛc.) — dann der ganze Krieg eine Gestalt annehmen mußte, welche es nicht gestattet, ihn als eigentlichen Religionskrieg zu betrachten. Vergleicht man hiemit das Betragen des Papstes gegen die Grafen von Toulouse, welche jener sogleich bekriegen zu lassen aufhörte, als er sich zu überzeugen vermocht hatte, der gegen die Feinde der Religion begonnene Krieg

fange an, persönlichen Interessen zu dienen, so wird diese Behauptung als Grundansicht zur Beurtheilung des albigensischen Kreuzzuges vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Noch sey es uns erlaubt zu bemerken, daß jene Scenen des historischen Gedichtes, in welchem der gleichzeitige, aber Herrn Fauriel zufolge (Introd. §. IV.) unbekannte Verfasser Papst Innocenz III. berührt, an innerer Wahrheit und Schönheit zu den schönsten der neueren christlichen Poesie gehören und nur zu bedauern ist, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, seinem Gedichte einen größern Umfang zu geben, als den, welchen es in der vorliegenden Ausgabe hat, von dem Tode Peters von Châteauneuf bis zur Eroberung von Marmande durch Ludwig VIII. (1208 — 1219). In so großer Achtung stand aber dieses Gedicht bey den Provenzalen, daß im vierzehnten Jahrhundert ein Auszug davon in Prosa gemacht wurde, welcher bis jetzt für eine der Hauptquellen der Geschichte des Albingenserkrieges galt (vrgl. récueil des historiens de France, T. XIX.), und noch im siebenzehnten Jahrhunderte Theile davon im Munde des Volkes lebten. Dagegen haben aber die neuen Fortsetzer des ebengenannten Recueils zum nicht geringen Contraste ihrer Arbeit mit der der umsichtigen Benedictiner, ihrer Vorgänger, diese Hauptquelle, obwohl sie dieselbe kannten, nicht in die Sammlung aufgenommen und es blieb daher Hrn. Fauriel überlassen, sie an das Licht zu ziehen und mit einer höchst fleißig, sorgfältig und umsichtig gearbeiteten Einleitung und Uebersetzung dem Publikum zugänglich zu machen.

8. Wir wenden uns nun zu dem noch übrigen letzten der bisher erschienenen Werke der ganzen Sammlung. Es ist dieß ein kurzer Bericht über eine Inspectionsreise des H. Grille in die Arrondissements von Nancy und Toul mit einer Aufzählung und Beschreibung der daselbst vorgefundenen Monumente der Kunst, deren vorzüglichste in lithographirten Abbildungen, wovon bis jetzt 3 Lieferungen erschienen, beygegeben sind. Für die Geschichte der Kunst im Mittelalter sind in diesem Berichte werthvolle Daten enthalten.

Dr. C. Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. May.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Mirchondi historia Seldschukidarum persice e codicibus manuscriptis Parisino et Berolinensi edidit — illustravit Joannes Augustus Vullers.

(Fortsetzung.)

Hr. V. übersetzt p. ſ.٩ „dann erkundigte er sich nach einem jeden von ihnen und sagte: dieser hier was für einen Rang hat er? und jener, welches Amt bekleidet er ꝛc.“ ganz ungeschickt; denn der Nizamelmolk kannte die Leute recht wohl, der Chalife aber nicht. Hr. V. hat. تعريف mit تعرّف verwechselt: „Der Nizam gab dem Chalifen über jeden Auskunft, welchen Rang dieser bekleidet, welches Amt jener ꝛc. — p. ſſſ. „Zur Tochter der Mutter Turkan chatun“ ganz unverständlich, statt „zu Turkan Chatun, der Mutter des Mädchens (der Braut).“ — p. ſſV findet sich die sonderbare Uebersetzung: „den Beynamen Moazzi hatte er der (Sultan Malikschah) sich bey seiner Befreyung selbst gegeben“ nachdem uns eine Zeile weiter oben gesagt wird: „der Chalif gab ihm den Ehrentitel Djelaleddaula Moazzieddin ꝛc.“ Was soll ein deutscher Leser sich über die Richtigkeit historischer Angaben bey orientalischen Geschichtschreibern denken, wenn in einem und demselben Satze das nämliche Factum auf verschiedene Weise erzählt wird. Aber getrost! nicht Mirchond ist es, sondern Hr. V., der uns diesen Widerspruch auftischt. Die Stelle heißt im Persischen: معزي در تخلّص باين كلمه خودرا منتسب گردانيده und hierin hat Hr. V. sowohl die ganz einfache Construction als die Bedeutung der Worte mißverstanden. معزي kann nicht Object seyn wie V. annimmt, sondern muß als Subject aufgefaßt werden und خودرا ist Object, nicht Subject. Ferner معزي ist nicht Name des Sultans, der Moizz eddin heißt, sondern Name einer andern Person, abgeleitet von dem des Sultans, und zwar kann hier niemand anderer verstanden werden, als der kurz vorher erwähnte Dichter Moizzi (nicht Moazzi); ferner منتسب گردانيدن heißt nicht schlechthin benennen, sondern seinen Namen durch das Jai nisbat oder auf eine andere Weise von einem andern Namen bilden, wie Rumi von Rum, Moizzi von Moizz: endlich در تخلّص heißt nicht: „bey seiner Befreyung“: die technische Bedeutung von تخلّص ist wie männiglich bekannt ist, der letzte Vers einer Gazele, worin der poetische Name (wie Hafiz, Djami ꝛc.) vorkommen muß, oder der poetische Name selbst. Der Sinn des Ganzen ist also: Sultan Melicschah hatte folgende Namen vom Chalifen erhalten: Djelal eddaula Moizz eddin ꝛc. nach dem ersten trägt die djelalische Aere den Namen, nach den andern hatte der (bekannte Dichterkönig) Moizzi im tachallos seinen poetischen Namen abgeleitet. — p. 130 „Nun kömmt es aber dem Haupte des Islams von Rechtswegen mehr als den übrigen Fürsten zu, an jenem Tage — — auszuruhn“ wo zu übersetzen ist: „Nun aber kömmt dem Haupte des

Islams die Ausübung des Rechts und der Billigkeit mehr als den ꝛc. zu, damit ꝛc. — p. ۱۳۱ بمشمول عدل وفضل احق واولي مينمايد Hr. V. „(die Stadt Bagdad) die ohne Einschränkung am meisten Gerechtigkeit und Wohlthaten verdient.“ Wann hieß بمشمول jemals: ohne Einschränkung“ und wenn es der Fall wäre, wie soll man denn die folgenden Substantive construiren, die nothwendig eine Präposition vor sich haben müssen? Aber ممشمول heißt ganz einfach ein dem Nordwind ausgesetztes und durch ihn abgekühltes Getränk (cf. Caab ben Zoheir: — Wein — mit frischem Wasser gemischt, geschöpft im Thal aus der Fluth, der klaren, deren Geström des Nordsturms Odem gekühlt;) der Prediger will also sagen, die Stadt Bagdad sey am würdigsten des kühlen Getränkes der Gerechtigkeit und der Wohlthaten, ein Ausdruck der trefflich zu dem unmittelbar Vorhergehenden stimmt, wo es heißt, der Vezier dürfe nicht in Bagdad die Quelle des süßen Wassers seiner Wohlthaten vorbeyfließen lassen, ohne die Durstigen der Wüste der Armuth zu erquicken. — p. ۱۳۶ چنین کنند الخ ist ein Vers, was V. nicht bemerkt hat. — p. ۱۴۶ übersetzt Hr. V. den Titel des Vezirs نظام الملک رضي امير المومنين Nidham elmulc radhi, Fürst der Gläubigen, und fährt in der Uebersetzung fort: denn so lange der Islam besteht, ist noch kein Vezir mit dem Titel: Emir der Gläubigen ausgezeichnet worden.“ Man kann hinzusetzen: auch nicht einmal Nizam almolk. Es kann keine größere Mißkennung orientalischer Verhältnisse geben, als zu glauben, ein Unterthan habe den Namen des höchsten geistlichen und weltlichen Herrn getragen. Stände so etwas im Texte, so dürfte man es kühnlich für eine Interpolation eines mit dem Orient unbekannten Copisten halten. Aber Mirchond sagt es auch nicht: بامير المومنين منسوب كردانيده بودند heißt nicht: „wurde mit dem Titel: Emir almumenin bezeichnet,“ sondern: „er erhielt einen Namen, der einen Bezug auf Emir almumenin hat, der davon abgeleitet ist“ nämlich man fügt noch ein Wort hinzu das im status constructus zu Emir alumenin gesetzt ist, wie hier رضي. Der Vezier hieß also: die Ordnung des Reichs, das Wohlgefallen des Emir almumenin: nicht aber Radhi (der Wohlgefällige), der Fürst der Gläubigen; was sogar gegen die Grammatik wäre, indem dann zu رضي der Artikel hätte gesetzt werden müssen. Es war schon Ehre genug für einen Vezier, daß in seinem Titel ein Verhältniß zu dem Fürsten der Gläubigen angedeutet wird, eine Ehre, die bis dahin nur herrschenden, um den Chalifen wohlverdienten Dynasten ertheilt wurde, wie z. B. dem Seldjuken Sultan Melikschah, mit dem Ehrennamen Kasim Emir almumenin (p. ۱۱۷) und Sultan Mahmud, genannt Yamîn Emir almumenin (p. ۱۹۴). Das erstere übersetzt Hr. V. der Schöne, der Fürst ꝛc., das andre: der Glückliche, der F. ꝛc. ohne zu bedenken, daß es dann alkasim, alyamin heißen müßte. Der erste Titel bedeutet: der sich mit dem Chalifen in die Herrschaft theilt, der zweyte: die rechte Hand des Chalifen. Möge die Majestät des Chalifen Hrn. V. dieses crimen laesae verzeihen. — p. ۱۴۴ „der Vezir Nizam elmolk sagt in der Erzählung eines Traumes: „Furcht und Angst überfiel mich ob dieser Täuschung.“ Von Täuschung kann hier gar keine Rede seyn, da der träumende Chodscha sein Gesicht durchaus für keine Täuschung hielt, und wenn auch, so konnte sie für ihn kein Gegenstand des Entsetzens werden, da sie ihm ja große Ehre vorspiegelte, nach welcher sein ambitiöser Geist damals, wie er selbst sagt, so sehr begehrte. Das Wort, das im Persischen steht, شهادئ ist nach V. (not. p. ۴۷°) lectionis duliae, da man auch ثهادئ lesen könne. Das erstere knüpft er an das von Castell erwähnte شها ineptus: das aber eines der Unworte ist, wie sie sich zu Hunderten im genannten Lexikon finden; das andere an das arabische ثها fatuus fuit: aber

dieses Verbum bildet kein Substantiv ذهآء und wenn es sich fände, so würde es fatuitas nicht aber Täuschung bedeuten. Es ist höchst sonderbar, daß Hr. V. nicht bemerkt hat, daß تنهائي (Einsamkeit) zu lesen ist, so zwar daß die drey Puncte des The in zwey und einen aufgelöst werden müssen, wie ja in persischen Manuscripten so gewöhnlich ist. Dieses Wort macht nun den ganzen Traum erst recht drastisch: der Chodscha sieht sich von Ehren umgeben, da überschleicht ihn ein grauenhaftes Gefühl der Einsamkeit und siehe da eine Gestalt erschien ihm ꝛc. — p. ۱۸۱ „Die welche dir Tribut zahlten ꝛc. بخدمتش نفاق آوردند statt: die welche in deinem Dienste Heuchelei hegten. H. V. punctirte wahrscheinlich نَفَاق (was nicht einmal Tribut, sondern allgemein: Ausgabe heißt) statt نِفَاق. — p. ۱۸۰ „nach Balch“ بلخ بغية الاسلام به Hr. V. übersetzt die ersten Worte nicht: und doch muß er sich dabey etwas gedacht haben: denn er adoptirt die Lesart des Pariser und verwirft die des Berliner Codex, der das به wegläßt. Hr. V. hatte vollkommen Unrecht, hier so wie an hundert andern Stellen, wo der Berliner bey weitem Besseres darbietet als der Pariser. بغيةالاسلام als Beyname Balchs ist wahrer Unsinn. Es ist bekannt, daß der Beyname dieser Stadt قبةالاسلام ist; mit der Präposition ist dieß بِغبة und so muß gelesen werden was nur wenig von der Berliner Lesart entfernt. Es ist unbegreiflich wie so etwas einem orientalischen Geschichtsforscher entgehen kann. — p. ۱۹۰ „Obgleich der Sultan sich größtentheils in seinem Harem aufhielt, so war er doch eben so gut von den Angelegenheiten des Divan als von den Geheimnissen des Brautschatzes und der schönen Töchter unterrichtet (داشتي - - - باآنكه از احوال ديوان واسرار سياق ودختر نيك با خبر بود)

Man sieht daß im Persischen, nichts von „eben so gut als“ — vorkömmt und daß wir diese Ausdrücke, die dem Satze auf einmal eine andere Farbe geben, der Verlegenheit des V. verdanken. Da aber im Persischen bloß und steht, so haben wir natürlich nicht Geheimnisse des Brautschatzes und der schönen Töchter sondern Dinge zu erwarten, die man im Harem nicht lernen kann: wozu hätte denn auch Mirchond obwohl (باآنكه) gesagt? Und was sind denn Geheimnisse des Brautschatzes? So sonderbare Gedanken bey einem sonst logischen Kopfe, wie Mirchond sich gewöhnlich zeigt, lassen uns arge Mißverständnisse bey seinem Uebersetzer vermuthen. Examiniren wir die einzelnen Ausdrücke. سياق übersetzt Herr. V. durch Brautschatz. Wo hat er dieß gefunden? Bey Freytag steht ساق 2) misit praebuitve sponsalitium donum mulieri c. الي p. die letzten Worte mit italienischer Schrift gedruckt: Dieß heißt aber bloß, daß das Verbum سالي geben bedeutet und daß man es z. B. vom Geben des Brautschatzes gebrauchen könne; wenn man dieß thut, so muß man natürlich noch das erforderliche Complement (etwa لهكر) hinzusetzen. Die allgemeine Bedeutung des Verbi als geben ist unbezweifelt. Siehe Tabari Kosegart. I. 16. خير ساق اليكم الكرامة ساقه الله اليك ibid. p. 32. ꝛc. سياق muß also auch eine andere Bedeutung haben. Bey Meninski findet sich سياقة als species arithmeticae s. numerandi modus literis arabicis. Daß das Verbum ساق die, in den Lexicis nicht erwähnte Bedeutung von „berechnen“ hat, geht aus mehreren Stellen hervor, von denen wir eine ganz evidente anführen wollen: (Hamza Isfahan. C. Leid. p. 53). غير موافق لسياقة — تاريخ سني الاسكندر لانه ساق السنين في التفصيل الي ستماية وستة و تسعين سنة „dieses stimmt nicht überein mit der Berechnung der Chronologie der Jahre Alexanders (von Alexan-

der bis Ardeschir) denn er (Kesravi) berechnete die Jahre im Detail auf 696 Jahre ꝛc. Wenn also im Worte سیاق kein Fehler liegt (es wäre möglich daß سیاست zu lesen), so haben wir es als eine Nebenform für سیاقة anzusehen, wie sie wirklich von Djeuhari angeführt wird, und die اسرار سیاق wären also nicht Geheimnisse des Brautschatzes, sondern die Geheimnisse des Calculs; das darauf folgende Wort دختر ist natürlich als دفتر, das Budget, Finanzetat zu lesen, und verbindet sich ungezwungen mit dem vorhergehenden; das darauf folgende نیک gehört aber nicht zu دفتر sondern zu باخبر als Verstärkung: sehr unterrichtet. — Eben so sonderbar ist von Hr. V. der folgende Satz übersetzt worden: وازعارض اوراق عرض حشم و توجیهات موسومات لشکریان طلب فرمودی „und befahl dem Secretär, ihn von der Dienerschaft und den bestimmten Märschen des Heeres in Kenntniß zu setzen." عارض heißt nicht überhaupt Secretär, sondern Secretär des Heeres (کاتب لشکر) die Person, die die Musterrollen des Heeres führt; اوراق عرض das Hr. V. zu übersetzen nicht für der Mühe werth hielt, sind eben die Musterrollen; حشم sind die Truppen: daß unter توجیهات nicht Märsche, sondern Anstellungen, appointements zu verstehen sind, weiß jeder Leser der Allgemeinen Zeitung. Es wäre nicht unmöglich, das folgende مرسومات als Adjectivum zu توجیهات zu ziehen; besser aber scheint es uns, dasselbe als terminus technicus zu nehmen, Löhnung, Stipendia, und ihm ein و voran zu setzen. Man sieht, daß nun nach unsrer Ansicht der beyden Stellen alles vortrefflich zusammenstimmt, während bey Hrn. V. unzusammenhängende Gedanken stehen und eine Uebersetzung hervorgetreten ist, die sich weder durch die persische Grammatik noch Lexilogie rechtfertigen läßt. — p. ۳۰۵ - در نا حیهٔ علم از مضافات همدان „in den Gebirgsgenden von Hamadan" نا حیهٔ علم als Gebirgsgegend möchte sich wohl durch nichts belegen lassen: wenn ein alter arabischer Dichter عَلَم für Berg gebrauchte, so hat das seinen guten Grund, berechtigt aber noch nicht, es auch für die persische Litteratur gelten zu lassen: علم als synonym für جبل ist in der arabischen Geographie unerhört. Das Richtige liegt in der Variante اعلم die Hr. V. mit einem male abfertigt. اعلم ist der Name einer Gegend bey Hamadan, vide marasid alittila: الاعلم -- اسم کورة بین همذان وزنجان من نواحي الجبال الخ p. ۴۱۶ liest Hr. V. اورتاق statt اروق, was aber vollkommen richtig ist, und Familie bedeutet cf. Quatremère Raschideddin p. 7. — pag. ۱۱۷ پنج روزه حیات طبیعي را بعیش وخرمي کذرانید تا الخ Die V'sche. Uebersetzung „brachte fünf Tage seines Lebens in lauter Lust und Freude zu" muß schon jedem unbefangenen Leser im Zusammenhang mit der ganzen Stelle als höchst sonderbar erscheinen, und würde es noch mehr wenn Hr. V. das تا des persischen Textes in das Deutsche mit aufgenommen hätte. Doch brauchen wir dieß gar nicht auszuführen, da es uns genügt zu bemerken, daß پنج روزه حیات grammatisch nicht: fünf Tage des Lebens bedeuten kann, sondern das fünftägige Leben: dieß ist aber nichts anders als das kurze, ephemere Leben (wie z. B. im Pendnameh ed. Sacy p. 94): Dieser Ausdruck kommt davon her, daß die Orientalen das ganze Leben des Menschen als eine Woche ansehen, von deren sieben Tagen der erste, an welchem der Mensch geboren wird, und der letzte, an dem er stirbt, abgerechnet werden, und somit fünf Tage für die eigentliche Existenz übrig lassen (vide Hast kolzom). Man sieht, daß es doch der Mühe werth ist, bey Uebersetzung orientalischer Texte ein wenig nachzudenken, um nicht die dupe einer Metapher zu werden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

P. Virgilii Maronis opera ad optimorum librorum fidem edidit perpetua et aliorum et sua adnotatione illustravit commentationem de vita carminibusque Virgilii et indices necessarios adjecit Albertus Forbiger. Pars II. Aeneidos L. I — IV. Lipsiae. Sumptum fecit et venumdat T. C. Hinrichs. MDCCCXXXVII.

Es ist nicht eben lange her, daß es für Geschmacklosigkeit galt, sich des römischen Dichters zu freuen. Denn so wie dieser vor dem Wiedererwachen des Sinnes für ächte Poesie mit Unverstand über Homer war erhoben worden, — „Virgil ist polirter," hat mit der damaligen Welt König Friedrich im Gespäche mit Gellert gemeynt, und dieser nur das erwiedert, daß Homer zu weit von uns abliege, als daß uns über ihn ein vollständiges und gerechtes Urtheil zustehe — so sehr hat ihm die Vergleichung mit diesem geschadet, als den Deutschen endlich das Verständniß der homerischen Muse aufgegangen war. Aber so unendlich nahe diese Vergleichung auch liegt, wir wagen sie dennoch in einem Sinne wenigstens für unbillig zu erklären. Denn gänzlich verschieden ist das Verhältniß beyder Dichter zum Stoff ihrer Gesänge. Was an den großen Ereignissen, die Homer im Liede feyert, von geschichtlicher Wichtigkeit für alle Zeiten war, geht vollkommen darin auf, daß sie sein Lied erzeugten; nicht die Helden, sondern der Sänger, nicht die Thaten, sondern die Denkmale derselben haben welthistorische, Jahrtausenden trotzende Bedeutsamkeit, so daß wörtlich wahr geworden ist, was der Dichter von der Götter Absicht bey dem Untergange Troja's sagt (Od. Λ. 579, 580): τὸν δὲ θεοὶ μὲν τεῦξαν, ἐπεκλώσαντο δ' ὄλεθρον ἀνθρώποις, ἵνα ᾖσι καὶ ἐσσομένοισιν ἀοιδή. Der That endliche, ja eigentliche Bestimmung war es, zum Liede zu werden. Dagegen ist nun freylich die Aeneide nicht das historische Ergebniß, sondern nur ein Abglanz der Größe Rom's; daß sie vorhanden sey und jedes empfängliche Menschenherz erfreue, ist nicht ihre höchste und letzte Bestimmung; anders als die Ilias und Odyssee hatte sie dieselbe außer sich, im Lobe August's, um dessen willen nur, was sie besingt, geschehen war, in welchem sich Rom's Herrlichkeit vollendet. Nun bestand aber des Dichters Aufgabe darin, diese zu seiner Zeit bereits entwickelte Herrlichkeit in seinem Epos gleichsam im Keime zu zeigen; sie forderte die Kunst, ein geistreiches vaticinium post eventum zu schaffen, ja diesen Erfolg wo möglich durch Schicksal und Thaten des Stammheros selbst zu motiviren. Hätte sich der Dichter hierauf beschränkt, hätte er nicht eigensinnig eine zweyte, unerreichbare Absicht verfolgt, in seiner Aeneide die beyden Gedichte Homers im Ganzen wie im Einzelnen zu reproduciren, so würden wir zwar eine Menge sehr schöner Verse weniger haben, aber auch seltener das vergebliche Bemühen wahrnehmen, Unnachahmliches nicht bloß nachzubilden, sondern zu übertreffen, dagegen gewiß das wahrhaft Große seines Gedichts, die prophetische Darstellung der Kämpfe wie der Herrlichkeit Rom's, mächtiger hervortreten sehen. Wie die Aeneide jetzt vor uns liegt, hat ihr Ausleger außer den allgemeinen, für jedes schriftstellerische Werk geltenden, Pflichten noch die beyden besonderen auf sich, erstlich auf die Nachahmungen Homer's beurtheilend einzugehen, wofür durch Nachweisung der treffenden Stellen schon längst so viel vorgearbeitet ist, dann aber vornehmlich die Kunst

aufzuzeigen, mit welcher Virgil die Geschichte Roms zu Motiven der epischen Handlung zu benützen gewußt hat. Ist z. B. in jener Hinsicht rühmend anzuerkennen, daß er gewisse durch den homerischen Typus für das Epos fast unentbehrlich gewordene Bestandtheile aufs sinnreichste für seinen Hauptzweck fruchtbar gemacht hat, wie den Gang in die Unterwelt, die Fertigung des Schildes, die Leichenspiele (ludus Trojae), während er unter Anderm vergeblich strebt, in der Person des Drances (lib. XI.) den homerischen Thersites zu erneuen, so muß in letzterer das Verdienst der Anlage des Gedichtes sowohl als einzelner Stellen desselben die gehörige Nachweisung finden. Was nun jene betrifft, so bedeutet der einfache Gang der Haupthandlung, vermöge dessen Aeneas zu Dido, dann in die Unterwelt, hierauf nach Latium und zu Evander an die Stelle kommt, wo Rom einst stehen sollte, doch wahrscheinlich nicht weniger, als daß der Stammheros durch seine persönlichen Verhältnisse für's erste den Grund zu dem Kampf um die Weltherrschaft legt, in dessen Prüfungsfeuer sich Rom derselben würdig erweist, daß er zweytens die Höhe voraus erblickt, zu welcher die Stadt durch den Sieg in diesem Kampfe wird erhoben werden, und daß endlich den römischen Leser die Anschauung des Contrastes erfreuen soll, die ihm zu Theil wird, wenn er nach dem großartigen Ueberblick römischer Weltherrlichkeit, den das sechste Buch giebt, im achten mit Aeneas den Geburtsort und Schauplatz derselben im vorgeschichtlichen Zustand idyllischer Friedlichkeit als die Wohnstätte eines harmlosen Kleinlebens findet (VIII. 347: hinc ad Tarpejam sedem et Capitolia ducit, aurea nunc, olim silvestribus horrida dumis; v. 360: passimque armenta videbant Romanoque foro et lautis mugire Carinis).

Zu dieser Betrachtungsweise des Dichters hat Heyne den Grund gelegt, und hiemit mehr geleistet, als nur den Virgil erklärt, nämlich die Vermittlung zwischen dem philologischen Wissen und der modern gebildeten Welt, die jenes als trübselige Pedanterey großentheils von sich zu weisen im Begriffe war, wieder eingeleitet. Denn das erkennt jetzt wohl jedermann, daß Heyne als Kritiker und Grammatiker mit keinem der großen Holländer, die seine Zeitgenossen waren, auch nur im entferntesten zu vergleichen ist; aber er hat, wie vor ihm Niemand, in seinem Virgil versucht, das künstlerisch und sittlich Schöne dem Leser wenigstens andeutend nahe zu legen, und hierdurch die Theilnahme der modernen Gebildeten für klassisches Wissen, welche die sonst unschätzbaren Arbeiten der holländischen Schule ihrer Form wegen unmöglich hatten erregen können, wiederum in weiten Kreisen geweckt. Dieses Verdienst wird ihm nie bestritten werden können, so schlecht auch seine Nachtreter mit der von ihm eingeführten Methode gewirthschaftet haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mirchondi historia Seldschukidarum persice e codicibus manuscriptis Parisino et Berolinensi edidit — illustravit Joannes Augustus Vullers.

(Schluß.)

Pag. ۴۴۶ وازغایت خبث باطن‌رنود واوباش را در کمینها نشاندند „sie gingen in ihrer Schlechtigkeit so weit, daß sie Soldaten in den Hinterhalt stellten.“ Um diese Uebersetzung zu erhalten, hat Hr. V. das و vor اوباش ausgestrichen und رنود in ربود verändert, das so gewonnene باطن‌ربود betrachtet er als Compositum mit der Bedeutung internum rapiens i. e. animum lacerans, discrucians. Wenn wir auch annehmen, daß dieses Epithet füglich auf خبث bezogen werden könnte, so stellen sich doch unübersteigliche grammatikalische Hindernisse gegen die Bildung des Compositum selbst entgegen. Welcher Perser hat jemals das abgekürzte participium passivum (ربود) in der Composition mit der Geltung des participii activi gebraucht. باطن بود kann bloß cujus internum rapitur bedeuten: das was Hr. V. postulirt, müßte باطن‌ربا lauten. رنود ist auf alle

Fälle ein schwieriges Wort, doch kann man sich über den Sinn kaum täuschen. Gerade wie hier رنود واوباش verbunden werden, so auch bey Raschid eddin ed. Quatrèmere p. 226: und رنود muß also eine mit اوباش analoge Bedeutung haben. Dieses Wort heißt aber nicht, wie V. übersetzt: Soldaten, sondern gemeines, zusammengelaufenes Volk, und Hr. Quatremère hat also ganz gut رنود واوباش durch: des gens de la lie du peuple, des hommes ignobles gegeben. Nun ist es aber sonderbar, daß selbst Mirchond in dem von V. herausgegebnen Buche dieselbe Verbindung gebraucht hat, nämlich ۴۳۷ ربود واوباش wo sicherlich رنود geschrieben werden muß. Die Uebersetzung, die Hr. V. von dieser Stelle vorbringt ist so unstatthaft, als die andern von uns erwähnten خزانه سلطان را از سر پنجه غضب ربود واوباش بغداد نگاه داشته از اب گذرانید „bis man den Schatz des Sultans aus den Klauen der Wuth gerissen und nach Abwehrung der bagdadischen Truppen glücklich übergesetzt hatte.“ Nun ist zu bemerken 1) daß der Schatz des Sultans noch nicht in die Hände der Meuterer gefallen war; 2) daß nach der Vullerschen Uebersetzung auf keinen Fall ربود sondern ربوده stehen müßte; 3) daß dieses Wort hier durchaus ungehörig ist, indem von einer gesetzmäßigen Gegenwehr, nicht von einem räuberischen Anfall die Rede ist; 4) نگاه داشتن heißt nicht abwehren, sondern bewahren. Offenbar ist das Object dieses Verbi خزانه را den Schatz, dieser wurde in Acht genommen, beschützt; und zwar vor den Klauen der Wuth از سر پنجه غضب, so daß für ربود واوباش keine andere Construction übrig bleibt als die des Izafet: vor der Wuth des Pöbels von Bagdad. So entwickelt sich alles ganz natürlich und in bester Uebereinstimmung mit dem ganzen Zusammenhange. — Die ungefähre Bedeutung von رنود wäre also wohl ermittelt: schwerer aber wird es fallen, den

Ursprung des Wortes nachzuweisen: wenn es nicht eines der vielen mongolischen Wörter ist, die in der spätern persischen Literatur so häufig sich finden, so kann ich es für nichts anderes ansehen, als für die, freylich unregelmäßige Bildung eines pluralis fractus von dem persischen رند (in der Bedeutung von nebulo) wie etwa die Perser nach arabischer Analogie aus persischen Wörtern wie پادشاه . تازک Substantiva deriviren تزاکت پادشاهت doch gebe ich dieß blos für eine Conjectur, die ich gern fallen lassen würde, wenn etwas Triftigeres nachgewiesen würde. — pag. ۴۶۱ „Gestern war noch eine Nacht zwischen deinem Haupte und dem Himmel, heute aber ist dein Haupt eine Parasange vom Körper entfernt.“ Wer kann das verstehen? Der Dichter will sagen: Gestern warst du noch ein mächtiger Monarch, heute hat man dich enthauptet und dein Haupt weit von deinem Rumpfe weggeführt. Was Hr. V. durch eine Nacht übersetzt, heißt im Persischen شبه: dafür ist offenbar شبر eine Spanne zu lesen: dein Haupt war blos eine Spanne weit vom Himmel ꝛc. besser aber scheint es des Metrums wegen die Variante کز eine Elle zu wählen. Schon diese hätte Hr. V. auf den eigentlichen Sinn des Verses führen sollen. Wenn wir mit Beleuchtung der Vullerschen Uebersetzung abbrechen, so meynen wir nicht, daß die behandelten Puncte die einzigen sind, in denen Hr. V. seinen Schriftsteller flüchtig studirt und folglich falsch übersetzt hat: es giebt deren noch eine ziemliche Anzahl, die wir aber übergehen, weil diese Recension ohnehin schon zu lang geworden ist, und eine Aufzählung von Fehlern überhaupt ein sehr unerquickliches Geschäft ist. Doch müssen wir noch einige allgemeine Bemerkungen machen. Wir haben schon erwähnt, daß uns Hr. V. viel zu wenig Rücksicht auf den Berliner Codex gelegt zu haben scheint. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Stellen namentlich anführen: es genüge daher eine

einzige. p. ۴۵ steht كلمات مشغف nach dem Pariser Codex, während der Berliner سغفتآميز hat. Nun gehört es aber zu den Feinheiten der persischen Sprache, daß ein Participium oder Adjectivum (wenn es nicht bloß eine allgemeine Relation ausdrückt) nur mit dem Subject verbunden werden kann, das wirklich die Handlung ausübt, die im Adjectiv ausgedrückt ist. Man kann wohl sagen مرد مشغف ein gütiger Mann, aber nicht كلمهٔ مشغف eine gütige Rede, ein Tropus, der uns Abendländern sehr geläufig, bey den Persern aber durchaus untersagt ist; diese müssen sich daher auf andere Weise helfen, und sie thun dieses gewöhnlich durch ein Compositum, wie hier: mit Güte gemischt oder auf Güte gebaut ꝛc. gerade wie nachher پيغامهاي محبت انكيز steht, wo محب ein eben so arger Barbarismus wäre, als oben كلمات مشغف. — Auch die Orthographie ist von dem Hrn. Herausgeber nicht rein genug gehalten worden. So schreibt er im Izafet امرأ statt امراي توجهٔ statt توجه, als ob das schließende He ein mochaffah wäre und nicht mozhar. Ein Umstand hat uns besonders frappirt, man findet nämlich im persischen Text immer كردانيدن geschrieben. Da dieses Wort beynahe auf jeder der 270 Seiten vorkömmt, so kann seine Schreibung unmöglich zufällig seyn, und muß auf einem System des Verf. beruhen. Er leitet also wohl das Wort von كردن ab. Da Hr. V. eine persische Grammatik angekündigt hat, so müssen wir bis dahin unser Urtheil aufschieben. Es sey uns einsweilen erlaubt auf der Schreibung كردانيدن*) zu bestehen; denn nach der alten Theorie wird das Causativ vom Präsesstamm, uud nicht vom Präteritalstamm abgeleitet, so daß von كردن (كن) كنا نيدن gebildet werden muß, كردانيدن aber ein Barbarismus ist; von گشتن (versari, esse) aber ganz regelrecht گردانيدن (facere ut aliquis (quid) sit, efficere) nichts davon zu sagen daß, wenn von كردن ein Causativ كردانيدن abgeleitet werden könnte, es nicht afficere sondern facere ut aliquis faciat bedeuten würde. — Die Bemerkungen die Hr. V. seiner Uebersetzung beygefügt hat, sind meistens historischen und antiquarischen Inhalts: für den mit dem Orient nicht bekannten Leser werden sie willkommen seyn, dem Kundigen aber wenig Neues lehren. Aber auch hier finden sich manche Verstösse, so z. B. wird pag. 270 von dem Zug des mongolischen Heerführers Emir Badju gesprochen, wozu Hr. V. die Bemerkung macht: „Batschu, der Sohn Tuschis und Enkel Tschengis Chans, war einer von den mongolischen Chanen, die über die Tartarey von Kiptschak und der Krimm herrschten.“ Dieß ist eine sehr ungeschickte Verwechslung zweyer total verschiedener Personen. Wie kann doch ein Emir identisch seyn mit einem Chan? Die Wahrheit ist, daß der Emir Badschu ein Feldherr unter den Befehlen Hulagus war, wie man aus d'Ohssons Geschichte der Mongolen und dem jüngst publicirten Raschideddin sehen kann, und nichts zu thun hat mit dem Chan von Kiptschak, der übrigens nicht Badschu, sondern Batu (باتو) heißt, und Sohn des Dschutschi war, nicht Tuschi, wie Hr. Buller schreibt.

M. J. M.

*) Da hier die Unterscheidung des Kaf und Gaf unumgänglich ist, so hat Hr. Prof. Maßmann die Güte gehabt, mit seiner bekannten Handfertigkeit den Mangel unsrer Druckerey zu decken und einige Holztypen zu schneiden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

P. Virgilii Maronis etc.

(Fortsetzung.)

Was Heyne angefangen hatte, zu vollenden, insbesondere das, was Göthe so treffend die Motive einer Dichtung nennt, in den beyden oben angedeuteten Richtungen gründlich zu verfolgen, das war unsers Bedünkens die eine Hauptaufgabe des späteren Interpreten, so wie Handhabung der Grammatik und Kritik nach dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft die andere. Diese letztere hat Wagner gelöst; in Hinsicht auf jene wünschten wir rühmen zu können, daß Herr Forbiger, Wagner'n vervollständigend, über Heyne hinausgegangen wäre. Um nur Einiges anzuführen, so war gleich anfangs hervorzuheben, daß der Virgilischen Juno Feindschaft gegen die Troer einen ganz andern Charakter als die der Homerischen Here trägt; die persönlichen Gründe ihres Hasses, das judicium Paridis, welches Homer Il. ω, 28 sq. als den einzigen nennt, der Raub des Ganymedes treten gegen den politischen, daß die Göttin in dem Stammvater der Römer den bösen Genius ihres Carthago's sieht, außerordentlich zurück. Wir werden also gleich durch den Eingang der Aeneide in den Stand gesetzt zu erkennen, daß die Handlung des Gedichtes von welthistorischen Interessen bewegt, daß in Aeneas das römische Volk verfolgt, daß er als dessen lebendiger Typus betrachtet wird, wie denn in der von dem Helden gegebenen Charakteristik (I. 544: rex erat Aeneas nobis, quo justior alter nec pietate fuit nec bello major et armis) die beyden Hauptseiten des noch unverdorbenen Römerthums, die religio erga Deos und die virtus bellica vollkommen deutlich ausgesprochen sind. Der römische Leser und vollends der, für welchen die Aeneide im besondersten Sinne gedichtet war, Augustus nämlich, mußte sich dadurch gleichsam selbst in die Handlung des Epos hereingezogen und bey dem Geschick des Helden betheiligt fühlen.

Gehen wir einige Verse weiter fort zum Selbstgespräch der Göttin, ihrer Verhandlung mit Aeolus und dem Versprechen, womit sie diesen gewinnt, ihm eine Nymphe ehelich zu verbinden, so finden wir sofort Gelegenheit, die Weise, wie Virgil den Homer nachahmt, anerkennend wie tadelnd zu würdigen. Juno's Monolog fällt bekanntlich in eine Situation, die ganz herübergenommen ist aus Od. ε, 282 ff. Aeneas ist gerade wie Odysseus im Begriff dem Ziele aller Mühsal zuzusteuern; da tritt jedem die ihm feindliche Gottheit mit nicht gestilltem Rachedurst in den Weg. Diese Situation ist eine durch den Organismus des Virgilischen Epos bedingte; sie führt Aeneas', Ankunft in Karthago herbey, und ist somit als nothwendiger Hebel der ganzen folgenden Handlung in sich selbst vollkommen berechtigt. Homer ist also nicht bloß äußerlich nachgeahmt, sondern ein ihm entlehnter Gedanke zur Gestaltung des römischen Epos selbständig verarbeitet worden. Ganz anders verhält sich's mit jenem Versprechen, das die Göttin dem Aeolus giebt; dieses ist eine reine, durch nichts gebotene, wegen ihrer zwecklosen Absichtlichkeit unfreye Nachahmung von Il. Ξ, 267 u. ff. Der Dichter scheint es fast selber gefühlt zu haben; denn er läßt den Aeolus in seiner Antwort das Versprechen Juno's gar nicht berühren, während Here bey Homer das ihrige dem Hypnos so feyerlich beschwören muß, sondern, gleich als wollte Virgil dieses Plagium eines Gedankens durch etwas selbständig Erfundenes wieder gut machen, für seine Bereitwilligkeit zu gehorchen einen andern Grund angeben: tu mihi, quodcunque hoc regni, tu sceptra Jovemque concilias etc.; so möchte wenigstens die Veranlassung dieser in ihrem mythologischen Sinne bis jetzt

noch unerklärten Verse gefunden seyn. Dagegen müssen wir die Nachahmung Homer's in Jupiter's Antwort an Venus (254 — 296), der nämlich, was ich nirgends angemerkt finde, die schicksalenthüllende Rede des Zeus an Here Il. o, 53 sqq. unverkennbar zu Grunde liegt, für sehr geistreich erklären. Hier hat Virgil den prophetischen Ueberblick, den Zeus über die Handlung der Ilias und das endliche Schicksal Troja's giebt, durch eine großartige μετάβασις εἰς ἄλλο γένος zu einem Ueberblick der ganzen römischen Geschichte erweitert und sich dadurch die Möglichkeit geschaffen, August und dessen Friedensreich als das Ziel und den Gipfel alles Römerthums hervortreten zu lassen. Hier hat die Nachahmung, welche das Vorbild nicht ab-, sondern umbildet, nicht copirt sondern ausbeutet, vollkommen den Werth eines Originals. Dasselbe kann gesagt werden von jener aus mehreren homerischen Stellen entlehnten Wolkenhülle, in welche Venus ihren Sohn und Achates auf deren Gang nach Carthago birgt (I. 411). Denn der Dichter hat dieselbe zu dem unschätzbaren Motive benützt, seinem Helden, der in dieser Hülle Ilioneus' Anrede an die Königin (522 — 558) unsichtbar mitanhören kann, in diesem höchst würdigen Zeugnisse von der Seinigen Liebe zu ihm den vollen Genuß der fama sui zu bereiten, und ihn, nachdem er Dido's atque utinam rex ipse — adforet Aeneas vernommen, mit der überraschendsten Wirkung aus der Wolke hervorzuführen. Hinwiederum kann nichts besser als Beyspiel einer gänzlich mißlungenen Nachahmung gebraucht werden, als was Aeneas I. 378 — 379 zu seiner ihm als tyrische Jägerin begegnenden Mutter sagt: sum pius Aeneas, raptos qui ex hoste Penates classe veho mecum, fama super aethera notus, der matte Nachhall des unvergleichlich herrlichen εἴμ' Ὀδυσεὺς Λαερτιάδης, ὃς πᾶσι δόλοισιν ἀνθρώποισι μέλω, καὶ μευ κλέος οὐρανὸν ἵκει (Od. ι. 19, 20). Denn Homer hat ja den wunderbaren Fremdling seit seinem ersten Zusammentreffen mit Nausikaa den Phäaken so höchst interessant gemacht, hat den namenlosen Schiffbrüchigen in Demodokos Lied ihnen als weltberühmten Helden so wohl bekannt seyn lassen, daß sie und mit ihnen der sinnbegabte Leser, der sich in ihre Stimmung versetzen, der die Spannung des Königs bey des Fremdlings Benehmen, als dieser den Gesang von seinen Thaten hört, vollkommen theilen muß, das Lösungswort aller Räthsel, das εἴμ' Ὀδυσεύς, mit unaussprechlichen Gefühlen wundervollster Ueberraschung vernehmen. Aber alle diese Vermittlungen, welche dem εἴμ' Ὀδυσεὺς die höchste Wirksamkeit verschaffen, fehlen gänzlich bey Virgil; dessen Leser ist daher bey dem sum pius Aeneas so wenig überrascht, als die Venus personata darauf gespannt; ja es macht auf jeden, der Homer kennt, nur einen peinlichen Eindruck, einen unübertrefflichen Gedanken durch ungeschickte Verwendung entnervt zu sehen.

Wir glauben hiemit gezeigt zu haben, auf welche Weise wir etwa Virgil als Dichter interpretirt wünschten, und dürfen uns nun in dem Referat über Herrn Forbiger's Buch zur andern Hauptaufgabe des Auslegers, zur grammatischen Erklärung wenden. Hier hat uns Herr F. zu großem Danke verpflichtet; denn schon die fleißige Zusammenstellung des vielen Trefflichen, was Wagner und andere Neuern geleistet, wäre für jeden, dem des ersteren Ausgabe zu theuer und manches Andere nicht zugänglich ist, ein wesentlicher Dienst, wenn sich der Herausgeber auch nicht durch viele gehaltvolle Bemerkungen, Nachweisungen, Bestätigungen um den Dichter selbständig verdient gemacht hätte. Es würde sein Verdienst aber gewiß weit mehr in die Augen fallen, wenn er durch strengere Sichtung der mitgetheilten Noten, besonders der Heyne'schen, durch Mäßigung sowohl im Citiren philologischer Schriften als im Anführen von Beyspielen zu Sprachweisen, die keinem Leser Virgils mehr unbekannt seyn dürfen, das Bedeutende, was er selbst und was er von Andern giebt, anschaulicher hervortreten ließe. Des Nothwendigen ist bey Virgil so viel zu sagen, daß man im Wegschneiden des Entbehrlichen nicht streng genug seyn kann. So machten denn unsers Bedünkens die vielen Beyspiele für den Gebrauch des gemini für duo (I. 162), des corpora zur Umschreibung der Personen (ib. 193), die gehäuften Citate zu fessi rerum (ib. 178), statt deren eine Erklärung des Genitivs aus dem Wesen dieses Casus fruchtbarer gewesen wäre, ferner zu dem Conjunctiv nach dem Praes. historic. (ib. 298), zu der Wiederholung virginis os habitumque gerens et virginis arma (ib. 316), lauter Belege, die wir absichtlich einem ver-

hältnißmäßig kurzen Abschnitt entnehmen, unbeschadet der Sache wegbleiben. Insbesondere wünschten wir die Häufung von Erklärungen bey schwereren Stellen vermieden, wo durch dieselbe zuweilen die Bestimmtheit und Klarheit der Interpretation leidet. Nehmen wir z. B. in der Beschreibung des libyschen Hafens, in welchen Aeneas einläuft (I. 159 — 169), gleich die ersten Verse: Est in secessu longo locus; insula portum efficit objectu laterum etc., so wird der Leser, der von Heyne'n diese Insel für eine eigentliche, von Wagner'n, der in diesem Falle das portam efficit insula nicht recht passend hält, für eine Halbinsel erklärt findet, in Zweifel gelassen, welcher Ansicht Hr. Forbiger sey, da dieser weiter unten zu v. 162: hinc atque hinc vastae rupes geminique minantur in coelum scopuli eine Bemerkung Heyne's aushebt, der dessen Ansicht, daß die Insel eine eigentliche sey, zu Grunde liegt („nunc de secessu seu continentis ipsius litore agit"). Besser wäre zuvor Hr. Wagner's Bedenken mit einer Stelle Lucan's aus dessen Beschreibung des Hafens von Brundusium beseitigt worden (II. 610 sqq.). Denn nachdem dieser vom Hafen gesagt, daß ihn, wie Wagner auch von diesem Virgilischen meynt, eigentlich eine Landzunge bildet (latus Hesperiae — tenuem producit in aequora linguam, Hadriacas flexis claudit quae cornibus undas), fährt er gleichwohl fort: nec tamen hoc artis immissum faucibus aequor portus erat, si non violentos insula Coros exciperet saxis lassasque retunderet undas. Diese Stelle macht Referenten wenigstens Alles klar. Die Insel liegt außen vor der Einfahrt, und macht objectu laterum, durch Abhaltung der hochgehenden Wellen die Bucht erst eigentlich zum sicheren Port. Auf die Beschreibung der äußeren und vorderen Lokalität folgt mit hinc atque hinc etc. die der Seitenwände, zwischen welchen die Einfahrt durchgeht, mit fronte sub adversa (V. 166) die des Hintergrundes der Bucht. Die scena sylvis coruscis imminens (sc. aequori) erklärt der Dichter theils epexegetisch sogleich durch das atrum nemus horrenti umbra imminens, theils weiter unten V. 310 durch das convexum nemorum, das Laubgewölbe, Laubdach, was Hr. F. durch das bloße: ceterum idem locus infra iterum describitur nicht genügsam hervorhebt.

Das von Venus dem Aeneas gedeutete Omen von den Schwänen (I. 393 — 400) wird durch das Vielerley, was Hr. F. aus Heyne, Wagner und Weickert mittheilt, unseres Bedünkens erst unklar, so schätzbar auch die sprachlichen Nachweisungen sind, durch welche Hr. F. die Erklärung des captas terras despectare (396) durch jamjam capiendas für immer gesichert hat. Wenn es nun weiter heißt: wie beyderley Schwäne, die schon auf der Erde befindlichen und die ihr gerade noch zufliegenden, reduces sind (das ist der Hauptbegriff der Rede, der auch das tertium comparationis enthält; das nun folgende ist eine auf das reduces erst gebaute Ausschmückung des Gleichnisses), und nun, als reduces, ludunt stridentibus alis, et coetu cinxere polum cantusque dedere, so handelt sich's um die Erklärung dieser gesperrt gedruckten Worte. Heyne faßt sie ganz sachgemäß als eine weitere Exposition des ludunt stridentibus alis („jam et ii, qui devolabant, et ii, qui consederant, ex terra (rursus) evolando per aerem ludunt, quippe metu depulso), und setzt den fraglichen Worten unmittelbar bey: agmine evolant, quasi exsultantes. Da fährt Hr. Forbiger selbst fort: Quam Heynii explicationem jure probat Weickert l. l., fügt aber sogleich eine Stelle Weickerts an, welche gerade diese Heyne'sche Erklärung vollkommen umstößt. Weickert faßt nämlich das et coetu cinxere polum nicht mit Heyne als eine weitere, logisch und grammatisch coordinirte Exposition des ludunt stridentibus alis, sondern, wie er sagt, nach einer liberior, qua utuntur poetae, enuntiatorum nectendorum ratio, d. h. nach einer sehr häufigen Coordination zweyer Sätze, von denen eigentlich der eine dem andern subordinirt ist, folgendermassen: wie die Schwäne nunmehr wiedergekehrt mit rauschenden Fittigen spielen, nachdem sie kurz zuvor unter dem Himmel einen Kreis geschlossen und ihren Gesang hatten ertönen lassen („qui modo cinxere polum etc., nunc reduces (i. e. jamjam in terras delapsuri) ludunt stridentibus alis"). Wenn sich hier, was kaum anzunehmen ist, Hr. Weickert nicht selbst widersprochen hat, so muß

Hr. F. mit jenem jure probat zu viel gesagt haben. *)

Es möge uns nun auch verstattet seyn, Hrn. F. durch einige zusammenhängende Verse zu begleiten. Wir schlagen, und zwar zufällig, auf lib. II. 254 sqq. Das verderbliche Roß steht bereits auf der Burg, der Jubel des Tages ist verklungen; in vier herrlichen Versen (250 — 254), auf deren Bedeutsamkeit wohl hätte aufmerksam gemacht werden dürfen, erregt der Dichter in uns selbst das Gefühl der arglosen Ruhe und Stille, mit welchem entsetzlich contrastirend die herbe Wirklichkeit des Verderbens naht. Da hatte auf einmal (ehe man sichs versah, war es schon geschehen) das Admiral-Schiff der Griechen ein Feuersignal gegeben, und in Folge dessen öffnet Sinon des Pferdes Bauch (et jam Argiva phalanx instructis navibus ibat, — flammas quum regia puppis extulerat, fatisque Deum defensus — laxat claustra Sinon). Mit dieser ganz einfachen Erklärung des Plusquamperfekts extulerat nach Zpt. §. 508. 8te Ausgabe hätte sich Hr. Forbiger das Ausschreiben einer Menge nichts erläuternder Bemerkungen der Ausleger ersparen können. Vrgl. Liv. 28, 2, 1: tria millia ferme aberat, quum haud dum quisquam hostium senserat; 2, 14: arcessita deinde auxilia — tantum spei fecere, ut acie decernere auderent (Aricini). Proelio inito adeo concitato impetu se intulerant Etrusci, ut funderent ipso incursu Aricinos. — Die griechischen Helden steigen aus, bemächtigen sich der Thore und verbinden sich mit den Ihrigen. Es war um die Zeit, quo prima quies mortalibus aegris incipit (welches aegri besser denn durch die vielen Anführungen von Parallelstellen und Heyne's falsche Erklärung infirmi dem homerkundigen Leser gedeutet worden wäre durch das θνητοὶ βροτοί, den Gegensatz der μάκαρες θεοί); siehe da steht vor Aeneas das Gespenst Hektor's. Dieses enge Verhältniß der Sätze tempus erat —, in somnis ecce — Hector visus adesse mihi, das ein Prosaist mit quum ausgedrückt hätte, war anzudeuten, wie Thiel thut, durch ein Colon nach serpit; vergl. 3, 90: vix ea fatus eram, tremere omnia visa repente; 12, 113: postera vix summos spargebat lumine montes orta dies, quum primum alto se gurgite tollunt Solis equi, lucemque elatis naribus efflant: campum ad certamen magnae sub moenibus urbis dimensi Rutulique viri Teucrique parabant, und ferner 11, 550 sq.; 608 sq. Es wäre durch Andeutung dieser significanten Unmittelbarkeit des Fortschritts in der Erzählung für das Verständniß der Stelle mehr gewonnen worden, als durch die reichlichen Citate zu dem Jedermann ohnehin verständlichen visus. — Nun wird Hektors Aussehen beschrieben; er war unter Anderm per pedes trajectus lora tumentes. Hiezu bemerkt Hr. F.: graeca constructione, pro: trajectis per pedes loris. Ganz richtig; allein hiemit ist der Accusativ lora noch nicht begriffen. Wann wird man endlich aufhören, die Accusative bey dem Part. Perf. Pass. nur durch den Accusativ der sogenannten näheren Bestimmung oder Beziehung zu erläutern! Reicht denn diese mechanische Erklärungsweise auch aus für Tacit. Hist. 3, 74: aram posuit casus suos in marmore expressam, wozu die Ausleger anführen Val. Flacc. Argon. I. 398: insequeris casusque tuos expressa, Phalere, arma geris? Ist hier nicht expressus durchaus zu fassen für expressos in se habens, und somit der Accusativ dynamisch zu erklären durch diejenige Kraft des Part. Perf. Pass., vermöge der es das griechische Medium vertretend einen Accusativ als eigentliches Object an sich zieht? Trajectus lora per pedes ist s. v. a. habens lora per pedes suos trajecta. —

(Schluß folgt.)

---

*) Weickerts Erklärung ist übrigens unhaltbar; denn der Gegensatz, der vermöge derselben zwischen dem früheren und jetzigen Verhalten der Schwäne hervortritt, ist in diesem Zusammenhang ein völlig bedeutungsloser. Wollte der Dichter einen solchen bemerklich machen, so lag wahrlich kein anderer nahe, als dieser: wie jene Schwäne, die kurz zuvor noch, verfolgt vom Adler, unter dem Himmel ängstlich kreischten, jetzt fröhlich mit ihren Fittigen spielen. Aber so versteht Hr. Weickert das cantus ducere keineswegs; er sagt: optime adnotat Servius: „verbis cantusque ducere allusit ad nautas," sc. laetos in reditu cantus edentes.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Codex diplomaticus moenofrancofurtanus. Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt. Herausgegeben von Joh. Friedrich Böhmer. Erster Theil. Frankfurt am Main, bey Franz Varrentrapp. 1836. in 4. XII. S. Vorrede, 754 S. Text.

Das ausgezeichnete Werk, dem Andenken der Reichsstadt Frankfurt und seiner Magistrate gewidmet, nennt der rühmlich bekannte Herausgeber zwar ein Privat-Unternehmen, das jedoch ohne Zweifel vom Aerar munificent gefördert wurde; denn einige hundert auf Velin abgedruckte Exemplare sind zu Geschenken bestimmt. Text, Noten, Rubriken, alles ist mit lateinischen Lettern gedruckt. Festes, weißes Papier, frische, großartige Schrift; überhaupt das typographische Attribut solid und trefflich ausgestattet.

Frankfurt besaß, wie Hr. Böhmer, der seit dem Jahre 1825 bey den städtischen Archiven in Wirksamkeit trat, und als Eingeborner von ältern Schöffen und Vorständen sehr wohlwollend dabey angeleitet wurde, im Eingang der Vorrede bemerkt — „gleich der ganzen Wetterau im Mittelalter keinen Geschichtschreiber.“ Alle Kenntniß von dem Zustande der Stadt, bis zum sechzehnten Jahrhundert, beruhte daher, mit Ausnahme weniger einheimischen Aufschreibungen, zunächst im Stifte St. Bartholomäus, auf auswärtigen Quellen und Berichten. Seit dem Jahre 1614 sind indessen aus den städtischen Archiven Frankfurts in verschiedenartigen Büchern und Deductionen allmählig über tausend Urkunden abgedruckt worden, solche nämlich, welche die Stadt und ihre Bewohner betreffen, oder von Frankfurter Behörden ausgefertigt wurden; aber der Abdruck geschah vielfältig sehr mangelhaft, den Originalien ungetreu und nachlässig. Die hauptsächlichsten Urkundenherausgeber aus den Archiven Frankfurts bis zum Jahre 1767 werden in einer Note aufgezählt.

Im Jahre 1803 wurden, in Folge des Reichs-Deputations-Hauptschlusses, auch die Archive der aufgehobenen Stifter und Klöster, St. Bartholomäus, St. Maria, St. Georg und Leonhard ꝛc. dem städtischen Gemeinwesen übergeben. H. Dr. Böhmer, voll seines Berufes und gediegener Vorkenntnisse, gewann, mit Hülfe seiner Vorstände, bald eine vollständigere Uebersicht von dem überaus reichhaltigen Vorrathe in Frankfurt selbst, und er versäumte nicht, auch die benachbarten Archive und Bibliotheken zu Mainz, Wetzlar, Darmstadt, die des Deutsch- und Johanniter-Ordens u. s. w. zu benützen. Nur, wenn gar keine handschriftliche Quelle aufzutreiben war, entschloß er sich, Abschriften aus gedruckten Büchern zu entnehmen. „So gewann ich — sagt er — einen bedeutenden Urkundenvorrath, dessen ersten bis 1400 reichenden Theil ich hier im Abdrucke vorlege.“

Bis zum Jahre 1300 hat Hr. B. alle einschlagenden, und ihm erreichbaren Urkunden mitgetheilt, weil er sich aus den größtentheils noch ungedruckten Vorarbeiten des Canonicus Botton und des Schöffen von Fichard von den höhern Interessen derselben überzeugt, und auf diese Art von Vollständigkeit einen besondern Werth gelegt hatte. „Hier ist nun jede Seite des städtischen Wesens gleichmässig ins Licht gestellt und die Aufeinanderfolge der Urkunden begünstigt wesentlich deren richtiges Verständniß.“

Nach Beginn des vierzehnten Jahrhunderts glaubte sich der Herausgeber wegen Menge des vorhandenen Stoffes auf die in den Urkunden her-

vortretenden Hauptgegenstände beschränken zu müssen, als da sind: Verhältnisse zum Kaiser, Schicksale des Reichsguts, Landfrieden, Städtebünde, innere politische Verfassung, Zunftwesen u. s. w. Anderweit wurden die Rubriken durch einzelne Stücke substanzirt und exemplificirt; und die minder wichtigen Urkunden nur noch fragmentarisch gegeben; da nun förmliche Acten und die Statutenbücher zur Stelle traten. Durch charakteristische Ueberschriften bemühte sich der Herausgeber, dessen Auge und Hand überall selbst walteten und nachhalfen, die Benützung des Diplomatars zu erleichtern. Das Siegel K. Karl des Dicken, nach zwey schönen Original-Abdrücken im dortigen Stadtarchiv gestochen, ziert das erste Blatt des Werks, und zum Titelkupfer dienen die Nachbildungen der vier Siegel, deren sich seit dem Jahre 1229 die Stadt Frankfurt im Mittelalter bediente: ungemein schöne Stahlstiche. Vorliegender erster Theil begreift nun an Urkunden:

von 794 bis 1200 in allem . .	21	St.
davon aus den Originalien . .	9	
bisher ungedruckte	1	
Von 1201 bis 1300	465	St.
davon aus den Originalien . .	315	
„ bisher ungedruckte . .	284	
Von 1301 bis 1400.	540	St.
davon aus den Originalien . .	347	
„ bisher ungedruckte . .	395	

Es sind sohin in Summa 1026 Urk. und davon aus den Originalien 671 und bisher ungedruckte 680 hier geliefert. In lateinischer Sprache sind 700, in teutscher 326 St. dieser Urk. abgefaßt.

Die älteste teutsche Urkunde ist von 1290. Bis 1323 finden sich deren nur wenige vor. Auf dem platten Lande scheinen uns die damaligen Notäre, Mönche, Pfarrer, Edelleute, Richter ꝛc. nicht so lange an der Latinität gehalten zu haben.

„Der zweyte Theil wird eine Auswahl von Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts, und chronologische Regesten aller im gegenwärtigen und in andern Werken gedruckter Reichsstadt Frankfurter-Urkunden enthalten.“

Auch über die Siegel und andere Eigenschaften der Urkunden werden die Bemerkungen im zweyten Theile folgen.

Hierauf wird Hr. B. zur Herausgabe zweyer für seine Vaterstadt höchst ausgezeichneter Werke: „ihrer Topographie von Botton, und der Geschichte ihrer Geschlechter von Fichard“ schreiten.

Was ferner und durch Andere für die Ordnung, Sichtung und Veröffentlichung des angehäuften Materials zu thun wäre, das bespricht nun Hr. B. der Reihe nach, und erwähnt hiebey der alten Gesetz- und Statutenbücher, der Rechenbücher, der Rathsprotokolle und Burgermeisterbücher, der Acten über die Kaiserwahlen, der Reichsverhandlungen, welche hier seit dem Constanzer Concil bis zum J. 1806 in ununterbrochener Folge Hunderte von Folianten füllen. Mehr als diese würden uns Behufs des städtischen Gemeinwesens, des Heimath- und Weltlebens, wofür wir die Leitsterne jetzt weniger als je aus den Augen verlieren dürfen, die „Schöffenprotokolle, die Insatzbücher, die Testament- und Währschaftsbücher, ansprechen. Der Schöffenstuhl zu Frankfurt bildete den Oberhof für Rheinfranken. Bündige Regesten und Auszüge aus diesen Büchern würden zweckmäßig als Hand- und Taschenbücher den Vorträgen auf den Kathedern zu Folien dienen; und ebenso den Repräsentationen ihrer legislativen und administrativen Weisheit zu Hülfe kommen. Noch erlauben wir uns aus der lehrreichen Vorrede eine triftige Stelle hier anzufügen:

„Es ist nicht zu übersehen, daß die Archive seit den letzten grossen Staatsumwälzungen, und insbesondere seit der Auflösung des deutschen Reichs in ein ganz anderes Verhältniß zur Mitwelt getreten sind, als in welchen sie noch kurz vorher gestanden. Mögen die Registraturen, nach wie vor, ausschließlich den Behörden dienen; die Archive dagegen bergen keine Geheimnisse mehr; wohl aber bewahren sie einen großen Theil der Geschichte, also der Selbstkenntniß unserer Nation, einen um so heiligern Schatz, je mehr die Spuren der Väter im Vaterlande verschwinden. Möge er von treuen Händen gehoben“ (von Händen, die die Geschichte nicht erfinden, sondern finden!) — „und wenn er fürs Leben verloren seyn sollte, doch der Wissenschaft erhalten werden.“

Und so wird auch kein gründlicher Geschichtsforscher und Publicist die freye teutsche Stadt Frankfurt am Mayn aus dem Auge lassen.

v. Koch Sternfeld.

Regesta Badensia. Urkunden des großherzoglich badischen General-Landes-Archives von den ältesten (Zeiten?) bis zum Schlusse des zwölften Jahrhunderts; u. s. w. von Dr. C. G. Dümge, großherzoglich badischen G. L. Archiv-Rath; Carlsruh, in der Braun'schen Hofbuchhandlung, 1836 in 4.

„Die im Drucke bereits erschienenen (Urkunden) sind nach ihrem wesentlichen Inhalte, mit Anzeige und kurzer Würdigung der vorzüglicheren Abdrücke; die noch ungedruckten und diesen gleichzuachtenden in einem Anhange, mit ausführlichem Texte, nebst Erläuterungen, Ergänzungen, Berichtigungen, und zwey Registern geliefert;" so giebt der Titel weitern Bericht.

„Die urkundlichen Hülfsmittel zur Bearbeitung der vaterländischen Geschichte und Erdebeschreibung aus den großherzoglichen Archiven zu vermehren und zu erleichtern, das ist der Hauptzweck dieser Herausgabe. Nur offenbar unächte oder verfälschte Urkunden sind davon ausgeschieden; von den päpstlichen Schirmbriefen, Bannformeln und Bestätigungsbullen ist aber nur der Sach-Inhalt ausgehoben worden um Raum zu sparen." Als ganz zweckmäßig erkennen wir es auch, daß bey den hier aus Urschriften mitgetheilten Urkunden, die öfter micrologische Aufzählung graphischer Einzelnheiten, wozu selbst vollkommen treue und verlässige Abbildungen selten genügen, übergangen wurde.

Auch sind wir ganz damit einverstanden, was Hr. G. L. Archiv-Rath Dümge in der Vorrede über die Benützung der Copialbücher zum vorliegenden Zwecke sagt. Wenn man, so denken wir, einen großen Werth auf Porträtsammlungen, wovon die Originalien längst hinübergegangen sind, legt: warum denn nicht auch, mit Auswahl und verständiger Kritik, auf Copialbücher? Es wird hier ein berühmter Speyerischer Codex minor als Muster aufgestellt, und übrigens auf die Verhandlungen der kurpfälzischen Akademie hingewiesen. Ein großer Theil der hier gelieferten Regesten und Urkunden bezieht sich auf den bayerischen Rheinkreis (nun wieder die Pfalz!), und rührt aus den Archiven des Bisthums Speyer und seiner Abteyen her. Der großen Verdienste, welche die kurpfälzische Akademie, und ihre Mitglieder: ein Schöpflin, Lamey, Würdtwein, Wenk, Widder ꝛc.; welche die Capitularen von St. Blasius auf dem Schwarzwalde, ein Neugart, Gerbert, Eichhorn, Ussermann, ein Grandidier der urkundlichen Topographie der beyderseitigen Rheingaue geleistet haben, wird hier wieder mit voller Anerkennung und mit Recht um so mehr gedacht, als verhältnißmäßig in andern Ländern und bey größern Mitteln und in längern Zeiträumen dafür bey weitem weniger geschehen ist.

„Unter den gründlichsten Leistungen dieser Gattung (von Monographien) würde auch eine ausgezeichnete Stelle behaupten: die Beschreibung des alten Nekargaues, und der darin gesessenen adeligen Geschlechter; vom Frhrn. Ludw. von Gemmingen-Prästenek auf Bürg. Dazu eine eigene Karte, das Ergebniß des beharrlichsten Fleißes, vieler Reisen, Correspondenz u. s. w." Als der Freyherr eben die letzte Hand an das Werk legen wollte, ward er vom Tode dahin gerafft; — leider gab es auch anderwärts ähnliche Fälle, und wird es ferner geben. Man säumt und zögert und debattirt und projectirt, über Zweck und Hülfsmittel, über das Zusammenwirken der innern und äussern Behördern; — indessen Chronos immer rüstig seine Sense schwingt, und unsägliches Mühen und Wissen, gleich Stoppeln, in die frischen Furchen begräbt. Oefter steht die corporative Thätigkeit mit der individuellen Tüchtigkeit im schroffsten Gegensatze.

Der südwestliche Theil von Teutschland, meynt Hr. R. D., sey zwar bezüglich auf vaterländische Geschichte und Topographie ohnehin bereits besser, als andere Länder zusammen vorbereitet und bearbeitet, und in der That besitzt das Großherzogthum Baden keine Akademie der Wissenschaften, aber ein

sehr gutes historisch-topographisches Lexikon, und einzelne topographische Monographien und Taschenbücher, welche durch ihre Gründlichkeit und Vollständigkeit dem In- und Ausländer sehr schätzbar seyn müssen.

(Schluß folgt.)

P. Virgilii Maronis etc.

(Schluß.)

Ein ganz Anderer war Hektor gewesen, als Danaum Phrygios jaculatus puppibus ignes. Nöthiger denn das Citat aus Ovidius und die Bemerkung von Schirach erschien uns die Erläuterung der ganz dem Griechischen nachgebildeten Construction der Verba der Bewegung mit dem Dativ: „den Schiffen zugeschleudert hatte das phr. Feuer;“ vrgl. 5, 233: palmas ponto tendens utrasque (Il. V. 539: ἄμφω χεῖρε φίλοις ἑτάροισι πετάσσας); ferner 10, 401: Ilo (Dal.) namque procul validam direxerat hastam. ib. 521. inde Mago procul infensam contenderat hastam. — Ebenso war in der weiteren Beschreibung von Hektor's Entstellung bey dem volneraque illa gerens, quae circum plurima muros accepit patrios nicht abzukommen mit der bloßen Verweisung auf die Note zu V. 142. Dort ist von demjenigen per die Rede, dessen Accusativ ein ganzer Satz ist; hier war die Trennung der Präposition vom Casus gleichfalls als eine reine Nachahmung des Griechischen zu bezeichnen (z. B. Od. λ. 115: δῆεις δ' ἐν πήματα οἴκῳ), jedoch mit dem charakteristischen Unterschiede, daß bey dem Griechen die durch ein wesentlich scheidendes Element von ihrem Casus getrennte Präposition noch reines Adverbium ist, bey dem Lateiner dieselbe, eben weil ihre Stellung rein nachgeahmt erscheint, die Bestimmung wahre Präposition zu seyn, nicht verliert. — Auf meine Fragen, fährt nun Aeneas fort, antwortet Hektor nicht, nec me quaerentem vana moratur. Dieß scheint Hr. F. in seiner Note: Hector Aeneam, cui fugam celerrimam suadet, non moratur, sed statim rem ipsam paucis verbis aperit, so zu erklären, als ob Hektor den Aeneas nicht aufhalte; nach dem bekannten Sprachgebrauche haben jene Worte zuverläßig den Sinn: er hält sich nicht bey meinen unnützen Fragen auf. — In Hektor's Antwort nun interpungiren wir die Verse 295 sqq. folgendermassen: Sat patriae Priamoque datum; si Pergama dextra defendi possent, etiam hac defensa fuissent; Sacra suosque tibi commendat Troja Penates etc. Wir gewinnen hierdurch die Anschauung des wahren Verhältnisses der Sätze, daß nämlich das si Pergama etc. zu dem Sat patriae in causaler, also logisch subordinirter, das Sacra suosque tibi etc. dagegen in gegensätzlicher also logisch coordinirter Beziehung steht: für Stadt und König ist genug geschehen; denn diese sind ohnehin nicht mehr zu retten; aber für Troja's Heiligthümer kannst du noch sorgen.

Gerne sprächen wir noch über mancherley Puncte der Virg. Kritik und Grammatik, z. B. über das berüchtigte ni teneant (3, 684 — 686), über quo numine laeso (1, 8); aber diese Stellen fordern ausführlichere Erörterungen, als in einer nicht rein philologischen Zeitschrift Raum finden können. Darum scheiden wir hiemit von Hrn. Forbiger, nicht ohne die aufrichtige Ueberzeugung, daß bey seiner Gelehrsamkeit und bey dem unverkennbaren Fleiße, den er seinem Werke widmet, die Bearbeitung der folgenden Bücher, in welcher er selbständiger aufzutreten versprochen hat, und folglich nicht in Gefahr gerathen kann, über der Masse von Excerpten hin und wieder die Genauigkeit der Exegese zu versäumen, nur bedeutend gewinnen werde. Vielleicht findet er dann auch Raum, in Untersuchungen über die Oekonomie des Epos und den poetischen Werth einzelner Stellen mit Gründlichkeit einzugehen, eine Pflicht, welcher sich ein Ausleger der edlen Alten in unserer Zeit um so weniger entschlagen darf, als es heutzutage mehr denn jemals Noth thut, den industriellen Bestrebungen der Mitwelt gegenüber zu zeigen, daß aus den classischen Schriften der Vorzeit ein Born geistiger Nahrung quillt, so goldhaltig als derjenige, welchen die Gewerbsthätigkeit zum Frommen des Leibes zu eröffnen weiß.

C. Fr. Nägelsbach.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Materialien zur österreichischen Geschichte, aus Archiven und Bibliotheken. Gesammelt und herausgegeben von Jos. Chmel, reg. Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Hausarchivar zu Wien. I. Band, Wien, 1837 bey Peter Rohrmann.

Ein besonderer Titel besagt:

Beyträge zur Geschichte K. Friedrichs des Vierten.

Vorliegender Band besteht aus 3 Heften, wovon das erste bereits vom Jahre 1832 datirt. Der Inhalt desselben begreift: 1) einen Auszug aus den Verzeichnissen der Handschriften des k. k. Archivs in Hinsicht auf die Zeit K. Friedrichs IV. von 1440 — 1493. Sehr schätzbar; denn diese Handschriften d. h. Chroniken, Codices, Diplomatarien, Rapularien, Matrikeln, Correspondenzen, Collectanea, mit Abbildungen; Saal-, Pfand- und Lehenbücher ꝛc. betreffen nicht nur Oestreich, Tyrol, die Vorlande, Böhmen, Hungarn, das heil. römische Reich, sondern auch Burgund, die Schweiz, Venedig, Italien, Polen, Rußland u. s. w. und darunter sind Arbeiten und nachgelassene Werke von Aeneas Sylvius, Guilliman, Barthenstein, Prandau ꝛc. Die in- und auswärtigen Geschichtsforscher werden diese neue mit merkwürdiger Liberalität vom kaiserlichen Hausarchive gebotene Quelle zu benützen wissen. 2) Repertorium der Urkunden zur Geschichte K. Friedrichs IV. vom Jahre 1424 (Herz. Ernst) bis zum Jahre 1493. Es sind 264 Ueberschriften verzeichnet. 3) Urkundenbuch, begreift XXXII. Nummern. 4) Anhang. Nach Ref. Ansicht vorzüglich zu berücksichtigen; denn er enthält „die nutz und gült der Fürstenthümer," gleichsam die Finanz-Statistik jenes Zeitraums, die von K. Friedrich, seinem Bruder Ernst und Vetter Sigmund bezogenen und vertheilten Landeseinkünfte an Urbarien, Gerichten, Steuern, Mauthen, Zöllen, Umgeld, Salinen, Zehenten, Bergwerken, Bergrechten, vom Weinbau, von geistlichen Pfründen u. s. w. nach den Provinzen, Städten und Aemtern, nach den Standschaften und Corporationen abgetheilt. Die sämmtlichen Mauthen ertrugen, nach Abzug der Arbeit (der Regiekosten,) damals im Durchschnitt jährlich über 17000 Pfund Pfen. Das Salzamt Gmundten 10400 Pfd. Pfen., nach Abzug der Auslagen und Abgaben jedoch nur 3876 Pfd.; Hall im Innthal 8348 Mark Berner von 38 Wochensuden; wovon wieder fast die Halbscheide auf die Kosten abfiel; der Aufschlag und Auswechsel, mit 6 kr. vom Gulden, ersetzte aber über 2000 Mark; also das Salzregale zugleich Steuerregale. Dagegen die Forsttaxen noch sehr billig, wie es sich gebührt.

Bezüglich auf das hohe Alter der östreichischen Hallstatt hat Ref. seit der Herausgabe seiner Geschichte der bayerischen und östreichischen Salzwerke ꝛc. (München, 1836) abermals einen merkwürdigen Beleg gefunden, der hiemit nachgetragen wird. Im chronicon lunaelacense p. 45 widmet nämlich ein notabler Slave, Sova, im Traungau: „Ego in Dei nomine Sova, — an das Kloster Mondsee — omnia, quod mea videtur habere in loco, qui cognominatus Halle — hoc est, casa cum sua adidicentia, patenas duas ad sal coquendum, um das Jahr 810. Diese Stelle kann sich nur auf die östreichische Hallstatt beziehen, weil die Abtey Mondsee zu Reichenhall keine Rechte besaß, und dort niemals von einem Sova die Rede ist. Daß die Erhebung der Abgaben, in Geld und Natura, nach den Ständen und Corporationen, wie damals, — nicht nach den Individuen, wie heutzutage, weit

einfacher, wohlfeiler, und billig vermittelnder war, bleibt einleuchtend; setzt aber immer wieder das lebendige Princip angemessener Autonomien voraus.

In der Abtheilung: „Isterreich“ (Istrien) setzt der Herausgeber zu: „Tryest Rayfall, Magkaw, Prosceckh — 100 Urn“ — ein Fragezeichen. Es ist hier von wälschen Weinen die Rede und Urn nichts anders als das heute noch in Tyrol gewöhnliche Weingefäß Yrn, zu ungefähr 40 Maß, im Lateinischen: Urna. Auch einige Ortschaften scheint der Herausgeber nicht zu kennen, mit Hülfe alter Ortsregister und Karten läßt sich wohl zurecht kommen. Auch Ref. hätte noch viel ältere Register von salzburg. Einkünften in Steyer und Kärnthen zur Hand.

Im Vorwort zum zweyten Hefte macht der Herausgeber die richtige Bemerkung: „um gegen die Vorzeit billig seyn zu können, gehört außer einem wohlwollenden, bescheidenen, ja demüthigen Sinn, auch ein bedeutender Vorrath von solchen Documenten ꝛc.“ — überhaupt von beurkundeten Kenntnissen, welche sich die meisten vorlauten Beurtheiler des Mittelalters nicht eigen gemacht haben. Unsere oberflächliche Zeit gefällt sich darin, alsobald die Geschichte eines Landes und Volkes zu schreiben und zu lesen ehe noch die Akten zur Hand und periodenweise geschlossen sind. „Wenn es eine mißliche Sache ist, einen einzelnen Menschen zu beurtheilen“ — sagt der Herausgeber — „um wie viel schwerer, über ganze Völker und Zeitalter abzusprechen.“

Die erste Abtheilung dieses zweyten Heftes enthält 344 aus den Originalien selbst und mit Fleiß gefertigte Regesten, als Nachtrag zum Rubrikenverzeichniß im ersten Hefte; dann wird das Urkundenbuch mit LI und dasselbe im dritten Hefte bis zum CXCI. Nummer fortgesetzt. Hierin Nr. LXI. auch ein Verzeichniß von Kleinodien, die K. Friedrich an einen Bürger von Nürnberg versetzte: darunter „Serpentin, Krotenstain und Naturzungen“ in Silber und Gold gefaßt. Heutzutage möchten sich zu solchen Faustpfändern kaum Liebhaber finden. Noch ein zweyter Band von Urkunden aus Friedrichs Zeit wird folgen. Es versteht sich, daß bey diesen Materialien zur östreichischen Geschichte auch die bayerische, sowohl was das Hauptland, als auch die zugewachsenen äussern und innern Bestände, und die in Oestreich begütert gewesenen Bisthümer, Freysing, Regensburg, Bamberg, Eystetten (sic!) u.s. w. anbelangt, mannigfaltig betheiligt ist.

v. Koch Sternfeld.

Codex inscriptionum romanarum Rheni; bearbeitet vom Hofrath Dr. Steiner, Historiographen des großherzoglich-hessischen Hauses und Landes, der k. Akademie der Wissenschaften zu München Correspondenten ꝛc. Erster Theil, enthält die römischen Inscriptionen des oberrheinischen Gebietes.

Zweyter Theil, enthält die römischen Inscriptionen des niederrheinischen Gebietes, nebst Anhang und Registern zum ganzen Werke. Darmstadt, auf Kosten und im Verlage des Verfassers 1837.

Die Denkmäler im römischen Maygebiet, von demselben Verf., und worüber wir in den bayer. Annalen berichtet hatten, gaben den Anlaß zu dieser höchst merkwürdigen Sammlung, deren Herausgabe, wie vorläufig aus der Vorrede zu ersehen ist, durch eine große Anzahl von Subscribenten, — worunter sieben gekrönte Häupter und eine Reihe erlauchter Personen — möglich wurde. Diesem Werke wird noch eine Abhandlung: „über das Decumentenland“ folgen. Bereits Schöpflin hatte bezüglich auf das Rheingebiet auf eine solche Topographie — Epigraphie, hingedeutet; aber nur einem Hofr. Steiner, seiner Liebe und Beharrlichkeit für dieses Fach, konnte es gelingen, sie zu Stande zu bringen.

Was je von Römerhänden auf Stein, Thon und Metall geschrieben, und bis in die neuern Jahrhunderte herübergerettet worden, ist hier zusammengestellt und erklärt. Die Numismatik blieb, und das ganz zweckmäßig, zur Seite gestellt: eben so eine Sammlung von Bildwerken, und von unbeschriebenen Steinen und Metallen, welche doch die historische Kritik in dem Bereiche der Geschichtsforschung

als die erste Stufe erkennen muß. Auf Holz, auch auf dem härtesten und dauerhaftesten, ist dem Verf. noch nie eine Inschrift vorgekommen.

„Der große Fundort und Schauplatz dieser Inscriptionen ist das Rheingebiet im weitern Sinne, also auch die Gebiete der Flüsse, welche der Rhein auf seiner 277 stündigen Reise aufnimmt, mit begriffen.“ Die ganze Sammlung befaßt 1003 Nummern. Davon gehören dem oberrheinischen Gebiete 582, dem niederrheinischen 421, dem linken Rheinufer 673, dem rechten 330 Nummern an. Will man aber wissen, welche heutige Staatsgebiete an dieser Sammlung Theil haben, so sind es nach dem Inhalt des ersten Theils: Wirtenberg, Baden, Frankreich, Bayern, das Churfürstenthum Hessen, Hessen-Homburg, Nassau, das Großherzogthum Hessen und die Schweiz. Der zweyte Theil begreift Preussen, (Rheinpreussen,) die Niederlande, das Großherzogthum Luxenburg, und im Anhange wieder Gebiete von Preussen, Bayern, Frankreich, Hessen. Durch dreyzehn Register, wir sagen durch dreyzehn! wird der Stoff evident gestellt und gegliedert; und so, bezüglich auf die römische Periode am Rhein, jede Combination von Thatsachen möglich: was will man mehr? Römische Familien, Feldherren, Staatsbeamte, Magistrate, Priester, Krieger, Bürger, Notabilitäten und Capacitäten aller Art, die am Rhein gewohnt, gelebt und gewirkt haben, und von da ausgegangen sind; (wohl auch romanisirte Schutzverwandte und des Indigenats Theilhaftige,) schweben hier der Reihe nach an uns vorüber; mannigfaltig haben sich die Geschlechter verzweigt; wer möchte behaupten, daß das römische Geblüt ganz und gar vom teutschen Boden verschwunden sey? Auch Andeutungen vom Christenthume finden sich vor. Mit Recht hat der Verf. die ursprünglichen Fundorte der Denkmäler und die Topographie derselben zum besondern Augenmerk genommen; und bey Ergänzung der Inschriften ist er, die Willkührlichkeiten früherer Epigraphiker vermeidend, mit möglichster Umsicht zu Werk gegangen. Er giebt in der Vorrede hierüber, und über die Methodik in der Bearbeitung umständliche Nachricht. Am Ende des zweyten Theiles ist das reichhaltige Verzeichniß der benützten und allegirten Werke angehängt. Mehr als tausend Inschriften im immer frischen Gedächtnisse — das mußte bey dem Hrn. Verf. als Archäologen des weiten Rheingebietes ohnehin eine Geläufigkeit von Namen, Eigenschaften, Sachen, Orten und Ideen, von Kategorien und Analogien hervorbringen, wie sie heut zu Tage etwa nur ein Mezofanti in der Linguistik besitzt.

Nun wäre es vielleicht an der Zeit, auch für die Archäologie des Donaustroms einen des Bodens wie der Sache und der Wissenschaft wohl kundigen Mann aufzufinden, und ihn, zunächst pecuniär, mit den nöthigen Hülfsmitteln auszustatten. Viele und ausgezeichnete Vorarbeiten liegen auch dazu schon bereit; in Wirtenberg, Bayern, Ober- und Unter-Oesterreich, Ungarn ꝛc. Sicherer würde ein so großes Unternehmen etwa in einem Zeitraume von 6 — 8 Jahren dadurch ins Leben treten, daß eine Elite von jungen, rüstigen, gehörig vorgebildeten Archäologen, die eben so gut in der alten Geschichte wie im Mittelalter orientirt, und allenthalben der Autopsie und Ortskunde mächtig wäre, von den betheiligten Staatsregierungen unmittelbar berufen und besoldet würde. Welche Resultate wären nicht für die römische Geschichte der Donauländer daraus zu erwarten, und welches neue Feld von Combinationen stünde den Forschern nicht fürder offen? Wie jetzt befreundete Staaten sich zum gegenseitigen Schutz und Gedeihen ihre Contingente stellen, und sie einheitlichen materiellen Zwecken unterordnen; so möchte es ja nun auch Behufs wissenschaftlicher Zwecke gehalten werden. Es träte dann eine heilsame Reform, eine Restauration ein, in Folge welcher alte, verlebte Corporationen, die in ihrem Innern das Productionsvermögen nicht mehr zu hegen und zu pflegen in der Lage sind, die sich vielmehr gegenseitig abstossen und Abbruch thun, ihren gesunden Organen und Gliedern sehr schickliche und ehrenhafte Missionen über Land und auswärts verschaffen könnten. Die Zeit scheint gekommen zu seyn, daß die Locomotive auch in den wissenschaftlichen Lebenskreisen ihre Anwendung finden. Doch mag das noch länger ein frommer Wunsch bleiben. Eben, als wir diese Anzeige schliessen wollen, kömmt uns ein neuester verwandter Artikel aus der italienischen Literatur zu Gesicht. „Le Antiche lapidi del Museo di Este illustrate. Padova cui tipi della

Minerva 1837.“ Unter der Dedication und Vorrede an den Podesta Vincenzo Franconzani nennt sich der Herausgeber: Giuseppe Furlanetto. Ueber 90 Monumente jenes berühmten Museums sind im vorliegenden Buche, und, so viel wir im Durchblättern wahrnehmen konnten, mit umfassender Sachkunde illustrirt. Für ein Denkmal des Urchristenthums wird hier ein Bild gehalten, worauf Adam und Eva an der verbotenen Frucht vom Baume des Lebens naschen. Zwey sehr specielle Register und ein Verzeichniß der Schenker zeichnen auch diese Sammlung aus.

v. KochSternfeld.

Regesta Badensia. Urkunden des großherzoglich badischen General-Landes-Archives von den ältesten (Zeiten?) bis zum Schlusse des zwölften Jahrhunderts; u. s. w. von Dr. C. G. Dümge, großherzoglich badischen G. L. Archiv-Rath; Carlsruh, in der Braun'schen Hofbuchhandlung, 1836 in 4.

(Schluß.)

Dennoch dringt auch Hr. R. D. darauf, daß die urkundlichen Namen und Ortschaften, Fluren, Gewässer, Berge, Wälder ꝛc. zur Verbesserung der Karten, zur Gewinnung einer analogen Orthographie, aus den Urkunden und Saalbüchern erhoben, zusammengestellt, und so als erstes Substrat der Topographie bekannt gegeben werden sollen. Auch in andern Ländern wird man nur auf diesem Wege zum Ziel gelangen, der Willkühr und Oberflächlichkeit Schranken setzen, und gar viele vergebliche Mühe und Arbeit ersparen können. Der Abdruck und die Herausgabe von Urkunden und Regesten, zu Tausenden, — für sich; dieses kostspielige und langwierige Mittel reicht für die Topographie eines größern Staates nicht aus.

Die hier gelieferten Regesten beginnen mit einer Urkunde Sigeberts, Königs in Austrasien, welche Lamey vom Jahre 637, die pfälzische Akademie aber von 650 datirt — und schließen mit dem Jahre

1200, mit einer Urkunde Bertholds, Herzogs von Zähringen, Rectors von Burgund ꝛc. zu Gunsten des Klosters St. Blasien, ein Gut bey Turego (Zürch) betreffend.

Der Anhang enthält 115 vollständige Urkunden, von K. Ludwig dem Frommen, bis zum K. Philipp, eine Schenkung für das Kloster Hemerode bestätigend. Die Regesten sind in teutscher Sprache verfaßt; jedoch mit Beybehaltung und Einschaltung des Urtextes in wesentlichen Dingen. Auch ist es löblich, daß die Zeugen und andere notable Personen nicht übergangen wurden: wie denn die vielen Anmerkungen, und insbesondere die möglichvollständigste Ortsdeutung das Buch auszeichnen. Das Personen-Register hat 16 Unter-Abtheilungen; das Orts-Register begreift über 1100 Artikel; welch' ein Vorschub für die gründlichen Forscher, und das ihren Arbeiten zugewandte Publikum!

Diplomatisch-historisch-topographische Werke, ohne erschöpfende Register, gleichen Packschiffen, die, ohne Wimpel und Steuer, auf dem literärischen Ocean herumtreiben, und so eben bey den guten Seglern fast Grauen erregen. Man zögert, an Bord zu steigen, und die dahinter liegenden Schätze zu heben. Denn es möchte wohl auch ein Contagium die Schiffsmannschaft aufgerieben und die Fracht angesteckt haben. Ueberhaupt wird heut zu Tage eben darum allzuviel unter den Preßbengel gebracht, weil man allzu leichtfertig das Registriren unterläßt. Gar mancher Autor und Compilator würde sich beym fleißigen Registriren — eines Bessern besinnen.

v. KochSternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Geschichte und Beschreibung der Stadt Worms, nebst den alten Sagen, die sich an dieselbe knüpfen, von Dr. Georg Lange. Worms bey Kunze 1837.

Anderthalb hundert Jahre sind, den Boden und seine Zöglinge, die Geschlechter, umkehrend und verkehrend, hinübergegangen, seitdem Merian von Basel aus die Städte am Rhein und Mayn, an der Donau und Elbe ꝛc. beschrieb, und in Abbildungen zur Schau stellte; in unserer Jugend, und jetzt noch, uns die liebste Kurzweile. Die Physiognomik der menschlichen Wohnstätten dieser lehrreichen Zeugen der vorwärts oder rückwärts schreitenden Humanität und Cultur gewährt gar viel Stoff zum Vergleichen der Gegenwart und der Vorzeit, und gute Ortsbeschreibungen mit Schaustellungen ersetzen, was öfter der Beutel und andere Verhältnisse nicht gestatten, das Reisen; den Mittelständen auf dem Lande soll man damit zunächst wieder zu Hülfe kommen; wenn auch hie und da eine Eisenbahn Gelegenheit bietet, die Leute wie Frachtstücke und Fabrikmuster über Land zu spediren. Ref. läßt sich selbst öfter mittels der Eil- und Dampfwägen auf irgend einen Ablagerungspunct hinfördern; aber er fühlt sich dabey immer nur wie in einer Gesellschaft von Automaten, deren Bewußtseyn lediglich der Maschine leibeigen ist; und Ref. hat die vielfältige Erfahrung gemacht, daß hierbey wohl das commercielle Treiben, das Weltleben, seine Zwecke schnell erreicht, das Heimathleben aber, und sofort die Landeskunde, die Geschichte und ihre gewährleistenden Offenbarungen desto größere Einbusse erleiden. Auch die Fürstenstühle werden nur vom Heimathleben getragen! Da muß also bald nachgeholfen werden, und zwar durch tüchtige Hände; — eine neue Art von Barbarey, ein cosmopolitischer Indifferentismus, ist vor der Thüre. Länder und Völker sind jetzt bloß Sache des Calcüls und der Bewegung.

Die vorliegende Geschichte und Beschreibung, kurz und bündig und im populären Style, hat allerdings die Folianten und Quartanten zur Unterlage, worin früher die Geschichte mehr oder weniger wissenschaftlich und kritisch behandelt und niederlegt worden ist; aber, ohne die Quellen zu verschweigen, trägt sie keine Citaten zur Schau, und gewährt so der tiefern Forschung dennoch die Mittel, durch welche sich der eine oder andere Leser weitern Raths erholen kann, während für das geistige Bedürfniß der Mehrzahl hinlänglich gesorgt ist. Dadurch scheiden sich solche gediegene Monographien sehr rühmlich von der buntscheckigen Masse der modernen Kompilationen aus, welche ihr Daseyn lediglich der augenblicklichen Convenienz der Verleger und ihrer Söldlinge, wie der Oberflächlichkeit des Publicums verdanken. — Das keltische Borbetomagus, die civitas Vangionum, die Stadt Worms bleibt durch alle Zeiträume hernieden für die teutsche Geschichte und das teutsche Gemüth ein reicher Quell freudiger und schmerzlicher Erinnerungen.

Bezüglich auf das Emporkommen dieser einstmaligen Reichsstadt, unter dem Krummstabe ihrer Bischöfe, verräth der Verf. einige Befangenheit der Art, wie sie heutzutage als Reminiscenz aus manchen Hörsälen des Staatsrechts und der Staaten-Geschichte fortspuckt. Indem sich die Bischöfe von Worms in den Besitz manches königlichen Hoheitsrechtes setzten, — meynt Hr. Dr. Lange, — hätten sie der freyen Stadtgemeinde den Vorrang abzugewinnen gesucht u. s. w.

Die Wahrheit ist, daß in dem organischen Lebenslaufe unserer teutschen Städte, zu ihrem kräftigern und

einheitlichen Gedeihen, und dort, wo nicht unmittelbar eine Dynastie Haus hielt, allenthalben eine Periode eintreten mußte, da der Bischof auch die Zügel des weltlichen Regiments, an der Stelle des fernen Reichs-Oberhaupts, zu ergreifen berufen war. Hätte z. B. der Bischof Burkard von Worms für diese Stadt so ersprießlich und wohlthätig regieren können, ohne jene Hoheitsrechte, die auch ihm K. Heinrich II. großherzig eingeräumt hatte, und wofür dieser Kaiser, für die zeitweise der Kirche mit beßtem Erfolge des Heimathlebens überlassenen Regalien, öfter sehr einseitig beurtheilt wird? Nicht oft genug glauben wir es wiederholen zu können: Die Kirche spendet Segen und Nahrung; der weltliche Arm nur Schutz.

In der Beylage III.: Quellen und Hülfsschriften zur Geschichte der Stadt Worms, (ein Capitel, das gewöhnlich an den Fabrikaten der modernen Geschichtschreibung vermißt wird,) steht in der Abtheilung der Ungedruckten voran die Sammlung der Kaiserurkunden, „welche, trotz der Unbilden von Feind- und Freundes-Hand doch noch immer sehr beträchtlich ist.“ In sechs Kisten wird diese Sammlung bewahrt. Die Kiste a) begreift den Zeitraum von 1073 — 1340, von K. Heinrich IV. bis Ludwig IV. Die Herausgeber von Kaiser-Urkunden werden dieser Notiz ohnehin kaum bedürfen.

Dem Niebelungenlied und dem Rosengarten von Worms ist eine faßliche Paraphrase zweckmäßig gewidmet.

v. KochSternfeld.

Die Athener und Sokrates, die Gesetzlichen und der Revolutionär von Peter Wilhelm Forchhammer. Wahrheit. Alle. Gesetzlichkeit. — Berlin, in der Nicolaischen Buchhandlung. 1837. 91.

Die Bestreitung des allgemein angenommenen Satzes: Sokrates, der gerechteste Mann, sey widerrechtlich von den Athenern zum Tode verurtheilt worden, ist in neuester Zeit zuerst aus den mündlichen Vorträgen Hegels über Geschichte der Philosophie hervorgegangen; seine Anhänger säumten nicht diese Erfindung öffentlich mitzutheilen und nach ihrer Art darzustellen. Man glaube nicht, daß obige Schrift nur das wieder gebe, was dort zu lesen ist. Der Verfasser, der jener Schule ferne steht, ist auf historischem Wege zu demselben Endziele gelangt und spricht das Ergebniß seiner Untersuchung noch unumwundener als jene aus: daß niemals von einem gesetzlicheren Gericht ein gesetzlicheres Urtheil gesprochen, als dasjenige, wodurch Sokrates zuerst des Verbrechens des Unglaubens an die Staats-Götter und der Verderbung der Jugend schuldig erkannt und darauf zum Tode verurtheilt wurde. Nicht minder zu beachten ist, daß diese Untersuchung nur eine Fortsetzung der Erläuterungen und Aussprüche Niebuhrs, gleichsam den Schlußsatz der Prämissen jenes bildet; denn indem sie die Auszeichnung des Athenischen Volkes und seiner demokratischen Verfassung, die Beurtheilung des Xenophon und Plato, wie Niebuhr sie gegeben, anerkennt und aufnimmt, wird in demselben Geiste das was sich daraus gleichsam von selbst ergiebt, geschlossen und der Verfasser hat nicht ganz Unrecht, in der Schlußbemerkung S. 89 zu sagen, er getraue sich der nicht mehr einzuholende Zustimmung des großen Geschichtforschers gewiß zu seyn. Nicht allgemeine Gedanken und Betrachtungen, sondern die Prüfung der gesammten historischen Details, und da Klage und Vertheidigung uns noch vorliegen, eine Untersuchung des Processes selbst wird mitgetheilt; aus dem Zustande der alten Demokratie, aus der Vertheidigung des Plato und Xenophon wird das Schuldig erwiesen. Der längere Aufenthalt des Verfassers in Athen hat ihn mit einer Bewunderung jener alten athenischen Zeit erfüllt, daß er in jedem zerbrochenen Steine aus den zerstörten Ruinen des Parthenons eine Schule für den Architekten sieht, was Wunder also, wenn er das Volk selbst, seine Verfassung, alle seine Thaten für ausgezeichnet hält und jeder Angriff auf dasselbe ihm frevelhaft erscheint! Perikles Lobrede bey Thukydides wird als Grundlage des Beweises der Vortrefflichkeit des athenischen Staates gesetzt; wer erkennt aber hier nicht, wie bey allen Prunkreden dieser Art, das Erheben des wirklichen zum idealen, wobey alles

vorhandene Gute übermäßig gerühmt, das Verderbliche aber stillschweigend übergangen wird!

Das Paradoxon an sich, so wie die lebendige Darstelluug des Verfassers wird die Wahl gläubiger Anhänger um so leichter mehren, je schwerer (ja unmöglich) es ist, aus der deutschen Bearbeitung die vielen Verdrehungen und Unrichtigkeiten in Uebertragung griechischer Gedanken bey oft scheinbar kleinlichen Dingen zu erkennen und dadurch alle abschreckenden Folgen abzuweisen, wenn man nicht aus den Quellen selbst Einsicht und richtiges Verständniß zu holen geneigt ist. Es ist nicht unsere Sache dem Verfasser schrittweise zu folgen und im Einzelnen das verkehrte aufzudecken, doch können wir nicht umhin, an dem einen Beyspiele das Verfahren näher zu bezeichnen und deutlich zu machen.

Von dem ersten Theile der Klage, daß Sokrates nicht an die Staatsgötter glaube, bemerkt Hr. Forchhammer: Xenophon und Platon stellen sich als wollten sie das Gegentheil beweisen; allein es gelingt ihnen nicht. Sie bemühen sich mit einem Verfahren, das man bey andern sophistisch nennt, die Streitfrage auf ein anderes Feld hinüberzuspielen. Mit kleinlichem, unaufrichtigem Sinn sucht Xenophon gegen sein besseres Wissen zu halten was unhaltbar war. Die Anklage sagte: Sokrates glaube nicht an die Götter, an welche der Staat glaubte. Xenophon beweist dagegen, daß Sokrates an einen Gott oder an Götter glaubte, was die Anklage gar nicht läugnete, vielmehr selbst zugestand und sogar ihm zum Vorwurf machte, weil diese Götter neue waren. Was Xenophon zur Widerlegung der Anklage hätte beweisen sollen, war dieses, daß Sokrates den Gesetzen gemäß an die Staatsgötter glaubte und nicht dawider lehrte. Eben so wenig vermag Platon den Sokrates von der Anklage zu befreyen. Er machts gerade so wie Xenophon, er beweist, daß Sokrates an Göttliches geglaubt habe und folglich auch an Götter, aber nicht, daß er an die Staatsgötter glaubte und dieß wars doch, was der Ankläger mit Recht verneinte. Aus seinem Glauben an das Dämonion zu beweisen, daß Sokrates auch an die Eltern desselben, an Götter müsse geglaubt haben, heißt im Grunde zugleich die Athener verhöhnen, nicht, auf die Anklage antworten.

Diese Beschuldigungen gegen Plato und Xenophon sind neu, und warum soll, was bey andern sophistisch heißt, bey diesen nicht eben so genannt werden, vorausgesetzt, daß der ausgesprochene Tadel sie wirklich trifft? Doch dieser Tadel fällt nicht den Beurtheilten, sondern dem Beurtheilenden allein zur Last; dadurch daß der Verf. als Inhalt der Klage setzt: Sokrates glaubt nicht an die Götter des Staates, sondern führt neue Götter ein, wird Xenophons und Platons Beweis (auch Aristoteles erwähnt billigend diesen), daß Sokrates an Götter glaube, zum Unsinn oder zur Ironie; aber die Worte der Klage sind, er führe neue Dämonia ein, und da diese, mögen sie nun aus Unwissenheit oder aus Bosheit des Klägers hervorgegangen seyn, wie jeder aus dem Leben des Mannes weiß, und Xenophon besonders andeutet, das Dämonion bezeichnen, so ist die Klage diese: Soktrates glaubt an sein Dämonion, nicht an die Götter des Staates. Was kann nun eine Vertheidigung anders geben, als was Xenophon und Platon bewiesen haben? und wenn Sokrates an Götter glaubte, waren es nicht die Götter des Staates, der Athener, der Griechen, oder suchte und fand er, wie die Physiologen jener Zeit, in den Namen der Götter nur die verschiedenen Kräfte der Natur? So sind durch die einfache Verwechselung zweyer nahe verwandter Begriffe Plato und Xenophon unerwartet in Sophisten verwandelt worden! War es aber damals von den Staatsgöttern anders zu denken als die Vorfahren gewohnt waren, ein so großes Verbrechen, daß Todesstrafe darauf gesetzt werden konnte, warum verschweigt der Verfasser, welch freches Spiel in Gegenwart aller Athener Aristophanes mit den Göttern getrieben hat, er, der in diesem den ächten Athener erkennt, welcher zuerst das verderbliche von Sokrates Einfluß durchschaut und kund gethan hat? Solchen Spott hat sich Sokrates gewiß auch nie gegen den einzelnen erlaubt, wie er sich über theologische Ansichten am wenigsten erklärte und damals wie jetzt, unbekannt war, was er unter seinem Dämonion verstanden habe. Der Vorwurf wegen Religion war gewiß von geringerer Bedeutung, als der moralische und politische, daß er die Jugend verführe und Aeschines versichert geradezu, die Athener hätten den Sokrates zum Tode verurtheilt, weil Alkibia-

des und Kritias, die ärgsten Feinde der Demokratie, seine Schüler gewesen seyen.

Diesen zweyten Theil hat der Verfasser mit besonderer Vorliebe und gelehrter Ausführlichkeit behandelt; es fehlt nicht an trefflichen Bemerkungen, so vieles auch dadurch, daß es nach der einen Seite auf das höchste gestellt ist, seine Richtigkeit verliert. Es ist nämlich gewiß und durch einzelne Begebenheiten, wie durch das ganze Leben des Sokrates hinreichend dargethan, daß er aus innerer Ueberzeugung kein Freund und Lobredner der Demokratie gewesen sey, ohne deswegen seine Vaterlandsliebe in Zeiten allgemeinen Drangsales bey Theilnahme am Kampfe u. dgl. zu beschränken, auch zeigt sich bey ihm nicht, wie bey seinen Schülern, ein Hervorheben der Spartaner und ihrer Verfassung im Gegensatze der Athener, wodurch er sich der Demokratie feindlich entgegengestellt hätte; er konnte es nicht billigen, und die täglichen Erscheinungen mochten jeden Denkenden zu derselben Ueberzeugung führen, daß die Demokratie unbekümmert um wahre Einsicht und Kenntniß nur der unverständigen Menge und den ihr gewöhnlich gleichen Führern huldigte, und damit den Keim des eigenen Verderbens mit sich führte. Hr. F. aber sieht in Sokrates überall nur den gesetzwidrigen Oligarchen, der, weil er nicht offen gegen die Volksherrschaft auftrat, sondern nur im geheimen und einzelnen seine Ansichten gegen den Staat in Form eines nothwendigen Ergebnisses vorbrachte, um so strafwürdiger gewesen sey und mehr Unheil als alle Kleon und Kleophon den Athenern gebracht habe.

Xenophon erwähnt fünf einzelne Puncte des Klägers und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er wie der Verf. behauptet, die Rede des Meletus selbst vor Augen hatte und sie zu widerlegen suchte. Sie mochte den Demokraten, die sich freuten, daß wieder ein Aristokrat weniger sey, bedeutend genug scheinen um öffentlich verbreitet zu werden und Sokrates war selbst nach seinem Tode noch Gegenstand rhetorischer Uebungen; so hatte einige Jahre nach seinem Hinscheiden der Sophist Polykrates eine neue Klagerede gegen ihn, Theodectes eine Vertheitheidigungsrede geschrieben; solche spätere Nachbildungen sind uns leicht entbehrlich, wichtiger wäre

die Erhaltung des Originals; wir würden Xenophons Vertheidigung besser zu würdigen verstehen, in welcher gewiß manches erst aus Meletos Rede sein volles Verständniß erlangen würde; uns scheint die Rechtfertigung des Sokrates und die Widerlegung des Gegners bey ihm hinreichend genügend, nur spiele man nicht mit Worten und einzelnen Ausdrücken und verdrehe nicht den Gedanken und den Geist der Rede. H. F. unterwirft diese Vertheidigung einer besondern ausführlichen Prüfung (S. 40 — 58) und bemerkt, daß Xenophon den letzten Punct, die Anführung von Versen aus Hesiodus und Homerus betreffend, nicht wie die vier ersten mit den Worten des Klägers, sondern absichtlich in indirekter Rede mitgetheilt und verstümmelt habe, weil die erbärmliche Verdrehung der Bedeutung des politischen Kampfes, die Xenophon nach dem Verf. sich zu schulden kommen ließ, nicht aus den eigenen vollständig mitgetheilten Worten des Klägers herausgebracht werden konnte. Hr. F. weiß nämlich den Versen des Homer Il. II. 188 — 206 in ihrem Zusammenhange eine politische Bedeutung und Anwendung zu geben, vermöge welcher Sokrates Streben gewesen, die demokratische Macht einer philosophischen der Schönguten (καλοὶ κἀγαθοὶ) zu unterwerfen; erst habe er die junge Generation vorbereitet, dann aufgefordert Hand ans Werk zu legen, nicht unentschlossen oder gleichgültig zu seyn, sondern wenn die Zeit der That da sey, zu handeln nach dem Hesiodischen Verse

Thätigkeit schände mit nichten, allein Unthätigkeit schände.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

V. Imperium Florae antillanae. Die westindische Flora. Ich begreife hierunter nicht bloß die Bahamas-Inseln, die großen und die kleinen Antillen, sondern auch die östlichen Striche von Yucatan, Honduras, die Mosquitosküste, das Delta des Magdalenenstromes, das Küstenland von Venezuela und die Insel Trinidad. Die Vergleichung der antillanischen Flora mit denen dieser Gebiete des Festlandes von Amerika zeigt nämlich eine große Verwandtschaft zwischen den hier vorkommenden Pflanzenformen, während die Gewächse der Länder auf dem westlichen Gebirgsabhange der mexicanischen Andes, der Gebirge von Darien, (die übrigens sehr wenig bekannt sind) und diejenigen, welche südlich von dem hohen Gebirge von Venezuela wachsen, sich mehr und mehr denen des südamerikanischen Festlandes nähern.

Dieses ausgedehnte Pflanzenreich, dem wir im Allgemeinen eine mittlere Jahrestemperatur von 23° bis 30° Cels. zuschreiben dürfen, wird sich übrigens, bey einer genaueren Kenntniß seiner einzelnen Bestandtheile, in mehrere, durch eigenthümliche Charaktere bezeichnete Provinzen zerfällen lassen. Offenbar nähert sich die Flora der Lucayos am meisten der des südlichen Florida's, die caraibischen Inseln erinnern durch mancherley Züge an die Flora des nordöstlichen Festlandes von Südamerika, und die großen Inseln, namentlich Cuba und Jamaica, haben jede für sich eine beträchtliche Zahl eigenthümlicher Formen, und zwar um so mehr, je höher sich das Terrain erhebt. In diesem ganzen Gebiete herrscht, als wesentlicher Charakter des Insular-Klima's, eine geringere Differenz zwischen der mittleren Wärme der heißen und der kalten Monate, als dieß bey einem Continentalklima unter denselben Breiten der Fall ist; die Regen sind verhältnißmäßig stärker und die Thaubildung ist schwächer, als auf dem Festlande. Diesen Verhältnissen entsprechend, finden sich namentlich auf den Inseln, die dem antillanischen Reiche gehören, jene Palmen gar nicht repräsentirt, die in dem Innern der Continente vorherrschend verbreitet sind, wie insbesondere Phoenix und Iriartea. Inzwischen kommen hier Glieder aus jeder einzelnen Gruppe vor, namentlich von Arecinae: die Gattung Oreodoxa, die herrlichste aller Kohlpalmen (Cabbage-palm), welche diesem Gebiete charakteristisch eigen angehört (Oreodoxa regia und oleracea); von Coryphinae: die ebenfalls bisher nur in Westindien gefundene Gattung Thrinax, welche, ebenso wie mehrere Arten der Gattung Sabal, gesellig wächst und oft in großer Ausdehnung die baumlosen Abhänge des Innern und die trocknen Striche an der Küste überziehet. Die fächerförmigen Blätter derselben werden vorzugsweise beym Dachdecken benutzt, und liefern theilweise ein Material, das viele Jahre ausdauert. Aus den Wedeln der Guano (Thrinax argentea) werden die Körbe gemacht, worin man die westindischen Tabacksblätter versendet. Aus der Gruppe der Lepidocaryinae wird die prächtige Mauritia flexuosa als auf der Insel Barbados

wachsend, von Meacock angeführt. Vielleicht ist sie aber nicht ursprünglich dort zu Hause.

Die Gruppe der Borassinae hat keinen Repräsentanten auf den Inseln selbst, wohl aber erscheinen mehrere Arten von Geonoma auf dem Küstenlande von Caracas, in den heißen Schluchten der Urwälder.

Die Cocoinen werden hier durch mehrere Arten aus der Reihe der stachlichten (als Bactris major, minor, Acrocomia fusiformis und aculeata) und aus der Reihe der wehrlosen durch Cocos nucifera und crispa H. repräsentirt. Wahrscheinlich gehört hieher auch die noch nicht systematisch erläuterte Palma non spinosa humilis fructu racemoso pruniformi, minimo, pisi magnitudine von Sloane, Hist. II. p. 118; es ist aber bis jetzt unmöglich, die verwirrte Synonymik, welche in den Werken von Hughes, Sloane, Patrick Browne, Lunan, Meacock, u. A. angetroffen wird, auf sicher erkannte Arten zurückzuführen. Schon der fleißige Plumier hatte 17 Palmen auf St. Domingos, St. Vincents, und Martinica gefunden, aber seine Beschreibungen und Abbildungen, welche in der Bibliothek des Instituts zu Paris aufbewahrt werden, gewähren eben so wenig, als die andern erwähnten Schriften eine zuverläßige Kenntniß von jenen Gewächsen.

Als eine besondere Merkwürdigkeit führe ich noch an, was mir von einem Liebhaber der Naturgeschichte, Hrn. J. S. Heneken, aus dem Porto Plata auf S. Domingo, gemeldet wurde. „In der Nähe von Guayacanas, eine halbe Tagreise von S. Jago und bisher nur dort, habe ich eine Palme beobachtet, welche im Lande Palma Cacheo genannt wird. Sie bedeckt die niedrigen, trocknen Hügel in der Nachbarschaft, auf welchen keine andere Vegetation gedeiht. Wenn sie die Höhe von 18 bis 20 Fuß erreicht hat, etwa in der Periode, da sie Frucht zu tragen anfängt, erleidet sie eine seltsame Mißstaltung. Der grüne Theil des Stamms unterhalb der Insertion der Blätter (hier meynt der Briefsteller wahrscheinlich die cylindrische Scheide der Blätter, welche einen Fortsatz des Stammes zu bilden scheinen) schwillt nämlich dann kugelförmig an, so daß er viel dicker wird, als der übrige Stamm, und diese Anschwellung erweiset sich von schwammiger Consistenz, fester als eine Melone aber durchgängig erfüllt mit einem süßen Safte, welcher an Geschmack dem süßesten Cocosnußwasser gleichkommt und auch dem des Zuckerrohrsaftes sich nähert. Die Jäger stillen oft ihren Durst mit dieser Flüssigkeit, wenn sie auf den dürren, wüsten Hügeln jagen. Die Anschwellung verliert sich nach und nach wieder, wenn die Palme einige Rispen mit Früchten getragen hat.“ — Ich glaube, daß die Palme mit dieser sonderbaren Anomalie in der Entwickelung der Blüthenrispen und Frucht zur Gattung Oreodoxa gehört. Bey Oreodoxa regia ist die keulenförmige, oft mehrere Fuß lange Spatha mit einem weißen spreuartigen Wesen durch und durch angefüllt, welches anfänglich an dem Kolben und dessen zahlreichen Aesten aufsitzt, später aber von seinem Anheftungspuncte wegfällt. Jener genießbare, zuckerhaltige Saft, dessen Hr. Heneken in den Blattscheiden der Cacheo-Palme erwähnt, wird vielleicht auch nicht von der Scheide der Blätter, sondern vielmehr von den Kolben, so lange sie noch in der Scheide eingeschlossen sind, abgesondert. Das Phänomen hätte dann die größte Analogie mit der Entwickelung eines zuckerhaltigen Saftes aus den abgeschnittenen Kolben der Arenga saccharifera und anderer Palmen, oder mit der Saftbildung in dem, die noch nicht entwickelten Blüthen einschliessenden, Herzen der Agave americana, welche bekanntlich das Material zum Getränk des Pulque liefert.

Auf dem Inselgebiete des Imperii Florae antillanae wachsen die Cocos nucifera und die Elaeis guineensis, welche wir beyde als eingeführt annehmen müssen, in großer Vollkommenheit. Die erstere gehört auch hier ausschließlich der Küsten-Vegetation an, die letztere kommt häufiger in den trockenen, mit starkem Erdreiche versehenen Gegenden des Innern vor. Auch Phoenix dactylifera wird, wie schon Sloane bemerkt, auf Jamaica gebaut; ihre Früchte sind jedoch nicht wohlschmeckend und kommen oft nicht einmal zu voller Reife.

Das Festland, welches ich zu dieser Flora rechne, ist namentlich nur im nördlichsten Theile von Tierra firme durch Jacquin, Löffling und Al. v.

Humboldt untersucht worden. Es breitet sich größtentheils zu Sanddünen, zu Steppen, welche mit Gras bewachsen sind, oder zu felsigen unwirthbaren Wüsten aus, auf welchen letzteren namentlich die Cactus-Vegetation in großer Fülle und Mannichfaltigkeit zu Hause ist, die Palmen dagegen nur selten erscheinen. Es sind hier vorzugsweise Fächerpalmen, wie denn diese Form überhaupt den unbewaldeten Gegenden häufiger, dagegen die der Fiederpalmen mehr den Wäldern eigen zu seyn scheinet. Die Fächerpalmen machen kürzere Stämme, oder entbehren derselben ganz, dagegen sind sie stark beblättert und vermögen somit durch den eigenen Schatten ihre Wurzeln vor dem Einfluß der mächtigen Sonnenstrahlen zu beschützen, welche das ebene, dürre Land fast das ganze Jahr hindurch ausbrennen. Die starke Wärmestrahlung verhindert überdieß häufige Niederschläge von Feuchtigkeit aus der Luft, und dieser Charakter von großer und gleichförmiger Hitze, den größten Theil des Jahres hindurch, übt wesentlichen Einfluß anf das Blühen und die Fruchtentwickelung, so wie anderer Gewächse, auch der Palmen. Bey Mangel an Feuchtigkeit fructificiren diese oft mehrere Jahre hindurch gar nicht. Als charakteristische Pflanze dieser eigenthümlichen Vegetation in den brennenden Niederungen von Cumana und Carocas sind viele Euphorbiaceae (Pedilanthus, Croton, Euphorbia, Jatropha), viele Chenopodeaceae, Amarantaceae, Cucurbitaceae, Nyctagineae, viele Arten von Lippia, Solanum, Heliotropium, Convolvulus, Capparis, viele Apocyneae, Malvaceae, Büttneriaceae, Leguminosae und viele saftreiche Arten von Portulaca, Talinum, sowie Sesuvium Portulacastrum zu nennen. Diesem Vegetationsgebiete gehört namentlich die Palma de Sombrero (Corypha tectorum Humb,) an, und an sie schließt sich gewissermassen Zamia muricata, eine Art aus der kleinen Familie der Cycadeen oder Palmfarn, welche in Nordamerika und am Kap der guten Hoffnung häufiger erscheint und gewissermassen die Palmen dort mit vertritt.

In den tiefer landeinwärts gelegenen Gegenden dieses Gebietes, besonders in den schattigen und feuchten Schluchten der Gebirgswälder, kommen mehrere Palmenarten vor, so z. B. Chamaedorea gracilis und Geonoma pinnatifrons und simplicifrons (die auch am Amazonas erscheinen) aus der Reihe der Rohrpalmen, mehrere Bactris- und Acrocomia-Arten aus der Formation der stachlichten Cocoinen. Die Cocos butyracea, welche von v. Humboldt und Bonpland im untern Stromgebiete des Magdalenenstromes, so wie von da weiter landeinwärts verbreitet angeben wird, ist noch rücksichtlich ihrer botanischen Charaktere zweifelhaft, da sie, nach Hrn. Kunth, vielleicht zur Gattung Elaeis gehört, sofern sie jedoch die Palma Corozo Jacquin's (Amer. t. 171. f. 4.) wäre, dürfte sie jedenfalls als ein charakteristisches Glied dieser Palmenvegetation betrachtet werden. Auch auf diesem Theile des Festlandes wird Cocos nucifera in der Nähe des Oceans häufig angebauet und mit ihr, nach v. Humboldt, hie und da auch Phoenix dactylifera.

Das antillanische Florenreich in den von mir angenommenen Grenzen erhebt sich an mehreren Orten zu so beträchtlichen Höhen, daß hier auch die Verbreitung der Palmen in den über einander liegenden Zonen in Betracht käme. Leider fehlen jedoch zur Zeit noch bestimmte Nachweisungen über diese Verhältnisse. Jedenfalls dürfte hiebey ins Auge zu fassen seyn, daß das Gebiet sehr verschiedene Erhebungen des Bodens darstellt, welches Verhältniß nicht isolirt, sondern in Verbindung mit mehreren andern, gewürdigt werden muß.

Die großen Inseln dieses Reiches nämlich sind Continental-Inseln; sie sind mit ziemlich langen Bergketten durchzogen, welche sich hie und da beträchtlich, so z. B. die blauen Gebirge auf Jamaica bis zu 6800 Fuß Höhe, erheben.

Von den kleinen, sogenannten pelagischen Inseln ist eine verhältnißmäßig schwache Zahl mit Vulkanen versehen. Diese als plutonische, d. h. aus dem Schooße des Meeres erhobene, Gebilde haben, dem eigenthümlich geologischen Charakter entsprechend, auch eine andere Vegetation als diejenige, welche vorherrschend aus Kalkstein, oder aus Urgebirge bestehen und oft von der noch stets fortgehenden Bildung von Corallenriffen umgeben sind. Unter diesen Umständen ist es um so mehr zu bedauern, daß wir über die dortigen Vegetations-Verhältnisse bis jetzt keine gründliche Untersuchung besitzen, als der ursprüngliche Zustand des Pflanzenwuchses bey

fortschreitender Colonisation immer schneller verschwinden wird. Inzwischen scheint sich zur Zeit namentlich die Thatsache feststellen zu lassen, daß die vulkanischen Inseln dieser Region verhältnißmäßig viele Farnkräuter und viele Palmen beherbergen, was in den Mascarenischen Inseln ebenfalls der Fall ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Athener und Sokrates, die Gesetzlichen und der Revolutionär von Peter Wilhelm Forchhammer. Wahrheit. Alle. Gesetzlichkeit ꝛc.

(Schluß.)

Allerdings dadurch wird die Klage des Meletus erst verständlich; denn Sokrates ist nun wirklicher Revolutionär geworden; aber wäre diese Fiction des H. F. gegründet, die Anklage würde nicht gewesen seyn, daß Sokrates die Jugend verführe, sondern daß er die Verfassung umstürzen wolle; und wenn die Verse des Homerus in jenem Zusammenhange gedeutet werden sollen, (denn nur durch die Annahme, daß Xenophon absichtlich das entscheidende verschwiegen habe, wird jene Deutung möglich, aber noch immer unwahrscheinlich, und konnte ihn nicht sogleich ein jeder der Lüge überführen?), warum hat der Verf. nicht auch die Worte des Hesiodus in ihrer Verbindung angeführt? sie widersprechen jeder ähnlichen Verdrehung und bezeichnen nur die Aufmunterung zur Arbeit, Fleiß und Thätigkeit. Wie oft mochte Sokrates Gelegenheit gefunden haben, seinen unthätigen, aber herrschsüchtigen jungen Landsleuten jenen Vers zuzurufen!

Wir verzeihen den Athenern, die gegen Themistokles und alle Staatsmänner von Bedeutung nicht die größte Dankbarkeit bewiesen haben, auch die Verurtheilung des Sokrates; sie lag im Geiste der Volksherrschaft begründet und sie hatten kurz vorher durch die oligarchische Regierungsform, welcher der Beklagte weit näher sich anzuschliessen schien,

zu viel übles und schlimmes erlitten, um nicht gleich andern Menschen im Kampfe ihrer eigenen Sache den richtigen Weg der zwischen Gleichgültigkeit und Unduldsamkeit führt, zu verfehlen, und wie waren die Athener schon selbst revolutionär geworden, da 281 Richter gegen den Sokrates, aber nicht weniger als 220 für ihn gestimmt hatten! Um diese That aber als eine gerechte anzuerkennen, bedarf es besserer Beweise und eines andern Princips als hier geltend gemacht wird, „welches das bestehende als das höchste unverletzliche, auch geistig bindende setzt, jede Belehrung und Entwickelung hemmt, die Möglichkeit einer wirklichen Verbesserung aufhebt und nahe daran ist, das Menschliche im Menschen ganz zu vernichten.“

Auch im Einzelnen finden sich viele neue Ansichten in dieser Schrift vorgetragen; zu den vielen Vermuthungen über die Wolken des Aristophanes tritt auch die des Verf., daß sie nicht gegen die Sophisten, sondern gegen den Sokrates selbst und seinen Schüler Alcibiades, den er schonend noch und scherzend mit fremdem Namen Pheidippides nennt, während er den Vater Strepsiades durch das Lager auf dem er zuerst erscheint, als den alten Kleinias bezeichnet, gerichtet seyen. Noch eigenthümlicher ist, was über die bekannte Stelle des Xenophon S. 39 erwähnt wird:

„Unter dem falschen Namen Themistogenes Syrakusios hatte er selbst später im Exil den Zug und Rückzug beschrieben. Auch durch den Namen meynte er den Vorwurf des Gewissens und der Athener zu beschwichtigen, einen Lohn des Rechts, der wider Wissen ein Syrer geworden sich nennend. Freylich ein Sohn des Rechts, aber uneingedenk des edlen Ursprungs wurde er ein Syrer, vielleicht wider Willen, aber nicht ohne Schuld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Fortsetzung.)

Anlangend endlich den continentalen Küstenstrich, welchen wir zu diesem Imperium Florae rechnen, so dürfte ihm vielleicht der isolirte Gebirgsstock der Sierra nevada de S. Martha zuzuzählen seyn, da die Untersuchungen des Hrn. Al. v. Humboldt nachgewiesen, daß dieser Gebirgsstock, welcher sich bis zu einer Höhe von 18000 Fuß erhebt, ganz isolirt und keineswegs als ein Nordast des Hochalpenzuges von Neugranada zu betrachten sey.

Im Ganzen darf man zur Zeit etwa 30 Arten aus diesem Gebiete aufführen, von welchen 6 dem Continente ausschließlich angehören möchten.

VI. Imperium Florae mexicanae intratropicae. Diese Gebirgsflora ist, wegen der beträchtlichen Höhe ihrer von S. nach N. laufenden Gebirgszüge, gegen Westen und Osten hin am entschiedensten nüancirt, und dürfte vielleicht, bey genauer Kenntniß ihrer einzelnen Formen, vorzugsweise in eine westliche und in eine östliche Provinz — jene die oceanische, diese die atlantische — getheilt werden. Wie in allen heißen Ländern, welche sich zu beträchtlichen Höhen erheben, hat auch dort der gemeine Sprachgebrauch die drey Zonen des heißen, gemäßigten und kalten Erdstriches, als unmittelbar über einander liegend, bezeichnet. Hr. v. Humboldt rechnet die erste (Tierra caliente) von 0 bis 200 Toisen mit einer mittleren Jahreswärme von 26° C., die gemäßigte Zone (Tierra templada) von 200 bis 1100 Toisen mit einer mittleren Wärme von 17°, 5 C. bis 25° C. und die kalte von 1100 bis 2350 Toisen mit einer mittlern Temperatur von 17°, 5 bis 0°, 8 C. — Es ist dieß das erste Florenreich, welches Palmen besitzt, während zugleich Berggipfel erscheinen, welche sich über die Schneegrenze erheben. In die höhern Regionen des Gebirges, d. h. dahin wo der Baumwuchs eine wesentliche Erniedrigung erleidet, steigen die Palmen, als eine ganz tropische Pflanzenform, nicht hinauf; doch halten sie sich nicht bloß am Meere, und in der heißen Zone, sondern einige von ihnen mischen sich in den gemäßigten Gebirgsgegenden unter Eichen, Föhren und Erdbeerbäume. Die vorherrschenden Formen scheinen Fächerpalmen und schlanke Rohrpalmen aus der Gattung Chamaedorea zu seyn, von welcher letzteren bereits 5 Arten bekannt sind. Corypha Pumos Humboldt (eine Copernicia?) ist von Humboldt und Bonpland am Vulkan von Jorullo bey der Villa Agua Sarco in einer Höhe von 500 — 800 Toisen und Corypha nana zwischen Acapulco und Mazatlan (230 Toisen hoch) beobachtet worden. Chamaerops Moçini, eine andere Fächerpalme, erscheint ebenfalls in diesem Gebiete bey Acapulco und in der Bai von Chacahagua. Ihre dunkelgrünen, großen Fächerblätter contrastiren malerisch mit dem zarten Laube reizbarer Mimosen, welche längs dem Meeresufer reiche Gehäge bilden (Bar. v. Karwinski). Brahea dulcis (Corypha Humb.) ist von denselben Reisenden in der gemäßigten Zone, am westlichen Abhange der mexicanischen Andes zwischen Chil-

pancingo und Acapulco, bey la Moxonera und auf dem Alto de las Caxas, zwischen Eichen und Fichten, in einer Höhe von 500—520 Toisen über dem Ocean, gefunden worden. Vielleicht aus denselben Gegenden stammen die Exemplare, welche von Thaddäus Hänke nach Europa geschickt worden sind. Hr. Baron von Karwinski hat dieselbe Art im Staate von Oaxaca, zwischen Tehuacan und El Huiso, bey Los Capolines, nächst Trapiche de Aragon, in einer Höhe von angeblich 8000 Fuß beobachtet (cf. Martius, Palmae Tab. 162.) Diese Gegend liegt so hoch, daß es bisweilen Eis friert. Sie kommt übrigens in jener Provinz auch an niedrigern Orten, wie z. B. bey Teoxomulco und Teosacualco vor. Bald sind Pinus-Arten, bald Quercus mexicana, laurina, acutifolia, glaucescens, bald die malerische Yucca longifolia oder Arbutus Madroño ihre Begleiter. Man begegnet also dieser Fächerpalme, wenn man aus den kühlen Regionen, wo noch Weizen gebaut wird (bey 5000 F.), zu jener glücklichen Zone herabsteigt, wo sich der Frühling mit einem milden Sommer paart. Chamaedoreen kommen nach Bar. v. Karwinski in der Schlucht bey Juquilla de la Costa, bis Tututepec vor. Auf dem entgegengesetzten östlichen Abhange der mexicanischen Cordilleren sind von Dr. Schiede diese Rohrpalmen einige Meilen südlich von Xalapa (19°, 30″ n. Br.), sowie in den Gebirgsschluchten v. Chiconquiaco, bey Papantla und Misantla, gefunden worden. In der Barranca de Tioselo, 5 Leguas südlich von Xalapa, bildeten Chamaedorea elegans und oblongata zugleich mit Heliconien, Farnkräutern und strauchartigen Melastomen dichtes Gebüsch in den feuchten etwas sumpfigen Wäldern. Sie sind als eine Palmenform der Tierra templada zu betrachten, denn nur da steigen sie in die heiße Zone herab, wo die Vegetation durch öftere Regen erfrischt wird. Bey der Fruchtreife werden ihre Kolben fleischig und scharlachroth, wie dieß von Geonoma bekannt ist. Die Einwohner wenden dann den Saft der Kolben als eine Panacee gegen entzündlichen Brustkatarrh an. Auch an andern Punkten der östlichen Küste erscheinen Arten dieser Gattung in den feuchten Wäldern an den Flüssen und Bächen, welche dem heissen und offenen Meeressandufer zufallen. Eine andere, nahe der Küste am Ufer der Lagunen und Flüsse z. B. der Laguna salada und verde in der Provinz von Veracruz von Dr. Schiede bemerkte Fächerpalme ist bis jetzt noch nicht systematisch bekannt. Sie scheint wie die meisten Fächerpalmen gesellig vorzukommen, bildet jedoch keine so stattliche Wälder wie dieß vorzugsweise von der Cocoyule (Cocos Cocoyule Mart.) gerühmt werden kann. Diese Palme ist von Baron Karwinski in der Provinz Oaxaca zwischen Zacatepec und Acatepec nahe an der Südsee beobachtet worden und wird als eines der majestätischsten Producte des Pflanzenreiches geschildert. Der cylindrische Stamm erreicht bey 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser eine Höhe von 160 Fuß und trägt eine Krone 40 Fuß langer Fiederblätter. Die Frucht, von der Größe eines Hühnereyes, enthält einen süßen Kern, dessen Oel von den Mixteken vorzugsweise zum Einschmieren der Haut und der Haare benützt wird. Der Wald, den dieses edle Gewächs in der Nähe von Jamiltepec fast ausschließlich bildet, bedeckt ein seichtes offenes Thal in einer Ausdehnung von mehreren Stunden, und soll den europäischen Ankömmling durch die majestätische Ruhe, welche in ihm herrscht, mit nie gefühlten Empfindungen erfüllen.*) Von stachlichten Palmen sind in diesem Gebiete die Acrocomia mexicana (Mart. Tab. 138) und die Bactris Cojole (Quauhcojolli Terentii Recch. Mexic. p. 401.) zu nennen. Die erstere erscheint an der Straße von Oaxaca nach Tehuantepec sporadisch auf kleinen Wiesen, in schattigen, gewässerten, fetten Gründen, seltener im Urwalde. Der 20′ hohe dicke Stamm und die Blattstiele sind mit dunkelbraunen glänzenden Stacheln von 12 — 15″ Länge besetzt. Sie bringt eine große Anzahl kugelrunder Früchte von der Größe einer Welschnuß hervor, welche im Lande wegen des öligen Kernes Coco baboso genannt werden. Nicht selten sieht man das Rindvieh bemüht, mit den Hörnern den stark bewehrten Stamm zu schütteln, um die Früchte zu erhalten, welchen es lebhaft nachstellt. Im nordöstlichen Küstenstriche, besonders von Tampico gegen Norden, begegnet der Reisende hie und da kleinen fast undurchdringlichen Wäldchen von Zwergpalmen, vielleicht einer jener Arten von Sabal, welche in den

*) Vielleicht die Palma Bahey, Coyolli, Recchus Lib. 3. c. 43. p. 75.

heißen Niederungen am Missisipi und in Florida erscheinen. — Cocos nucifera wird nicht selten, besonders in den südlichsten Gegenden der Ostküste und mit mehr Erfolg auf der Westküste am stillen Meere angebaut. Die aus Spanien eingeführte Dattelpalme soll in Chiapa nach acht Jahren reife Früchte getragen haben. Herrera Hist. Gen. Decad. IV. S. 222. Als ein besonderer Zug in der Physiognomie der Palmenflora dieses Gebietes darf angegeben werden, daß hier die Palmen im Allgemeinen sowohl die in Mexiko so häufige Cactusformation, als auch die der in einigen Beziehungen der Tracht verwandten Cycadeen ausschließen. Sie kommen nicht zugleich mit diesen Gewächsen vor. *)

VII. Imperium novogranatense s. Florae andinae aequatorialis. Das Reich von Neugranada, Quito und Nordperu. Es ist dieß eine Gebirgsflora, deren Grenze gegen Norden in 10° nördlicher, gegen Süden in 10° südlicher Breite liegt, gegen Westen vom stillen Ocean und gegen Osten von den oberen Abhängen des Strombeckens des Amazonas und des Orinoco gebildet wird.

Ich rechne also hieher das Gebiet der Cordilleras de los Andes mit ihren tiefen Thälern und Gehängen, wie sie, innerhalb der angegebenen Breiten, sich in ihren zwei mächtigen Hauptzügen von S. nach N. erstrecken, und gegen O. die sogenannte Küstencordillere von Venezuela abgeben, welche Alex. von Humboldt als östlichen Ast des weitverbreiteten Gebirgssystems bezeichnet hat. Hier stehen in schmaleren oder breiteren Zonen die verschiedensten Pflanzenformationen untereinander. In den tiefen Thälern, wo die volle Gluth des Aequatorialklima's (eine mittlere Wärme von 23° bis 26° C.) herrscht, die Ueppigkeit eines großartigen und mannigfaltigen Pflanzenwuchses, weiter oben milde Berggehänge, mit einem ewigen Frühling (bei einer mittleren Jahrestemperatur von 18° – 19° C.), prächtige Wälder tragend, dann hohe Bergebenen, auf denen ein sehr geringer Unterschied in der Wärme der einzelnen Monate der Fruchtreife edler Obstarten minder günstig ist, aber die Cerealien (bei 14° C. Jahrestemperatur) gesegnete Ernten geben, — kühle Alpen, auf denen die tropischen Waldbäume zwergartig verkümmern — darauf jene unwirthlichen, von kalten Stürmen beherrschten Regionen der Paramos, wo der Baumwuchs ganz aufhört, Grasmatten von Eiswässern durchzogen werden, und endlich, an der Grenze des ewigen Schnees, nur wenigen niedrigen Kräutern Zeit für ihre kurze Entwicklungsperioden gestattet ist. Dieses Gebiet, in welchem, nach den neuesten Berichten von Colonel Hall *) gerade unter dem Aequator die Zone des

*) Eine systematisch noch ganz unbekannte Palme dieses Gebiets ist die 70 Fuß hohe Stachelpalme Bibby, deren Früchte von den Einwohnern von Panama auf Oel benützt werden. Cf. Dampier.

*) In Hooker's Journal of Botany 1834. S. 334 – 339. Dieser Schriftsteller theilt mehrere schätzbare Angaben über die pflanzengeographischen Verhältnisse der Aequatorial-Anden und über die Aufeinanderfolge der einzelnen Vegetationsformen an denselben mit. Er bemerkt, daß sich an den Gebirgsrücken, die gegen das Plateau von Quito herabsteigen, die Region der baumartigen Gesträuche überall bis 13,000 Fuß erstreckt. Der Tunguragua ist, nach Boussingaults barom. Messung, bis 13,317 F. mit Gebüsch bewachsen, so daß die eigentliche Alpenregion in 14,000 F. Höhe beginnt, und zwar in der Art, daß auf die Zone von Unterholz die Paramos oder Pajonales (Grasmatten) folgen, endlich aber, ganz oben, unterhalb der Schneelinie, jene Gewächse auftreten, welche den obersten Hochalpenpflanzen in Europa analog sind. Er fand, mit Boussingault, die unterste Grenze des Schnees am Cotopaxi in 15,646, am Antisana in 15,838, am Chimborazo in 16,000, am Cayambe, wo sich ein breites Schneefeld über einen mäßigen Abhang ausdehnt, in 14,217 Fuß (Die untere Schneegrenze unterm Aequator ist von Hrn. v. Humboldt bey 15,736, von Bouguer bey 15,608 und von Leslie bei 15,207 Fuß bestimmt worden). Der Pichincha, dessen Höhe die franz. Akademiker = 15,606, Humboldt = 15,976, Boussingault = 15,676, Hall, nach dem Kochen des Wassers = 15,704 F. angeben, liegt also gerade in dieser Linie. Im Allgemeinen scheinen die Untersuchungen von Pentland und andern Reisenden auf die Nothwendigkeit zu führen, die Schneegrenze in den Andes höher zu setzen, als es bis jetzt geschehen. Vergl. Pentland Journ. R. geogr. Society Vol. V. p 80 sq. In 16° und 17° s. Br. nimmt dieser Schriftsteller als Mittel von

strauchartigen Dickichts und der Alpenweiden sich von 10,000 bis 13,000 Fuß ausbreitet, aber hie und da sogar Wälder bis 14,000 F. aufsteigen, führt uns auch Repräsentanten der Palmenfamilie auf Höhen vor, wo der Pflanzengeograph vielmehr nur die nordischen Formen der Eichen und Zapfenbäume zu finden hoffte. Wir verdanken Alexandern von Humboldt folgende Bestimmungen über die Höhengrenzen von Bergpalmen. Sie sind um so wichtiger, als im übrigen Amerika keine gleichhohen Standorte von Palmen ermittelt sind, und die Palmen der alten Welt mit Ausnahme derer auf Java, fast alle nur in Niederungen sind beobachtet worden.

Oreodoxa Sancona, im Gebiete des Cauca-Stromes zwischen Carthago und El Naranjo: 500 Toisen hoch. Oreodoxa frigida, in felsigen Gebirgsgegenden der Andes von Quindiu: 1000 bis 1400 Toisen hoch.

Martinezia caryotaefolia, kultivirt in Gärten bey Ybague und Carthago bis 500 Toisen Höhe, während sie auch in den Schluchten des Huallaga im obern Maynas und am Ufer des Orinoco, am letztern Orte bei sehr geringer Erhöhung über dem Meere (bey 40 Toisen) vorkommt.

Auch die Cocos butyracea muß hier wieder aufgeführt werden, denn es wird ihr ein Höhenbezirk vom Meere bis zu 700 Toisen zugeschrieben, da sie am Ufer des Rio Sinn bei seiner Mündung ins Meer, und auch bey Ibague und Carthago wächst.

Guilielma speciosa (Bactris Gachipaes Humb.) ist von Hrn. von Humboldt bey Ybague in 700 Toisen Höhe aufgeführt, während sie durch große Strecken Brasiliens in sehr geringer Erhebung über dem Meere erscheint.

Iriartea andicola (Ceroxylon Humb.) auf dem Gebirge von Quindiu in einer Höhe von 900 bis 1450 Toisen.

Attalea amygdalina in der goldreichen Provinz Choco, und kultivirt bey Carthago und Guaduas, zwischen 500 und 630 Toisen Höhe.

Aus diesen Datis leiten wir zwey für die Geographie der Palmen interessante Thatsachen ab. Zwey Arten aus der Gruppe der Arecinae, Oreodoxa frigida und Iriartea andicola gehen bis in die kalte Region (wo eine mittlere Jahreswärme von 10° bis 5° Cels. herrscht?) hinauf, während sonst gerade die Arecinae vorzugsweise niedrige, heiße Gegenden zu bewohnen pflegen, und namentlich mehrere Arten der Gattung Iriartea, in dem heißen Strombecken des Amazonas und seiner Confluenten, nur unter der Begünstigung einer sehr hohen Temperatur (von 22° bis 25° C. Jahreswärme) fortkommen. Besonders auffallend ist, daß Iriartea andicola in der beträchtlichen Erhebung von 1450 Toisen über dem Meere noch einen colossalen Stamm von 100 Fuß Länge bildet. Dieses hohe Vorkommen eines Palmbaums von so beträchtlicher Länge scheint mit den oben angeführten Beobachtungen von Hall besser übereinzustimmen, als mit den bisherigen Annahmen, gemäß welchen die obere Grenze des Baumwuchses selbst in den Parallelen nahe am Aequator schon in 1739 Toisen (die äußerste Grenze des Flechten- und Mooswuchses aber in 2849 Toisen) Erhebung über dem Ocean fiele.

Ferner ergiebt sich, daß gerade diejenigen Arten, welche den weitesten Verbreitungsbezirk nach Länge und Breite haben, sich auch eines sehr breiten Höhentermini erfreuen. Wir können dafür Martinezia caryotaefolia und vor allen die Guilielma speciosa anführen. Erstere erscheint im obern Stromgebiete des Guallaga (10° s. Br.), im untern Maynas, am Amazonenstrome und dann wieder im Thale des Cauca, bey Ybague (4° 27′ n. Br.) also in einer Ausdehnung von 14 Breitengraden. Noch weiter verbreitet ist die Gachipaès, wie die Guilielma speciosa im Hochlande von Neugranada heißt *)

---

vier directen Messungen die Höhe von 16,990 (engl.) Fuß als die untere Schneegrenze. — Vrgl. ferner Bemerkungen über die Verbreitung der Vegetation in den größten Höhen des Himalaya und in Hochperu, von Meyen, in Wiegmanns Archiv der Naturgesch. II. 1. S. 313–317.

*) Cahepais bey den Indianern Musos und Colimas in Neugranada, Pixihaes in Peru: Herrera Hist. Gen. Decad. VIII. S. 80 und III. S. 246.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Fortsetzung.)

Es ist dieß dieselbe Art, welche A. v. Humboldt am Orinoco u. Atapabo Pirihao nennen hörte, und deren große Fruchtbarkeit und Reichthum an Nahrungsstoffen sie der Banana an Nützlichkeit nähert. Diese Palme, die Dattel des tropischen Südamerika, erscheint in einem sehr großen Theile Brasiliens, namentlich im Strombecken des Amazonas und seiner größten Confluenten. Sie heißt dort Bubunha oder Pupunha (S. Martius Reise, III. S. 1053). Auch in der französischen Gujana ist sie unter demselben Namen oder als Paripou, Palipou, bekannt, und weit verbreitet. Von Westen nach Osten geht daher ihr Vorkommen fast durch das ganze Continent von Südamerika, in einer Ausdehnung von 40 Breitengraden und darüber. Nach Süden erstreckt sie sich bis in die Provinzen von Moxos und Chiquitos, zum 19° s. Br. Hier hat sie Hr. d'Orbigny in feuchten Urwäldern oft in der Nähe von Gehägen der baumartigen Gräser gefunden. Daß diese letzteren in der reihenweisen heckenartigen Ausdehnung, worin sie so oft vorkommen, als Reste von ehemaligen indianischen Pflanzungen zu betrachten seyen, indem die Ureinwohner sich solcher undurchdringlicher Gebüsche als natürlicher Palisaden und Verhaue zu bedienen pflegten, glaube ich zur Evidenz nachgewiesen zu haben. Daher gewinnt das Factum noch an Interesse, daß man jene beyden Gewächse oft neben einander findet. Außerdem will ich auch hier darauf aufmerksam machen, daß die Bubunha die einzige Palme in Amerika ist, von welcher ich in Erfahrung gebracht habe, daß sie häufig ihren nußartigen Kern ganz verliert, oder auch so verkümmert und zusammenzieht, daß er keinen entwicklungsfähigen Keim mehr enthalten kann. Die Frucht zeigt dann in ihrem Mittelpunkte einen von Längsfasern durchzogenen, aus lockerem Zellgewebe gebildeten Körper. Gemäß dieser Beschaffenheit wird die Bubunha von den Indianern häufiger durch Wurzelsprossen als aus dem Samen vermehrt. Wenn man bedenkt, wie schwer und wie langsam sich die Natur der ursprünglich in sie gelegten Angewöhnung begiebt, den Typus ihres Samens auszubilden, was also dazu gehört, einen steinharten Kern von der Größe einer welschen Nuß aufzulösen und in faseriges Fleisch zu verwandeln, so wird man geneigt, den physiologischen und pflanzengeographischen Verhältnissen dieser Palme Wichtigkeit für die Ethnographie Südamerika's zuzuschreiben. Sie scheinen nämlich anzudeuten, daß der gegenwärtige, so ausgedehnte Verbreitungsbezirk der Bubunha-Palme künstlich sey, und wenigstens theilweise, noch aus der frühsten, gewissermassen vorhistorischen Zeit der amerikanischen Menschheit herdatire. Die Urbevölkerung jenes Continents muß mit der Bubunha schon seit Jahrtausenden vertraut seyn, und die weite Verbreitung einer so wichtigen Nutzpflanze mag eben so gut als Zeuge eines gebildeteren Zustandes jener jetzt verkümmerten Völker anzusehen seyn, als die Ruinen ehemals stattlicher Bauwerke, welche die Forschungen unserer Zeit in den meisten Theilen Amerika's nachweisen.

Auch die andern beyden Palmen von weitem Verbreitungsbezirk in dieser Flora, die Cocos butyracea und die Attalea amygdalina, werden angebaut. Kunthia montana, in den Gebirgen von Almaguer und Popajan, zwischen 2° und 3° nördlicher Breite, auf einer Höhenverbreitung von 250 bis 800 Toisen angegeben, kommt wahrscheinlich auch unter derselben Breite, neun Grade weiter östlich, am obersten Rio Negro vor, denn die Indier Capuenas bringen ihre rohrartigen Stämme, welche zu Blasrohren ausgehöhlt werden, den südlicher wohnenden Völkerschaften zum Kaufe herab.

Uebrigens möchte ich glauben, daß in diesem Gebiete, namentlich in den tief liegenden, heißen Gründen noch viele, bis jetzt unbekannte Palmen-Arten aufzufinden seyn werden.

Werfen wir noch einen Blick auf die Vegetation, welche, ausser den genannten Palmen, das Imperium Florae andinae aequatorialis bezeichnen, so finden wir als besonders charakteristisch die Gattung Cinchona. Diese merkwürdige Gattung erscheint namentlich zwischen 5° südl. und 5° nördl. Breite als wesentlicher Bestandtheil der Gebirgswälder. Sie findet sich zwischen den Höhengrenzen von 300 und 1485 Toisen, gedeiht aber am besten auf einer Höhe von 1000 Toisen, in einem gemäßigten Klima, wie es namentlich in demjenigen Theile des Andes-Gebirgs herrscht, welchen Al. v. Humboldt den Gebirgsknoten von Loxa nennt. Hier sind die Wälder von Caxanuma und Urituſinga, zwischen den Rios Zamora und Cachiyacu, zwey Beyflüssen des obern Marañon, wegen ihrer trefflichen Chinasorten berühmt. *) In jenen Wäldern herrschen noch zahlreiche Formen aus den Familien der Rubiaceae, Bignoniaceae, Acanthaceae, Laurineae, Urticeae, Leguminosae. Je mehr man aber aus den Niederungen in die höheren und höchsten Bergreviere aufsteigt, um so häufiger erscheinen Pflanzen, welche sich an die extratropische, ja sogar an die nördliche Vegetation annähern, so z. B. gewisse Kätzchenbäume, wie Eichen und Erlen, Glieder aus der Familie der Ericeae, wie die charakteristischen Befariae, aus der der Gentianeae, wie die fünfspornigen Swertien, die Gruppe der Escallonia mit mehreren Arten der verwandten Gattung Ribes, manche Rosaceae, eine verhältnißmäßig große Anzahl von Korbblüthen, theils Gesträuche, theils niedrige Kräuter u. s. w. Herr Schouw hat einen großen Theil des Gebietes, von dem wir hier sprechen, das Reich der Cinchonen genannt; ich bemerke jedoch, daß ich es weder nach Länge und Breite, noch nach seinen Höhengrenzen so wie dieser Schriftsteller annehme. Indem er nämlich die höchsten Gebirge, von 9000 Fuß und darüber, als Boden eines besonderen Pflanzenreiches, das der Escallonien und Calceolarien, von den tieferen Gegenden abgesondert, scheint er eine künstliche Unterscheidung in Naturverhältnisse zu bringen. Wir betrachten daher jene hochliegende Zone nur als das obere Extrem der nordandinischen Flora. Dagegen dürfte die Erstreckung dieses Reichs gegen Süden schwerlich bis 20° südl. Breite auszudehnen seyn. Ich habe Gelegenheit gehabt, in Madrid eine beträchtliche Sammlung von Pflanzen zu sehen, die Thad. Hänke während seines langen Aufenthalts in Cochabamba, Potosi, Chuquisaca und anderwärts in Bolivia (zwischen 16° und 21° südl. Breite) gesammelt hat, und mich überzeugt, daß die dortige Flora zwar in den Gattungen mit der des nördlichen Anden-Zuges übereinstimmt, jedoch in der Mehrzahl andere Arten aufweiset. Die von Hrn. von Humboldt (Relat. Voy. II. p. 197.) nachgewiesenen Gebirgsknoten der Andes: von Porco und Potosi zwischen 19° und 20° und von Cusco und Parinacochas zwischen 14° und 15° sind vielleicht als die Mittelpunkte eines alpinischen Florenreiches zu betrachten, welches zwar vermöge der ununterbrochenen Fortsetzung der Gebirge gegen Norden mit dem nordandinischen Reiche zusammenhängt, aber in seinen Gliedern wohl eben so sehr davon unterschieden seyn dürfte, als es die Florengebiete sind, welche sich, dem allgemeinen Gehänge des Continentes gemäß, nach verschiedenen Richtungen hin, hier gegen den Pilcomayo und Paraguay, dort gegen das ungeheuere Strombecken des Amazonas, ausbreiten. Der Gebirgsknoten von Huanuco und Pasco, zwischen 10° und 11°, könnte daher vielleicht als der riesige Grenzstein zweyer großer alpinischer Florenreiche zu betrachten seyn.

*) Humboldt, Relat. du Voyage II. p. 200.

VIII. Was nun das südliche von diesen beyden, das von Bolivia, Imperium Florae andinae medium, betrifft, so stehen uns nur wenige Thatsachen rücksichtlich seiner Palmen zu Gebote. Diejenigen Arten, welche von Ruiz und Pavon und später von Pöppig in den tiefen, feuchten und warmen Schluchten von Munna, Pozuzo und Cuchero im obersten Flußgebiete des Huanuco (11° — 9° südl. Breite) entdeckt worden sind (Chamaedorea fragrans, Morenia fragrans und Poeppigiana, Euterpe ensiformis, Iriartea deltoidea, Geonoma interrupta und Pöppigiana und Bactris (Martinezia Pav. Rz.) ciliata) sind entweder Glieder der Amazonas-Vegetation oder dem Imperium Florae andinae aequatorialis zugehörig; es kommen daher hier, mit Ausnahme der Geonoma synanthera, die wahrscheinlich von Hänke in den Gebirgen von Cochabamba entdeckt worden ist, nur diejenigen Palmen in Betracht, welche Hr. D'Orbigny auf seiner Reise von den Küsten von Bolivia nach Potosi, Cochabamba und in die östlichen Abhänge der Cordillera de Cochabamba gesammelt und deren Beschreibungen und Abbildungen er mir mit nicht genug zu lobender Liberalität mitgetheilt hat. Es gehören hierher Iriartea phaeocarpa, eine stattliche Waldpalme, die sich von der genannten Cordillera bis zu den, von den Yuracarés bewohnten Wildnissen an den obern Beyflüssen des Mamoré verbreitet, Iriartea Lamarkiana und Geonoma Desmarestii aus dem Gebirge von Icho, das die Wasserscheide zwischen dem Beni und dem Mamoré bildet, Geonoma Guerini und Raspaliana vom Berge Cubrecilla, am nordöstlichen Abhange der Cordillera oriental de Cochabamba, Attalea ciliata aus den Wäldern nordöstlich von jenem Gebirge gegen die Ebenen der Chiquitos hin, Martinezia truncata aus den Wäldern des Rio de Chayro, am östlichen Hange der Cordillera de la Paz, drey Arten von Euterpe und ein Astrocaryum. Euterpe andicola (Brongn. Voy. de Mr. d'Orbigny, Palmiers tab. 2. f. 2). scheint die Palme zu seyn, welche in diesem Gebiete am höchsten hinaufsteigt. Sie ward auf dem Wege von Cochabamba nach den einsamen Wäldern der Yuracarés am nordöstlichen Abhange der Cordillera de Cochabamba an steilen Orten in der Zone beobachtet, wo die hohe, dunkelgrüne, tropische Vegetation einem dichten, niedrigeren, kleinblättrigen, minder saftigen Walde Platz macht, in der sogenannten Seja del Monte, Wimper des Waldes. Gräser, Gesträuche und kryptogamische Gewächse walten hier vor und bezeichnen die obere Grenze des Baumwuchses, denn hundert Toisen höher erblickt man nur niedriges, verkrüppeltes Gehölz; Moose, Flechten, und die charakteristischen kurzstengligen Pflanzen der eigentlichen Hochgebirgs- oder Alpenflora werden immer häufiger und nehmen nach oben die ganze Fläche ein, so weit sie, unterhalb der Schneegrenze, noch Vegetation zu beherbergen vermag. Dieser, lediglich mit krautartigen Gewächsen bedeckte Berggürtel ist innerhalb der Tropen bekanntlich breiter, als bey uns und überhaupt in auffertropischen Gegenden. Die Euterpe andicola mag daher wohl in einer Höhe von 9000 Fuß wachsen und bezeichnet somit den oberen Terminus altitudinis in der südlichen Hemisphäre für die Palmen. Euterpe Haenkeana (Brongniart l. c. f. 3) ist in demselben Gebirgszuge in großer Höhe bey Laguada auf steilen grasigen Abhängen und Euterpe rupicola in den tiefen, felsigen Schluchten des Rio Altamachi, eines Confluenten des Beni, entdeckt worden. Alle diese Palmen gehören Gattungen an, welche auch anderswo in den bewaldeten Gebirgsthälern des tropischen Südamerika vorkommen. Ausserdem gehört diesem Gebiete, jedoch nur im östlichen Theile, das Astrocaryum arenarium (Orbigny tab. 51. MS.) zu, eine stachlichte Palme, deren Stamm sich auf 60 Fuß erhebt. Sie wächst 25 Leguas östlich von Chuquisaca und charakterisirt, nach dem Entdecker, die dürren Gegenden zwischen Potosi und Cochabamba. Sie bildet ganze Wälder in den tiefen Gebirgsschluchten dieses hohen Landstriches, welcher neun Monate des Jahres von keinem Regen benetzt wird und deßhalb keine sehr thätige Vegetation aufzuweisen hat. Das Herz dieser Palme wird als Salat gegessen und deßhalb nach Chuquisaca auf den Markt gebracht.

IX. Das chilesische Florenreich, Imperium Florae andinae extratropicum. Dieses dritte Gebiet auf der Westseite des südamerikanischen Continents hat ebenfalls, so wie die beyden,

nördlich davon gelegenen, den entschiedenen Charakter einer Gebirgsflora.

Nicht bloß die Hochgebirge der Andes beherbergen hier eine alpinische Flora, sondern auch die niedrigeren, wellenförmigen, von Gebirgszügen eingeschlossenen Ebenen, welche gleichsam das Piedestal des terrassenförmig aufgebauten Landes darstellen, sind von Pflanzen besetzt, die sich zu denen des Hochgebirges etwa nur wie die Variation zum Thema verhalten. Viele Seiten der Voralpen sind steinig und nur einen beschränkten Theil des Jahres hindurch bewässert. Diesem Verhältniß entsprechend, bieten sie auch besonders viele Bergpflanzen dar. Brennende Loasen, der scharlachrothe Eccremocarpus, Calceolariae, Oxalisarten, der chilesische Seifenbaum Quilaja, Ceanothus, die dornigen Gebüsche von Colletia, Trevoa, einige baumartige Fackeldisteln, welche höher bergaufwärts stufenweise von anderen kugelförmigen Arten ersetzt werden, die so weit verbreitete Mimosa Caven, Calandriniae und Talina mit saftigen, Salicarieae mit stachlichten Pleurophora polyandra und pungens, Monninen mit aschgrauen Blättern, wohlriechende Büsche von Azara, Berberizengesträuche, Malesherbiae mit himmelblauen Blumen, die Luzuriagae, welche ihre weißen Sternblumen mit dem ersten Rufe des Frühlings entfalten, vielartige Formen von bunten Tropaeolum, über Gestein und Hecken hinrankend, von Korbblüthen die den Andes eigenthümliche Form von Mutisia und Fragosa und Chuquiraga nebst andern dichtverzweigten Gesträuchen dieser Familie, Zwergtaback und kleine Oenotherae, die schuppigen Stämme der Puja chilensis, die sich wie ein Gewirre von Riesenschlangen über den dürren Boden hinstrecken, zahlreiche Myrtengesträuche u. s. w. vereinigen sich zu einer Flora, welche, wenn auch nach den verschiedenen Höhenzonen verschiedene Arten darbietend, doch in ihrem Gesammtausdrucke sich immer gleich bleibt.

Der Mangel jenes saftigen dunkelgrünen Laubes, wie es die Vegetation innerhalb der Wendekreise ziert, und dagegen ein Ueberfluß von dürren mit zusamengezogenen graugrünen Blättern, oft mit großen Dornen versehenen Gesträuche, im Allgemeinen niederer aber stark verzweigter Baumwuchs

und eine große Menge perennirender Gewächse mit tiefgreifender Wurzel und kurzen Stengeln lassen den Botaniker ahnen, daß die Palmenvegetation in dieser, verhältnißmäßig auch an Arten ärmeren Flora fast nur wie ein Fremdling erscheinen könne. So hat man auch bis jetzt in der Flora von Chile nur 2 Palmenarten entdeckt. Wir haben bereits oben angegeben, daß Jubaea spectabilis Humb. (Cocos chilensis Molina) *) etwa im 36° der Breite die südliche Grenze der Palmen im südwestlichen Continente Amerika's bezeichne. Die Art scheint in dem nördlicheren Chile viel besser zu gedeihen, und sie findet sich bekanntlich weiter nach Norden hier und da angepflanzt (Hr. von Humboldt beobachtete sie cultivirt bey Popayan (2° 26′ nördlicher Breite) in Gärten in einer Höhe von 911 Toisen). Herr Pöppig fand sie zerstreut wachsend auf den Höhen des Thales von Aconcagua, einige Stunden nördlich von Valparaiso (33° 1′ südlicher Breite). Der unglückliche Bertero fand sie in den Wäldern von Quillota (32° 58′ südl. Breite) wiewohl selten. Er sammelte dort ihre Blüthen im September. Nach Herrn Pöppig ist sie in der Nähe der Stadt Conception (36° 43′ südl. Breite) wahrscheinlich ehedem angepflanzt worden und wird an den Ufern des Biobio schwerlich irgendwo wild angetroffen. **) Uebrigens werden einzelne Stämme dieser edlen Palme auch weiter südlich bey Valdivia (39° 53′ südlicher Breite) noch angebaut. Sie reift jedoch hier ihre Früchte nicht mehr aus. Tief landeinwärts scheint sie sich nicht zu erstrecken. In dem Flecken Rere, zwey Tagereisen westsüdwestlich von Conception ward dem Hrn. Pöppig ein im Klosterhofe cultivirter Stamm gezeigt, der drey Fuß Durchmesser hat und 150 Jahre alt seyn soll.

*) Dieser Palmengattung (Molinaea micrococcos Bertero) kommt ein Embryo basilaris, nicht verticalis zu, wie er bisher angegeben worden.

**) Pöppig, Reise Th. I. S. 349.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Fortsetzung.)

Zu Talcahuano sah Hr. v. Chamisso *) einen jungen Dattelbaum in einem Garten, welcher wohl zu gedeihen schien und eben Stamm zu bilden anfieng. Eine zweyte Palme, die zur chilesischen Flora gehört, hat Bertero, kurz vor seinem beklagenswerthen Ende, auf der Insel Juan Fernandez (33° 45′ s. B.) gefunden. Sie wächst hier in dichten Wäldern der höheren Berge, und heißt, hier, (eben so wie viele andre Arten, welche pflaumenartige Früchte tragen, in Peru und Columbia genannt werden,) Chonta. Ihr Platz im Systeme kann, wegen Mangelhaftigkeit der Materialien, nicht ausgemittelt werden. Wahrscheinlich ist es eine Martinezia oder eine Bactris. Ich bemerke hiebey noch, daß der sardinische Naturforscher Bertero, welcher Juan Fernandez im Jahre 1829 besuchte, gefunden hat, daß sowohl die Waldung, welche die tiefen Schluchten der Insel bedeckt, als auch die saftige Wiesenvegetation der offenen Gegenden, in ihrem botanischen Charakter sich vielfach von dem der chilesischen Flora entferne, und daß sowohl die Formen der Pflanzen als die Vertheilungsweise derselben eher mit dem Vegetationscharakter der tropischen Südseeinseln übereinkommen.

Es sind übrigens demgemäß die Palme von Chile und die von Juan Fernandez, zugleich mit der Areca sapida Soland., die der Flora von Neuseeland angehört (auf Wangaroa in 34° 58′ sowie an andern Orten zwischen 35° und 38° s. B. beobachtet), überhaupt die südlichsten Palmen, welche uns bis jetzt bekannt geworden. In der noch weiter gegen Süden gelegenen Flora des Patagonenlandes dürfte wohl schwerlich eine Palme aufzufinden seyn. Die vermeintliche drey Fuß hohe, gemäß ihrer Blätter mit Phönix verglichene Palme, welche ein spanischer Seefahrer in der Magellansstrasse (53° s. Breite) bemerkt haben will, *) ist ohne Zweifel ein niedriger Baumfarn. Es fehlen uns übrigens bis jetzt die nöthigen Materialien, um zu bestimmen, in welchen Breiten die chilesische Flora ihren Charakter verliert, und wo in den südlicher gelegenen Landschaften ein selbstständiges Florenreich beginnt. Die Flora von Chile selbst scheint, nach den Beobachtungen des Herrn Pöppig, **) in zwey Provinzen abgetheilt werden zu müssen, deren nördliche, sehr bergig und wasserarm, vermöge der herrschenden Zahl ihrer Arten sich an die Flora von Hoch-Peru anschließt, während die südliche, von der Mündung des Maule (34° 40′) an, ein mehr ebenes, gut bewässertes Land in perennirender Frische und Fülle bedeckt und einen Garten bildet, der bestimmt scheint, eine glückliche Bevölkerung zu beherbergen. Vielleicht ist

*) Kotzebue, Reise III. p. 13. 14.

*) Relacion del ultimo Viage al Estrecho de Magallanes, de la Fregata de S. M. Santa Maria de la Cabeça en los Annos 1785 y 1786. Madr. 1788. p. 316.

*) Reise I. S. 334 ffl.

diese südliche Provinz als ein Theil des patagonisch-magellanischen Florenreiches zu betrachten, in welchem bekanntlich die eigenthümlich amerikanischen Formen von afrikanischen, oceanischen, ja von europäischen ersetzt werden. Jedenfalls verlieren sich in Chile, je weiter man nach Süden vorrückt, mehr und mehr die amerikanischen Gestalten und ein Uebergewicht von Korbblüthen, Chenopodeen, Ericeen, Saxifrageen, Gräsern, Rietgräsern, Kätzchenbäumen des Nordens, von Pinguicula-Arten u. s. w. führen in diese südchilesische Flora Züge der nordamerikanischen und europäischen ein, während sie sich auf der andern Seite durch manche Nüancen der Flora von Südafrika und Neuholland nähert. Nach den Vergleichungen, welche ich bisher anzustellen Gelegenheit hatte, möchte ich glauben, daß ohngefähr unter 40° s. B. die Grenze zwischen der chilesischen und der patagonisch-antarktischen Flora anzunehmen seyn dürfte.

Vergleichen wir nun diejenigen großen Florengebiete, welche auf der Ostseite des südamerikanischen Continents liegen, so ergiebt sich, daß sie, verhältnißmäßig viel weniger Gebirge einschließend, als Florenreiche des ebenen Landes, einen größeren Reichthum an Palmen besitzen, als die erwähnten westlichen Gebiete.

So weit dieselben sich nach den nördlichsten Gegenden der Tierra Firma und gegen den südlichen Wendekreis ausbreiten, kommen sie in ihrem allgemeinen Vegetationscharakter auffallend mit einander überein. Die Urwälder am Orinoco, am Amazonas, am Rio de St. Francisco im Innern Brasiliens und auf der Küstencordillere des letzteren Landes innerhalb des Wendekreises haben nicht nur dieselbe Physiognomie, sondern besitzen auch größtentheils dieselben Pflanzengattungen, und die Verhältnisse, in welchen die einzelnen Familien repräsentirt sind, kommen im Wesentlichen überein. Ebenso gleichen sich im Allgemeinen die mit Gras bewachsenen Llanos am Orinoco, die am Rio branco, die Campos in Piauhy und Minas Geraës und die Pajenales am östlichen Abhange der Andes von Mittelamerika; und zwar erscheinen auch hier gar oft dieselben Gattungen von Gräsern, Rietgräsern und perennirenden Kräutern. —

Ich glaube daher, unter Vergleichung dieses Verhältnisses mit der Vertheilungsweise der Pflanzen in Gebirgsfloren, darauf hindeuten zu müssen, daß ein bedeutender Wechsel von Gattungen wesentlicher zur Charakteristik der Gebirgsfloren als zu der des flachen Landes gehöre, und zweitens, daß Landstriche von gleicher Erhebung über dem Meere vielfach in der Vertheilung ihrer Pflanzengattungen übereinstimmen, selbst bey beträchtlichem Unterschiede der geographischen Lage, wenn diese nur mit keiner allzugroßen Verschiedenheit der klimatischen und geologischen Verhältnisse verbunden ist. Zum Theil mag dieß davon abhängen, daß Länder, welche von keinen hohen Gebirgssystemen durchzogen werden, eine größere Gleichförmigkeit, sowohl des Klima als der geologischen Verhältnisse, darbieten. Je gleichförmiger also die Ebene, desto ausgedehnter ist der Verbreitungsbezirk ihrer Pflanzen. Unter diesen Voraussetzungen werden wir es nicht auffallend finden, wenn in dem östlichen, an Gebirgen verhältnißmäßig ärmeren, Südamerika die Florengebiete größere Ausdehnung besitzen, und an ihren Grenzen minder scharf charakterisirt sind. Es folgt hieraus ferner, daß eine genauere Bestimmung der einzelnen Florenreiche im östlichen Südamerika von einer Vergleichung der Gesetze ausgehen muß, nach welchen die Arten der einzelnen Gattungen vertheilt sind. Manche Arten haben unglaublich weite Verbreitungsbezirke. Ich habe sie *) mit dem Namen der Vagae bezeichnet. Es giebt unter ihnen viele, welche nicht bloß einem großen Theile des tropischen Festlandes, sondern auch vielen Inseln der Antillen gemeinschaftlich zukommen (wie z. B. Panicum divaricatum, colonum, horizontale, trichanthum, tenuiculum, glutinosum, Eragrostis ciliaris, Paspalus conjugatus, plicatulus, Trichachne sacchariflora und insularis, Kyllingia monocephala, Scoparia dulcis, Convolvulus brasiliensis, Asclepias curassavica, Hyptis capitata, Crescentia Cujete, Piper umbellatum und peltatum, Boerhavia diffusa, Dodonaea viscosa, Chryso-

*) Flora brasiliensis, II. Agrostographia Auct. Nees ab Esenbeck p. 539. Herbarium Florae Brasil. (in den Beyblättern der Flora 1837.) p. 69.

balanus Icaco und viele Andere). Andere Arten, welche sich mit großer Leichtigkeit innerhalb der Wendekreise von Land zu Land und von Insel zu Insel verbreiten, und wahrscheinlich im Gefolge des Menschen die Grenzen ihres Vaterlandes sehr schnell erweitern (wie z. B. Sida carpinifolia, Waltheria americana, Psidium pyriferum, Cenchrus echinatus u. s. w.) will ich hier gar nicht erwähnen. Im Gegensatze mit solchen Gewächsen sind bei weitem die meisten allerdings auf engere Bezirke beschränkt, und ihr gegenseitiges numerisches Verhältniß wird bey der Bestimmung der einzelnen Florengebiete großes Gewicht erhalten. Gegenwärtig aber, beym Mangel von botanischen Reisen durch viele große Gebiete des südamerikanischen Festlandes, ja selbst vollständiger Florenverzeichnisse der schon bereisten Gegenden, können noch keine Resultate aus der Vergleichung dieser Artenverhältnisse abgeleitet werden. Es dürfte daher um so gerathener seyn, fürs Erste zur Begränzung der einzelnen Hauptgebiete und ihrer Provinzen in dem ungeheuren Länderstriche des östlichen Südamerikas vorzugsweise die allgemeine Configuration des Landes und den allgemeinen physiognomischen Charakter der dortigen Vegetation als die wesentlichsten und entscheidenden Merkmale zu benützen. Demgemäß versuche ich in dem tropischen Südamerika östlich von den Gebirgsfloren zwey große Gebiete aufzustellen, wovon ich das eine Imperium cisandinum aequatoriale, das andere Imperium cisandinum tropicum oder orientale nennen möchte. Das erstere könnte auch das von Gujana, das andere das von Brasilien genannt werden.

X. Das gujanische Florenreich läßt sich mit zwey Worten bezeichnen: es begreift die beyden großen Stromgebiete des Orinoco und des Amazonenstromes; deßhalb darf man es füglich auch Imperium megapotamicum oder depressum nennen. Es erstreckt sich vom zehnten nördlichen Parallelkreis bis zum zwanzigsten südlichen. Seine größte Breitenausdehnung fällt etwa zwischen den 65sten und den 77sten Meridian westlich von Paris. Im größten Theile wird dieses ungeheure Doppelbecken durch die östlichen Abhänge der Andes begrenzt. Dieses weit verbreitete Gebirgssystem theilt sich, wie Herr von Humboldt nachgewiesen hat, zwey Grade nördlich vom Aequator von dem Gebirgsknoten des Paramo de las Papas und des Socoboni an, in drey Arme, deren östlicher, die Cordillera oriental von Neugranada, die nordwestliche Scheidelinie zwischen dem Stromgebiete des Orinoco und dem Küstenlande von Venezuela bildet. Die ungeheure Fläche zwischen dem Yupurá und dem Apure ist bis jetzt sehr wenig bekannt. Nur Al. v. Humboldt und Bonpland und ich selbst haben an einigen Orten dieses Gebietes botanisirt. Es ist daher zur Zeit unmöglich, anzugeben, in welchen Meridianen das Florenreich des äquatorialen Hochlandes (Imperium andinum aequatoriale) aufhöre, und jenes des Orinoco und Amazonas seinen Anfang nehme. Wenn ich aber die Pflanzen, die von mir im obersten Stromgebiete des Yupurá, noch jenseits des 75sten Meridians gesammelt wurden, mit denen vergleiche, welche Hr. v. Humboldt als Glieder der Orinoco-Flora und am Rio Negro angegeben hat, (nova Genera et Spec. Plant. VII. p. 313 ssq.) so wird es mir wahrscheinlich, daß sich das Imperium megapotamicum hier sehr weit gegen Westen erstreckt, und daß nur die obersten Terrassen der Vor-Andes, aus welchen der Yupurá, der Guainiá, Guaviare, Meta und Apure herabkommen, jener Gebirgsflora zuzurechnen sind. In dem Thalgrunde des Yupurá, selbst da, wo er seine zweyte große Katarakte (die von Arara-Coara oder den Salto Grande in 0° 38′ s. Br. und 75° 24′ westl. Lge. v. Paris) bildet, hat die Vegetation noch vollkommen den Charakter wie im östlichern Theile des Landes; nur wird hier auch unmittelbar am Strome die Formation des überschwemmten Uferwaldes (Caâ-Ygapô), welche im untern Stromgebiete, wie am Amazonas, mehrere Stunden breit ist, von der des höher liegenden, trocknen Hochwaldes (Caâ-eté) fast ganz verdrängt. Steigt man jedoch an den wenigen Bergen hinan, welche sich in diesem Gebiete erheben, so findet man eine Umbildung der Pflanzenformation zu jenem dichten, vieläßtigen, starkverwachsenen Gestrüppe, das man an den Abhängen der Andes selbst „Ceja del Monte“ Wimper des Waldes, zu nennen pflegt. Ihre Höhe darf hier etwa in 1200 Fuß gesetzt werden. *)

Diese Vegetation der „Ceja“ möchte ich als das unterste Extrem der Vegetation des Imperii

*) Vergl. Martius Reise in Brasilien. III. Th. S. 1285.

andini aequatorialis betrachten, und wo das Terrain der großen Beyflüße des Amazonas bis zu 1200 Fuß Höhe ansteigt, da dürfte vielleicht, im Allgemeinen, die Grenze zwischen beyden Vegetations-Reichen anzunehmen seyn.

Das Flußgebiet des Guallaga hat weit gegen Süden (bis 10°) fast vollständig denselben Florencharakter, wie der Yupurá, der obere Solimoës und die nördlichsten Gegenden am Madeira. Ich schließe dieß aus den merkwürdigen Sammlungen, die Hr. Prof. Pöppig in der Nähe von Chinchao, Cuchero und Pozuzo gemacht hat, in jenen tiefen und heißen Schluchten (vergl. Mart. Palm. t. 140.) welche durch die Forschungen der spanischen Botaniker Ruiz, Pavon und Tafalla so berühmt geworden sind. Ebenso ist anzunehmen, daß das Gebiet des Ucayale eine verwandte Vegetation beherberge, da dieß namentlich in dem parallelen Gebiete des Madeira, des größten Nachbarstromes, der Fall ist. Der westliche Hauptast dieses letztern Stromes, den die Portugiesen Beni nennen (nicht mit dem Aboparo zu verwechseln), und dessen Verbindungen mit dem See (oder dem sumpfigen Niederlande) Rogagualo noch ganz problematisch sind, entspringt aus den nördlichen Gehängen der Cordillera oriental de Cochabamba, und soll seinen Lauf größtentheils durch tiefliegende Wälder und sumpfige Wiesen nehmen. Der Mittelstamm (oder Guapehy, Guahepyr, weiter nördlich von den Brasilianern Mamoré genannt), aus dem Süd-Abhange jener Cordillera de Cochabamba entsprungen, macht einen großen Bogen nach O., um in die sumpfigen Niederungen der Chiquitos zu gelangen. *) Nordöstlich von dem genannten Gebirgsstocke, der sich hie und da zu Eisgipfeln erhebt, in den Vorterrassen desselben, welche Herr D'Orbigny die Sierra de Icho nennt, hat dieser ausgezeichnete Reisende viele Palmen gefunden, und die Arten sind großentheils identisch mit jenen, welche ich am obern Solimoës beobachtet hatte. So scheint denn jenes Gebirge von Cochabamba, das Herr v. Humboldt das Widerlager des Beni nennt, zwischen 17° und 18° s. Br. die südlichste Grenze des Amazonengebietes und seiner Vegetation zu bilden. Von hier an weiter östlich gegen die Hauptstadt von Mato Grosso hin, erhebt sich das Land, jedoch nur wenig, und die,

*) Vergl. Martius, Reise III. S. 1333.

vielleicht nur 2000 Fuß hohe Serra de Aguapehy, nebst ihrer Fortsetzung, dem Plateau dos Parecis machen die Wasserscheide zwischen dem Paraguay und dem östlichen Hauptaste des Madeira, dem Guaporé. Hier bildet sich, wie ich aus den mir vorliegenden Sammlungen des Hrn. Patricio da Silva Manso zu beurtheilen wage, die Flora des Amazonengebietes in die des höher gelegenen Centralbrasiliens um. Es kommen übrigens noch in den südlichsten Gegenden des Gebietes, am Mamoré und Guaporé viele Pflanzen vor, welche ich fünfzehn und mehr Grade weiter nördlich in den Wäldern am Madeira- und am Amazonenstrome gefunden habe. Namentlich sind fast alle Gewächse, von welchen edle Droguen und Arzneistoffe in der brasilianischen Gujana gesammelt werden, auch in den Wäldern des niedrigen Mato Grosso zu Hause wie z. B. die Seringeira, der Baum, welcher das elastische Gummi liefert (Siphonia elastica), die Pichurimbohne (Nectandra Puchury-major), die Canelilla (Mespilodaphne pretiosa), der Nelkenzimmtbaum (Dicypellium caryophyllatum), der Cacaobaum (Theobroma Cacao), der Copaivabaum (Copaifera gujanensis u. s. w.). Ich habe bereits an einem andern Orte *) angegeben, daß der Charakter der Amazonas-Vegetation am Guaporé etwa in 13° (beym Destacamento das Pedras 12° 52' 35") verlösche, während er am Mamoré, der aus den niedrigen Sümpfen und Fluren der Moxos herströmt, noch weit nach Süden andauert. So zeichnet sich also die Südgrenze des Imperium Florae megapotamicae dahin, wo die tiefe, heiße, den Ueberfluthungen oder sehr starken tropischen Regen unterworfene Ebene der Flußbecken sich erhebt, und in Hochebenen und Berge aufsteigt. Weiter gegen Osten und Nordosten ist die Grenze des Florengebietes, von dem wir handeln, noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen, denn die großen Ströme, welche östlich vom Madeira in den Amazonas münden, sind noch nicht so weit stromaufwärts von Botanikern beschifft worden, daß man Orte bezeichnen könnte, an welchen die Vegetation ihres niedrigen Gebiets in eine andere, die des höheren Ostbrasiliens, übergeht.

*) Reise in Brasilien, III. S. 1335.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Florenreiche.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen möchte anzunehmen seyn, daß die östliche Grenze des Florenreichs jene Abhänge des höheren Terassenlandes verfolge, welche durch Kataraften der aus Süden herkommenden Ströme angezeigt werden. Der Madeira scheint das Hochland unter 10°, der Tapajoz zwischen 6 u. 7°, der Xingu und der Tocantins im 4ten Grad s. Br. zu verlassen, denn in diesen Breiten liegen die Wasserfälle, welche die Schiffahrt jener Ströme erschweren. Oestlich vom Tapajoz erstreckt sich die Hochterrasse nicht sehr weit, sondern alle Niederungen, durch welche der Tury-açú, der Mearim, Itapicuru und der Parnahyba herkommen, gehören noch zu dem Amazonengebiete. Die wenig bekannte, theils granitische, theils aus Kalkstein bestehende Gebirgsgruppe von Ciará und die nördlichen Ausstrahlungen der Serra de Ybiapaba begrenzen unser Florenreich in diesem Theile von Ostbrasilien. Weiter nördlich aber begreift es jenseits des Amazonenstroms das französische, das holländische, englische und spanische Gujana bis zur Isla de Trinidad.

Dieß wären die Grenzen unseres Imperium Florae cisandinae megapotamicae, bey deren Schilderung ich etwas ausführlicher geworden bin, weil meine Ansicht der allgemeinen geographischen Verhältnisse in manchem Punkte von den herrschenden abweichen dürfte.

In diesem ungeheueren Gebiete erhebt sich ein einziges Bergsystem, das der Parimégebirge, welches, früher ganz unbekannt, durch Hrn. v. Humboldts Schilderung *) in die Orographie eingeführt worden ist. Es liegt nicht in der Mitte des Florenreiches, sondern ganz an der nordöstlichen Grenze desselben, und dürfte bey seiner gewaltigen Ausdehnung von 25,000 Geviertlieues vielleicht als Boden eines eigenthümlichen Florenreiches betrachtet werden, wenn es einmal genauer bekannt ist. Noch fehlen aber specielle Nachweisungen hierüber, da die Pflanzen, welche Hr. v. Humboldt **) als der Flora des Orinoco und obern Rio Negro zugehörig aufgezeichnet hat, mehr aus dem Grenzgebiete, als aus dem innern Theile des Parimégebirges herstammen.

Bey dieser seitlichen Lage des einzigen Gebirgsystems, das hieher zu rechnen ist, dürfen wir aussprechen, daß das Land im Allgemeinen sich durch seinen großen Wasserreichthum und seine Niedrigkeit charakterisire. Ich habe deshalb auch diejenigen Pflanzen Brasiliens, welche in dieß Gebiet fallen, mit dem Namen der Najades bezeichnet, um sie von denen des höhern Brasiliens mit einem Worte zu unterscheiden. (Flora Brasiliensis, Vol. II. S. 551. Herbarium Florae Brasil. Einleitung S. 66).

Außer dem Reichthum an Quellen, Bächen, Flüssen und Seen in diesem Gebiete, außer seiner

*) Relation du Voy. III. p. 220 seq.

**) Nova Genera et Spec. Plant. VII. p. 315 seq.

geringen Erhebung über den Ocean gehören häufige Regen, den größten Theil des Jahres hindurch, und eine hohe Jahreswärme, von 20° bis 25° C., zu seinen Eigenthümlichkeiten. Die Vegetation dieses Gebiets ist daher von allen in Amerika am meisten begünstigt. Ihre Ueppigkeit beurkundet sich sowohl in der Größe und Fülle der Individuen als in der Zahl derselben und in der Mannigfaltigkeit der Arten. Nichts ist in Amerika den colossalen Urwäldern dieses Florenreichs, oder seinen üppigen Fluren zu vergleichen. Im Allgemeinen scheinen die Wälder über die letztern das Uebergewicht an Ausdehnung zu haben. Insbesondere sind die Gebiete des Amazonas und des Madeira in weiten Erstreckungen ausschließlich mit Wald bedeckt. Gleichmäßige Savannen erscheinen am untern Orinoco und im südlichsten Stromgebiete des Amazonas (Moxos und Chiquitos). Von den Savannen im Parimégebirge bemerkt Al. v. Humboldt ausdrücklich, daß sie jene einförmige Gleichmäßigkeit des Terrains nicht darbieten, welche in den Llanos am untern Orinoco, am Meta und in den Pampas von Buenos Ayres beobachtet wird. Sie sind vielmehr hier von Hügelgruppen und von granitischen, sonderbar gestalteten Felsbänken unterbrochen. *) Im südlichen Theile des Gebietes, namentlich im Becken des Madeira und seiner Hauptcontribuenten, ziehen netzartige Canäle und ausgedehnte Tümpfel oder Sümpfe durch die söhlig ausgebreiteten oder leicht gewellten Fluren, oder die Einförmigkeit des Graswuchses wird durch zerstreute Gebüsche und Waldungen unterbrochen.

Die Pflanzenfamilien, welche diesem großen Florenreiche angehören, sind vorzugsweise diejenigen, welche wir die des tropischen Niederlandes nennen könnten. Sie erscheinen eben so vorwaltend in den niedrigen Gebieten der India aquosa (auf den Sunda-Inseln), im Alluviallande des Ganges (in den Sunderbunds) und an den Mündungen des Irawaddy. Vergleicht man die Pflanzen, welche Hr. v. Humboldt und Bonpland in ihre Aufzählung der Flora des Orinoco und Rio Negro aufgenommen haben, mit jenen, welche den Inhalt von Aublet's Flora Gujanensis und Meyers Flora Essequeboënsis bilden und mit den Sammlungen, welche ich am Amazonas und Madeira gemacht habe, so findet sich eine auffallende Gleichmäßigkeit im Verhältniß der Artenvertheilung und des Grades von Bedeutung, welche jede dort wesentlich repräsentirte Pflanzenform einhält. In der erwähnten Aufzählung sind 93 Pflanzenfamilien genannt; wer sie mit dem allgemeinsten Bilde zusammenhält, das ich von der Vegetation des Amazonas zu entwerfen versucht habe, wird vielfache Ueberzeugung gewinnen, daß die Natur in der Schöpfung des Pflanzenreiches am Orinoco, dem Rio Negro und dem Amazonas gleichsam nach denselben Hauptregeln gearbeitet habe. *)

Eine genaue Kenntniß der Gewächse dieses ausgedehnten Florenreiches ist, bey seinem überschwenglichen Reichthume von Arten, noch lange nicht zu erwarten, inzwischen kann man wohl jetzt schon einige Verschiedenheiten als wesentlich für einzelne Theile des physikalischen Gemäldes bezeichnen. Im Ganzen theilt sich die Flora megapotamica in zwey große Hauptverschiedenheiten, so fern sie Wald oder Flur darstellt. Diese beyden Vegetationen werden mehr oder weniger verändert

*) Humboldt Relat. III. p. 222.

*) Die vorherrschenden Familien in den Urwäldern dieses Gebietes sind nach meinen Beobachtungen (Reise III. S. 1374. ffl.): Mimoseen, Cassieen, Terebinthaceen, Melastomaceen, Myrtaceen, Chrysobalaneen, Combretaceen, die Gruppe der Cuspariäen aus den Rutaceen, Sapindeen, Bombaceen, Tiliaceen, Birinen, Jonidien, Vochysiaceen, Oxalideen, Ternströmiaceen, Guttiferen und Hypericinen, Meliaceen, Sapindaceen, Erythroxyleen, Ampeliden, Hippocrateaceen, Menispermeen, Unonaceen, Rubiaceen, Styracinen, Sapoteen, Myrsineen, Apocyneen, Asclepiaden, Bignoniaceen, Convolvulaceen, Sebestenen, Solaneen, Gesneriaceen, Acanthaceen, Laurinen, Myristiceen, Passifloreen, Cucurbitaceen, Euphorbiaceen, Urticeen, Piperaceen, Orchideen, Bromeliaceen, Aroideen, Smilaceen, Lycopodiaceen, Gräser und Palmen.

Dagegen fehlen ganz oder sind sehr selten, Malvaceen, Asperifolien, Cruciferen, Ranunculaceen, Dolden, Lippenblumen, Korbblüthen, Paronychien, Geranien, Valerianen, Polemonien, Chenopodiaceen. Die säulenförmigen Cacteen erscheinen hier ebenfalls äußerst selten.

durch den Einfluß der Nebenströme, so daß jedes größere Nebenstromgebiet durch einige eigenthümliche Züge im Pflanzenwuchs ausgezeichnet ist. Im Allgemeinen gilt, daß die Vegetation dieser seitlichen Flußgebiete mehr und mehr Fluren darbietet, je weiter man sich vom Hauptrecipienten entfernt, und natürlich empfängt sie mehr oder weniger Pflanzenarten aus den dazwischen liegenden Hochländern, gemäß der eigenthümlichen Vertheilung der letzten Quellen. Auf diese Verschiedenheiten will ich jedoch gegegenwärtig nicht weiter eingehen, indem ich nur das hervorhebe, was sich unmittelbar auf die Verbreitung der Palmen bezieht. Man kann die Palmen des fraglichen Florenreiches abtheilen in:

1) die der Fluren, 2) des Hochwaldes, 3) des Uferwaldes und der Sümpfe.

Keine amerikanische Flora weiset eine gleich große Menge von Palmenarten auf; denn man darf annehmen, daß die Zahl der bis jetzt bekannten sich schon auf 103 beläuft, wobey ich einige Arten nicht einmal in Rechnung gebracht habe, welche auch der Flora des brasilianischen Hochlandes oder seiner Küstencordillere angehören. *)

In dem untern Stromgebiete des Amazonas und seiner größten Confluenten giebt es eigentlich keine wahren Fluren und Savannen. Eine dichte Urwaldung bedeckt den Boden in unermessener Ferne und nur hier und da treten dazwischen einzelne Flecke hervor, wo eine dichte Grasvegetation, mit blumenreichen Kräutern und Stauden untermengt, dem überraschten Wanderer entgegenlacht. Diese Waldwiesen erscheinen fast nirgends unmittelbar an den Flüssen, sondern an den oberen Gehängen, in demjenigen Landstriche, welcher keinen Ueberfluthungen ausgesetzt ist und dessen Klima sich zu dem im untersten und niedrigsten Theile des Stromgebiets verhält wie ein Continental- zu einem Insularklima. Die Palmen, welche sich hier vorzugsweise gern ansiedeln, sind begreiflicher Weise diejenigen, deren Verbreitungsbezirk sich am weitesten nach Süden, in die hochliegenden Gegenden ausdehnt, wo der Wald aufhört und wahre Fluren dagegen auftreten. Im Ganzen ist die Zahl dieser Palmen nur geringe. Wenn wir die Corypha tectorum Humb. ausnehmen, die in den Grasebenen am untern Orinoco und in der Ebene zwischen Caracas und Cumana erscheint, sind alle hierher zu rechnenden Arten dem Stromgebiete des Amazonas angehörig. Einige, wie Iriartea setigera, *) Oenocarpus circumtextus und Maximiliana regia erscheinen in den Waldwiesen am oberen Yupurá; Euterpe Haenkeana von Orbigny gehört den Bergen zwischen Cochabamba und den Niederlassungen der Yuracarés-Indianer, im südlichen Stromgebiete des Mamoré an; in die Nähe fällt auch das Vaterland der Orbignya phalerata, welche dort in stattliche Wälder vereinigt vorkommt, und das dreyer von Orbigny entdeckten Geonomen. Maximiliana regia und Acrocomia sclerocarpa haben sehr große Verbreitungsbezirke. Die erstere gehört dem Continente von Maranham, von Pará und Cayenne an; die letztere erstreckt sich aus diesem Gebiete fast über ganz Brasilien, wo sie als Maca-ûba bekannt ist.

Ganz besonders reich erscheint die Palmenflora in den hohen Urwäldern dieses Gebietes. Man darf wohl 80 systematisch bekannte Arten hieherzählen. **) Die meisten dieser Waldpalmen stehen vereinzelt, und erheben ihre wallenden Wipfel zwischen die Bäume des Hochwaldes, welche im Allgemeinen höher sind. Inzwischen treten sie bisweilen in Wald-

*) Chamaedorea 5 Arten, Hyospathe 1, Morenia 2, Leopoldinia 2, Euterpe 5, (wobey überdieß noch die Palma Eta des Bancroft, wahrscheinlich Euterpe montana Lodd., und Areca? Manihot Lodd. von Demerary nicht gezählt sind), Oenocarpus 5, Iriartea 7, Geonoma 21, Syagrus 1, Orbignya 1, Maximiliana 4, Attalea 5, Elaeis 1, Martinezia 1, Bactris 25, Desmoncus 6, Astrocaryum 4, Acrocomia 1, Lepidocaryum 2, Mauritia 2, Manicaria 1, Corypha 1.

*) Hr. Pöppig fand sie auch bey Ega.

**) Von Chamaedorea 5 Arten, Hyospathe elegans, 2 Moreniae, 4 Euterpae, 3 Oenocarpi, 6 Iriarteae, 2 Lepidocarya, 15 Geonomae, Syagrus cocoides, Maximiliana insignis und zwey von Orbigny in Moros entdeckte Arten, deren die eine, M. pentastricha, die Blätter fünfzeilig gereiht trägt, 5 Attaleae, 6 Desmonci, 15 Bactrides, die niederliegende Elaeis melanococca, und die weitverbreitete Martinezia caryotaefolia u. s. w.

striche zusammen, wo sie fast ausschließlich die Hochstämme bilden. Dieß gilt z. B. von Attalea spectabilis, deren hundert Fuß hohe Stämme auf dem Rücken der Serra de Parú sich zu einem majestätischen Walde vereinigen. Gleiches erwähnt Orbigny von Maximiliana princeps, der stattlichen Motacu-Palme in den Provinzen Chiquitos und Moxos.

Ganz besonders interessant erscheinen endlich diejenigen Palmen, welche in dem fraglichen Strom-Gebiete nur die unterste, den Ueberfluthungen ausgesetzte Region und die Niederungen gegen das Meer hin, einnehmen. Hierher gehört die vielgepriesene Mauritia flexuosa, welche zwischen den Mündungen des Amazonas und des Orinoco einen wesentlichen Zug in der Physiognomie des Landes bildet. Bekannt ist, daß in dem Delta des Orinoco die Guaraunos-Indianer, in den von zahlreichen Kanälen durchfurchten Küstenstrichen zwischen dem Pomeroon und dem Orenoco der Kanotsbauende Stamm der Warrows, und in dem niedrigen Littorale zwischen Cap Cassipoure und dem Rio Mayacaré in Cayenne die Mayés während der Ueberfluthungen auf diesen Bäumen zu wohnen pflegen. Doch ist die gewöhnliche Vorstellung davon in so weit zu berichtigen, daß sie die Stämme abhauen und auf ihnen einige Fuß hoch über dem Boden, welcher hie und da drey Viertheile des Jahres hindurch überschwemmt ist, Dielen und Latten legen, über welchen das Dach der Hütte erbaut wird. *) Die Eta, Miriti, Buriti oder Bache, wie sie hier genannt wird, vermehrt sich in den heißen und feuchten Niederungen sehr schnell und stellt nach hundert Jahren einen säulenförmigen Stamm von hundert Fuß Höhe, auf ein bis zwey Fuß Durchmesser, dar. Fluthen und Wind heben oft einen ganzen Wald dieses majestätischen Gewächses aus dem Grunde, thürmen ihn zu malerischen Verhauen auf, als wenn Giganten ein Gebäude gen Himmel bauen wollten, und übergeben sie endlich dem Ocean. Diese maritimen Palmenwälder dürften daher eine der ergiebigsten Quellen für das polarische Treibholz seyn, welches bekanntlich auch viele Stämme mit den Structurverhältnissen der Monocotyledonen enthält. Auch die seltsame Manicaria saccifera, *) die Zaguéneté der Galibis, welche ihre netzförmige Blüthenscheide zu Kopfbedeckung und Kleidungsstücken verwenden, — und in dem nördlichen Guyana die schlanke Manicole-Palme (Euterpe sp.) gehören zu den bezeichnenden Gewächsen dieser Gegenden. Erstere giebt in ihren ungetheilten zwanzig Fuß langen Blättern einen ungeheuern Maaßstab von der organischen Bildungsthätigkeit in diesen Gegenden, wo überdieß die colossale Urania amazonica einen ähnlichen Typus aus der Gruppe der Musaceae darstellt. Außerdem sind es insbesondere die stachlichten Palmen aus der Gruppe der Cocoinae, welche eine bedeutende Rolle in dem Gemälde dieser überflutheten Vegetation spielen. Astrocaryum Murumurú, mit seinen großen, angenehm, fast nach Veilchen riechenden, eßbaren Pflaumenfrüchten, Astrocaryum Tucuma und Jauari, hier und da die kleinere Fächerpalme der Gattungen Mauritia (M. aculeata) und die Raphia taedigera (hier der einzige Repräsentant jener asiatischen Gattung Metroxylon, welche in den Molucken, ebenfalls unter dem Aequator, durch ihren Sago-Gehalt in den Stämmen so wohlthätig für die Einwohner ist), kommen zerstreut in den Wäldern vor, und ihre Verbreitung bezeichnet mit ziemlicher Bestimmtheit die Grenze des niedrigeren, von Verbindungs-Kanälen und Abzugsgraben durchzogenen Landes, denn sie steigen nur sehr selten in die höheren und trockneren Hochwälder (Caa-été) herauf. An den Flußufern der Seen und Teiche, auf sumpfigem Grunde ist keine Gattung häufiger, als die stachlichten Stabpalmen (Bactris). Ihnen kommt noch eine besondere Eigenthümlichkeit des Baues zu Hülfe, um sich in diesem feuchten schlammigen Boden auszubreiten. Sie sind nämlich mit einem vielköpfigen Stocke versehen, der nach allen Seiten hin austreibt, und darum wachsen sie, wie viele Gräser oder wie die Binsen, in mächtigen Rasen, ein sonst bey den Palmen höchst seltenes Vorkommen.

*) Hilhouse in Journ. Geogr. Soc. Lond. IV. p. 327.

*) Ich vermuthe, daß diese Palme es ist, welche im Warrow-Lande von Essequebo Turly genannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

1. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Floren-Reiche.

(Fortsetzung.)

Etwa 10 Arten Bactris sind bis jetzt als solche Bewohner der sumpfigen Niederungen und der Flußufer bekannt. Sie bilden, wie namentlich Bactris Munbaca, longifrons, inundata, infesta, socialis und Marajá jene furchtbaren Dickichte (Mondorzos), welche eben so undurchdringlich wegen der dichten Bewaffnung mit ihren Stacheln, als wegen des Aufenthalts von zahllosen Caimans und Riesenschlangen selbst dem Indianer ein Grauen sind, und vielleicht noch Jahrhunderte lang nicht bloß der Cultur, sondern selbst dem Besuche der Menschen unzugänglich bleiben werden. Eine verwandte Art, die Bactris campestris, verbreitet ihre dichten Gehäge in ähnlicher Weise auf den sandigen offenen Triften, welche sich zwischen Collares und dem Amazonas ausdehnen. Vielleicht hat übrigens die Natur diese Palmen, welche, im Gegensatz mit allen übrigen, einen so unwirthlichen Charakter tragen, bestimmt, nach und nach an der Austrocknung und Erhöhung dieser sumpfigen Niederungen zu arbeiten. Je mehr sie nämlich zunehmen, um so früher werden sie endlich, abgestorben und verweset, den Grund in jenen fruchtbaren, schwarzen, feinen Alluvialboden umwandeln, welcher in Brasilien Massapé genannt und für die günstigste Formation zum Anbau des Zuckerrohrs gehalten wird. Etwas Aehnliches findet in den sogenanten Basses terres von Cayenne statt. Dieses Land bietet bekanntlich in seinem westlichen, hochliegenden Gebiete (den Terres hautes) ein System unregelmäßig zerstreuter Granitgebirge dar, welche vielfache Spuren einer früheren theilweisen Meerbedeckung an sich tragen; *) der niedrige Theil des Landes dagegen ist (eben so wie die Küsten südlich von Berbice und Essequebo größtentheils ein Erzeugniß des Meeres, welches den Schlamm zu mächtigen Bänken aufthürmt. Diese Schlammdünen haben, besonders wo sie schon älterer Erzeugung sind, ein beträchtliches Gefälle landeinwärts und veranlassen dadurch große Ansammlungen von süßem Wasser. Auf jenen Schlammwällen erzeugt sich alsbald eine dichte Vegetation von weißen und vorzüglich von rothen Mangrovebäumen (Rhizophora Mangle und Avicennia tomentosa, in der Galibisprache Móntochi), wo aber dieselbe durch zu beträchtliche Erhebung von dem Einfluße des Meerwassers abgeschnitten und nach und nach nur von süssem Wasser benetzt wird, da stirbt sie ab, und macht nun der Vegetation jener Palmen Platz, welche Palmiers Pinots, in der Galibisprache Ouassi genannt werden (Attalea speciosa?) und das Erdreich, dem sie einen Theil der überflüssigen Feuchtigkeit entziehen, für die Cultur der Colonialproducte zu bereiten **). So sehen wir also nicht bloß den Cocosbaum, sondern auch

*) Tableau de Cayenne. Par. an VII. p. 51 sq. Noyer, Forêts Vierges de la Gujane francaise. Par. 1837. p. 49 sq.

*) Die Pinothières gehören zu den fruchtbarsten Theilen von Cayenne.

andere Palmen an dem wohlthätigen Geschäfte Theil nehmen, dem Menschen da eine sichere Stätte und fruchtbares Land zu gewinnen, wo früher der Ocean herrschte.

XI. Imperium Florae cisandinum tropicum seu orientale, das brasilianische Florenreich. Ich begreife hierunter denjenigen Theile von Brasilien, welcher gegen Osten vom atlantischen Ocean, gegen Norden und Westen von dem vorher geschilderten Imperium Florae megapotamicum und gegen Süden von dem extratropischen Gebiete diesseits der Andes begrenzt wird. Im Allgemeinen läßt sich dieses ausgedehnte Gebiet im Vergleiche mit dem vorigen ein hochliegendes, (wenn schon nicht Berggebiet) nennen, denn nach allen Seiten kommen aus ihm, entweder gegen den Ocean oder gegen die benachbarten großen Thalmulden, Wässer herab, und überall, wo man sich ihm von dem Stromgebiete des Amazonas und des Madeira aus nähert, muß man ansteigen. Die Provinz Minas Geraës, mit ihren weit verästeten Gebirgszügen, bildet gleichsam den erhöhten Kern dieses Landes, um welchen sich die Abdachungen gegen Westen, Süden und Norden hin, als niedrigere Terrassenländer, anlegen. Es darf uns daher nicht wundern, wenn in diesem Theile Südamerika's die Palmen minder häufig vorkommen, als in dem tieferen und wärmeren Nachbargebiete, und wenn die Vegetation hier überhaupt einen verschiedenartigen Charakter darbietet. Dieß ist aber in einem solchen Grade der Fall, daß der Botaniker, welcher sich plötzlich aus den hohen üppig wilden und feuchten Urwäldern des Amazonenstromes in die trocknen, mit unübersehbarem niedrigem Gesträuche, wie mit einem grünen Blättermeere, bedeckten Hochebenen von Goyaz und Minas Geraës versetzt sähe, allerdings die Frage aufwerfen könnte, ob er sich noch in demselben Welttheile befände. Nur in einem schmalen Küstenstriche, der von einer majestätischen Hochwaldung beschattet ist, nähert sich die Vegetation des östlichen Brasiliens jener des nördlichen Niederlandes. Hier finden sich (wenn gleich zwischen vielen andern) mehrere derselben Baumarten wieder, welche an dem Ufer jener großen Ströme wachsen, und die allgemeine Physiognomie beyder Waldvegetationen gleicht sich in manchen Stücken. In diesem Küstenwalde findet man namentlich die verhältnißmäßig wenigen Baumarten, welche die größte Verbreitung innerhalb der Wendekreise haben, und nicht bloß dem Festlande Amerika's, sondern theilweise auch den antillischen Inseln angehören. Viele Bäume der Flora gujanensis Aublets bemerkt man hier eben so, wie in der Umgebung des Amazonenstromes und des Orinoco, wie z. B. manche Arten der Gattung Lecythis, Eugenia, Myrcia, manche Laurineen und Tiliaceen. Dagegen scheinen die Kräuter und das Unterholz in dieser Vegetation mehr von jenen der genannten Flora abzuweichen. In größerem Verhältnisse aber kommen die Arten des die Küsten begleitenden Hochwaldes auch westlich, in dem Innern des Continentes, vor. Sie erscheinen hier in einigen sehr ausgedehnten Wäldern (wie in der sogenannten Matta da Corda von Minas Geraës und in dem Matto Grosso zwischen Goyaz und Cujaba) oder auch in den isolirten, sogenannten „Inselwäldern“ Caa-poës (eigentlich Busenwälder, weil sie rund, wie eine Weiberbrust aus der Grasebene aufragen), welche zerstreut im Innern des Landes, besonders auf feuchtem Grunde, vorkommen. Dieser Umstand einer Gemeinschaft vieler Arten zwischen der Küstenwaldung und den Wäldern des Innern bestimmt mich, die erstere als ein Glied der brasilianischen Flora anzusehen, und sie nicht der des Amazonengebietes zuzuzählen.

An der Seeküste geht das brasilianische Florenreich weiter nach Süden, als im Innern des Landes, indem die Küstenwaldung etwa unter dem 28sten Breitengrad, südlich von der Ilha de St. Catharina, ihren Charakter gegen den der ärmern und einfachern Flora von Monte-Video, Buenos-Ayres und von dem Missionenlande vertauscht. Im Innern verliert sich die brasilianische Flora schon weiter nördlich. Wahrscheinlich läuft die Grenze auf der Wasserscheide der, meistens aus Flötztrapp, weiter gegen Norden aber aus Sienit und Gneiß bestehenden Seecordillere (Serra do Mar) hin, welche an den Quellen des Rio Tubarão noch bis zu dreytausend Fuß Höhe ansteigt. Dann wendet sie sich nach Nordwesten, indem sie von dem Plateau von Curitüba aus über den Salto grande de Sete Queidas am Paraná nach dem Feche dos Morros (in

21° 30′ s. Br.) streicht. Hierher wird die Grenze zwischen dem oberen und untern Stromgebiete des Paraguay gesetzt. Von hier läuft sie, ohne daß ich eine sichere Angabe für ihre Richtung aufzustellen wagte, gegen Westen, um sich an die Grenzen des bolivianischen Florengebietes anzuschließen.

In diesem ausgedehnten Reiche, welches große Verschiedenheiten des Bodens und des Klima darbietet, müssen drey nach ihrer Physiognomie so wie in Bezug auf die Vertheilung ihrer Pflanzenarten sehr ausgezeichnete Provinzen angenommen werden. Ich habe dieselben andern Ortes zu schildern versucht, *) kann mich daher rücksichtlich dieses Gegenstandes hier kurz fassen. Die erste Provinz, die der Bergwälder (Provincia montano-nemorosa), begreift einen verhältnißmäßig nur schmalen Landstrich längs der ganzen Küste, oder das Gebiet der bereits erwähnten Seecordillera, ist also im Ganzen eine Bergflora zu nennen. Die Serra do Mar läuft, verschiedene Aeste und Ausstrahlungen nach dem Innern des Landes abgebend, hie und da beträchtlich erniedrigt, oder von den Flüßen, welche aus Westen in den Ocean ausmünden, durchbrochen, als ein weit verbreitetes Gebirgssystem aus der Provinz von Santa Catharina bis nach Pernambuco und Ciará. Wie erwähnt, besteht sie größtentheils aus Granit, Gneiß und Sienit. Die Vorlande des eigentlichen Gebirgszugs sind, gegen Osten, wo derselbe nicht unmittelbar bis zum Ocean vorspringt, isolirte Hügel oder wellenförmiges Land. Wo der Boden thonreich, von röthlicher Farbe oder mit Trümmern der Gebirgsformation stark gemengt ist, trägt er größtentheils Buschwerk oder Urwald. In großen Strecken ist es ein sehr feiner, schwarzer, fetter Lehmboden, worin vegetabilische Ueberreste nur in einem ganz aufgelösten und gleichmäßig vertheilten Zustande erscheinen: der sogenannte Massapé. Diese Bodenart ist insbesondere der Cultur des Zuckerrohrs günstig. Auf ihr findet man daher die meisten Veränderungen durch Menschenhand, sie mag mit Wäldern bedeckt seyn, welche bekanntlich, nach dem System der tropischen Landwirthschaft, abgetrieben und verbrannt werden, wenn man sie urbar machen will, oder Fluren tragen. Letztere bilden hier nur den geringsten Theil der Vegetation; sie sind überdieß oft von Flüßen und Sümpfen durchzogen und nicht ausschließlich aus Kräutern und Gräsern gebildet, (Campo limpo), sondern enthalten allerley Gebüsche und Hecken. Hier sind Palmen selten. Es gehört namentlich nur die Macaúva (Acrocomia sclerocarpa) und die Aricurí (Cocos flexuosa), in den Sümpfen Bactris setosa, eine mit furchtbaren Stacheln besetzte Stabpalme, hierher. Aus Afrika eingeführt, findet sich hier auch die Elaeis guineensis, die ächte Oelpalme, welcher ein feuchter Boden besonders zuträglich zu seyn scheint. In ihrem Vaterlande wächst sie nämlich vorzüglich häufig in dem niedrigen Sumpflande, durch welches die zahlreichen Aeste des Nigerstromes ausmünden*), und demnach gedeihen auch jene Stämme von ihr am besten, welche von den eingeführten Negersclaven in der Nähe tiefliegender Zuckerplantagen, an den Meeresküsten und an den Mündungen der Ströme, sind gepflanzt worden. Man findet sie vorzüglich in Pernambuco, Sergipe d'El Rey, Bahia und Ilheos, und sie wird wohl auch hie und da von den Einwohnern auf Brennöl und zur Seifenbereitung benützt.**) Tiefer landeinwärts,

*) Vergl. die Physiognomik des Pflanzenreichs in Brasilien, den pflanzengeographischen Exkursus zu Nees v. Esenbeck Agrostographia bras. in der Flora bras. Vol. 2 und Herbarium Florae bras. Einleitung S. 57 ffl. in der Flora oder botan. Zeitung 1837.

*) Macgregor Laird and Oldfields Narrative of an Expedition into the Interior of Africa by the Niger. Lond. 1837. Vol. I. p. 72. 105. II. p. 12. 31. 49.

*) Das gelblichte Oel der Oelpalme wird übrigens von den brasilianischen Landbauern noch nicht im Großen bereitet, um als Ausfuhrartikel zu dienen, da man an dem Lebensbaume (Ricinus communis) und in den nördlichen Provinzen am Sesam (Sesamum orientale) und der Andiroba (Carapa gujanensis) treffliche Oelpflanzen besitzt, aus welchen das Oel mit großer Leichtigkeit gewonnen werden kann. Aus Guinea wird bekanntlich das Palmöl jetzt stark nach England ausgeführt, während im Nigerdelta nach Oldfield zwanzigmal mehr Oel aus den abfallenden und verfaulenden Früchten producirt werden könnte.

an trockenen Stellen habe ich sie zwar auch gefunden, aber auf dem hohen Terassenlande scheint sie nicht mehr fortzukommen. Wo das niedrige Seeufer sich in Sanddünen ausbreitet, sind diese nicht selten mit den geselligen Strandpalmen Diplothemium maritimum und littorale besetzt, welche sich zwischen den weitverbreiteten Ranken des kosmopolitischen Convolvulus Pes caprae oder brasiliensis (einer dem tropischen Africa, Amerika und Asien gemeinsame Strandpflanze) und neben Büschen von Remirea maritima erheben, aber von der Nähe der Mangrovewaldung zurückziehen Daß auch die Cocos nucifera hier in einzelnen Strichen zahlreich vorkomme, und hie und da angebaut werde, habe ich bereits erwähnt. — Der bey weitem größere Theil der oben bezeichneten Provincia montano-nemorosa ist von Urwald bedeckt. Dieser Urwald, die Zierde der Hügel, Berge und Thäler, trägt alle Charaktere von Mannichfaltigkeit, Pracht und Ueppigkeit, wodurch die Natur der Tropen verherrlicht wird. Vielleicht aber zeigt er sich nirgends majestätischer und schöner als in der Umgegend von Rio de Janeiro. Die Herrlichkeit dieser Waldung ist bekanntlich schon zum Sprichworte geworden. Alle Reisende, welche jene Hafenstadt berührt haben, wie namentlich in neuerer Zeit noch Gaudichand, d'Orbigny ꝛc. und der für die Wissenschaften zu früh verstorbene Jacquemont stimmen darin überein, daß jene Urwälder sich sowohl durch die großartigsten Massen, als durch die üppige Menge seltsamer und schöner Bildungen vor den meisten der Erde auszeichnen, und vielleicht kommen ihnen nur die Wälder des tropischen Indiens und des indischen Archipels in den bezeichneten Verhältnissen gleich. Vor den Urwäldern am Amazonenstrome zeichnen sie sich besonders durch eine gewisse Reinlichkeit, durch den Mangel der dort so häufigen dornigen Schlingpflanzen und jener Verwirrung aus, welche die Folge oft wiederkehrender Ueberschwemmungen ist. Diesem Charakter entsprechend, sind auch die brasilianischen Küstenwälder mit den meisten und schönsten Palmen ausgestattet. Die schlanke Euterpe edulis, eine Kohlpalme, ragt zwischen den hohen Urwaldbäumen hervor; neben ihr, und noch weiter, bis gegen 2000 Fuß hoch, auf den Bergen ansteigend, erscheinen Cocos botryophora,

oleracea, Romanzoffiana und Mikaniana. Diplothemium caudescens macht sich durch den Silberglanz seiner Blätter bemerklich. Attalea compta welche die Coquillos für die vielen europäischen Drechselwaaren liefert, und Attalea funifera, finden sich vorzüglich in den schattigen kühlen Gründen, wohin selbst die Strahlen einer tropischen Sonne nur kurze Zeit hinabdringen können. Die letztere (im Lande Piaçaba genannt) trägt einen mächtigen Stamm dessen Gipfel von Blattscheiden umgeben ist, und die fischbeinartigen Fasern oft ellenlang herabhängen läßt. Aus diesen Fasern, dem Gerippe der Blattscheiden, werden im Lande Bürsten, Besen und Ankertaue fabrizirt, welche im Seewasser ungewöhnlich lange ausdauern. Die verschiedenen Arten von Astrocaryum (A. Airi u. vulgare) liefern in ihren Blättern eine Art Hanf (Tucum), dessen man sich zu mancherley Flechtwerk, zu Geweben, und zu trefflichen Angelschnüren bedient. Die Küstenindianer bereiten diese feinen Fasern aus den frischen Blättern mit großer Geschicklichkeit, indem sie sie auf den Knien mit den Fingern brechen, und die Fasern, insbesondere des Mittelnervens, abschleissen. Unbeschreiblich groß ist die Mannichfaltigkeit des Unterholzes in diesen schönen Urwäldern. Melastomaceen, Rubiaceen, großblätterige Würzschilfe (Scitamineae) und Araceen, bunte Bromeliaceen und Orchideen, als Pseudoparasiten, sind hier vorzüglich häufig. Dazwischen bemerkt man mehrere Rohrpalmen, durch die Eleganz ihrer Fiederblätter, den schlanken Stamm und die zur Zeit der Fruchtreife purpurnen Blüthenkolben ausgezeichnet (Geonoma multiflora, Pohliana, Schottiana u. s. w.), mehrere Formen von stachlichten Stabpalmen (Bactris acanthocarpa, setosa, Marajá, caryotaefolia)und die sonderbare Jatitara (Desmoncus polyacanthus, oxyacanthus, orthacanthus u. s. w.).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Gelehrten Anzeigen werden dnrch die k. Post-Anstalt wöchentlich

1. Den inländischen Behörden, sowohl unmittelbaren als mittelbaren, gegen Vorausbezahlung von drey Gulden für den halben, oder sechs Gulden für den ganzen Jahrgang, an das nächstgelegene k. Postamt, bey welchem die Bestellung gemacht wird,
2. anderen inländischen Abnehmern, vom ersten July dieses Jahres anfangend, gegen Vorausbezahlung, von vier Gulden 30 kr. für den halben, oder neun Gulden für den ganzen Jahrgang,
3. ausländischen Abnehmern, gegen dieselbe Vorausbezahlung, jedoch nur bis an die bayerische Grenze postfrey, zugefertigt.

Zu dem Ladenpreise von neun Gulden für den Jahrgang liefert die Franz'sche Buchhandlung in München die Gelehrten Anzeigen monatlich, nicht nur innerhalb des Königreichs Bayern, sondern auch nach Leipzig franco.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

I. Herr Conservator Dr. v. Martius liest die Fortsetzung seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Haupt-Florenreiche.

(Schluß.)

Diese letztere Gattung vertritt in Amerika jene Schlingpalmen, die Lepidocaryinae sarmentosae, welche in der alten Welt so vielfach (durch die Gattungen Daemonorops, Ceratolobus und Calamus,) repräsentirt werden und sich durch ein ungeheures Längenwachsthum (bis zu 600 Fuß), durch die rankenförmig umhergreifenden Blätter und die Schuppenfrüchte ausgezeichnen. *)

*) Desmoncus gehört übrigens einer andern Palmen-Familie, den Cocoinae an, und nähert sich den Schlingpalmen der alten Welt nur darin, daß sein rohrartiger Stengel etwas gewunden und mittelst der Hacken an der Ranke, worein die Spindel des Blattes übergeht, an benachbarten Pflanzen aufgehängt ist. Er erreicht übrigens jene ausserordentliche Länge der ostindischen Calamusstengel nicht, auch fehlt jene seltsame aus der Verkümmerung der Blüthenkolben entstandene, mit Stacheln besetzte Art von Ranken (lora), welche bey den eigentlichen Calamis vorkommt. Bemerkenswerth scheint es noch in Beziehung auf die Verbreitung dieser so ausgezeichneten und abweichenden Gestaltung, daß die amerikanischen Desmoncus-Arten rückfichtlich der Entstehung jener

Die beyden andern Hauptprovinzen, welche man in der eigentlichen Flora von Brasilien unterscheiden kann, liegen weiter landeinwärts. Ich habe sie als Regio calido-sicca und Regio montano-campestris bezeichnet. Die erstere begreift namentlich das Innere der Provinzen von Pernambuco, Rio Grande do Norte, Ciará, einen großen Theil von Bahia und von Goyaz. Hier hat die Vegetation einen minder üppigen Charakter. Die Wälder, großentheils sogenannte Caâ-tingas (lichte Wälder), sind niedriger, als die an der Küste und verlieren während der trockenen Jahreszeit ihre Blätter. So wie die Küstenwaldung steht auch diese Pflanzenformation vorzugsweise auf Granit, Gneiß und Sienit, und überdieß auf Kalkgebirgen, Sandstein, seltener auch auf Diorit und Glimmerschiefer. Verhältnißmäßig kommen hier noch weniger Palmenarten vor, namentlich die weitverbreitete Acrocomia sclerocarpa, Diplothemium campestre, Astrocaryum campestre, Attalea compta, Cocos comosa und C. coronata. Die letztere, durch die regelmäßige Zierde der Blattstiele ausgezeichnet, welche am Gipfel des Stamms wie ein symmetrisches Säulencapital stehen bleiben, liefert den armen Bewohnern des Innern in Zeiten des Mißwachses eine rohe Art von Sago aus dem Stamme. Man bereitet dann eine Art Brod daraus, welches aber rauher und ärmer an Nahrungsstoffen ist, als das schlechteste Haferbrod. Die Cactusform herrscht besonders in dem nördlichen Theile dieses Gebietes. Baumartige Cerei erheben sich hie und da zerstreut in seltsamen Gestalten bis zu dreyßig Fuß Höhe, oder bilden in dichte Reihen zusammengedrängt undurchdringliche Hecken. Man bemerkt diese eigenthümliche Pflanzengestalt auch hier nur selten in der Nachbarschaft der Palmen.

Die dritte Region, Regio montano-campestris, begreift den höher liegenden Theil Brasiliens, namentlich die Provinz Minas, mit Ausnahme der östlichen Abhänge, welche zu der ersten gehören, den größten Theil von Goyaz, den östlichen Theil von Matto-Grosso (Cujabá) und S. Paulo innerhalb des Wendekreises. In seiner größten Ausdehnung stellt dieser Landstrich Bergfluren (Campos) dar; nur in den Niederungen treten die minder hohen, dichten Inselwaldungen (Caâ-poës) auf, und dazwischen laufen einige wenige Striche hoher Urwaldung (Mato-Virgem). Auch hier „(wo die Formation vorzüglich der sogenannte Itacolumit)“ ist die Zahl der Palmen beschränkt. Cocos capitata und flexuosa, die erstere einzeln, die andere gesellig wachsend, Cocos schizophylla, Diplothemium campestre, Astrocaryum campestre, in den Wäldern Attalea compta und in den feuchten Niederungen die erhabene Mauritia vinifera, bisweilen in ganze Wälder vereinigt, oder die in runden Gruppen versammelte Mauritia armata sind die herrschenden Palmenarten. In den wärmeren Gegenden, namentlich von Cujabá, erscheint die schöne Fächerpalme Caraná oder Carandá der Einwohner, Copernicia (sonst Corypha) cerifera, von deren Blattstielen und Blättern ein vegetabilisches Wachs gewonnen wird. Sie verbreitet sich weit nach Süden bis in die Fluren am Rio Jaurú, wo aus dem Boden Kochsalz auswittert. Als eine Merkwürdigkeit wird angeführt, daß man bisweilen dichte Krusten dieses Salzes auf den Blättern der Palme finde, was wahrscheinlich dadurch zu erklären seyn dürfte, daß die Ausdünstungen aus dem Boden das Salz auf die Blätter niederschlagen, wo es, theilweise vor dem Regen geschützt, nicht wieder abgewaschen werden kann. In dem südlichsten Theile dieses Gebietes kommt eine andere Fächerpalme (Trithrinax brasiliensis) vor, der Gattung Chamaerops verwandt und gewissermassen Repräsentant der in Nordamerika so häufigen Form von Sabal, Thrinax und Copernicia.

Die Ilha de S. Catharina liegt noch innerhalb der Grenzen der brasilianischen Flora. Die Wälder zeigen noch dieselben prächtigen Laubholzarten, denselben Wucher von Parasiten und Farnkräutern, wie jene der nördlich gelegenen Gegenden. Auch Palmen, wie Bactris setosa in den Sümpfen, welche sich um die Buchten des Meeres her-

---

scharfen Hacken an den Blattspindeln vorzüglich mit dem Calamus secundiflorus übereinstimmen, welchen Palisot de Beauvois in Guinea entdeckt hat; in beyden Fällen nämlich erweisen sich die Hacken ganz offenbar als abortirte (zusammengezogene und auf ihr Gefäßgerüste reducirte) Blättchen, während die ostindischen Calami an den oft auf zwanzig Fuß Länge ausgedehnten Blattspindeln keine Blättchen sondern nur Stacheln tragen.

ziehen, und Cocos Romanzoffiana erscheinen hier noch; sie machen sich aber im Hochwalde nicht mehr bemerklich. Die letztere Art wird in der Nähe der Wohnungen bisweilen angebaut. Dagegen gedeiht Cocos nucifera hier nicht mehr; ihre Früchte werden aus Bahia eingeführt. *) Zwey Drittheile der Vegetation sind in S. Catharina noch vollkommen tropisch; geht man aber nun weiter gegen Süden fort, so bemerkt man in Garupava, dreyzehn Legoas südlich von jener Insel, eine beträchtliche Aenderung in der Vegetation, zugleich wird auch die Differenz zwischen Sommer und Winter immer bemerklicher. Weiter landeinwärts verändert sich die Scene schon in einer nördlicheren Breite. Zu Curitüva (25° 25′ südlicher Breite) fehlen bereits die Pflanzen, welche man in Rio de Janeiro häufig findet, und nur an der Küste kann man das Zuckerrohr und die Mandiocca noch bis Porto Alegre (30° 2′ südl. Br.) mit einiger Sicherheit günstigen Erfolges anbauen. Tiefer im Lande fällt die Südgränze des Kaffebaues schon in die Gegend von Sorocaba (23° 31′ südl. Br.), die des Zuckerrohres zwölf Legoas weiter nach S. S. W. nach Itapetininga, die der Banana nach Itapeva (23° 19′ 30″ südl. Br.) die der Ananas und der Baumwolle bis in die Gegend der Serra das Furnas. **) An der Küste geht der Baumwollenstrauch bis 31° 32′, liefert aber keine erheblichen Ernten mehr. Diese Thatsachen, und andere, wie z. B. das außerordentlich häufige Vorkommen des (aus Europa eingeführten und verwilderten) Pfirsichbaumes setzen in diese Gegenden die Grenzen des Imperium Florae cisandinum tropicum.

XII. Das nun folgende Gebiet möchte ich das des Paraguay, Imperium Florae paraguariensis nennen. Es begreift die brasilianische Provinz S. Pedro oder Rio Grande do Sul, den nördlichen Theil von Entre-Rios, Corrientes (die ehemaligen Missiones der Jesuiten) Paraguay und Chaco. Diese Länder sind, mit Ausnahme der Küsten und einiger Striche längs den großen Strömen, noch wenig botanisch erforscht, aber ihre Vegetation scheint sich bey Vergleichung der vorliegenden Materialien, als selbstständig darzustellen, und gleichsam das Mittel zu halten zwischen der des südlichen Brasiliens und der von Buenos-Ayres und den westlich davon gelegenen Landstrichen. Sofern dieses Florenreich in die politischen Grenzen Brasiliens fällt, habe ich es als Regio extratropica campestris s. napaea bezeichnet. *) An der Küste scheint dieses Gebiet etwa bis zu der neutralen Linie zwischen Brasilien und Monte Video herab zu gehen, denn hier, zwischen 34° und 35° südl. Br. hören die Palmen und mit ihnen viele andere tropische Pflanzenformen vollständig auf; die Bäume werden seltener und niedriger und sind schon auf ähnliche Weise, wie in nördlichen Breiten einem periodisch schnell eintretenden Blattfall unterworfen. **) Unter den Frühlingspflanzen, welche dort im August ausschlagen, sind mehrere, deren Gattungen auch Europa angehören, wie Carex, Anemone, Cerastium, Arenaria, Centunculus, Linaria u. s. w.

Auf den Hügeln und niedrigen Bergen erscheinen Arten von Vicia, Lathyrus, Asphodelus, Helianthemum, Plantago. Neben solchen europäischen Formen finden sich auch andere, welche der tropischen Flora Brasiliens nahe stehen oder ihr gemeinsam zukommen (wie z. B. Melochia pyramidata, Lühea divaricata, Sida mollis, Bunchosia multiflora, Celastrus quadrangulatus, Crotalaria retusa, Schinus therebinthifolius, Clitoria brasiliana, der schöne Seïbobaum, Erythrina crista galli, welcher besonders in der Nähe der Flüße häufig wächst u. s. w.) Wieder andere,

*) Von Chamisso, in Kotzebue's Reise, III. S. 9 — 10.

**) Aug. St. Hilaire Plantes remarquables du Brésil et du Paraguay. Introduction, S. 40 — 52.

*) Flora brasiliensis, Vol. II. p. 544 sq. Herbarium Florae bras. p. 57.

**) Einen Grad nördlich von Porto Alegre (in 29° südlicher Breite) waren im August fast alle Bäume noch belaubt, bey Rio Grande (in 32° südl. Br.) hatte Anfangs September ein Drittheil der holzigen Vegetabilen die Blätter verloren, zwey Grade südlicher bey Juribatuba und Chuy hatte nur ein Zehnttheil der Bäume noch Laub, und die Bäume waren auffallend niedriger. St. Hilaire l. c. p. 56.

wie manche Arten von Berberis, Cristaria, Oxalis, Polygala, Maytenus und dornige Rhamneae, scheinen diese Flora jener anzunähern, welche gegen Süden sich ausdehnt, und als Pampas-Vegetation charakterisirt werden kann. Die brasilianische Fichte Araucaria brasiliana, Curiy der Guaranis, bildet in diesem Gebiete noch hie und da ganze Bestände, ist jedoch schon seltener, als im südlichen Brasilien, und wird deßhalb nicht selten auch in der Nähe der Ortschaften angebaut. Charakteristisch ist hier auch der Mate (Ilex paraguariensis), den ich übrigens auch in Brasilien gefunden habe. Von Palmen hat Aug. de Sct. Hilaire zwischen dem Rio Negro und Ibicuy noch zwey gesehen, wahrscheinlich Trithrinax brasiliensis und die weit verbreitete, bisweilen ganze Wälder bildende Pindo oder Pindoba, wahrscheinlich Cocos oleracea. Ohne Zweifel kommen aber in jenem Gebiete noch mehrere Palmenarten vor. Dobrizhofer *) führt deren fünf auf: Caranday (Copernicia cerifera?), Yatay (Cocos), Yatay-quazù (Attalea), Mbocayay (Acrocomia sclerocarpa oder eine verwandte Art) und Pindò.

XIII. Imperium Florae cisandinae extratropicae, das Florenreich außerhalb des Wendekreises, diesseits der Andes, oder das von Buenos-Ayres, Tucuman u. s. w. unterscheidet sich von dem vorhergehenden durch ein beträchtliches Uebergewicht von außertropischen Gewächsen. Hier erscheint jene eigenthümliche Wiesenformation, welche man die Pampas zu nennen pflegt. Gräser, namentlich aus der Gruppe der Stipeae, sind hier viel häufiger und seltener mit Kräutern untermengt, als in den Fluren Brasiliens. Das Gras wird so hoch, wie in den Wiesen von Frankreich, ist aber feiner. Gesträuche und Halbsträuche fehlen an vielen Orten vollständig, und die Hirten sind angewiesen, eine gesellig wachsende Distelart (Cynara) oder den Mist der Rinder als Brennmaterial zu gebrauchen. Der Pfirsichbaum gedeiht überall in großer Vollkommenheit, und ist weit und breit verwildert. An den größeren Bächen und Flüssen erhebt sich ein Saum von Waldung, grossentheils von einer stattlichen Weide gebildet. Unter fünfhundert Pflanzen, welche Aug. de St. Hilaire *) in diesem Gebiete gesammelt hat, gehören nur fünfzehn solchen Familien an, die in Frankreich nicht repräsentirt sind.

Die angegebenen Thatsachen mögen andeuten, daß dieses Gebiet dem Vorkommen der Palmen nicht zusage. In der Nähe von Bajada de Santa Fé (31° 40 s. Br.) hat Hr. d'Orbigny kleine Fächerpalmen, mit stachlichten Blattstielen gefunden, sie waren aber von verkrüppeltem Wuchse, und er glaubte dieses dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß sie hier an der südlichsten Grenze ihres Verbreitungsbezirkes standen. **) Aus dem Innern des Gebietes, namentlich den Niederungen des Rio Pilcomayo, aus den ungeheuren Steppen zwischen diesem Strome und dem Rio Vermejo (den sogenannten Llanos de Manso), aus Jujuy und Salta werden wir wahrscheinlich noch Palmen kennen lernen; aber bis jetzt hat noch kein Botaniker diese ausgedehnten Länder besucht.

XIV. Das weiter südlich gelegene Imperium Florae magellanicum (in welchen man wohl füglich einige Provinzen, namentlich des Continents und der Inseln, des Feuerlandes und der Maluinen, unterscheiden dürfte) liegt ausser den Grenzen unserer Betrachtung, da in ihm bis jetzt keine Palme beobachtet worden ist. Ich kann daher diese flüchtige Uebersicht von der Verbreitung der Palme in der neuen Welt hier schließen. Zuletzt nur noch die Bemerkung, daß eine Vergleichung derjenigen Landstriche Amerika's, welche bis jetzt von Botanikern besucht worden sind mit dem unbekannten Gebiete, es wahrscheinlich macht, daß dieser Welttheil im Ganzen wohl gegen fünfhundert Palmen beherbergen möchte.

*) Mart. Dobrizhofer, Historia de Abiponibus I. p. 407. sq.

*) Es waren 2 Loasae, 3 Turnerae, 2 Calycereae, 1 Sesuvium, 2 Bignoniae, 1 Commelina, 1 Malpighiacea, 1 Passiflora, 1 Gesneracea. Mehrere europäische Pflanzen, wie Leonurus tataricus, Anagallis, Chenopodium haben sich hier naturalisirt. Sct. Hilaire a. a. O. S. 58.

*) Alcide d'Orbigny Voyage dans l'Amérique meridionale I. p. 104.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde herausgegeben von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Professoren an der Universität zu Heidelberg. — Jahrgang 1837. Stuttgart. E. Schweizerbarts Verlagshandlung. 1837.

Systematischer Bericht über die Fortschritte der Mineralogie im J. 1835. Mit Berücksichtigung der Geologie und Petrefactenkunde. Von Ernst Friedrich Glocker. Mit Holzschnitten und zwey Tabellen. Nürnberg bey Johann Leonhard Schrag. 1837.

Diese beyden Werke, wovon das erstere seit 1830, das letztere seit 1833 besteht, ergänzen sich gegenseitig in der Art, daß der Glockerische Bericht das Mineralogische, Leonhards Jahrbuch aber das Geognostische, Geologische und vorzüglich Petrefactologische ausführlicher und vollständiger aufnimmt.

Leonhards Jahrbuch erscheint als Journal jährlich in 6 Heften, die Artikel zwar in einer gewissen Ordnung, aber, wie natürlich, nicht zusammenhängend darstellend, der Bericht von Glocker umfaßt dagegen in systematischem Zusammenhang, was im Zeitraum eines Jahres auf dem wissenschaftlichen Gebiete zu Tage gekommen ist.

Das vorliegende Jahrbuch von Leonhard enthält mehrere interessante Abhandlungen. Wir erwähnen hier unter andern des Berichts von B. Cotta über die bisherigen Resultate der geognostischen Untersuchungen bey Hohnstein. Diese Untersuchungen, welche auf Kosten mehrerer Freunde der Geognosie ausgeführt werden, haben zum Zweck, eine ganz ungewöhnliche geognostische Erscheinung genau zu erforschen. Zwischen Meißen und Zittau in Sachsen, und durch einen Theil von Böhmen hindurch werden überall die Gesteine der Kreideformation (Quadersandstein und Planer) durch krystallinische Gebirgsarten (Granit und Syenit) scharf abgeschnitten und bey genauerer Untersuchung dieser langen aus W.N.W. nach O.S.O. gerichteten, also dem Laufe der Elbe und dem System des Riesengebirges ziemlich parallelen Gränzl nie ergiebt sich, daß der Granit an vielen Orten schräg über der Kreide, an andern wenigstens senkrecht neben ihr liegt. Dazu kommt noch der besondere merkwürdige Umstand, daß zwischen beyden, also über der Kreide, und unter dem Granit an mehreren Stellen aufgerichtete kalkige Zwischenschichten mit Versteinerungen der Jura-Formation beobachtet werden, einer Forwation, die doch sonst in der ganzen Welt unter der Kreide gefunden wurde. —

Die hierüber angestellten nähern Untersuchungen haben im Wesentlichen das eben erwähnte zuerst erkannte Verhältniß bestätigt. So viel geht bis jetzt sicher hervor, daß der Granit bey Hohnstein gegen 1000 Fuß über den Quadersandstein übergreift, und daß, wenn man sich diesen hinwegdenkt, ein 600 Fuß hoher unter 30° überhängender Granitfelsen zurückbleibt, unter welchen man allenfalls die Stadt Hohnstein hätte bauen können. Ferner scheint es außer Zweifel zu seyn, daß die Hohnsteiner = Zwischenschichten wirklich der Juraformation angehören.

Wie dieser Umsturz gewöhnlicher Verhältnisse

gekommen, darüber haben sich die Meynungen bis jetzt noch nicht vereinigt. —

Mehrere angeführte Untersuchungen betreffen die Temperatur zur Zeit der Bildung der Tertiärformationen. Deshayes hat alle tertiären Konchilien-Arten Europa's mit allen noch lebenden bekannten Arten verglichen und ist zu dem Schlusse gelangt: 1) diese tertiären Bildungen haben keine Arten mit den sekundären gemein. 2) Sie allein enthalten Arten, die auch noch lebend vorkommen und zwar 3) um so mehr, je jünger sie sind. Die jüngsten Tertiär-Bildungen sind entstanden, als die Temperatur ziemlich der jetzigen gleich war. Sie enthalten Arten, welche meistens in den nächsten Meeren noch lebend vorkommen. In der zweyten tertiären Epoche, welcher viele kleine Becken in der Mitte von Europa angehören, war die Temperatur dieser Gegenden viel höher, als jetzt, denn in ihnen finden sich 200 Arten vom Senegal und von Guinea wieder. Das Klima war tropisch. In den Formationen der ersten Periode (Paris, London, Valogne, fast ganz Belgien und Holland ꝛc.) hat der Verf. nur wenige noch lebende Arten wieder erkannt. Von 1400 Arten des Pariser Beckens leben noch 38, meistens in tropischen Gewässern. — Dagegen macht E. de Beaumont einige Bemerkungen, wonach die Gegend von Paris während der Grobkalkbildung kein tropisches Klima ($27\frac{1}{2}$ ° C.), aber doch eine mittlere Temperatur von 22 ° C. gehabt haben dürfte. — Daß man aus dem Vorkommen der fossilen Reste von Thieren, welche gewöhnlich gegenwärtig in den Tropenländern gefunden werden, nicht geradezu auf eine ehemalige tropische Temperatur jener Länder schliessen könne, wo ein solches Vorkommen beobachtet wird, sucht Everest zu beweisen, indem die bekannte Verbreitung der Thiere, wie sie jetzt noch zu beobachten, schließen läßt, daß z. B. der Tieger, welchen man zuweilen an der Schneegränze des Himalaya, im Gebiete des ewigen Schnee's am Ararat in Armenien ꝛc. findet, fast noch ein Klima, wie das englische ist, vertragen kann, wenn die sonstigen Bedingungen seines Bestehens vorhanden sind. Aehnlich verhält es sich mit dem Elephanten, der Hyäne u. s. w.

Unter den neuen Entdeckungen des Mikroscops haben die von Ehrenberg über fossile Infusorien besonders Aufsehen erregt. Seine Beobachtungen sind mit den gleichzeitigen Anderer angeführt. Die Trippel und die Polirschiefer des Harzes und die von Bilin in Böhmen sind fast ganz aus Infusorien zusammengesetzt, wovon noch einige lebend gefunden werden. Dujardin bestättigt diese Beobachtung. De Brebißon trocknete und glühte mehrere Infusorienarten, wobey er fand, daß sich die Form ihrer Decken dabey nicht verändert und daß diese aus Kieselerde bestehen. Ehrenbergs Navicula viridis giebt nach dem Calciniren einen weißlichen Staub, der unter dem Mikroskop sich ganz übereinstimmend zeigt mit dem Kieselniederschlag von Franzensbad. Dr. Meyer fand den Polirschiefer vom Habichtswalde in Hessen fast ganz aus fossilen Infusorien zusammengesetzt. Ehrenberg fand dergleichen weiter im Polirschiefer von Planitz und von Cassel. Nach v. Humboldt bildet der Polirschiefer am Trippelberge bey Bilin eine Schichte von 14' Mächtigkeit, von Saugschiefer und Opalen überlagert, welche ebenfalls Infusorien enthalten. Auch die Opale von Champigny, von St. Ouen, die der Steinheimer Dolerite, der Kosemitzer Serpentine und die Feuersteine der Kreide scheinen Ehrenberg aus solchen Infusorien zu bestehen. — Aehnliche Beobachtungen machte Turpin. — Von Retzius und Ehrenberg wurde auch ein Bergmehl, welches zur Zeit der Hungersnoth in dem Jahre 1833 und 1834 von den Lappen im Kirchspiel Degernå gegessen wurde, als aus Infusorien zusammengesetzt befunden. Gleiches ist der Fall bey einer Erde von Kymmene-Gard bey Helsingfors in Finnland, bey Polirschiefer von Oran in Afrika ꝛc.

Die Zoologie der Vorwelt hat durch die im bunten Sandstein von Hildburghausen entdeckten Thierfährten eine unerwartete Bereicherung erhalten. Das Jahrbuch giebt alle hierauf bezüglichen Bekanntmachungen. Link hält sie als von einem Reptil herrührend. Keßler lieferte Abbildungen derselben mit einem erklärenden Text von Sickler, welcher ein Cheirotherium majus und minus unterscheidet. Eine Abhandlung von Engelhardt erläutert die geognostischen Verhältnisse, woraus hervorgeht, daß die Thiere auf einer Thonbank gegangen waren, auf welcher die eigentliche Plattenbank liegt, deren untere Seite die Abdrücke aufnahm. Man

kann die Fährten fast 2 Stunden weit in ziemlich gerader Linie verfolgen. — Edw. Hitschcock fand ähnliche Fährten in Sandstein und in der Grauwacke im Connecticut-Thale und theilt eine Uebersicht derselben mit. —

Wie über die hier angeführten Artikel, so giebt das Jahrbuch über viele Andere Notizen und Auszüge aus den verschiedensten Quellen der in- und ausländischen Litteratur. Bemerkenswerth sind unter Anderm in diesem Bande die Auszüge aus den Arbeiten Göpperts über Versteinerungen, aus Hausmanns: De usu experientiarum metallurgicarum ad disquisitiones geologicas adjuvandas, aus Alph. de Candolle's: Introduction à la botanique über fossile Pflanzen ꝛc. Unter den Correspondenzartikeln sind die des in Afrika reisenden Russeggers besonders interessant. Vom Jahrgang 1838 ist bereits das erste Heft erschienen, mit Abhandlungen von Horner über die Geologie des indischen Archipels, Quenstedt über die fossilen Knochen im rothen Sandsteine Livlands und Estlands, Frommherz über den Bradford- und Oxford-Thon des Breisgaues und Schüler: geognostische Bemerkungen über die Wallachey."

Der Jahresbericht von Glocker beginnt mit einer kurzen Geschichte der Mineralogie als Einleitung, dieser folgt eine vollständige Angabe der Literatur und weiter wird unter den Artikeln Krystallographie, Mineralphysik und Mineralchemie dasjenige erwähnt, was die allgemeine Mineralogie betrifft; unter dem Artikel specielle Oryktognosie, welche Systematik und Diagnostik begreift, werden die neuen Mineralsysteme und Nomenklaturen, die neuen Mineralspecien, die erweiterten Erfahrungen über die bekannten ꝛc. angeführt. Eigene Abschnitte bilden Geologie, Geophysik, allgemeine und specielle Geognosie und Petrefaktenkunde.

Um eine Skizze der Behandlung dieses Berichtes zu geben, wollen wir einige Artikel in Kürze hervorheben. In der Mineralphysik werden unter andern ziemlich ausführlich die interessanten Versuche von Melloni über das Verhalten krystallisirter Körper gegen strahlende Wärme, über den Einfluß der Pellucidität und Farbe auf dieselbe und über Refraction und Polarisation der Wärme angeführt. Diese Versuche sind für den Mineralogen, wie für den Physiker beachtenswerth, obwohl die Erscheinungen bis jetzt noch keine bestimmte Charaktere für die Mineralien abgeben können, da sie nicht selten bey ein und derselben Species sehr verschieden sind, ohne daß man den wesentlichen Grund davon auszumitteln im Stande ist.

Der Artikel Mineralchemie giebt die chemischen Berechnungen und Formeln Gerhardt's über die Silicate. Er unterscheidet folgende Haupt-Abtheilungen derselben, welche zum Theil wasserfrey, zum Theil wasserhaltig in der Natur vorkommen.

	Sauerstoffmengen.			Beyspiele.
$\dot{R}^9 \dddot{Si}$	„	1 : $\frac{1}{3}$	„ „	Manganfilicat aus Piemont.
$\dot{R}^9 \dddot{Si}^2$	„	1 : $\frac{2}{3}$	„ „	Cyanit.
$\dot{R}^3 \dddot{Si}$	„	1 : 1	„ „	Chrysolith.
$\dot{R}^9 \dddot{Si}^4$	„	1 : $1\frac{1}{3}$	„ „	im Serpentin.
$\dot{R}^9 \dddot{Si}^5$	„	1 : $1\frac{2}{3}$	„ „	Zeagonit.
$\dot{R}^3 \dddot{Si}^2$	„	1 : 2	„ „	Wollastonit.
$\dot{R}^9 \dddot{Si}^7$	„	1 : $2\frac{1}{3}$	„ „	Amphibol u. Augit.
$\dot{R}^6 \dddot{Si}^5$	„	1 : $2\frac{1}{2}$	„ „	in Krokydolith.
$\dot{R}^9 \dddot{Si}^8$	„	1 : $2\frac{2}{3}$	„ „	Smaragd.
$\dot{R} \dddot{Si}$	„	1 : 3	„ „	Edelforsit.
$\dot{R}^3 \dddot{Si}^4$	„	1 : 4	„ „	im Okenit.

Es sind dabey alle Basen von 1 At. Sauerstoff als vicarirend angenommen und ihre Sauerstoffmengen addirt worden. Bey vielen Verbindungen geht dieses recht gut an, wenn sich Isomorphismus in der Krystallisation zeigt, wo dieses aber nicht der Fall ist, da ist es wahrscheinlicher, daß je nach der Sättigungs-Capacität die Basen nicht auf gleiche Weise mit derselben Säure verbunden sind. So haben z. B. Humboldtilith und Augit gewiß nicht dieselbe allgemeine Formel. Uebrigens sind manche Analysen bey diesen Berechnungen zu Grunde gelegt, welche nicht zuverläßig sind, und ist auf Fehler der Analysen selbst und auf Einmen-

gungen der analysirten Substanzen zu wenig Rücksicht genommen worden. — Gerhardt hat auch für die mehr zusammengesetzten Silicate in dieser Weise Formeln berechnet. —

Ueber die Schmelzbarkeit der Silicate und über Verbindungen auf trocknem Wege sind mehrere Versuche von Berthier angegeben. Die meisten Silicate wurden amorph oder wenigstens nicht deutlich krystallisirt erhalten. Letzteres war jedoch der Fall bey Wollastonit, Augit, eisenfreyem Amphibol, Manganaugit und Eisenchrysolith. Von den neuen Systemen sind die von Schübert und Thomson angeführt. Dem ersten liegt die verschiedene Tendenz der Elemente, sich mit dem Sauerstoff zu verbinden, zum Grunde. Es sind übrigens die vier alten Klassen der Metalle, Inflammabilien, Steine und Salze beybehalten. — Das Thomson'sche System hat 3 Hauptabtheilungen: 1. Säurebasen. 2. Alkalibasen und 3. Neutrale Basen. Jedes Element bildet eine Unterabtheilung.

In dem Artikel Diagnostik ist kaum etwas vergessen worden, was die Literatur bis zum Erscheinen des Werkes geliefert hat. Namentlich sind alle chemische Analysen sorgfältig angeführt. — An den beygegebenen Bemerkungen des Verf. ist manchmal zu rügen, daß sie den Gegenstand nicht aus dem richtigen Gesichtspuncte beleuchten. So heißt es, wo die Ansicht von Fuchs angeführt wird, daß der Graphit amorpher, der Diamant, aber krystallisirter Kohlenstoff sey: „Eine so auffallende Verschiedenheit in allen physischen Eigenschaften, wie zwischen Diamant und Graphit, findet sich bey keiner einzigen von allen denjenigen Mineralgattungen, welche zugleich in beyden Zuständen, dem krystallinischen und dem unkrystallinischen dichten oder erdigen erscheinen, wie z. B. Kalkspath uud dichter Kalkstein, blättriger Feldspath und dichter Feldspath, Flußspath und dichter Fluß ꝛc. Bey allen diesen kann man viel mehr Aehnlichkeit der physischen Eigenschaften und Uebergänge nachweisen, welches beydes beym Diamant und Graphit nicht der Fall ist.“ — Man sieht offenbar, daß der Verf. eine ganz unrichtige Ansicht von dem hatte, was Fuchs Amorphismus nennt. Uebrigens scheint sich derselbe zu der Ansicht zu neigen, daß ein chemischer Unterschied zwischen Diamant und Graphit bestehe, und daß darin der Grund der großen physikalischen Verschiedenheit zu suchen sey.

Die neuen, oder zum erstenmal analysirten Specien, welche der Verf. vorzüglich aus englischen Werken anführt, sind ziemlich zahlreich. Einige, deren Mischung sich mit Wahrscheinlichkeit berechnen läßt, mögen hier angeführt werden. *)

Antrimolith. Fasrig, tropfsteinartig.

$$\left.\begin{matrix}C\\K\end{matrix}\right\} Si^3 + 5\,ASi + 5\,Aq.$$

Grafschaft Antrim in Irland. Thomson.

Boltonit Klinorhombisch? $MgSi^2$, Bolton in Massachusetts. Thomson.

Bytownit. Krystallinisch körnig.

$$\left.\begin{matrix}C\\N\\F\end{matrix}\right\} Si^2 + 3\,ASi.$$

Von Bytown in Ober-Canada. Thomson.

Dysluit. Thesseral. $\left.\begin{matrix}\dot{Fe}^3\\\dot{Zn}^3\\\dot{Mn}^3\end{matrix}\right\} \ldots Al$ Von Sterling in Neu-Jersey. Thomson.

Anhydrous Silicate of Iron. Blättrige Massen. $\dot{Fe}^3 \ldots Si$. Von Slavcarrach in Irrland. Ist Eisenchrysolith.

Glottalith. Thesseral. $CSi^2 + ASi + 3\,Aq.$ Thomson.

Harringtonit. $\left.\begin{matrix}C\\N\end{matrix}\right\} Si^2 + 3\,ASi + 2\,Aq.$

Thomson. Aus dem nördlichen Irland. Wahrscheinlich zu Mesole gehörend.

Manganchrysolith. Silicate of Manganese. Spaltbar. $\dot{Mn}^3 \ldots Si$. Von Franklin in Neu-Jersey. Thomson.

*) Ueber einige andere vrgl. diese Blätter von 1836. Nr. 185.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Grundzüge der Historik von G. G. Gervinus. Leipzig Verlag von Engelmann 1837. Seiten 95.

Der geistreiche Verfasser dieser Schrift beschäftigt sich zuerst mit den Ursachen, warum neben den vielfachen Bearbeitungen der Theorie der Dichtkunst man sich fast gar nicht oder nur ungenügend damit abgegeben habe, eine Theorie der historischen Kunst zu bearbeiten; die hauptsächlichste findet er in dem Umstand, daß in der Poesie der Inhalt gegen die Form eben so sehr zurücktrete, als in der Geschichte der Inhalt wesentlicher sey, als die Form; daher in der letzteren mehr eine materielle, als formelle Trennung der Gattungen zu finden wäre; doch müsse man auch hier, sobald von historischer Kunst die Rede sey, formelle Gattungen suchen. S. 15. wird darauf aus einander gesetzt, wie in der Philosophie die Vernunft, in der Poesie die Einbildungskraft, in der Geschichtschreibung der beobachtende, ordnende Verstand sich hauptsächlich thätig erweise; da aber in den beyden ersten auch die andern Geistesthätigkeiten an ihren Productionen einen Antheil hätten, so wäre als Mittelpunct der ganzen Untersuchung die Frage hinzustellen: „wie der Historiker die ihm eigenthümliche Wahrheit mit denen des Dichters und Philosophen verbinden solle?“ So wenig nun der Dichter und Philosoph die ihm eigenthümliche Thätigkeit allein und getrennt von den andern herrschen lassen dürfe, ohne verwerflich zu werden, ebenso müsse der Historiker nicht bloß die ihm eigenthümliche Seite allein walten lassen, weil er sonst zum bloßen geistlosen Faktensammler herabsinke. Hiedurch werde er zwar verächtlich, aber nicht verwerflich, weil ein solches Aufzeichnen doch immer auf dem Boden der Wirklichkeit bleibe und im gewissen Sinne sogar nothwendig sey, und wo die Chronik anspruchslos nichts weiter seyn wolle, als Chronik, sey dieselbe, obwohl ärmlich, doch nicht verächtlich. Trefflich wird hierauf (S. 24) die Natur der einfachen Chronik geschildert, sowie derjenige Standpunct der Bildung bezeichnet, auf welchem die Völker nichts anderes und höheres verlangen, bis sie in Perioden von etwas glänzenderer geistiger Entfaltung auch Chronisten von größerer subjectiver Bedeutung und höherem Schwung erhalten. Solche (wie Livius, Zurita, auch Johannes von Müller dem Wesen nach) seyen jedoch nur bey Völkern von scharfer und strenger Nationalität zu finden. In Frankreich, England und Deutschland erfreue sich kein Historiker einer solchen, jenen Historikern eigenthümlichen, Volksthümlichkeit. Bey diesen Völkern von allgemeinen Tendenzen trete ein solcher Geschichtschreiber auf einem ungehörigen Boden auf, wie Luden bey den Deutschen (S. 28). Aber aus der bloßen verständigen Beobachtung bey dieser Art von Geschichtschreibung könne kein rechtes Werk historischer Kunst hervorgehen. Wenn der Verf. von solchen Chronikschreibern höherer Art sagt, (S. 30) daß ihre Werke „ungenießbar für jeden seyen, der mehr als vereinzelte Belehrung, der auch einen Eindruck auf das Gemüth in dem Geschichtswerke suche,“ und unter solche die obgenannten rechnet, so kann man ihm in diesem Umfange nicht beystimmen. Es ist ihm hier zu entgegnen, daß diese Beschränkung auf eine Nationalität, diese Beschränkung in Raum und Zeit den universellen Blick und die tiefer eingehende Behandlungsweise ja gar nicht ausschließt, daß gerade an der Geschichte eines Volkes ein abgerundetes, in sich vollendetes Kunstwerk sich leichter ausführen läßt, wenn der Sinn und die Darstellung, mit der es geschieht, getragen ist von der höhern Einsicht in den wahren Zusammenhang der ganzen weltgeschichtlichen Ent-

wicklung, in welcher jenes Volk sich bewegt. Wenn der Verfasser S. 49. selbst verlangt, daß das Leben jedes großen Mannes welthistorisch und im Ganzen aufzufassen sey, wie viel mehr gilt dieß von einem bedeutenden Volk? Ist die römische Geschichte des Livius nicht auch, wie der Verf. S. 51 schon von Thucydides sagt, eine Geschichte seiner Zeit und Welt? Und wo könnte man das ganze Mittelalter in seinen Grundzügen besser kennen lernen, als bey Johannes von Müller?

(Fortsetzung folgt.)

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde ꝛc.

(Schluß.)

Raphilit. Nadelförmige Krystalle.

$$\left.\begin{matrix} C \\ 2K \\ Mg \end{matrix}\right\} Si^3 + \left.\begin{matrix} A \\ F \end{matrix}\right\} Si$$

Von Perth in Ober-Canada. Thomson.

Wichtine. Spaltbar nach einem fast rechtwinklichen Prisma.

$$\left.\begin{matrix} f \\ N \\ C \end{matrix}\right\} Si^2 + \left.\begin{matrix} A \\ F \end{matrix}\right\} Si^2$$

Von Wichty in Finnland. Laurent.

Die Namen der übrigen sind: Crucit, Mikrolith, Polylith, Aegirin, Huronit, Stellit, Davidsonit, Chalilith, Chelmfordit, Cluthalith, Neurolith, Skorilith, Rhodalit, Tuesit, Plinthit, Malthacit, Remakit, Vermiculit, Gilbertit, Mullicit, Herrerit. —

In dem Theile, welcher Geognosie und Geologie umfaßt, ist das, was die englischen und französischen Journale darüber enthalten, sehr fleißig theils in Notizen, theils in Auszügen angezeigt. Natürlich sind die deutschen Schriften nicht vergessen.

In Betreff des ursprünglichen Zustandes der Erde stimmt Arago der bekannten Ansicht bey: daß die Erde ursprünglich wahrscheinlich im feurigen Flüße gewesen sey, und daß sie von dieser anfänglichen Glut noch einen beträchtlichen Theil in ihrem Innern einschliesse. Ihre sphäroidische Gestalt beweise, daß sie ein flüßiger Körper gewesen seyn muß, ehe die Umdrehung um ihre Axe begann, die Zunahme der Temperatur in ihrem Innern aber, daß dieser flüssige Zustand kein wasserflüssiger seyn kann. Seit wie lange die Temperatur der Erde im Abnehmen begriffen sey, lasse sich nicht bestimmen, wohl aber lasse sich durch einen von der Bahn des Mondes hergenommenen Beweisgrund darthun, daß in den letzten 2000 Jahren die mittlere Erdtemperatur sich nicht um ein $\frac{1}{10}$° C. verändert habe ꝛc. — Dickson macht darauf aufmerksam, daß mit der herrschenden Theorie von der Wärmezunahme inder Erde sich der Umstand nicht gut vereinigen lasse, daß die Gruben in Sachsen, welche 1500 Fuß über dem Meere liegen, eine ebenso hohe Temperatur zeigen, wie die in Cornwall, welche unter dem Meeresspiegel liegen, und daß auch die Gruben in Südamerika, welche 7000 Fuß über dem Meeresspiegel liegen, nach Humboldt gleichfalls eine hohe Temperatur zeigen. Er glaubt daher, daß, da die Erde überall in gewißen Tiefen unter der Oberfläche eine beträchtlich höhere Temperatur zeigt, als die der Atmosphäre an ihrer Oberfläche, dort gegenwärtig gewisse Mittel vorhanden seyn müssen, durch welche fortwährend Wärme erzeugt wird ꝛc.

In Betreff der Theorie der Gebirgserhebungen werden Ansichten dafür von Virlet und Boblaye, dagegen von Schubert, Raumer und Boase aufgestellt. Nach Raumer ist die geneigte Schichtenstellung der ältern Gebirgsarten als eine primitive anzusehen, welche durch krystallinische Processe hervorgebracht worden sey. Eben so glaubt Boase, daß alle Arten von Structuren und Absonderungen gleich bey der ersten Erstarrung der Gebirgsarten ihre vollkommene Ausbildung erlangt haben. Die eigenthümlich regelmäßigen Structur- und Absonderungsformen der Gebirgsarten sind nach ihm nicht durch eine bloß mechanische und zufällige Wirkung, sondern durch einen dem Krystallisationsproceß ähnlichen, wo nicht damit identischen Bildungsproceß zur Zeit des Festwerdens der Gebirgsarten entstanden, und durch spätere Einwirkung mechanischer

und chemischer Ursachen oft nur auffallender hervorgetreten. Was die Entstehung der primitiven geschichteten Gebirgsarten betrifft, so glaubt Boase, daß sie gleichzeitig mit den ungeschichteten, wahrscheinlich aus einer feuerflüssigen Maße durch Krystallisation sich gebildet, dabey gleich anfangs verschiedene Richtungen gegen den Horizont angenommen, und nach diesen Richtungen, welche den Structurflächen der einfachen Mineralien analog und wie diese durch ungleiche Cohäsionsverhältnisse entstanden seyen, sich gegenseitig abgesondert haben. Aus diesem Grunde ist nach ihm auch die geneigte Schichtenstellung der primitiven schieferigen Gebirgsarten schon mit der ursprünglichen Structur derselben gegeben, und nicht, wie jetzt fast allgemein angenommen wird, erst durch spätere Störungen entstanden. — Es ist schon lange her, daß man die Berge für Krystalle angesehen hat, an welchen nur die Zeit die Kanten und Ecken verwischt habe und man hat damals noch einige gut erhaltene Exemplare zu citiren gewußt, es scheint, daß man wieder hierauf zurückkommt. Daß alte Ansichten oft besser sind, als gerade die neuen der Mode, denn die Mode übt ihre Herrschaft auch in der Wissenschaft, das ist nicht zu bestreiten, weil die Geschichte manche Beyspiele anführt, wo man solche wieder hervorgeholt und anerkannt hat, wenn solches aber stattfinden soll, so müssen wenigstens neue Gründe für sie geltend gemacht, aber nicht diejenigen wieder angeführt werden, wegen welcher sie einmal verworfen wurden. Uebrigens geben wir denjenigen, die solchen Ansichten zugethan sind, die Abhandlung Wakkernagels über den Wirkungskreis der Krystalle zu bedenken, woraus sie leicht eine Theorie ursprünglich schief liegender Schichten bey krystallinischen Gesteinen entwickeln können, die wenigstens neue Facten enthielte. —

Da in Betreff der Schichtungstheorien das Durchsetzen maßiger Gesteine durch andere von Interesse ist, so müssen wir dem Verfasser Dank wissen, daß er die neuern zuverläßigsten Beobachtungen hierüber zusammengestellt hat. Unter andern werden folgende Fälle angeführt:

Trachyt durchsetzt rothen Sandstein im Thal von Arequipa und zwischen Pisacoma und dem See von Puno in Peru nach Meyen; Glimmerschiefer in Abyssinien nach Rüppell.

Feldspathporphyr durchsetzt Grauwacke in Shropshire nach Murchison, Melaphyr am Lago di Lugano nach Fr. Hoffmann und Studer.

Basalt durchsetzt alten rothen Sandstein, welchen er theilweise verändert in der Nähe von Gießen nach Klippstein, Steinkohlengebirge an mehreren Orten in England nach Murchison u. a., Thon der Braunkohlenformation, die Braunkohlen, ihres Bitumens beraubend, im Westerwald nach Erbreich. — Dolerit durchsetzt gebrannte Thonsteinschichten in Island nach Krug von Nidda; Mandelstein durchsetzt Grauwacke in Shropshire nach Murchison, Liaskalkschiefer, welchen er an den Berührungsstellen in Dolomit verwandelt zu Champs und Vizille nach Bertrand, Geslin und Montalembert.

Granit in Gängen durchsetzt Grauwackenschiefer zu Westdale Head in Westmoreland nach Sedgwick; Syenit zu Niederfehrn und Weinböhla in Sachsen nach Leonhard, Thonschiefer zu Kirchberg und Treuen unweit Zwickau nach Gutbier; liegt über aufgerichteten Thonschieferschichten und zieht sich in diese gangartig hinein auf der Insel Mihau an der Küste des Dept. Côtes du Nord nach de la Fruglaye und du Marhallac; Granit mit Gneiß, bedeckt von thonig kalkigem Schiefer, dessen Schichten gegen sie aufgerichtet sind, zu la Chaine des Roußes in Oisans nach Dausse ꝛc. Betreffend die Umwandlung der Gebirgsarten, so soll nach Murchison die Grauwacke der Malvern- und Alberley-Hills durch emporgestiegenen Syenit in Glimmerschiefer und Chloritschiefer, nach Studer ein Theil des Mergelschiefers und Alpenkalks in Graubündten durch aufgestiegenen Serpentin in Thonschiefer, Glimmerschiefer, Gneiß und Talkschiefer, nach Gutbier der Thonschiefer in der Gegend von Zwickau durch Granit in Gneiß, Granulit, Schörlschiefer und Glimmerschiefer sich umgewandelt haben. Nach Keferstein sollen in vielen Gebirgsgegenden Glimmerschiefer, Gneiß, Granit und noch andere krystallinische Gesteine aus Grauwacke und Thonschiefer, in den Alpen aber aus einem zur Kreideformation gerechneten Mergelsandstein durch eine spätere Umwandlnng in Folge eines Proceßes, den er mit dem organischen Gährungsproceß ver-

gleicht, entstanden seyn, desgleichen auf ähnliche Weise Porphyr und Mandelstein aus Sandstein, während dagegen Andere z. B. Studer gerade umgekehrt die Sandsteine und Conglommerate für Abreibungsprodukte des Porphyrs und Granits erklärt haben.

Es kommt hiemit überein, was Keilhau über die Granitbildung ꝛc. aufstellt, daß nämlich aus Thonschiefer durch eine Art von Nisus formativus der Materie Granit und Syenit, sowie aus Sandstein Porphyr entstehe. Zur leichtern Vermittlung dieses Ueberganges hält er die Annahme für statthaft, daß die Elemente der unorganischen Natur nicht so zahlreich sind, wie wir annehmen, sondern daß ihrer nur wenige vorhanden seyen, welche sich umgestalten können und daß Erden und Alkalien sich gegenseitig in einander umzuwandeln vermögen. — Dieß sind nun Ansichten von Männern, welche Ruf haben, was wird andern nicht erlaubt und nachzusehen seyn! Kein Wunder, wenn bald ein jeder in geologischen Angelegenheiten mitreden wird, der nur einigermaßen mit Phantasie begabt ist und sie auf diesem Felde zu beschäftigen Lust hat! Man darf ja behaupten, was man will und da fast ein jeder eine hinlängliche Menge von Unerklärlichem in seiner Theorie, freylich nur des Erklärens wegen, aufstellt, so müssen alle in einer gewissen Art duldsam gegen einander seyn. In andern Wissenschaften ist das anders. —

In dem Artikel: Specielle Geognosie werden die Systeme der Gebirgsformationen von Bronn und Keferstein angeführt. Bronn unterscheidet folgende Hauptperioden:

I. Periode: Kohlengebirge.
   1. Thonschiefergruppe. Thonschiefer, Uebergangskalk, Grauwacke.
   2. Bergkalkgruppe. Alter rother Sandstein, Bergkalk, Kohlensandstein.
   3. Kupferschiefergruppe. Todtliegendes, Kupferschiefer, Zechstein.

II. Periode: Salzgebirge.
   1. Muschelkalkgruppe. Bnnter Sandstein, Muschelkalk.

   2. Keupergruppe. Lettenkohle, Keuperdolomit, Keupergyps, Keupersandstein.

III. Periode: Oolithgebirge.
   1. Liasgruppe. Unterliassandstein, Liaskalk, Liasschiefer.
   2. Untere Juragruppe. Oberliassandstein, unterer Jurakalk, Oolith ꝛc.
   3. Mittlere Juragruppe. Oxfordthon, weißer Jurakalk, Corallenkalk ꝛc.
   4. Obere Juragruppe. Kimmeridgethon. Portlandstein.

IV. Periode: Kreidegebirge.
   1. Eisensandgruppe mit Purbeckkalk und Waldthon.
   2. Grünsandgruppe.
   3. Weiße Kreide.
   4. Kreidetuff von Mastricht.

V. Periode: Molassegebirg.
   1. Grobkalkgruppe. Untere Braunkohle, plastischer Thon ꝛc.
   2. Tegelgruppe.
   3. Alluvialgruppen.

Keferstein hat die Gebirgsformationen vom geologischen Standpuncte aus, d. h. in Bezug auf die Geschichte ihrer Bildung angeordnet und eine Uebersicht davon im westlichen und östlichen Nordeuropa in Parallele gestellt, das südliche Europa als alpinisches Gebirgssystem besonders unterscheidend. —

Die neuern Beobachtungen über einzelne Formationen, ihre Versteinerungen, die genaueren Bestimmungen der Gesteine und Felsarten ꝛc. sind sehr fleißig gesammelt und die Quellen jedesmal genau angegeben. — Die äußere Ausstattung ist sehr schön. —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Grundzüge der Historik von G. G. Gervinus. Leipzig Verlag von Engelmann 1837. Seiten 95.

(Fortsetzung.)

Wie der richtigen, innerlichen Erkenntniß und Auffassung einer Erscheinung in der Natur, einer Gattung von Naturproducten die Einsicht in das innere Wesen der ganzen Natur zu Grunde liegen muß, so wird auch einer wahrhaften Darstellung der Eigenthümlichkeit und Bedeutung eines Volkes die tiefere Einsicht in das Ganze der weltgeschichtlichen Entwicklung vorausgehen müssen, und sich an einer solchen speziellen Geschichte bewahrheiten, und bewähren; fehlt hingegen diese universelle, innere Auffassung und Beziehung, (die sich doch im Allgemeinen und im gewissen Sinn bey Livius, Johannes von Müller, Luden, freylich bey jedem auf seinem Standpunct und in seiner Art, mehr oder weniger findet) so wird, wie jede Geschichte, so auch die eines einzelnen Volkes nichts weiter als ein geistloses Aufzählen äußerlicher Begebenheiten seyn. Dazu muß auch anerkannt werden, daß man aus einer richtigen Auffassung und genauen Entwicklung der innern und äußern Zustände eines einzelnen Volkes oft mehr an wirklicher Einsicht in das Innere der Weltgeschichte gewinnt, als aus allgemeinen und vagen Darstellungen größerer Abschnitte der Weltgeschichte, die nur an der Oberfläche hinstreifen und mit einigen genial seyn sollenden Bemerkungen und Vergleichungen die innere Natur der Verhältnisse, die etwas tiefer liegt, gar nicht berühren. Was ferner die Wirkung auf das Gemüth betrifft, so möchten lebensvolle Darstellungen großer Scenen aus der Geschichte eines einzelnen Volkes gerade am meisten geeignet seyn, einen großen gewaltigen Eindruck hervorzubringen, wie dieß ja eben bey jenen drey Geschichtschreibern von selbst in die Augen springt. Dabey wollen wir gar nicht gedenken, daß gerade mit der Geschichte der von jenen Historikern behandelten Völker das Wichtigste und Wesentlichste der ganzen Zeit häufig von selbst verknüpft ist. Wir möchten daher solche Werke wegen der bloßen Beschränkung auf eine Nationalität gar nicht in die Klasse einer, wenn auch noch so potenzirten, chronikartigen Geschichtschreibung setzen. Hier müßten andere Merkmale und Eigenschaften zu ihrer Classifizirung entscheiden. Der Verfasser sucht hier zu sehr die Einheit des Ganzen, die bey einem Geschichtswerk gefordert wird, um ein Kunstwerk zu seyn, in etwas Aeusserlichem, wenn er (S. 80.) sagt, daß alle solche Werke kein Ende erreicht und ihre Fortsetzer nöthig gehabt hätten. Die innere Vollendung besteht ja doch nicht in der äußerlichen Abgeschlossenheit des Stoffes, sondern in der Darstellung des innern Lebens und der Nachweisung der Haupt- und Grundentwicklungen der Menschheit in einem kleineren Ganzen; es kommt hier auf das innere Maaß und Verständniß, auf die Abspiegelung der weltbewegenden Idee in einem kleineren Organismus an, nicht auf die bloß äußerliche Abrundung und Abgeschlossenheit. Der vergrößernde National-Standpunct, der einem solchen Geschichtswerk Eintrag thun soll, muß darum noch kein unwahrer seyn, da diese Vergrößerung überall, wenn sie nur nicht die innere Wahrheit verletzt, ja nur eine relative ist. Nach der Chronik als der Grundform der werdenden Geschichtschreibung, (welche der einseitigen Romantik in der Poesie und der dürren Scholastik in der Philosophie entsprechen soll — eine Zusammenstellung, der wir so eben nicht beystimmen

möchten), bildet nach dem Verf. das Memoir die zweyte Hauptquelle aller Geschichte. Sehr klar und erschöpfend wird hier (S. 35 — 39) das Verhältniß desselben zur Chronik auseinander gesetzt und alle Seiten und Eigenthümlichkeiten desselben werden eingehend und treffend hervorgehoben. Es wird gezeigt, wie die Denkschrift, die sich ganz auf dem Gebiet des Subjectiven bewege und hauptsächlich den Zeiten geistiger Halbkultur angehöre, mit ihrer theatralischen Natur, wo die Intrigue und die psychologische Katastrophe auf der Bühne erscheint, das eigenthümliche Feld der französischen Geschichtschreibung sey, auf dem diese vortreffliche Muster in den verschiedenen Zeiten aufgestellt. Alsdann wird das Wesen der pragmatischen Geschichtschreibung, die als eine höhere Stufe des Memoirs bezeichnet wird, wie es die vaterländische Volkshistorie im Verhältniß zur Chronik ist, in allen sie charakterisirenden Grundzügen vollständig entwickelt, wobey die geschichtliche Stufe der menschlichen Bildung, auf welcher sich diese Gattung hauptsächlich ausbildet, auf das treffendste nachgewiesen wird. Sehr wahr bemerkt der Verf. hiebey, daß es gar nicht das didaktische Element ist, welches ihre eigenthümliche Natur ausmacht. Bey dieser Auseinandersetzung ist der universelle Ueberblick, die vergleichende Verbindung der Geschichtschreiber aller Zeiten und Nationen, die Darstellung der mit klaren Zügen hervorgehobenen Verschiedenheit der Historiker, die einer Gattung angehören, eben so anziehend, als belehrend. Ueberhaupt macht das Ganze durch die einfache, gewandte und das Wesentliche so richtig auffassende Lebendigkeit der Darstellung einen sehr wohlthuenden Eindruck, und zeigt jene anmuthige Leichtigkeit, welche nur eine sichere Beherrschung des Gegenstandes gewährt. Das Mangelhafte der pragmatischen Geschichtschreibung wird S. 43. in ein klares Licht gesetzt; es finde sich hier nicht die rechte Einheit, die nothwendig sey, um ein Geschichtswerk gerade zu einem historischen Ganzen zu verbinden, sondern nur eine äußerlich gemachte und gesuchte Einheit, die allen großartigen Ueberblick raube. Hauptsächlich fehle ihr die Ansicht von einer höhern Lenkung der Dinge. Der Verfasser berührt dann noch zwey Nebengattungen, die poetische Sagengeschichte und die philosophische Behandlung der Geschichte. Bey letzterer bemerkt er, daß sich die Philosophie bisher bey Aufsuchung ihres Standpunctes zur Geschichte rathlos verhalten habe, und daß den philosophischen Behandlungen der Geschichte historische Erfahrung und Weisheit abgehe, wie Herder und Kant gezeigt. Wir wollen uns hier nicht weitläufiger auf diese Meynung des Verfassers einlassen, da wir nachher noch Anlaß bekommen werden, einiges in dieser Beziehung aussprechen zu müssen, und bemerken jetzt blos, daß uns der Verf. mit der innern Entwicklung des reellen Denkens und der tiefer gehenden Forschung in dieser Rücksicht in unserer Zeit nicht genugsam vertraut zu seyn scheint; sonst würde er wohl bey seiner oft bewiesenen Vorurtheilslosigkeit in Beziehung auf unsere Zeit ganz anders geurtheilt und die in jene Frage tief eingehenden Gestaltungen einer höheren Betrachtungsweise, in welcher allein der Schlüssel zur inneren Bedeutung der Weltgeschichte gefunden werden kann, nicht so ignorirt haben. Der wahre Historiker soll nun nach dem Verf. (S. 64) auf das Nothwendige in der Geschichte ausgehen, und die reine Gestalt des Geschehenden kennen lernen, um aus den anhängenden Zufälligkeiten das wahrhaft Wichtige kühn und sicher herauszuheben. Wichtig aber sey in der Geschichte, was sich einer historischen Idee anschließe. Das Hauptgeschäft des Historikers müsse also seyn, in dem verwirrten Gang der Dinge die Plane der Weltregierung, ohne welche die Weltgeschichte nicht verstanden werden könne, ahnen zu lernen und auf sie zurückzudeuten; es müßten die historischen Ideen erkannt werden, an denen sich die Vorsehung gleichsam offenbare; von diesen solle Alles zusammengehalten und geordnet werden. Nach Humboldts Vorgang wird hervorgehoben, daß die Ideen es sind, welche unsichtbar die Begebenheiten und äußern Erfahrungen begleiten, und daß ihrem Wesen und Wirken vor allem nachgespürt werden müsse. Ihre stille, unsichtbare Gewalt, die Plötzlichkeit ihrer Kräfte, ihre rasche Vorbereitung bezeichne ihre wunderbare und unerklärbare Natur, auch ihr allererstes Auftauchen sey gewiß nicht unmotivirt (S. 69), doch sey das Forschen nach ihrem Herkommen für uns vergeblich, nur ihr Erscheinen, ihr Wachsthum, Herrschaft und Sinken müsse historisch verfolgt werden. Es ist allerdings fest zu halten, daß die Historie als

besondere Kunst in ihrer Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit ihre Aufgabe nicht mit der Philosophie der Geschichte verwechseln darf, und jede die Grenzen ihres Gebietes bewahren soll. Wenn aber alle Künste und Wissenschaften ihre letzte und tiefste Begründung in einem höhern Einheitspuncte erhalten müssen, welcher als ihr innerer Lebensquell sie alle mit der Kraft eines unvergänglichen Geistes durchdringen soll, so fern sie nicht aller höhern Beziehung ermangeln und einer geisttödtenden Empirie oder principlosen Willkühr anheim fallen wollen, so muß auch die Geschichtschreibung, in welcher Kunst und Wissenschaft in eigenthümlicher Durchdringung sich verschmelzen, ihre innern Lebenskräfte aus der Tiefe einer wahrhaften und reellen Einsicht in das Leben und das Verhältniß der Alles bewegenden göttlichen Grundgewalten schöpfen. Soll auch in einem Geschichtswerk, welches auf der Höhe einer ächt wissenschaftlichen und christlichen Ansicht steht, die Erkenntniß jener Alles beherrschenden ewigen Ideen ganz und gar nicht allein für sich und gleichsam entblößt von dem sie bekleidenden und verhüllenden Stoff in einer speciellen wissenschaftlichen Darlegung hervortreten, sondern nur als unsichtbare, verborgene, aber Alles ordnende Macht ihre Wirkung fühlbar machen, so ist doch eben diese Erkenntniß jenes die Erscheinungen der Geschichte beherrschenden Geistes nicht möglich, ohne auf einem höheren Standpuncte die Natur jener Ideen überhaupt, die Stätte ihres Ursprungs in Beziehung auf die Geschichte und das sie bewegende Princip, ohne den innern Grund ihrer Entfaltung und ihre jedesmalige Eigenthümlichkeit, den Zusammenhang, in dem sie mit einander stehen, und die Art ihrer Entwicklung, ohne das lebendige Gesetz ihres successiven Uebergehens in einander und die Weise ihrer gegenseitigen Verschmelzung zur Bildung einer höhern Stufe, ohne vor allem das innere Band erkannt zu haben, durch welches sie mit den Erscheinungen der Wirklichkeit verknüpft, diese zum Ausdruck ihres Wesens machen und mit diesen zusammen erst ein Ganzes in wechselseitiger Durchdringung und im gegenseitigen Bedingen bilden. Dieß alles sind Fragen, deren Lösung nur auf einem höhern Gebiet gesucht werden kann, und an deren Beantwortung und Entwickelung eigentlich die ganze Weltgeschichte im Innern selbst arbeitet. Was anders, als eine solche Untersuchung, wie wir vorhin angedeutet, soll denn mit jener Forderung, „dem Wesen der ewigen Ideen nachzuspüren,“ gemeynt seyn, wenn dergleichen Aussprüche nicht leere, nur schön klingende Worte seyn sollen? Und die eine Seite dieser Ideen, durch die sie den Erscheinungen der Wirklichkeit zugekehrt sind und in ihnen wirken, für sich allein zu erkennen, wird nicht gelingen, wenn nicht auch ihre andere Seite, durch die sie den höchsten Regionen, dem unauflöslichen Leben Gottes zugekehrt sind, in diesem wurzeln und von diesem bewegt werden, sich aufschließt und mehr und mehr enthüllt wird. Ohne auf solche Fragen einzugehen und ohne höhere Principien zur Grundlage zu haben, können wir uns überhaupt keine wissenschaftliche Arbeit und Forschung auf irgend einem Gebiete denken, die dieses Namens würdig wäre; will man damit nichts zu thun haben, so möge man überhaupt von Wissenschaft nicht reden und aufhören ihren Namen Bestrebungen aufzuheften, denen tiefe, Aufschluß gebende und selbständige Gedanken, die auf höheren Grundlagen ruhen, ferne liegen. Bey dem Verfasser dieser Schrift zeigt sich doch überall das Streben, die Bedeutung und die Wirkung jener höheren Ideen anzuerkennen und mit ihnen den Stoff zu durchdringen, zu beleben und ihm dadurch eine höhere Weihe zu geben, wenn er auch ihre innere Natur und ihr Wesen selbst in keine genaue Betrachtung zieht. Nirgends sind freylich die Abwege und Mißgriffe leichter und gewöhnlicher, als bey der Behandlung dieses Gegenstandes, indem ein empirischer, unwissenschaftlicher Standpunct, der sich bloß vom Stoff beherrschen läßt und nur einige nichts sagende Reflexionen äußerlich hinzufügt, oder eine philosophische Willkühr und Einbildung, welche die Mühe einer genauen Durchforschung des Stoffes scheut, entweder ein subjectives Räsonnement oder hohle scholastische Formeln an die Stelle einer tieferen Einsicht in die Natur und Wirksamkeit jener Ideen treten läßt. Um der Sache gründlich und mit Erfolg nachzugehen, muß die Untersuchung, wie bey jeder wissenschaftlichen Forschung, von zwey Seiten aus ihre Arbeit beginnen und sowohl von Seiten der geschichtlichen Erscheinungen, als von Seiten der ewigen, geistigen Regionen in jene Mitte

zu gelangen suchen, wo durch die Art der Vereinigung und des Zusammentreffens der zwey alles Leben haltenden und constituirenden Grundgewalten (die wir freylich nur in der Abstraction trennen) jene eigenthümlichen Mächte sich entwickeln, mittelst welcher Gott unmittelbar eingreifend und lenkend das größte Wunder — die Weltgeschichte — sich entfalten läßt. Auch der Verfasser hat S. 73 jene zwey Gewalten berührt, durch deren Kampf in den verschiedensten, tief im Innern begründeten Gestalten das Leben der Menschheit sich immer höher herausbildet und in der scheinbar größten Ataraxie, entsprechend der, in welcher sich das menschliche Bewußtseyn für sich selbst befindet, gerade am sichersten sich nach Einem Endziel hin bewegt; doch hat sie der Verfasser nur auf einer sehr untergeordneten Stufe und nicht in ihrer innern Bedeutsamkeit und Natur hervorgehoben. Jene herrschenden Ideen, durch welche das Innere und Aeußere der Weltgeschichte bewegt wird, werden freylich eben so wenig von Seiten der Philosophie nachgewiesen, wenn man mit einigen formellen Bezeichnungen das Geistige einer Zeit zu erfassen meynt; sie sind viel tieferer Natur, als daß einige Schulbegriffe, wie sie jetzt nicht selten angewendet werden, zu ihrer Enthüllung und Erklärung hinreichten.

Eigenthümlich ist dem Verfasser die Ansicht, daß er die alte Welt mit Sokrates, Alexander und Aristoteles sich zur neuen hinwenden läßt und in der langen Zeit von da bis zur Aufdeckung der Erde und bis zur Reformation nur eine Uebergangsperiode sieht. Wir wollen das Wahre, was dieser Ansicht zu Grunde liegt, recht gerne anerkennen; das ist aber noch lange nicht hinreichend, diesen mehr untergeordneten Eintheilungsgrund zum höchsten und wichtigsten zu machen und die alles entscheidenden, wesentlichsten Kräfte und Gewalten, zu denen sich jene hier zur Hauptsache erhobenen Richtungen nur als zurückstehende, in die Hauptrichtung mit eingehende Nebenmomente verhalten, ganz dagegen zurückzustellen. Die Entwicklung, welche mit Alexander, Aristoteles ꝛc. begann, ist doch in der Hauptsache immer nur noch eine Phase der alten Welt und wenn auch hier eine neue universellere Entwicklung des Geistes anfängt, und ein ganz

anderes Bewußtseyn erwacht, so lebt und zehrt es doch größtentheils nur von der Kraft und Natur der alten Welt und ergeht sich, allerdings in neuen umfassenderen Gestaltungen, nur in dem, was das vorhergehende Alterthum unmittelbarer, unbewußter und gebundener an die von einer Art göttlichen Hauches durchdrungene Naturmacht des Geistes herausgeboren hatte. Ganz unmöglich aber ist es, das Christenthum, welches in der Hauptsache allein, zuerst fast unsichtbar mit innerem Geisteshauch die alte Welt umwandelte, nicht als Hauptwendepunct der Geschichte anzunehmen, mag der Verfasser eine solche Eintheilung immerhin fromm oder bequem nennen (371). — Wir wissen auch in Beziehung auf jene Eintheilung recht wohl, mit wie viel Geist und Gründlichkeit der Verfasser in seiner Geschichte der deutschen Dichtkunst die Fortdauer und Herrschaft des römischen Wesens besonders in Sprache und Literatur bey den Deutschen dargelegt hat. „Daß bey und nach der Völkerwanderung durch die Priester fast Alles romanisirt und latinisirt, das deutsche Element hingegen erdrückt wurde, daß mit den Ottonen ein neuer Anflug für die klassische Litteratur sich entwickelte und die eigenthümliche Richtung der Deutschen durch die aufgepfropfte römische Cultur erstickt wurde.“ Wir möchten selbst wünschen, daß, um die Wahrheit dieser Ansicht in das rechte und vollständige Licht zu setzen, in einer deutschen Geschichte zu solchen Zügen, die in diesem Werk des Verfassers entwickelt sind (aus welchen zur Erkenntniß der innern Natur des deutschen Geistes in jener Zeit mehr, als aus den meisten deutschen Geschichten zu lernen ist) auch noch manche bedeutende Aufhellungen dazu kämen, die von einer andern Seite her dasselbe in der Hauptsache hervorheben und bestätigen würden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Demosthenis oratio de corona ex recensione Imm. Bekkeri passim mutata. Explicuit Ludolphus Dissenius. Gottingae CIↃ IↃCCCXXXVII. Typis et impensis librariae Dieterichianae. LXXVI. 459.

Der selige Dissen hatte von dieser Rede des Demosthenes bereits im Jahre 1826 mit Benutzung der Bekker'schen Hilfsmittel einen neuen Abdruck der Ausgabe seines Vorgängers, Wunderlich, besorgt, doch war daraus eine besondere Bearbeitung weder sichtbar, noch für die Zukunft angedeutet; um so mehr überraschte es, dieselbe Behandlung, die dem Pindarus und Tibullus zu Theil geworden, auch auf Demosthenes übergetragen zu sehen. Diese Ausgaben, deren innerer Werth allgemein anerkannt ist, und die in ihrer Art zum Muster geworden sind, sind die Arbeit eines von körperlichen Leiden stets gedrückten Mannes und zeigen was von ihm bey gesundem Zustande für die Wissenschaft, der er sich widmete, zu erwarten war.

Eine ausführliche Abhandlung De structura periodorum oratoria ist vorangeschickt, S. LXXVI., dann folgt der Text p. 1 — 134 mit Angabe der Stellen, an welchen von Bekker und Dindorf abzuweichen für nöthig erachtet wurde, zuletzt der Commentar bestehend aus einer introductio p. 135 — 56 u. explicatio p. 156 — 454, Erläuterungen, ganz in der Weise wie wir sie aus den frühern Schriften des Herausgebers kennen.

Je vorzüglicher eine Bearbeitung der Art ist, und die bekannten weit übertrifft, desto dringender wird das Bedürfniß, nicht das gewöhnliche Maß der Beurtheilung entgegen zu halten, sondern die nöthigen Erfordernisse an sich zu bezeichnen und das Geleistete damit zu vergleichen, um zu erkennen, wie nahe sie dem möglichen Ziele gekommen, wie weit sie hinter diesem zurückgeblieben ist. Soll uns die Lectüre eines alten griechischen Redners denselben oder doch einen ähnlichen Genuß gewähren, welchen seine Zeitgenossen, zu denen er gesprochen, empfunden hatten, und wollen wir das was vorgetragen ist, nicht etwa ganz gläubigen Sinnes ohne weitere Prüfung als bewährt annehmen, sondern selbst untersuchen und urtheilen, so bedarf es außer der allgemeinen Kenntniß der Geschichte, noch der besondern, welche die Stellung und Umgebung des Redners, seinen Gegenstand und alles was damit zusammenhängt, genügend erklärt. Mit dieser historischen Kenntniß ist die rhetorische Auffassung zu verbinden, zu erkennen, wie der Redner den ihm vorliegenden Stoff verarbeitet, und die Vortheile welche ihm seine Kunst gewährt, zum Nachtheile seines Gegners angewendet hat. Eine solche Beurtheilung setzt nothwendig das Vorhandenseyn dessen voraus, was die Gegenpartey gesprochen hat, und eine vorzügliche Ursache der vielen Lücken unserer Kenntniß alter Beredsamkeit liegt in dem Mangel solcher sich gegenseitig bedingender Reden. Zwar bildet jede Rede ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Ganzes, aber meistens nur einseitig im Sinne des sprechenden, keineswegs eine vollständige Auffassung des controversen Gegenstandes; nur wenige Reden von besonderer Ausführlichkeit wie die Verrinen, Philippika, die überdieß großentheils nicht wirklich gehalten worden sind, lassen vermöge der Stellung der streitenden Parteyen den Verlust dessen was die Gegner gesprochen haben, leicht verschmerzen. Zu diesem kommt ein Drittes, was je näher der Leser der Zeit des Redners stand, um so weniger statt fand, und erst im Laufe vieler Jahrhunderte sich bildete, das kritische Element,

das je nachdem der Zufall mehr oder minder obwaltete, bald größeres bald geringeres Bedürfniß wird; manche Schriften wurden unerklärlich verstümmelt und erst die Vergleichung der besten Handschriften zeigte als Gewißheit, was vordem kaum geahndet war; so die Reden des Isokrates. Zeigen die Abweichungen nur Verschiedenheit des Ausdruckes der Sprache, so fallen sie in die Grammatik und sind aus ihr und dem besondern Sprachgebrauche des Schriftstellers zu entscheiden; gehen sie aber darüber hinaus oder tritt Unklarheit des Gedankens, Mangel an Zusammenhang und dergl. ein, so wird die Kritik bedeutend und wichtig genug um mit besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden; darum ist das Bestreben, einen so weit es unsere Hilfsmittel gestatten, möglichst reinen Text herzustellen, für uns spätere so oft der erste, da das Verständniß dessen was der Redner will, zunächst von ihr ausgeht.

Wenden wir diese Grundsätze auf die vorliegende Rede und deren neue Bearbeitung an, so ist zur Aufhellung historischer Schwierigkeiten in unserer Zeit durch Böckh und dessen Schule das meiste geleistet worden, besonders hat Wieniewsky in einem eigenen Buche so viel er vermochte, zur Lösung aller hieher gehöriger Fragen beygetragen. Da sich durch günstige Umstände nicht nur die ausgezeichnete Vertheidigung des Demosthenes, sondern auch die Klagerede des Aeschines erhalten hat, und über die Begebenheiten unmittelbar vor und nach dem merkwürdigen Friedensschlusse der Athener mit Philippus Ol. CVIII. 2, welche dort wiederholt werden, die beyden Gegner schon dreyzehn Jahre früher Ol. CIX. 3, umständlich in gleichfalls noch erhaltenen Reden ihr Wissen und ihre Gesinnung gegenseitig dargelegt haben, so vermögen auch wir noch durch gehörige Vergleichung und Zusammenstellung in manchen Dingen das Richtige zu finden und nachzuweisen.

Der Herausgeber hat hierin seine Thätigkeit mehr darauf beschränkt, das was andere gesagt haben, nachzuweisen, als die abweichenden Meynungen selbst zu untersuchen und darnach zu entscheiden; im allgemeinen hält er mit richtigem Tacte an den gangbaren Ansichten fest, und so wird z. B. Westermanns Annahme, die Rede sey vier Jahre nach Eingabe der Klage Ol. CXI. 3, nicht wie die Ueberlieferung sagt, acht Jahre später Ol. CXII. 3, gehalten worden, wie billig mit Berufung auf Rauchensteins Abhandlung zurückgewiesen; dem Dissen eigen ist die p. 139. 142 ausgesprochene Meynung, die Ursache, daß der Proceß erst so spät geführt worden sey, dem Kläger aufzubürden, der absichtlich so lange gewartet, bis er die Stimmung des Volkes dem Demosthenes mehr entfremdet und seiner Sache günstiger gefunden habe; eine Ansicht die wir eben so an sich ungegründet, als dem Zeugniß des Demosthenes entgegen halten müssen; an sich ungegründet, weil der Staat zwar jedem Bürger das Recht des Einspruches und der Klage frey stellen mußte, nie aber die Verhandlungen selbst der Willkühr des Klägers, der ungeahndet jahrelang hinausdehnen, ja sie völlig verhindern konnte, preis geben durfte; die Zeitbestimmung, wann der Proceß geführt werden sollte, hing vom Gerichte, zunächst vom ἄρχων ab; dem Zeugniß des Demosthenes entgegen, weil (auch angenommen Ktesiphon, der zuerst zu seiner Vertheidigung aufgetreten ist, werde wahrscheinlich über die boshafte Verzögerung gesprochen haben,) Demosthenes, der alles ferne hervorsucht, von diesem ärgsten Kunstgriffe seines Feindes, der mehr als alles die Nichtswürdigkeit des Klägers und die Unschuld des Beklagten augenscheinlich machen konnte, nicht die geringste Erwähnung macht; sein Schweigen in dieser Sache darf einem ausdrücklichen Zeugnisse gleichgestellt werden.

Am sichtbarsten tritt der Mangel innerer Ueberzeugung bey Erklärung der Volksbeschlüsse auf, welche bekanntlich ein Problem unserer Rede bilden, und sich nur in der ersten Hälfte finden. Erst Böckh in seiner Abhandlung über die Pseudeponymi in der Rede für den Ktesiphon hat bewiesen, daß diese nicht von dem Redner selbst, wie man erwarten sollte, beygelegt und die übrige Hälfte von den Abschreibern übergangen, sondern von spätern aus Büchern und Sammlungen, welche solche Staatsacten enthielten, mühsam zusammengesucht und nicht ohne Fehlgriffe mancherley Art unserer Rede beygeschrieben worden seyen. Im Commentare p. 197 werden die verschiedenen Ansichten, die man von diesen Dekreten hatte, aufgezählt, aber da Brückner in seiner Schrift: König Philipp, Sohn des Amyn-

tas sie sämmtlich für falsch und untergeschoben erklärt, so ist Dissen unentschlossen, ob er sie für ächt oder unächt erklären soll.

Den trifftigsten Beweis, daß Böckhs Urtheil gegründet sey, finden wir in unserer Rede §. 119. Dort wird der vorläufige Beschluß des Senats auf Ktesiphons Antrag, den Demosthenes für seine vielen Verdienste um den Staat mit einer Krone zu beschenken, dem Volke vorgelesen; wir kennen den Inhalt sowohl aus dem Klagelibell, als aus der Rede des Aeschines der besonders einzelne Worte tadelnd hervorhebt. Ein solcher Beschluß, προβούλευμα genannt, wird immer mit den Worten ἔδοξε oder δεδόχθαι τῇ βουλῇ, eingeführt; erst dann, wenn das Volk seine Zustimmung gab, war die Sache anerkannt und wurde mit dem Zusatze der Genehmigung des Volkes, ἔδοξε oder δεδόχθαι τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ, ausgefertigt; verwarf dieses den Antrag, so hatte es dabey sein Bewenden. Demosthenes konnte also, da der Proceß nicht entschieden war, sondern die Verhandlungen erst vor sich giengen, nur das προβούλευμα vortragen lassen, und er nennt es selbst so in den einleitenden Worten §. 118. οἷς γὰρ οὐκ ἐγράψατο τοῦ προβουλεύματος, τούτοις ἃ διώκει συκοφαντῶν φανήσεται. Gleichwohl enthält das folgende Psephisma nicht den Antrag des Senates an das Volk, sondern ist, wie die Worte: δεδόχθαι τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ τῷ Ἀθηναίων lehren, der vom Senate und Volke genehmigte Beschluß, der erst nach Entscheidung des Processes d. h. nach der Freysprechung des Demosthenes und der Verurtheilung des Aeschines, erfolgen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Grundzüge der Historik von G. G. Gervinus. Leipzig Verlag von Engelmann 1837. Seiten 95.

(Schluß.)

Es ist nämlich noch lange nicht allseitig und erschöpfend genug dargestellt, wie das Uebergehen der Deutschen in das römische Reich ein ganz allmähliges, in langer Zeit sich bewegendes und

durch große gegenseitige, wenn auch zuerst nur äußerliche Annäherung vorbereitetes gewesen ist, so daß der Umsturz des römischen Reiches durch Odoacer eigentlich nur eine stärker auftretende Fortsetzung des schon längst Vorhandenen gewesen ist, und sich dann das römische Wesen eben so ins deutsche Leben hinein fortsetzte. Hier wäre noch, wie in vielfach anderer Beziehung, das deutsche Volk und die deutsche Geschichte würdig zu vertreten Gibbon gegenüber. Dieß Alles, was mit der oben berührten Hauptfrage sehr genau zusammenhängt, ist aber lange noch nicht hinreichend, um den großen Hauptumschwung, der mit der Welt umbildenden Kraft des Christenthums und den Germanen in die Geschichte eintrat, als Eintheilungsgrund der Hauptperioden zu verdrängen, es treten hier vielmehr mit der Tiefe des Christenthums und der trotz allem römischen Wesen unvertilgbaren Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes ganz andere und viel höhere Kräfte auf, denen sich jene andern unterordnen und mit denen sie als den dominirenden Potenzen auf die rechte Weise verbunden werden müssen.

S. 79 erkennt wohl der Verfasser einen höhern, mit tiefer Einsicht in die innern Entwicklungsvorgänge und Hauptideen der Geschichte ausgerüsteten universellen Standpunkt zu wenig an, und legt ihm zu wenig Kraft und Geschick bey, wenn er behauptet, daß einem Historiker nur Geschichten solcher Zeiten gelingen würden, welche eine ähnliche Gestalt haben, wie diejenigen Zeiten, in welchen der Geschichtschreiber selbst lebt. Wir erkennen das Wahre, was in dieser Behauptung liegt, gerne an, doch kann sie nicht in dieser Allgemeinheit ausgesprochen werden; für das Alterthum gilt das Gesagte viel eher noch; aber in unserer Zeit, wo die innere Erkenntniß der ganzen geschichtlichen Entwicklung der Menschheit auf einem viel höhern Standpunkte, besonders durch ein richtiges Erfassen des Christenthums möglich ist, kann sich für eine wahre Schätzung und Darstellung der eigenthümlichen Gestaltung jeder Zeit der Schlüssel finden, wenn mit einer erschöpfenden Kenntniß des Materials, mit einer richtigen Auffassungsgabe und mit dem gehörigen Sinn, das Eigenthümliche einer Zeit klar und innerlich hervorzuheben, sich die universelle

Ueberſicht und Einſicht in die das Ganze beherrſchenden Ideen verbindet. S. 81 bemerkt der Verfaſſer, daß große Hiſtoriker nur in ſolchen Zeiten ſich finden, wo das Volk, dem ſie angehören, handelnd auftritt, und ſein politiſches und geiſtiges Leben in der Blüthe ſteht, und daß die Deutſchen kaum eine ſolche Nationalgeſchichte zu hoffen haben, weil die Nation ſich noch zu keinem aktiven politiſchen Leben erhoben habe. Dieſe Meynung des Verfaſſers weitläufiger zu beſprechen, iſt hier nicht der Ort, wir wollen nur weniges darüber bemerken. Das deutſche Volk wird wohl durch ſeine Natur noch zu einem andern Ziele, wozu die Keime tief in ſeinem Weſen von Anfang gelegt ſind, hingeleitet, als zu einem ſolchen Leben, worin das äußerlich politiſche Element allein den Hauptcharakter bildet, und wenn es den Deutſchen nach der ſubjektiven Anſicht des Verfaſſers, an einem ſolchen politiſchen Leben fehlen ſollte, in welchem ſich Hiſtoriker bilden könnten, die aus einer in die politiſch bewegte Gegenwart eingreifenden Thätigkeit hervorgiengen, ſo hat dagegen das deutſche Volk noch eine andere höhere Miſſion, bey welcher das bloß äußerlich politiſche Auftreten nicht die Hauptſache iſt, durch deren Ausführung es aber doch an Kraft einer eigenthümlichen Nationalität, an Regſamkeit eines thatkräftigen Lebens und an Tiefe des innern Gehaltes gegen kein anderes Volk zurückſteht, und die entſprechenden Geſchichtſchreiber dazu gefunden hat und finden wird. Wenn auch bey den Deutſchen große Thaten nicht ſelten in tiefen Gedanken und gewaltigen Geiſtesvorgängen beſtehen, ſo haben dieſe doch ſchon einmal und zwar nicht bloß vorübergehend die Geſtalt der Welt verändert, und ergreifen überhaupt die innerſten Grundverhältniſſe des Lebens tiefer, dauernder und ſegenreicher, als ſchnell umwandelnde Aktionen und Stürme, welche zuletzt doch nur Schaum und Trümmer zurücklaſſen, wogegen die deutſchen Siege das Eigenthümliche haben, daß ſie kein vae victis! zuzurufen pflegen. Die deutſche Geſchichte kennt freilich jene erſchütternden, großen politiſchen Scenen — zum Heil der Nation — weniger, als die mancher andern Völker, dafür hat das deutſche Volk die Grundformen und Pfeiler des ganzen politiſchen Lebens und der Verfaſſung für einen großen Theil Europas in einem langen Bildungsproceß mit bewundernswürdiger, ſegensreicher Ruhe in früher Zeit ausgearbeitet und den Gang ſeiner ferneren geiſtigen Entwicklung nicht mit Guillotinen, Scheiterhaufen oder Bluthochzeiten bezeichnet. Es iſt auch gar kein Grund zur Befürchtung vorhanden, es möchte ſich die deutſche Nationalität nicht entſchieden genug, ihrem Innern entſprechend, auch äußerlich noch hervorheben. Dieſes Streben tritt gerade in unſerer Zeit auf die mannigfachſte Weiſe hervor, wenn es auch ſonſt deutſche Art iſt, zunächſt nur die innere Kraft und das innere Leben ruhig und ſinnig für ſich auszubilden, und mehr nur in großen Momenten, wo es der Mühe lohnt, auch äußerlich ein kräftiges Zeugniß der innern Natur zu geben; von jenem Streben kann indeſſen dem Verfaſſer ſelbſt die Achtung und der Dank ein Beweis ſeyn, womit das deutſche Volk die Verdienſte desſelben um die beſſere Würdigung und tiefere Auffaſſung der Geſchichte des deutſchen dichteriſchen Geiſtes und der Verhältniſſe, in denen er ſich heranbildete, anerkannt hat und wohl ferner anerkennen wird.

Vortrefflich iſt, was der Verfaſſer (von S. 84 an) über den Einfluß der Geſchichte auf die allſeitige Bildung der Gemüther ſagt; es zeigt auch nichts ſo unwiderlegbar alle Einſeitigkeiten, Auswüchſe und Verirrungen in ihrem wahren Lichte und nichts weiſt, — aller Sophiſtik und allen Verſuchen, ihre Donnerſtimme zum Schweigen zu bringen, zum Trotz, jeder Geſinnung und That auf eine ſo unwiderſtehliche Weiſe die ihr gehörige Stelle an, als das unbeſtechliche Weltgericht der Geſchichte mit dem Kaſſandra-Schickſal ihrer Prophezeyungen und Warnungen. Mit jener allſeitigen Wirkung hängt auch innerlich zuſammen, was der Verfaſſer S. 90 ſagt: „Im Widerſpruch mit dem Allgemeingefühl der Menſchheit und im Scepticismus gienge der Hiſtoriker ſogleich verloren, er ſoll Alles ſeyn und Nichts ſcheinen wollen, anſpruchlos zurückſtehen, wo er anſprechend und ſtolz ſeyn dürfte.“ Sehr gelungen iſt am Schluſſe die Art und Weiſe, mit welcher der Verfaſſer alle nothwendigen Erforderniſſe eines Hiſtorikers geiſtvoll und gewandt, nicht einzeln und atomiſtiſch aufzählt, ſondern als von der Einheit einer Grundſtimmung und dem Geiſtesſchwung einer Idee getragen und durchdrungen mit klaren Zügen entwickelt und hin zeichnet.

Carl Dorfmüller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Demosthenis oratio de corona ex recensione Imm. Bekkeri passim mutata. Explicuit Ludolphus Dissenius. etc.

(Fortsetzung.)

Dieses Psephisma ist also wider Wissen und Willen des Redners eingeschaltet und wir lernen nun die Aenderung kennen, die mit dem Senatsbeschlusse vorgenommen wurde. Aeschines Angriff war wenigstens auf die Fassung des Volksbeschlusses nicht ganz ohne Folge; die Worte, welche das προβούλευμα enthielt: ὅτι στεφανοῖ ὁ δῆμος Δημοσθένην Δημοσθένους Παιανιέα χρυσῷ στεφάνῳ ἀρετῆς ἕνεκα καὶ εὐνοίας ἧς ἔχων διατελεῖ εἴς τε τοὺς Ἕλληνας ἅπαντας καὶ τὸν δῆμον τὸν Ἀθηναίων καὶ ἀνδραγαθίας καὶ διότι διατελεῖ πράττων καὶ λέγων τὰ βέλτιστα τῷ δήμῳ καὶ πρόθυμός ἐστι ποιεῖν ὅ τι ἂν δύνηται ἀγαθὸν erlitten im Volksbeschluße die Aenderung und Verkürzung: ἐπαινέσαι Δημοσθένην Δημοσθένους Παιανιᾶ ἀρετῆς ἕνεκα καὶ καλοκαγαθίας ἧς ἔχων διατελεῖ ἐν παντὶ καιρῷ εἰς τὸν δῆμον τὸν Ἀθηναίων καὶ στεφανῶσαι. Dissen hat die Verschiedenheit beyder Anträge nicht beachtet und erklärt p. 138 den Volksbeschluß für das προβούλευμα das im Pyanepsion Ol. CX. 3 gegeben worden, während es als Volksbeschluß in Ol. CXII. 3 fällt; an einer andern Stelle hält er p. 221 das ψήφισμα für unvollständig, weil Aeschines mehreres anführe, was dort nicht zu finden ist; an einem dritten Orte endlich p. 287 wird das ganze Decret als untergeschoben bezeichnet. Nicht daß dieser oder jener Ansicht gehuldigt ist, soll mißbilligt werden, sondern daß dasselbe Document in demselben Buche zugleich als ächt anerkannt und als unächt verworfen wird. Uebrigens ist wahrscheinlich, daß das Probuleuma, nachdem es in das Decret des Volkes übergegangen war, nicht in das Archiv zurückgelegt wurde, also von den spätern nicht aufgefunden werden konnte, welche in ihren Sammlungen nur gaben, was sie geben konnten und vorfanden, nämlich den Beschluß des Volkes. Gegen den Zweifel der Aechtheit genüge hier die Bemerkung, daß, wenn wir hier nichts als die Erfindung eines Betrügers oder müssigen Kopfes hätten, eine genaue Uebereinstimmung mit den obigen Worten des Klagelibells von Aeschines §. 54. als zuverläßig bezeichnet werden darf; gerade diese Verschiedenheit zeigt, daß die Ursache davon ganz anderswo zu suchen war. Ueberhaupt beruhen alle Bedenken an die Authentität dieser öffentlichen Denkmäler, wie auch in diesen Blättern bey anderer Gelegenheit angedeutet ist (Gel. Anz. 1837. S. 1012), auf ganz unhaltbaren Gründen, und werden als solche auch von einem in diesen Sachen weit gewichtigerem Richter betrachtet. *)

Bedeutender und dem Herausgeber eigen sind die Beyträge, die zur Erklärung des Rhetorischen dienen; die vorausgeschickte Abhandlung über den Periodenbau bey den Rednern untersucht, auf Aristoteles Angaben gestützt, die zwey vorzüglichsten Arten der Perioden, die λέξις διηρημένη und ἀντικειμένη und weist durch zahlreiche Beyspiele die Eigenthümlichkeit des Demosthenes und die Verschiedenheit der Perioden anderer, des Isokrates, Thukydides, Plato nach. Es ist schwer darüber

*) S. Schoemann Antiquitates juris publici Graecorum. Gryphisw. 1838. p. 225. Quae Brucknerus opposuit, non magni momenti sunt.

gültige Gesetze aufzustellen, aber die Vergleichung mehrerer Beyspiele läßt doch das nähere Gepräge erkennen und Dissen hat jedem einzelnen seine besonderen Bemerkungen hinzugefügt. Im Commentare selbst wird jeder Satz für sich in dieser Beziehung betrachtet und es ist ein Vorzug dieser Ausgabe, daß sie auf die rhetorischen Schriften der Alten mehr als sonst zu geschehen pflegt, aufmerksam macht. Gleichwohl sind wir der Ueberzeugung, daß hierin noch das wichtigste zu leisten sey; Dissen begnügt sich bey Erklärung der einzelnen Sätze mehr die rhetorische Form anzudeuten, als den Gedanken an sich zu betrachten und seine Wahrheit zu prüfen; aber keiner der alten Redner fordert letzteres mehr als Demosthenes; denn keiner ist an Verstand so hervorragend und so gewandt, die Vortheile die ihm seine Kunst gewährt, auf Kosten seines Gegners zu benutzen. Aeschines hatte die Behauptung aufgestellt, alles Uebel und Unglück (ἀτυχήματα) in das der Staat gefallen, sey aus der Politik des Demosthenes entstanden, ein Vorwurf, den ihm auch Demades und wie es scheint die ganze Gegenparthey gemacht hatte. Da die Theorie zwischen ἀδίκημα, ἁμάρτημα, ἀτύχημα zu unterscheiden lehrt und wie der Beklagte in solchem Falle sich zu benehmen habe (Dissen erwähnt zuerst die richtige Stelle bey Aristoteles Rhet. I. 13. conf. Rhet. ad Alex. cap. 5.), so hebt Demosthenes den Ausdruck ἀτύχημα hervor und weiß durch diese rhetorische Anwendung in einem vollendeten Enthymeme, das zugleich eines der schönsten der ganzen Rede bildet, einen dem Gegner ganz unerwartet ungünstigen Schluß herbeyzuführen §. 274 — 5. p. 317: *Αἰσχίνης τοίνυν τοσοῦτον ὑπερβέβληκεν ἅπαντας ἀνθρώπους ὠμότητι καὶ συκοφαντίᾳ ὥστε καὶ ὧν αὐτὸς ὡς ἀτυχημάτων ἐμήμνητο, καὶ ταῦτ' ἐμοῦ κατηγορεῖ.* Dennoch ist es nur ein durch das Wort ἀτύχημα veranlaßter Paralogismus. Oder wenn er anderswo §. 134. sagt, bey der Wahl eines Syndikus für das Heiligthum in Delos habe der Senat den Aeschines als einen Verräther zurückgewiesen und den Hyperides gewählt: *οὐκοῦν ὅτε, τούτου μέλλοντος λέγειν, ἀπήλασεν αὐτὸν ἡ βουλὴ καὶ προσέταξεν ἑτέρῳ, τότε καὶ προδότην εἶναι καὶ κακόνουν ὑμῖν ἀπέφηνεν*, so sieht jeder, und zu dieser Stelle haben auch die alten Rhetoren wiederholt darauf aufmerksam gemacht (wir finden bey Dissen keine Erwähnung davon), daß der Beweis von Aeschines Verrätherey ganz nichtig und falsch sey. Dieses ist das rhetorische εἰκός, das zu widerlegen und in seinen verderblichen Folgen nachzuweisen der platonische Sokrates keine Mühe scheut.

Was endlich die Herstellung des Textes angeht, so hat Dissen wie der Titel ansagt, sich an Bekker angeschlossen und nur in wenigen Fällen war er besonders aus rhetorischen Gründen nach den von ihm aufgestellten Lehren davon abzugehen veranlaßt; ein Verfahren, das sich keineswegs der Zustimmung der nachfolgenden Bearbeiter dieser Redner erfreuen wird. Bekker verglich zu Demosthenes eine Handschrift von ähnlicher Vortrefflichkeit wie zu Isokrates, welche von dem Texte der übrigen bedeutend abweicht und durch alle Kennzeichen sich als die älteste Recension erweist, auch ist sie dessen Ausgabe vielfach zu Grunde gelegt, doch schien dem Herausgeber noch manches zweifelhaft und er behielt oft die Vulgata, wo das richtige in jener Handschrift steht. Eine zweyte Recension ist im Codex Augustanus primus (jetzt in München) und bey Bekker k. s, eine dritte im Codex Bavaricus (jetzt in München) und bey Bekker F,, eine vierte in den übrigen.

Es ist bereits anerkannt und ausgesprochen worden, daß der Text nur nach jener alten Pariser Handschrift herzustellen sey, so hat z. B. Baiter zu Lykurgus eine große Zahl Stellen nach jenen berichtet und die Aechtheit nachgewiesen; die Entscheidung hängt hiebey vorzüglich von der Beachtung des Sprachgebrauches des Redners ab. Schäfers Noten enthalten einen reichhaltigen Stoff und vortreffliche Bemerkungen, betreffen aber mehr die griechische Sprache im allgemeinen, als die des Demosthenes; darum ist man von seinem Urtheile so oft abzugehen genöthigt. Fast auf gleicher Stufe mit Schäfer steht Dissen; auch er achtet jene vorzügliche Quelle viel zu wenig, deren Vortrefflichkeit schon daraus einleuchtet, daß die zufällig von andern Autoren angeführten Stellen unseres Redners, wie bey Aristides, Gellius, Tiberius u. a. genau mit ihr übereinstimmen. Manchmal hat auch sie gleich den ältesten Platonischen Handschriften nur

unverständliche Spuren aus einzelnen Bruchstücken bestehend gerettet, wofür spätere ein dem Gedanken nach erforderliches Wort setzten, und es bleibt einem größerem Scharfsinne und glücklicherem Augenblicke überlassen, das richtige zu finden; so lesen wir §. 167 statt ἀνανεοῦσθε Spuren eines ganz andern Ausdruckes, die aber sicher das ursprüngliche verhüllen und weil man sie nicht erklären konnte, verwischt und mit jenem anderen bekannteren vertauscht wurden, nämlich τωσεμοι εστε; dennoch hat Dissen diese Abweichung nicht der Erwähnung werth gehalten. Am meisten Mißtrauen scheint jene Handschrift durch das Auslassen nicht nur einzelner Wörter, sondern ganzer Sätze zu erregen; man kann sich wenig geneigt fühlen, was ganz geeignet, ja oft mit rhetorischer Emphase geschrieben scheint, als von fremder Hand eingesetzt zu betrachten, man will lieber zu viel als zu wenig; aber auch hier läßt sich das richtige oft strenge beweisen. In der schönen Vergleichung des Redners mit seinem Gegner, ἀντιπαραβολή, §. 265. lesen wir: Ἐξέτασον τοίνυν παρ' ἄλληλα τὰ σοὶ κἀμοὶ βεβιωμένα, πράως, (καὶ) μὴ πικρῶς, Αἰσχίνη· εἶτ' ἐρώτησον τουτουσὶ τὴν ποτέρου τύχην ἂν ἕλοιθ' ἕκαστος αὐτῶν· ἐδίδασκες γράμματα, ἐγὼ δ' ἐφοίτων, ἐτέλεις, ἐγὼ δ' ἐτελούμην· ἐχόρευες, ἐγὼ δ' ἐχορήγουν· ἐγραμμάτευες, ἐγὼ δ' ἠκκλησίαζον· ἐτριταγωνίστεις, ἐγὼ δ' ἐθεώρουν· ἐξέπιπτες, ἐγὼ δ'ἐσύριττον· ὑπὲρ τῶν ἐχθρῶν πεπολίτευσαι πάντα, ἐγὼ δ' ὑπὲρ τῆς πατρίδος. Hier fehlt das Glied ἐχόρευες, ἐγὼ δ'ἐχορήγουν in der guten Handschrift. Dazu Schäfers Bemerkung: omittit etiam Tiberius utroque loco p. 50 et 61. sed comma quam maxime geminum est; ähnlich Dissen p. 416 omittunt quidem haec verba cod. Σ Bekkeri et Tiberius rhetor, sed non aliena sunt, modo teneas χορεύειν, quod saepe generaliori sensu dicitur, nunc ad illud ἐπορχούμενος ὕης ἄττης pertinere, sic etiam hic locus ut par est, repetitionem antecedentium habet. Ist es schon auffallend, daß wie andere bemerkt haben, ein alter Rhetor, der zweymal die ganze Stelle anführt, an beyden Orten gerade jene Worte mit der Handschrift ausläßt, so bemerken wir noch, nicht nur Tiberius kennt jene Worte nicht, auch dem Demetrius de elocutione §. 262., dem Alexander VIII. p. 479, dem Hermogenes III. p. 420, sämmtlich Rhetoren des zweyten Jahrhunderts, welche gleichfalls jene Stelle in ihrer ganzen Ausdehnung als Beyspiel der Antithese ausgehoben haben, sind sie eben so unbekannt, und wiederum entgegen ist keine Autorität des Alterthums, wodurch sie beglaubigt würden. Also äußere Gründe, das muß man zugeben, sprechen nicht für jenen Zusatz; aber vielleicht macht der innere Zusammenhang der Gedanken die Worte unentbehrlich? gerade dieses beweist, daß sie falsch sind. Der Redner giebt in dem angeführten nur eine kurze Wiederholung (ἀνακεφαλαίωσις) dessen was er im vorausgehenden §. 257 — 64. weitläufig vorgetragen hatte, sein Zweck war, den Lebenslauf des Gegners in den verschiedenen Perioden, in welchen er seine Rolle wechselte, und dabey das niedrige und verächtliche seines Treibens zu schildern; fünfmal hatte Aeschines seine Rolle vertauscht, nie ihm zur Ehre, stets zur Schande: zuerst half er seinem Vater in der Schule (παῖς μὲν ὢν μετὰ πολλῆς ἐνδείας ἐτράφης ἅμα τῷ πατρὶ πρὸς τῷ διδασκαλείῳ προσεδρεύων); dann stand er seiner Mutter bey Einweihungen bey (ἀνὴρ δὲ γενόμενος τῇ μητρὶ τελούσῃ τὰς βίβλους ἀνεγέγνωσκες καὶ τἆλλα συνεσκευωροῦ); als er widerrechtlich in die Bürgerliste aufgenommen worden war, wurde er Schreiber (εὐθέως τὸ κάλλιστον ἐξελέξω τῶν ἔργων, γραμματεύειν καὶ ὑπηρετεῖν τοῖς ἀρχιδίοις); nachdem er auch dieses Amt aufgegeben hatte, Schauspieler (ὡς δ' ἀπελλάγης ποτὲ καὶ τούτου . . ἐτριταγωνίστεις); zuletzt wurde er Politiker zu Gunsten des Philippus und auf Kosten des Vaterlandes (τοιαύτην γὰρ εἵλου πολιτείαν, ἐπειδή ποτε καὶ τοῦτ' ἐπῆλθέ σοι ποιῆσαι. Diese fünf Lebensabschnitte des Aeschines muß die Widerlegung, welche zugleich den Gegensatz aus dem Leben des Demosthenes selbst giebt, kurz ohne dabey zu verweilen wieder geben. Vergleicht man aber diese, so sieht jeder, daß die Worte ἐχόρευες, ἐγὼ δ' ἐχορήγουν nicht etwas neues, von dem vorhergehenden verschiedenes, sondern nur einen Theil und eine besondere Ausführung dessen, die vermieden werden

mußte, enthalten, und das Ebenmaß gänzlich gestört ist. Aber nicht nur dieser Zusatz, den die Schriftsteller des zweyten Jahrhunderts noch nicht kennen, und der in der ältesten und besten Handschrift fehlt, ist unächt; auch die Worte ἐξέπιπτες, ἐγὼ δ'ἐσύριττον, welche von ihnen anerkannt und witzig genug sind, kann aus denselben Gründen Demosthenes nicht geschrieben haben, es wäre πικρῶς, nicht πράως gesprochen; überdieß drückt ἐξέπιπτες nicht eine vom Subjecte ausgehende Thätigkeit aus, sondern bezeichnet ein nicht erwünschtes Leiden; sie sind der Zusatz eines launigten Lesers, der Sache nach zwar richtig, wie auch Demosthenes dasselbe angedeutet hatte, aber hier am unrechten Orte und den Gedankengang unterbrechend und störend.

Dadurch also, daß Dissen den Werth jener Handschrift viel zu wenig beachtete, nnd mehr seinem subjektiven Gefühle und besonders in Stellung der Worte vermeintlichen rhetorischen Gründen folgt, nimmt er oft die handschriftlich schwach oder gar nicht begründete Vulgata gegen jene Autorität, die nie ungegründet erscheint, in Schutz; dieß zeigt eine Vergleichung fast sämmtlicher Stellen, in welchen er von Dindorf, der noch mehr als Bekker mit richtigem Sinne sich an jene Quelle angeschlossen hatte, abgeht. Z. B. §. 65 p. 246 καὶ γὰρ εἰ μὲν ὡς ἐκράτησε Φίλιππος ᾤχετ' εὐθὺς ἀπιὼν καὶ μετὰ ταῦτα ἦγεν ἡσυχίαν μήτε τῶν αὑτοῦ συμμάχων μήτε τῶν ἄλλων Ἑλλήνων μηδένα μηδὲν λυπήσας, (ὅμως) ἦν ἄν τις κατὰ τῶν (οὐκ) ἐναντιωθέντων οἷς ἔπραττεν ἐκεῖνος μέμψις καὶ κατηγορία· εἰ δὲ ὁμοίως ἁπάντων τὸ ἀξίωμα, τὴν ἡγεμονίαν, τὴν ἐλευθερίαν περιείλετο, μᾶλλον δὲ καὶ τὰς πολιτείας ὅσων ἠδύνατο, πῶς οὐχ ἁπάντων ἐνδοξότατα ὑμεῖς ἐβουλεύσασθε ἐμοὶ πεισθέντες; die Negation ist nicht in den Handschriften (nur am Rande zweyer unbedeutender ist sie angemerkt) auch nicht bey Hermogenes p. 255 Walz (der mit Σ zugleich εὐθέως, nicht εὐθὺς gibt vid. Lob. ad Phryn. p. 145); sie ist nur Verbesserung späterer, aber freilich durch ὅμως eine unentbehrliche, aber gerade dieses ὅμως fehlt in jenem Coder, und so haben Schäfer und Dindorf richtig beydes gestrichen, wodurch folgender Gedanke entsteht: hätte Philippus nach seinem Siege weder seine Bundesgenossen noch die übrigen Griechen, die zwar nicht mit ihm, aber nicht gegen ihn waren, beeinträchtigt und gedrückt, sondern sich nach Makedonien zurückgezogen, und keinen Einfluß mehr auf Griechenland ausgeübt, dann könnte man einigermassen die Athener, die seinen Plänen mit Kraft und Gewalt sich entgegensetzten, tadeln und beschuldigen; wenn aber jene, die theils mit ihm, theils nicht gegen ihn waren, noch viel schlimmeres erlitten haben, als die Athener, wie könne man diesen ihren Kampf gegen Philippus zum Vorwurfe machen? Dissen hat die Vulgata wieder hergestellt, wie es scheint, ohne zu wissen, daß sie auf Correktur gegründet ist; obige Erklärung ist ihm nicht im Geiste des Demosthenes; er hat das bedeutungsvolle τις, welches anzeigt, daß damit noch nicht die volle Zustimmung des Redners ausgesprochen sey, und in jener anderen Verbindung unrichtig steht, nicht beachtet.

§. 69, wo Philippus gepriesen wird, daß er, um Ruhm und Ehre zu erlangen, keine Aufopferung seiner selbst scheue, sagt der Redner: ἑώρων δ'αὐτὸν τὸν Φίλιππον, πρὸς ὃν ἦν ὑμῖν ὁ ἀγών, ὑπὲρ ἀρχῆς καὶ δυναστείας τὸν ὀφθαλμὸν ἐκκεκομμένον, τὴν κλεῖν κατεαγότα, τὴν χεῖρα, τὸ σκέλος πεπηρωμένον, πᾶν ὅ τι βουληθείη μέρος· ἡ τύχη τοῦ σώματος παρελέσθαι, τοῦτο ῥᾳδίως καὶ ἑτοίμως προιέμενον ὥστε τῷ λοιπῷ μετὰ τιμῆς καὶ δόξης ζῆν. Hier hat nur der schwächere Theil der Handschriften ῥᾳδίως καὶ ἑτοίμως. Die zweyte Recension, das heißt, Augustanus I. k. s. haben ἑτοίμως, der ersten endlich fehlen beyde Worte ganz und auch Gellius II., 27 der diese Stelle zweymal erwähnt, kennt nirgends diesen Zusatz: darum haben Bekker und Dindorf ihn für unächt erklärt, mit Recht; denn der Begriff des bereitwilligen und leichten liegt im Worte προίεσθαι selbst, wie etwa im lateinischen prodigus und wird daher wenn nicht etwa ein Comparativ eine besondere Bezeichnung nothwendig macht, an den so vielen Stellen unseres Redners nirgends ausgedrückt. Gerade solche Erklärungen und Glossen finden sich in den spätern und schlechten Handschriften durchgängig, die ältern und bessern haben sich gewöhnlich davon frey erhalten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Euripidis Iphigenia in Aulide. Recensuit I. A. Hartungus. Praemittuntur de Euripidis fabularum interpolatione disputationes duae. Erlangae, Sumtibus J. J. Palmii et E. Enkii. MDCCCXXXVII.

Mit Bedauern will Hr. Hartung die Bemerkung gemacht haben, daß der treffliche Euripides in neuerer Zeit, gegen das Urtheil alter Kunstrichter (Platon, Quintilian), tief unter seinem wahren Werthe geschätzt werde. Diese Erscheinung glaubt er hauptsächlich aus zwey Ursachen erklären zu müssen. Die eine davon liege „in nostrorum hominum ingeniis“; indem sich, seitdem A. W. Schlegel die Tragödien des Euripides zu verunglimpfen angefangen, Gottfr. Hermann aber demselben beygestimmt habe, kaum noch Jemand finde, welcher jene Tragödien unbefangen beurtheilen und seinen etwaigen Beyfall offen aussprechen möge; eine Sache, welche Hr. H. dereinst in einer eigenen deutschen Schrift aus einander zu setzen Willens ist. Die andere Ursache der Verkennung des Dichters liegt nach ihm „in ipsorum carminum depravationibus injuriisque temporum“; und eine ausführlichere Besprechung dieses Punktes bildet den Gegenstand und Inhalt der Schrift, mit deren Anzeige wir uns hier beschäftigen.

Hr. H. sucht nämlich: I. in einer Abhandlung „de Euripidis fabularum interpolatione“ (pag. 1 – 68) von den Tragödien des Euripides überhaupt (nur vor der Hand abgesehen von der Iphigenia in Aulis, und gänzlich von der Betrachtung ausgeschlossen die Schutzflehenden und die Heraklіden, zwey Stücke, welche Hr. H. für ganz unächt und irrthümlich dem Euripides zugeschrieben hält,) durch Behandlung mehrerer Verse und Stellen aus allen ächten Tragödien zu zeigen, daß dieselben alle und jede durch Schauspieler, durch Philosophen, durch Kritiker, Metriker und Erklärer, endlich durch ungeschickte Abschreiber zum Theil schon in sehr alter Zeit auf die mannigfaltigste Weise, besonders durch Einschaltung unächter Verse und Stellen verunstaltet worden seyen, und daß gerade diese fremden Zuthaten dem Euripides viel Tadel zugezogen und den Glanz seines Dichterruhms getrübt haben.

II. In einer zweyten Abhandlung „de Iphigeniae in Aulide interpolatione“ (p. 69 – 96) will Hr. H. darthun, daß, wie den Tragödien des Euripides überhaupt so insbesondere seinem Meisterstücke, der Iphigenia in Aulis, das Mißgeschick der Interpolation, und ihr in solchem Maße widerfahren sey, daß sie, nicht bloß theilweise, sondern durch und durch, in Anfang, Mitte und Ende, nicht etwa durch einen leidlich guten Dichter oder Schriftsteller, sondern durch einen ganz unwissenden und dummen Versificator jedenfalls erst nach Stobäus Zeit verfälscht, sich für uns nur in einer höchst kümmerlichen Gestalt erhalten habe.

III. Auf diese zwey Abhandlungen folgt endlich der Text der Iphigenia mit untergelegten kritischen und exegetischen Anmerkungen (p. 97 – 260). Dieser Text, mit vielen und großen Abweichungen von der Ueberlieferung der Handschriften nach Hrn. Hartungs Ansicht eingerichtet, soll augenscheinlich darthun, wie von vorn bis zum Ende alles und jedes zu stellen, was zu verbessern, was wegzulassen, was und wo Ausgefallenes, d. h. durch Schuld der Verderber des Stückes verloren gegangene Verse und Stellen einzusetzen seyen, wenn selbes wirklich oder doch andeutungsweise in seiner ursprünglichen

Reinheit und Vollkommenheit wieder hergestellt werden soll.

Was nun, um unser Urtheil über Hrn. H's. Arbeit abzugeben, die erste Abhandlung betrifft, so müssen wir im Allgemeinen erklären, daß er uns seine, urkundlich durch nichts begründete, sondern vielmehr durch einstimmiges Zeugniß der vorhandenen Urkunden widerlegte Meynung von vielerlei durch Interpolation in den Text gekommenen Verderbnissen bey Euripides nicht einmal auch nur einigermaßen wahrscheinlich gemacht, viel weniger denn zur Ueberzeugung erhoben habe.

Leicht wollten wir ihm zeigen, daß z. B. an den vielen Stellen in den Phönizierinnen, an welchen er je einzelne oder mehrere Verse, ja die ganze Schlußparthie (von V. 1742 – 1767. Matth.) als fremde Einschaltungen ausgestoßen wissen will, ihn lediglich seine Subjektivität, Vorurtheil, unrichtige Auffassung u. s. w. an Erkenntniß der Wahrheit gehindert, und zur Verwerfung von Stellen verleitet haben, welche theils ganz so, wie sie durch die Codices überliefert sind, theils mit kleinen hier natürlich eben so wie anderwärts nöthigen Nachbesserungen dem Euripides als eigenstes Eigenthum belassen werden können und müssen. Statt umständlicher Beweisführung, wozu es hier an nöthigem Raume gebricht, mögen sich unsere Leser folgende Andeutungen genügen lassen.

Wenn Euripides in den Phönizierinnen am Schlusse der ersten Scene nach dem Prologe (V. 193 ff.) dem Pädagogos nach den Handschriften die Worte in den Mund legt:

Ὦ τέκνον, εἴσβα δῶμα . . . . . .
ὄχλος γὰρ, ὡς τάραγμος εἰσῆλθεν πόλιν,
χωρεῖ γυναικῶν πρὸς δόμους τυραννικούς.
φιλόψογον δὲ χρῆμα θηλειῶν ἔφυ,
σμικράς τ' ἀφορμὰς ἢν λάβωσι τῶν λόγων,
πλείους ἐπεισφέρουσιν ἡδονὴ δέ τις
γυναιξὶ, μηδὲν ὑγιὲς ἀλλήλας λέγειν.

so will Hr. H. die letzten vier Verse als später eingeschaltete getilgt wissen: „non est enim (wie er p. 33 med. sagt) tam molestus Euripides, ut eandem rem bis auditoribus soleat obtrudere . . . . Profecto intempestive temereque conviciatur mulieribus interpolator.“ Fürwahr eine große Keckheit, vier, der Sprache nach untadelhafte, dem Sinne nach keineswegs überflüssige, sondern eher nothwendige und auf jeden Fall zum Abschlusse der Scene völlig passende, der bekannten Sinnesart des Dichters ganz eigenthümlich angemessene Verse allen Handschriften zum Trotze ihrem Verfasser recht offenbar bloß aus dem Grunde abzusprechen, weil sie nebst andern ihres Gleichen allenfalls von Jemanden zu einem Tadel gegen den Dichter mißbraucht werden könnten! — So wird auch gewiß jeder, der die Phönissen kennt, sich höchlich wundern, wenn er hört, daß Hr. H. die fünf Verse 438 – 442 („*πάλαι μὲν οὖν ὑμνηθὲν . . . . πένης γὰρ οὐδὲν εὐγενὴς ἀνήρ*“) für Einschiebsel eines Verfälschers erklärt, indem er (p. 33) darüber sagt: „— In Phoenissis si genuini sunt vv. 438 — 442 in cassum dicta omnia quae praecedunt. In illis enim Polynices se, quod exsul, quod egenus, quod injuria sit affectus, invitum diis penatibus bellum intulisse testatus est: in his sola divitiarum cupidine, sine quibus generis nobilitas intereat, impulsum cum ingenti exercitu ad opprimendam patriam venisse gloriatur. *Illa* misericordiae movendae causa dicta sunt, haec non possunt non excitare indignationem. Praeterea sunt interpolationis indicia primum quod iterantur in his etc.“ Wir bitten unsere Leser, die ganze Stelle im Euripides (von V. 357 an) nur flüchtig nachzulesen, um die Richtigkeit dieser Einreden, ohne alles Zuthun von unserer Seite, sogleich zu erkennen. — Eine andere Mißhandlung des Euripides in demselben Drama begeht sein vorgeblicher Freund und Schutzredner dadurch, daß er die 2, bis auf ein einziges, von Reiske längst richtig geheiltes Wörtchen, unversehrt erhaltenen Verse 710 und 711, so wie sie liegen, dem Dichter abspricht, und dafür Einen aus Bruchstücken beyder von ihm selbst zusammengestoppelten Vers als ächtes Produkt der Euripideischen Muse darzustellen sucht. Bewogen fand sich Hr. H. zu diesem Verfahren durch die Rücksichten erstens auf die Stichomythie, welche durch die zwey Verse unterbrochen werde, dann auf den Cod. Flor. 34, welcher nur den einen der beyden Verse, und in diesem das Schlußwort des einen mit dem Schluß-

worte des andern vertauscht darbiete. Dagegen bemerken wir kürzlich, daß das sogenanntc Gesetz der Stichomythie für sich allein kein Grund zur Verwerfung eines Verses seyn könne, und daß der Cod. Flor. durch Erhaltung wenigstens des Schlußwortes vom zweyten Verse selbst dafür zeuge, daß in den übrigen Büchern richtig erhalten sey, was Euripides geschrieben. Was gegen Hrn. Hartungs Vers selbst noch zu erinnern wäre, überlassen wir der Kürze wegen dem eigenen Nachdenken unserer Leser, indem wir ihnen bloß die Stelle vorlegen, wie sie nach ihm lauten würde:

Κρ. ἥκει τις αἰχμάλωτος Ἀργείων πάρα.
Ἐτ. λέγει δὲ δὴ τί τῶν ἐκεῖ νεώτερον;
Κρ. βάλλειν πέριξ πύργοισιν Ἀργείων στρατόν.
Ἐτ. ἐξοιστέον κ. τ. λ.

Endlich wollen wir noch eine, Hrn. Hartungs Manier charakterisirende Stelle aus seiner ersten Abhandlung etwas näher beleuchten. S. 40 g. E. sagt er nämlich: „Versus (Phoeniss.) 989 manifesto partim ex v. 997 partim ex interpretum additamentis conflatus est, neque potest illo quidquam vel ad rem, vel ad verba molestius excogitari. Nam, obsecro, quid hoc est *μολὼν προσηγορήσων εἶμι*? Cur porro, ut ipse amitam adire possit, patrem abire jubet? Aut quid amitae aditio ad salutem vel suam vel patriae nanciscendam pertinet? Haec nonne absurda sunt? Immo patrem pro se ad Jocasten ire jubet, specie quidem, ut illa de sorte sua certior fiat, revera autem, ut ipse, quae in animo habet, sine conctatione peragere possit.“ So räsonnirt Hr. H. und meynt mit Zuversichtlichkeit verlangen zu dürfen, daß man die bezeichnete Stelle in den Phönissen, um sie in ursprünglicher Reinheit herzustellen, künftighin, mit Weglassung eines Verses, so lesen soll:

Μενοικ. εὖ λέγεις, πάτερ·
χώρει νυν, ὡς σὴν πρὸς κασιγνήτην μολὼν,
ἧς πρῶτα μαστὸν εἵλκυσ', Ἰοκάστην λέγω,
μητρὸς στερηθεὶς ὀρφανός τ' ἀποζυγείς·
ἀλλ' εἶα, χώρει· μὴ τὸ σὸν κωλυέτω·
γυναῖκες, ὡς εὖ κ. τ. λ.

Wir behaupten dagegen, daß Hrn. Hartungs Räsonnement auf lauterm Mißverstande beruhe, daß die Stelle gerade nach seiner Fassung ungriechisch, verkehrten Sinnes, ja fast sinnlos sey: was unsere Leser alle von sebst eben so wie wir finden werden, wenn wir ihnen die allerdings auch von Andern nicht gehörig aufgefaßte Stelle, nur richtig interpungirt, übrigens ganz nach der vulgaten Lesart, vor Augen stellen. Sie lautet nämlich so:

Μενοικ. εὖ λέγεις, πάτερ·
χώρει νυν· ὡς, σὴν πρὸς κασιγνήτην μολὼν —
ἧς πρῶτα μαστὸν εἵλκυσ', Ἰοκάστην λέγω,
μητρὸς στερηθεὶς ὄρφανός τ' ἀποζυγείς —
προσηγορήσων, εἶμι καὶ σώσω βίον·
ἀλλ' εἶα, χώρει· μὴ κ. τ. λ.

Durch die an sich nicht durchaus nöthigen Unterscheidungszeichen, welche wir uns anzuwenden erlaubt haben, wollen wir bloß für den Leser andeuten, daß er zusammen fassen soll einmal *ὡς εἶμι καὶ σῶσω βίον*, dann (*ἐγὼ*) *σὴν πρὸς κασιγνήτην μολὼν προσηγορήσων* (*αὐτήν*), wodurch sich, ganz richtig ausgedrückt, der Sinn ergiebt: „So geh denn, Vater; denn ich will nur noch deine Schwester Jokaste, die mich mutterlose Waise an ihrer Brust genährt hat, zum Abschiede besuchen, dann gehen und das Leben retten. Wohlan, so gehe u. s. w.“ wobey dieß insbesondere leicht einzusehen ist, daß die weiter unten (V. 997 — 98) folgenden, an den Chor gerichteten Worte des Menökeus:

„ὡς οὖν ἂν εἰδῆτ'· εἶμι καὶ σώσω πόλιν,
ψυχήν τε δώσω τῆσδ' ὑπερθανεῖν χθονός.“

allerdings einen Anklang an den Vers „(*προσηγορήσων*), *εἶμι καὶ σώσω βίον*.“ darbieten, aber einen Anklang, welcher sehr laut, wie wir meynen, für die Aechtheit, nicht, wie Hr. H. meynt, für die Unächtheit dieses Verses spricht.

Kann Ref. nach dem Bisherigen die Interpolationen, welche Hr. H. in Euripides entdeckt haben will, überhaupt nicht anerkennen, so muß er insbesondere die in der zweyten Abhandlung von

demselben entwickelte Ansicht der Iphigenia in Aulis und die darauf gegründete Behandlung des Textes als gänzlich verfehlt und unkritisch bezeichnen, ja, was Hr. H. (S. 69) von der Iphigenia, wie sie uns die Handschriften überliefert haben, aussagt, buchstäblich auf seine Iphigenia zurückwenden und sagen: „Miserrimo modo turbatum, laceratum, truncatum est praestantissimum Euripidis opus Iphigenia Aulidensis.“ Nun ist uns zwar nicht gestattet, in diesen Blättern auf eine umständliche Kritik des eben bezeichneten Hauptinhaltes der vorliegenden Schrift Hrn. H's. einzugehen und die Richtigkeit unsers Urtheils darüber vollständig zu beweisen; doch hoffen wir durch Besprechung auch nur einiger Einzelnheiten unsere Leser zu überzeugen, daß wir unser Urtheil nicht ganz ohne Grund ausgesprochen haben.

Die Iphigenia beginnt nach den Handschriften mit einem in Anapästen anfangenden Gespräche zwischen Agamemnon und einem alten Diener (V. 1 — 48); aufgefordert von diesem, ihm mitzutheilen, was ihn so sehr beunruhige, legt dann Agamemnon (in einer auf das Bedürfniß der Zuschauer berechneten und darum allerdings weit ausholenden Darstellung) dem Alten die Sache in jamb. Trimetern (V. 49 — 114) aus einander, und führt darauf sein Gespräch mit demselben (V. 115 — 161) wieder in Anapästen vollends zu Ende. Nun meynt Hr. H., Euripides könne nicht so geschrieben haben, aus Gründen, welche in der Abhandlung S. 83 ff. aus einander gesetzt werden; darum ordnet er, um die Hand des Dichters wieder herzustellen, die Sache so. Er läßt Agamemnon mit den Trimetern beginnen, doch nur bis zu den Worten: „*ἐς τήνδε δέλτον, ἣν κατ' εὐφρόνην*,“ (denn der Schluß dieses Verses und die in der Vulg. darauffolgenden 5 Trimeter seyen Machwerk des Interpolators) mit Andeutung einer Lücke von etwa 2 Trimetern, welche durch Schuld des Interpolators für uns verloren gegangen seyen. Nachdem Agamemnon durch diesen Prolog den Zuschauern die nöthigen Vorerklärungen gegeben, ruft er (nach H.) den alten Diener hervor mit den Worten: *ὦ πρέσβυ, δόμων τῶνδε κ. τ. λ.* und bespricht sich mit ihm erst jetzt in den Anapästen, welche nach der Vulg. den Anfang machen, bis zu „*συννυμφοκόμον τε δικαιοῖ.*“

(Fortsetzung folgt.)

Demosthenis oratio de corona ex recensione Imm. Bekkeri passim mutata. Explicuit Ludolphus Dissenius. etc.

(Schluß.)

Wer daher nicht aus Vergleichung sämmtlicher Reden den Werth der Codices kennt und gehörig würdiget, geräth, nur seinem Gefühle folgend, leicht auf Abwege; so sagt Schäfer zu obigen Worten: mihi addita non displicent und Dissen glaubt gar p. 234 u. XXXVII. der oratorische Numerus fordere hier ein längeres Innehalten und mache daher jene Worte nothwendig.

Die Zahl der Beyspiele zu mehren, scheint unnöthig; alle würden nur dasselbe belegen, was aus den wenigen angeführten hervorgeht, daß die kritischen Behandlung des Textes den in neuester Zeit allgemein gebilligten Weg vielfach verläßt, und dadurch Veranlassung zu manchem gegründeten Widerspruche giebt; aber sie hält sich frey von allen kühnen Vermuthungen — sie sind hier sämmtlich entbehrlich, und nur einmal §. 280 in dem auf die bey Chaeronea gefallenen Athener gedichteten Epigramme finden wir die gewagte und nichts helfende Aenderung Gräfe's von *ἔπορον* in *μερόπων* gebilligt und aufgenommen. Auch sollte nach der Absicht des Herausgebers der Vorzug seiner Bearbeitung nicht in der Ausübung der Kritik gesucht werden; Dissen wollte die Gedanken des Redners im einzelnen sowohl als in ihrer innern Verbindung unter einander nachweisen, und alles, was dem Verständnisse entgegen ist oder scheint, entfernen und aufhellen; dieß ist ihm wie keinem gelungen, und anmuthige Darstellung, deren er völlig Herr ist, und worin er die richtige Mitte nie verläßt, macht die Lektüre seines Commentars nicht nur sehr lehrreich, sondern auch angenehm.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Euripidis Iphigenia in Aulide. Recensuit I. A. Hartungus etc.

(Fortsetzung.)

Hierauf wird wieder eine Lücke von einigen Anapästen angenommen, in welchen Agam. zu dem Alten ungefähr das gesprochen habe, was die oben ausgeworfenen 5 Trimeter enthalten, (in welche der Fälscher die von ihm verdrängten Anapäste umgesetzt und nach seinem Bedarf an anderer Stelle eingeschaltet habe). Daran schließen sich, endlich mit der Vulg. zusammentreffend, die Worte des Alten, „λέγε καὶ σήμαιν', ἵνα κ. τ. λ.“ und so fort die übrigen Anapäste bis zum Ende des Gesprächs. — Wie konnte sich doch Hr. H. eine solche, alles Ansehen der alten Urkunden recht eigentlich verhöhnende Mißhandlung seines Dichters zu Schulden kommen lassen! Wir unsers Theils (von allem andern, was hierüber zu sagen wäre, abgesehen) glauben die Haupt-, eigentlich die einzige Schwierigkeit, welche die Sache zu haben scheint, ganz einfach durch folgende Erklärung vollkommen befriedigend lösen zu können. Die Worte Agamemnons (V. 98 ff.), womit er von der vorgeblichen Vermählung Iphigenia's mit Achilleus spricht, mußten zwar nicht, konnten aber doch so verstanden werden, als hätte er sagen wollen: Er habe dem Achilleus seine Tochter Iphigenia freylich nicht im Ernste, sondern nur zum Scheine, um einen bey seiner Gattin Klytämnestra wirksamen Vorwand zu gewinnen, zur Ehe angeboten, sodann diese unter Anpreisung des Bräutigams und dem Vorgeben, daß selber nur unter Bedingung dieser Vermählung den Zug nach Troja mitmachen wolle, durch ein Schreiben aufgefordert, ihre Tochter zu Vollziehung der Vermählung nach Aulis zu senden u. s. w. Und so faßte der alte Diener die Rede Agamemnons zuerst auf und glaubte, es sey, wie Klytämnestra und Iphigenia, so auch Achilleus in Täuschung befangen gewesen, und nur Kalchas, Odysseus und Menelaos hätten nebst Agamemnon das wahre Verhältniß der Sache gewußt. Diese Auffassung von Seite des Alten (und in den Worten Agamemnons liegt nichts, was sie verböte; vielmehr ist sie veranlaßt, weil, ohne ausdrückliche Erklärung darüber von Ag., der Alte nicht annehmen kann, daß sich derselbe ohne Achilleus Wissen einen solchen Mißbrauch seines Namens erlaubt habe) also: diese Auffassung vorausgesetzt, stellt der Alte, nachdem er den Inhalt des Wiederrufungsschreibens an Klyt., „Sende deine Tochter nicht nach Aulis; denn wir werden die Vermählung erst im andern Jahre feyern“ (V. 117 — 122) vernommen hat, sehr natürlich die Frage (V. 124 ff.): „καὶ πῶς Ἀχιλεὺς λέκτρων ἀπλακῶν οὐ μέγα φυσῶν θυμὸν ἐπαρεῖ σοὶ σῇ τ' ἀλόχῳ;“ und eben so natürlich giebt Ag. darauf dem Alten (und damit zugleich den Zuschauern) jetzt auch darüber noch die bestimmte Aufklärung, daß Achilleus von der Vermählung ꝛc. nichts wisse, sondern daß ohne sein Wissen nur sein Name gebraucht worden sey u. s. w. Ja, der Dichter gab ohne Zweifel jenen ersten Worten Agamemnons absichtlich gerade diese mißverständliche Fassung, um nachher den Umstand, daß Achilleus von der Sache nichts gewußt habe, noch besonders ausdrücklich hervorheben zu können, was nöthig war, um die Zuschauer auf des Achilleus Benehmen bey seinem Zusammentreffen mit Klytämnestra (825 ff.), auf seinen weiterhin losbrechenden Unwillen gegen die Heerführer, auf den Entschluß desselben, Mutter und Tochter nöthigen Falls gegen das ganze Heer in Schutz zu nehmen

ꝛc., gehörig vorzubereiten. — So viel über den Anfang unſerer Tragödie, der von ihrem Verfaſſer gewiß nicht ſo wie Hr. H. meynt, ſondern vom erſten bis zum letzten Worte unverrückbar ſo iſt angelegt worden, wie die Handſchriften ihn uns überliefert haben.

Auf ähnliche Weiſe, wie mit dem Eingange, verfährt Hr. H. auch mit dem mittlern Theile des Textes (nach ihm von V. 159 — 1400, nach Matth. v. V. 162 — 1390), nur daß er hier großentheils ſchon Vorgänger hat, denen er folgt, indeß die angezeigte Anordnung des Eingangs ganz ſein Werk iſt. Von den ungefähr 1200 Verſen der Mittelparthie werden weit über hundert als unächt ganz verworfen, andere als ausgefallen angenommen und durch Aſteriskenreihen im Texte erſetzt, wieder andere nach Gutdünken umgeſtellt, andere nach Citationen bey Stobäus u. a. corrigirt u. ſ. w. Mit welchem Glück und Geſchick Hr. H. dabey verfahren ſey, mögen etliche Beyſpiele zeigen.

Vers 407 (Matth. 397, Hart. 399) lautet in Euripides Handſchriften: *συσσωφρονεῖν σοι βούλομ' ἀλλ' οὐ συννοσεῖν.* Da nun bey Plutarchos (de discrimine adulatoris et amici) die Stelle vorkömmt: „. . . . *ὁ μὲν γὰρ φίλος οὐκ . . . αὐτῷ μὲν· ἀξιώσει τὰ δίκαια τὸν φίλον ὑπουργεῖν, ἐκείνῳ δ'αὐτὸς ὑπηρετήσει πολλὰ καὶ τῶν μὴ δικαίων· συσσωφρονεῖν γὰρ, οὐχὶ συννοσεῖν, ἔφυ* —“ ſo ſagt Hr. H. in der Abhandlung, wo er mit Charakteriſirung ſeines (imaginären) Interpolators beſchäftigt iſt, über unſern Vers (S. 79): „Multo minus versus 407, qui apud Plutarchum recte legitur, casu atque fortuito depravatus est etc.“ und ſetzt dann (S. 135), was freylich auch Andere (z. B. Matth. und Herm.) ſchon gethan haben, die Plutarchiſchen Worte (nur *ἔφυν* für *ἔφυ* geſchrieben) ohne weiteres als ächte Worte von Euripides in den Text mit der Bemerkung zu der Vulg. unter dem Texte: „Verum praebuit Plutarchus adul. et am. p. 64. C.“ Nun nehmen zwar auch wir an, daß Plutarch beym Niederſchreiben obiger Stelle (wiewohl er ſelbſt darüber nichts äußert) unſern Vers aus Eurip. im Sinne gehabt habe; auch behaupten wir, wie Andere, daß der Vers in den Handſchriften des Eur. nicht ganz rein erhalten worden ſey; aber die Folgerung, daß der Plutarchiſche Vers ſtatt des vulg. in den Text zu ſetzen ſey, können wir keineswegs zugeben. Sondern wir glauben aus Plutarch nur lernen zu müſſen, daß ſtatt des corrupten *βούλομ'* eine paſſende Form von *φῦναι* in Eurip. Vers aufzunehmen und ſelber etwa ſo zu ſchreiben ſey:

συσσωφρονεῖν σοι "φυμεν, ἀλλ' οὐ συννοσεῖν.

Aus dem ſo geſchriebenen Verſe erklärt ſich dann leicht und natürlich die Entſtehung ſowohl der falſchen Lesart in Eur. Handſchriften als des Plutarchiſchen Verſes. Eines Theils ward nämlich das gar nicht verſtandene oder wegen der Pluralendung für unrichtig gehaltene *φυμεν*, um den Vers zur Noth vollſtändig und verſtändlich zu machen, in *βούλομ'* verwandelt. Plutarchos andern Theils ſetzte ſtatt des ihm unbrauchbaren *σοί* das ihm nothwendige *γὰρ*, dann ſtatt *ἔφυμεν* eben ſo nothwendig *ἔφυ*; und endlich, wenn er einen Trimeter behalten wollte, mußte er *οὐχὶ* für *ἀλλ' οὐ* ſchreiben und ſein *ἔφυ* ans Ende des Verſes verlegen; denn die außerdem noch denkbare Stellung der Worte „*συσσωφρονεῖν ἔφυ γὰρ, ἀλλ' οὐ συννοσεῖν*“ wird wohl Niemand einem Plut. zumuthen wollen. — V. 467 f. (457 f. Matth., 469 f. Herm., 459 f. Hart.) lautet nach den Handſchriften:

αἰαῖ, τὸν Ἑλένης ὡς μ' ἀπώλεσεν γάμον
γήμας ὁ Πριάμου Πάρις, ὅς μ' εἴργασται τάδε.

Dieſe allerdings nicht unverdorben erhaltenen Verſe haben Valkenaer, Markland u. a., um ſie beyde, wie billig, nach Zeugniß der Urkunden ihrem Verfaſſer Euripides zu erhalten, durch Conjekturen zu berichtigen ſich Mühe gegeben. Hr. H. macht ſich die Sache leichter, indem er bloß den erſten Vers mit etwas veränderter Interpunction (*αἰαῖ τὸν Ἑλένης, ὡς μ' ἀπώλεσεν, γάμον*) dem Dichter läßt, den andern dagegen als unächt verwirft. Zur Rechtfertigung ſeines Verfahrens ſagt er S. 141 in der Note zu dem verworfenen Verſe: „Sciolus aliquis, qui accusativum *γάμον* per se stare posse ignoraret, hunc versum inanem vitiosumque affixit, quem tulisse

criticos maxime mirandum est. Et metro quidem facile . . . . succurri posset, si a scribis vel interpretibus tale vitium inlatum esse credibile esset. Sed rerum tautologia atque futilitas non tollitur, nisi deleto versu etc.“ Wie? worin läge denn die rerum tautologia atque futilitas, wenn Eurip. allenfalls ſo geſchrieben hätte:

Αἰαῖ τὸν Ἑλένης, ὅς μ' ἀπώλεσεν, γάμον
γήμας ὁ Πριάμου Πάρι, σύ μ' εἴργασαι τάδε. —

Um die Verſe 909 ff. (Herm. 925 ff.) in Ordnung zu bringen, verſuchen beſonnene Männer etwa ein oder das andere Wort umzugeſtalten; Hr. H. dagegen findet, daß ganz offenbar 4 Verſe anderswoher hier eingeſchoben und dadurch ein paar ächte Verſe verdrängt worden ſeyen, und legt uns demnach als urſprüngliche Faſſung der Stelle Folgendes vor Augen:

Ἀχιλλεύς.

ὑψηλόφρων μοι θυμὸς αἴρεται, πρόσω
* * * * * * * * * * * * *
ἔστιν μὲν οὖν, ἵν' ἡδύ, μὴ λίαν φρονεῖν,
ἔστιν δὲ χὤπου κ. τ. λ.

mit der Anmerkung: „Supplendus autem sensus videtur hoc modo: altum spirans tollitur animus meus, procul a se arcens, quae humilia atque indigna sunt. Est autem, ubi parere neque nimium sapere velle, est ubi suum consilium sequi magis conducat. Quare ego etc.“ So gewaltſam verfährt Hr. H. mit dem Texte des Dichters — und bringt dennoch nichts Geſundes zu Stande. Nach unſrer Meynung liegt das Verderbniß der auch von Hermann falſch aufgefaßten Stelle nicht bloß in πρόσω, ſondern hauptſächlich in μοί. Achilleus ſagt nämlich nach uns: „Es giebt zwar Menſchen, welche ſich klüglich (doppelten Sinnes) in Glück und Unglück zu fügen wiſſen u. ſ. w. Ich dagegen, ein Zögling Chiron's lernte einfachen Sinnes zu ſeyn, und werde (demnach) den Atriden, wenn ſie Rechtes befehlen, gehorchen, wenn Unrechtes, ihnen nicht gehorchen.“ Dieſen Sinn bringen wir in die Stelle, wenn wir mit ein Paar kleinen Aenderungen ſchreiben:

ὑψηλόφρων μέν θυμὸς αἴρεταί τινί, *)
ἐπίσταται δὲ τοῖς κακοῖσί τ' ἀσχαλᾶν
μετρίως τε χαίρειν u. ſ. w. ganz nach der Vulgata.

Solche Conjecturen zu verſuchen iſt erlaubt und nöthig, wenn die alten Texte endlich in's Reine gebracht werden ſollen; dagegen ganze Stellen ohne urkundlichen Grund auswerfen und einſetzen, heißt die alten Texte muthwillig verderben. — Die Verſe 940 f. (Math. 939 f. Herm. 956 f.) hat Math., wie Hr. H. ſagt, pingui Minerva vertheidigt; G. Hermann giebt gar keine Bemerkung dazu; Hr. H. findet ſie unerklärbar und ſetzt unbedenklich in den Text:

οὐχ ἅψεται σῆς θυγατρὸς Ἀγαμέμνων
ἄναξ,
*οὐδ' * * * * * * * * * **
οὐδείς, ἄκραν χεῖρ' ὥστε προσβαλεῖν
πέπλοις.

d. h. Eurip. hat, nach ihm, nicht bloß 2, ſondern 3 Verſe geſchrieben, und zwar des Sinnes: „non attinget filiam tuam rex Agamemnon neque reliquorum, quotquot sunt, Achivorum quisquam, sic ut vel extremos digitos ei admoveat etc. — So wieder ſagt Hr. H. über V. 1238 ff. (Matth. 1235 f. Herm. 1257 ff.)„ — manifesto haec mera interpretum, lacunam explere studentium, additamenta sunt. Nam excidisse quaedam, versus qui sequitur nullo nexu suggestus abruptusque ostendit. De flore adolescentiae suae, et quod immaturae morti destinaretur, Iphigeniam dixisse puta: a qua sententia necessarius ad clausulam illam transitus erat.“ Dem gemäß wird im Texte das Ueberflüſſige weggelaſſen, dem Fehlenden dagegen auf folgende Art ein Raum von anderthalb Zeilen angewieſen:

*ὁ μὲν νεοσσός, ἡ δ' * * * * **
* * * * * * * * * *
ἓν συντεμοῦσα πάντα νικήσω λόγον.

Wie beyde Stellen zu erklären und allenfalls

---

*) sc. βροτῷ; was zur Erklärung an den Rand geſchrieben ſeyn mochte, und Jemanden Anlaß gab, es als πρόσω für τινί in den Text zu ſchreiben.

durch erlaubte Mittel zu heilen seyen, können wir hier nicht näher angeben; daß aber Hrn. Hartung's Gewaltmittel schlechterdings unzulässig sind, leuchtet jedem Unbefangenen von selbst ein.

Wir gehen zur Schlußparthie unserer Tragödie über, wozu wir hier rechnen V. 1400 (Matth. 1391 ff.) bis Ende; denn von jenem Verse an beginnt neuerdings, wie Hr. H. sagt, „interpolatoris opera, qui et exordium et exitum hujus tragoediae suis artificiis depravavit." Daß Hrn. H. seine Phantasie auch hier wieder arge Streiche gespielt, er aber alles nur mögliche aufgeboten habe, um den alten Urkunden zum Trotze Euripides Werk zu verderben, sollen, wie wir meynen, folgende Bemerkungen offenbar machen.

Gleich die ersten 4 Verse dieser Parthie (ὅρα δ' ἐγὼ γὰρ . . . ὁ θανάτος δεινόν κακόν) werden als Machwerk des Interpolators, welches die ächten Verse des Eurip. verdrängt habe, verworfen: „nam dicta talia vel similia, at non eadem ab Euripide fuisse valde probabile est. De singulorum turpitudine dicere vix opus esse videtur. Ineptum enim est ἄχθομαι εἰ μή σε σώσω, ridiculum sordidumque ἄθρησον, ὁ θάνατος δεινόν κακόν, neque potuit Achilles idem qui vv. 1395 sqq. (εὖ γὰρ τόδ' εἶπας κ. τ. λ.) pronuntiavit, nisi forte eum lusisse putamus, proferre versum 1403 (ἄθρησον· ὁ θάν. κ. τ. λ.)" Daß Hr. H. etwas in der Stelle als ineptum, etwas anderes als ridiculum sordidumque findet, mag in der Eigenthümlichkeit seines ästhetischen Gefühls begründet seyn; Andere finden darin keines von beyden: was er aber von dem Widerstreite zwischen dem Inhalte der Verse 1395 ff. und V. 1403 behauptet, läßt sich geradezu als falsch beweisen. In den erstern Versen anerkennt nämlich Achill. den Entschluß der Jungfrau, sich für Hellas ꝛc. als Opfer hinzugeben, als schön und edelmüthig. Aber gerade durch den Edelmuth, den Iphigen. an den Tag gelegt hat, von höchster Bewunderung und Liebe erfüllt, wünscht er sie für sich zu erhalten, bietet ihr daher seinen Schutz an unter hoher Betheuerung, daß er sich gekränkt fühle, wenn es ihm nicht vergönnt seyn werde, ihre Rettung durch Widerstand gegen das gesammte Heer der Achäer zu erkämpfen, und schließt dann (ganz nothwendig und consequent) mit dem Worte, welches sie von ihrem (wiewohl höchst edeln) Entschlusse allenfalls noch abschrecken könnte: „ἄθρησον. ὁ θάνατος δεινόν κακόν." — Nachdem hierauf Iphig., unerschütterlich bey ihrem Entschlusse beharrend, den Ach. gebeten hat, daß er ihretwegen weder sein Leben wagen noch das Leben irgend eines andern gefährden, sondern ihr gestatten soll, Hellas zu retten (glücklich zu machen), wenn sie (durch ihren Tod) es etwa vermöge, gibt dieser (in den 12 Versen 1409 – 1420; Matth. 1400 – 1411) seine endliche Erklärung mit den Worten ab: ὦ λῆμ' ἄριστον, οὐκ ἔχω πρὸς τοῦτ' ἔτι λέγειν κ. τ. λ." Auch von diesen 12 Versen sind nach Hr. H. wieder nicht weniger als fünf vom Interpolator den ächten nachgemacht nnd jedoch glücklicher Weise hier so eingeschwärzt worden, daß sich die ächten unverdrängt daneben erhielten. „Quae res (sagt H.) hoc quidem loco manifestissima est. Idem enim dicunt vv. 1414 et 1418 vv. 1415 et 1412, vv. 1417 et 1420, ut solum versum 1413 (ὡς οὖν ἂν εἰδῇς κ. τ. λ.) de suo addiderit interpolator . . . . . Soloecum est ἀπὸ v. 1413, rustice dictum ἀφροσύνῃ τῇ σῇ etc. Quae cum ita sint, mirandum est, quod nihil fraudis sensit editorum praeter Hermannum securitas, qui tamen ipse non delenda tam pretiosa artificia sed transponenda judicavit etc." Und somit wählt er 5 Verse aus um sie der Verdammniß zu übergeben, stutzt die andern nach Bedarf beliebig zu und gibt sie in seinem Texte in folgender Art:

ὦ λῆμ' ἄριστον . . . . εἴποι τις ἄν;
ὅμως δ', ἴσως γὰρ κἂν μεταγνοίης τάδε,
ἐλθὼν σὺν ὅπλοις τοῖσδε πρὸς βωμὸν θεᾶς
καραδοκήσω σὴν ἐκεῖ παρουσίαν,
ὡς οὐκ ἐάσων σ' ἀλλὰ κωλύσων θανεῖν.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg; oder die Geschichte einer deutschen Gemeinde; aus urkundlichen Quellen bearbeitet von Dr. Heinr. Wilhelm Bensen. Nürnberg bey Riegel und Wiesner. 1837. 562 Seiten in 8.

Vor ungefähr 10 Jahren war es, da Ref. von Aschaffenburg über Oberburg und Miltenberg her, den Taubergau herauf auch nach Rotenburg kam. Als er an der sogenannten Kling die Bergebene, auf welcher Rotenburg sich ausbreitet, erstiegen, trat ihm zuerst die alterthümliche Kirche Sct. Wolfgang, einst die Wallfahrt der umliegenden Schäfergilden, entgegen; dann berührte ihn, weniger erfreulich, rechts der Anblick einer weiten, entleerten, vielmehr verödeten Stätte, worauf die beyden Burgen gestanden, im heutigen Geschmacke die Promenade genannt; endlich schritt er linkshin in die Stadt selbst ein, wo ihn die schönen und ehrwürdigen Formen des Rathhauses, der Hauptkirche Sct. Jakob u. s. w. wieder heimathlicher ansprachen. — Mehrere Tage verweilte Ref. zu Rotenburg, und das Bild von dieser ehemaligen teutschen Reichsstadt, auf deren Gebiet und Weichbild längs der „Landwehr“ noch charakteristische Oertlichkeiten an eine andere Zeit, an einen christlich-germanischen Familienhaushalt mahnen, ist ihm noch immer lebendig.

Mit desto mehr Interesse nahm Ref. das vorliegende Werk zur Hand, und er fand dasselbe von gutem Gehalte und Klang, und, so Gott will, als einen der Vorboten, die, an der Stelle der bisherigen Routine in der historischen Monographie der teutschen Territorien, wieder eine wissenschaftliche und beurkundete Forschung und Behandlung verbürgen.

In der kurzen aber bündigen Vorrede giebt Hr. Dr. Bensen zu erkennen, daß er bey seiner Arbeit von dem thätigen historischen Vereine des Rezatkreises, und zunächst von dem als Historiker hochverdienten Vorstand desselben wesentliche Unterstützung erhalten, und so auch dem nun verewigten Geheimenrath von Lang Aufmunterung und guten Rath — das ist auch im Buche selbst nicht zu verkennen, zu verdanken habe.

Der Natur der Aufgabe ganz angemessen — man halte an dem Begriffe, Geschichte einer teutschen, einer städtischen Gemeinde fest — zerfällt das Werk in drey Bücher und mehrere Anhänge. Das erste Buch: das alte Ostfranken und die Rotenburg, in der Einleitung die Quellen bezeichnend, dann die Naturverhältnisse des Gebiets beschreibend; dann das alte Land Ostfranken, die alten Burgen und ihre Sagen, die Gaugränzen, den hl. Gumpert und seine Nachkommen, die Grafen von Rotenburg; — verbreitet sich auch über die Salischen Erbgüter und die Hohenstaufen und die Landvögte von Rotenburg.

Das zweyte Buch, die Stadt Rotenburg, berichtet die Anfänge der Stadt, die Anfänge des Bürgerwesens, die Freyungsurkunde Rudolfs von Habsburg, die Entwicklung des Gerichtswesens, die innere Gesetzgebung, das kaiserl. Landgericht, die kaiserl. Einkünfte zu Rotenburg, berichtet von den Juden; die Erwerbung des Gebiets von Rotenburg; die auswärtigen Verhältnisse der Stadt im 14ten Jahrhunderte; dieselben in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhundertes; und den Verfassungskampf zwischen den Jahren 1450 und 1455.

Das dritte Buch: die Verfassung der Gemeinde, stellt dar das Bürgerrecht und die Bürger-

aufnahme, die Vertheilung der Staatsgewalt, das Gerichtswesen, die Polizeygesetzgebung, die Finanzen, das Kriegswesen im Mittelalter, die erbaren Geschlechter, die Gewerbtreibenden und die Gewerbe, die Verhältnisse der Landgemeinden; — den Verfall des Gemeinwesens.

Die Anhänge sind: Sprachbemerkungen über die Ortsnamen des Gebietes Rotenburg; die Geschlechtstafeln der Küchenmeister von Rotenburg und Nortenberg; das Gebiet Rotenburg nach seinen Bestandtheilen; das alte Willkürenbuch von Rotenburg; Notizen über die alten kirchlichen Verhältnisse von Rotenburg; Klöster; chronologische Uebersicht der Geschichte Rotenburgs.

Jedem Paragraph dieses Textes, als gleichsam für sich bestehender Abhandlungen, sind Anmerkungen beygefügt: und eben hierin liegt ein Schatz von urkundlichen Beweisstellen und analogen Notizen, welche den ausgezeichneten und kritischen Werth des Buches darthun.

Dessen systematische Eintheilung oder vielmehr den Lebensprozeß der Stadt Rotenburg anbelangend so sieht Ref. hiebey dieselben Grundregeln beobachtet, welche er selbst zur historischen Darstellung eines jeden teutschen städtischen Gemeinwesens von größerem Umfange längst anderwärts angedeutet hat. Eine solche Monographie zerfällt nämlich wesentlich in vier Perioden: I. wie die werdende Stadt ihre ersten Elemente aus der umliegenden Landschaft (concentrisch) sammelt; II. wie sich diese Elemente im Innern (intensive) zum städtischen Gemeinwesen ausbilden, und ihr Localprincip feststellen; III. wie das Localprincip, gehörig erkräftigt und gepflegt, extensive und wohlthätig auch auf die benachbarten Territorien nach ihren natürlichen Verhältnissen zurückwirkt; IV. wie die Ungunst äußerer Geschicke und innerer Gebrechen die meisten freyen Städte zu Fall gebracht, und sie, gleich andern Territorien und Provinzen, wenigstens vor der Hand, dem routinirten Indifferentismus eines fremden, abstrakten Staatensystems untergeordnet haben. Auf diesem Wege braucht man die „Erscheinungsformen“ auch im Gebiete der Topographie überall nicht ängstlich und in der Ferne zu suchen.

Allerdings ist nun die Geschichte Ostfrankens, wofür Würdtwein, Kremer, Hansselmann, Georgi, Reinhard, Schultes ꝛc. viel geleistet; wobey von Langs Regesten sehr förderlich dazwischen getreten sind, und nachdem von Winterbach, zunächst für Rotenburg, viel gesammelt hatte, durch vorliegendes Werk zu einem hohen Grade von thatsächlicher Vollständigkeit und Kritik der Hülfsmittel gelangt; und aus den aufgezählten Quellen ist es erfreulich zu sehen, wie der Magistrat der Stadt Rotenburg sein historisches Materiale wohl zu schätzen, zu mehren und zu bewahren wußte. Die historischen Vereine der verschiedenen Landschaften mögen sich vorzüglich solchen Nachlasses ihrer Städte zu erfreuen haben.

Den speciellen Inhalt des Werkes hier weiter zu verfolgen, würde, bey dem vielseitigen Interesse, das dasselbe bietet, allzuweit führen; Ref. muß sich darauf beschränken, aus den vier Abtheilungen des Buches nur Einiges bemerklich zu machen.

I. Buch. Rotenburg, ehemals mit einem Gebiete von $6\frac{5}{8}$ □ M., und ungefähr 20,000 Menschen, liegt im Mittelteutschland auf der Wasserscheide zwischen der Donau und dem Mayn; 1200 – 1400 Fuß über dem Meere. Zunächst an der Stadt begränzt sich der Mülach- und Rangau; in das Tauberthal münden von der Hochebene der Stadt herab Schluchten und Klingen (torrentes), tiefe Erdrisse (wie Ref. das Wort Chlinga auch bey andern Beschreibungen; z. B. der Herrschaft Kling in Oberbayern, bayer. Annalen J. 1834, erklärt hat); am Fusse der Stadt kommen Mineralquellen hervor; ehemals viele kleine Seen umher; ausgedehnte Waldungen um Entse, Nortenberg, Gailenau ꝛc.; der Weinwachs beginnt an den steilen Bergleiten; Kleebau ist jetzt mehr an dessen Stelle getreten; in der Viehzucht kommen auf 1 Pferd 15 Stück Hornvieh, 3 Schweine und 12 Schaafe. In der That hat Ref. die umliegenden trocknen steinigen Bergreviere ganz vorzüglich zu Schaafweiden beeigenschaftet gefunden. In der Bevölkerung Ostfrankens erkennt der Verf. viel slavisches Geblüt; und deutet hiernach auch mannigfaltig die Ortsnamen. „Die Leuchte der Cultur in diesen Gegenden wurde die Kirche von Würzburg;“ „das Gericht der Bischöfe von Würzburg wurde

durch die eigenthümlichen Verhältnisse Ostfrankens nicht wenig unterstützt.“ Bey solcher Anerkennung — der Verf. scheint sonst den religiösen Institutionen der katholischen Periode eben nicht günstig zu seyn — hätte vielleicht die Wirksamkeit des kirchlichen Elements zur socialen Begründung Rotenburgs schon im I. Buche einen eigenen Paragraph verdient. Bezüglich auf den Namen Rotenburg ist Ref. weder mit dem slavischen Hrad (Burg, nach v. Lang,) noch mit der Herleitung vom Ausroden einverstanden; ein fränkischer Dynast Ruodo scheint ihm hier als der erste Erbauer im Hintergrunde zu stehen. „Ein bayerischer Weginspektor ließ den alten Bau (von der Reichsburg und Blasiencapelle ꝛc.) abreissen, und zu Strassensteinen zerschlagen, an denen wir in der Umgegend ohnehin Ueberfluß hatten.“ Wie vielfältig anderwärts! Ueber Bayern und seine zugewiesenen Territorien war eine Epoche des Land-, Strassen- und Wasserbaues hereingebrochen, welche den alten und ältesten Kunstbauten, den geweihten wie den profanen Bauwerken und Denkmälern zu Stadt und Land unwiederbringlich eine größere Verwüstung und Vernichtung beybrachte, denn des wilden Etzels vandalischer Durchzug, und der Ungarn barbarische Einfälle. So fand Ref. in demselben Jahre, da er zum erstenmale Rotenburg besuchte, auch zu Lindau, wo fast der dritte Theil der Reichsstadt aus römischen und höchstmerkwürdigen mittelalterlichen Constructionen bestand, dieselben sammt und sonders Behufs eines modernen Seehafens in den Abgrund versenkt. Man vergleiche die heutige nackte und zugestutzte Stadt Lindau mit jener aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts, mit ihren Castellen und Kirchen umher, wovon Ref. auf der Stadtbibliothek dortselbst eine die ganze Wand des Gebäudes einnehmende Abbildung erblickte. Durch jenes Geschick ist den heutigen gelehrten Folianten über Bauwerke und Bauwissenschaften eben der wahre Text, die lebendige Anschauung für immer entrückt worden. „Die Grafen von Rotenburg,“ benachbarte Gaugrafen, auch Eigenthümer der Kochen- oder Komburg um Schwäbisch-Hall, aus ihnen auch Bischöfe von Wirzburg, sind zu Anfang des XII. Jahrhunderts ausgestorben. Ref. hat sie mit den aus Mittelfranken heraufgekommenen Dynasten von Hohenloh eines und desselben Stammes erachtet: (man sehe die Geschichte der teutschen Salzwerke.) Durch die salischen Stammgüter in Ostfranken kamen die Hohenstaufen zu Rotenburg; sie ward eine Reichsburg und sofort eine Reichsstadt.

II. Buch. „Die Anfänge der Stadt.“ Hat sich etwa ein aus verschiedenen Gauen entwichener Volkshaufe an ein- und demselben Tage, eines Sinnes, hier zusammengethan, und, von einigen Demagogen haranguirt, und auf die Traktätlein von Rousseau, Hobbes, Helvetius ꝛc. über die Urrechte der Menschheit schwörend, einen wohlgeregelten wagerechten Vernunftstaat, eine Muster-Republik, gegründet? Mit nichten! Hier, wie überall auf dem alten Continent, trat allgemach eine wohl gegliederte civitas unter ganz natürlichem Verlaufe der Verhältnisse hervor. Der auf der Rotenburg haus- und hofhaltenden Herrschaft war zunächst ihr Gesinde gefolgt, und anderes zugegangen; beydes fand fortan seinen sichern Nahrungsstand unten in der geschirmten Gegend umher, und seine christliche Einigung in der Mutterkirche zu Detwang; (thiod, deut, plebs; — ganz richtig, wie dieselbe genesis an hundert andern Colonatstätten.)

(Schluß folgt.)

Euripidis Iphigenia in Aulide. Recensuit I. A. Hartungus etc.

(Schluß.)

Wir enthalten uns umständlicher Widerlegung dieses leichtfertigen Räsonnements des Hrn. Verfassers, und beschränken uns darauf, kurz anzuzeigen, wie nach unserm Dafürhalten die Stelle zu lesen, und zu verstehen sey, nämlich so:

ὦ λῆμ' ἄριστον . . . . .
ὅμως δ', ἴσως γὰρ ἂν μεταγνοίης τὰ σοὶ —
ὡς οὖν ἂν εἰδῇς τἀπ' ἐμοῦ — λελεγμένα,
ἐλθὼν τάδ' ὅπλα θήσομαι βωμοῦ πέλας,
ὡς οὐκ ἐάσων σ', ἀλλὰ κωλύσων θανεῖν.
χρήσει δὲ καὶ σὺ τοῖς ἐμοῖς λόγοις τάχα,

ὅταν πέλας σῆς φάσγανον δέρης ἴδῃς.
οὔκουν ἐάσω σ' ἀφροσύνῃ τῇ σῇ θανεῖν·
ἐλθὼν δὲ σὺν ὅπλοις τοῖσδε πρὸς ναὸν θεᾶς
καραδοκήσω σὴν ἐκεῖ παρουσίαν.

d. h. wir verbinden: ὅμως δὲ ἐλθὼν τάδ' ὅπλα θήσομαι β. π.; dann: ἴσως γὰρ ἂν μεταγνοίης τά σοι λελεγμένα, und endlich: ὡς οὖν ἂν εἰδῇς τἀπ' ἐμοῦ. So gewinnt die Stelle (durch Aenderung von zwey Wörtchen, nebst richtiger Interpunction, übrigens ganz nach Ordnung der Vulg.) den Sinn: „Hiegegen hab' ich nichts mehr einzuwenden u. s. w. Dennoch aber, denn du könntest allenfalls deinen Entschluß doch noch ändern — darum sollst du denn wissen, was ich zu thun entschlossen bin — dennoch werd' ich mit dieser bewaffneten Schaar da (vgl. Matth. 1337 ff.) mich in der Nähe des Altars aufstellen, um deine Opferung nicht vollziehen zu lassen, sondern sie zu hindern. Vielleicht wirst aber auch du von meinem Anerbieten Gebrauch machen, wann du das Opfermesser deiner Kehle schon nahe siehst. Also: nicht werd' ich geschehen lassen, daß du als Opfer eigener Unüberlegtheit fallest; sondern gehen werd' ich jetzt mit den Bewaffneten da in den Hain der Göttin und warten bis du daselbst erscheinst." Daß bey solcher Auffassung der Stelle, die vermeintliche Tautologie, wegen deren man die eine Hälfte der Verse auswerfen will, verschwinde, werden unsere Leser von selbst leicht einsehen. —

Mit Uebergehung alles dessen, was wir noch über Anderes, z. B. über die Behandlung der Verse 1423 ff. (Matth. 1414 ff.) und insbesondere über die beyspiellose Durcheinanderwürfelung der Verse 1462 — 1512 (Matth. 1453 — 1507) u. s. w. zu sagen hätten, eilen wir unsern Lesern nur noch anzuzeigen, mit welchem Ende Hr H. sein Werk gekrönt hat. Eingehend nämlich auf die seiner Ansicht vollkommen entsprechende Annahme mehrer Vorgänger (darunter auch G. Hermann's), daß der Schluß der Iphigenia, wie ihn die Codices darbieten, nicht von dem alten Eurip. stamme, schneidet er ohne weiteres, von den Worten des Ἄγγελος „ὦ Τυνδαρεία καὶ κ. τ. λ." angefangen bis zum Ende, diesen ganzen Schluß, beynahe hundert Verse (Matth. 1508 — 1605) hinweg, flickt dagegen aus dritthalb bey Aelianus (hist. anim. VII. 39 *) und aus 6 in dem nach seiner Annahme untergeschobenen Machwerke des Interpolators, (der oft ächte Worte des Eurip. seinen saubern Kunststücken einverleibt habe) vorkommenden Versen selbst eine Art von Epilog zusammen, und setzt diesen, nicht zweifelnd, daran wenigstens ein gutes Bruchstück des ächten Epiloges herzustellen, statt des ausgeworfenen urkundlichen Schlusses, in die Reihe des Textes in folgender Weise:

Ἄρτεμις.

* * * * * * *
ἔλαφον δ' Ἀχαιῶν χερσὶν ἐνθήσω φίλαις
κερουῦσσαν, ἣν σφάξαντες αὐχήσουσι σὴν
σφάζειν θυγατέρα * * *
* * * * * * *
(καὶ δόξαν ἔσχεν ἄφθιτον, καθ' Ἑλλάδα
* * * * * * *
λύπας δ' ἀφαιροῦ, καὶ πόσει πάρες χόλον
* * * * * * *
ἀπροσδόκητά τοι βροτοῖς τὰ τῶν θεῶν
σώζουσί θ' οὕς φιλοῦσιν * *

Κλυταιμνήστρα.

* * * * * * *
* * * * οὐ μάτην λόγους,
ἄνασσα, παρεμυθοῦ * * *

Wir schließen hiemit unsere Anzeige und fügen, da uns eine weitere Besprechung der Sache hier nicht vergönnt ist, nur noch die Erklärung bey, daß wir bey anderer Gelegenheit, wie von Anfang und Mitte, so auch von dem Schlusse der Iphigenia gegen Jedermanns Einreden darzuthun gedenken, daß derselbe in den Handschriften zwar nicht ohne Verderbniß in einzelnen Worten und Versen, doch im Ganzen und in allen Hauptsachen vollständig und gerade so erhalten sey, wie ihn Euripides gedichtet hat.

*) Nicht VII, 29, wie Hr. H. mit G. Herm. falsch citirt, als ob er die Stelle bey Aelianos selbst nicht nachgesehen hätte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden u. Handschriften von Franz Palacky. Erster Band. Die Urgeschichte und die Zeit der Herzoge in Böhmen bis zum Jahre 1197. Prag in Commission bey Kronberger und Weber 1836.

„Den hochlöblichen Herren Ständen des Königreichs Böhmen, den Urhebern und Förderern dieses Werkes“ ist dasselbe gewidmet.

Wir hatten bereits früher Anlaß genommen, in diesen Blättern Einiges davon zu sprechen; nämlich im Jahrg. 1837 in den Nummern 118 und 119 über Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer von Dr. M. Kalina von Jäthenstein ꝛc. — und in demselben Jahrgange Nr. 160 und 161 in der Anzeige des codex diplomat. et epistolaris Moraviae von Anton Boczek ꝛc. Des Zusammenhanges wegen, und da gründliche und unbefangene Geschichtsforscher unsere früheren Bemerkungen und Berichtigungen, insbesondere, was einige genealogische Mißverständnisse des Hrn. Boczek anbelangt, nicht unwesentlich finden werden, wollen wir uns hier ausdrücklich wieder auf jene Verhandlungen bezogen haben.

Inzwischen ist Hrn. Palacky's vorliegendes Werk auch in den Jahrbüchern der Literatur im 79. Bde. 1837, und im Gersdorff'schen Repertorium im 14. Bde., 2. Hft. Nr. 1850 und 1851, dort auch der Codex von Boczek mit begriffen, besprochen worden. Der Recensent in den Wiener-Jahrbüchern, Hr. Joh. Graf Mailath, berichtigt zunächst mehrere Stellen des Hrn. Palacky, worin die ungarische Geschichte berührt wird, und deutet bescheiden darauf hin, daß der Verfasser öfter, in Ermanglung von Thatsachen, seinen Vermuthungen und Ansichten zu viel Spielraum läßt. Nachdrücklicher in dieser und anderer Beziehung ist Hr. Cosmas Luden im Gersdorff'schen Repertorium gegen Hrn. Palacky aufgetreten; wovon sich die Leser selbst überzeugen mögen. Wir sehen uns hiebey insofern betheiligt, oder vielmehr bestätigt, daß auch Hr. Luden den Samo, den Beherrscher der Slaven, welchen Hr. Palacky in die Mitte Böhmens versetzt, rundweg, und wohl den klarsten Quellen gemäß, den Carentanern vindicirt. Wenn wir nun in diesen Blättern noch einmal auf Hrn. Palacky's Geschichte von Böhmen zurückkommen, so geschieht es jedenfalls in Ansehung der Wichtigkeit dieses Werkes an sich, und bey dessen vielfältigen Beziehungen zur bayerischen Geschichte; und zunächst nur aus dem Bereiche der letzteren wollen wir uns hier noch einige Bemerkungen anzufügen erlauben. Nicht oft genug glauben wir den beyderseitigen, den östreich-böhmischen und den bayerischen Geographen und Historiographen die vielfache, wiewohl in neuerer Zeit bey den Schriftstellern fast verschollene, Verwandtschaft der benachbarten Länder und Völker, und sofort die unabweisliche Berücksichtigung der beyderseitigen Quellen und Hülfsmittel — am förderlichsten die persönliche Anschauung der Landschaften selbst! — empfehlen zu können. Eigenthümliche Sympathien umgeben und lenken diese gegenseitige Forschung; wie wir es seit einer langen Reihe von Jahren an uns selbst wahrgenommen, und hierüber in unsern Schriften berichtet haben. Denn eben in der persönlichen Anschauung Böhmens und Mährens hat der unter-

zeichnete Referent vor andern Ausländern vielleicht etwas zum Voraus. Ueber Berlin und Dresden hereinkommend, durchzogen wir schon im Jahre 1804 Böhmen und Mähren nach ihrer ganzen Ausdehnung bis an die Gränzen des Marchfeldes. Im Jahre 1821 durchwanderten wir abermals mehrere Kreise von Böhmen, und im Jahre 1837 begiengen wir, zunächst im Augenmerk industrieller Zwecke, doch jederzeit nur in Privatverhältnissen, von Passau aufwärts, längs dem alten Nord- oder Böhmerwald, eine ziemliche Strecke der Gränzbezirke gegen Westen. Mittlerweile hatten wir diese ausgedehnten Waldgebiete auch in ihren innersten Wohnstätten, und bis zum Ansitz der Parantani, zum Fichtelberg hinauf, öfter durchforscht, und Sagen und Geschichte, Denkmäler und lebende Zeugenschaften an Ort und Stelle mit einander verglichen.

Während dieses Zeitraums von dreyßig Jahren sahen wir in Böhmen und Mähren, ungeachtet auch diese Länder viel durch Kriege gelitten, die Nationalwirthschaft, sey es in der Land- und Hauswirthschaft, oder in Handwerken und Fabriken ꝛc. einen Aufschwung gewinnen, der vielfältig die modernen unbemessenen Diatriben gegen das Feudalwesen, gegen die Gebundenheit der Güter, gegen Fideicommisse und Majorate, gegen die Corporationen und Klöster — geradezu Lügen straft. Denn eben nur aus diesen, dem Volke angestammten, und zeitgemäß entwickelten Institutionen und Bürgschaften, aus dem wohlverstandenen Prädialprinzipe, war die einheitliche und nachhaltige Kraft hervorgegangen, welche die sichern Fortschritte in Künsten und Wissenschaften Behufs der (böhmisch-mährischen reichen) Urproduktion und Reproduktion mittels des humanen Organismus und der Mechanik zugleich, aber unbedingt, erheischen; und welche Kraftäußerung man sonst durch Zertrümmerungen, Loskäufe und bloß pecuniäre Operationen vergebens zu erstreben suchte, und noch weniger zu bewahren wußte.

Doch zurück auf Hrn. Palacky's Geschichte von Böhmen. Sie befaßt im vorliegenden ersten Bande drey Bücher, jedes in mehrere Capitel abgetheilt, und zwar im I. Buche Böhmens Urgeschichte vor der Einwanderung der Cechen. Von der Urzeit bis zum Jahre 451 nach Christus. Im II. Buche: Böhmen unter den Cechen, vor Verbreitung des Christenthums. Vom J. 451 bis 894. III. Buch: Böhmen als Herzogthum unter dem Einflusse Deutschlands. Vom J. 895 bis 1197.

(Schluß folgt.)

Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg; oder die Geschichte einer deutschen Gemeinde; aus urkundlichen Quellen bearbeitet von Dr. Heinr. Wilhelm Bensen ꝛc.

(Schluß.)

Oben aber, zunächst der fürstlichen Burg- und Hofcapelle hatte sich uralter fränkischer Adel angesiedelt; darunter neben den Küchenmeistern von Nortenberg, die Seckendorf, Seinsheim, Gebsattel, Eib (Yben,), Grumbach, Birkenfels, Hallerstein, Stauf, Staufeneck. Die Hohenloh traten erst 1284 mit dem Verkauf ihres Hauses gänzlich aus der Stadt. S. 345. „Hörige und freygeborne Geschlechter folgten, und Gewerbe, Handwerke, Handel, Künste, nach einander von selbst; und so sehen wir das ursprünglich adelige Patriciat, dann die Erbaren, die Bürger, die Pfahlbürger und endlich die Beysassen und Landgemeinden noch heutzutage in ihren Bau-Wohnstätten, und Stiftungen auf der Hochebene und rundum bis in die Thalgründe herab, gleichsam stereotyp den socialen Anbau und den christlichfundirten Bestand der ehemaligen Reichsstadt Rotenburg: nach Ref. Sinne, das teutsche Heimathleben. „Nicht auf Speculation, wie in Nordamerika, baute man da Städte.“ Möchten doch unsere angehenden Staatskünstler und Historiographen a priori schon um dieser lehrreichen vom Hrn. Dr. Bensen trefflich entwickelten Geburts-, Erziehungs- und Lebensgeschichte des Rotenburgischen Gemeinwesens willen das vorliegende Buch lesen, und ihre Ideologie hiernach berichtigen!

„Die Entwicklung der Gerichtsbarkeit.“ „Von seines Gleichen nach alten, wohl bekannten Rechtsgewohnheiten gerichtet zu werden, war das erste Erforderniß der Freyheit;“ (bedingt durch Kaiser und Reich.) „Der Unfreye aber wurde von dem Freyen gerichtet.“ — „Ehrenvoller aber schien es, an eine freye Stadt sich anzuschließen, als an einen einzelnen Obern, oder gar an eine geistliche Corporation.“ — Eher das Gegentheil dürfte sich aus der Geschichte — zu Gunsten des Krummstabes — erweisen; und der Verf. scheint sich nicht zu erinnern, was er oben von der ausgebreiteten Gerichtsbarkeit der Bischöfe von Wirzburg sagte.

Uebrigens viel Lehrreiches in diesem Capitel. Innere Gesetzgebung. „Um ein freyer souveräner Reichsstand zu werden, mußten ihre (der Stadt) Bestrebungen gegen die kaiserlichen Rechte über sie selbst gerichtet seyn. Nur innerhalb derselben konnte sie sich erweitern. Die Kraft dazu besaß die Stadt durch ihre Autonomie (zu rechter Zeit erhielten die Städte auch kaiserliche Verleihungen, die Vogteyen, das Schultheißenamt, die Zölle ꝛc.). Merkwürdiges und sehr vollständiges Statutarrecht. — „Das Gebiet um Rotenburg:“ a) die eigentliche Stadtmarkung; b) die Güter und Markungen von Edelleuten, die zugleich Bürger waren. „In früheren Zeiten stand den Eigenthümern das Hofmarksrecht zu, d. h. die niedere Gerichtsbarkeit über die eingesessenen Dienstleute, bis es an den Rath übergieng.“

III. Buch. Die Verfassung der Gemeinde, Bürgerrecht. „Wenn Jemand als den Zweck des Staates etwa den Schutz annimmt, welchen sich seine Glieder gegenseitig gewähren, der wird dieses in den kleinen Republiken des Mittelalters am deutlichsten realisirt sehen. Der kleinere, aber compacte Kreis einer Gemeinde gewährte eine Sicherheit, welche das zerrüttete, von den Parteyen zerrissene Reich nicht darbot.“ Einverstanden; sobald eine Gemeinde auch die gehörigen Elemente von Urbanität Intelligenz und gemeinschaftlichen Wohlwollen wirksam in sich schließt. Alle teutschen Gemeinden haben einen patriarchalischen Anfang.

Ohne jene Vorbedingung sind unsere Gemeinden, insbesondere die Landgemeinden, wie es die tägliche Erfahrung lehrt, vielfältig der Tummelplatz des schmutzigsten und gröbsten Egoismus, eines Bauerndespotismus, den die Bauern selbst am lautesten beklagen. In manchem teutschen Territorium werden die Gemeinden noch kaum in zweyhundert Jahren zu jenen Gemeindeverfassungen reif, wie sie in den modernen Staatshandbüchern stehen. Die vervielfachten Geschäfte der Aemter und Behörden geben hierüber Zeugniß.

„Die Vertheilung der Staatsgewalt.“ „Immerhin hatte das deutsche Reich die Form einer großen Conförderation angenommen. Fürstliche oder edle Geschlechter, geistliche Körperschaften und freye Gemeinden, machten ein Ganzes aus, zwar geordnet,“ (und das ist wohl das Wesentlichste!) „nach Macht und Bedeutsamkeit, und unter einem gemeinsamen Oberhaupt, unter sich aber durchaus unabhängig.“ Ref., wie er anderwärts nachgewiesen, achtet unter allen Titeln des weiland Reichsoberhaupts den des Moderators als den schönsten und wohlthätigsten, und als den der Mannigfaltigkeit der autonomen Staatscomplexe am angemessensten. Das demokratische Element begann auch hier sich mit dem Anfange des XV. Jahrhunderts zu regen: — dann eine gemischte Verfassung, durch die kirchliche Reformation unstreitig gefördert.

„Das Gerichtswesen:“ das Stadtgericht, die Klage, die Fürsprecher; das Bauerngericht, das Richteramt, das Blut- und Halsgericht ꝛc. — „Die Polizey-Gesetzgebung.“ „Der Gemeinde werden diese Verfügungen nicht aufgedrungen, sondern sie giebt sie sich selbst durch ihre Organe und erkennt sie frey an; sie sind darum nicht weitschichtige, feinausgesponnene Theorien; sondern für das Nächste berechnet, und rein praktisch.“ Amen! „Das Kriegswesen im Mittelalter. — Die Schneider und die Sattler bilden eine Schaar für sich. Die erstern stehen an dem fast unangreifbaren Punct der Stadt.“ Die Mauerwächter beschliefen öfter die Mauern, anstatt sie zu wahren. „Die Erbaren“ (der Groß- und Weinhandel ihr vorzügliches Gewerbe). Die Basis der politischen Verhältnisse bilden die socialen (also — s. oben!). Ge-

staltet jene der überlegene Verstand, so wachsen diese allmählig heran, bedingt und genährt von Ursachen, welche tief im Herzen des Volkes verborgen liegen. Jene gebieten in dem Statut, die Gesetzgebung dieser liegt in der Sitte;“ (die oft jenes übermeistert). Ueberhaupt war die Gewerbsstatistik von Rotenburg nach seinen großen Getreidböden, Weinkellern und Kaufläden leicht zu taxiren. Unter den Handwerken waren die Tuchmacher, Färber und Gerber besonders zahlreich (jetzt das Gegentheil). Rotenburgs Bürger genossen eine merkwürdige Gewerbsfreyheit; desto strenger wurde aber zum voraus, bezüglich auf den Nachweis eines ganz sichern Nahrungsstandes, bey der Aufnahme zum Bürger oder Beysassen verfahren. — Der Weidestand in den kaiserlichen, dann städtischen Forsten umher gab der Viehzucht großen Vorschub; daher war auch „der Weideschilling“ beträchtlich.

„Verfall des Gemeinwesens.“ — „Die Erstgeburt gab fast immer auch die Rathsfähigkeit. Familienrücksichten beherrschten jetzt die Ehebündnisse, die Wahlen, die Rechtssprüche ꝛc. Eine geringe juristische Vorbereitung machte zu allen Aemtern geschickt; als wenn die Jurisprudenz eine Fundgrube aller administrativen Kenntnisse wäre. „Vicariren;“ die Tauglichen helfen den Untauglichen im Amte aus. „So lange die Gemeinde nicht widersprach, brauchte man sich bloß über die Form der Bezüge zu verständigen. Man war sehr nachsichtig gegen einander.“ Doch blieben die Stiftungen in ihrem Rechte. Auch hier war das heil. Geistspital an liegenden Gütern, an Waldungen ꝛc. vorzüglich reich: aber zur Zeit der Mediatisirung wurden ganz fremdartige Dotationen daraus geschaffen. „Reif zum Zerfall war die Staatsverfassung, (Verwaltung?)— darum brach sie. Am 2. September 1802 rückte ein bayerisches Jäger-Bataillon in die Stadt. — Der Staub des Menschen vergeht spurlos; wenn aber ein Staat zerfällt, so bleibt noch ein lebensvoller Keim zurück, um einen neuen zu erschaffen. Es ist das Volk mit seinen Tugenden; — aus den abgeworfenen zertrümmerten Formen hebt sich ein schöneres Gebilde hervor.“ „Zurückgewendet sind, (in der neuen Lage,) die Stiftungen zu den ursprünglichen Zwecken; die Abgaben werden gleichmäßig vertheilt und sicher erhoben ꝛc.“

Anhänge. Sprachbemerkungen. Ortsnamen ꝛc. „Vermöge der Mischung der ältesten Ansiedler können die Stammsylben der Ortsnamen theils slavischen, theils althochdeutschen, theils altsächsischen Ursprungs seyn.“ Es ist recht erfreulich, daß endlich dieser Gegenstand Behufs einer gründlichen Topographie vielseitig verhandelt wird. In dem beygefügten Vocabularium kommen merkwürdige Derivationen vor. Gebsattel, urkundlich Gebesedele, der Wohnsitz der Gemahlin des Grafen Heinrich von Rotenburg, Gebe. Auch in Bayern stammen mehrere Ortschaften vom Eigennamen Gepa, so an der Isen ein Nebenzweig der erlauchten Möglinger zu Gepenheim. Dennoch möchte Hr. Dr. Bensen, überhaupt manchesmal befangen, auch auf die verba magistri, d. h. des Hrn. Ritters v. Lang, zu viel vertrauen, der zuletzt das slavische Etymon über Gebühr geltend zu machen suchte. Schätzbare genealogische Tafeln der Nortenberg, Bielriet, Seldenek, Habelstein, Hornburg, Bebenburg ꝛc.; und gediegenes Materiale für die historische Topographie Bayerns. An den ausgehobenen Stellen wird man ohnehin den Styl des Verf. wahrgenommen haben; er ist für manche Leser vielleicht nicht populär genug, zu reflectirend, öfter gesucht; das Buch soll indessen jedenfalls studiert werden, insbesondere von angehenden Geschichtsforschern und Publicisten: an solche Werke müssen sich die historischen Vereine halten, um solche sich bewerben. Im Ganzen ist das Buch ein wahrer Gewinn für die teutsche und bayerische Landes-, Volks- und Rechtsgeschichte; und Ref. ist sich bewußt, es mit Aufmerksamkeit und Unbefangenheit gewürdigt zu haben.

v. KochSternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juny.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden u. Handschriften von Franz Palacky. Erster Band. Die Urgeschichte und die Zeit der Herzoge in Böhmen bis zum Jahre 1197. Prag in Commission bey Kronberger und Weber 1836.

(Schluß.)

Die kritische Sichtung der Materialien, und, im Gefolge des verdienstvollen Dobner, der früheren Bearbeiter der böhmischen Geschichte, war, nach dem Laut der Vorrede, und wie es auch das gehaltvolle Werk selbst bewährt, ein vorzügliches Augenmerk des Verf. Zwar findet sich auch schon bey Pelzel's Geschichte der Böhmen eine zahlreiche Literatur zusammengestellt; aber erst nach ihrer mehrmaligen Auflage, seit dem J. 1780, sind in Teutschland reichhaltige Archivalien und Erörterungen erschienen, welche auf die Geschichtschreibung Böhmens und Mährens wesentlichen Einfluß haben. Der Akademie der Wissenschaften zu München und mehreren österreichischen und salzburgischen Geschichtswerken gebührt hieran ein namhafter Theil.

In einer Note des I. Bd. 1. C. führt der Verf. die Bevölkerung Böhmens vom Jahre 1834 mit 4,059,546 Seelen auf 952 □ M.; jene als seit 70 Jahren ungefähr verdoppelt, an, und er gesteht zu, daß vor dem Hussiten- und dreyßigjährigen Kriege Böhmens Bevölkerungsstand auch sehr hoch gewesen. Vielleicht noch höher, wenn man, wie Eingangs angeführt, Hrn. Kalinas von Jäthenstein Untersuchungen in Betrachtung zieht. Mähren mit dem österreichisch Schlesien nehmen wir zu 481 □ M. und 2 Millionen S. an. „Die Bojen (Celten, aus Gallien eingewandert,) herrschten in beyden Ländern, und verloren beyde zugleich an germanische Völker; (zunächst wohl nur die Herrschaft darüber;) Marbods Reich erstreckte sich auch über Mähren, und die Slaven nahmen auch beyde zugleich in Besitz.“ S. 7. Die Periode von Marbod und den Markomannen (im 2. Cap.) ist wohl eine der gelungensten Zusammenstellungen in diesem Werke.

In Beziehung auf das graueste Alterthum nimmt der Verf. (S. 18 ꝛc.) an, daß Böhmen, so wie Nordeuropa überhaupt, von Völkern nordischer, (skythischer oder uralischer) Abkunft bewohnt war, welche dann durch die Einwanderung von Völkern indoeuropäischer Abstammung aus ihren Sitzen verdrängt und größtentheils vernichtet wurden. Sarmaten und Slawen will der Verf. völlig unterschieden wissen: aber die genetischen Merkmale? Herder und Schlözer getrauten sich da nicht, so weit zu gehen. „Bekanntlich sind die Slaven ein neues Volk; d. i. unter diesem Namen traten sie nicht eher, als in der zweyten Hälfte des sechsten Säculums aus dem skythischen und sarmatischen Chaos heraus“ sagt Schlözer. „Warum nicht früher? — das wird durch ihre damaligen Wohnsitze ꝛc. begreiflich.“ Und nun geht Schlözer gleichfalls zur Aufzählung der vier slavischen Hauptstämme über, wie aus seiner Bearbeitung der russischen Geschichte Nestors zu ersehen ist.

Wie von jeher, so haben auch die heutigen Geschichtschreiber in den Bevölkerungs- und Einwanderungs-Systemen ihre eigene Weise. Wir bleiben

bey der Ansicht stehen, daß es nicht die abgeplattete, brüchige und sumpfige Nordregion, sondern der durch die Mitte Asiens und Europa's ziehende Gebirgsgurt, der Taurus war, der auch gen Böhmen und Mähren die erste Bevölkerung abgab. Andere böhmische Geschichtsforscher erachten diese für slavischen Geblüts, das oft besiegt, unterjocht, aber nie vertilgt worden sey. Ja, sie fragen, ob nicht die Bojer selbst slavischer Abkunft wären? Man hat jüngsthin wieder die Gabreta (sylva) aus dem gallischen Etymon zu erklären gesucht; was aber wenig ansprechen dürfte. Viel natürlicher schien uns die Ableitung der Sudeti montes und der Gabreta sylva aus dem Slavischen, wo Sud, ein weitbauchiges Faß, die Rundstellung des Erz- und Riesengebirges und die Höhen Böhmens und Mährens; Gawor, Ahorn, aber den einstmaligen Bestand eines Theiles dieser Gebirge andeuten möchte. Man werfe einen Blick auf die Orographie jener Landschaften. Der „Ahorn" ist noch ein beträchtlicher Wald im Fürstenthum Braunschweig; Gabor aber ein vielfältiger Name slavischer Häuptlinge. Da nun Ptolemäus und Strabo schon die Sudeti montes und die Gabreta sylva anführen: so — ? Die Leser belieben die Nr. 118 und 119 dieser Blätter des Jahrganges 1837 nachzuschlagen, wo wir jene Meynung über viel ältere Elemente in Böhmen besprochen haben. Die außerordentlich um sich greifende Entwaldung, und sofort der Abgang an Mitteln, sich ferner das unentbehrliche Salz zu verschaffen, glaubten wir als ein bisher unbeachtetes Motiv der Auswanderungen aus jenen nordöstlichen Regionen andeuten zu können (m. s. unsere Geschichte des europäischen Salzregale ꝛc.). Ueberhaupt geschah unserer Ueberzeugung nach die erste Einwanderung auf und an den Gebirgszügen; die zweyte längs den Flüssen, und so mögen germanische Stämme an der Oder und Elbe herauf auch nach Böhmen gekommen seyn; in einer dritten Periode nehmen wir die Einwanderung der Skythen, Sarmaten, Slaven, mehr in der Richtung von Osten nach Westen wahr.

Den Markomannen läßt der Verf. (II. Bch. 1. C.) die slavischen Cechen als einen Zweig des dritten Hauptvolks von Europa in Böhmen folgen: — einen zweyten Hauptstamm der Slaven nennt der Verf. den östlichen oder russischen; einen dritten den südwestlichen oder illyrischen; größtentheils nach den Ansichten Safarik's. Das hier entworfene Bild altslavischen Lebens ist anziehend. Lechy, größere Grundbesitzer. Noch heißen in Tyrol und im salzburgischen Gebirge alle Bauerngüter Lechen, wohl nicht vom Lehnen, Belehnen. Zakony: althergebrachte Gesetze. Wir haben diesen einst mehrfältig in Bayern eingewanderten Familiennamen, gleichsam die Ehrenvesten! z. B. zu Reichenhall nachgewiesen; und bey Fallmerayer, von gleichnamigen Colonien auf Morea, gelesen. Den Pflug, plug, wie das Brod, chlieb, Laib, erkennt der Verf., was wieder auf ein viel früheres Auftreten der Slaven in Westeuropa deutet, als ursprüngliche slavische Erfindungen. Boh, der höchste Gott, der Schöpfer der Welt. (Buk bey den nordteutschen Slaven; — Putz in Bayern, von Bog?) Aus der ersten Zeit des bayerischen Christenthums finden wir da (m. s. den Indiculum Arnonis!) mehrere Pfarrkirchen, als Pohkirch, Pohpah, Bohchire aufgeführt, welche man bisher als Buchkirchen und Buggkirchen deutete. Ueberhaupt kehrt Poh, heute Buch, wie wir anderwärts bemerkt haben, in der alten Topographie Bayerns vielfältig wieder. Unter dieser Bezeichnung könnte wohl hie und da der heidnisch-slavische Cultus in den christlichen übergegangen seyn. — Um die Mitte des V. Jahrh. und im Gefolge Attila's Hin- und Rückzug läßt der Verf. den slavischen Kriegsfürsten Cech Böhmen erobern; also gleichzeitig mit den Bewegungen der Völkerschaften, welche uns aus der Lebensbeschreibung des heil. Severin im Ufernorikum und in Pannonien bekannt sind. Hundert Jahre später drängen die Avaren aus Asien heran. Ueber die allzubefangene Darstellung der Periode Samo's, den Pelzel im Voigtland, als ob es damals schon Reichsvögte dort gegeben hätte, und Andere sogar unten zu Wolgast suchten, haben wir hier, unter Berufung auf das, was darüber und dagegen längst nachgewiesen ist, nichts mehr zu sagen. *)

*) So eben kömmt uns der achtzigste Band der

„In der zweyten Hälfte des VII. und im Verlaufe des VIII. Jahrh. sieht der Verf. (II. Bch. 2. Cp.) eine große Lücke in der böhmischen Geschichte.“ Ein Zeitraum von mehr als hundert Jahren, innerhalb dessen zur Christianisirung der Slaven an den Quellen des Mayns und der Cisga (Aisch) durch das Bisthum Wirzburg; und noch mehr zwischen der Ohre (Eger) Camp und dem Regen, (seine Quelle heißt Böhmischwasser) seit Ende des VI. Jahrhunderts durch Rupert, zunächst von Regensburg her, durch die vielen Zellen-Gemeinden und durch die schon mit dem VIII. Jahrh. erstandenen Abteyen an der Donau im weiten und damals dicht bewohnten bayerisch-böhmischen Waldgebiete unstreitig viel geschehen ist. Es kann nicht länger verkannt werden, daß der hl. Rupert auf das Volk im Böhmerwalde vorzüglich einzuwirken suchte. Vom uralten Münster am Zusammenflusse des Regens und der Camp, heute Chammünster, wo einst des Ptolomäus Parmaecampi sassen, während ihre Stammesverwandten die Adrabae Campi an den beyden österreichischen Campen, an der südlichen Abdachung Böhmens zur Donau hausten; und von Cham aus, dem Sitz einer bayerischen Markgrafschaft, drangen Handel, Bodencultur und das christliche Familienleben, wenn nicht rasch, doch unaufhaltsam über die Höhen Böhmens hinein. Davon giebt auch die Thatsache Zeugniß, daß Böhmen bis Schlesien hin zum Bisthume Regensburg gehörte. Erst um das Jahr 972 erhielt Prag einen eigenen Bischof, und zwar durch den von Regensburg selbst, durch den heil. Wolfgang, den Hr. Palacky mit Recht einen wahrhaft apostolischen Mann nennt, und dessen Verdienste in der bayerischen, böhmischen, österreichischen und ungarischen Culturgeschichte (überall war Wolfgang persönlich bemüht, das Land wieder aus der ungarischen Verwüstung herauszuarbeiten, — nicht genug gewürdigt werden können.

Vielleicht gelingt es noch später, nach Bekanntmachung der Kloster-Monumente Böhmens, nach Herstellung einer beurkundeten Topographie und mittelst localer Anschauungen des Landes (die genaueste Terrain- und Volkskunde ist für die Geschichtschreibung unerläßlich) — jene Lücke einigermassen auszufüllen.

Carl der Große hatte die Civilisation Böhmens unverrückt im Auge, was in dieser Richtung hin seine Anstalten von der Elbe und thüringischen Saale bis zur Donau kund geben; auch seine munificente Ausstattung der Abtey Meten, Medema, (Mon. h. XI.) am gleichnamigen Bächlein, und wahrscheinlich eine der vielen slavischen Bergstätten längs dem bayerischen Walde, da auf Kupfererz, mēd, muß aus diesem Standpunkte erklärt werden. Ob nicht schon damals die Glasmacherey in Böhmen betrieben wurde? Nehmen wir hier nur das eine, den gegenseitigen Handel mit Natur- und Kunstprodukten überhaupt zum Augenmerk, wie er seit uralter Zeit über Regensburg und Passau gen Böhmen u. s. w. statt hatte, und wodurch dem materiellen und geistigen Verkehr so mannigfaltig der Weg gebahnt worden ist. Auch die Hagiographie Bayerns darf dabey nicht übersehen werden. Wenn wir bey der Anzeige des mährischen Codex von Hrn. Boczek den Leitungssatz aussprachen, daß die in Bayern, durch die Römer praktisch gelehrten, und durch die Rheinfranken wieder geweckten Grundelemente der Cultur und Civilisation früher zur Reife gediehen, und sich daher auch gegen Mähren geltend machten; so hat das auf Böhmen gleiche Anwendung; und der bayerische oder Nordwald ist es, der, seiner ganzen Länge nach, bey jedem Schritte die einstmalige Lebendigkeit dieser Wahl- und Blutsverwandschaften beurkundet. Hier, in der bayerischen, und in der Spezialgeschichte von Regensburg und Passau, vermissen wir aber, wie sich auch noch aus spätern Bemerkungen ergeben wird, jenen umfassenden Selbstunterricht, den Hr. Palacky anderwärts darthut.

Wiener-Jahrbücher der Literatur und darin, im Anzeigeblatt, ein Versuch, die Verschiedenheit der Ansichten über Samo zu beseitigen, zu Gesicht. Die hier zum Grunde liegende Idee, zwey Samo's (wie etwa zwey Sct. Ruperts!) anzunehmen, dürfte alsobald als das ungereimteste Auskunftsmittel erkannt werden. Auch eine Replik des Hrn. Prof. Filz über das Zeitalter des h. Rupert, finden wir in diesem Bande, nachdem unsere geographischen Notizen hierüber bereits abgedruckt sind.

Aus den sogen. legibus portoriis, Mauth- und Zollverhältnisse betr., welche um das J. 906 auf Befehl König Ludwigs von den Bischöfen, Aebten und Grafen des östlichen Bayerns und der dortigen Gränzländer zu Raffel- (Ram-) stätten neuerdings und umständlich geregelt wurden, und wobey man ausdrücklich die früheren Jahrhunderte zum Anhalt nahm: (Oefele, rer. boic. script. I. 718 und Mon. b. T. XXVIII. P. II. 203.) hätte Hr. P. im II. Bde. 6 Cap. in Beziehung auf Böhmen doch wohl mehr entnehmen, und darüber commentiren können. Wer vertrat auf diesem wichtigen Conventtage die Interessen Böhmens, der Sclavi de Rugis vel Boemanis mercandi causa venientes? Wohl hatten sich die Böhmen, welchen aus dem Mineralreiche, einige Sauerlinge ausgenommen, nur das Salz ganz und gar versagt ist, einst dasselbe von Halle in Sachsen geholt, ursprünglich Dobrebora, und es dobro sul, gutes Salz, genannt; aber schon im VIII. Jahrhunderte war das bayerische Salz, von Reichenhall aus, wie wir es umständlich nachgewiesen haben, (Geschichte der teutschen Salzwerke ꝛc. München 1833) über Passau ꝛc. und durch den Nordwald nach Böhmen, Mähren und Schlesien im vollen Gange, und damit vielseitiger und lebhafter Verkehr zwischen diesen Ländern und Bayern eröffnet: und daher das Aufkommen vieler Ortschaften und viele Stiftungen. Davon schweigt aber Hr. P. ganz und gar in dem sonst so lehrreichen 6. Cap. II. Bch. S. 187 auch im III. Bch. 6. Cap. Als Kaiser Heinrich II. im J. 1010 die Frauenabtey Niedernburg zu Passau neuerdings ausstattete, war der alte böhmische Zoll als eines der ergiebigsten Privilegien darunter begriffen. Auch der goldene Steig über Rinchnach heraus, die via Boemorum, war von ihnen mit Saumrossen Tag und Nacht belegt. Zur Zeit des Bischofs Otto von Passau, (s. dessen Receß mit seinen Ständen v. 1260) durften auch die Bayern mit Saumrossen auf diesem Weg hinein frachten; aber nur für den Tag, nicht für die Nacht, war ihnen im Falle eines Verlustes Entschädigung zugesichert. Die zu Passau von einer zahlreichen Zunft (die Messerer) aus Steyrer-Eisen verfertigten Klingen waren längst einer der gesuchtesten Artikel für

Böhmen und Mähren: vielleicht schon aus der Zeit der Markomannen?

Doch, wieder zu Hrn. Palacky zurück. Im 6. Cap. des II. Bch's., dessen Erwägung der Verfasser schon in der Vorrede empfohlen hatte, wird behauptet, „daß die Leibeigenschaft bey den alten Slaven unbekannt war"; und verschiedene Beweisstellen wollen dafür geltend gemacht werden. Aber weder im Procop, noch im Jornandes; — weder in den Neueren: Herder, Schloezer, Streitter, Wagner, Tzschoppe, Stenzel, Engel, Rohrer und Andern, welche über die Slaven in Rußland, Polen, Schlesien, in Nieder- und Oberteutschland, bis nach Slavonien und Croatien hin, geschrieben haben, findet diese Behauptung einen Halt. Selbst Safarik, der in der Charakteristik der Slaven mit so viel Bedachtsamkeit zu Werke geht, sagt das nicht. In „Dobrowsky's Slavin, „Bothschaft aus Böhmen an alle slavische Völker" ꝛc. herausgegeben von Wenzeslaus Hanke, Prag 1834, sind eben die Grundzüge der Sitten und Verfassung der slavischen Stämme aus jenen Schriftstellern sehr verständig zusammengestellt. *) Die vom Hrn. Verf. aus Mauritii Strategico angeführte Stelle besagt im Zusammenhange gelesen, nichts anderes, als die außerordentliche Achtung der Slaven für Fremde, also auch für ihre Kriegsgefangenen. Vielmehr scheint uns die Leibeigenschaft von jeher ein genetischer Zug des innern slavischen Volks-Lebens gewesen zu seyn. Wohl möchte in diesem öfter ein demokratischer Geist wahrgenommen werden. Daß jedoch Demokratie und Leibeigenschaft neben einander von jeher bestanden und noch bestehen; be-

*) Dabey mag man selbst die Noten der österreichischen Censur um so weniger übersehen, als bekanntlich diese auch in das Wissenschaftliche der Schriften eingreift, und tüchtige Fachgelehrte als Censoren angestellt sind. So z. B. lautet in Hanke S. 370 bezüglich auf die Herkunft der Slaven eine Anmerkung der Censur dahin: „Sie waren aus ihrem alten Sarmatien in dem Gewoge der Völkerwanderung so weit fortgeschwemmt worden; die ewige Weltordnung wollte aber nicht, daß sie die Naturgränzen ihres genetischen Gebietes in infinitum überschreiten sollten."

weist die alte Völkergeschichte, wie, mit einem Blicke auf die nordamerikanischen Freystaaten, die neueste. Im Tribut an die teutschen Oberherren und Kirchen waren auch mancipia begriffen; und wenn z. B. im Dithmar de libertate inolita, i. e. innata, ingenita der Milzen in Meissen gesprochen wird; und von der Knechtschaft, in die sie dann geriethen; so will das nichts anders sagen, als daß das slavische Volk, die gewährleistenden Stände in demselben, (nicht das Gesinde, und die Grundpflichtigen, mochten diese im eroberten Lande schon gewesen, Eingeborne, oder erst mit eingewandert seyn,) seine Selbstständigkeit verlor und streng unterwürfig wurde. Die im Jahre 906, wie oben angeführt, zu Raffelstätten erneuerten Zollbestimmungen, welche nebstbey auch zum Beweis dienen mögen, daß Böhmen damals noch nicht zum teutschen Reiche gehörte, treten hier wiederholt hervor. Neben Wachs (und Honig), neben Pferden, (Hengste und Stuten) pflegten die Slaven auch leibeigne Knechte und Mägde, mancipia, ancillas, servos, stromaufwärts, nach Bayern, zu verkaufen, und dagegen vorzüglich Salz zu empfangen; das ist Thatsache.

In der Urheimath der Völker, im Patriarchat, ist die Leibeigenschaft in der väterlichen Gewalt, und in der Hausgenossenschaft begriffen. Bey Auswanderungen und kriegerischen Ueberzügen traten natürlich mehr lockere Verhältnisse der Hörigkeit ein. In diesem Moment sind von den alten Schriftstellern manche Züge aus dem Völkerleben aufgefaßt. In Anbetracht obiger Zollbestimmungen gegen die böhmischen Slaven muß von Zweyen Eines angenommen werden. Entweder behielten sie die mitgebrachte oder im unterjochten Lande vorgefundene Leibeigenschaft — für Schuldner, Verbrecher, Verarmte, Entehrte, Entlaufene ꝛc. nach Sitte und Gesetz bey; oder sie galt nur den auswärtigen Gefangenen; d. h. sie hätten, wie heutzutage, die Negerhorden auf der Westküste von Afrika, nur Kriege geführt, um Gefangene zu machen, und sie als Sklaven wieder zu verkaufen. Da aber diese Gewohnheit unstreitig weniger ehrenhaft und mit der oben gerühmten Achtung für Fremde eben so, wie später mit dem Christenthume unvereinbarlich gewesen wäre; so wird auch bey den alten Slaven die Leibeigenschaft nicht wohl bezweifelt werden können. Sobald unter jenen Zeit- und Rechtsverhältnissen ein Volk seßhaft und heimathlich geworden, konnte es auch der Leibeigenschaft nicht entbehren; erst nun war diese Art von Zuständigkeit, das mancipium, einen Menschen handfest zum Eigenthum zu machen, ausführbar. Ueberhaupt bleibt es unsere Ueberzeugung, und der Hr. Verf. scheint sich auch in so fern anzunähern, daß die Slaven in Böhmen, „die Westslaven“ in der Abstufung der persönlichen und dinglichen Freyheit und Hörigkeit vor den Teutschen nichts voraus hatten.

Von einem glücklichen Feldzuge K. Ludwig des Teutschen gegen die Böhmen im Jahre 854 hat sich auch in den Urkunden des Bisthums Freysing (Meichelbek hist. Frising. P. II. N. DCCII.,) eine merkwürdige Stelle erhalten. Die Urkunde, actum ad Epilingen XVI. Kalendas Aprilis ao incarnationis Domini DCCCLV. berichtet, daß der König da, zu Aibling in Oberbayern, einen Hoftag hielt, um unter andern zwischen dem Bischofe von Trient, und jenem von Freysing wegen Weinbergen bey Botzen ein Urtheil zu sprechen. Dann fährt die Urkunde also fort: „Quibus sibi subactis, ut locus obtulit dono Dei optissimus Rex Ludovicus interea ad Epilingen dies quadragesimales frequentabat, misit aciem Bajovvariorum in Poëmanios, quorum ductor Ernest Comes (Ernst der Noriker, Herr zu Hallstatt ꝛc.) exstitit, Episcopis simul comitantibus. Tum demum reversi cum rumore non minimo, ut moris est, confluebant ad Regem. Tum autem evenit inter alia Missus Regis Longobardorum affuisse etc.“ Graf Ernst war auch da gegenwärtig, und fungirte als Pfalzgraf.

In der Erzählung des Bruderzwistes unter den Söhnen Swatopluks in Mähren (II. B. 5. Cap. S. 151) tritt der Verf. dem dortigen Bischof Wiching, dann Bischof zu Passau, und Kanzler K. Arnulfs, so wie diesem selbst, offenbar zu nahe. Die Aufträge der teutschen und bayerischen Regenten vollführend, in dem angränzenden Mähren Recht und Ordnung zu erhalten, (heutzutage: Interveniren, Cooperiren!) wurde der Markgraf Aribo und sein

Sohn Isanrich, (sonst Isengrimm,) wie schon ihre Ahnherren Wilhelm und Engelschalk (aus dem Hause der Grafen von Tengling, Playn, Beilstein,) mehrfältig und allzuleicht in die Zerwürfnisse der mährischen Fürsten verflochten, und sie mußten dafür auf beyden Seiten hart büssen. Seit Wilhelm waren diese bayerischen Dynasten in Mähren selbst begütert, und mit dem Stamme der Pr'emysliden verschwägert (s. gel. Anz. Jahrg. 1837 Nr. 161.). Bischof Wiching erlitt selbst durch den kriegerischen Dietmar, den Erzbischof von Salzburg, Aribos Blutsverwandten, der dann auch seinen Tod in der Schlacht gegen die Ungarn (907) fand, viele Kränkungen. Adlzreiter, der sehr geachtete bayerische Geschichtschreiber, sagt (in seinen boicae gentis annalib. P. I. Lib. XII. p. 313) unter andern „Ejusce aedificii autorem, (die nachmalige Abtey Ranshofen am Inn,) produnt Wichingum, Pataviensem Episcopum, Arnulfi Cancellarium, virum magni nominis, et praecipuae apud eum dignationis, quippe cujus prudentia potissima regni consilia et summa rerum agendarum vertebantur, sive res publica foret moderanda sive privatorum gratiae et bene meritorum praemia decernerentur etc.“ Auf keinen Fall war Wiching der „ränkevolle Mann,“ und das blosse Werkzeug K. Arnulfs zum Abbruch der jungen mährischen Fürsten, wie ihn Hr. P. schildert.

Wäre in der böhmischen Geschichte nicht auch des großen Conventes zu Tulle in Oesterreich, (c. 985), worauf alle benachbarten Bischöfe, Grafen, Landherren und Gränzsassen den Umfang des Bisthums Passau ꝛc. verhandelten, zu erwähnen gewesen?

Bey dem großen Einflusse, welchen damals das Familienleben der Fürsten auf das Volk hatte, muß der Geschichtschreiber die Genealogie besonders fest und klar zu halten suchen. Diese Aufgabe ist aber desto schwieriger, je mehr sich eine Dynastie, wie die der Pr'emysliden, in Böhmen und Mähren, in mannigfaltigen Aesten und Zweigen ausbreitet, und in der oft nur transitorischen Herrschaft durchkreuzt; (abgesehen, daß zur Ermittelung der Namen von ein- und derselben Person hier drey Sprachen, Slavisch, Teutsch, und Latein gegen einander gehalten werden müssen) und je dunkler meistens die Spuren sind, den Zugang und die Heimath der Frauen, der weiblichen Sippschaft, zu erforschen. Hr. Palacky hat auch in dieser Hinsicht viel geleistet, wie das die diesem Bande beygefügte Stammtafel der Pr'emysliden überschauen läßt.

Aber noch ist Manches zu berichtigen und zu ergänzen. Woher die teutschen Namen Conrad, Ulrich, Heinrich, Otto, Luitpold, Diepold, Adelbert, Ottokar u. s. w. in diesem slavischen Fürstenhause, und die mehrmalige Wiederholung dieser Namen in den Generationen? Wie gelangte ein Pr'emyslide, Swatobor (Friedrich) zum Patriarchat von Aquileja? Unstreitig durch teutsche, zunächst durch bayerische Ahnfrauen. Dem Conrad I. von Brünn c. 1054 — 1092, giebt der Verf. eine Hilburg zur Gemahlin, schweigt aber über ihre Herkunft. Und dennoch ist sie eine der merkwürdigsten, der hochherzigsten Ahnfrauen der Pr'emysliden, von welcher der Verf. selbst die erhabensten Züge zu erzählen weiß, z. B. (III. B. 6 Cap. S. 324) wie sie ohne Wissen ihres tiefbedrängten Gemahls in das Lager Königs Wratislaw, des Siegers, eilte, und beredt und flehend, die fürstlichen Brüder versöhnt. S. 329 wird sie Hilburg von Oestreich genannt; und werden ihr zwey Söhne Ulrich und Lutold zugeschrieben. Erster erscheint dann als Prätendent von Böhmen; und der zweyte stirbt als Markgraf von Znaym. Von diesem stammt Conrad II. Markgraf in Mähren u. s. w.

Diese Fürstin Hilburg oder Wiliburg, von den Böhmen auch Wirbirk genannt, stammt unmittelbar aus Bayern von den Grafen Tengling-Playn-Beilstein, von Burghausen und Schala, von demselben weit verzweigten Hause, welchem auch schon die Markgrafen Wilhelm und Aribo, wie wir oben bemerkt, in Oestereich und selbst in Mähren begütert, entsprossen waren. Heinrich, einer der Brüder Wiliburgs, war Bischof zu Freysing. Diese Bluts-Verwandtschaft hat der geniale Ritter Dü-Büat p. 275, 277, 356 zuerst aufgeklärt; ihm folgte Hr. Prof. Filz, s. origines boicae domus, P. I. tabula XVII. in seiner Geschichte der Abtey Michaelbeuern (Salzburg 1833) mit dem ihm eigenen Scharfsinn und selbst die böhmischen Geschichtschrei-

ber Cosmas von Prag, und Dubrovius benützend (S. 74, 119, 123). Und nun erst wird es begreiflich, warum z. B. jene bayerischen Magnaten ihrem Vetter Ulrich aus Ebersbergischem Geblüt, von Brünn gegen Borywoy so thätig zu Hülfe eilten (Palacky S. 349).

Eine andere erlauchte und nicht minder merkwürdige Frau erscheint in Palacky's Stammtafel der Premysliden, als Richsa, die Gemahlin Wladislaw I. und als eine Gräfin von Berg, † 1125, aufgeführt. Im Texte S. 376 sagt der Verf.: „Herzog Wladislaw hatte Richsa, die Tochter des Grafen Heinrich von Berg aus dem Stamme der Markgrafen von Burgau zur Gemahlin. Boleslaw Schiefmund schloß jetzt mit deren Schwester Salome seine zweyte Ehe; beyde Schwesteru stimmten fortan ihre Gemahle zu Eintracht und Frieden.“ Die beyden Frauen waren allerdings Schwestern, aber nicht aus Schwaben, sondern auch aus Bayern, aus dem mit Böhmen zunächst und längst befreundeten Nachbarland gebürtig. Ihr Vater war Diepold II., Graf von Vohburg, und Markgraf ron Cham; der aus dreyen Ehen zwey Söhne Berthold und Diepold III. und mehrere Töchter erzeugte. Eine derselben, Adelheid, hatte K. Friedrich I. zur Gemahlin, und damit Waldsassen und Eger als Brautschatz erhalten; sich aber dann von ihr unter Rückhalt ihres Eingebrachten, geschieden. Die wahre und wohlbegründete Ursache hat Otto von St. Blasien der Geschichte bewahrt. Die älteste von Adelheids Schwestern hieß Reiza, in den von ihr ausgestellten Urkunden: Richza, ducissa de Boemia; bey den böhmischen Schriftstellern auch Amabilis: eine dritte Schwester ward an Markgraf Otto von Mähren, Herzog Wladislaus, Bruder vermählt. Ein Jahr vor seinem Tode hatte Wladislaw eine Tochter Beata, böhmisch Swatowa, an Friedrich Grafen von Bogen, auch ein nächster bayerischer Nachbar, vermählt. Reiza oder Richsa hatte sich aber nach ihres Gemahls Tod, hochschwanger in das von ihren Altern gestiftete Kloster Reichenbach am Regen zurückgezogen, wo sie, noch in demselben Jahre, an der Geburt eines Sohnes starb. Eine vierte Schwester hieß, nach ihrer Mutter, Cunigund, und ward die ihrer Klugheit wegen gerühmte Gemahlin des Markgrafen Ottokar V. von Steyer; ihren Sohn, Ottokar VI. erhob K. Friedrich I. zum Herzog.

An der Gründung der böhmischen Abtey Chladreub, (Cladicina, Chladrima) durch ihren Gemahl Wladislaw hatte Reiza vorzüglich Theil, und auch ihr Bruder Berthold wird als ein Wohlthäter dieser Stiftung gerühmt. Zum Kloster Reichenbach widmete die Herzogin-Wittwe Reiza, „cum consensu liberorum suorum predium superius et inferius Aspach etc.“ Mon. boica T. XIV. 411. T. XXVII. 8. Christ. Friedr. Pfeffel in seiner Geschichtsbeschreibung der alten bayerischen Markgrafen auf dem Nordgau im II. Bande der historischen Abhandlungen der churbayerischen Akademie der Wissenschaften 1764 hat diesen genealogischen Zusammenhang, auch wieder mit Hülfe der älteren böhmischen Geschichtschreiber, zur Evidenz gebracht. Ihm gebührt zunächst das Verdienst, Reiza oder Richsa als zweyte Gemahlin des Herzogs Wladislaw I. und als Schwester der Gemahlin seines Bruders Otto Wladislaw II. und Diepolds I. zu bezeichnen, wornach die von Palacky aufgeführte Gräfin von Berg als erste Gemahlin, aber freylich unter ganz anderm Causalnexus der Begebenheiten, keinen Anstand hat. Diese Sachverhältnisse werfen ein neues Licht auf die böhmische Geschichte. Nun erst wird es begreiflich, warum nur Borywoy II. als eingedrungener Herzog von Böhmen in Verbindung mit seinem Schwager Leopold von Oestreich dem alten Kaiser Heinrich IV. zugefallen, dem Markgrafen Diepold, Wladislaw's Schwiegervater, ins Land fiel, und es gräulich verwüstete; (bayer. Geschichte und Palacky S. 351). Markgraf Diepold I., Graf Berengar von Sulzbach, Otto von Diessen, und andere hohe Verwandte des zu Regensburg im Jahre 1104 unter den Augen K. Heinrichs IV. ermordeten Grafen Sighart von Burghausen und Schala, standen nun offen auf der Seite Heinrichs V. gegen seinen Vater; nun erklärt es sich, warum, als K. Heinrich V. auf den Ruf Wladislaw's im Jahre 1119 nach Böhmen eingebrochen war, (Palacky S. 371), derselbe den Markgrafen Diepold von Vohburg und den Grafen Berengar von Sulzbach zur Erzielung eines Waffenstillstandes unter den Partheyen, nach Prag vorausgesandt hatte. Auch noch andere in

dieser Stammtafel auffcheinende Princeſſinnen möchten bezüglich auf ihre Herkunft und weitere Verbindung, bayeriſche Geſchichtſchreiber zur Hand, einer nähern Erwägung unterliegen. — Jedenfalls ſind es zwey bayeriſche Stammhäuſer uralten Adels und ächtfürſtlichen Welt- und Heimathlebens, welche durch ihre erlauchten Töchter und durch deren tüchtige Nachkommen auf die Civiliſation von Mähren und Böhmen unter den Pr'emysliden den vorzüglichſten Antheil hatten. Es waren nämlich von Süden, von Oſtbayern her, und nach der March hinauf die Dynaſtie der Playen und Beilſtein, eben als Hallgrafen, im Gefolge des Salzhandels zuerſt; — und von Weſten her die Grafen von Vohburg: durch die Arnolde und Bertholde vielleicht ein Zweig der Scheyrer; auch nach ihren Liegenſchaften; und im mehrmaligen Nachklang der Agilolfinger Theodo und Theudobald, (dieſer † 712: Diepold iſt das verböhmiſchte Theudobald) noch viel weiter hinauf deutend. Der Pr'emyslide Diepold II. erſcheint in vorliegender Geſchichte als Menſch und Krieger gleich ausgezeichnet; ohne Nachkommen endet er um das Jahr 1190 auf einem Zuge zum hl. Grabe; während die Stammesvettern zu Vohburg und Cham in Bayern mit dem Jahre 1209 erlöſchen. Einer der letzten Pr'emysliden in dieſer Stammtafel iſt Swatopluck von Jamnitz: und zwar, wohl bedacht, ohne weitere Folge; während ſich Hr. Boczek, wie wir bey Beurtheilung ſeines Codex Moraviae Nr. 161, 1837 dieſes Blattes zeigten, zum Anknüpfen an einen ganz fremden Zwentibold verleiten ließ. Swatopluck und Zwentibold hat ein- und dieſelbe Bedeutung; die teutſchen und bayeriſchen Geſchichtſchreiber haben die letztere Schreibart; auch wohl Zwetboch: und zufällig ſind ſeit K. Arnulfs natürlichem Sohn Zwentibold in der teutſchen, bayeriſchen und böhmiſchen Geſchichte hintereinander mehrere dieſes Namens aufgetreten, welche von einander abzuleiten, wie wir erwieſen haben, eine ſehr verfängliche Probabilität wäre.

Als der erſte Band der Urkunden von Mähren von Boczek erſchien, ward damit die Zuſicherung gegeben, daß die Geſchichte von Mähren nach vollendeter Herausgabe der Urkunden, ſie zu vier Bänden berechnet, folgen würde. Bezüglich auf Böhmen hat man eine umgekehrte Ordnung beliebt. Ein böhmiſcher Codex ſoll erſt nach vollendeter Geſchichte von dieſem Lande erſcheinen, weil die bisherigen Sammlungen noch zu mangelhaft wären. Dennoch möchte der erſte Weg, um zu einer pragmatiſchen Landes- und Volksgeſchichte zu gelangen, der richtigere, und durch eine, wenn auch ſehr glänzende Erudition in der Literatur, kaum zu erſetzen ſeyn. Man wird leicht errathen, daß wir hier auf die Eröffnung und Benützung der böhmiſchen Kloſterarchive und auf eine daraus hervorgehende Topographie, ein beſonderes Augenmerk richten. Zur Zeit hat Schaller hierin das Mögliche geleiſtet. Zwar fangen dort dieſe Urkunden erſt mit dem XI. und XII. Jahrhundert zu ſprechen an; ſie ſind aber dann auch deſto beredter, und deuten in vielen Dingen auf die früheren Jahrhunderte unverkennbar zurück. „Die Ermittlung der innern Zuſtände, des alten Volkslebens“ — iſt es ja, wie Hr. Palacky in der Vorrede ſelbſt bemerkt, um was es ſich vorzüglich handelt.

v. KochSternfeld.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlag der k. Akademie der Wiſſenſchaften, in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

10331561

10331561

10331561

A. Sch